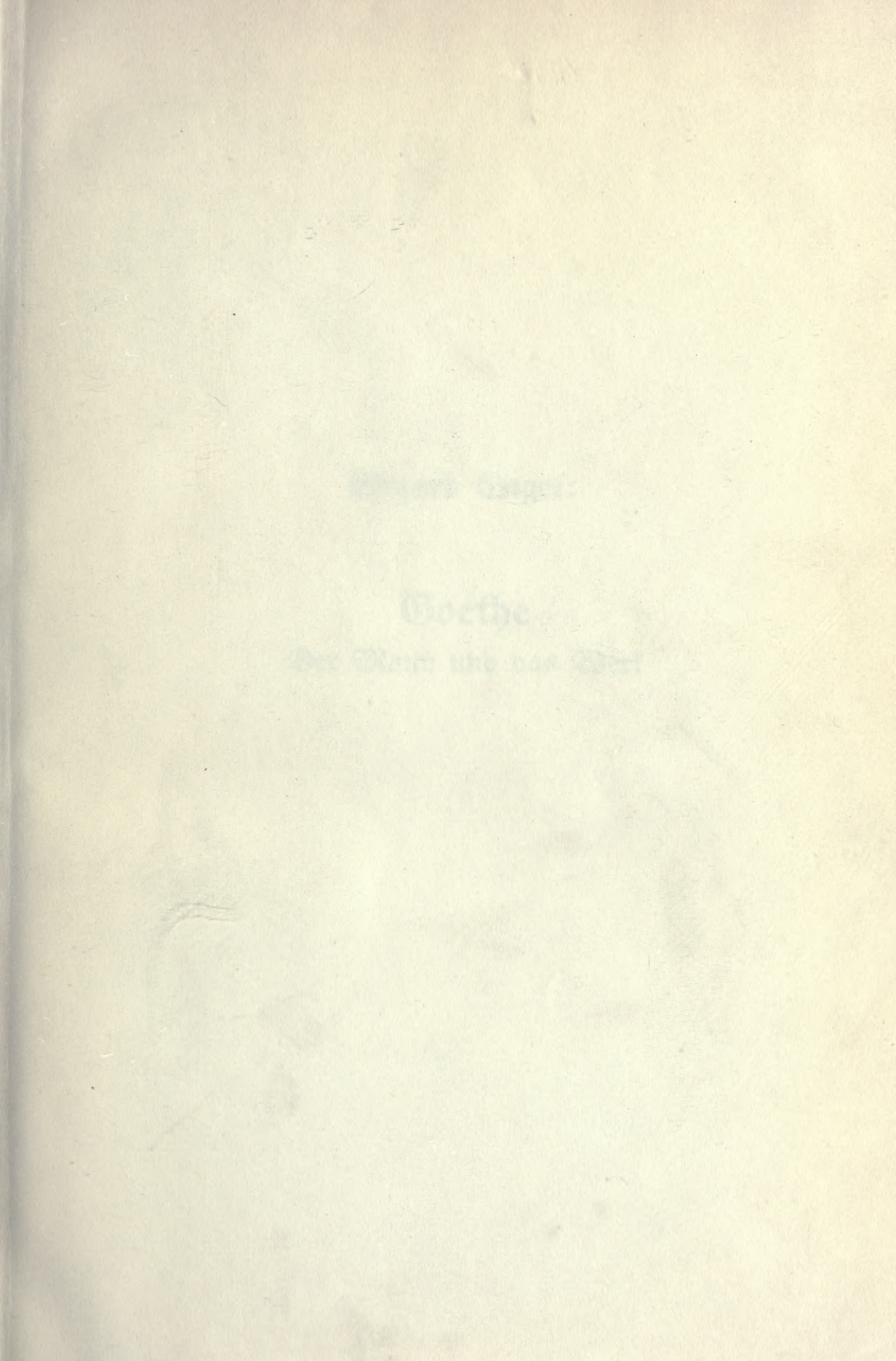




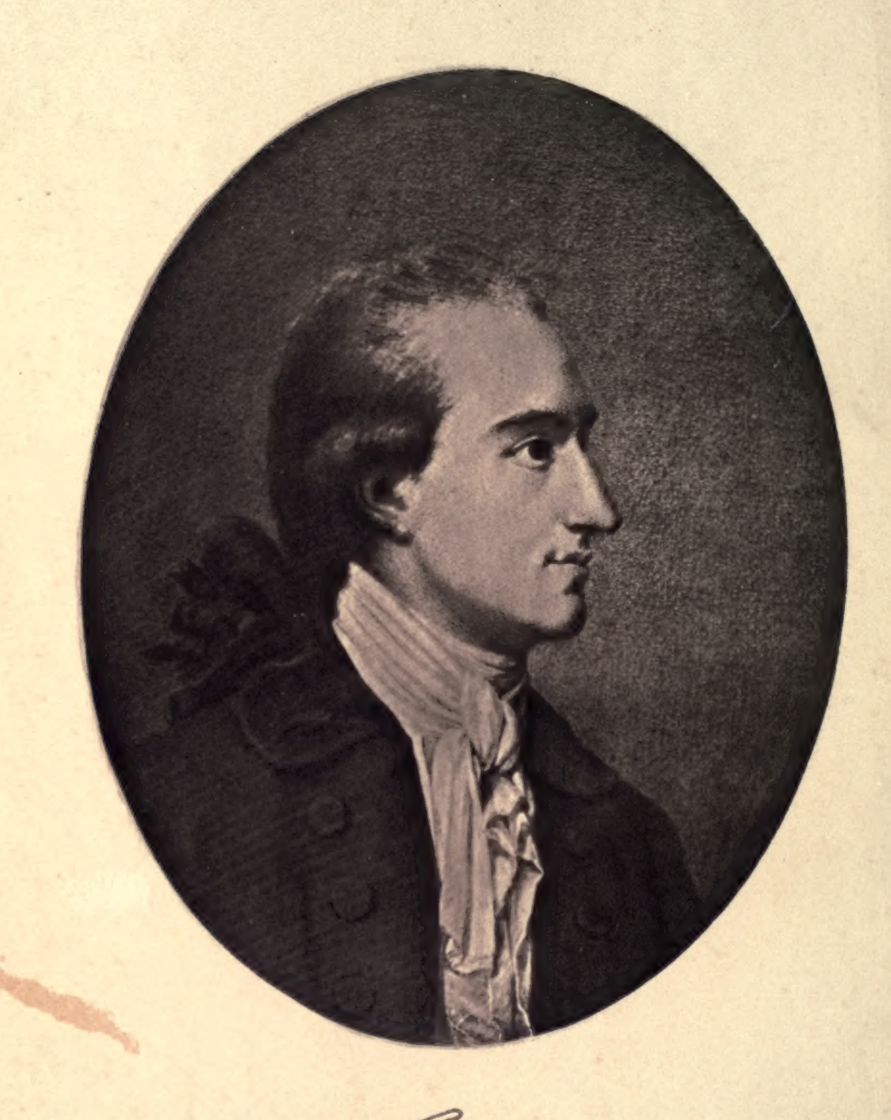


Eduard Engel:

Goethe

Der Mann und das Werk

2'



Goethe nach dem Bilde von May, 1779

Goethe

Der Mann und das Werk

Von

Eduard Engel

Mit 32 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften

Achte Auflage

Berlin SW. 68

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
G. m. b. H.

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

5

Inhalt.

Seite
Einleitung 9

Erstes Buch.

Der Knabe im Elternhaus und der Student in Leipzig.

Seite
1. Kapitel: Geburt, Heimat und Abstammung 15
2. Kapitel: Goethes Vater 17
3. Kapitel: Frau Rat 20
4. Kapitel: Schwester Cornelia 25
5. Kapitel: Des Knaben Unterricht und Bildung 27
6. Kapitel: Junge Erlebnisse und Dichtungen 30
7. Kapitel: In den Leipziger Hörsälen und Kunsthäusern 33
8. Kapitel: Im Menschenleben zu Leipzig 36
9. Kapitel: Kunst und Liebe 39
10. Kapitel: Die Leipziger Liederbücher . 43
11. Kapitel: Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen. — Goethe beim Weggange von Leipzig 46
12. Kapitel: Wieder in Frankfurt 50

Zweites Buch.

Straßburg, Herder und Sesenheim.

Seite
1. Kapitel: Straßburger Dinge und Menschen 55
2. Kapitel: Lernen und Leben 61
3. Kapitel: Homer, Ossian, Shakespeare, Faust 63
4. Kapitel: Begegnung und Verkehr mit Herder 65
5. Kapitel: Der Umschwung durch Herder 69
6. Kapitel: Friederike Brion 73
7. Kapitel: Die Dichtungen der Straßburger Zeit 84
8. Kapitel: Reifung und Abschluß . . . 86
9. Kapitel: Der Zustand deutscher Literatur und Bildung 90
10. Kapitel: Goethe im Mittelpunkt von Sturm und Drang 97

Drittes Buch.

Die Frankfurter Schöpferjahre (1771—1775).

Seite
1. Kapitel: Im Elternhause 101
2. Kapitel: Merck und der Darmstädter Kreis 104
3. Kapitel: Götz von Berlichingen . . . 106
4. Kapitel: Schaffenslust und junger Ruhm 116
5. Kapitel: Titanenpläne und Bruchstücke 122
6. Kapitel: Fastnachtspiele, Satyrdramen, Singspiele 125
7. Kapitel: Wetzlar und Lotte. — Thal und Maximiliane 132
8. Kapitel: Die Leiden des jungen Werthers 140
9. Kapitel: Leben und Lieder 158
10. Kapitel: Clavigo und Stella 162
11. Kapitel: Prosaschriften zur Kunst und Literatur 166
12. Kapitel: Faust 170
13. Kapitel: Das letzte Jahr in Frankfurt. Lili Schönemann 183

Viertes Buch.

Die ersten Elf Jahre in Weimar (1775—1786).

Seite
1. Kapitel: Weimar, Stadt und Land . . 192
2. Kapitel: Karl August 197
3. Kapitel: Der Weimarische Kreis . . . 202
4. Kapitel: Charlotte von Stein 209
5. Kapitel: Genietreiben und Amtswirken. Das Leben von 1776 bis 1786 . . 225
6. Kapitel: Die Dichtungen der Elf Jahre. — 1. Die Lyrik 239
7. Kapitel: Die Dichtungen der Elf Jahre. — 2. Dramatische Werke und Prosaschriften 244
8. Kapitel: Der Beamte Goethe 252

Fünftes Buch.

Leben, Streben, Schaffen in Italien (1786—1788).

Seite
1. Kapitel: Die Flucht nach Italien . . 261
2. Kapitel: Reise nach und Aufenthalt in Italien 264
3. Kapitel: Innere Erlebnisse und Ergebnisse der Reise 273
4. Kapitel: Egmont 279
5. Kapitel: Iphigenie 285
Anhang: Iphigenie in Delphi und Nausikaa 293

Sechstes Buch.

Bis zum Bunde mit Schiller (1788—1794).

Seite
1. Kapitel: Christiane 295
2. Kapitel: Römische Elegien, Venetianische Epigramme, und andere Gedichte . 310
3. Kapitel: Tasso 313
4. Kapitel: Das Leben der Jahre 1788 bis 1794 324
5. Kapitel: Die Französische Revolution und Goethes Revolutionsdichtungen 333
6. Kapitel: Reineke Fuchs und kleinere Dichtungen 338
7. Kapitel: Der Dramatiker und Theaterleiter 341
8. Kapitel: Kleine Prosaarbeiten und Wiederaufnahme des Faust . . . 348
9. Kapitel: Goethes Vereinsamung . . . 351

Siebentes Buch.

Die Schillerjahre (1794—1805).

Seite
1. Kapitel: Meiden und Suchen 354
2. Kapitel: Der Bund 359
3. Kapitel: Die Xenien 368
4. Kapitel: Balladen und andere Gedichte 373
5. Kapitel: Wilhelm Meisters Lehrjahre . 377
6. Kapitel: Hermann und Dorothea . . 386
7. Kapitel: Die Achilleïs und Goethes Griechentum 392
8. Kapitel: Die Natürliche Tochter und dramatische Kleinigkeiten 399
9. Kapitel: Goethe der Symboliker . . 405
10. Kapitel: Goethe und die Romantik . 408
11. Kapitel: Prosaschriften zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft. — Übersetzungen 413
12. Kapitel: Das Leben in den Schillerjahren 417

Achtes Buch.

In den Weltstürmen (1805—1816).

Seite
1. Kapitel: Von Schillers Tod bis nach der Jenaer Schlacht 425
2. Kapitel: Pandora 432
3. Kapitel: Die Wahlverwandtschaften . . 437
4. Kapitel: Das Leben von 1807 bis zum Erscheinen von Dichtung und Wahrheit (1811) 440
5. Kapitel: Das Leben von 1812 bis zu Christianens Tode (1816) 447
6. Kapitel: Der Politiker Goethe 454
7. Kapitel: Ein vaterländisches Festspiel und andere dramatische Gelegenheitsdichtungen 461
8. Kapitel: Der Hofmann und sein Publikum 465
9. Kapitel: Lebensbeschreibungen: Dichtung und Wahrheit. — Tag- und Jahreshefte. — Tagebücher und Briefe. — Italienische Reise. — Campagne in Frankreich 470

10. Kapitel: Prosaschriften zur Literatur und Kunst 475
11. Kapitel: Goethes Weltanschauung: Naturwissenschaft, Philosophie und Religion 477
12. Kapitel: Marianne von Willemer . . 493
13. Kapitel: Westöstlicher Diwan 498
14. Kapitel: Gedichte und Sprüche . . . 501
15. Kapitel: Goethe der Lyriker 505
16. Kapitel: Der dichtende Künstler . . . 519

Neuntes Buch.

Der Menschheitdichter und sein Gedicht: Faust.

1. Kapitel: Einleitung. Goethes dichterischer Wesenskern 525
2. Kapitel: Die Arbeit am ersten Teil des Faust 531
3. Kapitel: Plan und Sinn des Faust . 534
4. Kapitel: Handlung und Gestalten . . 538
5. Kapitel: Form und persönliches Mitempfinden 542
6. Kapitel: Nachlese 544
7. Kapitel: Der zweite Teil des Faust. — 1. Arbeit und Plan 547
8. Kapitel: Der zweite Teil des Faust. — 2. Menschlicher und dichterischer Wert 550

Zehntes Buch.

Altersglorie und Ausklang (1817—1832).

1. Kapitel: Das Leben von 1817 bis 1823 554
2. Kapitel: Wilhelm Meisters Wanderjahre 561
3. Kapitel: Letzte Werke 565
4. Kapitel: Goethes Sprache und Stil . 569
5. Kapitel: Goethes Haus 578
6. Kapitel: Goethes Persönlichkeit . . . 584
7. Kapitel: Goethes menschlicher Charakter 591
8. Kapitel: Die letzten Jahre 600
9. Kapitel: Goethe und die Bildung . . 614

Bücherkunde 619
Zeittafel für Goethes Leben und Werke 620
Namen- und Sachen-Verzeichnis 631

Bildnisse und Abbildungen.

Goethe (von May, 1779, Titelbild).
Johann Kaspar Goethe 20
Elisabeth Goethe 20
Goethes Geburtshaus 21
Cornelia Goethe 26
Käthchen Schönkopf 40
Goethe um 1765 41
Herder (von Graff) 72
Friederike Brion 73
Goethe um 1773 (von Bager) 119
Goethe in seinem Giebelzimmer in Frankfurt (nach Goethes Zeichnung) 120
Charlotte Buff-Kestner 137
Maximiliane Laroche-Brentano 138
Lili Schönemann-Türkheim 183
Herzogin Anna Amalia von Weimar . . 202
Herzog Karl August von Weimar . . . 202
Herzogin Luise von Weimar 202
Ein Leseabend bei der Herzogin Anna Amalia (von Krauß) 203
Corona Schröter (Selbstbildnis) 207
Charlotte von Stein 209
Goethes Gartenhäuschen 230
Goethes Haus am Frauenplan 231
Goethe um 1779 (von Klauer) 236
Goethe in Rom (von Tischbein) 268
Maddalena Riggi (nach Goethes Zeichnung) 269
Goethes Büste von Trippel 271
Christiane Vulpius-Goethe (nach Goethes Zeichnung) 298
Schiller (von Dannecker) 356
Marianne Willemer 493
Ulrike von Levetzow 560
Goethe mit 58 Jahren (von Kügelgen) . 578
August von Goethe 579
Goethes Arbeitszimmer 582
Goethes Schlaf- und Sterbezimmer . . . 582
Goethe seinem Schreiber diktierend . . . 583
Goethe im 79. Jahr (von Stieler) . . . 607
Goethe im 83. Jahr (von Schwerdtgeburth) 610
Goethe auf der Totenbahre (von Preller) 611

Handschriften.

	Seite
Zu einem gemalten Band	85
Warum ziehst du mich unwiderstehlich —	184
Wandrers Nachtlied	211
Übermütig sieht's nicht aus —	230
Aus Egmont	284
Aus Tasso	313
Aus den Xenien	369
Aus dem Epilog zur Glocke	423
Bürgerpflicht	454
Aus der Marienbader Elegie	493
Schema zum Faust	532
Aus der Valentinszene im Faust	542



Einleitung.

> Man lernt nichts kennen, als was man liebt, und je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker und lebendiger muß Liebe, ja Leidenschaft sein. (Goethe an Fritz Jacobi).

Goethe ist jedem gebildeten Deutschen unserer Zeit das wichtigste geistige Erlebnis; kein einmaliges, sondern ein auf jeder Daseinsstufe überraschend neues, sich immer vertiefendes. Ein ganz persönliches Verhältnis haben wir alle zu diesem Größten unseres Volkes, und Wie stehst du zu Goethe? ist die eigentliche deutsche Bildungsfrage.

Weil dies so ist, bedarf trotz der ungeheuren Goethe-Literatur kein redliches neues Buch über ihn einer Rechtfertigung. Jeder Leser Goethes empfindet einmal im Leben den innern Zwang, sich Rechenschaft zu geben von des Meisters Bedeutung fürs eigne Werden und Sein. Wer nun gar ein halbes oder ganzes Menschenalter hindurch aus freier Liebe mit Goethe gelebt, in ihm geforscht, die höchsten geistigen und künstlerischen Freuden an ihm genossen, der fühlt den glühenden Wunsch aufsteigen, seine Erlebnisse an Goethe denen mitzuteilen, die nicht gleich ihm die mühevollen Wege zur urkundlichen Kenntnis von Goethes Menschenwesen und Wirken selbst durchschreiten können, jedoch liebevolles Verlangen nach ihr tragen.

Für die unabsehbar große wahre Goethe-Gemeinde wurde dieses Buch mit innigem Bemühen geschrieben; nicht für die wenigen Goethe-Gelehrten, die alles Wissen von ihm schon in sich vereinigen und keines weitern Buches bedürfen. Für die zur Ehre deutscher Bildung sichtlich wachsende Schar begeisterter Kenner und Verehrer Goethes unter Männern und Frauen in nahezu allen Schichten unsres Volkes. ‚Es gibt dreierlei Arten Leser' nach Goethe, ‚eine, die ohne Urteil genießt; eine dritte, die ohne zu genießen urteilt; die mittlere, die genießend urteilt und urteilend genießt.' Zu dieser mittleren gesellte sich Goethe selbst; für die bewußtgenießenden Freunde Goethes ist dieses Buch bestimmt, das ihnen sagen will, was sie nicht ohne weiteres selbst wissen können, das aber von der Voraussetzung ausgeht, zu gebildeten Deutschen zu sprechen. Der Verfasser hat kein Recht, mit gelehrter Hochfahrenheit bei jedermann die Kenntnis aller Tatsachen in Goethes Leben, aller Schriften von seiner Hand als selbstverständlich anzunehmen; wohl aber darf er von den Lesern eines Buches über Goethe fordern, daß sie seine Hauptwerke kennen. Er hat nicht nötig, ihnen zugleich die den Rahmen eines handlichen Buches sprengende erschöpfende Darstellung der Politik, der Gesamtkultur, der Dichtung des 18. Jahrhunderts zu bieten, um Goethe in seiner Zeit begreifbar zu machen; denn wer sich ohne einige Kenntnis des allgemeinen Bildungsganges an die geschichtliche Bekanntschaft mit Goethe wagt, der baut auf Sand. Ebenso überflüssig ist in einem Werk über Goethe das schülermäßige Nacherzählen des Inhalts seiner allbekannten Schöpfungen, das um nichts dadurch vornehmer wird, daß man es Analyse nennt. Der Verfasser traut seinen Lesern zu, daß ihnen ebensowohl wie ihm

der Inhalt von Götz, Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso, von Werther, Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften, Hermann und Dorothea und die lyrischen Meisterwerke Goethes bekannt sind. Er vertraut auch, daß gebildete Leser Goethes zu eignem Urteil fähig sind, daß ihnen also nicht bevormundend alles gesagt zu werden braucht, was beim Lesen von Dichtungen an Empfinden und Denken in ihnen aufsteigen wird. Er hofft, ja er weiß, daß die Leser eines Buches über Goethe bei diesem Anlaß noch einmal alle seine Hauptwerke und alsdann die weniger bekannten Schriften selbst durchgehen werden, und er sieht in dem vielleicht durch sein Buch erzeugten, jedenfalls beabsichtigten, Goethe-Hunger die Goldprobe auf das Gelingen und die schönste Frucht jahrelanger Arbeit.

Goethe den Menschen und den Dichter, den Forscher und den Weisen, so lebendig wie durch die armen Künste der Feder nur irgend möglich in der Seele des Lesers erstehen zu lassen, einzig Goethe, mit Beiseitesetzung alles Eigendünkels über ihn, — zu Goethe hinzuführen und für immer an ihn zu fesseln: keine andre, keine höhere Aufgabe versucht dieses Buch zu erfüllen. Alles Einzelwissen über dieses oder jenes Ereignis in Goethes Leben, über diese oder jene Quelle und Form seiner Werke steht an wahrem Erziehungswert weit zurück hinter dem hier angestrebten Gesamtmenschenbilde Goethes. Wie der Verfasser nach dem jahrelangen Lesen von Goethe und immer wieder Goethe, zuletzt beim Schreiben selbst der holden Täuschung verfiel, seine Stimme zu hören, sein Antlitz zu sehn, so ist der heiße Wunsch des Herzens, es möge aus dieser beseligenden Stimmung ein Hauch hinüberwehn in das Gemüt des Lesers. Keine Freude am Vermitteln von Wissen oder Überzeugung käme jener gleich, Goethe so gegenwärtig, so lebig gemacht zu haben, wie die zeitliche Ferne einem Nachgebornen erlaubt.

Der Verfasser weiß, daß das Gemälde eines großen Menschenlebens nicht ohne vieles Bücherwissen möglich ist, und er glaubt es hieran nicht haben fehlen zu lassen. Alles gelehrte Wissen jedoch bliebe in diesem Falle toter Stoff, käme nicht ein noch so bescheidenes Vermögen hinzu, hinter dem unendlichen papiernen Wust ein Mannes- und ein Künstlerwesen leibhaft zu schauen. Jeder auf lebendige Wirkung bedachte Darsteller Goethes muß, in ehrerbietigem Abstand, doch ähnlich wie der Meister, aus ahnender Dichtung und geglaubigter Wahrheit eine künstlerische Einheit zu formen trachten. Hätte der Schreiber sich nie selbst an dem Umschaffen der Dunst- und Nebelgebilde seiner Phantasie in sinnenhafte Gestalten versucht, so hätte er sich nicht an die Aufgabe gewagt, nach gedruckten Überlieferungen das Bild dieses gewaltigen Menschen zu zeichnen.

Gern gibt der Verfasser sein einziges Kunstgeheimnis preis: wer Goethe lebendig hinstellen will, wem es nicht aufs Prunken mit verblüffend eigensinnigen Behauptungen, sondern ums Erforschen der wirklich wißbaren Wahrheit zu tun ist, der kann und muß Goethe selbst sprechen lassen. Getrübt wurde sein Bild dadurch, daß manchen Darstellern ihr eignes Vermuten wichtiger schien als die aus den Urkunden hervorleuchtende Gewißheit. Goethe selbst hat die in diesem Buche gewählte Vortragsweise in einem Brief an Körner (4. 8. 1811), der über Schiller so geschrieben hatte, warm empfohlen: ‚Es ist sehr glücklich, daß Sie ihn meistens selbst konnten reden lassen.' Wo immer der Verfasser vor der Wahl stand, über Goethe zu sprechen oder Goethe über sich sprechen zu lassen, ist er zunächst freudig hinter diesen unvergleichlichen Selbstschilderer zurückgetreten. In einem kleinen Aufsatz: ‚Biographie' hat Goethe dieser einen großen Vorrang vor der ‚leichenhaften, verdrießlichen' Geschichte zugesprochen, ‚indem sie das Individuum lebendig darstellt', und hat ihre Aufgabe, zugleich ihren Reiz, darin gefunden: ‚Die Lebensbeschreibung soll das Leben darstellen, wie es an und für sich und um sein selbst willen da ist.' Wie aber könnte Goethes Leben an und für sich und um sein selbst willen beschrieben werden, wenn man nicht seine unverwässerten und

unverwitzelten eignen Worte überall da vernehmen ließe, wo wir ihm ins Herz und ins Hirn schauen wollen? ‚Sprich, damit ich dich sehe!‘ Die weit über tausend kleinen und größeren gewissenhaft gewählten Goethe-Urkunden dieses Buches werden hoffentlich den Leser tiefer überzeugen, als die kühnsten und gelehrtesten Mutmaßungen um Goethe herum oder hoch über ihn hinweg.

Ein sehr großer Mensch war Goethe, kein Gott, kein Halbgott. Er selbst hat Sinn und Bedeutung seiner Schriften und seines Lebens in dem Triumph des Reinmenschlichen erblickt. Der Schreiber fühlt sich nicht frei von feurigem Triebe zur Heldenverehrung; Goethes Vergottung oder Vergötzung aber bekämpft er, soweit er dies durch ein Buch vermag. Wir wollen aus diesem herrlichen Menschen um keinen Preis einen Buddha mit einem engsten Zirkel anbetender Goethe-Priester machen lassen. Nicht dulden wollen wir, daß man Schiller als Dichter, als Menschen, als Freund herabsetze, um Goethe über alles menschliche Maß hinaus zu verhimmeln. Wollen nicht ruhig zuhören, wie einige verzückte Anbeter die mißlungensten Werke Goethes für Meisterstücke erklären und die höchstgebildeten Verehrer des Dichters anmaßlich verhöhnen, wenn sie mit tieferer Einsicht in dieses ungeheure Lebenswerk einiges für wertlos, andres für unlebendig halten. Goethe steht viel zu hoch für jene kritiklose Lobhudelei, die ihm z. B. ‚in politischen Dingen die Naturgabe der Weissagung in eminentem Maße‘ zuschreibt, ihm ungeprüft recht gibt gegen jeden, dem er vorübergehend oder dauernd nicht ganz gerecht geworden, gegen Schiller und Beethoven, gegen Kleist und Grillparzer. Und eine Pflicht der wahren Goethe-Gemeinde gegen das Gebaren der falschen ist die schroffe Zurückweisung der Weiß- oder Schönfärberei, die Goethes höfische und beamtliche Ablenkung und Zersplitterung, seinen Stilbruch, sein absichtliches Griechentum, seine politische Unteilnahme in großer Zeit, seine bewußte Symbolik, seinen gewollten Alterstil nicht als merkwürdige und erklärliche Tatsachen seiner grenzenlosen Entwicklung, sondern als die unübertrefflichen Vorbilder eines in allem und jedem vollendeten Menschen- und Künstlerlebens anpreist. Auch hier fordert Goethes Gebot Gehorsam: ‚Das was gelungen ist, mit Ehrfurcht zu bewundern, das was mißlang, anständig zu bedauern.‘

Die Wahrheit zu finden, die gefundene zu verkünden, ohne Rücksicht auf unhaltbare Legenden, ohne eitle Sucht, aufzufallen oder zu verblüffen, das war der Leitgedanke der vorbereitenden und ausführenden Arbeit an diesem Buche. Die urkundliche Wahrheit jenes dreiundachtzigjährigen Lebens ist ja viel merkwürdiger als alle absichtliche Erfindungen und unabsichtliche Schönheiteleien. Goethes Erdengang ist nach dem Ausweis der Urkunden gar anders verlaufen, als eine scheu gepflegte Überlieferung uns glauben machen will. Das gerade bildet einen Teil seiner Größe, daß er die schärfste, die strengste Untersuchung all seines Tuns und Unterlassens verträgt. Wo er sie nicht mit siegreicher Überlegenheit besteht, wo er uns ein Mensch mit menschlicher Schwachheit erscheint, der Schuld, dem Irrtum, der Selbsttäuschung unterworfen, da fremdet er uns nicht, nein, nur vertrauter und rührender wird er unserm Herzen.

Und dann — auf die Länge bleibt keine noch so gefällige Legende gegenüber den Zeugen der Wahrheit bestehen; keine noch so pomphaft klingende hohle Redensart behauptet sich gegen die Gewalt der Tatsachen. Alle verschwiegenen Wahrheiten werden giftig, heißt ein tiefes Wort von Nietzsche; das Verschweigen der urkundlichen Wahrheit z. B. über Friederike Brion, Charlotte von Stein, Christiane Vulpius hat diese drei wichtigsten Frauengestalten in Goethes Leben zu Zerrbildern werden lassen.

Wahre Größe von Goethes Art verträgt nicht nur, sie fordert die immer erneute, immer geschärfte Kritik des Geleisteten. Mit wortreich himmelnden, bei näherer Prüfung inhalt-

losen Phrasen über den zweiten Faust oder gar den Großkophta, die Guten Weiber, die ‚Novelle‘ ist Goethen gar nicht beizukommen.

Ohne falsche Vornehmheit und Goethes Rate folgend: ‚Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen‘, werden hier auch die scheinbar geringfügigen Lebenspuren des Meisters aufgezeigt; denn das angestrebte Ziel: das Bild der Einheit dieses Menschen- und Künstlerlebens, kann nicht durch mehr oder minder gewaltsame, willkürliche Allgemeinheiten, es kann nur durch viele, viele große und kleine Einzelzüge erreicht werden. Nicht anmaßlich zu verkünden, wie Goethe so und nicht anders werden mußte, — nur liebevoll und gewissenhaft seinem erkennbaren Werdegange zu folgen und ihn begreifen zu lehren, kann die Aufgabe wahrhaft wissenschaftlicher Geschichtschreibung sein. Es ist Scheinwissenschaft, die versucht, hinterher das Muß einer künstlerischen Entfaltung zu beweisen, deren Stufenfolge sie vorweg als Tatsachen erfahren hat. Das Wort ‚mußte‘ in dieser Anwendungsform gehört in keine Darstellung des Genius.

Ebensowenig die überhebungsvolle Lächerlichkeit modischer Redewendungen vom ‚Nachschaffen‘ oder noch großartiger von der ‚Reproduktion‘ unsterblicher Dichtergebilde. Der Verfasser ahnt, was im dichtenden Menschen vorgeht, überläßt aber das Nachschaffen von Goethes Meisterwerken gern denen, die nach Kellers Wort ‚besser wissen wollen, woher und wie die Dichter leben und schaffen, als diese selbst‘. Das Aufspüren aller sogenannten Quellen zum Werther, alles mit Lotte Buff und Maximiliane Laroche-Brentano Erlebten, alles aus Richardsons Romanen und Rousseaus Neuer Heloise, aus den Berichten über den jungen Jerusalem Erlernten zusammengenommen — was bedeutet es gegenüber dem, was in Goethes Seele vorm und beim Dichten des Werther wogte und wob, was aber alles wir wissen müßten, um bestimmt sagen zu dürfen: So entstand der Werther. ‚Literatur ist das Fragment der Fragmente‘, heißt es bei Goethe: ‚das Wenigste dessen, was geschah und gesprochen wurde, ward geschrieben; vom Geschriebenen ist das Wenigste übriggeblieben‘ — und nun gar vom Gedachten!

Die stolze Goethe-Forschung ist entschuldbarerweise des Glaubens, daß des Meisters Leben und Werk durch die zehntausend gedruckten Briefe von ihm, die reichlich ebenso viele von Zeitgenossen über ihn, dazu die 10 bis 15 Bände Goethischer Gespräche voll offenherziger Selbstbekenntnisse, mit klarer Gegenwart vor uns liege. Und doch, über alle wichtigsten Herzensereignisse Goethes, über das Frankfurter Gretchen, Friederike Brion, Lili Schönemann, Charlotte von Stein, Christiane, nicht minder über die innere Entstehungsgeschichte aller seiner Hauptwerke, vieler seiner Hauptgestalten — welch unaufhellbares Dunkel herrscht für den, der sich der engen Grenzen aller Wissenschaft von den Geheimnissen der Künstlerseele bewußt bleibt. Wie reichen Aufschluß gewährt scheinbar der zweite Band von Dichtung und Wahrheit! Doch Goethe selbst gestand seinem Zelter: ‚Es ist freilich nur der tausendste Teil von dem, was in jener Epoche auf mich losgehämmert und in mir gewaltig widerstanden und nachgewirkt hat‘ (2. 9. 1812). Was kennen wir, mit all unserm reichen Bruchstückwissen, von der unendlich größeren Fülle dessen, was von Menschen nicht gewußt durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht? Und da, wo wir mit Hilfe besonders ergiebig fließender Quellen genau zu wissen glauben, — welche neue Ungewißheiten umdrängen uns! ‚Es ist mit der Geschichte wie mit der Natur, wie mit allem Profunden; je tiefer man ernstlich eindringt, desto schwierigere Probleme tun sich hervor.‘

Wieviel des Unerforschbaren bietet schon die Tatengeschichte großer Fürsten und Staatsmänner selbst nach rückhaltloser Öffnung aller Archive mit ihren Dutzenden von Urkunden für jeden Stufenschritt eines Unternehmens. Alles Wichtigste aber im Schaffen eines

Künstlers vollzieht sich in seinem Innersten, hinterläßt so gut wie keine schriftlichen Spuren, und allenfalls ein dem Künstler behutsam nachgehender Künstler vermöchte hier und da eines der fehlenden Zwischenglieder der Entwicklungskette aus eigenem Erleben zu ahnen. Der Geschichtschreiber ist ewig dazu verdammt, ‚seine Welt so aufzubauen, daß die sämtlichen Bruchstücke hineinpassen, welche die Geschichte auf uns gebracht hat. Deswegen wird er niemals ein vollkommenes Werk liefern können, sondern immer die Mühe des Suchens, des Sammelns, des Flickens und Leimens sichtbar bleiben‘ (Goethe im Gespräch mit Luden). Wir müssen uns eben mit dem bescheiden, was der Meister das schönste Glück des denkenden Menschen genannt hat: Das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren. Goethe selbst ist eins jener erstaunlichen ‚Urphänomene‘ an den Grenzen der Menschheit: ‚Das Höchste, wozu der Mensch gelangen kann, ist das Erstaunen, und wenn ihn das Urphänomen in Erstaunen setzt, so sei er zufrieden; ein Höheres kann es ihm nicht gewähren, und ein Weiteres soll er nicht dahinter suchen; hier ist die Grenze.‘

Der Weg zu Goethe führt nicht durch die Goethe-Wissenschaft, sondern gradaus durch die Kenntnis und den Genuß von Goethes Werken. ‚Wir brauchen bei keinem schönen Gegenstand eine wissenschaftliche Analyse; wir wollen einfach Genuß. Schauen und wieder Schauen heißt es da, weil wir im Schönen den Sinn von selbst mitbekommen‘ (Vischer). Es gibt keine nur etlichen Gottbegnadeten zugängliche priesterliche Geheimwissenschaft von Goethe. Seine Werke, Briefe, Tagebücher, Gespräche stehen, wie Luthers Bibel dem Laien, jedwedem zum Genusse, zur Auferbauung, zur Vertiefung des eignen Geisteslebens offen. Goethe gehört nicht zuerst der Wissenschaft, sondern seinem ganzen Volke und der Menschheit an. Das schlichte, vertiefte Lesen einer Goethischen Dichtung vermittelt mehr wahre Wissenschaft von Goethe als alles scheinwissenschaftliche ‚Nachschaffen‘ von Gelehrten. Der wahrhaft fruchtbaren Ergebnisse der Goethe-Forschung werden sich die nichtgelehrten Verehrer Goethes dankbar erfreuen, jedoch von der zunehmenden Verwissenschaftelung Goethes denken wie dieser selbst: ‚Was der Dichter schafft, das muß genommen werden, wie er es geschaffen hat. Was der poetische Geist erzeugt, muß von einem poetischen Gemüt empfangen werden. Ein kaltes Analysieren zerstört die Poesie und bringt keine Wirklichkeit hervor. Es bleiben nur Scherben übrig, die zu nichts dienen‘ (1810, zu Luden). — Und wenn sich auch die herzlichste Hingabe an Goethe der Kritik nicht ganz entäußern wird, so darf sie sich für das von ihr vorgezogene einfältige Genießen gegenüber der stolzen Wissenschaft auf des Meisters Wort berufen: ‚Die Kritik ist überhaupt eine bloße Angewohnheit der Modernen. Man lese ein Buch und lasse es auf sich einwirken, gebe sich dieser Einwirkung hin, so wird man zum richtigen Urteil darüber kommen‘ (Goethe zum Kanzler Müller, 1822).

Die Pflicht des nach der erforschlichen Wahrheit über Goethe strebenden Geschichtschreibers zwingt zum rücksichtslosen Aufdecken und Wegräumen wahrheitswidriger Erfindungen, ja Fälschungen. Auch an den Geschichtschreiber richtet sich Goethes Mahnspruch an den Dichter: ‚daß er manches hasse‘, vor allem das geflissentliche Entstellen der Tatsachen. Erst wenn alle willkürliche, den klarsten Urkunden zuwiderlaufende Verzerrungen Goethes, selbst die in bester Absicht geschehenen, beseitigt sind, wird man sein Leben schreiben dürfen, ohne der Entstellungen zu gedenken.

Ein in jedem Satze, jedem Worte, nach Inhalt und Sprache ehrliches Buch über Goethe hatte sich der Verfasser vorgesetzt, und er hat es geschrieben mit dem nie erlöschenden Gefühl, daß es wie in Goethes Gegenwart entstehe. Solches Gefühl vernichtet den leisesten Trieb zum Geistreichscheinen und wissenschaftlichen Überheben im Keime. Höchste Klarheit und Bestimmtheit der Darstellung, also auch Deutschheit des Ausdrucks, empfand der

Verfasser wie eine heilige Pflicht gegenüber seiner überwältigend schweren Aufgabe. Viel lieber wollte er einfältig scheinen, aber wahrhaftig sein, als durch ach so leicht vorzutäuschenden Tiefsinn und die Lücken unsres Wissens von Goethe übernebelndes, besonders fremdwörtelndes Sprachdunkel den Leser glauben machen, nun sei die unerschöpfliche Geisteswelt des ungeheuren Menschen in ihrem Entstehen, Fortschreiten und Vollenden restlos erklärt.

Braucht gesagt zu werden, daß in einem Werke wie diesem Irrtümer, große und kleine, unvermeidlich sind? Der Verfasser hat gewiß mehr als einmal gefehlt, in den Tatsachen und in den Urteilen. Für die Berichtigung von Tatsachen wird er Freunden und Gegnern dankbar sein, an der Vervollkommnung seines Urteils unablässig und unbefangen arbeiten.

Daß ein Buch über Goethe nicht frei von Wiederholungen, zumal in den Urkundstellen, sein kann, wird der Leser begreifen: die meisten Sätze aus Werken, Briefen, Gesprächen Goethes strahlen ja ihr Licht nach mehr als einer Seite aus. Ebenso unentbehrlich waren einige Überkreuzungen, also Trennungen der geschichtlichen Folge, gleichwie Zusammenziehungen von zeitlichem Nacheinander. Der Meister selbst hat die Notwendigkeit solches Verfahrens erkannt und, im Vorwort zum vierten Teil von Dichtung und Wahrheit, begründet: ‚Bei Behandlung einer mannigfaltig vorschreitenden Lebensgeschichte kommen wir, um gewisse Ereignisse faßlich und lesbar zu machen, in den Fall, einiges, was in der Zeit sich verschlingt, notwendig zu trennen, anderes, was nur durch eine Folge begriffen werden kann, in sich selbst zusammenzuziehen und so das Ganze in Teile zusammenzustellen, die man sinnig überschauend beurteilen und sich davon manches zueignen mag.‘

Über allem aber die Liebe! Jahr um Jahr hastig verrinnenden, mühereichen Lebens an die Darstellung eines Lebens zu setzen, ist dem freien Schriftsteller nur möglich, wenn Liebe ihm den Anstoß, Liebe die Kraft, Liebe die Ausdauer verleiht. Die Liebe allein vermag das aller Vergangenheit anhaftende Tote ins Leben zu wecken. Die viele Jahre hindurch unausgesetzte Beschäftigung mit Goethe hat ihn dem Verfasser so fühlbar gemacht, daß er leise zu hoffen wagt, er könnte auf den von seinem Helden sich selbst gewünschten ‚unbefangensten Leser, der mich, sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt‘, einiges von diesem Goethe-Gefühl übertragen. Ja, es sei ihm vielleicht nicht völlig mißlungen, dem Anspruch des Meisters an eine lesbare Lebensbeschreibung nachzukommen: ‚Das Andenken an ein vergangenes Menschenleben zieht sich so sehr ins Enge zusammen, daß die Neigung erst wieder die Asche palingenesieren und den verklärten Phönix unserm Auge darstellen muß. Jeder Biedermann darf wünschen, auf diese Weise von dem Freunde, dem Schüler, dem Kunstgenossen dereinst geschildert zu werden.‘



Erstes Buch.

Der Knabe im Elternhaus und der Student in Leipzig.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist allsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.

Erdbeben von Lissabon (1. November 1755). — Der Siebenjährige Krieg (1756—1763). — Schlacht bei Roßbach (5. November 1757). — Erbprinz Karl August von Weimar geboren (3. September 1757). — Besetzung Frankfurts durch die Franzosen; Königsleutnant Graf Thorenc (Januar 1759). — Krönung Josephs II. in Frankfurt (3. April 1764).

Buchausgabe der fünf ersten Gesänge von Klopstocks Messias (1751). — Lessings Sarah Sampson und Winckelmanns Gedanken über die griechischen Werke (1755). — Geßners Idyllen, Gleims Fabeln und Romanzen, E. von Kleists Gedichte, Hagedorns poetische Werke (1756). — Gellerts geistliche Lieder (1757). — Gleims Preußische Kriegslieder, Zimmermanns Buch Vom Nationalstolze (1758). — Lessings Fabeln und Literaturbriefe (1759).

Geburt Schillers (10. November 1759). — Macphersons Ossian (1760). — Rousseaus Emil (1761). — Wielands Shakespeare-Übersetzung (seit 1762). — Lessings Minna (1763). — Wielands Roman Don Sylvio von Rosalva. — Winckelmanns Geschichte der Kunst des Altertums (1764). — Percys altenglische Balladen (1765). — Diderots Encyclopädie (1751—1771).

Erstes Kapitel.

Geburt, Heimat, Abstammung.

Dem Kaiserlichen Rat Johann Kaspar Goethe zu Frankfurt am Main gebar seine Gattin Elisabeth in der Mittagstunde des 28. August 1749, an einem Donnerstag, ihr erstes Kind: **Johann Wolfgang Goethe.** Seine Mutter hat zu Bettina Brentano berichtet: „Ich war achtzehn Jahre alt, als ich ihn gebar. Er kam wie tot, ohne Lebenszeichen zur Welt, und wir zweifelten, daß er das Licht sehen würde. Seine Großmutter stand hinter meinem Bett, und als er zuerst die Augen aufschlug, rief sie hervor: ‚Rätin, er lebt!‘ Da erwachte mein mütterliches Herz und lebte seitdem in fortwährender Begeisterung bis zu dieser Stunde.‘

Nach einer aussterbenden modischen Lehre soll für das Werden des Genius die Umgebung entscheidend sein. Man hat zu ‚beweisen‘ gesucht, daß unser größter Dichter nirgend anderswo als in der Gegend von Frankfurt geboren werden konnte. Goethe selbst hat niemals einen besondern Einfluß Frankfurts auf seine dichterische Entwicklung zugegeben, und seine Mutter hat einsichtsvoll einmal geschrieben: ‚Deine übrigen Freunde sind alle noch, die sie waren, keiner hat so Riesenschritte wie du gemacht‘ (1786). Gewiß übt auf den mit starker Reizbarkeit begabten Genius alles, was in seine Sinnen- und Gefühlswelt tritt, irgend welchen Einfluß; diesen im einzelnen genau nachzuweisen, ist unmöglich oder führt zu Wortdunst. Es bleibt bei Hebbels tiefem Wort: Was einer werden kann, das ist er schon.

Über Goethes Knabenzeit ist seine eigne Schilderung in Dichtung und Wahrheit nachzulesen. Aus dieser und sonstigen Quellen ergibt sich für seine Vaterstadt Frankfurt,

daß sie ihrer damaligen geistigen Bedeutung nach weniger als manche andre berühmte Stadt Deutschlands zur Heimat eines großen Dichters auserlesen scheint. Frankfurt war um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach unsern Begriffen eine Mittelstadt, ja mit ihren nur 30 000 Einwohnern eine Kleinstadt. Indessen Frankfurts Rang als Wahl- und Krönungstadt der Deutschen Kaiser, als Sitz eines lebhaften Handels, als reichsfreie Republik mit einem sich dem Adel gleichschätzenden Patriziertum, vielen Gesandtschaften und Konsuln fremder Mächte, einer wohlhabenden Bürgerschaft, ragte weit über den Wert der Einwohnerzahl hinaus. Zwar die Herrschaft im Buchverlag und Handel hatte Frankfurt schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts an Leipzig abtreten müssen; doch besaß es zu Goethes Knabenzeiten noch angesehene Verleger und Buchhändler, wie wir uns denn den Bildungstand der oberen Schichten nicht niedriger als den in literarisch regsameren Städten denken dürfen. Ein großer Schriftsteller allerdings war in Frankfurt vor Goethe nicht geboren worden, auch ist keiner nach ihm von dort ausgegangen, so daß wir die gewaltsame Aufspürung zwingender Einflüsse der Vaterstadt auf Goethe jenen tiefsinnigen Geschichtschreibern überlassen dürfen, die hinterher die Notwendigkeit alles dessen wortreich beweisen, was sie vorher als Geschehnis erlernt haben.

Goethe hat Frankfurt nie sonderlich geliebt; ohne abschwächenden Zusatz hat er im Alter geschrieben: ‚Die heimliche Freude eines Gefangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchfeilt hat, kann nicht größer sein, als die meine war, indem ich die Tage schwinden und den Oktober (1765) herannahen sah‘ (Dichtung und Wahrheit). Unmutige Aussprüche über Frankfurt werden wir noch mancherlei späterhin hören.

Goethe stammte aus keinem eigentlichen Patrizierhause, wenn man unter Patriziern die paar herrschenden Familien der Freien Reichsstadt versteht. Nur mütterlicherseits gehörte er zum Patriziertum des höhern Beamtenstandes, somit allerdings zum Kreise der Regierenden. Das Bewußtsein dieses angeborenen Ranges hat Goethen sein Leben hindurch nie verlassen.

Manche Darsteller der Voreltern und Eltern Goethes erklären scheinwissenschaftlich den Menschen wie den Künstler aus dem Erbteil der Ahnen. Daß die Natur selbst im Genius nichts aus dem Nichts schafft, bedarf keines Beweises. An die Macht der Vererbung muß glauben, auch wer mit wahrhaft wissenschaftlicher Bescheidenheit bekennt, daß wir von den Erbgesetzen der Natur so gut wie nichts wissen. Indem hier das Wichtigste dessen hervorgehoben wird, was an Goethe ererbtes Menschenteil gewesen sein mag, werden eben nur Möglichkeiten angedeutet, nichts bestimmt behauptet. Wie könnte wohl ein wissenschaftlicher Beweis der Vererbung für Goethe geführt werden, dessen Ahnen schon im vierten Geschlecht uns nicht alle bekannt, und von dessen 128 Vorfahren im siebenten Geschlecht, die wir genau kennen müßten, uns nur 41 bloße Namen überliefert sind!

Goethes Stammbaum wurzelt auf der Vaterseite nicht in Rheinfranken, wohin ihn die Alleserklärer so selbstgewiß verwiesen hatten. Mit Sicherheit ist jetzt ermittelt, daß schon Goethes Urgroßvater, ein Hans Goethe, in Thüringen ansässig war, genauer in Berka, Sangerhausen und Artern. Bis 1657 lebte dort jener Hans Goethe ursprünglich als Grobschmied, dann wegen seiner Kenntnisse im Schreiben und Lesen als eine Art Gemeindekämmerer. Der Urgroßvater Johann Christian Goethe war ein Hufschmied in Artern. Dessen Sohn Friedrich Georg Goethe, geboren 1657 in Artern, wurde Schneider, wanderte durch Frankreich und Deutschland, heiratete in zweiter Ehe 1705 Cornelia Schelhorn, eine Schneiderstochter, die Witwe des Gastwirtes ‚Zum Weidenhof‘ an der Zeil in Frankfurt, und starb daselbst 1730 als reichgewordener Damenschneider. Er hinterließ das für jene Zeit gewaltige Vermögen von 100 000 Gulden und hatte zu den höchsten Steuerzahlern Frankfurts gehört. Friedrich Georg Goethes zweite Frau, eine der Großmütter des Dichters, starb 1754; in Dichtung und Wahrheit wird von ihr berichtet.

Die väterlichen Vorfahren Goethes bekunden ein rastloses Emporstreben: vom Hufschmied zum Damenschneider und Gastwirt für reiche Reisende, endlich zum Juristen und Kaiserlichen Rat. Der väterliche Großvater soll ‚vor Hochmut von Sinnen gekommen sein‘;

einer von dessen Söhnen aus erster Ehe verblödete, und Goethes Vater starb in vorzeitiger geistiger Erschöpfung.

Das Geschlecht der Mutter Goethes stammte aus Süddeutschland; die ältesten Spuren führen in das württembergische Ländchen Hohenlohe und nach Oberhessen. Unter den Ahnen dieses Zweiges steht sogar Lukas Cranach der Ältere (gest. 1553). In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts findet sich ein Georg Weber zu Weikersheim in Württemberg, dessen Sohn Wolfgang Textor (Verlateinerung von Weber) als Kanzleibeamter eines Grafen Hohenlohe-Langenburg 1650 starb. Dessen Sohn Johann Wolfgang Textor, Professor für Rechtswissenschaft in Heidelberg, kam 1691 nach Frankfurt und wurde Syndikus der Stadt. Der Enkel dieses Textor, gleichfalls ein Johann Wolfgang, der Vater der Mutter Goethes, war erst Schöff, dann Schultheiß von Frankfurt, nach Goethes Bericht ein Träumer und Vorausahner, also wesensverwandt mit einem Dichter.

Zweites Kapitel.
Goethes Vater.

Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen.

In einem wohlhabenden Hause wuchs der Knabe Johann Wolfgang Goethe auf; äußere Daseinsnot hat er niemals am eigenen Leibe gespürt. Einen Kämpfer hat er sich genannt, im höchsten Wortsinne gewiß mit Fug; den Kampf ums nackte Leben, wie ihn Lessing und Schiller, Herder und Winckelmann so tapfer bestanden haben, brauchte Goethe nie zu führen. Wer für ein Künstlerleben den Nachdruck nicht auf das unerforschliche Geheimnis des Ursprungs des Genius legt, sondern auf die äußeren Einflüsse, der nenne an erster Stelle die des Hauses eines reichen Ratsverwandten. Als Enkel des ersten Mannes der Stadt nahm Wolfgang Goethe seit frühester Knabenzeit eine Sonderstellung ein; er fühlte sich wie ein junger Prinz, und ebenbürtig allen Prinzen der Erde ist er sich selbst nachmals erschienen, als er in ihrer Mitte sein Mannesleben führte. Das stattliche Elternhaus am Hirschgraben, dessen wohlgeschirmte, reizvolle Behaglichkeit uns beim Besuch noch heute bezaubernd umfängt, die so unschätzbare ‚gute Kinderstube' — sie waren unerschütterliche, dauernd nachwirkende innere Besitztümer für Goethes Leben und Dichten. Um wieviel heiterer und beglückter hat der Knabe Johann Wolfgang die Morgenjahre seines Daseins durchlebt, als der mit dreizehn Jahren dem liebenden Elternhaus entrissene, in die Zwangsdressuranstalt gesperrte Friedrich Schiller!

Dem Vater Goethes wurde früher nicht immer Gerechtigkeit erwiesen; sorgsames Nachprüfen läßt ein freundlicheres Licht auf ihn fallen. Johann Kaspar Goethe war am 31. Juli 1710 in Frankfurt geboren, besuchte von 1725 an das Gymnasium in Coburg, studierte in Leipzig, Straßburg und Gießen die Rechte, arbeitete zeitweilig am Reichskammergericht in Wetzlar, reiste mit jungen Jahren durch Italien, Frankreich, Holland und vermählte sich als Doktor der Rechte am 20. August 1748 mit Elisabeth Textor (geb. 19. 2. 1731), der Tochter des regierenden Bürgermeisters von Frankfurt. Ein Jahr darauf wurde sie Mutter, ‚fast noch Kind, welche erst mit und in ihren beiden ältesten zum Bewußtsein heranwuchs'.

Wohl hatte er sich vordem um ein städtisches Amt beworben, sich jedoch nicht der vorgeschriebenen Kugelung unterwerfen wollen, wahrscheinlich weil er als Sohn eines früheren Schneiders den Widerstand der standesstolzen Ratsmitglieder fürchtete. Als man ihm die Kugelung zur Bedingung machte, beschied er sich schmollend mit einem beschäftigten Müßiggang, erstrebte und erlangte den Titel eines Kaiserlichen Rates (1742), der ihn satzungsmäßig dauernd von allen Stadtämtern ausschloß, und lebte fortan nur seinen Kindern und den mancherlei Liebhabereien, mit denen er ein sonst recht leeres Leben auszufüllen suchte. Von seinem Vater und einem Stiefbruder hatte er gegen 25 000 Gulden geerbt, ein noch größeres Vermögen fiel ihm nach dem Tode der Mutter zu. Den Reichtum des Hauses erweist die Mitgift von 10 000 Gulden, die der Rat Goethe seiner Tochter Cornelia bei ihrer Heirat auszahlte.

Aus Goethes Angaben in Dichtung und Wahrheit, aus den Briefen der Mutter und

einiger Gäste des Hauses, noch mehr aus neuerlich gefundenen eigenen Vermerken Johann Kaspar Goethes — seines lateinisch geführten Haushaltbuches und der Geschichte seiner italienischen Reise — gewinnen wir ein nicht unerfreuliches Charakterbild. Er hatte sich erst mit 38 Jahren verheiratet, war 21 Jahre älter als Elisabeth Textor: aus diesem Altersabstand ergab sich ein leidenschaftloses, wenngleich nicht unzärtliches Verhältnis zu der Gattin. Ihr gegenüber hat er nie geknausert, und Wolfgang hatte sich als Student wahrlich nicht über Engherzigkeit des Vaters in Geldsachen zu beklagen. In Leipzig wie in Straßburg verfügte er über einen sehr reichlichen Studentenwechsel, und als das Haus am Hirschgraben zur literarischen Herberge der mancherlei fernen Freunde des berühmten Sohnes geworden, erwies sich der Rat Goethe stets als ein unkarger Gastgeber. Zu den zahlreichen Ausflügen Wolfgangs zwischen 1771 und 1775 in die nahe und fernere Umgebung hat es niemals am nötigen Reisegeld gefehlt, mochte es auch in den letzten Jahren nicht immer ganz glatt zu erlangen sein. Daß der Hausherr haushälterisch gegenüber dem leichtlebigen Sturm und Drange des geldverachtenden Sohnes verfuhr, unterscheidet ihn nicht von den meisten trefflichen Vätern. In den wichtigsten Augenblicken der Laufbahn seines Wolfgangs hat er sich sogar recht weitherzig gezeigt: als er die Enttäuschung des Sohnes durch den ausbleibenden Wagen zur Fahrt nach Weimar fürchtete, bot er ihm freiwillig die Geldmittel zu einer längeren Reise nach Italien dar.

Seinen Kindern gegenüber war Johann Kaspar Goethe einer der vielen Väter, zumal der alternden, die ihre tiefe Zärtlichkeit in einem scheuen Herzen verschließen. ‚Wölfchen‘ hieß ihm der einzige gebliebene Sohn, so wie der Dichter nach mehr als einem halben Jahrhundert seinen zweiten Enkel liebkosend nannte.

Der Vater, der seine Kinder selbst unterrichtete, geriet hierdurch in die fast unvermeidliche Gefahr, ihnen öfter den strengen Schulmeister als den liebenden, väterlichen Freund zu zeigen. Hierunter hat seine Tochter Cornelia mehr als Wolfgang gelitten. Mit der Pedanterei eines nach selbstgeschaffenen Grundsätzen handelnden Erziehers bestand Vater Goethe darauf, einmal angefangene, noch so langweilige Bücher zu Ende lesen zu lassen, z. B. eine ihm selbst bald fürchterlich werdende ‚unparteiische Historie der römischen Päpste‘. Alles begonnene Werk in Unterricht und häuslicher Beschäftigung mußte vollendet werden, ‚schon als wenn ihm das Vollbringen der einzige Zweck, das Beharren die einzige Tugend deuchte‘ (Dichtung und Wahrheit). Er war ein ‚Prinzipienreiter‘ und, was bei der Betrachtung seines Verhältnisses zu den Kindern so wichtig, er war ein gealterter Vater, der verlernt hatte, mit der Jugend jung zu sein.

Bei alledem das Gegenteil eines Strebers und Duckers; Niedriges war nicht in seinem Blut. Sehen wir ihn bei der Besetzung Frankfurts und seines Hauses durch französische Einquartierung höchst unklug, aber bis zur Tollkühnheit tapfer in seinem Aufbegehren gegen den Reichsfeind, so zwingt uns der kaiserliche Rat ehrliche Hochachtung ab. In einer Zeit vaterländischer Gleichgültigkeit war Johann Kaspar Goethe ein politisch warmherzig fühlender Mann, fähig der bewundernden Schätzung des großen Preußenkönigs. Und wie er dem ihm aufgezwungenen Hausgast, dem Königsleutnant Grafen Thoranc gegenüber aus seiner leidenschaftlichen Parteinahme für König Friedrich kein Hehl machte, so scheute er sich nicht, mit seiner ‚fritzischen Gesinnung‘ dem kaiserlich gerichteten Schwiegervater Textor, dem ersten Beamten der Stadt, mit wildem Jähzorn entgegenzutreten.

Erwägt man sodann die Enttäuschung, die ihm der einzige Sohn durch den ergebnislosen Abbruch der Studien in Leipzig und die anderthalb Jahre Stilliegens im Elternhause zwischen Leipzig und Straßburg bereitete, so muß man die nachsichtige Geduld dieses Vaters anerkennen. Mit zunehmendem Alter, bei ihm vor der Zeit Greisenalter, wurde der Rat Goethe engherzig und fast knausrig. Der Sohn wagte nicht, das Geld zum Drucke des Götz vom Vater zu erbitten, und in einem Brief an Kestner heißt es einmal: ‚Er wird immer irdischer und kleiner‘. Goethe konnte nicht wissen, daß dieser Wandel in des Vaters Wesen körperliche Krankheit war: bald nach Wolfgangs Wurzelschlagen in Weimar begann des alten Herrn geistiger Verfall, wohl die Folge der Adernverkalkung, und als schwachsinniger, hilfloser Mann starb Johann Kaspar Goethe mit 72 Jahren am 25. Mai 1782.

Nachmals hat Goethe ihn gerechter beurteilt; er schildert ihn als ‚einen zwar liebevollen und wohlgesinnten, aber ernsten Vater, der, weil er innerlich ein sehr zartes Gemüt hegte, äußerlich mit unglaublicher Konsequenz eine eherne Strenge vorbildete'. Und zum Kanzler Müller äußerte er sich: ‚Er ließ mich mit meinen Possen gewähren, erfreute sich seines Sohnes als eines wunderlichen Kauzes, tadelte nur den Leichtsinn und die geringe Achtung, mit denen ich meine Leistungen behandelte.'

Johann Kaspars Bildungshöhe ragte weit über den Durchschnitt seiner Standesgenossen hinaus. Ungewöhnlich sprachkundig — er wußte außer dem Lateinischen und Griechischen Englisch, Französisch, Italienisch, sogar etwas Spanisch—, war er rein stofflich gewiß der beste Lehrer seiner Kinder. Über seine Reisen in Italien haben wir ein in leidlichem Italienisch geschriebenes Tagebuch. Mit nicht unbeträchtlichen Mitteln hatte er eine reiche Bibliothek gesammelt, darunter die besten Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, von denen in der Seitenkammer des Goethehauses zu Weimar, neben dem Arbeitszimmer, noch manche Bände in Schweinsleder prangen. Die deutschen Dichter und Prosaschreiber des 17. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 18. standen vollzählig in des Rates Bücherschränken; die Hauptwerke der französischen, englischen, italienischen, spanischen Literatur in den besten Ausgaben fehlten nicht. So hatte er sich die erste neuere englische Gesamtausgabe von Shakespeare gekauft, sicher nicht bloß um sie zu besitzen. Trotz seiner Abneigung gegen reimlose deutsche Dichtung schaffte er Klopstocks Oden an, wie er denn der wertvollen zeitgenössischen deutschen Literatur liebevolle Aufmerksamkeit schenkte. Lessings gesammelte Schriften, die Vossischen Musenalmanache, fast alle Werke der Stürmer und Dränger gab es in seiner Bücherei. Der Gesamteindruck des erhaltenen Verzeichnisses ist der: diese Bibliothek hat ein Mann mit weitumspannendem Wissen und einem fast schrankenlosen Bildungsbedürfnis gesammelt. Es gibt wenig Wissenszweige, keinen wahrhaft bildenden, der nicht einige Bücher aufweist.

Für gute Zeitschriften, Reisebeschreibungen, Landkarten wurden die bedeutenden Ausgaben nicht gescheut; die Familie besuchte alle wichtigen Konzerte, und über des Vaters Neigung zum Sammeln ‚merkwürdiger venetianischer Gläser, Becher, Pokale, Naturalien, Elfenbeinarbeiten, Bronzen und hundert anderer Dinge' berichtet Dichtung und Wahrheit. Als Kind betrachtete Wolfgang die schönen bildartigen Stadtpläne, die Johann Kaspar aus Italien mitgebracht und die noch heute die Treppenflure des Frankfurter Goethehauses schmücken. Kupferstiche und fertig gekaufte oder eigens bestellte Bilder hingen in den Zimmern und Vorräumen des Elternhauses, und was uns der Sohn von des Vaters Kunstverständnis berichtet, läßt auf ein gesundes Urteil in den bildenden Künsten schließen. Ein lebhafter Selbsterziehungstrieb, wie ihn Wolfgang Goethe sein Lebenlang empfand, beseelte schon den Vater. Das meiste dessen, was wir in den Briefen der Frau Rat an literarischem Besitz gewahren, stammt aus dem Unterricht des Gatten, und gar nicht lachenswert ist es, wenn wir hören, daß Johann Kaspar Goethe sich mitsamt seinen Kindern in die Lehre eines englischen Sprachmeisters begab. Und begegnen uns beim Lesen des Tagebuches über seine italienische Reise spießbürgerliche Vermerke über das schlechte Essen und Trinken, über die vielen Fliegen und die arge Unsittlichkeit — was alles in des Sohnes Venetianischen Epigrammen und Briefen von 1790 aus Italien wiederkehrt —, so erfreuen wir uns doch an der Wärme, mit der Johann Kaspar bis ins hohe Alter für Italien geschwärmt hat. Goethes Wort aus den letzten Jahren: Wer Italien gesehen, der könne nie ganz unglücklich werden, war vielleicht nur der Nachklang eines väterlichen Ausspruches.

Daß der Vater für das geistige Wachstum des Sohnes nicht blind gewesen, dafür haben wir der Zeugnisse genug. In einem Brief an den dänischen Konsul Schönborn (24. Juli 1776) nennt er seinen Wolfgang: ‚diesen singularen Menschen', und Goethe erzählt in Dichtung und Wahrheit: ‚Er hatte einen so großen Begriff von meinem dichterischen Talent, soviel eigene Freude an der Gunst, die meine ersten Arbeiten erworben hatten, daß er mich oft unterhielt über Neues oder fernerhin Vorzunehmendes.' Besondern Anteil nahm der Vater am Egmont. Goethe berichtet, er sei vom Vater Tag und Nacht dazu angespornt worden, weil jener ‚eine ganz eigene Neigung zu dem Stücke gewann und nichts mehr wünschte, als es fertig und gedruckt zu sehen'. — Aus den aufgefundenen lateinischen Übungen Wolf-

gangs (den **Labores juveniles**) lernen wir den väterlichen Lehrer von einer gar liebenswürdigen Seite kennen: die von ihm selbst zum Übersetzen ins Lateinische entworfenen Aufgaben, muntere, ja witzige Gespräche, sind gar nicht pedantisch; sie verdienen noch heute Nachahmung für den Lateinunterricht. Des Vaters Wunsch, der Sohn möge schon mit jungen Jahren, im ersten Schwellen seiner dichterischen Schöpferkraft, aus einer Reise nach Italien neue starke Antriebe gewinnen, zeugt von tiefer Einsicht in die Möglichkeiten der Entfaltung des Dichters von Götz, Werther, Egmont, Faust. Goethe selbst hat in späteren Jahren hierüber ganz ähnlich wie der Vater geurteilt (S. 269).

Überhaupt haben wir uns Johann Kaspar Goethe vor den Jahren seines geistigen Zusammensinkens keineswegs als einen griesgrämigen, trockenen Haustyrannen vorzustellen. Wohl war er ein Gegner Klopstocks, aber nur wegen dessen Abkehr von dem durch Jahrhunderte geheiligten Reim. Als Klopstock 1774 den Dichter des Götz in dessen Elternhause besuchte, wurde er von dem Kaiserlichen Rat mit allen Ehren empfangen. Und dieweilen sein berühmter Sohn das Genieleben des ‚Wanderers' zwischen Frankfurt, Koblenz, Darmstadt, Düsseldorf, Mainz führte, erleichterte ihm der Vater die Ausübung des Anwaltgewerbes, indem er ihm mit Sachkunde und Eifer die Streitschriften vorbereitete.

Bei aller Unsicherheit unsers Wissens von den Gesetzen der Vererbung springt doch die Ähnlichkeit zwischen Vater und Sohn, diesem zumal im höheren Alter, unverkennbar ins Auge. Man lese z. B., was Goethe von seinem Vater schreibt, ‚dem nichts so verhaßt war, als wenn etwas vergeblich geschah, wenn jemand seine Zeit nicht zu brauchen wußte', oder: ‚Mir war von meinem Vater eine gewisse lehrhafte Redseligkeit angeerbt'; denke an Goethes Hang zum Sammeln und Ordnen, zum Tagebuchführen und Schemaentwerfen; erinnere sich seiner gewissenhaften Strenge in Dilettantenkünsten und Fertigkeiten; seiner pedantischen Peinlichkeit und Sauberkeit in Schriftstücken und Zeichnungen; prüfe seinen auffallenden Ausspruch: er wolle lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung dulden; lese die Ratschläge, die er seinem Sohn August gibt, auf Reisen allerlei Aufzeichnungen, Sammlungen und Berichte zu machen —, und man wird bekennen, daß wir an diesem Fall ein rechtes Musterbeispiel geistiger Vererbung von Vater auf Sohn besitzen. Das Grundtüchtige, des Lebens ernstes Führen, das Zuverlässige und Beharrende in der Erscheinungen Flucht verdankte Goethe zumeist seinem Vater.

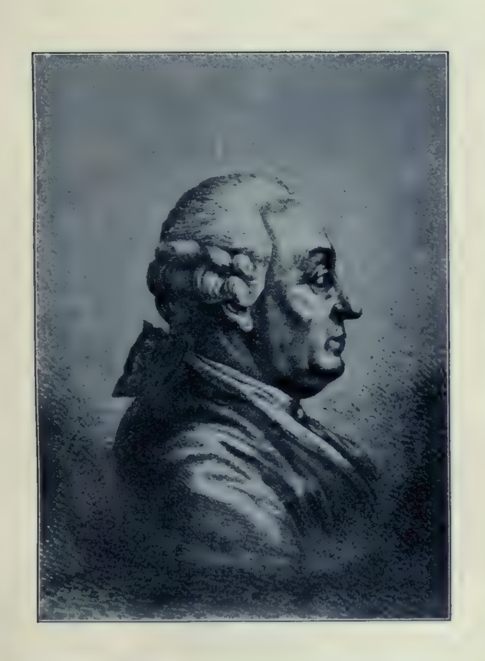
Drittes Kapitel.

Frau Rat.

Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Goethes Mutter spielt im Leben ihres großen Sohnes, besonders in seiner Frühzeit, eine so bedeutsame Rolle, daß bei dieser ‚singularen' Frau nicht leicht zu lange verweilt wird. Und wie gern verweilt man bei ihr, die eine der glänzendsten Erscheinungen der deutschen Kultur-, ja Literaturgeschichte heißen müßte, wäre sie auch nicht die begnadete Mutter dieses Sohnes gewesen. Ohne die wundervolle Mutter wäre vieles Wertvollste in Goethes Jugendwerken kaum zu begreifen. ‚Von meiner Mutter ist mir die Gabe angeerbt, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen' (Goethe in Dichtung und Wahrheit). Wer die Frau Rat beinah so kennen will, als sähe er sie leibhaftig stehen und gehen, hörte sie mit lebendigen Lippen plaudern, der muß durchaus ihre Briefe, wäre es nur in Kösters oder Hellens trefflicher Auswahl, lesen.

Mit diesen Briefen beginne auch der Entwurf ihres Bildes; denn wessen Darstellung käme ihnen gleich, die zu den köstlichsten Büchern ihrer Art gehören und nach Inhalt wie Form hoch über den vielgepriesenen, lebensvollen Briefen der pfälzischen, nach Frankreich verheirateten Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans stehen. Ja, wären wir Deutsche in solchen Dingen nicht sträflich bescheiden, so nähmen der Frau Rat Briefe längst ihren Rang ein neben den mit Recht gerühmten der ihr gar nicht so unähnlichen französischen Klassikerin des brieflichen Plauderstils, der Frau von Sévigné. Für jeden, der sich mit Goethe beschäftigt,





Goethes Eltern.



Goethes Geburtshaus.

ist es allemal wie ein Aufleuchten der Sonne, wo er den Lebensspuren dieser prächtigen deutschen Bürgerin begegnet. Keiner hat sie besser gezeichnet als sie selber:

Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden; sind die Türen niedrig, so bücke ich mich; kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich; ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut, und der Schlußstein — der Glaube an Gott.

Oder ein andermal, an die Herzogin Anna Amalia: „Alle kleine Freuden aufzuhaschen, aber sie ja nicht zu anatomieren, mit einem Wort täglich mehr in den Kindersinn hineingehen."

Die Briefe der Frau Rat sind eines unserer sehr wenigen klassischen Prosabücher in dem Sinne, daß darin vollkommene Einheit von Leben und Stil herrscht. Liest man ihre Briefe und Goethes Jugendbriefe bis an die Tore von Weimar durcheinander, so klingen sie überraschend ähnlich an lebensprühendem Inhalt und beflügelter Sprache. Es gibt schwerlich von der Frau Rat einen ganz langweiligen oder gleichgültigen Brief; ja, es heißt nicht übertreiben: ihre Briefe sind im ganzen noch lebensvoller als die des Sohnes, zumal die seiner Mannes- und Greisenjahre, und der unmittelbare Ausdruck starken Empfindens hat sich bei dieser wundervollen Schreiberin bis zum letzten Brief nicht abgeschwächt.

Frau Rat ist ohne lange Krankheit am 13. September 1808 gestorben; in ihrem letzten Brief an den Sohn aus dem Juli 1808 heißt es:

Lasse mir den guten Augst (Goethes Sohn August) mit Schreiben ungeplagt. Ich weiß, wo er wohnt (als Student in Heidelberg), weiß, er ist gesund. Er macht Fußreisen, was soll ich denn noch mehr wissen! Plage den Jungen nicht mit Schreiben, er hat vielleicht eine Ader von der Großmutter. Schreiben — Daumenschrauben, es ist bei mir einerlei.

Dabei war sie, die sich eigentlich ungern ans Tintenfaß setzte, weil sie das Plaudern vorzog, eine der fleißigsten Briefschreiberinnen ihrer Zeit. Einen Altersstil, wie in Goethes später Prosa und Briefstellerei, gibt es bei ihr nicht; vom ersten zum letzten ihrer Briefe ist ihr Stil der ganze Mensch. Mit Bedauern wird hier verzichtet, eine reiche Auslese hintereinander abzudrucken; doch soll, außer einigen weiteren Proben, später über so manches Ereignis in Goethes Leben seine Mutter zu Worte kommen statt matten Nacherzählens.

Welch eine Stilmeisterin, ja welch eine Dichterin die Frau Rat in ihren Briefen war, das genieße man an diesen viel zu kurzen Auszügen. Ihre absonderliche Rechtschreibung, nicht schlimmer als die der meisten Zeitgenossinnen, wird nur in dem ersten Briefe wiedergegeben.

An Lavater. Franckfurth den 23ten Juni 1777.

Er gibt den müden Kraft und Stärcke genung den ohnvermögenden — was Er zugesagt hält Er gewiß! Ein neuer, lebendiger, dastehender Zeuge sind wir, die wir unsre Cornelia unsere eintzige Tochter nun im Grabe wissen — — und zwar gantz ohnvermuthet, Blitz und Schlag war eins. O lieber Lavater! die arme Mutter hatte viel viel zu tragen, mein Mann war den gantzen Winter kranck, das harte zuschlagen einer Nebenthüre erschröckte ihn, und dem Mann muste ich der Todes Bote seyn von seiner Tochter die er über alles liebte — mein Hertz war wie zermahlt, aber der Gedancke, ist auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thut, hielte mich daß ich dem Schmertz nicht erlag. Ohne den Felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zehlet dem kein Sperling fehlet — der nicht schläfft noch schlummert, der nicht verreißt ist — der den Gedancken meines Hertzens kent ehe er noch da ist — der mich hört ohne daß ich nöthig habe mich mit Messern und Pfriemen blutig zu ritzen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten. — Aber wir! die wir wissen daß über den Gräbern unsterblichkeit wohnet, und daß unser spannenlanges Leben auch gar bald am Ziel seyn kan — uns ziemt die Handt zu küssen die uns schlägt, und zu sagen zwar mit 1000 thränen der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, sein Nahme sey gelobet.

An Klinger. (Ende Mai 1776).

Nun, lieber Freund, leben Sie wohl, so wohl sich's in Gießen leben läßt. Ich meine immer, das wäre vor Euch Dichter eine Kleinigkeit, alle, auch die schlechtesten Orte zu idealisieren. Könnt Ihr uns nicht etwas machen, so müßt es doch mit dem Seibeiuns zugehen, wenn aus Gießen nicht eine Feenstadt zu machen wäre. Darinnen habe ich zum wenigsten eine große Stärke. Jammerschade! daß ich keine Dramata schreibe, da sollte die Welt ihren blauen Wunder sehn; aber in Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin.

Sie war es dennoch; ihre Versbrieflein zur Antwort auf die Sendschreiben des Weimarischen Hoffräuleins Luise von Göchhausen klingen auffallend ähnlich manchen Stellen in Goethes gereimten Fastnachtspielen:

An Luise von Göchhausen. Ende Februar 1785.

Mein teures Fräulein!

Des Dankes viel
Vor deinen Brief im gereimten Stil,
Wollte mich freuen mit Herz und Mut,
Wenns mir's geriete auch so gut.
Aber als mich meine Mutter gebar,
Kein Poetengestirn am Himmel war;
Doch — will ich's machen so wie ich's kann,
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.
Wir können nicht alle Wielande sein,
Der macht dir den Reim so nett und rein,
Keiner kann's besser in Prosa sagen,
Das tut einem freilich dann wohl behagen.
Auch habt ihr der großen Leute so viel,
Daß besser wär, unsereins schwieg still.
Doch lirum, larum dudelein,
Lassen wir die großen Männer sein:
Und reden jetzt zu dieser Frist,
Wie uns der Schnabel gewachsen ist. —

Der Frau Rat Satzbau ist vorbildlich für lebendige Prosa, nur sollte man die Briefe selbst laut lesen oder vorlesen hören. Erzählt die Frau Rat eine Geschichte, und sie tut es oft und gern, so wird ein kleines Kunstwerk daraus, das sich an Blutwärme und Bildlichkeit gar wohl neben manchen Jugendschriften Goethes sehen lassen kann. Man lese z. B. gleich den ersten Brief in Köster's Auswahl, den an Lavater über den Tod des frommen Fräuleins von Klettenberg, ihrer Verwandten und Freundin! — An Schönborn (S. 129) schreibt sie 1776 von ihrer Lust zu fabulieren: ‚Ich besitze einen Schatz von Anekdoten, Geschichten usw., daß ich mich anheischig mache, 8 Tage in einem fort zu plaudern.‘ Wie sehr wünscht man, Goethe hätte aus lebendigem Verkehr mit solch einer Mutter in manchen erfindungsarmen Jahren frische Nahrung, neues Blut saugen können. Welche Munterkeit, ja welche Seelenfülle hätte Weimars gesellschaftliches Leben gewonnen, wenn Frau Rat nach dem Tode ihres Gatten dorthin übergesiedelt wäre!

Mit ihrer Schlagkraft des Ausdrucks, ihrer Sinnfälligkeit der Darstellung, dem künstlerischen Wechsel zwischen getragenem und heiterem Stil ist sie einer unserer ganz großen Prosaschriftsteller des 18. Jahrhunderts. An kühnen sprachlichen Neuschöpfungen kommt sie Goethen nahe, so wenn sie ihm schreibt, daß ihre Enkelin Luise sich über seine ‚Unonkligkeit‘ beklage. Und für einen großen Inhalt ist ja dadurch gesorgt, daß fast jeder Brief von Leben und Werken ihres Sohnes oder seines Kreises handelt. Genau wie von Goethe selbst muß es von der Frau Rat heißen: Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären. ‚Ich trage es herum, wie die Katze ihre Jungen‘, schreibt sie, als sie den Band mit Hermann und Dorothea erhalten. — ‚Die Furien waren gar schön frisiert‘, heißt es von einem Ballett, ‚und Satan und Adramelech sahen auch gar nicht bitter aus. Mit einem Wort, es war eine Hölle, die sich gewaschen hatte.‘ — ‚Die Bethmännin ist so krittlich wie ein Kind, das zahnt‘ (kommt auch bei Goethe vor). — ‚Frau Aja, Frau Aja!‘ ruft sie sich selbst zu; ‚wenn du einmal in Zug kommst, sei's Schwatzen oder Schreiben, so geht's wie ein aufgezogener Bratenwender.‘

Mit welcher Phantasie weiß sie sich mit ihren Briefen in die Seele des Empfängers einzufühlen! An den Sohn schreibt sie mit einer Mischung aus nüchternem Tatsachenstil und humorvollem Leichtsinn; an die Herzogin-Witwe in deren eignem muntern Ton, der nie die zarte Grenze des Geziemenden überklingt; an die fidele Göchhausen gerade so ausgelassen, wie diese selbst. An die ‚lieben Enkeleins‘, Wolfgangs ‚Augst‘ und die drei Kinder Schlossers, so großmütterlich teilnehmend, so unpedantisch ermahnend, vor allem so kinderlustig, daß man die lebenslängliche Anhänglichkeit dieser Enkel wohl begreift:

An die Schlosserschen Kinder. Den 13ten Januar 1786.

Liebe Enkeleins;

— — Auf den Strickbeutel freue ich mich was rechts, den nehme ich dann in alle Gesellschaften mit und erzähle von der Geschicklichkeit und dem Fleiß meiner Louise! Ihr müßt den Bruder Eduard jetzt hübsch laufen lernen, damit, wenn das Frühjahr kommt, er mit euch im Garten herumspringen kann, — das wird ein Spaß werden. Wenn ich bei euch wäre, lernte ich euch allerlei Spiele, als Vögel verkaufen — Tuchdiebes — Potz schimper potz schemper und noch viele andre. Es ist vor Kinder gar lustig, und ihr wißt ja, daß die Großmutter gern lustig ist und gerne lustig macht.

An August von Goethe. Den 21ten Juli 1798.

Lieber Augst!

So ofte ich ein so schön und deutlich geschriebenes Heft von dir erhalte; so freue ich mich, daß du so geschickt bist, die Dinge so ordentlich und anschaulich vorzutragen. — Nun ist es aber auch deine

Pflicht, deinen lieben Eltern recht gehorsam zu sein und Ihnen vor die viele Mühe, die sie sich geben, deinen Verstand zu bilden, recht viele viele Freude zu machen, — auch den lieben Gott zu bitten, Vater und Mutter gesund zu erhalten, damit sie dich zu allem guten ferner anführen können. Ja, lieber Augst! ich weiß aus Erfahrung, was das heißt, Freude an seinem Kinde erleben. Dein Lieber Vater hat mir nie nie Kummer oder Verdruß verursacht, — drum hat ihn auch der Liebe Gott gesegnet, daß er über viele viele empor gekommen ist, — und hat ihm einen großen und ausgebreiten Ruhm gemacht, und Er wird von allen rechtschaffnen Leuten hoch geschätzt. Da nimm ein Exempel und Muster dran, denn so einen Vater haben und nicht alles anwenden, auch brav zu werden, das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken, wie mein Augst ist.

Ob die Frau Rat gebildet heißen darf oder nicht, — wie nebensächlich erscheint uns das gegenüber dem so viel Wertvolleren, daß sie, ganz in ihres Sohnes Sinne, eine Natur war. Sie hatte als Mädchen weder Französisch noch Englisch gelernt, ihr Bücherwissen war mittelmäßig; zwischen ihr und den Fremdwörtern bestand zeitlebens eine unbesiegbare gesunde Feindschaft (Argief, Pradiodißmuß, Conteportion für Kontribution, Regiser für Regisseur). Was aber will das besagen gegen die Schätze höchster Bildung, die einer unverbildeten Menschenseele:

Gott hat mir die Gnade getan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten, zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden.

Daß sie nicht bloß ein munteres Weiblein und hätschelndes Mütterchen war, sondern eine allem Schönen und Großen weitgeöffnete Seele, zeigen uns ihre Briefe über Goethes und Schillers Werke. Früher als die meisten, und nicht bloß aus mütterlichem Stolz, hatte sie erkannt, daß ihr Sohn und sein großer Freund alle mitlebenden Dichter weit hinter sich ließen. Ja, früher noch als ihr Sohn hatte sie Schillers Wert freudig geahnt, und dem endlich in Goethes Freundschaft Aufgenommenen sendet sie Grüße, da sie ihn ‚von Herzen liebe und verehre'. Schillers Don Karlos wurde in einer ihrer Gesellschaften mit verteilten Rollen gelesen, und sie hatte den Posa übernommen. Ihres Sohnes Werke kannte sie halb auswendig, wörtliche lange Anführungen aus dem Gedächtnis begegnen uns in vielen ihrer Briefe. An Einsicht in das wahre Wesen des Genius, nämlich dessen Unerforschlichkeit, übertraf die Frau Rat jene Gelehrten, die es für ihre heilige Aufgabe erklären, das letzte Geheimnis des Dichtens zu enthüllen:

Da erzieh du, das können alle Philantropine in ganz Europa nicht geben. Gute brauchbare Menschen — ja, das lasse ich gelten, hier ist aber die Rede vom Außerordentlichen. —

Das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an. Zudem weiß ich gar wohl, wem das Lob und der Dank gebühret, denn zu deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in dich gelegt wurde, dazu habe ich wahrlich nichts getan. Vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger — und du wärst ein ganz ordinärer Mensch geworden, und wo nichts drinnen ist, da kann nichts rauskommen.

Ihres Geistes haben wir schon mehr als einen Hauch verspürt, und wenn bei irgend einem Menschen, dann bei der Rätin Goethe verstand sich das Moralische immer von selbst:

Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt Alt und Jung, — bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimme dem, der den Menschen schufe und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt (an Fritz von Stein).

Ihr Enkel Nicolovius hat das Wesen der Großmutter noch in ihrem hohen Alter durch die Worte ‚aufbrausender Lebensstrom' bezeichnet: ‚Alles bei ihr reißt hin und gestattet nicht Muße noch Kälte zum Urteilen.' Sie selbst hat sich so abgeschildert; einmal in Sätzen, die auch künstlerisch ihrem Sohne keine Schande machen würden: ‚Wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im ‚Hamlet' vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Luft und Odem schnappe, so kann eine andre, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen, es ist ja nicht wahr, sie spielens ja nur so. Nun eben dieses unverfälschte und starke Naturgefühl bewahrt meine Seele Gott sei Dank vor Rost und Fäulnis.' — Dann über die andere Seite ihres Wesens: ‚Ordnung und Ruhe (sie meint Unverzagtheit) sind Hauptzüge meines Charakters; daher tue ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst,

und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lange zu begucken.‘ Nach Luther nannte sie einen ihrer Grundsätze gern: ‚Alle schwarzen Gedanken dem Teufel vor die Füße geschmissen.‘

Mit dieser Lebensfreudigkeit hing der Zug zusammen, den sie auf ihren Sohn im Mutterleib übertragen hat: ‚Es war durchaus eine Eigentümlichkeit ihrer Natur, allen heftigen Eindrücken und Erschütterungen ihres Gemütes, wo sie nur immer konnte, auszuweichen‘ (nach dem Bericht eines Hausfreundes). Ihren Dienerinnen macht sie zur Pflicht, ihr kein Geklatsche zuzutragen, und wie sie ihrem Sohn die eigne Krankheit verschweigt, so ist sie froh, daß man ihr von seiner Krankheit erst dann berichtet, als sie vorbei ist:

Lieber Sohn! Danke meiner lieben Tochter (Christiane) vielmals vor ihren lieben Brief vom 22. Januar (1801). Gott sei Lob und Dank, daß er die dir gedrohte große Gefahr so gnädig und bald abgewendet hat. Ach, was ist die Unwissenheit eine herrliche Sache! Hätte ich das Unglück, das dich betroffen, gewußt, ehe die Besserung da war, ich glaube, ich wäre im Elend vergangen, — so aber war ich gerade diese kritische Tage froh und vergnügt. — Jetzt hoffe ich, daß du völlig wieder hergestellt bist, auch daß du mit deinem schönen braunen Auge (Goethe hatte an schwerer Gesichtsrose gelitten) Gottes Schöpfung wieder fröhlich anschauen wirst.

Ein Hauch großen Lebensgeistes geht durch alle ihre Aussprüche. Eine kerndeutsche Frau, ja; — daß es aber die höchste Tugend der deutschen Frau sei, im häuslichen Kleinkram zu versinken, das ging ihr durchaus nicht ein; doch zollte sie der guten Wirtschafterin Christiane gebührendes Lob. Nach dem herbstlichen Buttereinstampfen, Holzfahren, Molkenkochen schreibt sie: ‚Die Frau Rat kommt da aus ihrem Gerick und Geschick, kann nicht ordentlich lesen, Klavier spielen, Spitzen klöppeln und ist seelenfroh, wenn alles wieder den alten Gang geht.‘

Könige und Königinnen, Herzöge und Herzoginnen kamen in das Haus der Mutter des größten Deutschen: von knechtischer Art ist in ihrem Benehmen gegen Höherstehende nichts zu gewahren. Man lese die reizenden Briefe der Rätin an ihre Freundin Anna Amalia von Weimar, z. B. den vom 24. September 1779 (S. 236)! — wo ist die deutsche Frau, die heute an eine Fürstin so schreiben würde? Wo allerdings auch die deutsche Fürstin, die so an sich schreiben ließe? Rätin Goethe verehrte die verwitwete Herzogin, nicht weil sie Herzogin, sondern weil sie ein prächtiger Mensch war, und die Herzogin liebte in Goethes Mutter das wundervolle Menschenkind. Wieland berichtet: ‚Wenn die Herzogin einen Brief von Frau Aja bekommt, so spricht sie nicht anders davon, als ob ihr ein großes Glück widerfahren sei.‘ Die Herzogin schrieb an ihre Frankfurter Freundin: ‚Liebe Mutter‘; desgleichen heißt es in einem Briefe des jungen Herzogs Karl August nach einem Aufenthalt in ihrem Hause: ‚Liebe Mutter Aja!‘ (über den Sinn dieses Wortes S. 121).

‚Der Schlußstein — der Glaube an Gott‘: neben der unverwüstlichen Herzensfröhlichkeit ist dies der Grund ihres Lebensbaues. Goethe der Greis erinnerte sich bewundernd der echten Frömmigkeit seiner Mutter:

Hier liegt auch ein Brief von meiner Mutter bei, den du wünschtest; darin, wie in jeder ihrer Zeilen, spricht sich der Charakter einer Frau aus, die, in alttestamentlicher Gottesfurcht, ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte und, als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängnis so pünktlich anordnete, daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war (an Zelter, 9. 1. 1824).

Bibelgläubig und bibelfest in einem Maße, wie das heute bei Frauen der oberen Schichten kaum noch vorkommt, hat sie in den schwersten Nöten ihres Lebens oder der Ihrigen stets Trost in einem Verse der Schrift, am liebsten des Alten Testaments, gefunden. Mehr als einmal erinnerte sie den Sohn, daß sie am schlimmsten Tage seiner Krankheit nach der Rückkehr von Leipzig die Bibel aufgeschlagen und auf die Verheißungstelle gestoßen sei: ‚Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen‘ (Jeremias, 31, 5). Von der Mutter hatte Goethe seine Gewohnheit, in biblischen Wendungen zu sprechen, Briefe zu schreiben, zu dichten. Felsenfest war ihr Gottvertrauen: in der schlimmsten Franzosenzeit Frankfurts, als rings um sie her Hasenherzen auf Hasenfüßen flohen, blieb sie gefaßt auf ihrem Posten und tröstete sich über etwaige Verluste: ‚Wenn man ein Bein bricht, ist's ein großes Glück, daß es der Hals nicht war.‘ Und völlig gefaßt, so wie Goethe es an Zelter beschrieben, ist sie in den Tod gegangen, nach-

dem sie dem Sohne absichtlich ihre Krankheit verschwiegen hatte. Am 13. September 1808 ist sie schmerzlos abgeschieden; sie ruht an der Seite ihres Gatten auf dem alten Frankfurter Friedhof.

Nachdem ihr Sohn das Elternhaus verlassen und sich in der Fremde ein eigenes Heim gesucht, sind die Augen der Mutter unablässig nach Weimar gerichtet; sie wird wie zu einem auswärtigen Mitgliede der Weimarer Gemeinde. Vollends nach dem Tode ihrer Tochter Cornelia mußte ihr das Mutterglück Ersatz bieten für jedes andere, dessen ganze Fülle ihr das Schicksal schuldig geblieben war. ‚Du sollst mich Mutter heißen', schreibt sie an Bettina Brentano, ‚in Zukunft für alle Tage, die mein spätes Alter noch zählt; es ist doch der einzige Name, der mein Glück umfaßt.' An allem, was in Weimar vorgeht, nimmt sie leidenschaftlichen Anteil; ihr Jubel bei der Geburt eines Weimarischen Erbprinzen ist ebenso rührend wie echt. Hin und her gehen die Fäden zwischen Weimar und Frankfurt. Wieland tritt 1777 in das Goethe-Haus, für das er die überschwängliche Bezeichnung Casa santa erfindet; 1778 beglückt die Herzogin Anna Amalia ihre Brieffreundin mit ihrem Besuch; 1779 kommt gar der junge regierende Herzog selber und nimmt bei ihr für einige Tage Wohnung. Den Ausbruch ihres Jubels hierüber an die herzogliche Mutter lese man auf S. 236 nach.

Ihres Herzens und Geistes wahre Heimat ist während der zweiten Lebenshälfte nicht in Frankfurt: ‚So oft ich etwas von Weimar erhalte, freut sich mein Geist samt Seele und Leib'; denn Weimar ist für sie ‚der Ort, der vor mich alles enthält, was mir auf diesem Erdenrund hoch, teuer und wert ist.' — ‚Überhaupt, um mein Schifflein flott zu machen, müssen die Segel von Weimar aus geschwellt werden, die ganze übrige Welt liegt bei mir im Argen und kümmert mich nicht ein Haar. Das weiß sogar der Briefträger; hat er einen Brief von Weimar zu überbringen, so reißt er die Klingel bald ab, bei andern geht's nur ping ping.'

Die Mutterliebe begnügt sich nicht mit den oberflächlichen Nachrichten von des Sohnes glanzvoller Laufbahn am Weimarer Hofe; aus der Ferne umsorgt sie ihren Einzigen in solchen Dingen, an die eine Mutter mehr noch als an alle weltlichen Ehren denkt. Sie fürchtet, ihr Wolfgang könne in dem dürftigen Gartenhaus erkranken, darum bittet sie Anna Amalia: ‚Haben doch Ihro Durchlaucht die Gnade und helfen mit dazu, daß mein Sohn den Winter in der Stadt eine Wohnung bekommt ... Ihro Durchlaucht werden Frau Aja unendlich verbinden, wenn Sie ihr diesen Herzensdruck helfen wegnehmen.' Wie sie mit ihrem großen Weltsinn sich später zu Goethes Gewissensehe stellte und nur ihre von Vorurteilen freie Liebe bewies, das wird seines Ortes nicht verschwiegen werden.

Auf Menschen von der Art der Frau Elisabeth Goethe blicken wir jetzt mit sehnsüchtigem Neide zurück und beim Lesen ihrer Briefe werden wir uns der leuchtenden Seiten des wunderlichen, ewig wunderbaren 18. Jahrhunderts mit seinen großen vorbildlichen Männern und Frauen tief bewußt.

Viertes Kapitel.
Schwester Cornelia.

> Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts
> Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester!
> (Iphigenie).

Von den fünf Kindern, die Frau Elisabeth Goethe ihrem Gatten nach Wolfgang dem Erstgeborenen schenkte, hat sie nur noch eines großgezogen, ihre am 7. Dezember 1750 geborene Tochter **Cornelia**, die in der Taufe die beiden in Goethes Leben so bedeutsam gewordenen Nebennamen Friederike Christiane erhielt. Einem mit sieben Jahren verstorbenen Brüderchen hat Wolfgang nach Bettina Brentanos Wiedererzählung aus dem Munde der Frau Rat leidenschaftliche Zärtlichkeit zugewandt.

Cornelia Goethe erhielt von dem Vater und verschiedenen Hauslehrern eine über den damaligen Durchschnitt selbst der wohlhabenden Stände weit hinausragende, fast gelehrte Bildung. Goethe schildert seine Schwester (im 18. Buch von Dichtung und Wahrheit) als ‚ein eigenes Wesen, von dem schwer zu sprechen ist', und nennt sie an anderer Stelle ‚ein indefinibles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit, von Eigensinn

und Nachgiebigkeit'. Die wenigen Briefe, die wir von Cornelia haben, besonders die an Kestner, sind anmutig und in ihrer frischen Natürlichkeit nicht unähnlich denen der Mutter. Sie war ‚bei schönem Körperbau wenig hübsch; die Gesichtszüge, obgleich Güte, Verstand, Teilnahme deutlich genug ausdrückend, ermangelten jedoch einer gewissen Regelmäßigkeit und Anmut'. Ihr Bildnis bestätigt den Bericht des Bruders: ‚Eine hohe stark gewölbte Stirn machte durch die leidige Mode, die Haare aus dem Gesicht zu streichen und zu zwängen, einen gewissen unangenehmen Eindruck, wenn sie gleich für die sittlichen und geistigen Eigenschaften das beste Zeugnis gab.' Cornelia fühlte ihre Unschönheit mit der Bitterkeit eines im Grunde liebebedürftigen Weibes, und in ihrem Tagebuch lesen wir den heißen Wunsch: ‚Ich gäbe alles darum, wenn ich schön wäre!'

Ein vom Vater bei all seiner Liebe in Wesenshärte und Gefühlsverschlossenheit hineingedrilltes bedauernswertes Mädchen, ist sie mit den Eltern früh so zerfallen, daß der Bruder das furchtbare Wort von ihr schrieb: ‚Man hätte von ihr sagen können, sie sei ohne Glaube, Liebe und Hoffnung.' Die Kluft zwischen Tochter und Mutter war noch weiter und tiefer als die sie vom Vater trennende. Ihre ‚Teilnahme bedürftige Seele', ihr unfroher Lebenssinn, ihre ganz ins Innere gekehrte Mädchenseele scheint der Frohnatur und Daseinslust der Mutter widerstrebt zu haben. Und doch hat Cornelia mehr als einmal in Männern Liebe entzündet. In einem jungen Engländer, der vielleicht durch die engen Verhältnisse des Goethischen Hauses abgeschreckt wurde und nicht wiederkam; dann in dem Frankfurt entstammenden Johann Georg Schlosser (geb. 1739), dem vielseitig gebildeten, auch literarisch tätigen Sohne eines Kaiserlichen Rates, viel häßlicher als Cornelia, schwerblütig wie sie, doch von zuverlässiger Tüchtigkeit. Nach der Verlobung schrieb er beglückt: ‚Ich habe ein Mädchen gefunden, das mich liebt, und das ich liebe wie mein Leben', und nach der Hochzeit: ‚Meine Geliebte ist nun meine Frau, die schönste Weiberseele, die ich mir wünschen konnte.' Am 1. November 1773 vermählten sich die beiden, nachdem Schlosser badischer ‚Hof- und Regierungsrat' geworden; das junge Paar zog nach Karlsruhe, später nach Emmendingen, wo der Gatte Oberamtmann wurde. Hier ist Cornelia nach der Geburt eines dritten Kindes am 8. Juni 1777, noch nicht 27 Jahre alt, gestorben.

Schlosser heiratete bald darauf Johanna Fahlmer, ‚von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen und dem Jacobischen Kreise (S. 158) innig verwandt, die durch die große Zartheit ihres Gemütes, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis gab von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen' (Dichtung und Wahrheit). Die Frau Rat hat Schlossers Kinder von der Fahlmer stets gleich ihrer einen überlebenden blutsverwandten Enkelin mit großmütterlicher Liebe umfangen.

Als Leipziger Student setzte Goethe die Geistesgemeinschaft der Kinderzeit mit der geliebten Schwester aufs eifrigste fort. Seine Briefe atmen echte brüderliche Zärtlichkeit; Anreden wie Ma sœur, ma chère sœur, oder Mon ange, Mon petit bon bon in französischen Briefübungen rühren uns, und seinen Stolz auf Cornelia spricht er einmal in dem Satze aus: ‚Das mag für andere Frauen gut genug sein, für meine Schwester nicht.' Schon der Sechzehnjährige übernimmt von Leipzig arg altklug die geistige Leitung der fünfzehnjährigen Schwester. Romane, mit Ausnahme des gefühlvollen modischen Tugendromans jener Zeit, des ‚Charles Grandison' (1753) von Richardson, verbietet er ihr ‚völlig', empfiehlt ihr dagegen die in der Tat vortrefflichen Reisebriefe der Lady Montagu, das italienische Schäferdrama ‚Il Pastor fido' von Guarini und Tassos Befreites Jerusalem. Nachdrücklich untersagt er ihr Boccaccios Dekameron, und als sie ihm einwendet, sogar ein Papst habe das Buch gelesen, bleibt er dabei: ‚Nichts vom Dekameron, Papst hin Papst her. Der Vater müßte sie (die unbedenklichen Geschichten) dann selbst aussuchen.' Sehr überlegen wirft er sich zu ihrem Lehrer im deutschen Stil auf: ‚Schreib deine Briefe auf ein gebrochenes Blatt, und ich will dir auch die Antwort und die Kritik darneben schreiben.' Mit der Kritik macht er an ihrem letzten Brief sogleich den Anfang, verweist ihr ‚durchleben' als ‚poetisch', verbessert ihr eine falsche Umstellung nach ‚und', streicht ihr die überflüssigen Fremdwörter als Fehler an und bezeichnet ‚allschon' als Kanzleistil. Sehr ähnlich wie bei den um vierzig Jahre späteren Lehren an seinen Sohn August, hält der Siebzehnjährige der Schwester eine Vorlesung im Tone des Kaiserlichen



Cornelia Goethe-Schlosser.
(Nach einem auf Goethes Zeichnung beruhenden Bilde.)



Rates Goethe, den Spectator, die berühmte englische Moralische Wochenschrift, Stück für Stück aufmerksam durchzugehen, ‚und wenn es dir auch nicht gefällt, lies es doch!‘ Ihre Fortschritte im Briefstil erkennt der knabenhafte Erzieher wohlweise ermutigend an: ‚Ich sehe nicht mehr das kleine Mädchen, die Cornelie, meine Schwester, meine Schülerin darin, sondern einen reifen Geist.‘

Bei Corneliens verschlossenem Wesen erfuhr der Bruder erst nach der Rückkehr von Leipzig (September 1768), wie furchtbar sie unter der ‚didaktischen Liebhaberei‘ des Vaters inzwischen gelitten hatte: ‚Sie hatte auf eine Weise, die mir fürchterlich erschien, ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt, und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte.‘ Wie dann Cornelia nach des Bruders zweiter Rückkehr, der von Straßburg, ins Elternhaus zur Antreiberin für sein erstes wahres Dichterwerk wurde, das muß beim Götz zur Sprache kommen.

Bei der Kunde von Corneliens Hinscheiden verzeichnet er am 16. Juni 1777 in seinem Tagebuch: ‚Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag‘, und später ebenda: ‚Leiden und träumen.‘ An die Brieffreundin Auguste von Stolberg schrieb er die knappen, gleich einem Schluchzen formlosen Verse:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

Monate darauf heißt es in einem Brief an die Mutter: ‚Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Äste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen‘ (16. 11. 1777).

Keine der Frauengestalten Goethes ist nach ihrem Bilde geformt; im 6. Buch von Dichtung und Wahrheit setzt er die Gründe auseinander: sie wäre nur durch ‚unendliche Einzelheiten‘ zu schildern gewesen. In der Iphigenie klingen wie ein scheugedämpfter Nachruf an die frühbegrabene Mitgeborne die Verse Orests, die über diesem Kapitel stehen.

Fünftes Kapitel.

Des Knaben Unterricht und Bildung.

Laßt mir die jungen Leute nur,
Und ergötzt euch an ihren Gaben!
Es will doch Großmama Natur
Manchmal einen närrischen Einfall haben.

Neben dieser seltsamen Schwester und zwischen diesen Eltern: einem unjungen, früh alternden, verknöchernden Vater und einer jungen, immer jungbleibenden Mutter, wuchs der Knabe Wolfgang Goethe auf. Sehr früh und sehr viel, auch vielerlei lernen — das war dieses Vaters selbstverständlicher Grundsatz. Schon von des Sohnes drittem Jahr ab lesen wir in des Vaters lateinischem Haushaltbuch von Unterricht, den eine Frau Hoff, wohl nur im Lesen, erteilte. Für den fünfjährigen Knaben schafft der Herr Rat einen Katechismus an. Mit dem siebenten Jahr beginnt der Unterricht in Latein, daneben hören wir von einem Schreib- und Rechenlehrer. Bald darauf unterrichtete eine Französin den Knaben, wohl zugleich die Schwester, in ihrer Muttersprache, denn das Französische war damals in allen wohlhabenden Häusern Mittelpunkt und Hochziel der Bildung. Im Lateinischen brachte es Goethe, dank dem belebten Unterricht des Vaters, dahin, daß er es schon als Knabe flott und richtig schrieb, und es ist ihm bis ans Ende treu geblieben. Im Griechischen dagegen muß der Unterricht nicht recht wirksam gewesen sein: Goethe blieb unsicher in den Formen; ein Vermerk in Italien spricht vom Plan einer Iphigenie in ‚Delphos‘ (statt Delphoi). Als Student in Straßburg, als reifer Mann in Weimar hat er wiederholt kräftige Anläufe zum Auffrischen seiner griechischen Kenntnisse genommen und es immerhin so weit gebracht, daß er eine Pindarische Ode und Stellen aus der Odyssee dichterisch übersetzte. Das griechische Neue Testament las er im Elternhause fließend, weil ihm dessen Inhalt lieb und geläufig war.

Des Vaters eigner Bildungstrieb führte den Knaben früh dem Englischen und Italie-

nischen zu; wir lesen von einem italienischen Sprachlehrer, der neben dem Vater beide Kinder unterrichtete. Vom Rektor des Frankfurter Gymnasiums lernte Wolfgang sogar ernstlich Hebräisch, — mit so viel Erfolg, daß er sich 1775 an eine Übersetzung des Hohen Liedes wagen konnte. Bezeichnend genug ist Goethes Wort über seinen Unterricht in Sprachen, daß er sich aus der Grammatik nichts machte: die Sache zog ihn an, die ihm willkürlich scheinenden Formen ließen ihn gleichgültig. In seinen französischen und englischen Briefen aus der Knaben- und Studentenzeit, in den französischen noch in den hohen Mannesjahren, begegnen uns überall Verstöße gegen die strenge Richtigkeit. Die unter seinem Namen gehenden französischen Jugendverse sind schon wegen ihrer sprachlichen und metrischen Fehlerlosigkeit auszuscheiden. Im Französischen übte ihn der häufige Theaterbesuch, von dem Dichtung und Wahrheit spricht; zur Ergänzung las er Corneille samt dessen Aufsätzen über die dramatischen Einheiten, den Cid usw.

Sein Deutsch schöpfte er sich aus den lauteren Quellen der sprachlich noch nicht verbildeten Vorzeit: aus Luthers Bibel und den löschpapierenen Volksbüchern, denen er ja auch für seine dichterische Phantasie so vieles verdankte. Den schrankenlos ausgreifenden faustischen Hang nach allem Menschenwissen bekundet schon für den Knaben das Befassen mit dem Frankfurter Judendeutsch; ist uns doch sogar eine drollige Probe dieses Kauderwelsch von Goethes Hand überkommen. — Nur mit der Mathematik konnte sich der Knabe Goethe so wenig befreunden, wie die meisten und nicht die dümmsten Knaben unserer Zeit; sein Lebtag hat Goethe von den Mathematikern nicht viel gehalten.

Des Vaters wohlüberlegte Unterrichtskunst beschränkte seine Kinder nicht aufs Bücherwissen. Wolfgang bekam mit fünfzehn Jahren Reit- und Fechtstunden; zeichnen mußten Bruder und Schwester lernen, im Tanzen unterrichtete sie der feierlich ernste Vater selbst, und der Glaube an den Segen des Anschauungsunterrichts bewog ihn, seine Zöglinge aus der mit Kupfern geschmückten Bibel von Merian, dem Orbis pictus des Comenius und der reich mit Bildern verzierten alten Weltchronik von Gottfried (1633) Erdkunde und Geschichte lernen zu lassen. Ein Jahr vor dem Abgang zur Universität mußte Wolfgang beim Vater das Corpus juris und die Institutionen Justinians studieren, so daß er nach Leipzig mit sechzehn Jahren eine Kenntnis von der Rechtswissenschaft mitnahm, die ihm das Schwänzen der Vorlesungen beinah zur Pflicht machte.

Im Leben jedes bedeutenden Mannes ist die Selbsttätigkeit des Knaben viel folgenreicher als der Unterricht in den notwendigsten Jugendwissenschaften. Goethe ist sein Leben hindurch ein Bücherverschlinger gewesen; als Greis noch hielt er zwei Oktavbände für sein unentbehrliches Tageslesefutter. Es war früher Brauch, Goethes Vaterstadt als geistig eng, ja nahezu bildungslos hinzustellen. Die urkundlichen Tatsachen widersprechen dem: in Frankfurt erschienen mehre Zeitungen, darunter die einflußreiche Oberpostamtszeitung und die — 1772 mit Goethes Hilfe aufgefrischten — Gelehrten Anzeigen. Eine reiche Stadtbibliothek versorgte die nach Bildung strebenden Bürger mit allem erwünschten Lesestoff. Goethe hat schon als Knabe, mehr noch als Jüngling und junger Mann, die Bücherschätze Frankfurts eifrig benutzt, und in seinen Briefen aus Leipzig an Cornelia weist er auch sie auf die Stadtbibliothek hin.

In des Vaters Bücherschränken fand er die wichtigste ältere und zeitgenössische deutsche Literatur, mit einziger Ausnahme des Messias Klopstocks. Warum der Vater diesen nicht angeschafft und nicht lesen mochte, das hat Goethe im 2. Buch von Dichtung und Wahrheit ergötzlich dramatisch beschrieben; auch wie das junge Volk, wohl einschließlich der Mutter, den Messias trotzdem las und mit welchen erschrecklichen Folgen. Der Vater gab ihm Fleming, Haller, Hagedorn, Gellert in die Hände; der Knabe machte sich aber von selbst über die Versschreiber Canitz, Creuz, Drollinger her und erinnerte sich noch als Greis, ‚daß sie sämtlich' — namentlich wohl auch König und Besser, die versemachenden Hoflakaien der deutschen Literatur — ‚mit andern ihrer Zeitgenossen mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen'. Schon früh muß er aus ihnen eine Ahnung bekommen haben, was echte, was gemachte Dichtung sei.

Lessings Sarah Sampson lernte schon der Knabe kennen, durch Buch und Theateraufführung. Mit Molière wurde er früh vertraut und hat ihn in späteren Jahren immer wieder gern gelesen: wiederholt spielt er auf den ‚Bürger als Edelmann' an. Homer kannte er aus einer deutschen Prosaübersetzung; Vergil, Ovid, Terenz aus dem lateinischen Hausunterricht. Des Euripides Iphigenie konnte er in einer lateinischen Übersetzung von Erasmus lesen. Eine besondere Vorliebe hatte schon der Knabe für Tassos Befreites Jerusalem, den er in holprigem Deutsch las, der Schwester jedoch aus Leipzig italienisch zu lesen empfahl. Die Volksbücher hatten die Kinder das Glück ‚auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden — die ganze Sippschaft, bis auf den Ewigen Juden'. Das Volksbuch vom Faust erwähnt er nicht, doch wird dieses Verschweigen nur Zufall sein. Den Robinson las er, wie so ziemlich jedes lesende Kind des 18. Jahrhunderts, dazu die deutsche Robinsonade eines Johann Gottfried Schnabel von der Insel Felsenburg.

Wie ihn seine unruhige Wißbegierde weiter trieb, erzählt er in Dichtung und Wahrheit (6. Buch): ganze Wörterbücher des allgemeinen Wissens wurden durchlaufen, ein mehrbändiges Werk von J. M. Gesner, die Isagoge in eruditionem universalem, der damals weitverbreitete Polyhistor von Morhof und das Dictionnaire historique et critique des Aufklärers Bayle. Die religiösen Zweifel des Knaben werden durch das letzte Werk bestärkt worden sein.

Goethe schreibt den Eindrücken eines den Kindern von der Großmutter geschenkten Puppentheaters zu, es habe bei ihm ‚das Erfindungs- und Darstellungsvermögen, die Einbildungskraft und eine gewisse Technik geübt und gefördert'. Es ist noch heute im Frankfurter Goethehause wohlerhalten zu schauen. Für den Anfang des Wilhelm Meister hat sich Goethe des vielgeliebten Kinderspielzeugs dankbar erinnert. — Und da es bei allen diesen Zügen aus Goethes Knabenleben nur auf das ankommt, was mit einiger Wahrscheinlichkeit auf sein inneres Wachsen eingewirkt hat, so sei schon hier des ‚Untersuchungstriebs gegen natürliche Dinge' gedacht, der sich in dem Kinde zu regen begann, so der Versuche mit einem bewaffneten Magnetstein ‚und der erfolglosen Bemühungen, eine Elektrisiermaschine zustande zu bringen mit einem alten Spinnrade und einigen Arzneigläsern'.

Goethes Angaben in Dichtung und Wahrheit über seine geistigen Fortschritte im Knabenalter sind mit Vorsicht zu benutzen: in solchen Erinnerungen an die Frühstunden des Lebens täuschen wir uns alle. Als den stärksten Eindruck seiner Knabenjahre bezeichnet er die Schreckenskunde vom Erdbeben zu Lissabon mit seiner Zerstörung von 60 000 Menschenleben, von Kirchen, Palästen und Häusern zu Tausenden:

> Der Knabe, der alles dieses wiederholt vernehmen mußte, war nicht wenig betroffen. Gott, der Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erden, den ihm die Erklärung des ersten Glaubensartikels so weise und gnädig vorstellte, hatte sich, indem er die Gerechten mit den Ungerechten gleich dem Verderben preisgab, keineswegs väterlich bewiesen.

Wolfgang war damals erst sechs Jahre alt, und so frühreif wir uns dieses Kind vorstellen mögen, uns will die Bemerkung Goethes nicht recht einleuchten: ‚Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen'.

Glaubhafter klingt seine Erinnerung an den tiefen Aufruhr der Gemüter im elterlichen und großelterlichen Hause durch den Siebenjährigen Krieg. Die Textors waren gutkaiserlich, die Goethes oder doch Johann Kaspar Goethe fritzisch gesinnt, und der gealterte Dichter geht so weit, den ‚Keim der Nichtachtung, ja der Verachtung des Publikums', die ihn beseelten, auf die ersten Eindrücke der parteiischen Beurteilung des Preußenkönigs in den beiden Familienkreisen zurückzuführen.

Goethe hat, mit Ausnahme einer sehr kurzen Zeit, keine öffentliche Schule besucht. Welche Folgen dies für seine Gefühlswelt gehabt haben mag, beruhe auf sich. Wer wie Gervinus aus Goethes überwiegend häuslichem Unterricht den zuversichtlichen Schluß zieht: ‚Geschichte und Epos (!) hat ihn daher nie in bedeutendem Grade gefesselt', für den gibt es überhaupt nichts Unenträtselbares zwischen Himmel und Universität.

Aus Goethes und Bettinas Berichten erfahren wir von der prächtigen Märchenerzählerin, die Frau Rat gewesen; von der Nachahmung dieser Dichtergabe durch den Knaben

Wolfgang. Und wie zeitig sich in ihm der dichterische Trieb geregt hat, dafür legen später zu erwähnende Aussprüche und ein erhaltenes großes Gedicht als einziger Rest einer ganzen eigenen Knabenliteratur Zeugnis ab.

Bemerkenswert ist seine sehr frühe selbsttätige Berührung mit der belebten Natur; da der Vater vor den Toren Frankfurts Gärten und Weinberg besaß, so lernten die Kinder ‚mit den Gartengeschäften umgehen, die, weil sie sich jährlich wiederholten, uns endlich ganz bekannt und geläufig wurden'. Wie der Knabe und der Jüngling William Shakespeare in der Acker- und Gartenstadt Stratford, so lernte Wolfgang Goethe in der Bannmeile des damals so kleinen Frankfurt das Leben in Feld und Flur von früh auf, wovon der Kasernenzögling Schiller fast nur aus Büchern wußte. Der Knabe Goethe muß trotz dem strengen Vater reichliche Tummelfreiheit genossen haben; auf dem Rathaus, auf Märkten und Gassen, die Judengasse nicht zu vergessen, warf er früh die neugierigen Kinderblicke in das vielgliedrige, bunte Treiben seiner Vaterstadt, wo Handwerke aller Art, dazu manches Kunsthandwerk, blühten. Das volle Menschenleben, das interessant ist, wo ihr's packt, hat schon der Knabe Wolfgang mit glücklichem Jugendschicksal nach allen Richtungen mitgeschaut, ja mitgeschmeckt.

Sechstes Kapitel.

Junge Erlebnisse und Dichtungen.

Als Knabe verschlossen und trutzig,
Als Jüngling anmaßlich und stutzig.

Was ist einem Knaben nicht alles ein Erlebnis! Noch der sechzigjährige Goethe schildert den Umbau, den der Vater im Hause am Hirschgraben vornahm, wie ein großartiges Unternehmen; das Haushaltbuch spricht nur von einer geringen Bausumme. Man begreift aber den Spaß, den die Kinder inmitten aller Unbequemlichkeiten für die Eltern an solchem Innenbau hatten, ‚weil ihnen etwas mehr Spielraum als bisher und manche Gelegenheit, sich auf Balken zu schaukeln und auf Brettern zu schwingen, gelassen ward'.

Von größerer Wichtigkeit war die Einquartierung des französischen Königsleutnants Grafen Thoranc im Elternhause, vom Januar 1759 bis in den Sommer 1761. Frankfurts Besetzung durch französische Truppen führte eine französische Theatergesellschaft in die Reichsstadt, und der Enkel des Stadtschultheißen benutzte die Dauerkarte des Großvaters zum regelmäßigen Besuche der Vorstellungen. Hierdurch und im Umgang mit einem gleichaltrigen Schauspielersohn erwarb er sich die Kenntnis des gesprochenen Französisch, wurde aufs klassische Drama der Franzosen hingewiesen, las die Stücke von Corneille, Racine, Molière und den Geringeren, die er alle auf der Bühne gesehen; ja, er versuchte sich, wie schon etwas früher mit Puppentheaterdramen, jetzt gar mit einem französisch geschriebenen mythischallegorischen Stück in den von den Franzosen entlehnten Formen.

Der Vollständigkeit wegen muß von seiner Konfirmation mit zwölf Jahren berichtet werden; auch von den Kinderkrankheiten, die er alle durchgemacht, darunter einen gefährlichen Fall der schwarzen Pocken: das Impfen begann sich erst damals langsam in Deutschland zu verbreiten. Es sei bemerkt, daß Goethe dank seiner durch Versprechungen bestärkten Geduld ohne Pockennarben davonkam.

Mit völliger Sicherheit ist bis heute nicht ergründet, was es mit der in Dichtung und Wahrheit berichteten dunkeln Geschichte auf sich gehabt, an die uns nur noch der Name Gretchen erinnert. Goethes Bericht von einem Verkehr mit allerlei jungen Burschen zweifelhaften Charakters läßt uns in beabsichtigtem Dämmer. Er will jener bedenklichen Gesellschaft durch die Anfertigung bezahlter Gelegenheitsgedichte die Mittel zu heiteren Gelagen verschafft haben; ein schönes, reines Kind, eben jenes Gretchen, habe zu den zweifelhaften Gesellen gehört. Ihr habe er seine früheste Liebesneigung zugewandt, doch nach der Aufdeckung des heimlichen Treibens jener ganzen Kumpanei hören müssen, Gretchen habe ihn immer nur als ein Kind betrachtet und seine Liebe nie erwidert. Was sonst noch für ‚schlimme Händel' dabei untergelaufen, in die der harmlose Knabe verwickelt ward, das lese

man im 5. Buche von Dichtung und Wahrheit nach. Die böse Geschichte, die den Knaben in ernste Krankheit gestürzt, muß von den untersuchenden Behörden niedergeschlagen worden sein; in den Archiven des Frankfurter Rates hat sich keine Spur davon gefunden. Wer das anmutige, unschuldige Gretchen gewesen, ist bis heute unbekannt und mag ruhig unerforscht bleiben, denn außer ihrem Namen hat sie für das Gretchen im Faust nichts Bestimmbares hergegeben.

Wir lesen in Dichtung und Wahrheit, mehr noch in Goethes Briefen aus Leipzig und zwischen Leipzig und Weimar, manchen Namen von Frankfurter Jugendbekannten, als da sind Moors, Riese, Horn, Krespel; eine innige, andauernde Jugendfreundschaft hat der Knabe Wolfgang nicht geschlossen. Seine geistige Überlegenheit scheint dem im Wege gestanden zu haben; wenigstens berichtete später Moors an die Frau Rat über das Verhältnis Wolfgangs zu den Spielkameraden: ‚Wir waren immer die Lakaien.‘

Goethes erster uns erhaltener Brief, ein Schriftstück von vier Seiten, ist gerichtet an einen Ludwig Ysenburg von Buri, den siebzehnjährigen Herrn Vorsitzenden eines Jugend- und Tugendbundes von der Art unserer heimlichen oder offenen Schülerverbindungen, der ‚Arkadischen Gesellschaft Philandria‘, worin Wolfgang bittet, ihn für wert zu halten, ‚Ihr Freund zu sein und in Ihre Gesellschaft einzugehen‘. Der Brief ist vom 23. Mai 1764, also von einem noch nicht fünfzehnjährigen Knaben, und erregt unser Staunen durch die ausgebildete Handschrift, eines der sprechenden Zeugnisse für die seltsame Frühreife Goethes. Der Knabe gesteht darin dem ‚wohlgeborenen, insonders hochzuehrenden Herrn‘ seine Fehler mit aller Offenheit:

> Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin. Sie kennen ja die cholerischen Temperamente, hingegen vergißt niemand leichter eine Beleidigung als ich. Ferner bin ich sehr an das Befehlen gewohnt, doch wo ich nichts zu sagen habe, da kann ich es bleiben lassen. — Noch eins fällt mir ein, daß ich sehr ungeduldig bin und nicht gern lange in der Ungewißheit bleibe.

Aus einem zweiten Briefe Goethes an Buri ist das Sätzchen bemerkenswert: ‚Ich gleiche ziemlich einem Camäleon.‘ — Nach einigem Zögern hielt der hochmögende Buri den Knaben ‚für würdig, in unsere Gesellschaft mit aufgenommen zu werden‘, doch blieb die Mitgliedschaft Wolfgangs in der Philandria auf dem Papier.

Von einem Kranze freundschaftlich verehrter oder verliebt angeschwärmter junger Mädchen sprechen Goethes Studentenbriefe aus Leipzig an Cornelia. Da lesen wir bald nach seiner Ankunft in Kleinparis: ‚Küsse Schmitelgen (Schmiedel) und Runckelgen von meinetwegen. Die lieben Kinder! Denen 3 Mädels von Stockům mache das schönste Kompliment von mir. Jungfer Riecklef magst du gleichfalls grüßen.‘ Seine besondere Gunst scheint er der schönen Charitas Meixner zugewandt zu haben; noch ein Jahr nach der ersten Trennung von Frankfurt schreibt er an einen ihrer Verwandten nach Worms: ‚Vous connaissez ma passion pour la belle Charitas.‘

Über seine frühesten dichterischen Versuche heißt es in Goethes Annalen: ‚Bei zeitig erwachendem Talent nach vorhandenen poetischen und prosaischen Mustern mancherlei Eindrücke kindlich bearbeitet, meistens nachahmend, wie es gerade jedes Muster andeutete.‘ Bei aller Frühreife darf Wolfgang Goethe nicht als ein Wunderknabe gelten, zumal nicht, wenn wir an den berühmtesten aller dichtenden Wunderknaben Chatterton oder an den mit siebzehn Jahren gekrönten Odendichter Victor Hugo denken, den Chateaubriand als das Enfant sublime feierte. Der Vergleich mit Thomas Chatterton liegt besonders nahe: Goethe hat im dreizehnten Jahr ein Gedicht ‚Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi‘ geschrieben, das erste gedruckte Blatt mit seinem Namen, — Chatterton mit zehn Jahren ein Gedicht ‚Christus am Jüngsten Gericht‘, von einer Größe des Gedankens und Ausdrucks, von einer Reife der Form, daß kein Leser daraus das kindliche Alter des Dichters erraten könnte. Goethes ‚Höllenfahrt‘, in allerdings nicht ganz einfacher Form, ist nur ein endloses Breittreten sehr weniger Gedanken und nicht innerlich geschauter Bilder; es hinterläßt keinen dichterischen Gesamteindruck. Als sein Vorbild nennt er später Elias Schlegel,

doch scheint er weit mehr beeinflußt von J. A. Cramer, einem der Freunde Klopstocks, namentlich von dessen einst vielgerühmter Ode auf das Leiden Christi, das in fünfzehn Strophen immer wieder dasselbe sagt. Nur an einer Stelle trifft der Verse aneinanderreihende Knabe einen Ton, der wie Dichtung klingt:

Ich seh Ihn auf dem Siegeswagen,
Von Feuerrädern fortgetragen,
Den, der für uns am Kreuze starb.
Er zeigt den Sieg auch jenen Fernen,
Weit von der Welt, weit von den Sternen,
Den Sieg, den Er für uns erwarb.

Ob die in noch jugendlicherem Alter hingeschriebenen Glückwunschgedichte von 1757 an die ‚Hochgeehrtesten und Herzlichgeliebten Großeltern'(‚Erhabner Großpapa' und ‚Erhabne Großmama') Wolfgangs geistiges Eigentum waren, läßt sich nicht ausmachen; sie lesen sich wie die pflichtmäßige Quälerei eines bezöpften reimenden Hauslehrers. Dagegen mag das Neujahrsgedicht für 1762 an die Großeltern von Wolfgang selbst verfaßt worden sein; nicht mehr so steifleinen klingen die Verse, damals natürlich noch Alexandriner:

— Sein guter Engel sei bei Euch in aller Zeit.
Er geb' Euch das Geleit in Widerwärtigkeit
Sowohl als in dem Glück und laß Euch lang noch leben,
Daß Ihr Urenklen noch den Segen können geben.
Dies schreibt der älteste von Eurer Töchter Söhnen,
Um sich auch nach und nach zu denken angewöhnen,
Und zeigt ingleichen hier mit diesen Zeilen an,
Was er dies Jahr hindurch im Schreiben hat getan. —

Wolfgang hat seit dem zehnten Jahr gedichtet, und da der Vater ihm darin nicht entgegen war, so hat ihm der gute Sohn alljährlich einen ganzen Quartband selbstverfaßter Gedichte dargebracht. Nach früh sich regender Eigenprüfung hat er alles verbrannt, die Rettung weniger Frühdichtungen ist nur das Werk des Zufalls. Ein Epos Joseph und seine Brüder wurde vollendet, aber schonungslos vernichtet; nicht besser erging es einem Drama Belsazar, das bis zum fünften Akt gediehen war, und dessen wenige in einem Brief an Cornelia aufbewahrte Alexandriner ungefähr wie die matteren Stellen bei Gryphius klingen. Auch die andern dramatischen Knabenversuche, die nur den Titeln nach bekannten Isabel, Ruth, Selima usw. haben ‚ihre Jugendsünden nicht anders als durch Feuer büßen können.'

An seinem sechzehnten Geburtstag schrieb er in das Stammbuch des Frankfurter Jugendbekannten Moors die Verse, die uns wegen ihrer unknabenhaften Lebensauffassung in Erstaunen setzen müßten, wenn sie wirklich von Goethe herrühren und nicht etwa die Wiedergabe einer bisher nicht aufgefundenen Stelle aus einem zeitgenössischen Dichter sind:

Dieses ist das Bild der Welt,
Die man für die beste hält:
Fast wie eine Mördergrube,
Fast wie eines Burschen Stube,
Fast so wie ein Opernhaus
Fast wie ein Magisterschmaus,
Fast wie Köpfe von Poeten,
Fast wie schöne Raritäten,
Fast wie abgehatztes Geld,
Sieht sie aus, die beste Welt.

Am Tage vor der Abreise nach Leipzig schrieb er ‚zum Zeichen der Hochachtung und Ehrfurcht seiner geliebtesten Mutter in ihr Güldnes Schatzkästlein' die Abschiedsverse, deren eigene Verfasserschaft allerdings nicht zweifellos feststeht:

Das ist mein Leib, nehmt hin und esset.
Das ist mein Blut, nehmt hin und trinkt.
Auf daß ihr meiner nicht vergesset,
Auf daß nicht euer Glaube sinkt.
Bei diesem Wein, bei diesem Brot
Erinnert euch an meinen Tod.

Es klingt, als habe an jenem 30. September 1765 Wolfgang Goethe mit seinen Eltern das Abendmahl genommen.

‚Michael kam endlich, sehnlich erwartet, heran, da ich dann mit dem Buchhändler Fleischer und dessen Gattin mit Vergnügen abfuhr und die werte Stadt, die mich geboren und erzogen, gleichgültig hinter mir ließ, als wenn ich sie nie wieder betreten wollte' (Dichtung und Wahrheit). Ohne nach den Wünschen des Sohnes viel zu fragen, hatte ihn Johann Kaspar Goethe zum Studium der Rechte bestimmt, weil auch er die Rechte studiert hatte und die Hoffnung hegte, Wolfgang werde erreichen, was er selbst sich durch seinen zufriedenen Eigensinn früh verscherzt hatte: ein angesehenes Amt in der Regierung seiner Vaterstadt.

Fassen wir den Knaben, eh wir ihn auf seinem ersten Schritt in die Welt außerhalb des Elternhauses begleiten, noch einmal prüfend ins Auge, soweit uns die Quellen einen Gesamteindruck ermöglichen. Sein Äußeres um jene Zeit zeigt einen schönen, zum Jüngling reifenden Knaben mit Zügen, die ein wenig an das Tischbeinsche Jugendbild von Lessing erinnern. Sanft, gut, klug — so viel würden wir wohl herauslesen; sonst aber noch ein unbeschriebenes Blatt. Herzgewinnende Gewalt über Menschen, über Jünglinge, Männer und Mädchen ist sein, eine Gewalt, der sich viel ältere Personen nicht entziehen können. Sein Leipziger Freund Behrisch, der Vertraute seiner ersten Liebesleidenschaft, war kein gleichaltriger Student, sondern ein reifer junger Mann von 28 Jahren, und in Straßburg hat der zwanzigjährige Goethe einen mehr als doppelt so alten Freund, den Waisenpfleger Salzmann, an sich gefesselt. Auch zeigen die Briefe Goethes an seinen Leipziger Kunstlehrer Oeser ein Verhältnis, das über das zwischen Meister und Schüler hoch hinausragt. Keiner von denen, die Goethen im Übergang vom Knaben zum Jüngling gekannt, hat sich später über dessen uns wunderbaren Aufstieg verwundert.

Seine menschliche Entwicklungstufe um 1765 ist natürlich noch die eines Knaben; indessen müssen wir uns den nach der glücklichen Sitte des 18. Jahrhunderts ohne Abiturientenprüfung auf die Universität ziehenden Wolfgang als einen durch umfassendes Lesen seinen Jahren weit vorauseilenden Jüngling denken. Unreife und Frühreife liegen hart nebeneinander oder durchkreuzen sich; für die beginnende Selbstsicherheit zeugt der Gleichmut, mit dem Wolfgang in die Fremde zieht, in die weite Ferne, für die damals Leipzig gelten mußte. Keine Spur von Heimweh gewahren wir in den Briefen von der Universität. Die Aussprüche verblüffender Menschen- und Weltkenntnis im siebzehnten Lebensjahr stehen Seite bei Seite, und eines der ersten selbständigen Werke in Leipzig zeigt uns den vorwärts strebenden Jüngling schon als einen Sittenrichter mit unheimlich großem Beobachtungschatz.

Am wichtigsten aber ist uns beim Abschluß von Goethes Knabentagen im Elternhause, daß er es mit dem vollen Bewußtsein verließ, ein Dichter zu sein oder zu werden. Er ging nach Leipzig, weil der Vater es wollte, ergriff das Studium der Rechte ohne Widerspruch, wenngleich er lieber Philologie getrieben hätte, um Professor zu werden; als seine eigentliche Laufbahn jedoch hat er schon in jenen jungen Jahren die des Dichters betrachtet. Dies ist festzuhalten und jede dafür zeugende Urkunde ernstlich zu beachten. Der Schluß des 4. Buches von Dichtung und Wahrheit ist gewiß keine nachträgliche Erdichtung:

> Was mich betrifft, so hatte ich auch wohl im Sinne, etwas Außerordentliches hervorzubringen; worin es aber bestehen könne, wollte mir nicht deutlich werden. Wie man jedoch eher an den Lohn denkt, den man erhalten möchte, als an das Verdienst, das man sich erwerben sollte, so leugne ich nicht, daß, wenn ich an ein wünschenwertes Glück dachte, dieses mir am reizendsten in der Gestalt des Lorbeerkranzes erschien, der den Dichter zu zieren geflochten ist.

Siebentes Kapitel.

In den Leipziger Hörsälen und Kunsthäusern.

Herders Fragmente über die neuere deutsche Literatur. — Lessings Laokoon, Wielands Agathon (1766); Lessings Hamburgische Dramaturgie, Lessings Minna gedruckt, Mendelssohns Phaedon, Sternes Empfindsame Reise (1767). — Winckelmanns Ermordung, Gerstenbergs Ugolino (1768). — Herders Kritische Wälder (1769). — Geburt Napoleons (15. August 1769).

> Ein Jüngling muß die Flügel regen,
> In Lieb und Haß gewaltsam sich bewegen.

In den ersten Oktobertagen 1765 traf Wolfgang Goethe in Leipzig ein ‚als ein kleiner, eingewickelter seltsamer Knabe‘, wie er sich zehn Jahre später auf dem gleichen Reisewege rückschauend erschien. Zur Zeit der Messe, deren buntes Gewirr ihm nur wie das Abbild eines von Frankfurt her gewohnten Zustandes vorkam. Bald scheint er sich in der neuen Umwelt heimisch gefühlt zu haben: ‚Ganz nach meinem Sinn waren die mir ungeheuer erscheinenden Gebäude, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen, eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten

ähnlich sind.' In einer dieser Burgen, der ,Feuerkugel' zwischen dem alten und neuen Neumarkt, in der Lessing zehn Jahre zuvor gewohnt, mietete er ,ein paar artige Zimmer um einen leidlichen Preis'. Der Sohn eines reichen Vaters durfte sich gleich ein paar Zimmer gönnen, denn sein Studentenwechsel war sehr beträchtlich. Goethe hat laut Haushaltbuch des Vaters in den nicht ganz drei Jahren seines Leipziger Aufenthaltes genau 3600 Gulden verbraucht, im Durchschnitt also monatlich 170 Mark, was nach dem damaligen Geldwert etwa heutigen 400 Mark gleichkommt.

Am 19. Oktober 1765 ließ er sich in der Rechtsfakultät einschreiben, und das Studieren konnte beginnen. Der Sechzehnjährige brachte seine eignen sehr selbständigen, wenngleich unklaren Zukunftpläne mit und vertraute sie dem Professor Böhme, einem Juristen, an den er empfohlen worden. Dieser redete ihm mit leidenschaftlichem Widerspruch ,Philologie und Sprachstudien aus, noch mehr die poetischen Übungen, die ich im Hintergrunde hatte durchblicken lassen'. Scheinbar ließ sich Goethe von dem berühmten Professor den juristischen Studienplan vorzirkeln; doch setzte er durch, bei Gellert Literaturgeschichte zu hören und ein ,Praktikum zu frequentieren'. Logik und Philosophie verstanden sich für den Studenten der Rechte von selbst; doch hierbei setzte schon des Jünglings innerer Widerstand ein:

In der Logik kam es mir wunderlich vor, daß ich diejenigen Geistesoperationen, die ich von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzelnen und gleichsam zerstören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte ich ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien mir an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern.

In den Spottreden Mephistos über das Collegium logicum, in Fausts erstem Selbstgespräch vom Herumziehen der Schüler an der Nase und vom Sehen, daß wir nichts wissen können, hören wir den Nachklang frühreifen Einblicks in die Hohlheit der begriffsarmen, wortreichen philosophischen Welterklärerei. Die kritische Auffassung des Füchsleins im ersten Semester wird durch seine Briefe aus jenen Monaten bestätigt.

So hörte er denn nach der Art der ersten Semester gar vielerlei Vorlesungen, oder hatte sie wenigstens belegt; denn Goethe hat rechtschaffen geschwänzt, auch die juristischen Kollegien: ,ich wußte gerade schon so viel, als uns der Lehrer zu überliefern für gut fand'. Der väterliche Unterricht in den Grundlagen des Römischen Rechtes hatte den jungen Studenten für die entsprechenden Universitätsvorlesungen gleichgültig gemacht. Gab es beim Kuchenbäcker Hendel frische Kräpfel, so zog er sie den unfrischen Vorlesungen vor und besang gar — in der nachgeäfften Bombastsprache eines Leipziger Professors und Dichterlings Clodius — den Kräpfelkünstler in einem ,Päan':

Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Hendels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Bemerkenswert ist, daß Goethe nebenher ein philologisches Kolleg über Ciceros Gespräche ,Vom Redner' — bei dem berühmten Ernesti, einem Lehrer Lessings — hörte, ja sogar eines über Physik. Unvermindert blieb sein Bewußtsein dichterischen Lebensberufes: ,Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neige', und seine Abkehr von der Rechtswissenschaft artete zu ,großem Haß' aus (in einem Briefgedicht an den Frankfurter Freund Riese).

Ob das Verleben der ersten Semester in Leipzig gerade ein Glück für den Studenten Wolfgang Goethe gewesen, der nach dem Lorbeerkranze des Dichters strebte, ist schwer zu entscheiden. Daß er in Leipzig für das Aufsprießen seines Dichterkeimes so gut wie nichts gewann, steht fest; doch dürfen wir uns sagen, er watete durch den Wasserschwall der Literatur Leipzigs hindurch, um im Kampfe der Gegensätze sich selbst zu entdecken. Leipzig war um die Mitte des 18. Jahrhunderts und noch zwei Jahrzehnte nachher die Hauptstadt der deutschen Nachäfferei französischer Umgangs- und Geistesbildung, der Mittelpunkt deutscher ,Galanterie'. Kleinparis war der schon vor Goethes Faust gebräuchliche Lobtitel für Leipzig, und dessen Studentenschaft ,konnte kaum anders als galant sein, sobald sie mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte'. Treffend aber fügt

Goethe in Dichtung und Wahrheit hinzu: ‚Alle Galanterie freilich, wenn sie nicht als Blüte einer großen und weiten Lebensweise hervortritt, muß beschränkt, stationär und aus gewissen Gesichtspunkten vielleicht albern erscheinen.‘

Leipzig war der Hochsitz der ‚wässrigen nullen Epoche‘ unserer Literatur, die Goethe im 7. Buch seiner Lebensschilderung vernichtend kennzeichnet. Der so vielen, vor allen sich selbst, als der Großmeister des damaligen Kunstgeschmackes geltende Gottsched beherrschte noch immer einen nicht unbeträchtlichen Teil der deutschen Geisteswelt, trotz den Angriffen Lessings und der Schweizer Bodmer und Breitinger. Tief allerdings war sein Stern gesunken, mochte auch des Studenten Goethe briefliche Äußerung übertrieben sein: ‚Ganz Leipzig verachtet ihn, niemand geht mit ihm um‘. Man lese in Dichtung und Wahrheit den lustspielmäßigen Bericht von Goethes Besuch bei dem zur literarischen Vogelscheuche gewordenen alten Manne, von dessen Verabreichung einer majestätischen Ohrfeige an seinen nachlässigen Diener, ‚worauf der ansehnliche Altvater uns (Goethe und Schlosser) ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte‘.

Auch mit Gellert hat Goethe in persönlichem Verkehr gestanden und sich sein Teil gedacht, als er in dessen Vorlesungen die elendeste Plattheit und Mattheit, dazu einen parteiischen Stumpfsinn gegenüber allem zu hören bekam, was in der neuern Literatur Deutschlands wirklich Bedeutendes hervorgetreten war. Der junge Student kannte die großen Erscheinungen der Gegenwart, und Gellerts absichtliches Verschweigen Klopstocks und Lessings mußte seinen kritischen Widerspruch bestärken.

Die verschnürte Zierlichkeit von Leipzig hatte für den aus dem derbern Oberdeutschland kommenden Haussohn anfangs mancherlei Beschwerden, zunächst in Fragen des äußern Auftretens. Der Herr Rat hatte dem Sohn wohl Röcke aus tüchtigem Zeug reichlich mitgegeben, doch rührten sie von einem Hausschneider her, der eben nur zu nähen, nicht zuzuschneiden verstand; und da der Vater eine Vorliebe für alten Zuschnitt und Verzierungen trug, so erregte Goethes Kleidung in der Modeschneiderstadt Leipzig unliebsamen Anstoß. ‚Allein es währte nicht lange, so überzeugten mich meine Freundinnen, erst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß ich wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussähe‘, und das von sich nicht wenig eingenommene Studentlein vertauschte, um nicht ausgelacht zu werden, ‚seine sämtliche Garderobe gegen eine neumodische, dem Ort gemäße, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte‘. Ein Mitstudent Horn schrieb darüber an Moors nach Frankfurt: ‚All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von einem so närrischen goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet.‘

Tiefer wirkten die Eigenheiten der oberdeutschen Mundart Goethes im Verkehr mit den auf ihr klassisches Meißener Deutsch nicht wenig stolzen Leipzigern. Hier ging es dem jungen Schriftsteller ans innere Leben:

> Mir sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke. Ich sollte vergessen, daß ich den Geiler von Kaisersberg gelesen hatte, und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen. — Ich fühlte mich in meinem Innersten paralysiert und wußte kaum mehr, wie ich mich über die gemeinsten Dinge zu äußern hatte.

Die glatte und zierliche, aber flaue Sprache der in Leipzig entstandenen beiden Dramen Goethes ist ein Beweis für die lähmende Wirkung dieses literarischen Stimmwechsels in jener Zeit.

Goethes Umgang in Leipzig wird hier nur berührt, soweit er von erkennbarem Einfluß auf sein seelisches Wachstum gewesen. Am einflußreichsten wurde der Mittagstisch bei einem Professor der Medizin und Botanik Ludwig. Für das Aufsprießen des in Goethe schlummernden Triebes zur Naturkunde wurden die Unterhaltungen jenes Kreises von höchstem Wert: ‚Ich hörte in diesen Stunden gar kein ander Gespräch als von Medizin oder Natur-

historie, und meine Einbildungskraft wurde in ein ganz ander Feld hinübergezogen. — Die Gegenstände waren unterhaltend und bedeutend und spannten meine Aufmerksamkeit.'

Mit dem Dichter des ‚Renommisten' dem Professor Zachariä, wurde er bekannt. Die sich ihm durch einen Aufenthalt Lessings in Leipzig 1768 darbietende Gelegenheit, den Verfasser des 1766 erschienenen Laokoon persönlich zu kennen, hat er sich unverzeihlicherweise verscherzt (vgl. 8. Buch von Dichtung und Wahrheit).

Über die sich ihm erschließenden Häuser der Familien Oeser und Stock, Breitkopf und Schönkopf wird weiterhin zu berichten sein. Für das studentische und dichterische Treiben Goethes wurde von Wichtigkeit der um elf Jahre ältere Ernst Wolfgang **Behrisch**, der Hofmeister eines jungen in Leipzig studierenden Grafen Lindenau. Im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit schildert Goethe ihn mit seinen vielen Seltsamkeiten und berichtet namentlich, wie der ältere Vertraute ihn vom Druckenlassen seiner Leipziger Lyrik abgehalten hat. ‚Meine eigenen Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ mich gewähren; nur unter der Bedingung, daß ich nichts sollte drucken lassen. Er versprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, selbst abschreiben und in einem schönen Bande mir verehren wolle.' Was denn auch geschehen ist (vgl. S. 44). — Behrisch hat seinen Zögling nachmals in Weimar besucht. Als strenger Kritiker wertloser Versuche Goethes hat er eine ähnliche Rolle gespielt wie später Merck, und das Auffinden des ‚allerliebsten Manuskripts' von Goethes Leipziger Liedern hat die Richtigkeit seiner Warnung vor dem Druckenlassen bekräftigt.

Achtes Kapitel.

Im Menschenleben zu Leipzig.

„An Johann Jakob Riese. Leipzig, 20. Oktober 1765. Morgens um 6.

Riese, guten Tag!

den 21. abends um 5.

Riese, guten Abend! Gestern hatte ich mich kaum hingesetzt, um euch eine Stunde zu widmen, als schnell ein Brief von Horn kam und mich von meinem angefangenen Blatte hinwegriß. Heute werde ich auch nicht länger bei euch bleiben. Ich geh' in die Komödie. Wir haben sie recht schön hier. Aber dennoch! Ich bin unschlüssig! Soll ich bei euch bleiben? Soll ich in die Komödie gehen? — Ich weiß nicht! Geschwind! Ich will würfeln. Ja, ich habe keine Würfel! — Ich gehe! Lebt wohl! —

Doch halte! nein! Ich will da bleiben. Morgen kann ich wieder nicht, da muß ich ins Colleg, und Besuche und abends zu Gaste. Da will ich also jetzt schreiben. — —

Ich lebe hier, wie — wie — ich weiß selbst nicht recht wie. Doch so ohngefähr

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald, sich, Freiheit atmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Genug, stellt euch ein Vöglein auf einem grünen Ästelein in allen seinen Freuden für, so leb ich. Heut hab ich angefangen Collegia zu hören. (Folgen die Angaben über die einzelnen Collegia.) — — Gottscheden hab ich noch nicht gesehen. Er hat wieder geheuratet. Eine Jungfer Obristleutnantin. Ihr wißt es doch. Sie ist 19 und er 65 Jahre. Sie ist 4 Schuhe groß und er 7. Sie ist mager wie ein Häring und er dick wie ein Federsack. — Ich brauche Kunst, um fleißig zu sein. In Gesellschaften, Concert, Comödie, bei Gastereien, Abendessen, Spazierfahrten, so viel es um diese Zeit angeht. Ha! das geht köstlich. Aber auch köstlich, kostspielig. Zum Henker, das fühlt mein Beutel. Halt! rettet! haltet auf! Siehst du sie nicht mehr fliegen? Da marschierten 2 Louisdor. Helft! da ging einer. Himmel! schon wieder ein paar. Groschen die sind hier, wie Kreuzer bei euch draußen im Reiche. — Aber dennoch kann hier einer sehr wohlfeil leben. Die Messe ist herum. Und ich werde recht menageus leben. Da hoffe ich des Jahrs mit 300 Rthr., was sage ich — mit 200 Rthr. auszukommen. NB. das nicht mitgerechnet, was schon zum Henker ist. Ich habe kostbaren Tisch. Merkt einmal unsern Küchenzettel. Hühner, Gänse, Truthahnen, Enten, Rebhühner, Schnepfen, Feldhühner, Forellen, Hasen, Wildpret, Hechte, Fasanen, Austern pp. Das erscheint täglich. Nichts von anderm groben Fleisch, ut sunt Rind, Kälber, Hammel pp., das weiß ich nicht mehr wie es schmeckt.

Hier sehen und hören wir das Leipziger Füchslein in all der Herrlichkeit eines ersten Semesters und werden uns der kräftigen Anschaulichkeit bewußt, die den jungen Goethe beim Führen der Feder beseelte. Das Geprahle mit der Tafelschlemmerei war gewiß nur Spaß, aber wie sehr zu seines Herrn Vaters Schaden er sich mit den zwei- oder dreihundert Talern jährlich verrechnete, wissen wir schon.

Goethe hat in Leipzig ein deutsches Studentenleben geführt, an dem ehrfurchtsvoll zu beschönigen eitel Philisterei wäre. Er hat mehr als ein hübsches Mädchen geküßt und zuweilen mehr als ihm gut war getrunken. Sogar in Dichtung und Wahrheit lesen wir von seinem Verkehr mit Mädchen, ‚die besser waren als ihr Ruf, wodurch dann aber unser Ruf nicht gebessert werden konnte‘. In den Briefen an Behrisch spielen eine ‚kleine Fritze‘ und ‚meine Jetty‘ eine kaum zweifelhafte Rolle, wenn er gleich das ‚Fritzgen so sittsam, so tugendhaft und abscheulich ehrbar‘ nennt. Hin und wieder spricht er schon fast wie ein Franzos, gar flegeljahrmäßig: ‚Ohne zu schwören, ich unterstehe mich schon, ein Mädchen zu verführen.‘

Eine andere Briefstelle: ‚Gute Nacht, ich bin besoffen wie eine Bestie‘ braucht nicht wörtlich genommen zu werden, denn der lange Brief ist gar nicht bestialisch, sondern sehr menschlich. Er klagt über das ‚schwere Merseburger Bier‘, das ihm nicht bekomme; doch lesen wir mehr als einmal vom Auerbachskeller, ‚wo ich alle Tage lag‘, so z. B.: ‚Wir sitzen in unserm Auerbachshofe wie in einer Burg, von allen Menschen abgesondert.‘ Goethe mit seinen Knabenjahren war körperlich diesen Zumutungen des deutschen Studentenlebens nicht gewachsen: ‚Man mag auch noch so gesund und stark sein, in dem verfluchten Leipzig brennt man weg so geschwind wie eine schlechte Pechfackel‘ (an den jungen Breitkopf).

Ein überaus leidenschaftliches Austoben: so muß es von den drei Leipziger Jahren heißen. Goethe galt auf der Universität als ein ‚gefährlicher Student‘. Mit einem livländischen Theologen Bergmann bekam er durch seine aufreizenden Reden Händel und schlug sich mit ihm; er trug eine Wunde am Arm davon. — Vor den Professoren, zumal den langweiligen, hatte er nicht die geringste Ehrfurcht; an den Rand seines juristischen Kollegienheftes zeichnete er, weil er nichts Neues zu hören bekam, lustige Karikaturen; den schwülstigen Clodius machte er durch Spottverse lächerlich, und wahrscheinlich rührt die Bezeichnung als eines gefährlichen Studenten daher. Die lateinische Stelle in einer Briefnachschrift an den Vater ist offenbar übermütiger Scherz:

> Noch eins! Sie können nicht glauben, was für eine schöne Sache es um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah. Nil istis splendidius, gravius ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit autoritas gloriaque eorum, ut nullos praeter honores Professurae alios sitiam.

Die Zielscheibe des studentischen Spottes war der berühmteste aller Professoren Leipzigs, Gottsched. Auf ihn hat Goethe die ersten deutschen Hexameter seines Lebens gemünzt, die er mit tollen lateinischen Hexametern und feierlich spottenden Alexandrinern abwechseln läßt:

> Gottsched ein Mann so groß, als wär er vom alten Geschlechte
> Jenes, der, zu Gath im Land der Philister geboren,
> Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
> Ja so sieht er aus und seines Körperbaus Größe
> Ist, er sprach es selbst, sechs ganze Parisische Schuhe.
> Wollt ich recht ihn beschreiben, so müßt ich mit einem Exempel
> Seine Gestalt dir vergleichen, doch dieses wäre vergebens.
> Wandeltest du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
> Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
> Würdest du dennoch nicht einen, der Gottscheden ähnlichte, finden. — —

Um indessen nicht in den Irrtum zu verfallen, Goethe habe in Leipzig überwiegend gebummelt und gescherzt, getrunken und geliebelt, müssen wir auch solche urkundliche Zeugnisse beachten, die von ernster Geistestätigkeit melden. Sie sind spärlicher als die für das tolle Studentenleben, denn die stille Arbeit bot weniger Stoff zu lustigen Meldungen. Aus manchen Stellen in den Briefen an Cornelia sehen wir ihn seine Beschäftigung mit englischer Literatur fortsetzen. Die großen Franzosen, namentlich Rousseau, hat er in Leipzig eifrig gelesen, wie uns der Hauptsatz Rousseaus zeigt, den er aus dem Gedächtnis ungenau wiedergibt: ‚Plus que les mœurs se raffinent, plus les hommes se dépravent.‘ Wie für die ersten Frankfurter Jahre müssen wir für die drei Jahre in Leipzig mehr auf die ‚Allotria‘ als auf die widerwillig betriebenen Fachstudien achten. Seine Lesegier dauerte unvermindert fort: gäbe es über die Jahre 1765—1768 ‚Ephemeriden‘ (Tagebücher) wie für die Straßburger Zeit, so würden wir Goethe in allen wichtigsten Sprachen, Literaturen und Wissen-

schaften mehr oder minder eifrig herumschmecken und in manchen fest zugreifen sehen. In Leipzig las er die bedeutsamsten deutschen Bücher der Gegenwart, vor allen Lessings Laokoon. Dessen Eindruck auf die höherstrebende Jugend, nun gar auf sich, der nach einem Leitstern für seine Dichterbahn ausspähte, hat Goethe im 8. Buch von Dichtung und Wahrheit geschildert, sichtlich getreu:

Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß. Das so lange mißverstandene ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und der Redekünste klar. — Wie von einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen.

Fleißig wurde Winckelmann gelesen, besonders nachdem sich Goethe selbst in den bildenden Künsten versucht hatte:

Nun vernahmen wir jungen Leute mit Jubel, daß Winckelmann aus Italien zurückkehren, seinen fürstlichen Freund (den Fürsten von Dessau) besuchen, unterwegs bei Oesern (dem Direktor der Leipziger Kunstakademie) eintreten und also auch in unsern Gesichtskreis kommen würde. Wir machten keinen Anspruch, mit ihm zu reden; aber wir hofften ihn zu sehen, und weil man in solchen Jahren einen jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatten wir schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet. Oeser war selbst ganz exaltiert, wenn er daran nur dachte, und wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmanns Tode (er war am 8. Juni 1768 in Triest ermordet worden) zwischen uns nieder. — Sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Wert seines Lebens.

Aber durch wieviele Irrtümer des künstlerischen Geschmackes mußte Goethe in Leipzig hindurch, und in wievielen ist er noch manches Jahr nachher befangen geblieben, bis ihm in Straßburg durch Herder die Augen geöffnet wurden. Wie begreiflich ist es, daß dem Jüngling Goethe Wieland als ein großer Dichter, dessen Verserzählung Musarion (1768) als ein Meisterwerk erschien, denn ‚Musarion war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzusehen glaubte'. Die Bedeutung von Herders ersten Schriften war dem Leipziger Studenten Goethe noch nicht aufgegangen; dessen Fragmente über die neuere deutsche Literatur (1767) wurden ihm erst nach der persönlichen Bekanntschaft mit dem Verfasser vertraut.

Von den für sein dichterisches Erblühen später so wichtigen englischen Werken jener Jahre, von den gefälschten Gesängen des altkeltischen Ossian (1760) und der Percyschen Sammlung echter altenglischer Balladen und Lieder (1765) hat Goethe in Leipzig wohl noch keine genaue Kenntnis erhalten. Hingegen wurde er schon dort und damals mit Shakespeare bekannt, allerdings zunächst wohl nur mit einer Blumenlese schöner Stellen von dem Engländer Dodd, falls er nicht schon im Elternhause die englische Gesamtausgabe durchblättert haben sollte. Rechnet man zu all dem das emsige Betreiben der bildenden Künste, so wird man den Gesamteindruck empfangen, daß Goethe vielleicht ein sehr mittelmäßiger Fachstudent, wohl aber ein mit den besten Kräften nach hoher Allgemeinbildung strebender Jüngling gewesen ist.

Der Stutzerei und Spatzenhaftigkeit, die sich in seinen hingewühlten Briefen Luft macht, steht gegenüber der frühe Hang zur ernsten Einkehr. Bei Doktorpromotionen übernahm er gelegentlich die Rolle des ‚Opponenten', auf die er sich ‚mit ziemlicher Behutsamkeit vorbereitete', und neben den übertreibenden Berichten von ausgelassenen Streichen überrascht der vielsagende Satz, wie ‚vergnügt' er sei, nämlich: ‚einsam, einsam, ganz einsam' und hinter den Büchern. — Wie schnell die Stimmungen des Leipziger Studenten vom schrankenlosen Sichauslebenwollen des ersten Semesters zum prüfenden Einblick in sich, ja bis zur Schwermut wechselten, das spricht aus der Stelle eines englischen Briefes an Cornelia:

Meine Seele ist ein wenig verändert. Ich bin kein Donnerer mehr, wie ich es in Frankfurt war. Ich schreie nicht mehr: J'enrage. Ich bin so sanft, so sanft! Ha, du glaubst es nicht! Manchmal werde ich ein Melancholikus. Ich weiß nicht, woher das kommt. Dann blicke ich jeden wie eine starrende Eule an. Dann geh ich in die Wälder, an die Bäche, schau die bunten Gänseblümchen, die blauen Veilchen an, höre die Nachtigallen, die Lerchen, die Krähen und Dohlen, den Kuckuck. Und dann kommt eine Finsternis über meine Seele, eine Finsternis so dick wie die Oktobernebel. In solcher Seelenstimmung mache ich englische Verse, daß ein Stein weinen könnte (11. 5. 1766).

Wir kennen diese Verse, ein ziemlich langes Gedicht: ‚A song over the unconfidence

toward myself', in sehr deutschem Englisch, aber mit einigen Strophen, die uns den angehenden Jüngling inmitten des Leipziger Treibens nachdenklich genug zeigen:

But ah! a cruel enemy
Destroies all that bless;
In moments of melancholy
Flies all my happiness.

Then fogs of doubt do fill my mind
With deep obscurity;
I search my self, and cannot find
A spark of worth in me.

Neuntes Kapitel.

Kunst und Liebe.

Januar, Februar, März,
Du bist mein liebes Herz.
Mai, Juni, Juli, August,
Mir ist nichts mehr bewußt.

Schrankenloses Wissenwollen, unstillbarer Durst nach den Brüsten der Natur, nach allem, was die Geisteswelt an Lebensquellen zu bieten hatte: das war der Seelenzustand Goethes vom sechzehnten zum neunzehnten Jahr. Die Juristerei, die verhaßte, nur pflichtmäßig getriebene, füllte ihn bei weitem nicht aus. Die vier oder fünf Literaturen, mit deren Meisterwerken er sich befaßte, stillten nicht sein Verlangen nach dem Unendlichen, was der Mensch wissen sollte. Das bißchen Naturkunde, das er in Leipzig erraffen konnte, ließ ihn unbefriedigt. Gezeichnet hatte er von Kindesbeinen an, und der Beziehungen der Leipziger Zeichenakademie zur Universität gab es mancherlei. Schwankend, ob seine künstlerischen Antriebe ihn mehr zum Dichter, mehr zum Maler bestimmten, pflegte er beide Künste, die bildende mit größerer Stetigkeit als die dichtende. Wieviel kostbare Zeit hat schon der junge Goethe — wie nachmals der gereifte Mann in Rom — in Leipzig an eine Kunst vergeudet, zu der ihn die reiche Gabenfülle seines Geschickes nun einmal nicht bestimmt hatte! Bezeichnend genug für Goethes innersten Kern in Fragen der bildenden Künste ist der von ihm selbst in Dichtung und Wahrheit (8. Buch) angegebene Grund, warum ihm Oeser so sehr zusagte. Dem Kraftvollen, dem Gewaltigen, dem von ihm selbst bald darauf doch so gerühmten ‚Charakteristischen' der bildenden Kunst widerstrebte der wahre Hang seines Kunstgefühls. In Oeser liebte er den zierlichen Meister des freundlich Nichtssagenden:

Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die, bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevierenden Manier, meistenteils das Ansehen von Lazzaroni erhielten. — Weil er nun dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden (Goethe meint: Auszudeutenden), Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig mit einem Begriff, da sie es der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten.

Ein paar Jahre nachher meinte er, Oeser habe ihn gelehrt, ‚das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille'; in Wahrheit hatte ihn Oeser nur eine oberflächliche Glätte und andeutelnde Allegorie gelehrt. — Mit Oesers liebenswürdiger, begabter Tochter Friederike verband ihn eine platonische Freundschaft, der wir einige der feinsten Jugendbriefe Goethes verdanken.

Durch Oeser angeregt, machte Goethe 1767 einen längern Ausflug nach Dresden und erfreute sich an der schon damals hervorragenden Gemäldesammlung. Seine hellenische Zeit war noch nicht gekommen; noch fand der Jüngling seinen Genuß an den künstlerischen Abbildern des Alltaglebens, und die Niederländer erregten sein Entzücken. So wenig innern Drang verspürte er damals zur bildenden Kunst des Altertums, daß er die in den Pavillons des Großen Gartens aufgestellten Antiken gar nicht sehen wollte. — In Dresden wohnte er bei dem schalkhaften ‚Sokratischen Schuster', dessen er sich nach Jahren als des Vorbildes zum Ewigen Juden erinnern sollte (S. 124).

Wie ernst der junge Goethe es mit seinen Kunstabsichten in Leipzig genommen, beweist das Durcharbeiten einer ins Deutsche übersetzten großen französischen Geschichte der Maler. Durch die persönliche Bekanntschaft mit dem Kupferstecher Stock, der in das Haus der Familie Breitkopf zog, geriet er gar ins Radieren und Stechen. ‚Mich reizte die reinliche

Technik dieser Kunstart, und ich war bald dahin gelangt, daß ich meinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte.‘ Einige radierte Blätter Goethes aus jener Zeit sind noch erhalten, ganz ordentliche, doch nicht übers Mittelmäßige sich erhebende Leistungen. Die Bekanntschaft mit der Stockschen Familie — Minna Stock wurde die Gattin von Schillers Freunde Körner — trug nach fast dreißig Jahren ein Teilchen zu der Stimmung bei, die endlich zum Freundschaftsbunde mit Schiller führen sollte.

Wie einst Lessing als Leipziger Student, so wurde nun Goethe, von Frankfurt her an den regelmäßigen Theaterbesuch gewöhnt, ein leidenschaftlicher Zuschauer aller wichtigeren Aufführungen. Lessings Sarah Sampson und den englischen Vorläufer der ganzen Gattung, der weinerlichen Bürgertragödie: den Kaufmann von London (im Englischen: ‚George Barnwell‘, 1732) von John Lillo, bekam er auf der Leipziger Bühne zu sehen; natürlich auch alle gangbaren Dramen der Franzosen, z. B. das phrasenreiche Rührstück Zaïre von Voltaire; von deutschen Dramen die kläglichen Verwässerungen Shakespeares durch den dichtenden kursächsischen Steuereinnehmer Christian Felix Weiße. Dessen Zerarbeitung von Romeo und Julie in ein glücklich auslaufendes Familienfestdrama reizte Goethen zu dem Gedanken eignen Gestaltens desselben Stoffes; nach vielen Jahren wurde zu ganz andern Kunstzwecken jener Jugendplan aufgenommen; mit wie geringem Erfolge, wird an seinem Orte aufgezeigt werden.

Am Leipziger Theater sah und lernte er die schöne, vielseitig begabte Corona Schröter in ihrer Jugendblüte kennen; der von ihr empfangene Eindruck war tief und nachhaltig. — Im Breitkopfischen Hause wurde Liebhabertheater gespielt; selbstverständlich war Wolfgang Goethe die Seele dieser häuslichen Aufführungen, und da Lessings Minna von Barnhelm soeben als Buch und auf den Bühnen erschienen war, so bemächtigte sich das Haustheater dieses überall begeistert aufgenommenen Stückes, und Goethe spielte die Rolle des Tellheim — mit achtzehn Jahren. Ein andermal spielte er sogar den bärbeißigen Wachtmeister.

Durch den Advokaten Johann Georg Schlosser, einen um zehn Jahre älteren Freund, wurde er der Speisewirtschaft und Familie des Weinhändlers Schönkopf zugeführt und erlebte seine erste, zwar noch knabenhaft unreife, doch um so wilder überschäumende Liebesleidenschaft. **Anna Katharina Schönkopf,** bald Käthchen, bald Ännchen oder Annette genannt, war im August 1746 geboren, also drei Jahre älter als ihr Verehrer, doch scheint dieser Altersunterschied für ihre Liebe nichts bedeutet zu haben. Ein Freund Goethes schildert das Käthchen einem gemeinschaftlichen Freunde, der Horn dem Moors:

Denke dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentlich schönes Gesicht, eine offene, sanfte, einnehmende Miene, viel Freimütigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann.

Um dieselbe Zeit schrieb Goethe — der Siebzehnjährige! — an Moors (1. Oktober 1766):

Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen, ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht.

Dann folgt ein Satz, der für die Einsicht in Goethes blutjunges Studentenleben seinen Wert hat: „Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. (wahrscheinlich einer Schauspielerin) erkaufte.‘

Mehr als zwei Jahre hat Goethe im Schönkopfischen Hause verkehrt, täglich dort gespeist und sich, in einem Brief aus Frankfurt an den Vater Schönkopf, bezeichnet als ‚einen Menschen, der drittehalb Jahre ein Stück Ihrer Familie ausmachte‘. Im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit schreibt er mit dem kühllächelnden Rückblick des Sechzigjährigen auf die Schwärmerei des Jünglings:

Meine frühere Neigung zu Gretchen hatte ich nun auf ein Ännchen übergetragen, von der ich nicht mehr zu sagen wüßte, als daß sie jung, hübsch, munter, liebevoll und so angenehm war, daß sie wohl verdiente, in dem Schrein des Herzens eine Zeitlang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden.



Käthchen Schönkopf.



Goethe um 1765.

‚Keinen Wein habe ich getrunken, Den mein Mädchen nicht gereicht‘, heißt es in einem der Lieder des ‚Buches Annette‘.

Wir brauchten bei dieser Jünglingsliebe Goethes, die doch nicht hinreichte, den zündenden Funken in seine Dichterseele zu schleudern, nicht so ausführlich zu verweilen, verdankten wir nicht den jungen Leiden, besonders der rasenden Eifersucht des Liebhabers einen unvergleichlichen Einblick in sein Gefühlsleben und ein halb Dutzend der köstlichsten, wild hingestürmten Briefe, die ihm zu schreiben so viel Qual, uns zu lesen so viel Vergnügen bereitet. Aus der Darstellung in Dichtung und Wahrheit erfahren wir nur die Tatsache seiner Eifersucht, die er schiebt auf ‚die böse Laune über das Mißlingen meiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins klare zu kommen, und über alles, was mich hie und da sonst kneipen mochte‘. Erst aus den Briefen sehen wir unmittelbar, wie toll er's getrieben:

An Behrisch. Dienstags, den 10. November 67, abends um 7 Uhr.

Ha, Behrisch, da ist einer von den Augenblicken! — — O Gott, Gott. — Laß mich nur erst wieder zu mir kommen. Behrisch, verflucht sei die Liebe. O sähst du mich, sähst du den Elenden, wie er rast, der nicht weiß, gegen wen er rasen soll, du würdest jammern.

Um 8 Uhr. Mein Blut läuft stiller, ich werde ruhiger mit dir reden können. Ob vernünftig? das weiß Gott. Nein, nicht vernünftig. Wie könnte ein Toller vernünftig reden. Das bin ich. Ketten an diese Hände, da wüßte ich doch, worein ich beißen sollte. —

Ich habe mir eine Feder geschnitten, um mich zu erholen. Laß sehen, ob wir fortkommen. Meine Geliebte! Ha, sie wird's ewig sein. Sieh, Behrisch, in dem Augenblick, da sie mich rasen macht, fühl ich's. Gott, Gott, warum muß ich sie so lieben. — — Stille, stille, ich will dir alles in der Ordnung erzählen.

Es folgt eine mit äußerster Leidenschaft, aber ganz in der Ordnung erzählte Geschichte, wie Käthchen mit ihren Verwandten ins Theater gegangen sei nach einem anscheinend kaltsinnigen Gebahren gegen Goethe:

Diese Aufführung verursachte mir solches Ärgernis, daß ich in ein Fieber verfiel, das mich diese Nacht mit Frost und Hitze entsetzlich peinigte und diesen ganzen Tag zu Hause bleiben hieß. — Diesen Abend schicke ich hinunter, um mir etwas holen zu lassen. Meine Magd kommt und bringt mir die Nachricht, daß sie mit ihrer Mutter in der Komödie sei. Eben hatte das Fieber mich mit seinem Froste geschüttelt, und bei dieser Nachricht wird mein ganzes Blut zu Feuer! Ha! In der Komödie! Zu der Zeit, da sie weiß, daß ihr Geliebter krank ist.

Er rennt ins Theater, entdeckt sie mit ihrer Mutter in einer Loge und ‚hinter ihrem Stuhl Hr. Ryden in einer sehr zärtlichen Stellung‘:

Meine Augen waren in der Loge, und mein Herz tanzte. — Bald trat er zurück, bald lehnte er sich über den Stuhl und sagte ihr was, ich knirschte die Zähne und sah zu. Es kamen mir Tränen in die Augen, aber sie waren vom scharfen Sehen, ich habe diesen ganzen Abend noch nicht weinen können. — Ich sah, wie sie ihm ganz kalt begegnete, wie sie sich von ihm wegwandte, wie sie ihm kaum antwortete, wie sie von ihm importuniert schien, das alles glaubte ich zu sehen. Ah, mein Glas schmeichelte mir nicht so wie meine Seele, ich wünschte es zu sehen! — Auf einmal faßte mich das Fieber mit seiner ganzen Stärke, und ich dachte in dem Augenblicke zu sterben; ich gab mein Glas an meinen Nachbar und lief, ging nicht aus dem Hause — und bin seit zwei Stunden bei dir. — Ich habe den ganzen Abend vergebens zu weinen versucht, meine Zähne schlagen aneinander, und wenn man knirscht, kann man nicht weinen.

Wieder eine neue Feder. Wieder einige Augenblicke Ruhe. O mein Freund. Schon das dritte Blatt. Ich könnte dir tausend schreiben, ohne müde zu werden. Ohne fertig zu werden. Welcher Elender hat sich je satt geklagt. Aber ich liebe sie. Ich glaube, ich tränke Gift von ihrer Hand. Verzeih mir, Freund. Ich schreibe wahrlich im Fieber, wahrlich im Paroxysmus. Doch laß mich schreiben. Besser ich lasse hier meine Wut aus, als daß ich mit dem Kopf wider die Wand renne. — Ich habe eine Viertelstunde auf meinem Stuhle geschlafen. Ich bin würklich sehr matt. Aber das Blatt muß diesen Abend noch voll werden. Ich habe noch viel zu sagen. — Wie werde ich diese Nacht zubringen? dafür graut's mir. —

Mittwochs früh. Ich habe eine schröckliche Nacht gehabt. — O Behrisch, ich bin etwas ruhiger, aber nicht viel. Ich werde sie heute sehen. — Wir probieren unsere Minna (von Barnhelm) bei Obermanns, und sie wird drüben sein. Ha, wenn sie fortführe, sich kalt gegen mich zu stellen! Ich könnte sie strafen. Die schröcklichste Eifersucht sollte sie quälen. Doch nein, nein, das kann ich nicht.

Abends um 8 — — Sie war bei Obermanns, und wir waren eine Viertelstunde allein. Mehr braucht es nicht, um uns auszusöhnen. Umsonst sagt Schäkespear: Schwachheit, dein Name ist Weib, eh würde man sie unter dem Bilde des Jünglings kennen. Sie sah ihr Unrecht ein, meine Krankheit rührte sie, und sie fiel mir um den Hals und bat mich um Vergebung, ich vergab ihr alles.

Diese längeren Auszüge aus Knabenbriefen über Knabenleidenschaft stehen hier auch

darum, weil sie mit ihrem Feueratem und Sturmrhythmus schon den Stil des Dichters des Götz und des Werther ahnen lassen. Was einer werden kann, das ist er schon.

Dazu, bei aller verschmähten Liebe, beim höllischen Element, welche künstlerische Kälte bei diesem Achtzehnjährigen! Da heißt es am 16. Oktober 1767 an Behrisch, den Busenfreund:

Ich habe heute wieder einen so dummen Auftritt gehabt, über einen dummen Zahnstocher, das nicht der Mühe wert war; aber heutzutage, da's einem um die Situationen so nottut, sieht man überall, wo man sie herkriegt, und die kriegt ich nun vom Zahnstocher. Es ist eine schöne Sache um's Genie.

Er ist rasend vor Eifersucht, hat aber ruhig Blut genug für die ‚Situation', wahrscheinlich für eine zur ‚Laune des Verliebten'! — Und damit auch sonst der Humor nicht mangle, sitzt er, während Käthchen wieder einmal im Theater ist, stundenlang an ihrem Schreibtisch, schreibt einen Brief ‚du secrétaire de ma petite', ißt zwei Äpfel dazu, die sie ihm dagelassen, die ihr von einem Nebenbuhler Goethes geschenkt waren und ihm vortrefflich schmecken. Er weiß und gesteht: ‚Allen Verdruß, den wir zusammen haben, mache ich. Sie ist ein Engel und ich bin ein Narr'; aber das ist eben das Schlimme an Käthchen: ‚Sie plagte mich mit gar keiner Eifersucht, mit keinem Zweifel', — woraus zu schließen sei, ‚die Heftigkeit der Liebe hatte gegen sonst viel nachgelassen'.

Ans Heiraten hat der sich so leidenschaftlich gebärdende Student Goethe Käthchen gegenüber nie gedacht: ‚Ja, sie ist des großen Glückes wert, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen' (an Moors), und inmitten der Raserei der Liebe: ‚Kann sie einen rechtschaffnen Mann kriegen, kann sie ohne mich glücklich leben, wie fröhlich will ich sein.' — Käthchen konnte es, und nach einiger süßsaurer Enttäuschung zog auch in Goethes Gemüt die Fröhlichkeit wieder ein. Seine unerträglichen Quälereien führten endlich zum Bruch: Käthchen, inzwischen zweiundzwanzig Jahre alt geworden und im Grunde ein durchaus nicht romantisch angelegtes Wesen, gab den in der Liebe nur Liebe, nicht die Dauer des Besitzes suchenden Studenten auf:

Alles mögliche suchte ich hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch Andere Freude zu verschaffen: denn ich konnte mir die Hoffnung, sie wieder zu gewinnen, nicht versagen. Allein es war zu spät! ich hatte sie wirklich verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, um der sittlichen etwas zuleide zu tun, hat sehr viel zu den körperlichen Übeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor.

Am 26. April 1768, dem Jahrestage seiner ersten Liebeserklärung (von 1766), schreibt er an den unvermeidlichen Behrisch:

Ich habe angefangen zu leben! Daß ich dir alles erzählen könnte! Ich kann nicht, es würde mich zu viel kosten. Genug sei dir's: Nette, ich — wir haben uns getrennt, wir sind glücklich. Es war Arbeit, aber nun sitz ich wie Herkules, der alles getan hat, und betrachte die glorreiche Beute umher. Es war ein schröcklicher Zeitpunkt bis zur Erklärung, aber sie kam, die Erklärung, und nun — nun kenn ich erst das Leben. — Wir leben in dem angenehmsten, freundschaftlichsten Umgange, wie du und sie; keine Vertraulichkeit mehr, und so vergnügt, so glücklich. — Behrisch, sie ist ein Engel. — Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf.

Goethe trennte sich von Leipzig, ohne von Käthchen Abschied zu nehmen; aus Frankfurt schrieb er an Vater Schönkopf:

Apropos, daß ich nicht Abschied genommen habe, werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laterne brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich wieder herunter gekommen!

Nach dem Weggang bleibt Goethe noch eine Weile mit dem Hause Schönkopf, sogar mit Käthchen in Briefverkehr; zu ihrer Heirat mit einem Doktor Kanne (1770) schreibt er ihr bittersüße tändelnde Briefe, ähnlich wie drei Jahre später an Charlotte Buff-Kestner; dann entschwindet sie dem Gedächtnis seines Herzens. Gleichgültig sah er sie 1776 in Leipzig wieder: er lag in den festeren Banden der Frau von Stein. Käthchen Kanne ist 1810 in Leipzig gestorben.

Ihr einziges erhaltenes Bildnis zeigt ein niedliches, nicht hervorragend schönes Gesichtchen; doch ist es die Schönheit nie gewesen, was Goethe am Weibe zumeist bezauberte.

Alle Frauen, die er in den nahezu sechzig Jahren zwischen Leipzig und Marienbad geliebt, von Käthchen zu Ulrike von Levetzow, glichen einander darin, daß Anmut sich und Güte in ihnen paarten. Nicht so sehr die Schönheit wie die Anmut des Leibes und der Seele hatte Macht über sein Herz. Schon aus Leipzig schreibt er an die schwesterliche Vertraute ganz allgemein: ‚C'est une si jolie créature qu'une fille' und ergänzt dies später durch den Satz: ‚Pour la beauté, elle ne me touche pas; et vraiment toutes mes connaissances sont plus bonnes que belles.' Dasselbe gilt von weitaus den meisten seiner dichterischen Frauengestalten.

Zehntes Kapitel.

Die Leipziger Liederbücher.

Über die Wiese, den Bach herab,
Durch seinen Garten,
Bricht er die jüngsten Blumen ab:
Ihm schlägt das Herz vor Erwarten.
Sein Mädchen kommt — O Gewinst! o Glück!
Jüngling, tauschest deine Blüten um einen Blick!

Goethe der Dichter ist in Leipzig viel fruchtbarer gewesen, als die erhaltenen, weil nicht verbrannten, Lieder und Dramen bekunden. Seine aus dem Elternhause mitgebrachte Gewohnheitspflicht, dem Vater alljährlich einen dicken Quartband mit eignen Gedichten zu überreichen, behielt er in Leipzig bei. In den Briefen an Cornelia und die Jugendfreunde stehen Hinweise auf allerlei große Pläne, meist von Dramen. Wir lesen in einem Brief an Behrisch die Probe eines einaktigen Lustspiels Der Tugendspiegel, eine altkluge, unbebedeutende Arbeit. Unter den Dramenplänen steht der zu einem Schauspiel Der Thronfolger Pharaos, von dem wir nichts weiter als den Titel kennen. Zwischendurch übte er sich in der Verssprache an einer Übersetzung von Corneilles Lustspiel Der Lügner.

Leipzig, die Hauptstadt des deutschen Buchhandels mit ihren fünfzig Bücherläden und zwanzig Druckereien, war keine rechte Poetenstadt, ist es ja auch nachmals nicht geworden. Auf den jungen Goethe wirkte die erste Berührung mit den schöngeistigen Kreisen Leipzigs heilsam enttäuschend. Die Frau des Professors Böhme dämpfte durch ihren das Unbedeutende, Schwache und Gemeine ablehnenden Geschmack seine hohe Meinung von sich selbst:

> Einigemal hatte ich gewagt, ihr etwas von meinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen, denen es denn nicht besser ging als der übrigen Gesellschaft (dem wässrigen Zeug von Weiße und Genossen). Und so waren mir in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht (Dichtung und Wahrheit, Buch 6).

Das große Feuerwerk, das Goethe in Leipzig mit seinen Frankfurter Stümpereien abbrannte, war die Folge dieser segensreichen Kritik einer kunstverständigen Frau.

Trotzdem verstummte die innere Stimme nicht mehr, daß er ein Dichter sei oder werden könne: ‚Ihr andern kleinen Mädchen könnt nicht so weit sehen wie wir Poeten. Du mußt mir also glauben, daß bei mir alles recht ordentlich aussieht, und zwar auf Dichterparole' (an Cornelia, 12. 10. 1765).

Noch ahnt er nicht, worauf es für den Dichter ankommt; noch ist er unfähig, das Wort über das von einer Empfindung volle Herz zu fühlen und auszusprechen; dennoch schreibt er der Schwester (11. 5. 1767): ‚Ich kann meiner innersten Überzeugung glauben, die mir sagt, daß ich einige Eigenschaften besitze, die zu einem Poeten erfordert werden, und daß ich einmal durch Fleiß einer werden könne.' So spricht der Student, der noch glaubt, daß Gedichte gemacht, nicht erlebt werden. Daß aber schon in Leipzig die unerbittliche Selbstkritik, ja die jedem großen Künstler unentbehrliche vorübergehende Verzweiflung am eignen Können eingesetzt hat, dafür haben wir mehr als einen urkundlichen Beweis.

In Versen schreibt der Leipziger Student selbst da, wo nicht gleich ernstlich gedichtet werden soll. Mit Vorliebe streut er in seine Briefe an die Freunde kürzere oder längere Gedichte ein, mit den Formen wechselnd, so in einem Brief an Riese nacheinander jambische

Verse, deutsche und lateinische Hexameter, steife Alexandriner. Unter den jambischen Stücken sind manche dichterische Stellen, so diese nicht wertlose von 1766:

— Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligtume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. —
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um empor zu rudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden. Doch
Glaubt ich, ich hab sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah und erst vernahm,
Wieviel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhabner Flug,
Wie er mir schien, nichts war als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht,
Zur Sonn' sich schwingen und wie der hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor, und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an
Und bleibt am Staub. Doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf. Den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein. Es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er wie zuvor.

Das einem Brief an Cornelia zur Entschuldigung seiner Briefschuld an die Mutter beigefügte Gedicht läßt schon einen Herzenston vernehmen, den wir in dem größten Teil seiner sonstigen Leipziger Gedichte schmerzlich vermissen:

Leipzig, den 11. May 1767.

An meine Mutter.

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kömmt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt,
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut,
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt, und ihn dem Aug entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Vom Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüber fließt,
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt, und ringsumher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Zu den wertvolleren lyrischen Gedichten dieser Jahre gehören noch die drei Oden an Behrisch; ja sie sind die einzigen, aus denen wir den wohlbekannten Herzschlag und Rhythmus dessen heraushören, was wir Goethische Lyrik nennen. Die kühnen Wortgebilde: flammengezüngte Schlange, Klippenwarte des Neides, des Mädchens sorgenverwiegende Brust, Verse wie die in der Abschiedsode:

— Du gehst, ich bleibe.
Aber schon drehen
Des letzten Jahrs Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.
Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten —
Da springen die Riegel: frei bin ich wie du!

könnten gar wohl in jenen späteren Jahren lyrischer Frühlingsblüte geschrieben sein, als Wanderers Sturmlied und Schwager Kronos entstanden. An diese drei Oden haben wir uns zu halten, wenn wir den Zusammenhang der Leipziger Versschreiberei mit dem Dichterwerk von Straßburg und den Schöpferjahren von 1771 bis 1775 erkennen wollen.

Das von Behrisch zur Verhütung des Druckes wunderschön abgeschriebene **Büchlein Annette** hat sich aufgefunden: es sind 50 Blätter mit Gedichten und zwei Erzählungen in blumiger Prosa: ‚Kunst, die Spröden zu fangen.' Es trägt die Aufschrift: ‚Annette, Leipzig 1767' und beginnt mit der Widmung an das geliebte Mädchen:

Es nannten ihre Bücher
Die Alten sonst nach Göttern,
Nach Musen und nach Freunden,
Doch keiner nach der Liebsten;
Warum sollt' ich, Annette,
Die du mir Gottheit, Muse,
Und Freund mir bist, und alles,
Dies Buch nicht auch nach Deinem
Geliebten Namen nennen?

Inhalt und Tonfall dieser Verslein verraten dem Kenner das Vorbild: die vermeintlichen Lieder des griechischen Dichters der Liebe und des Weines Anakreon, von dem wir in Wahrheit fast nichts mehr besitzen, dem aber griechische nachahmende Liederchen aus viel jüngerer Zeit in einer Heidelberger Handschrift zugeschrieben wurden. Durch die ganze

europäische Literatur des 18. Jahrhunderts plätschert ein breiter, seichter Bach anakreontischen Gewässers; selbst Lessing hatte in jungen Jahren jener allsiegenden Mode Opfer gebracht. Gleim, Uz, Götz füllten ganze Bände mit dem Geplärre dieses anakreontischen Leierkastens, an deren Küsserei und Trinkerei alles erlogen, nichts erlebt noch empfunden war. Goethes Buch Annette ist fast durchweg im Tändelton der Zeit gehalten, ahmt die französischen Vorbilder nach; einige Gedichte sind sogar nichts als Übersetzungen aus dem Französischen, z. B. nach Voltaire; — von deutscher Poesie, gar von Goethischer, spüren wir noch nichts. Allenfalls könnte man das Gedicht An den Schlaf: ,Der du mit deinem Mohne Selbst Götteraugen zwingst' melodisch nennen. Die beiden Prosaerzählungen ,Kunst, die Spröden zu fangen' werden wohl von Goethe sein; zwei Erzählungen in Reimversen: ,Triumph der Tugend' klingen durchaus französisch, und selbst die beflügeltere Sprache ist kein sicherer Beweis für Goethes Urheberschaft. Manche Gedichte würden uns wegen ihrer frühreifen Lüsternheit widerwärtig sein, wüßten wir nicht, daß sie nur Versübungen nach französischen Mustern sind. Schon der sehr junge Goethe war dem ,Buch Annette' gegenüber einigermaßen kritisch, denn nur wenige Stücke gingen in seine erste gedruckte Liedersammlung über.

Diese erschien, mit der Jahreszahl 1770, im Herbst 1769, erst nach Goethes Weggange von Leipzig, im Verlage seines Freundes Breitkopf unter dem Titel ,Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf' (einem Sohne des Verlegers), ohne Goethes Namen. Das **Leipziger Liederbuch** enthält zwanzig Gedichte, von denen neun in Goethes Werke übergingen. In Dichtung und Wahrheit heißt es darüber:

> Verlangte ich zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war.

Daran schließt sich die berühmte Stelle über seinen dichterischen Wesenskern:

> Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußeren Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. — Alles, was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession.

Dieses späte, verallgemeinernde Urteil Goethes paßt nur auf vereinzelte Stücke des Leipziger Liederbuches. Möglich ist es ja, daß jedes der zwanzig Gedichte aus einem persönlichen Erlebnis oder Eindruck hervorgegangen; uns aber erscheinen sie fast allesamt nur gemacht und erregen unsere Aufmerksamkeit höchstens durch die Grundverschiedenheit zwischen ihnen und den echt Goethischen Liedern der späteren Zeit.

Persönlichen Empfindungen und kleinen Erlebnissen sind die zwei Strophen des langen Gedichtes ,Der wahre Genuß' entsprungen, die eine, sehr überlegte, von der Liebe, die nicht ans Heiraten denkt:

> Soll dich kein heilig Band umgeben,
> O Jüngling, schränke selbst dich ein.
> Man kann in wahrer Freiheit leben,
> Und doch nicht ungebunden sein —

die andere, wie die erste, auf Käthchen gehende:

> Ich bin genügsam und genieße
> Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
> Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
> Zum Schemel ihrer Füße macht,
> Den Apfel, den sie angebissen,
> Das Glas, woraus sie trank, mir reicht
> Und mir, bei halbgeraubten Küssen,
> Den sonst verdeckten Busen zeigt.

,Lieder sittlicher Sinnlichkeit' nannte Goethe seine Leipziger Lyrik, und abgesehen von wenigen noch zu nennenden Stücken ist das meiste wirklich nur ,anakreontisches Gegängel', als das Goethe selbst dergleichen Dichterei bezeichnet hat. Alle feststehenden Notbehelfe der französischen Anakreontiker und ihrer deutschen Nachahmer finden sich in dem Leipziger Liederbuch beisammen. Da werden halbgewährte, halbgeweigerte Küsse geraubt, da spielt man verliebte Gesellschaftspielchen, nur damit weidlich geküßt werde; da wird von halb oder ganz entblößten Busen gelüstert; die Schmetterlinge, die Zephirs flattern drüber weg; Amorchen tändelt zwischen den Leutchen daher, — kurz die ganze nichtige spielerische

Schäferei des 18. Jahrhunderts sehen wir von dem zwanzigjährigen Goethe mitgeschäfert. Vorgespiegelte Erfahrenheit, altkluge Scheinverderbnis spielt sich auf, und das Traurigste bei dieser Jugenddichterei Goethes ist, daß in ihr so gar nichts vom echten Feuer der Jugend glüht. — Wenige Jahre später schreibt Goethe beim Rückblick auf seine Leipziger Gedichte von der ganzen anakreontischen Sippschaft: ‚Uns treibt ein gemachtes Gefühl zu der Leier, und darum sind unsere besten Lieder nur nachgemachte Kopien' (1772 in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen).

An die französischen Vorbilder erinnert das sinnspruchartige Zuspitzen am Schluß, das Goethe selbst nachmals hervorhob: ‚Sie nehmen meist eine epigrammatische Wendung'; doch muß betont werden, daß auch Goethes reifere Lyrik, am meisten vielleicht die des Alters, einen starken Zug zum epigrammatischen Abschluß zeigt. Der an Schiller hervorstechende allgemeine Zug zur ‚dichterischen Antithese' ist wenigstens in der Lyrik Goethes deutlich erkennbar: bei Schiller entsprang er dem gegensätzlichen Schauen des Dramatikers, bei Goethe wohl dem lange nachwirkenden Jugendeinfluß der Franzosen. Die Schlußverse des Gedichtes ‚Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde': ‚Und doch, welch Glück geliebt zu werden, Und Lieben, Götter, welch ein Glück!' finden sich wörtlich in mehr als einem Gedicht der französischen Anakreontiker.

Ungleich lohnender als die Betrachtung der anakreontischen Masse des Leipziger Liederbuches ist das Aufweisen des Vereinzelten, was wie ein erstes Atemholen des Lyrikers Goethe klingt. Da sind zunächst ein paar Verse hin und her verstreut, die unter der anakreontischen Spreu sofort auffallen, so in dem Lied ‚An den Mond':

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemessne Weite —

Dann in dem Anfang von ‚Unbeständigkeit':

Im spielenden Bache, da lieg' ich wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle,
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust —

Auch in dem Hochzeitlied (der ‚Brautnacht' in den gesammelten Werken) gibt es einzelne Verse, die von der schablonenhaften Tändelei abweichen, wäre es nur durch ein Wort, einen schnell verklingenden Rhythmus. Und ein Gedicht steht schon in dem Leipziger Liederbuch, das voll mitzählt: Die Nacht, dessen ursprünglicher Wortlaut zum Vergleich mit der in den Werken (‚Die schöne Nacht') nicht fehlen darf:

Gern verlaß ich diese Hütte,
Meiner Liebsten Aufenthalt,
Wandle mit verhülltem Tritte
Durch den ausgestorbnen Wald:
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Flüstert durchs Gebüsch im Kühlen,
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! kaum zu fassen.
Und doch wollt ich, Himmel, dir
Tausend solcher Nächte lassen,
Gäb mein Mädchen Eine mir.

Es ist das einzige unter Goethes Liedern vor 1770, dessen dichterischer Wert von Dauer, wiewohl es an manchen Stellen, so namentlich in den Schlußversen, noch arg anakreontisch überfirnißt und zugespitzt ist.

Elftes Kapitel.

Die Laune des Verliebten. — Die Mitschuldigen.

Goethe beim Weggange von Leipzig.

Dichter lieben nicht zu schweigen,
Wollen sich der Menge zeigen.
Lob und Tadel muß ja sein!

Im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit berichtet Goethe über die Gefühlswelt, aus der sein erstes kleines abgeschlossenes Drama hervorgekeimt ist:

Das arme Kind (Käthchen) dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Not von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige, und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, diese Situa-

tion, zu einer quälenden und belehrenden Buße, dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner übriggebliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: **Die Laune des Verliebten**, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.

Ein älteres Stückchen mit ähnlichem dünnen Inhalt, ‚Amine', war schon in Frankfurt entstanden und scheint im wesentlichen in die ‚Laune' aufgegangen zu sein.

Ein Schäfer Eridon, d. h. einer der Helden der erdentrückten Schäferpoesie, ist grundlos eifersüchtig auf seine geliebte liebende Schäferin Amine; eine zweite Schäferin Egle schmeichelt ihm einen unschuldigen Kuß ab, und nun erkennt er reumütig, mit wie ungerechter Eifersucht er Amine gequält hat. Mit dem Erfinden hat sich Goethe nicht lange aufgehalten; schäferliche Schmollstückchen mit einem verzankten Liebespaar, neben dem ein friedliches steht, gab es in der französischen Bühnendichtung in Menge, und das französische Muster hören wir, abgesehen von Goethes nicht immer ganz reinen Reimen, überall hindurch. Dennoch gehört die ‚Laune' schon in die Reihe der Werke, die zusammen Goethes große Lebensbeichte ausmachen; es war nicht rein erdacht, sondern entstanden, denn in die fremde Form goß er so viel Gehalt eigenen Erlebens, wie der Neunzehnjährige eben besaß. ‚Es ist sorgfältig nach der Natur kopiert', heißt es in einem Brief an Cornelia vom Oktober 1767, und es wurde geschrieben ‚zu einer quälenden und belehrenden Buße' für seine eifersüchtige Zerrerei mit dem lieben Käthchen. Goethe selbst ist bald Eridon, bald Lamon; Käthchen hat nichts von Amine, mehr noch von Egle, und wenn wir die Leidenschaft vermissen, die sich doch in Goethes Briefen voll der Laune des Verliebten so glühend ausspricht, so kommt dies auf Rechnung der tändelnden Form und der wohlerzogenen Alexandriner, die er den Franzosen entlehnte.

Das Stückchen ist so zierlich und fein abgetönt, daß ein mehr als doppelt so alter Dichter es geschrieben haben könnte; ihm fehlt die Jugendkraft, das Feuer des Jünglings. Man vergleiche die hinreißende Beschreibung des Tanzes zweier Liebenden im Werther mit den zierlich gedrechselten Versen Goethes von 1767 oder 1768 im Munde der Egle:

Und endlich sieht sie dich! O welcher Augenblick!
Drück' sie an deine Brust und fühl' dein ganzes Glück!
Ein Mädchen wird beim Tanz verschönert, rote Wangen,
Ein Mund, der lächelnd haucht, gesunkne Locken hangen

Um die bewegte Brust, ein sanfter Reiz umzieht
Den Körper tausendfach, wie er im Tanze flieht,
Die vollen Adern glühn, und bei des Körpers Schweben
Scheint jede Nerve sich lebendiger zu heben.

Soweit sich Bühnenkunst an dieser Kleinigkeit zeigen ließ, hat sie der junge Goethe geübt; die vier Persönchen werden nicht ungelenk geschoben, und das bequeme Wegschicken eines Unbequemen hinter die Kulissen, um etwas zu holen, und dergleichen mehr war ja in den französischen Vorbildern erlaubt. — Goethe hat dieses einzige Überbleibsel seiner dramatischen Rokoko-Jugend nicht verworfen: er fügte es in die zweite Ausgabe seiner gesammelten Schriften ein. Aufgeführt wurde es zuerst von dem Weimarer Hofliebhabertheater am Ettersberg, 1779, wobei Goethe die Rolle des Eridon spielte. Es tändelt noch zuweilen, meist an Goethegedenktagen, über unsere größeren Bühnen, ohne tiefere Teilnahme zu erwecken.

Frühreife Erlebnisse oder Beobachtungen liegen auch seinem zweiten, ernsteren Alexandrinerstück zugrunde, den **Mitschuldigen.** Die älteste Handschrift ist zwar von 1769, doch ist dies wohl die veränderte Reinschrift eines ersten Entwurfs aus dem Sommer 1768, denn Goethe berichtet, das Stück sei in Leipzig entstanden. In den Annalen heißt es über den Anlaß: ‚Mancherlei Verbrechen innerhalb des übertünchten Zustandes der bürgerlichen Gesellschaft'; in Dichtung und Wahrheit mit deutlicherem Rückblick auf die Frankfurter Knabenerlebnisse:

Bei meiner Geschichte mit Gretchen und an den Folgen derselben hatte ich zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminiert ist. — Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten, und jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus, und ein glattes Äußeres übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringt, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbricht.

Goethe will schon früh gefühlt haben, daß Stücke mit solchen Stoffen ‚jeder Zeit ängstlich werden mußten und fast alle mit einem tragischen Ende drohten'; jedoch mit seiner tiefen Abneigung gegen das volle Ausschöpfen eines tragischen Stoffes ließ er ein Stück nach dem andern von dieser Art fallen. In dem einzigen fertiggewordenen, den Mitschuldigen, bog er den abscheulichen Stoff, ein Gemisch aus geplanten und vollendeten Verbrechen, aus Unsittlichkeit und Gemeinheit, in ein ‚heiteres und burleskes Wesen auf dem düstern Familiengrunde' um, wie ja auch seine Vorbilder, die französischen Familiendramen, stets versöhnlich ausgingen. Durch diesen Bruch der inneren Form mißlang der Versuch, unter die ‚Oberfläche des städtischen Daseins' zu dringen.

Vertieft wurden des jungen Dichters unerfreuliche Lebenseinblicke in Leipzig. An den Vater schrieb er schon im Oktober 1765 lateinisch, er habe von dem Moral- und Staatsrechtslehrer Francke ‚vieles erfahren, was er aus so aufrichtigem Munde lieber nicht gehört hätte, — nescire expedit'. Endlich sind auch Erinnerungen an seine Liebe für Käthchen und sein Austoben in den letzten Leipziger Monaten hineingeflochten, namentlich die später gestrichenen Verse der ersten Fassung:

Wie süß verträumt' ich nicht die jugendlichen Stunden
Einst in Sophiens Arm. Ich hatte nichts empfunden,
Bis mir der Druck der Hand, ihr Blick, ihr Kuß entdeckt,
Wie's einem Neuling ist, wenn er die Wollust schmeckt.
Uns führte keine Wahl mit klugem Rat zusammen,
Wir sahn einander an und stunden schon in Flammen.
Bist du der Liebe wert, ward da nicht lang' gefragt;
Es war erst halb gefühlt und war schon ganz gesagt.
Wir lebten lange so die süßen Augenblicke;
Zuletzt verschlug es sich. Ich fluchte dem Geschicke
Und schwur, daß Freundschaft, Lieb' und Zärtlichkeit und Treu'
Der Maskeradenputz verkappter Laster sei,
Und sucht' in dem Gewühl der körperlichen Triebe
Den Tod des Vorurteils von Tugend und von Liebe.

Die Mitschuldigen sind nicht allgemein bekannt, drum sei der Inhalt angedeutet. Sophie, die Tochter eines Gastwirtes, ist mit Söller, einem Kartenspieler, Trunkenbold und Gesinnungslumpen, unglücklich genug verheiratet. Alcest, mit dem sie früher durch eine leidenschaftliche Liebe verbunden gewesen, kehrt zurück, nimmt in dem Gasthof des Vaters Wohnung, sieht seine nichtvergessene Angebetete, und von neuem entflammt, verabreden beide ein nächtliches Stelldichein. Söller benutzt die Gelegenheit, Alcest zu bestehlen; der Vater findet sich in demselben Zimmer ein, um einen Brief zu erbrechen; Sophie und Alcest trafen sich; alle vier begegnen einander auf ihren mit bösen Vorsätzen gepflasterten Wegen und — verzeihen einander.

Goethe meinte, er habe die Dichtung ‚in einem höheren Gesichtspunkt geschrieben': sie deute ‚auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und spreche in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: Wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf'. Diese Ausdeutung mochte dem unreifen Jüngling hingehen, von dem Dichter der Iphigenie und des Faust lassen wir sie uns nicht gefallen.

Sein lebelang hat Goethe gerade für dieses sittlich unerträglichste seiner Werke eine uns unbegreifliche Vorliebe gehegt, sich z. B. nichts dabei gedacht, als er aus Frankfurt eine Abschrift an Friederike Brion sandte. Es ist ein Drama des Sumpfes, und das erhabene Wort Christi paßt wie die Faust aufs Auge. Wenn vier angefaulte oder ganz verfaulte Menschen einander auf ihren verbrecherischen Schleichpfaden begegnen und als Mitschuldige gegenseitiges Verzeihen üben; wenn gar der noch halbwegs anständige Alcest seine geliebte Sophie auffordert: ‚Und Sie vergeben doch auch unserm Söller?' und diese merkwürdige Sophie ‚Gerne!' ruft und die Hand demselben Menschen reicht, von dem sie kurz zuvor gesagt:

Du Schicksal, trenntest uns, und ach für meine Sünden
Mußt' ich mich, welch ein Muß! mit einem Vieh begnügen —,

dann wird uns übel und weh zu Sinn und wir sind entschlossen, dieses Stück nie im Leben wieder aufzuschlagen. Nur der Gedanke an die grüne Jugend des harmlosen Verfassers,

der die ganze Verderbtheit seiner Menschen und ihrer Taten gar nicht empfunden zu haben scheint, läßt uns über die Mitschuldigen hinwegsehn. Auch schützt die französische Schablone des Alexandriners es davor, so ernst genommen zu werden, wie wenn es in Prosa wäre: in dieser müßte es verrucht wirken. Ein Wunder, daß sich nicht ein französischer Dichter, etwa Sardou, dieses Stoffes bemächtigt hat; doch würde selbst ein neuerer Franzose kein Stück ohne eine einzige helle Gegensatzgestalt wagen.

Einige unkritische Vergötterer Goethes haben die Mitschuldigen, nach einem sanften Einwand gegen den Dunstkreis der Unsittlichkeit, für ‚recht bedeutend' und Die Laune des Verliebten sogar für ein ‚kleines Meisterwerk liebenswürdiger Rokoko-Anmut' erklärt. Allen unbefangenen Lesern, auch den größten Verehrern des Dichters, erscheinen beide Leipziger Dramen dichterisch wertlos. Sie deuten durch nichts auf zukünftige Möglichkeiten und wurden hier nur darum etwas eingehender behandelt, weil so hell wie möglich die in der Geschichte der Weltliteratur einzig dastehende Tatsache beleuchtet werden mußte, daß die Jugendwerke eines der größten Dichter aller Zeiten in keinem Verse die schlummernde Göttergabe ahnen lassen. Man denke an das älteste auf Shakespeares Namen gehende Drama Titus Andronikus mit seiner wüsten Wildheit und Unreife, doch zugleich mit der erstaunlichen Kraft mancher Stellen, oder an Schillers Erstling Die Räuber, die er ungefähr im gleichen Alter entworfen wie Goethe Die Mitschuldigen, und man wird zugeben, daß wir hier vor einem der schwersten Wachstumsrätsel einer Dichterseele stehen. Den genußfreudigen, aufrichtigen Bewunderern Goethes wäre wohler zumute, wenn Goethe jene beiden Stücke auf dem Leipziger Feuerherde hätte mitaufflammen lassen.

Daß Goethe für seine dramatischen Jugendwerke stets eine zärtliche Nachsicht bekundet hat, daß er die Mitschuldigen 4 mal auf der Hofliebhaberbühne (zuerst 1777), 27 mal auf dem stehenden Theater (seit 1805) aufführen ließ, ist nicht so unbegreiflich. Ihm erschienen späterhin beide Stücke halb symbolisch: Weltspiegelbilder eigener Erlebnisse, und er hörte aus den uns matt und leer klingenden Versen Wirklichkeiten heraus, die uns verborgen sind. Von der ‚Laune' schmeichelte sich Goethe, man werde ‚an dessen unschuldigem Wesen zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr werden'. Das tun wir eben nicht, denn Eridons schäferliche Leidenschaft überzeugt uns so wenig wie irgend welche Schäferei jener Zeit. Und wenn Goethe mit sechsundsiebzig Jahren den Mißerfolg der Mitschuldigen dadurch erklärte, daß ‚das Verbrechen innere Apprehension hervorbringt', so dürfen wir entgegenhalten: nicht das Verbrechen an sich, denn in wie zahllosen bedeutenden Dramen gibt es Verbrechen, — sondern ‚Apprehension', ja sittlichen und künstlerischen Widerwillen bringt das Verbrechen hervor, das keine sittliche oder doch dramatische Sühne findet. In dem englischen Vorbilde des bürgerlichen Dramas, Lillos ‚Londoner Kaufmann', wird der bemitleidenswerte junge Dieb gehenkt; an den Galgen gehört auch der Söller in den Mitschuldigen. Aber Goethe selbst hat ja in Dichtung und Wahrheit das abschließende Urteil über dieses Stück gefällt: ‚Die hartausgesprochenen widergesetzlichen Handlungen verletzen das ästhetische und moralische Gefühl.'

Auf eine schwere Probe wurde Goethes Eingenommenheit für die Mitschuldigen später gestellt, als eine literarisch ungebildete Schauspielerin in des Dichters Gegenwart zu Holtei, der ihr Spiel als Sophie gerühmt, ärgerlich sagte: ‚Reden Sie mir nicht von dem grauslichen Stück; dies ist mir meine zuwiderste Rolle!' Goethe, so berichtet Holtei, fiel nicht ‚aus seiner antiken Ruhe'.

Anhang: **Goethe beim Weggange von Leipzig.**

Was hatte Goethe in Leipzig von außen und innen gewonnen? Wie erscheinen uns Mensch und Dichter beim Abschlusse dieser Lebensspanne? Mitgebracht hatte er nach Leipzig eine Menge von Sprachkenntnissen und Fertigkeiten, mehr als die meisten der damaligen und heutigen Jünglinge auf dem Wege zur Universität. Diesen Besitz hatte er in Leipzig vermehrt und höher hinauf gesteigert. Die schon in Frankfurt über den gewöhnlichen Gesichtskreis von Knaben weit hinausreichenden Lebenserfahrungen waren in Leipzig durch das auf sich gestellte Leben des Studenten erweitert und vertieft worden. Die Liebe zu Käthchen

war trotz der äußerlich siedenden Leidenschaft doch mehr eine Überreizung der Nerven als eine aus dem Herzensgrunde aufquellende Hingabe gewesen. Goethes letzte Briefe aus Leipzig zeigen uns den Neunzehnjährigen merklich gereift gegen die Urkunden des ersten Studienjahres. Behrisch war kein Erzieher, wie es Herder werden sollte, und das gute Käthchen vermochte nicht, die Tiefen seiner Gefühlswelt aufzuregen.

Von den beherrschenden Wesenskräften in Goethes ganzem Leben zeigen uns die Leipziger Jahre schon die beiden wichtigsten: die Leidenschaft und die Selbstzügelung. Der heißblütige Jüngling rast in den Krämpfen der Eifersucht, möchte mit dem Kopf an die Wand rennen, in die Ketten an den Händen beißen, fiebert beim Beschreiben seiner Qualen, kurz, benimmt sich mit aller Tollheit eines verliebten Knaben. Ein Unglück aber entsteht daraus nicht, am nächsten Morgen ist er wieder leidlich ruhig, und nachdem ihm Käthchen den Abschied gegeben, macht er keinen ernstlichen Versuch, ihren Entschluß zu ändern: ‚Wir haben mit der Liebe angefangen und hören mit der Freundschaft auf'.

Der kleine eingewickelte Knabe, der vor drei Jahren durch Thüringen nach Leipzig gefahren, war er bei der Rückkehr nicht mehr; noch aber dauerte die ‚Dumpfheit' des menschlichen und des dichterischen Wesens fort, noch hatte kein tiefaufwühlendes inneres Ereignis sein von einer Empfindung volles Herz aufgeschlossen.

Für den Dichter hatten die drei Leipziger Jahre doch nur den Wert des Abwartens und der Einsicht in die Unfruchtbarkeit der anakreontischen Nachleierei. An seinem Dichterberuf war er nicht völlig irre geworden, doch hatte er mehr als einmal mit Zweifeln an dem Grade seiner Begabung gerungen. Stellen wie diese in den Briefen an Cornelia lassen uns in der jungen Dichterseele lesen: ‚Ich habe von meinem zehnten Jahre angefangen Verse zu schreiben und habe geglaubt, sie seien gut; jetzo in meinem siebzehnten sehe ich, daß sie schlecht sind.' Und einmal schreibt er mit übertreibender Verzweiflung, er sei ‚ganz von der Narrheit zurückgekommen, sich für einen Dichter zu halten'. Die Selbstkritik im einzelnen regt sich, und er bekennt über sein großartiges Drama Belsazar an die Schwester: ‚Ich muß von ihm sagen, was ich von allen meinen Riesenarbeiten sagen muß, die ich als ein ohnmächtiger Zwerg unternommen habe.'

Im August 1768 wachte Goethe mit einem heftigen Blutsturz auf, einer Folge der von ihm selbst angedeuteten Ausschweifungen (S. 37). Nach liebreicher Pflege durch manche ältere und junge Freunde reiste er am 1. September 1768 von Leipzig nach Frankfurt. Als ‚Kränkling', als ein ‚Schiffbrüchiger' kehrte er in das Vaterhaus zurück: ‚Die große Lebhaftigkeit meiner Natur, durch Krankheit gereizt und erhöht, verursachte eine leidenschaftliche Szene. — — Man kam stillschweigend überein, vor allen Dingen sowohl körperlich als geistig einige Beruhigung eintreten zu lassen.'

Zwölftes Kapitel.

Wieder in Frankfurt.

Am 2. September 1768 kehrte Goethe krank ins Elternhaus zurück. Die Stimmung des Vaters, der den einzigen Sohn ohne Abschluß seiner Universitätstudien zurückempfing, kann man sich denken; der Bericht in Dichtung und Wahrheit ist wohl noch sehr gemildert:

> Er verhehlte, so gut er konnte, den Verdruß, anstatt eines rüstigen, tätigen Sohns, der nun promovieren und jene vorgeschriebne Lebensbahn durchlaufen sollte, einen Kränkling zu finden, der noch mehr an der Seele als am Körper zu leiden schien. Er verbarg nicht seinen Wunsch, daß man sich mit der Kur expedieren möge; besonders aber mußte man sich mit hypochondrischen Äußerungen in seiner Gegenwart in Acht nehmen, weil er alsdann heftig und bitter werden konnte.

Die Mutter betreute ihren Wolfgang mit aller Heiterkeit ihres Wesens; enger als je schloß sich die Schwester an den Bruder an, der ihr einigen Trost in der Härte des väterlichen Erziehungszwanges bot. Die Krankheit fesselte ihn meist ans Haus, und wir hören wenig von einem Leben, wie er es in den Knabenjahren geführt hatte. Was für eine Krankheit Goethe eigentlich nach Hause gebracht, ist unklar; am ärgsten hat ihn ein hartnäckiges Geschwür am Halse, später eine lebensgefährliche Verdauungstörung geplagt. ‚Gleich nach der Rück-

kehr schreibt er an Käthchen: ‚Ich befinde mich so gut, als ein Mensch, der in Zweifel steht, ob er die Lungensucht hat oder nicht, sich befinden kann‘. Später aber heißt es: ‚Meine Lunge ist so gesund als möglich, aber am Magen sitzt was.‘ Zwischen Verschlimmern und Bessern schwankend, kam er am 7. Dezember 1768 dem Tode so nah, daß die Mutter in ihrer Angst das Bibelorakel befragte und auf die verheißungsvolle, schon erwähnte Stelle traf (S. 24). Jener Auffassung von der Literaturgeschichte oder der Geschichte überhaupt, daß es nicht auf die Macht der Persönlichkeit ankomme, der große Mann vielmehr ‚nur der Ausfluß einer großen Volksindividualität‘ sei, oder wie sonst die aneinandergereihten hohlen Worte lauten, ist die einfache Frage entgegenzuhalten: Was wäre aus der deutschen Dichtung geworden, wenn jener schwerkranke Jüngling an jenem 7. Dezember gestorben wäre?

Unerfreulich blieb das Verhältnis zum Vater, ja die ganze Stimmung des Hauses während der anderthalb Jahre, die Goethe vom Herbst 1768 bis in den Frühling 1770 in Frankfurt gefangen war. Gegen das Ende dieser erzwungenen Wartezeit verschlimmerte sich das Verhältnis zum Vater:

> Ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf eine grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag, geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge.

Als gar der Sohn sich herausnahm, allerlei an dem innern Umbau des Elternhauses auszusetzen, ‚geriet der Vater in einen unglaublichen Zorn, der um so heftiger war, als ich kurz vorher einige schnörkelhafte Spiegelrahmen getadelt und gewisse chinesische Tapeten verworfen hatte‘.

Aus Frankfurt richtete Goethe an Käthchen Schönkopf in langen Zwischenräumen noch einige Briefe, so auf die Nachricht von ihrer Verlobung einen lustig-traurigen Glückwunsch mit der Stelle: ‚Wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden.‘ Die Langeweile dieser Frankfurter Kummerjahre strömte er auch in den Briefen an Oeser und dessen Tochter Friederike aus; er sehnte sich, wenigstens auf dem Papier, nach Leipzig zurück, besonders wenn er an den Reichtum literarischer und künstlerischer Antriebe der Pleißestadt dachte:

An Friederike Öser. Frankfurt am 6. Nov. 1768.

Mamsell,
So launisch, wie ein Kind, das zahnt;
Bald schüchtern, wie ein Kaufmann, den man mahnt,
Bald still, wie ein Hypochondrist,
Und sittig, wie ein Mennonist,
Und folgsam, wie ein gutes Lamm;
Bald lustig, wie ein Bräutigam,
Leb' ich, und bin halb krank und halb gesund,
Am ganzen Leibe wohl, nur in dem Halse wund;
Sehr mißvergnügt, daß meine Lunge
Nicht soviel Atem reicht, als meine Zunge
Zu manchen Zeiten braucht, wenn sie mit Stolz erzählt,
Was ich bei euch gehabt, und was mir jetzt hier fehlt. —

Im Leben jedes unserer größten Geister gibt es einige Jungmannsjahre, die zunächst wenig äußere Spuren hinterlassen, für die fernere Laufbahn aber von entscheidendem Gehalte sind. In solchen Jahren der stillen Zurückgezogenheit, des Besinnens auf sich selbst wird die Geistesnahrung eingesogen, deren Wachstumsfolgen uns später überraschen, weil wir das Wurzelleben nicht genau kennen. Der junge Deichhauptmann Bismarck hat in Schönhausen solche Jahre des Einsammelns in die Gedächtnis- und Bildungscheuern durchlebt, Jahre bunt durcheinandergewürfelter Leserei, wie er sie nachmals kaum je wieder treiben konnte.

Für den kränkelnden Goethe wurden die Jahre seiner häuslichen Gefangenschaft die eigentliche Keimzeit, ohne die uns das erste Aufsprießen in Straßburg nicht verständlich wäre. In dem dreifenstrigen Mittelzimmer des Giebelgeschosses im Hause am Hirschgraben, in jenem Raum, den er selbst gezeichnet, hat er viel gesonnen, wenig geschrieben, unendlich gelesen. Die wenigen erhaltenen Briefe aus jenen Sammlungsjahren eröffnen uns nur hier und da einen Blick in seine geistige Tätigkeit. Alle Literaturen und Sprachen nacheinander, durcheinander, was für die Einverleibekraft des Genius die beste Bildungsweise zu sein scheint, — Bücher von ewigem Wert, Bücher der Weisheit und der Torheit, des Glaubens und des

wahnwitzigen Aberglaubens, alles um in der ‚Frankfurter Hungersnot des guten Geschmacks‘ Geistesspeise zu finden. Tacitus und Properz, Shakespeare und Molière, alle neuen und guten alten deutschen Dichter. Rousseau, die Neue Heloise und den Emil, hat er in jenen Jahren verschlungen; denn wo war der gebildete Deutsche jener Zeit, der sich nicht an Rousseau berauscht hätte? Alles Neue von Wieland, von Lessing, den Ugolino von Gerstenberg, das Bardengebrüll von Kretschmann und andern Nachahmern der erkünstelten Bardenpoesie Klopstocks las und beurteilte Goethe in seiner Stubenhaft. Aus jener Zeit stammt eine etwas übertreibende Wertschätzung des englischen Humoristen Lawrence Sterne (1713—1768). Noch der Achtzigjährige feierte Sterne als den Schriftsteller, ‚der die große Epoche reinerer Menschenkenntnis, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst angeregt und verbreitet hat‘.

Damals wird Goethe, der die Frankfurter Stadtbibliothek eifrig benutzte, schon auf Hans Sachs gestoßen sein, und wahrscheinlich hat er um dieselbe Zeit die ersten forschenden Blicke in die Faustische Literatur getan.

An Käthchen Schönkopf schrieb Goethe im Dezember 1768, bald nach dem gefährlichen Anfall der Krankheit: ‚Unglück ist auch gut. Ich habe hier in der Krankheit gelernt, das ich nirgends in meinem Leben hätte lernen können.‘ Hiermit meinte er allerdings nicht weltliches Wissen, sondern eins der Dinge, für die er in dem galanten Leipzig keine rechte Muße gefunden. Er durchlebte eine Zeit des Gottsuchens, des Sehnens nach Reinheit, Frommsein, seelischer Wiedergeburt. Vorbereitet war diese weiche Stimmung durch die frommen Gespräche, die er auf dem Krankenlager in Leipzig mit Theologiestudenten geführt hat. Nun kam er mit seinem heilsbegierigen Gemüt in den Dunstkreis eines frommen Menschenkindes, das ihn richtig zu behandeln wußte, des Fräuleins Susanna von Klettenberg, einer Freundin der Frau Rat Goethe. Sie war 45 Jahre alt, hatte in ihrem Liebesleben Schmerzliches erfahren, ihren Frieden in der völligen Hingabe an Gott gefunden und freute sich, in dem durch die Krankheit trostbedürftig gewordenen Studenten einen ihr von der Vorsehung zugeführten Jünger gefunden zu haben. Sie war fromm, doch nicht bekehrwütig, wahrhaft gläubig ohne eine Spur pharisäischen Hochmuts: so gewann sie mehr noch das Herz als den Geist ihres Beichtkindes. Frau Rat schrieb über die Todesstunde der Klettenberg: ‚Habt euch unter einander lieb! war ihr letzter liebevoller Befehl.‘ Sie wußte den Jüngling richtig zu nehmen:

> Wenn sie mir viele Vorzüge zugestand, so war es keineswegs demütigend für sie: denn erstlich gedachte sie nicht mit einer Mannsperson zu wetteifern, und zweitens glaubte sie, in Absicht auf religiose Bildung sehr viel voraus vor mir zu haben. — Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit gerieten, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal damit endigte, daß ich ein närrischer Bursche sei, dem man manches nachsehen müßte.

Durch die Klettenberg wurde Goethe mit der Herrnhutischen Gemeinde Marienborn bei Frankfurt bekannt, und wie ernst es ihm um das Streben ‚nach einem unbekannten Heile‘ gewesen sein muß, lesen wir aus mancher frommen Wendung in Briefen jener Zeit, ja noch in den ersten Straßburger Tagen. Gleich nach der Ankunft in Straßburg schreibt er an einen Leipziger Freund: ‚Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrgott etwas besser stehe und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo‘ (April 1770). Schon hier sei jedoch die etwas spätere Briefstelle angeführt: ‚Mein Umgang mit denen frommen Leuten hier ist nicht gar stark; ich hatte mich im Anfang sehr stark an sie gewandt, aber es ist, als wenn es nicht sein sollte. Sie sind so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, daß es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte‘ (an die Klettenberg, August 1770).

Das mystische Treiben der Klettenberg und ihres Anhanges, im Bunde mit der geheimnisvollen Heilweise seines Arztes, führte geraden Wegs in die Alchemie und Kabbalistik. Die Klettenberg trieb ihr Wesen mit einem ‚kleinen Windofen, Kolben und Retorten und operierte nach bedeutenden Winken des Arztes und Meisters besonders auf Eisen, in welchem die heilsamsten Kräfte verborgen sein sollten, wenn man es aufzuschließen wisse‘, und in der wissenshungrigen Langenweile der Krankentage machte Goethe all solchen Hokuspokus mit. Als er nun gar bei ‚vernichteter Verdauung unter großen Beängstigungen das Leben zu

verlieren glaubte', und der Wunderdoktor ihm durch seine ‚Universalmedizin' Erleichterung und allmähliche Besserung verschaffte, wurde sein Glaube an die Geheimnisse der Alchemie gestärkt, der Trieb zu eigenen Versuchen angereizt. Nun wurde die kabbalistische Literatur verschlungen, Wellings ‚Opus mago-cabbalisticum' studiert, die Werke von Theophrastus Paracelsus, Helmont, Swedenborg und andern gelesen, und Frau Rat war die Dritte in diesem kabbalistischen Bunde. All das dumme Zeug hatte keinen weitern Nutzen, als den Dichter in jener Brütezeit mit dem schwülen Zauberdunst zu umnebeln, in dem der Frühkeim zum Faust sich unmerklich regen konnte.

Von kaum geringerem Einfluß wurde ein Buch ganz andrer Art: die ‚Kirchen- und Ketzergeschichte' des ehemaligen Weimarischen Hofpredigers Gottfried Arnold (1666—1714). Dieser war ein Freund des pietistischen Predigers und Schriftstellers Spener gewesen, ein tiefgläubiger Mann, trotzdem oder gerade darum ein Todfeind aller Ketzerrichterei. Sein Hauptwerk (1699) war ein Versuch, die Strömungen und Irrtümer in der christlichen Kirche ‚vom Anfang des Neuen Testaments bis auf das Jahr 1688' darzustellen, und in gewisser Hinsicht mag man ihn als einen Vorläufer Lessings ansehen. Ganz in dessen Sinne ist z. B. folgende Stelle in der Kirchen- und Ketzerhistorie:

> Deswegen ist von Verständigen so oft erinnert worden, daß man nicht flugs diejenigen unter die Atheisten zählen kann, welche zum Exempel unter den Gelehrten von Gottes Eigenschaften, Werken und dergleichen sonderbare Gedanken gehabt und doch dabei dessen Existenz feste geglaubet und behauptet. Noch weniger, welche die andere oder dritte Person der Gottheit geleugnet oder auch die Bibel nicht vor Gotteswort oder sonst vor genugsam erkannt.

Die entscheidende Wende in Goethes Religionsanschauungen ist vielleicht von jenem Buch ausgegangen. Aus den Eindrücken der Ketzerhistorie sind nachmals Stellen entstanden wie die im Faust: ‚Die Wenigen, die was davon erkannt, Die töricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten, Hat man von je gekreuzigt und verbrannt', nämlich wie die zahllosen Ketzer, von denen Arnolds Werk berichtet. Noch im hohen Alter war Goethen daraus der Glaube geblieben:

> Es ist die ganze Kirchengeschichte Mischmasch von Irrtum und von Gewalt.

Aufbewahrenswerte Gedichte wurden in jenen anderthalb Jahren so gut wie keine geschrieben. Ein Brief an den jüngern Breitkopf vom August 1769 verrät uns den Grund:

> Ich lebe erträglich, vergnüglich und still. Ich habe ein halb Dutzend englischer (engelhafter) Mädchen, die ich oft sehe, und bin in keine verliebt; es sind angenehme Kreaturen und machen mir das Leben ungemein angenehm. Wer kein Leipzig gesehen hätte, der könnte hier recht wohl sein; aber das Sachsen, Sachsen!

Nur von einem lieben Fränzchen erfahren wir aus dem kurz vor der Abreise nach Straßburg gedichteten Liede ‚Abschied', das er an Franziska Krespel, eine Freundin Corneliens, richtete:

> Laß mein Aug' den Abschied sagen,
> Den mein Mund nicht nehmen kann!
> Schwer, wie schwer ist er zu tragen!
> Und ich bin doch sonst ein Mann.
>
> Traurig wird in dieser Stunde
> Selbst der Liebe süßtes Pfand,
> Kalt der Kuß von deinem Munde,
> Matt der Druck von deiner Hand.
>
> Sonst, ein leicht gestohlnes Mäulchen,
> O wie hat es mich entzückt!
> So erfreuet uns ein Veilchen,
> Das man früh im März gepflückt.
>
> Doch ich pflücke nun kein Kränzchen,
> Keine Rose mehr für dich.
> Frühling ist es, liebes Fränzchen,
> Aber leider Herbst für mich!

Wahrscheinlich ist damals auch das aus Poesie und unfreiwilliger Komik sonderbar gemischte ‚Glück der Entfernung' entstanden, das auf Käthchen Schönkopf zurückdeutet. Von dem reisenden Dichter sind die Verse:

> Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
> Heimlich wie die Kraft der Sterne,
> Wiegen dieses Blut zur Ruh —,

von dem muntern Knaben die in der nächsten Strophe:

> Nirgends kann ich sie vergessen,
> Und doch kann ich ruhig essen,
> Heiter ist mein Geist und frei.

Mit seiner überwältigenden Leipziger Liebe hat der gezwungen entsagungsvolle Held abgeschlossen, denn Sie wird einem Andern angehören:

Frei von Furcht, zu groß zum Neide, Lieb' ich, ewig lieb' ich sie!

Dieser ‚ewigen Liebe' versichert er das dagegen unempfindlich gewordene Käthchen noch in etlichen Briefen aus Frankfurt.

Ferner stammt aus dieser Zeit die ‚Zueignung' zum Leipziger Liederbuch:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder ohne Kunst und Müh,
Am Rand des Bachs entsprungen!
Verliebt, und jung, und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Als einzige dichterische Frucht seiner frommsehnsüchtigen Zerknirschung ist uns aus dem Nachlaß das merkwürdige, unter Goethes Gedichten einzig dastehende Gebet bekannt geworden:

Dies wird die letzte Trän' nicht sein,
Die glühend Herzauf quillet,
Das mit unsäglich neuer Pein
Sich schmerzvermehrend stillet.

O laß doch immer hier und dort
Mich ewig Liebe fühlen,
Und möcht der Schmerz auch also fort
Durch Nerv und Adern wühlen.

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal
Von dir, o Ew'ger, werden!
Ach, diese lange, tiefe Qual,
Wie dauert sie auf Erden!

Goethe hat als Greis einmal halb bedauernd gescherzt, daß nichts von ihm in die Gesangbücher übergegangen sei; dieses Herrnhutische Gedicht würde jedes Gesangbuch zieren.

An den Briefen Goethes zwischen Leipzig und Straßburg können wir mit vorsichtig nachhelfender Phantasie das langsame stetige Reifen des Jünglings zum jungen Manne verfolgen. An Käthchen wird noch im Leipziger Galanteriestil getändelt, weil er mit dem guten Kinde wohl niemals in anderm Tone verkehrt hatte. An Friederike Oeser, vollends an ihren Vater, schreibt er mit liebenswürdigem Ernst über Kunstfragen, z. B. an die gescheite Friederike in einem langen Briefe von 1769 gegen das in die Mode gekommene Bardengebrüll, ‚das ewige Gedonner der Schlacht, die Glut, die im Mut aus den Augen blitzt, den goldenen Huf mit Blut bespritzt'. Und an Oeser wagt er sogar, wohl aus Anlaß eines der Antiquarischen Briefe Lessings, die Auflehnung, die beweist, wie er sich zu fühlen beginnt: ‚Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn, er ist ein Eroberer —'. Eine der Ehrfurchten, von denen der Greis in den ‚Wanderjahren' spricht, dieses verheißungsvolle Zeichen eigner schlummernder Kraft, erfüllt den Jüngling bei seinem abermaligen Verlassen des Elternhauses:

Über große Leute sollte niemand reden, als wer so groß ist wie sie, um sie zu übersehen. Ein Kleiner, wenn er zu nah steht, sieht einzelne Teile gut, aber nichts vom Ganzen, und wenn er das Ganze übersehen will, so muß er sich zu weit entfernen, und da reichen seine Augen nicht an die Teile (6. 2. 1770, an den Assessor Hermann).

Diesen reifen Satz hätte auch der Fürst der deutschen Literatur im vollen Glanze seines Ruhmes schreiben können.

Mit wachsender selbstkritischer Reife wurde kurz vor dem Abschied von Frankfurt ‚wieder ein großes Haupt-Autodafé über meine Arbeiten verhängt. Mehrere angefangene Stücke nebst vielen andern Gedichten, Briefen und Papieren wurden dem Feuer übergeben, außer dem Manuskript von Behrisch (S. 44), Die Laune des Verliebten und Die Mitschuldigen, an welchem letzteren ich immerfort mit besonderer Liebe besserte'.

In den letzten Tagen des März 1770 verließ Goethe das Elternhaus, um zunächst in Straßburg mit der Rechtswissenschaft abzuschließen, und mit dem entfernteren Plan, ‚nach Frankreich zu gehen und zu sehen, wie sich das französische Leben lebt, und um Französisch zu lernen'.



Zweites Buch.

Straßburg, Herder und Sesenheim.

,Ereignis, Leidenschaft, Genuß und Pein' (Goethes Annalen für die Jahre ,Von 1769 bis 1775').

Lessings Hamburgische Dramaturgie vollendet. — Herders ,Kritische Wälder' und ,Journal meiner Reise'. — Klopstocks ,Hermannsschlacht' (1769). — Hölderlins Geburt (20. 3. 1770). — Göttinger Musenalmanach (1770). — Sulzers Theorie der schönen Künste (1771).

Erstes Kapitel.

Straßburger Dinge und Menschen.

Am 2. April 1770 fuhr Wolfgang Goethe über die Rheinbrücke von Kehl, nach Straßburg hinein, stieg zuerst im Wirtshaus ,Zum Geist' ab und nahm dann in einem der hohen Giebelhäuser am Fischmarkt seine Studentenwohnung.

Straßburg war damals bei weitem nicht die herrliche deutsche Großstadt unserer Tage, sondern ein winkliges Nest, kleiner und unbedeutender als Frankfurt. Trotz der beinahe hundertjährigen Franzosenherrschaft war es kerndeutsch geblieben mit dünnem französischen Firnis. Nur die Oberschicht der Bevölkerung sprach französisch, der mittlere und niedere Bürgerstand ebenso wie das Landvolk rundum redeten Ditsch, die wenigsten verstanden Französisch.

Goethe hatte zwar einige Empfehlungen mitgebracht, doch waren diese mehr für die Professoren- als für die Bürgerhäuser bestimmt, und in den 17 Monaten seines Straßburger Aufenthaltes ist Goethe mit Familien außerhalb der Universitätskreise sehr wenig in engeren Verkehr gekommen. Die Stadt selbst hat ihm nur wenig gefallen: ,Funfzehn Tage bin ich nun hier und finde Straßburg nicht ein Haar besser noch schlimmer als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt sehr mittelmäßig.' Zunächst war er herzlich froh, wieder gesund auf den Füßen zu stehen. Seine Freude hierüber nimmt in den ersten Wochen den von Frankfurt mitgebrachten frommen Ton an: ,Ich bin wieder Studiosus und habe Gott sei Dank soviel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Überfluß' (12. 4. 1770 an den Studenten Limprecht in Leipzig). An das Fräulein von Klettenberg berichtet er noch am 26. August 1770: ,Ich bin heute mit der christlichen Gemeinde hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern, und Sie können raten, warum ich mich diesen Nachmittag (mit Ihnen) unterhalten will.' Allerdings schließt sich an diesen frommen Anfang die obige Stelle über die Langweiligkeit der ,frommen Leute' (S. 52). Nach dreißig Jahren erinnerte ihn seine Mutter an einen Brief, der seine Stimmung in den ersten Straßburger Tagen aussprach:

Vermutlich ist dir aus dem Sinn gekommen, was du bei deiner Ankunft in Straßburg, da deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, den ersten Tag deines Dortseins drinnen aufschlugst. Du schriebst mirs und du warst wundersam bewegt — ich weiß es noch wie heute! „Mache den Raum deiner Hütten weit, und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht — dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken" (Jesaja 54, V. 3 und 4).

Schon im Herbst 1770 war seine Herrnhuterei verflogen; in einem Briefe vom Oktober 1770 an eine Frankfurter Freundin Corneliens berichtet Goethe:

Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt, ohne daß das Herz einigen Anteil hat, als jezo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntre Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken, und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt man gewiß nicht an seine Freunde. Genug, mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klinglend, aber ebenso wenig fürs Herz, als es für Augen und Ohren viel ist.

Als er diesen Brief von dem anteillosen Herzen schrieb, war er schon einige Tage in Sesenheim gewesen. Goethes ‚Schlittenfahrtleben' — einer seiner Lieblingsausdrücke — scheint in den Universitätskreisen wohlbekannt gewesen zu sein; ein Professor Stöber schreibt von ihm: ‚Goethe muß, wie man fast durchgängig von ihm glaubt, in seinem Obergebäude einen Sparren zu viel oder zu wenig haben.' Mit einem Sparren zu viel oder zu wenig ist ja jeder Genius von jeher den andern Erdenkindern erschienen.

Von Goethes äußerm Leben in Straßburg ist nicht viel zu berichten. Das eine ‚Ereignis', das er in den bedeutungschweren kargen Worten der Annalen meint, war keines von denen, die Aufsehen erregen. Die junge französische Kronprinzessin Marie Antoinette sah er auf ihrer Reise durch Straßburg nach Paris; und in Dichtung und Wahrheit beschreibt er den unheimlichen Eindruck, den auf ihn der Schmuck eines Empfangzeltes mit den unheilvollsten Bildern machte. Er war nach Straßburg gezogen, um sich ‚in dem elsassischen Halbfrankreich' neben der Juristerei im Französischen zu vervollkommnen, am Ende gar ein französischer Schriftsteller zu werden; auf seinen Wanderungen aber in der schönen nahen und ferneren Landschaft lernte er deutsche Flur und deutsches Menschenwesen viel inniger kennen und lieben als in dem engen Frankfurt und dem mehr als Straßburg französisch gesinnten Leipzig. An der Pleiße hatte er das galante Leben der Paris nachahmenden Professoren- und Kaufmannswelt gesehen, war auf den ‚zierlichen Promenaden', zwischen den zierlichen kursächsischen Französlingen gelustwandelt, oder hatte in studentischen Bierhainen das trotz der Kleinpariser Bildung noch immer reichlich rohe Studententreiben mitgemacht.

Das Leben und Weben in Gottes unverputzter Natur ging ihm erst in Straßburg auf. Will man die tiefe Wirkung jener Wandertage durch Felder und Wälder eines heitern Landes auf Goethes dichterisches Erblühen bis in den Stil hinein nachfühlen, so genieße man diese Stelle aus dem Briefe vom Juni 1771 an eine unbekannte Empfängerin:

Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs Lothringsche Gebirg, da die Saar im lieblichen Tale unten vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaus sah, und der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß, und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen; da wurd's in meinem Herzen so still wie in der Gegend, und die ganze Beschwerlichkeit des Tags war vergessen wie ein Traum.

Stände diese Stelle im Werther, sie würde uns nicht stilwidrig erscheinen: Goethe hat in Straßburg die rhythmisch beseelte Prosa seiner Jugendjahre, nicht nur seine erste echte Lyrik gefunden.

In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe, wie er sogleich nach der Ankunft in Straßburg zum Münster gegangen, der ihm schon unterwegs eine ganze Strecke her im Auge geblieben war. Eilig bestieg er das Gebäude, ‚um nicht den schönen Augenblick einer hohen und heiteren Sonne zu versäumen, welche mir das weite, reiche Land auf einmal offenbaren sollte'. Mit dichterischer ‚Antizipation', wie er dergleichen später zu nennen pflegte, knüpft er an den ersten Eindruck der Aussicht in das Land ringsum, das noch wie eine unbeschriebene Tafel vor ihm lag, die Schicksalsbetrachtungen:

Noch haben weder Neigung noch Leidenschaft diese oder jene Stelle besonders herauszuheben; aber eine Ahnung dessen, was kommen wird, beunruhigt schon das junge Herz, und ein unbefriedigtes Bedürfnis fordert im stillen dasjenige, was kommen soll und mag, und welches auf alle Fälle, es sei nun Wohl oder Weh, unmerklich den Charakter der Gegend, in der wir uns befinden, annehmen wird.

Dem Münster war Goethe genaht mit dem damals fast überall herrschenden Vorurteil

gegen die gotische Kunst. Gotisch und kunstlos roh galten nahezu für gleichbedeutend. Winckelmann hatte unter wahrer Kunst nur die der Griechen verstanden, und er beherrschte den Geschmack des weitaus größten Teiles der deutschen Jugend. Man erinnere sich der Schwärmerei des Leipziger Studenten Goethe für den berühmten Verfasser der Kunstgeschichte, um den Umschwung künstlerischen Empfindens zu begreifen, als sich ihm die Gewalt eines der schönsten gotischen Bauwerke kundtat. Goethe wußte damals so wenig wie irgend jemand, daß die gotische Baukunst nicht in Deutschland, sondern in Nordfrankreich ihren Ursprung genommen. In einem Lande deutscher Zunge stand der erhabene Münster, seine Bauform hieß gotisch, folglich wurde ihm der Münster zum Wahrzeichen echtdeutscher Kunst überhaupt.

Goethes kurzer Aufsatz **Von deutscher Baukunst** trug bei seinem Erscheinen als Einzeldruck (im November 1772 in Frankfurt) die Jahreszahl 1773 und die Aufschrift ‚Dis Manibus (Den heiligen Manen) Ervini a Steinbach'; doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er schon in Straßburg entworfen, ja sogar zum Teil ausgeführt wurde. Fast mehr noch als dem Werk gilt seine überströmende Begeisterung dem Genius, der es ersonnen:

Wenigen ward es gegeben, einen Babelgedanken in der Seele zu erzeugen, ganz, groß und bis in den kleinsten Teil notwendig schön, wie Bäume Gottes; Wenigern, auf Tausende bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen darauf zu zaubern und dann sterbend ihren Söhnen zu sagen: ‚Ich bleibe bei euch in den Werken meines Geistes, vollendet das Begonnene in den Wolken'.

Genius entzündet sich an Genius; der Straßburger Münster war das erste sichtbar aufragende Werk eines Genius, das Goethes Augen schauten: ‚Wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist' (in der ‚Dritten Wallfahrt'). Darum prüfe man in dem aufjubelnden Lobgesang auf den Münster mehr noch die Beseelung der Dichtergabe durch einen geahnten Künstlergeist als die Kunst der schriftstellerischen Wiedergabe eines Bauwerkes:

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat! Ein ganzer, großer Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonierenden Einzelheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sei, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder in ihren Werken zu umfassen! Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, aus allen Entfernungen, in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit! Wie oft hat die Abenddämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug' mit freundlicher Ruhe geletzt, wenn durch sie die unzähligen Teile zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen! Da offenbarte sich mir, in leisen Ahnungen, der Genius des großen Werkmeisters. Was staunst du? lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren notwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkürlichen Größen hab' ich zum stimmenden Verhältnis erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwei kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der weite Kreis des Fensters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet und sonst nur Tageloch war, wie hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenster forderte! Das all war notwendig, und ich bildete es schön. Aber ach, wenn ich durch die düstern, erhabnen Öffnungen hier zur Seite schwebe, die leer und vergebens da zu stehn scheinen! — Und so schied er von mir, und ich versank in teilnehmende Traurigkeit. Bis die Vögel des Morgens, die in seinen tausend Öffnungen wohnen, der Sonne entgegenjauchzten und mich aus dem Schlummer weckten. Wie frisch leuchtet' er im Morgenduftglanz mir entgegen, wie froh konnt' ich ihm meine Arme entgegen strecken, schauen die großen harmonischen Massen, zu unzählig kleinen Teilen belebt, wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringste Zäserchen, alles Gestalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das festgegründete, ungeheure Gebäude sich leicht in die Luft hebt, wie durchbrochen alles und doch für die Ewigkeit! Deinem Unterricht dank' ich's, Genius, daß mir's nicht mehr schwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen sich senkt der Wonneruh des Geistes, der auf solch eine Schöpfung herabschauen und gottgleich sprechen kann: Es ist gut!

Welch ein Stil! Wie sind hier die Fesseln gesprengt, die nur ein oder zwei Jahre zuvor Goethes Ausdruck eingeschnürt hatten. Es gibt in diesem Schriftchen Von deutscher Baukunst Prosastrophen, die sich wie ein lyrisches Gedicht lesen. ‚Wie frisch leuchtet er im Morgenduftglanz mir entgegen!' — das ist schon der Ton wie in Ganymeds Gesange: ‚Wie im Morgenglanze du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter!'

Gegen den Schluß tut Goethe den so ungemein wichtigen Ausspruch über die ‚charakteristische Kunst', die durch eine Empfindung geschaffen werde:

Diese charakteristische Kunst ist nun die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigner, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig.

Eine ungeheure Entdeckung, weit über Lessing hinaus, denn das hieß nichts anderes als urpersönliche Kunst, hieß das Gegenteil des Nachahmens, auch des Nachahmens des Klassischen, wies auf den Wert eines ganz eigenen Stiles hin. Goethe ist diesem Grundsatze seiner Jungmannsjahre nicht treu geblieben; zu wie verhängnisvollem Schaden er von ihm abgewichen, das wird an manchem Werke seiner fremden Mustern nachbildenden Mannes- und Greisenkunst aufgezeigt werden.

Die schwungvolle Begeisterung, die der Meisterbau gotischer Kunst in ihm entzündet, reißt uns hinweg über so manchen unzutreffenden Gedanken, über die jugendliche Verachtung dessen, was er noch mit Augen nicht gesehn, der schönsten Bauten der italienischen Renaissance, so z. B. den Hohn auf die Säulenumgänge des Petersplatzes in Rom. Das Große jedoch bei allen Völkern läßt er gelten, denn nicht für die Gotik an sich schwärmt er, sondern für die Erhabenheit und vermeintliche Heimatständigkeit dieses Stils: bald darauf nennt er Erwin und Bramante in einem Atem (in einem Briefe von 1772).

Das volle Nachwirken des Straßburger Münsters auf Goethes erste dichterische Wachstumstufe kann nicht im einzelnen nachgewiesen, kann nur nachempfunden werden. In Dichtung und Wahrheit hat Goethe hierüber den bedeutsamen Satz geschrieben: ‚Das Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen (von Götz und Faust ist die Rede) gar wohl dastehen konnte.‘ — Hoch auf der Turmzinne, die in die deutschen Lande zu beiden Ufern des Rheins hinausragte, ließ er nach einem Brauche der Zeit seinen Namen einmeißeln, —

Der Name war geschrieben,
Von wenigen gekannt;
Doch ist er stehn geblieben
Und längst mit Preis genannt (Uhland).

Wie geläufig sind uns heute die Namen Salzmann, Lerse, Weyland, und wie tief in ewige Nacht begraben wären sie, hätte uns nicht Goethe von ihnen als seinen Straßburger Tischgenossen berichtet! Bei einem Schwesternpaare Lauth nahm Goethe regelmäßig an einer akademischen Mittagstafel teil, die unter der Altersleitung eines höheren Beamten bei der Waisenverwaltung, Salzmanns (1722—1812), stand. Dieser würdige Studentenfreund, eine in Straßburg allgemein geachtete Persönlichkeit, im achtundvierzigsten Jahr, also mehr als doppelt so alt wie Goethe, wurde binnen kurzem der innigste Vertraute von Goethes Freuden und Leiden. In Dichtung und Wahrheit heißt es von diesem ‚Tischpräsidenten‘:

Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und selbst manchmal bei kleinen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn in der ganzen Gesellschaft lieb und wert, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre. Unter allen jedoch war ich derjenige, der sich am meisten an ihn anschloß, und er nicht weniger geneigt, sich mit mir zu unterhalten, weil er mich mannigfaltiger gebildet fand als die übrigen und nicht so einseitig im Urteil.

Einem andern Tischgenossen, dem Theologen Franz Lerse aus Buchsweiler, hat Goethe im Götz ein Freundschaftsdenkmal gesetzt. Er war der Fechtmeister dieser kleinen Schar und zugleich der ‚Schieds- und Kampfrichter bei allen kleinen und größern Händeln, die in unserm Kreise, wiewohl selten, vorfielen und welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte‘.

Ein einziger von der Salzmannschen Tischgemeinde ist zu selbständiger Bekanntheit gelangt, der aus dem Nassauischen stammende Johann Heinrich Jung (1740—1817), besser unter dem Namen Jung-Stilling bekannt. Sein romanähnliches Buch ‚Heinrich Stillings Jugend‘ wurde von Goethe 1777 zum Druck besorgt. Als Mensch wie als Schriftsteller war Jung eine Mischung aus sanftem Frommsein und dichterisch gefärbter Schalkhaftigkeit. Von ihm haben wir ein mit wenigen, höchst anschaulichen Strichen umrissenes Bildchen von Goethes Rolle inmitten jenes Kreises, dessen den Jahren nach jüngstes Mitglied er war und den er wie mit Selbstverständlichkeit beherrschte. ‚Die Regierung am Tische hatte Goethe,

ohne daß er sie suchte', heißt es bei Jung, und dieser hatte beim ersten Eintreten in die Tischgesellschaft Goethes Regierungsmacht aufs freundlichste zu spüren bekommen. Er erzählt: ‚Besonders kam Einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer.' Jung und sein Begleiter ‚wurden gewahr, daß man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte'. Das Tischgespräch, von Goethe beherrscht, kommt in Fluß, und ein Freund flüstert dem schüchternen Jung-Stilling zu: ‚Hier ists' am besten, daß man 14 Tage schweigt.' Als ein Spötter sich über Jungs unmodischen Aufzug lustig macht, fährt Goethe dazwischen: ‚Es ist teufelsmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der keinen beleidigt hat, zum besten zu haben!' Schade, daß wir nicht viel mehr solcher Augenblicksbildchen von Goethe aus jener zukunftreichen Zeit besitzen.

Vielleicht nicht zu den Mitgliedern der Tafelgenossenschaft, wohl aber zum literarischen Lebenskreise Goethes zwischen Straßburg und Frankfurt gehörte der gleichzeitig mit ihm die Rechte studierende Heinrich Leopold Wagner (1747—1779), der am frühesten aus Leben und Literatur weggerissene Stürmer und Dränger um Goethe. Er war ein Straßburger Kind, tauschte mit Goethe dichterische Pläne aus, wurde für einige Zeit Hofmeister, wie Lenz und Hölderlin, und starb im zweiunddreißigsten Jahr als Anwalt in Frankfurt. Besonders in dem letzten Winter, den Goethe im Elternhause zubrachte, 1774—1775, verkehrte er viel im Goethe-Hause und blieb trotz einer Mißhelligkeit zwischen ihm und Goethe (vgl. S. 130) bis kurz vor seinem Tode in freundschaftlichem Verkehr mit dessen Eltern.

Wagner wird von manchen Literaturforschern höchst unziemlich behandelt; sie lassen ihn eine unmutige, nicht gerechte Äußerung Goethes über eine angeblich an dessen Faust-Plan begangene literarische Unredlichkeit noch ungerechter entgelten. Goethe nannte ihn nach vielen Jahren ‚einen guten Gesellen, obgleich von keinen außerordentlichen Gaben', und berichtete über ihn:

> Er zeigte sich als ein Strebender, und so war er willkommen. Auch hielt er treulich an mir, und weil ich aus allem, was ich vorhatte, kein Geheimnis machte, so erzählte ich ihm wie andern meine Absicht mit Faust, besonders die Katastrophe vom Gretchen. Er faßte das Sujet auf und benutzte es für ein Trauerspiel ‚Die Kindesmörderin'. Es war das erste Mal, daß mir jemand etwas von meinen Vorsätzen wegschnappte; es verdroß mich, ohne daß ich's ihm nachgetragen hätte.

Auf diese aus sehr getrübtem Erinnern fließende Nachrede haben übereifrige Goethe-Anbeter einem nicht unbedeutenden Dichter, dem ernsthaftesten Dramatiker neben Goethe und vor Schillers Auftreten, den schnöden Vorwurf des Plagiats, des frechen Diebstahls und des Kopierens gemacht. Um nicht erst beim Betrachten von Goethes Faust diesen Vorwurf zu entkräften, sei schon hier folgendes bemerkt. Feste Gestalt hat das Faustdrama sicher nicht vor dem Ende des Jahres 1773 angenommen; im schlimmsten Falle kann es sich bei Wagners ‚Kindermörderin' nur um die selbständige Bearbeitung eines in den allgemeinsten Umrissen gleichen, damals vielfach behandelten Stoffes handeln: des Kindesmordes durch ein verführtes Mädchen. Ein ausschließliches Eigentumsrecht an solchem Allerweltstoff besaß Goethe nicht. Wagners Trauerspiel, das einzige von dichterischer Kraft zeugende, noch heute wirksame Drama des Sturmes und Dranges um Goethe, liegt in Neudrucken vor, der Leser kann also über Goethes und seiner Nachtreter Vorwurf durch den Vergleich mit dem Faust selbst urteilen. Er wird sicher anders als Goethe und seine ungerechten Verteidiger richten. Es ist durch neuerliche Urkundenforschungen unwiderleglich erwiesen, daß Wagners ‚Kindermörderin' die fast übergenaue Verarbeitung wirklicher Straßburger Vorkommnisse jener Zeit ist, und daß Goethe zum Teil aus der nämlichen Quelle geschöpft hat (vgl. S. 62). Von einem Eingriff in fremdes literarisches *Eigentum* kann keine Rede sein. Goethe selbst spricht ja nur von ‚weggeschnappten Vorsätzen', und sogar dieser Vorwurf erscheint stark übertrieben. In Fausts Famulus wollte man früher, so noch Gervinus, eine aufgeschobene Rache Goethes an Wagner erblicken; man übersah, daß der Name Wagner schon in dem ältesten Faust-Buche vorkommt. ‚Nicht allein den Stoff empfangen wir von außen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte Form uns angehört', so schreibt Goethe über Plagiat in dem Aufsatz ‚Meteore des literarischen Himmels'.

Nur erwähnt seien noch als Tischgenossen Goethes die Studenten Meyer aus Lindau, ein Mediziner, der Jurist Engelbach und der Theologe Weyland.

Vorübergehend hat an jener ‚lebendigen Gesellschaft‘ der einzige von den Dichtern des Sturmes und Dranges teilgenommen, der von allen jüngeren Schriftstellern der Zeit noch heute neben Goethe genannt, ja bis zu einem gewissen Grade bekannt ist: Jakob Michael Reinhold Lenz (1751—1792), aus einem livländischen Pfarrhause gebürtig. Er hatte in Dorpat und Königsberg Theologie studiert, kam im Sommer 1771, also kurz vor Goethes Weggang, als Hofmeister junger kurländischer Adliger nach Straßburg und trat dort alsbald in den Kreis der jungen Leute um Goethe. Schon vor dieser Bekanntschaft hatte er sich mit Shakespeare beschäftigt und eine Übersetzung der Verlornen Liebesmüh begonnen. Ähnlich dem unglücklichen Christian Günther wurde Lenz von seinem hartherzigen Vater in der Not im Stiche gelassen, und man weiß nicht recht, wovon er die sechs Jahre bis zum Ausbruch unverkennbaren Wahnsinns gelebt hat.

Zwei Erlebnisse verbanden ihn mit Goethe vor dem Versinken in die geistige Nacht: seine Beziehung zu Friederike Brion und die zeitweilige Zugehörigkeit zum Weimarischen Hof- und Dichterkreise. Nach seinem Zerwürfnis mit Goethe in Weimar (1776) wandte ihm Cornelia Schlosser mitleidvolle Teilnahme zu, auch andere Freunde nahmen sich seiner an; doch ist er, früh verschollen, mit 41 Jahren in Rußland elend verblödet hingeschieden.

Lenzens Anspruch auf ein dauerndes Erinnern liegt vornehmlich in seinen Liedern. Er war in dem Kreise um Goethe der einzige ernst zu nehmende Lyriker. In einem Briefe vom März 1776 hat Lenz von sich gesagt: ‚Mir fehlt zum Dichten Muße und Wärme, Luft und Glückseligkeit des Herzens.‘ Ihm fehlte etwas noch Wichtigeres: Gesundheit des Leibes und des Geistes. Daher sein Mangel an Selbstzucht, sein verblendender krankhafter Größenwahn; daher die ‚Affenstreiche‘ in Straßburg, mehr noch in Weimar, um derenwillen Goethe nachmals von ihm geurteilt hat: ‚Für seine Sinnesart wüßte ich nur das englische Wort whimsical, welches gar manche Seltsamkeiten in einen Begriff zusammenfaßt.‘ Ein andrer Beobachter hat Lenz ‚ein zappelndes Genie‘ genannt. In Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe aus der Straßburger Zeit von Lenzens Kunst, ‚sich in eine Schöne verliebt zu stellen oder, wenn man will, zu verlieben‘. Wir werden sehen, wie er diese Kunst später an einer Geliebten Goethes versucht hat. Von seinen Dramen muß im Zusammenhange des Sturmes und Dranges um Goethe gesprochen werden.

Für die Jahre zwischen Straßburg und Frankfurt kommt Lenzens literarisches Verhalten gegenüber Goethe in Betracht. In Dichtung und Wahrheit (Buch 14) heißt es, Lenz habe sich in einer Schrift ‚Über unsre Ehe‘, nämlich seine mit Goethe, bemüht, sein Talent und Goethes nebeneinander zu stellen: ‚Bald schien er sich mir zu subordinieren, bald sich mir gleichzusetzen.‘ — Noch nicht endgültig entschieden ist die Frage, ob Lenzens ‚Anmerkungen über das Theater‘ mit der Jahreszahl 1774 vor oder nach dem Erscheinen des Götz abgefaßt wurden. Goethe deutet an, Lenz habe sich mit Unrecht den zeitlichen Vorrang im Zusammenfassen der umwälzenden Ansichten über das Drama angemaßt, habe vielmehr erst nach dem Druck des Götz und durch diesen bestimmt seine ‚Anmerkungen‘ geschrieben. Die Wahrheit scheint die zu sein, daß Lenz wohl ohne Kenntnis des Götz, aber auf Grund der Gespräche über das Drama mit Goethe, Herder und andern Straßburgern sein Buch abgefaßt hat. Es beweist den überwältigenden Eindruck Shakespeares auf diesen unglückseligsten unter den Stürmern und Drängern.

Von Goethe unterscheidet sich Lenz in dem Verhältnis zu Shakespeare dadurch, daß er nach Ausweis jener ‚Anmerkungen‘ den Nachdruck nicht so sehr auf die einheitliche Handlung wie auf den stürmischen Gang verschiedener Handlungen legt: ‚Bei den alten Griechen war's die Handlung, — bei uns ist's die Reihe von Handlungen, die wie Donnerschläge aufeinander folgen.‘ Ganz gemäß dieser Auffassung überbieten Lenzens Dramen im Wechsel der Schauplätze noch bei weitem den Götz; ja in einem Lenzischen Drama, ‚Der neue Menoza‘, wird vorausverkündet, der Schauplatz sei ‚hier und da‘. Man hat Lenz nicht mit Unrecht den Affen Goethes genannt; erst im Vergleich mit Lenzens Dramen erscheint der so wilde Götz maßvoll.

Zweites Kapitel.

Lernen und Leben.

Was man treibt,
Heut' dies und morgen das. (1770).

Diese zwei Zeilen sind der Leitspruch auf dem Umschlage eines Quartheftes von 34 Seiten, das uns ein glücklicher Zufall aufbewahrt hat; es stammt aus dem Nachlaß der Frau von Stein und befindet sich jetzt in der Landesbibliothek zu Straßburg. Das Heft, überschrieben **Ephemerides** (Tageblätter), enthält Aufzeichnungen Goethes über die von ihm gelesenen Bücher und betriebenen Wissenschaften, zum Teil schon aus der zweiten Frankfurter Zeit, zum Teil aus den anderthalb Jahren in Straßburg. Aus diesem wichtigen Merkbüchlein ersehen wir seine sich über alle Wissensgebiete ausbreitende Lesegier. In buntem Gewimmel stehen da nach- und durcheinander Werke zur Philosophie und Theologie, zur Rechts- und Staatswissenschaft, Medizin und Naturkunde, Geschichte und Philologie; natürlich auch zur Literatur und Kunst. Nach der Folge der Gebiete seien von bekannteren Schriftstellern und Schriften genannt: Bayle, Malebranche, Mendelssohn, Montesquieu, Mosheim, Rousseau, Thomasius; Carpzow, Moser, der Schwabenspiegel, das Corpus juris; Boerhave, Hippokrates, Paracelsus; dazu einige seltsame Rezepte, deren geheimnisvoller Heilzweck von Fachmännern ernstlich geprüft zu werden verdient! Sodann: Livius, Plinius, Quintilian, Seneca, Tacitus.

Von schönwissenschaftlichen Studien zeugen Namen wie Buonarotti, Juvenal, Lessing, Lucan, Ovid, Properz, Ramler, Smollett, Voltaire, und an vier zum Teil längeren Stellen erscheint der Name Shakespeare. Ohne Angabe des Verfassernamens, Herders, findet sich dessen für Goethes Umschwung in Straßburg so wichtiger Ausspruch: ‚Wer in einer fremden Sprache schreibt oder dichtet, ist wie einer, der in einem fremden Hause wohnt.' Eindruck hat ihm eine Stelle bei Quintilian gemacht: ‚es sei besser, gut latein, als grammatisch richtig zu sprechen.' Aus einem französischen Buche schreibt er sich, vielleicht in den Sesenheimer Tagen, den Satz ab: ‚Fast alle andern Leidenschaften erweitern, veräußerlichen den Menschen; die Liebe führt ihn nach innen und vereinfacht sein Glücksgefühl.' Da finden wir ferner den wichtigen Eintrag aus einem der Alten über Schriftstellerei: daß einem beim ersten Niederschreiben alles gefalle, man jedoch bei nachdenklicher Prüfung das Leichthingeschriebene beargwöhnen und zurücknehmen solle.

Eine Reihe von Vermerken bezieht sich auf mittelalterliche Rechtszustände, besonders auf das Fehderecht, und wir gehen wohl nicht zu weit, wenn wir hierin schon absichtsvolle Merke für einen Götz erblicken. — Er verzeichnet Bücher zur skaldischen Literatur, ein altnordisches Wörterbuch, die Edda, sogar eine lettische Grammatik. Schon tauchen Sätze über kabbalistische Chemie auf, die auf den Faust vorausdeuten. Und damit immer wieder bestätigt werde, daß einer schon im Keim alles ist, was er werden kann, sehen wir in den Ephemeriden allerlei Niederschläge naturforschender Tätigkeit: eine ganze Reihe von Büchern über Elektrizität wird aufgeführt, eingehende Aufzeichnungen über ein Nordlicht, Einträge über Spinnen, über die Farbenwörter bei den Alten bilden den ersten Ring in der Kette dieses Naturforscherlebens. Daneben macht uns der Satz über eines der damals meistgenannten Werke über Staatsrecht lächeln: ‚Ich bin nie an Hof gewesen, mich interessierte ‚Der Herr und Diener' von Mosern (K. F. von Moser) also nicht.'

In einem der Straßburger Briefe (24. 8. 1770) spricht Goethe aus, wie er sich den richtigen Studiengang eines jungen Mannes denkt:

> Die Sachen anzusehen, so gut wir können, sie in unser Gedächtnis schreiben, aufmerksam zu sein und keinen Tag, ohne etwas zu sammeln, vorübergehen lassen. Dann jenen Wissenschaften obliegen, die dem Geist eine gewisse Richte geben, Dinge zu vergleichen, jedes an seinen Platz zu stellen, jedes Wort zu bestimmen (eine echte Philosophie mein' ich, und eine gründliche Mathesin), das ist's, was wir jetzo zu tun haben. Dabei müssen wir nichts sein, sondern alles werden wollen, und besonders nicht öfters stille stehen und ruhen, als die Notdurft eines müden Geistes und Körpers erfordert.

Hier vernehmen wir schon die Stimme des seit Frankfurt und gar seit Leipzig erstaunlich gereiften Menschen, der sich die höchsten Lebensziele gesteckt hat.

Goethe war auf die Straßburger Universität gegangen, um sein Studium der Rechte durch die Doktorprüfung zu einem Abschluß zu bringen und alsdann in Frankfurt als Anwalt zu wirken. Dieser merkwürdige Student der Rechte, der vor dem Examen steht, kann nicht von seiner Art lassen: mit mindestens dem gleichen Eifer, mit dem er den juristischen Vorlesungen folgt, widmet er sich denen über Medizin und Chemie: ‚Die Jurisprudenz fangt an mir sehr zu gefallen. So ist's doch mit allem wie mit dem Merseburger Biere, das erstemal schaudert man, und hat man's eine Woche getrunken, so kann man's nicht mehr lassen. Und die Chemie ist noch immer meine heimliche Geliebte' (an die Klettenberg, 26. 8. 1770).

In Straßburg waren allerdings die Anforderungen an die juristischen Prüflinge milder als in Deutschland; wissenschaftliche Tiefe wurde nicht erwartet, und Salzmann belehrte Goethe:

> Hier sei alles eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet. — Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem jeden beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Notwendigste. Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte.

Man sieht, wie uralt das Einpaukergewerbe ist. — Auch sonst ging es beim Vorbereiten der Prüflinge genau so zu wie heute: ‚Er übergab mir seine Hefte, welche in Fragen und Antworten geschrieben waren und woraus ich mich sogleich ziemlich konnte examinieren lassen.'

So gelang es Goethen, sich auf die leichteste Art ‚zum Kandidaten zu qualifizieren', und im Frühherbst 1770 bestand er zunächst die Vorprüfung zum ‚Kandidaten'. Unter solchen Umständen blieb ihm allerdings reichlich Zeit und Geistesfreiheit, um sich nebenbei mit der Medizin zu beschäftigen. Auch die Tischgespräche drehten sich meist um naturwissenschaftliche Dinge; sogar auf Spaziergängen und bei Lustpartien kam nicht viel anderes zur Sprache, wie Goethe berichtet. So sehen wir ihn denn im Anatomiesaal, bei geburtshilflichen Vorlesungen und klinischen Arbeiten aller Art als aufmerksamen Teilnehmer.

Im Verkehr mit den medizinischen Kreisen der Universität und als regelmäßiger Besucher der anatomischen Sammlung erlebte Goethe in den schicksalvollsten Tagen seiner Jugend tief aufrührende und dauernd nachwirkende furchtbare Eindrücke. Die bisherigen Darstellungen von Goethes Leben in Straßburg sind befremdlicherweise über diese ernsten Erlebnisse des Studenten scheu hinweggegangen, wiewohl deren Wichtigkeit für das Wachsen des Menschen und des Dichters offen zu Tage liegt. In diesem Buche wird zu lebensreifen Lesern gesprochen, und es wäre ebenso unwahrhaftig wie unwissenschaftlich, wollte man gerade bei einem Dichter wie Goethe mit seinen aller Wirklichkeit weit offenen Sinnen an den stärksten Erschütterungen, neben seiner Liebe zu Friederike, vorüberschleichen.

Keine öffentliche Frage hat die deutsche Dichterjugend, zumal die in Straßburg studierende, so lebhaft angeregt, wie die des Kindesmordes der unehelichen Mutter und der darauf gesetzten Todesstrafe. Wir sind in Frankreich, und ein französisches Gesetz aus dem 16. Jahrhundert verhängte unerbittlich über die Kindesmörderin die Enthauptung, wie übrigens auch in Deutschland zu jener Zeit. Doch hiermit nicht genug: jenes französische Blutgesetz bedrohte mit dem Tode schon das Verheimlichen einer unehelichen Schwangerschaft in allen Fällen einer angeblichen Totgeburt! Allerdings wurde zu Goethes Straßburger Zeit die Todesstrafe an solchen heimlich schwangergewesenen Gebärerinnen nicht mehr vollzogen, sondern in lebenslängliches Gefängnis umgewandelt; das Gesetz aber bestand fort und wurde mehrmals im Jahr durch Anschlag an den Amtsgebäuden und durch Verlesen von allen Kanzeln ins Gedächtnis gerufen. Auch der Pfarrer Brion in Sesenheim hat viermal im Jahr dieses Edit royal verlesen müssen, und seinen Töchtern war es so gut bekannt wie jedermann im Dorfe. Verurteilungen wegen Kindesmordes und verheimlichter Schwangerschaft ereigneten sich vor und in Goethes Straßburger Studienzeit und wurden unter der Studentenschaft, wie begreiflich, mit leidenschaftlicher Teilnahme erörtert.

Noch mehr des Schrecklichen: in den Sammlungen der Straßburger Medizinschule befand sich zu Goethes Studienzeit ein sichtbares Zeugnis für jenes französische Gesetz. Ein

gelehrter deutscher Reisender berichtet, ihm sei ‚das anatomische Theater in Straßburg gezeigt worden; der Kopf des schönsten Mädchens von Straßburg, die ihr Kind umgebracht hat, wird auch da aufbewahrt‘.

In dem Abschnitt über das Entstehen des Faust müssen wir auf diese Goethe genau bekanntgewordenen Dinge zurückkommen (vgl. S. 172). Schon in diesem Zusammenhange sei bemerkt, daß die fünfundfünfzigste von Goethes lateinischen Prüfungsthesen lautete: ‚Ob ein Frauenzimmer, das ein neugeborenes Kind tötet, zu köpfen sei, ist eine unter den Rechtslehrern streitige Frage.‘ Aus der Literaturgeschichte ist bekannt, welche Rolle die Kindesmörderin gerade bei den Stürmern und Drängern gespielt hat. Fast jeder der hervorragendsten hat seine Dichtung vom Kindesmord. Goethe in der Gretchentragödie, Lenz im ‚Hofmeister‘, H. L. Wagner in der ‚Kindermörderin‘; ja sogar bei dem sanften Maler Müller findet sich die ergreifende Erzählung von der Kindesmörderin, deren Verführer selbst sie zur Richtstätte schleifen muß. Bis zu dem um ein Jahrzehnt jüngeren Schiller, dem Dichter der ‚Kindesmörderin‘, dauerte der aufregende Eindruck dieses Stoffes fort.

Neben diesen seelischen Erschütterungen verschwindet die Bedeutung alles dessen, was sonst noch, außer dem Sesenheimer Ereignis, an nennenswerten Erlebnissen zu verzeichnen ist. Ausflüge, meist zu Pferde, in das schöne Land, bis zu den Vogesen und hinüber nach Saarbrücken, werden in Dichtung und Wahrheit ausführlich geschildert. Auf einem dieser Ritte besuchte Goethe die Saarbrücker Steinkohlengruben, Alaunwerke usw. und befriedigte seinen naturwissenschaftlichen Durst. In Niederbronn weilte er bei den Trümmern einer römischen Wohnstätte, sah zum erstenmal zerbrochene antike Tempelreste und empfing künstlerische Eindrücke, die sich später zu einem seiner schönen Jugendwerke verdichteten (vgl. S. 86).

Welche Bewandtnis es in Wirklichkeit mit den zwei Töchtern des französischen Tanzmeisters gehabt, ob nicht Lucindens Fluch: ‚Unglück über Unglück für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Male nach mir diese Lippen küßt!‘ (Dichtung und Wahrheit, Schluß des 9. Buches) nur ein tragisch stimmendes Vorspiel zu der Herzenstragödie mit Friederike Brion sein sollte, wird unergründet bleiben.

Drittes Kapitel.

Homer, Ossian, Shakespeare, Faust.

Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns (Rede zum Shakespeares-Tag).

Die Kenntnis Homers, die sich heute für jeden Gebildeten von selbst versteht, war noch zu Goethes Studienzeit ein Vorrecht der klassischen Philologen. Wer Homer nicht griechisch lesen konnte und ihn nicht in einer französischen Übersetzung genießen mochte, kam zu ihm in kein vertrautes Verhältnis. Proben von Vossens deutscher Odyssee erschienen erst 1777, die ganze Dichtung 1781. Goethes Wissen vom Griechischen war von Frankfurt her gering; vollkommen beherrscht hat er, trotz wiederholten Anläufen, die Sprache niemals. Einen dieser Anläufe nahm er unter Herders Einflusse schon in Straßburg und, wie alle solche Dinge, mit Leidenschaft. Selbst in den angstvollsten Tagen zu Sesenheim trieb er Griechisch: ‚Ich habe hier meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese‘ (Frühling 1771, an Salzmann).

Neben Homer hat Ossian in der Straßburger Zeit auf Goethes dichterische Stimmung und Ausdrucksweise mächtig gewirkt. Wahrscheinlich hatte er die 1760 zuerst erschienenen ‚Lieder Ossians‘, das heißt die fälschlich für uralte Volkspoesie ausgegebenen Kunstdichtungen des Schotten James Macpherson (1738—1796), schon im Elternhause gesehen und gelesen. Eine englische Ausgabe Ossians von 1765 stand unter den Büchern des Rats Goethe. Auf der Frankfurter und Leipziger Stufe hatte Ossian noch keinen Eindruck geübt; in Straßburg war der Ossianschwärmerei der fruchtbare Boden bereitet. Der literarische Betrüger Macpherson war mit seinen Gesängen Ossians dem Verlangen der edleren unter seinen Zeit-

genossen nach Ursprünglichkeit, der Übersättigung an der Künstelei, ja an der Kultur, mit bewunderswertem Nachempfinden entgegengekommen. Man sehnte sich, zurückzukehren zu dem, was man schwärmend Natur nannte, als einem unklar gedachten, aber innig gefühlten Gegensatze zur Unnatur, vornehmlich in der Dichtung, und griff ohne lange Prüfung nach jedem Führer auf diesem Wege. Für die deutsche Literatur bedeutete die Schwärmerei für Ossian zunächst ein Vertiefen des Gefühls, damit zugleich eine Abkehr von der anakreontischen Tändelei. Unecht wie der Ossian war, — seine deutschen Bewunderer hörten aus dem Singsang seiner Prosa einen klingenden Liederton heraus, eine Art von unendlicher Melodei; und zum Teil aus solcher Stimmung des Gefühls und des musikalischen Ohrs entsprang die Neubeseelung des deutschen Liedes.

In demselben Jahr wie Macphersons Ossian erschien Rousseaus Neue Heloise und entzückte die europäische Leserwelt. Goethe wird das Werk schon in Frankfurt oder in Leipzig gesehen haben; in Straßburg hat er es sicher gelesen und noch manches andere von Rousseau, wie uns Auszüge aus dessen drei Hauptwerken in den Ephemeriden beweisen. Am wenigsten Eindruck hat auf den gebornen Nichtpolitiker Goethe Rousseaus Contrat social gemacht: es finden sich kaum Spuren von dessen Nachwirken in Goethes Tagebüchern und Briefen. Was kümmerte den Dichter des Werther, aber selbst des Götz, der phantastische Plan zum Neuaufbau aller Staatengebilde? Die Schicksale jedoch von Saint-Preux und Julie bewegten sein Herz so tief, daß er nach manchem Jahr, auf der zweiten Schweizerreise (1779), niederschrieb: ‚Wir fuhren nach Vevey; ich konnte mich der Tränen nicht enthalten, wenn ich nach Meillerie hinübersah und den Dent de Chamant und die ganzen Plätze vor mir hatte, die der ewig einsame Rousseau mit empfindenden Wesen bevölkerte.‘

Und nun endlich kam, wiederum durch Herder, die große Offenbarung Shakespeares und erleuchtete Goethe den ersten Aufstieg zur selbständigen Dichtkunst. Die große englische Gesamtausgabe von 1714, die in des Vaters Bücherschatze stand, mag ihn während der Frankfurter Knabenzeit abgeschreckt haben. Hingegen ist es wohl möglich, daß er den deutschen Shakespeare von Wieland, der 1762 zu erscheinen begann und sich in des Vaters Schränken befand, schon vor der Leipziger Zeit zum Teil gelesen hat.

Die Geschichte von Shakespeares Eindringen in Deutschland wird durch zwei denkwürdige Jahreszahlen begrenzt: Lessings siebzehnten Literaturbrief von 1759 und Goethes Rede ‚Zum Shakespeares Tag‘ vom 14. Oktober 1771. Dem Lessingschen über ganz Deutschland hin schmetternden Trompetenruf für Shakespeares Größe war eine Vorbereitungszeit vorangegangen, die mit der ersten Erwähnung Shakespeares durch einen deutschen Schriftsteller, den nach seinem Hauptwerke selbst ‚Polyhistor‘ genannten Kieler Professor Daniel Georg Morhof (1639—1691), begann, sich fortsetzte durch eine erste deutsche Versübersetzung, des ‚Julius Cäsar‘ von Borck (1741), abschloß mit den begeisterten Lobreden Elias Schlegels und den lächerlichen Angriffen Gottscheds.

Lessing mit seiner kühlen Bestimmtheit hatte zuerst erklärt: ‚Shakespeare ist ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille‘, und sich dann in volleren Tönen im 73. Stück der Hamburgischen Dramaturgie ausgesprochen: ‚Auf die geringste von Shakespeares Schönheiten ist ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: Ich bin Shakespeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, sich neben ihn zu stellen!‘ Wielands Übersetzung (1762—1766), mit all ihrer sträflichen Willkür und Leichtfertigkeit, hatte die deutsche Leserwelt für Shakespeare gewonnen: ‚Sie ward verschlungen, Freunden und Bekannten mitgeteilt und empfohlen‘ (Dichtung und Wahrheit). — Herder war der nächste Rufer im Streit für Shakespeare; sein literarischer Lehrer Hamann hatte ihm in Königsberg das Englische auf die für Menschen seiner Art geeignetste Weise beigebracht: er hatte ohne lange Vorbereitung den Hamlet mit ihm gelesen. Von Herders Vermittlung Shakespeares an Goethe wird weiterhin die Rede sein.

Daß neben der Liebe für Homer, Ossian, Shakespeare die modische Zeitphilosophie in ihrer schwunglosesten Form nicht aufkommen konnte, ist begreiflich. In den Straßburger Tagen wurde Goethes mitgeborene Abkehr von rein gedanklicher Welterklärung gefestigt;

schon aus jener Zeit muß sein Widerwille gegen die Metaphysik hergeschrieben werden. Das Verdienst, oder die Schuld, trägt das 1770 erschienene Werk Système de la nature des aus der Pfalz gebürtigen, ganz zum Franzosen gewordenen Barons Dietrich Holbach (1723 bis 1789), eines Mitarbeiters der großen Encyclopédie Diderots. Das Buch ist wohl das Folgerechteste, was der Atheismus des 18. Jahrhunderts hervorgebracht hat. Goethe und seine Straßburger Freunde konnten es in ihrer damaligen Stimmung nicht ‚hinauslesen:‘

Wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zumute, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. — Wenn uns jedoch dieses Buch einigen Schaden gebracht hat, so war es der, daß wir aller Philosophie, besonders aber der Metaphysik, recht herzlich gram wurden und blieben, dagegen aber aufs lebendige Wissen, Erfahren, Tun und Dichten uns nur desto lebhafter und leidenschaftlicher hinwarfen.

Die Ephemeriden sind nur ein dürftiger Niederschlag von Goethes nach allen Seiten ausgreifender Geistestätigkeit neben seinen Berufsstudien. Aus andern Quellen wissen wir, daß er in Straßburg noch manches Werk älterer deutscher Literatur gelesen, namentlich Werke von Luther und Hans Sachs; ob nicht dort und damals, schon oder wiederum, die Lebensgeschichte Götzens von Berlichingen, ist an seinem Orte zu untersuchen.

Von noch größerer Wichtigkeit wurde ein nicht aus Büchern, sondern aus dem höheren Sinnenleben empfangener Eindruck: aus den Straßburger Puppenspielen. Neben dem stehenden französischen Theater gab es die fliegende Marionettenbühne, das ‚Püppelspiel‘ in deutscher Sprache, mit Puppen über halbe Lebensgröße. Das Straßburger Puppentheater wird von Lenz ausdrücklich erwähnt, ist auch in Urkunden jener Zeit beglaubigt. Alle deutschen Puppentheater haben die Tragödia vom großen Zauberer Faust gespielt, und wir bedürfen keiner schriftlichen Beweise für die Annahme, daß Goethe in Straßburg, wenn nicht gar schon in Leipzig oder noch früher, seine erste Bekanntschaft mit dem Stoffe seines Lebenswerkes gemacht hat.

Viertes Kapitel.

Begegnung und Verkehr mit Herder.

Ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden (Lessing, 17. Literaturbrief).

Im Oktober 1770 kam **Johann Gottfried Herder** (am 25. August 1744 zu Mohrungen in Ostpreußen geboren) nach Straßburg, um von einem Augenübel, einer Verstopfung des Tränenganges, geheilt zu werden. Er verweilte bis in den April 1771, ohne Linderung zu finden. Jenes Winterhalbjahr wurde der Ausgang des neuen, höchsten Aufschwunges deutscher Poesie, nach dessen Vorbereitung durch Klopstock und Lessing. Über das, was in jenen Wintertagen auf einem Deutschland entrissenen Boden für das deutsche Geistesleben ausgesäet wurde und schon aufzukeimen begann, muß vor allem das 10. Buch von Dichtung und Wahrheit nachgelesen werden.

Sein erstes Zusammentreffen mit Herder erzählt Goethe, nach einer das Wichtigste vorausnehmenden Einleitung, anschaulich dramatisch einsetzend:

Das bedeutendste Ereignis, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder. — Unsere Sozietät, sobald sie seine Gegenwart vernahm, trug ein großes Verlangen, sich ihm zu nähern; und mir begegnete dies Glück zuerst ganz unvermutet und zufällig. Ich war nämlich in den Gasthof zum Geist (Thomasstaden Nr. 7) gegangen, ich weiß nicht, welch bedeutenden Fremden aufzusuchen. Gleich unten an der Treppe fand ich einen Mann, der eben auch hinaufzusteigen im Begriff war, und den ich für einen Geistlichen halten konnte. — Meine Anrede mußte ihn sogleich überzeugen, daß ich ihn kenne. Er fragte nach meinem Namen, der ihm von keiner Bedeutung sein konnte; allein meine Offenheit schien ihm zu gefallen, indem er sie mit großer Freundlichkeit erwiederte und, als wir die Treppe hinaufstiegen, sich sogleich zu einer lebhaften Mitteilung bereit finden ließ.

Goethes erste Begegnung mit Herder, zufällig wie sie scheinen mag, war doch nur eine der Folgen des unleugbaren Gesetzes vom wechselseitigen Anziehen der Kräfte auch in der

geistigen Welt. Es bleibt gewiß bedauerlich, daß Goethe und Lessing einander nie persönlich gekannt haben; doch hätte der damals längst fertige Lessing, der Stützpfeiler einer schon ablaufenden Entwicklungskette, auf den werdenden Goethe nicht annähernd so mächtig wirken können, wie der selbst noch im ersten Aufsteigen begriffene Herder. Das ist ja das Wunderbare im deutschen Geistesleben früherer Jahrhunderte, daß alle solche fruchtreichen Begegnungen unserer Größten wie von einer Schicksalshand geleitet erscheinen, während sich in Frankreich, England, Italien, Spanien alle bedeutenden Männer ganz selbstverständlich in Paris, London, Rom, Florenz, Madrid begegnen mußten. In Deutschland gab es keine politische, keine literarische Hauptstadt wie in jedem Lande mit natürlicher Entfaltung. Deutsche Hauptstadt war im 18. Jahrhundert jede Stadt, ja jedes Nest, wo die geistigen Häupter weilten. Als Hauptstadt des deutschen Geistes galt bis zu Goethes Einzug in Weimar der Ort, wo Lessing auf seinen Wandrerwegen rastete, erst Leipzig und Berlin, dann vorübergehend Hamburg, endlich Wolfenbüttel und Braunschweig. Im Winter 1770 wurde Straßburg, die deutsche Stadt in Frankreich, zur Residenz von Germaniens heimlichem Kaiser.

Herder war kurz vor seiner Bekanntschaft mit Goethe erst 26 Jahre alt geworden, war also nur fünf Jahre älter als Goethe, doch in den Augen der zwanzigjährigen Knaben und Jünglinge vom Sturm und Drang schon ein Mann fast ehrwürdigen Alters. ‚Vater und Lehrer' hieß er ihnen, und aus Goethes Gemälde seines Zusammenlebens mit Herder in Straßburg geht die Bedeutung des Altersunterschiedes deutlich hervor: ‚Da ich ihn für das anerkannte, was er war, da ich dasjenige zu schätzen suchte, was er schon geleistet hatte, so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen.'

Was war Herder und was hatte er geleistet, um von so umwälzendem Einfluß auf Goethe zu werden? Goethes dichterische Jugendblüte ist ohne die hervorlockende Wärme, die von Herder ausstrahlte, nicht ganz zu begreifen; ähnlich aber bedürfen wir zum Verständnis der Rolle Herders des Zurückgreifens auf die bestimmenden Wegeweiser seines Lebens. Da begegnet uns allen voran Hamann; doch dürfen wir bei diesem Herold unserer klassischen Zeit nicht halt machen, denn Hamann weist weiter zurück auf seine eigenen Lehrmeister, die Engländer vor der Mitte des 18. Jahrhunderts, auf deren Schultern er stand. Hier kann keine ausführliche Geschichte jener für die Literatur der letzten zwei Jahrhunderte unvergleichlich wichtigen Bewegung geboten werden, die von England ausging und schlagwörtlich als ‚Rückkehr zur Natur' bezeichnet wird. Der Verfasser darf auf seine Geschichte der englischen Literatur, insonderheit auf deren 5. Buch, verweisen. Für die deutsche Geisteswelt kamen vornehmlich drei englische Bücher in Betracht. Das von dem Bischof Lowth ‚Über die heilige hebräische Poesie' (1753), eine feinsinnige Hervorhebung der Poesie des Alten Testaments, das bis dahin meist als Fundgrube für theologisches Gezänk gedient hatte. Die kleine Schrift ‚Über Originaldichtung' (1759) von dem sonst fast nur als Verfasser der schwermütigen ‚Nachtgedanken' bekannten Dichter Edward Young (1681—1765), die mit dem falschen Klassizismus brach und als echte Poesie nur gelten ließ, was urgewaltig aus dem bewegten Herzen des Dichters geflossen sei. Endlich der noch heute hochberühmte Sammelband alter englischer und schottischer Lieder, der **Reliques of ancient English Poetry** (1765) von dem Bischof Thomas Percy, das für die deutsche Liederdichtung einflußreichste fremde Buch des 18. Jahrhunderts. Daneben ist noch zu erwähnen der bedeutsame ‚Versuch über den ursprünglichen Genius und die Schriften Homers' (1769) von Robert Wood. Diesen englischen Büchern weit voran und hoch über sie hinaus sehen wir als Lehrer von Herders Lehrer Hamann den englischen Koloß Shakespeare, aus dessen Dramen Hamann den Kernsatz aller deutschen Stürmer und Dränger geschöpft hatte: ‚Was ersetzt bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze (des Aristoteles)? Das Genie, ist die einmütige Antwort.'

Wohl oder übel müssen wir bei **Hamann** ein wenig verweilen, denn Goethe selbst hat ihm die wichtige Rolle für sein eignes Entfalten zugeschrieben mit den nachdrücklichen Worten bei Hamanns Tode: ‚Seine geistige Gegenwart war mir immer nah', und in Dichtung und Wahrheit (12. Buch): ‚Von denen, die damals die Literatur des Tags beherrschten, ward er

freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten, eine aufstrebende Jugend aber ließ sich wohl von ihm anziehn.' Noch mit sechzig Jahren verhieß er den Lesern seines Lebens: ‚Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamannschen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern.' — Nicht Hamanns absichtliche Dunkelheit, die ihm von dem Schwaben Moser den Beinamen des ‚Magus im Norden', seinen Schriften den der ‚sibyllinischen Bücher' von Goethe eintrug, vielmehr einige auffallende Aussprüche, die nebeneinandergestellt eine klare Grundanschauung ergeben, sichern ihm seine dauernde Wichtigkeit für jene Jugendjahre unserer neuern Literatur. Aussprüche wie dieser über die Notwendigkeit sprachschöpferischer Wagnisse des Genies: ‚Ein Kopf, der auf seine eigene Kosten denkt, wird immer Eingriffe in die Sprache tun', und dieser über den Urgrund alles Dichtens: ‚Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts.' Aus diesem Satze ist Herders ganze Tätigkeit für die Volkspoesie zu erklären.

Von Hamann hat Herder den auf jede klassische Dichtung anwendbaren Ausspruch zuerst gehört, daß alles wahrhaft Große und Fortwirkende sehr einfach ist; von ihm Shakespeare verstehen und würdigen gelernt. Auch ein Hauptleitsatz der Stürmer und Dränger findet sich in knappester Kürze schon bei Hamann: ‚Handlung, kein Geschwätz!' Goethe hat sich für seinen Götz ebenso sehr durch diese Lehre Hamanns wie durch das Beispiel Shakespeares leiten lassen. Die beste Zusammenfassung des Wesens und Wirkens Hamanns hat Goethe in Dichtung und Wahrheit geliefert: ‚Alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, muß aus sämtlichen vereinigten Kräften entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich.' Hierdurch hat Goethe das Zusammenfließen von Leben und Kunst als Hamanns Anstoß für die große Literatur des Jahrhunderts und für sein eigenes weltumspannendes Wesen bezeichnen wollen.

Herder war die Tat von Hamanns Gedanken; ein Ausbreiter fremder und eigner Ideen wie zu seiner Zeit nur noch Voltaire, der ja zum größten Teil der Verarbeiter und Verbreiter des Gedankenschatzes der englischen Aufklärer war. In Königsberg hatte der Sohn eines armen Küsters und Kleinkinderlehrers hungernd Medizin, dann Theologie studiert, nebenher Philosophie und Philologie getrieben. Dort war er mit Hamann, dem vierzehn Jahre älteren Manne, in enge Berührung gekommen, war von ihm zu Shakespeare und zur leidenschaftlichen Hingabe an die große und echte Poesie aufgestachelt worden. Kaum irgend etwas Wichtigstes in Herders späterer umfassender Tätigkeit als Denkers und Schriftstellers, dessen Keime sich nicht auf den Königsberger Verkehr mit Hamann zurückführen lassen. In Riga wurde er 1765 Pfarrer an der Jacobikirche und erntete große Erfolge als Prediger. Lessings Literaturbriefe regten ihn zur Schriftstellerei an: 1767 erschienen seine ‚Fragmente über die neuere deutsche Literatur', bald darauf seine ersten Streitschriften unter dem Titel ‚Kritische Wälder'. Im Mai 1769 reiste er zu Schiff nach Frankreich; unterwegs schrieb er das merkwürdige Reisetagebuch, worin er weltumfassende Lebensaufgaben für sein späteres Wirken aufzeichnete: ‚Geschichte, Erziehung, Psychologie, Literatur, Altertum, Philosophie, Künste, Moden usw. usw. — das sei mein Lebenslauf, Geschichte, Arbeit.' Also der Plan zu einem Lebenswerk so umfassend, wie nicht einmal Goethe es vollbracht hat.

In Paris hatte er den Antrag angenommen, Reiselehrer eines jungen Prinzen von Holstein-Eutin zu werden; als dessen Begleiter kam er im Juli 1770 nach Darmstadt, wo er den Kriegsrat und Schriftsteller Merck sah und durch ihn Karoline Flachsland, seine spätere Gattin, kennen und lieben lernte. Von Darmstadt ging die Reise im Herbst 1770 nach Straßburg, und hier vollzog sich die ewig denkwürdige Gestirnung deutscher Geistesgeschicke durch das Begegnen mit Goethe.

Im 10. Buche von Dichtung und Wahrheit wird Herders Wesen in der Straßburger Zeit treffend geschildert. Er war nicht aufs Glücklichsein angelegt. Die unersättliche Sehnsucht über sich selbst hinaus erzeugte beim Mangel eigentlicher Gestaltungskraft schon früh jene Friedlosigkeit, die ihn aufgezehrt hat. Herder war so recht eine von Goethes ‚problematischen Naturen'. Er hatte stets ein Gefühl wie: Wo ich nicht bin, da ist das Glück. Im

Reisetagebuch von 1769 steht von ihm geschrieben: ‚Ich gefiel mir nicht als Gesellschafter, ich gefiel mir nicht als Schullehrer, die Sphäre war für mich zu eng, die Enge zu fremde, zu beschäftigt.‘ Aus Bückeburg, wohin er 1771 als Hofpfarrer berufen worden, schrieb er in einem Brief: ‚Wenn irgend ein Mensch das nicht ist, was er sein könnte und sein sollte, so bin ich's.‘ Selbstquälerisch von jeher, hat er sich auch in Weimar durch eigenes Verschulden äußerlich und innerlich vereinsamt, sich den aufrichtigsten Freund Goethe entfremdet und kein Herzensverhältnis zu Schiller gewonnen. An Lessing war alles Unglück seines Lebens als Unstern von außen getreten; bei Herder floß es aus dem eigenen Innern.

Jedoch wo so viel Schatten, da ist viel Licht: an Herzenswärme für die großen Anliegen der Menschheit hat ihn keiner übertroffen, der eine Schiller nur erreicht. ‚Solange Atem Gottes in meiner Nase weht, will und werde ich streben, daß aus Rauch Feuer, aus hinfälliger Blüte Frucht werde‘, heißt es in einem Briefe Herders an Hamann nach ihrer Trennung. In ihm brannte die Glut eines auf die höchsten Dinge gerichteten Ehrgeizes: ‚Ich gehe durch die Welt; was habe ich in ihr, wenn ich mich nicht unsterblich mache!‘ (Reisetagebuch). Seine Phantasie war schrankenlos, doch war sie nicht die schaffende, sondern nur die sehnsüchtige: ‚Überall eine aufgeschwellte Einbildungskraft zum voraus, die vom Wahren abirrt und den Genuß tötet. — So lese ich, so entwerfe ich, so arbeite ich, so reise ich, so schreibe ich, so bin ich in allem!‘ (ebenda).

Mit 23 Jahren hatte er, gewissermaßen als Ergänzer der Lessingschen Literaturbriefe, seine ‚Fragmente‘ veröffentlicht. Man begreift noch heut ohne weiteres, wie hinreißend sie mit ihrem kühnen, hochfliegenden Stil bei reichem Gedankengehalt auf die Zeitgenossen wirken mußten, die bis dahin als Prosaklassiker den kühlen Thomas Abbt, den scharfgeschliffnen Lessing, den klassischruhigen Winckelmann bewundert hatten. Auf dem Titelblatt von Herders Fragmenten stand kein Verfassername; dennoch wußte sogleich jeder Kundige, daß hier eine große erneuende Kraft in die Welt getreten war. Führen wir aus den Fragmenten einige der Sätze an, die auf Hamann zurück-, auf Goethe vorausdeuten und für diesen bei der persönlichen Bekanntschaft mit Herder und durch mündliches Mitteilen eine Offenbarung wurden. Die Fragmente beginnen mit der grundlegenden Wichtigkeit der Sprache für jede Literatur: ‚Wer über die Literatur eines Landes schreibt, muß ihre Sprache nicht aus der Acht lassen. — Der Genius der Sprache ist auch der Genius von der Literatur einer Nation.‘ Es folgen Abschnitte über Sprachverbesserungen, über die ‚Idiotismen‘ einer Sprache, über den Segen oder Unsegen von Übersetzungen, über deutschen und französischen Satzbau, über die damals, wie noch heute, wichtige Frage: ‚Was haben wir von den Franzosen zu lernen, um unsere langweilige oder dunkle Schreibart auszubessern?‘ Endlich am Schlusse des ersten Bandes der Fragmente eine Untersuchung ‚Von der Idealschönheit unserer Sprache‘. Da findet sich das unmittelbar auf Hamann zurückführende Verwerfen aller Schriftstellerei in einer fremden Sprache. Dergleichen mußte damals noch gesagt werden, mußte auch Goethe gesagt werden, der nach Straßburg gegangen war vielleicht mit dem Nebengedanken, Schriftsteller in französischer Sprache zu werden.

Mit diesem Herder, dem schon berühmten jungen Herold der zeitgenössischen Literatur, traf der noch richtunglose, suchende Jüngling Goethe im fruchtbarsten Augenblick seines Lebens zusammen. Soviel geht aus der Schilderung ihres Straßburger Verkehrs in Dichtung und Wahrheit hervor, ohne daß Goethe ein Wort darüber sagt, daß Herder schon damals etwas von der großartigen Zukunft dieses Zuhörers in der Krankenstube geahnt hat. Sicherlich ist er Herdern nicht als der Erstbeste erschienen, sonst hätte er dem Studenten nicht ein sonst ängstlich bewahrtes Geheimnis offenbart: ‚Wir hatten nicht lange auf diese Weise zusammengelebt, als Herder mir vertraute, daß er sich um den Preis, welcher auf die beste Schrift über den Ursprung der Sprachen von Berlin ausgesetzt war, mit zu bewerben gedenke.‘

Wie sich der Verkehr im einzelnen gestaltete, wie Herder dabei die ungemütlich nörgelnde Seite seines Wesens unliebsam, ja manchmal grob taktlos hervorkehrte, steht im 10. Buche von Dichtung und Wahrheit an mehr als einer Stelle. Herder war der mit seinem Zögling ewig unzufriedene Schulmeister, der trotzdem einen mächtigen erzieherischen Einfluß übt,

weil der Schüler den starken und echten Gehalt des Lehrers durch alle Kräkeleien und Härten hindurchfühlt. Für die Stählung des Charakters hat Goethe im täglichen Umgang mit Herder mehr gewonnen als je wieder durch einen einzelnen Menschen. Der schwerblütige Ostpreuße Herder machte es dem hurtigen Franken nicht leicht, sich neben ihm zu behaupten. Er fand den um fünf Jahre jüngern Verehrer ‚etwas leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat‘, fügt aber hinzu: ‚Goethe ist wirklich ein guter Mensch.‘ Oft behandelte Herder seinen täglichen Besucher, Tröster und Krankenpfleger spöttisch bis zur Verletzung, reizte ihn durch Hohn auf den Namen, den man mit Recht als besonders kränkend empfindet, durch Verse wie: ‚Der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote‘ —, vertiefte aber durch all solches Rauhbeinwesen Goethes Selbstprüfung. Freute sich dieser als Zuhörer des den Landprediger von Goldsmith vorlesenden Herder über eine künstlerische Feinheit, so rief Herder ‚jene Stelle zurück, die wir nach der Absicht des Autors überhört hatten, und hielt über unsern Stumpfsinn eine gewaltige Strafpredigt‘.

Gar keine Geduld hatte Herder mit den spielerischen Kinkerlitzchen des jungen Goethe: er verdarb ihm die Freude an den ersten Früchten seiner Sammelwut, einer Siegelsammlung, und auch ‚den Spaß an so manchem, was ich früher geliebt‘, so den an Ovids Metamorphosen. Der Streit für und wider Ovid führte zu einer Untersuchung über wahre und nachgeahmte Poesie; Goethe der Anakreontiker mußte von Herder vernehmen, in Ovids Gedichten ‚sei weder Griechenland noch Italien, weder eine Urwelt noch eine gebildete, alles vielmehr sei Nachahmung des schon Dagewesenen und eine manierierte Darstellung‘.

Richtig oder unrichtig, — für Goethe waren Gespräche dieser Art, mochten sie ihm auch den Ovid beinahe verleiden, die heilsamste geistige Zucht. Er hörte zu und lernte; versuchte zu streiten, wurde von Herder niedergedonnert und lernte. Er stieg in die letzten Tiefen des eigenen Wesens, entdeckte an sich, was Herdern abging: die dichterische Schöpferkraft, und begann sich bei aller Verehrung für den reiferen Lehrer selbstbewußt innerlich aufzubäumen. Ein Glück, daß ihm durch Herders krittelnde Verdammung die Lust verging, ihm seine aufkeimenden dramatischen Pläne zu enthüllen: ‚Am sorgfältigsten verbarg ich ihm das Interesse an gewissen Gegenständen, die sich bei mir eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es war Götz von Berlichingen und Faust.‘ Nur die Mitschuldigen hat er Herdern vorgelegt, natürlich ohne damit Eindruck auf ihn zu machen.

Herders Spott schmerzte; doch Goethe rief dem herben Zuchtmeister nach der Trennung auf dessen ‚Niesewurzbrief‘ nach:

> — Herder, Herder, bleiben Sie mir, was Sie mir sind. Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern, es treu sein. Ein freundlicher Mond der Erde. Aber das — fühlen Sie's ganz — daß ich lieber Merkur sein wollte, der letzte, der kleinste vielmehr unter siebnen, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der erste unter fünfen, die um den Saturn ziehn. — Adieu, lieber Mann. Ich lasse Sie nicht los. Ich lasse Sie nicht! Jakob rang mit dem Engel des Herrn. Und sollt' ich lahm drüber werden! — — (Brief Goethes aus Frankfurt vom Spätsommer 1771).

Fünftes Kapitel.

Der Umschwung durch Herder.

> Das bedeutendste Ereignis, was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die nähere Verbindung mit Herder. (Dichtung und Wahrheit, 10. Buch).

Wer von dem entscheidenden Umschwunge der deutschen Dichtung um die Mitte des 18. Jahrhunderts spricht, muß als dessen stärksten Antrieb die Abkehr vom Franzosentum hervorheben. Lessings Befreiungstaten in dem Jahrzehnt von 1750 bis 1760 dürfen als nicht unbekannt vorausgesetzt werden. Nach ihm brach der germanische Freiheitsinn gegen fremde Bevormunder stürmisch hervor und ging sogleich in den schärfsten Angriff über. Die verwerfenden Urteile über französische Sprache und Literatur steigerten sich bis zur Ungerechtigkeit, und der einflußreichste Führer in der Kampfzeit neben und nach

Lessing war Herder. Da sprach er die Worte: ‚Für das poetische Genie ist diese französische Sprache der Vernunft ein Fluch.‘ Da schrieb er in seinem Aufsatz über Shakespeare (in der Sammelschrift ‚Von deutscher Art und Kunst‘) gegen das bis dahin allmächtige französische Drama:

Wie artig habe ich nicht soviel und soviel schöne Spielwerke auf den engen gegebenen Raum dieser Brettergrube, Théâtre Français genannt, und in den gegebenen Zeitraum der Visite dahin eingeklemmt und eingefaßt gesehen! — Alles genau geflickt und geheftet — elender Zeremonienmeister! Savoyarde des Theaters, nicht Schöpfer, Dichter, dramatischer Gott!

Herdern erschienen sogar bald darauf die Franzosen als Menschen, mit denen man nicht ernsthaft von Literatur reden könne. Über eine dürftige Arbeit des Shakespeare-Übersetzers Eschenburg von 1771: ‚Shakespeares Genie und Schriften‘ schrieb Herder an seinen und Goethes gemeinschaftlichen Freund Merck: das Buch sei wohl für Franzosen geschrieben, ‚denn es müßten die stumpfesten Köpfe sein, für die so etwas zu sagen nötig wäre‘. Aber schon Winckelmann hatte über die französische Auffassung vom Altertum geschrieben: ‚Ein Franzose ist unverbesserlich, das Altertum und er widersprechen einander.‘

Diese Tatsachen müssen wir uns vergegenwärtigen, um Goethes so wertvollen Bericht über seine und seiner jungen Freunde vom Sturm und Drang in Straßburg vollzogene Abkehr vom Franzosentum zu ergänzen. Er berichtet im 11. Buche von Dichtung und Wahrheit über diesen für die deutsche Literatur so überaus wichtigen Umschwung, wie ihm und den Jugendgenossen gerade auf französischem Boden das Franzosentum aberzogen wurde. Noch nicht ganz von der nutzlosen Übung im Französischschreiben geheilt, war Goethe nach Straßburg gezogen; mit dem festen Bewußtsein, nur ein deutscher Dichter werden zu können, hat er die deutsch-französische Stadt verlassen, und dies ging also zu. Wie es gar manchen Deutschen noch heute begegnet, sich einzubilden, sie seien der französischen Sprache vollkommen mächtig, weil sie von oberflächlichen Dingen oberflächliches Zeug in einer ans Französische erinnernden Form daherreden können: so hatte auch Goethe seine französischen Kenntnisse überschätzt, die peinlich strengen Forderungen der Franzosen an den Gebrauch ihrer Sprache nicht gekannt. In Straßburg mußte er hören, alles Bemühen eines Fremden, französisch zu reden, würde immer ohne Erfolg bleiben; geduldet werde man, aber keineswegs in den Schoß der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen. Selbst solchen wenigen Ausnahmemenschen, die sich vollkommen französisch ausdrückten, warf man vor, ‚sie dissertierten und dialogisierten mehr, als daß sie eigentlich konversierten; jenes ward als Erb- und Grundfehler der Deutschen, dieses als die Kardinaltugend der Franzosen allgemein anerkannt‘.

So war es denn sehr vernünftig von den jungen Mitgliedern der Salzmannschen Tafelrunde, daß sie zur rechten Zeit an der Möglichkeit verzweifelten, es den Franzosen in künstlerischer Sprachmeisterschaft gleichzutun. ‚Wir faßten daher den umgekehrten Entschluß, die französische Sprache gänzlich abzulehnen und uns mehr als bisher mit Gewalt und Ernst der Muttersprache zu widmen.‘ Bei Tische wurde nichts als Deutsch gesprochen, und es ist bemerkenswert, daß wir zwar aus Leipzig eine Reihe französischer Briefe Goethes, aus Straßburg keinen einzigen besitzen. Die Abkehr aber vom französischen Wesen ging über die sprachliche Französelei weit hinaus. So wenig erfreulich die deutsche Reichsverfassung den jungen Leuten in Straßburg erschien, — die französischen Zustände, die auf lauter gesetzlosen Mißbräuchen beruhten, dünkte ihnen noch schlimmer, und es ist keine geschichtliche Vorwegnahme Goethes, wenn er in Dichtung und Wahrheit sagt, man habe schon damals für Frankreich eine gänzliche Veränderung der Dinge in schwarzen Aussichten öffentlich prophezeit.

Dazu kam der Stolz aller Deutschen jener Zeit auf den großen Preußenkönig Friedrich, ‚den Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien‘. Man verzieh ihm seine Vorliebe für eine fremde Sprache, zumal da ihm von seinen undankbaren französischen Schmarotzern vorgeworfen wurde, sein Französisch sei ‚tüdesk‘ und er nur als Eindringling anzusehen.

Nicht besser erging es in den Augen jener deutschen Jugend der französischen

Literatur. Sie erschien ihnen ‚bejahrt und vornehm‘ und konnte die nach Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzen. Selbst Voltaire flößte Goethen in Straßburg keine Bewunderung mehr ein, weil er dessen parteiische Unredlichkeit durchschaute. Ja sogar das französische Theater kam ihm steif und verzopft vor, die französische Philosophie oberflächlich, — kurz, es trat jener entscheidende Umschwung ein, den Goethe in die berühmten Sätze gekleidet hat:

So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig. Ihre Lebensweise fanden wir zu bestimmt und zu vornehm, ihre Dichtung kalt, ihre Kritik vernichtend, ihre Philosophie abstrus und doch unzulänglich, so daß wir auf dem Punkte standen, uns der rohen Natur wenigstens versuchsweise hinzugeben, wenn uns nicht ein anderer Einfluß schon seit langer Zeit zu höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht hätte.

Dieser Einfluß ging von Shakespeare aus, und zu ihm wurde Goethe jetzt hauptsächlich durch Herder hingeführt. Shakespeare und allenfalls Homer ließ Herder von fremder Poesie als Erziehungsmittel gelten. Im übrigen dachte er wie Hamann, oder wie Young, der das bedeutsame Wort gesprochen hatte: ‚Je weniger wir die Alten nachahmen, desto näher kommen wir ihnen‘, nämlich durch die Ursprünglichkeit, durch das ‚Originalgenie‘. Das Schreiben oder Dichten in einer fremden Sprache hatte Herder verpönt; die unmittelbare Nutzanwendung aufs Französische machte Goethe in Straßburg. Dieselben Spottreden über das französische Drama wie bei Herder finden sich bei Goethe gleich in der ersten in Frankfurt entstandenen Schrift, der Rede zum Shakespearestag: ‚Französchen, was willst du mit der griechischen Rüstung, ist sie dir zu groß und schwer. Drum sind auch alle französische Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie das so regelmäßig zugeht und auch langweilig mitunter —.‘ Aber ganz allgemein hat Goethe in Herders Schule den Hang zum bloßen Nachahmen des Fremden abgetan. In dem Aufsatz über deutsche Baukunst ruft er aus:

Der Genius will auf keinen fremden Flügeln, und wären's die Flügel der Morgenröte, emporgehoben und fortgerückt werden. Seine eigenen Kräfte sind's, die sich im Kindertraum entfalten, im Jünglingsleben bearbeiten, bis er stark und behend wie der Löwe des Gebirges auseilt auf Raub.

Nicht vergessen sei, daß Goethes Abwendung vom Franzosentum nicht zur einseitigen Schrulle wurde. Die großen und befruchtenden französischen Schriftsteller ließ er gelten, Diderot schätzte er höher als Voltaire, und Rousseau, überdies kein Franzose von Geblüt, wurde zu einem der Heiligen seiner ersten Manneszeit.

Was hat Goethe in Straßburg von Herder für seine werdende Dichterschaft gelernt? Vor allem dieses: an die Dichtung nur die höchsten Maßstäbe zu legen. ‚Ich ward mit der Poesie von einer ganz anderen Seite, in einem anderen Sinne bekannt als bisher, — daß die Dichtkunst eine Welt- und Volksgabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer.‘ — Herder ging mit seiner Verwerfung des Wertlosen noch viel weiter, als fünfzehn Jahre zuvor Lessing. ‚Er hatte den Vorhang zerrissen, der mir die Armut der deutschen Literatur bedeckte‘, so bekannte Goethe von ihm. Im täglichen Verkehr mit dem unerbittlichen Verwerfer alles Unechten in der Kunst streifte Goethe die spielerische Schäkerei und Französelei seiner Jugendgedichte ab und wurde ein in der Tiefe empfindender, aus der Tiefe schöpfender echter Dichter. Die große Offenbarung von der Einheit des Lebens und der Kunst ging ihm durch Herders Feuerworte auf. Wie oft wird er in dem traurigen Krankenzimmer zu Straßburg Sätze aus Herders Munde vernommen haben wie den erst einige Jahre später gedruckten: ‚Wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur: wir dichten nicht über und in lebendiger Welt und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Thema, oder Art das Thema zu behandeln, oder beides.‘ Unter dem Nachklingen solcher Gespräche schrieb Goethe aus Wetzlar an Herder: ‚Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig hab' ich das genossen.‘

Und dann die mächtige neue Lehre Herders von der aus der Seele quellenden Sprache, von der charakteristischen, nicht formelhaften Rede der Dichtung. Sätze wie der Herders

über das bräutliche Verhältnis von Gefühl, Gedanken und Wort hatte Goethe nie zuvor vernommen, ja sie waren in deutscher Sprache nie zuvor geschrieben worden:

> Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn er seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget, wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen, wie ein paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen, — wie Platons Seele zum Körper, so verhalten sich Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck.

Es geht nicht an, in Goethes Werken jeden Satz, jeden Vers nachzuweisen, worin Herders Nachschwingungen zu spüren sind. Man braucht aber nur an Herders einen Vers (in einem Gedicht an Merck) zu denken: ‚Alle Welt in sich vereint genießen', um sogleich die Verse im Faust mitklingen zu hören: ‚Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen', wobei durchaus nicht an Entlehnung zu denken ist; Herders und Goethes Gefühlswelt waren eben manches Jahr in vielen Urtrieben ähnlich, beinah gleich. Erst nach den Straßburger Tagen mit Herder konnte Goethe in des Wanderers Sturmliede stammeln: Innre Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt!

Die anakreontische Verständelei kannte keine Wärme, keinen Mittelpunkt, war überall Oberfläche.

Vornehmlich durch das Beispiel des Percyschen Balladenbandes angefeuert, hatte Herder sich schon in Straßburg mit dem Sammeln von Volksliedern abgegeben und den jungen Goethe zum Mitsammeln angefeuert. Eine erste handschriftliche Auslese wurde von seiner Braut Karoline Flachsland im Anfang der siebziger Jahre nach den gesammelten Blättern zu einer druckfertigen Abschrift vereinigt. Als er sie veröffentlichte, setzte er als Leitwort darüber den schönen Ausspruch von Montaigne: ‚Die Volkspoesie, ganz Natur wie sie ist, hat Naivetäten und Reize, durch die sie sich der Hauptschönheit der künstlich-vollkommensten Poesie gleichet.' In den Gesprächen mit Herder über das Volkslied hatte Goethe das Geheimnis aller lyrischen Dichtung vernommen, daß sie ‚Gesang ist, nicht Gemälde', und daß ‚ihre Vollkommenheit liegt im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, den man mit dem alten treffenden Ausdruck ‚Weise' nennen könnte. Fehlt diese einem Liede, hat es keinen Ton, keine poetische Modulation, — habe es Bild und Bilder und Zusammensetzung und Niedlichkeit der Farben, soviel es wolle, es ist kein Lied mehr'.

Mit echter Begeisterung widmete sich Goethe dem Abhören und Aufschreiben von Volksliedern, und nach Frankfurt zurückgekehrt teilt er Herdern im Herbst 1771 mit:

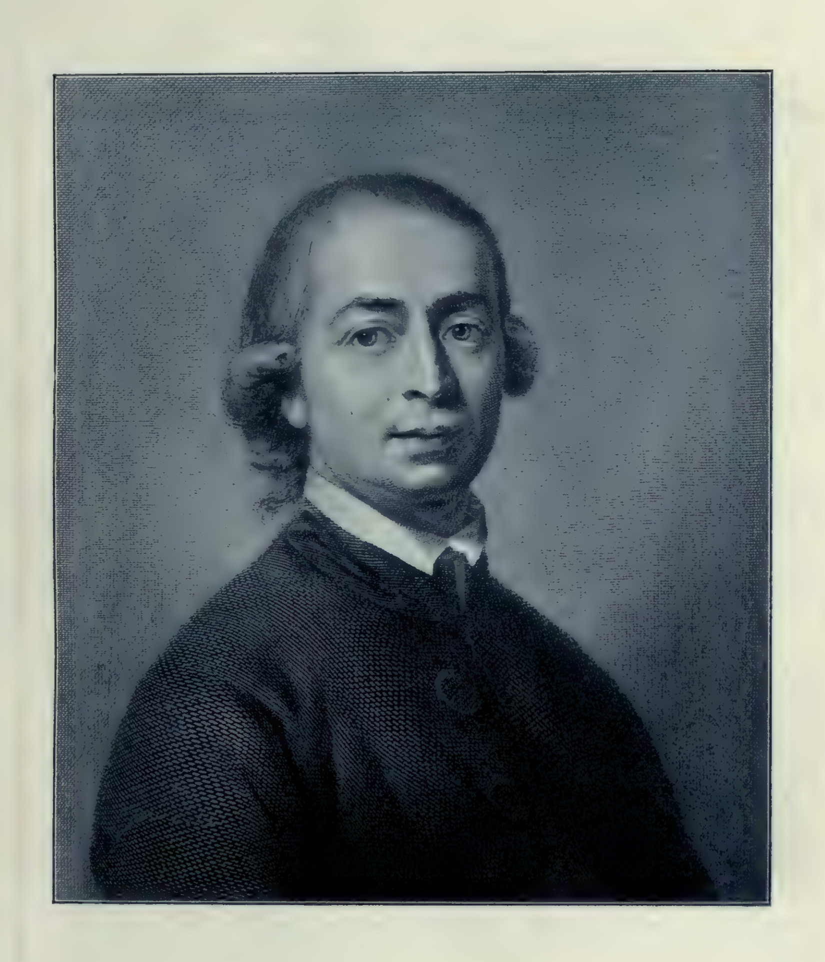
> Ich habe noch aus Elsaß zwölf Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchens aufgehascht habe. Ein Glück! denn ihre Enkel singen alle: ‚Ich liebte nur Ismenen.' — Ich will mich nicht aufhalten, etwas von ihrer Fürtrefflichkeit, noch von dem Unterschiede ihres Wertes zu sagen. Aber ich habe sie bisher als einen Schatz an meinem Herzen getragen; alle Mädchen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen.

Die von ihm Herdern übersandten Volkslieder, zusammen zwölf, stehen zum größten Teil in einem ähnlichen Quartheft wie die Ephemeriden. Sie sind wohl zumeist nach unmittelbarem Hersagen, einige vielleicht nach alten fliegenden Blättern niedergeschrieben und beweisen schon durch ihre unverschönte Ursprünglichkeit den Sinn des Sammlers für die echte Volkspoesie, die er auch in ihren ungelenken Wendungen gewissenhaft gelten ließ. Es sind ausschließlich Balladen, kein bloßes Gefühlsgedicht ist darunter. Da lesen wir das Lied vom Pfalzgrafen (‚Es fuhr ein Fuhrknecht über den Rhein'), das Lied vom Grafen Friederich, vom Herrn von Falckenstein, ein anderes vom verkleideten Grafen, das Lied vom Zimmergesellen und der Markgräfin, die uralte Ballade vom Raubritter Lindenschmid, das Lied ‚Vom braun Annel' und das vom Herrn und der Magd. Daß Goethe die Volkslieder nicht bloß gesammelt, sondern in einem seinen Herzen bewahrt hat, beweist dieses Lied vom Herrn und der Magd; der Schluß von Clavigo ist eine Umformung der drei letzten Strophen der alten Ballade:

Und wie er kam nach Wertelstein
Wohl auf die grüne Haide,
Begegnen ihm die Totenträger
Mit einer Totenleiche.

Steht still, steht still, ihr Totenträger!
Laßt mich die Leich beschauen.
Er hob den Ladendeckel ab,
Und schaut ihr unter die Augen.

Er zog ein Messer aus seinem Sack
Und stach sich's selber ins Herze,
Hast du gelitten den bittern Tod,
So will ich leiden Schmerzen.



Herder (von Graff).



Wahrscheinlich Friederike Brion (aus Lenzens Nachlaß).

Nicht unmöglich, daß ihm unter dem Eindruck jener Volksballaden schon damals der Stoff zum König in Thule aufgestiegen ist.

In Leipzig und erst recht wieder in Frankfurt hatte des jungen Goethe Versmacherei sehr wohlwollende Leser gefunden. In Dichtung und Wahrheit berichtet er, daß er damals so ziemlich auf dem Wege war, in ein wechselseitiges Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen zu geraten. — Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zuliebe unternimmt und dichtet; aus solchen Verbindlichkeiten entspringt zuletzt der Ausdruck eines leeren Behagens aneinander, in dessen Phrasen sich ein Charakter leicht verliert, wenn er nicht von Zeit zu Zeit zu höherer Tätigkeit gestählt wird.

Herder war fürwahr keiner dieser schöntuenden, geltenlassenden Gönner; Goethe verdankte ihm die unentbehrliche Selbstanzweiflung, ohne die ein ursprüngliches Können leicht in Dilettanterei ausartet. Nicht nur den Vorhang hatte ihm Herder zerrissen, der ihm die Armut der zeitgenössischen deutschen Literatur bedeckte; nicht nur manches eigenliebige Vorurteil grausam zerstört; — nein, auch ‚was ich von mir selbst hoffen und wähnen konnte, hatte er mir dermaßen verkümmert, daß ich an meinen eigenen Fähigkeiten zu verzweifeln anfing'.

Doch nicht bloß zerstört, mehr noch aufgebaut hat Herder in Goethe: ‚Zu gleicher Zeit riß er mich fort auf den herrlichen breiten Weg, den er selbst zu durchwandern geneigt war, machte mich aufmerksam auf seine Lieblingsschriftsteller, unter denen Swift und Hamann obenan standen, und schüttelte mich kräftiger auf, als er mich gebeugt hatte.' Alle, die über Herders persönliche Art berichten, sind einig in der Bewunderung der glutvollen Ursprünglichkeit seines Gefühls. Mit den Feuerzungen seiner Rede muß er etwas Hinreißendes gehabt haben, etwas von der Überzeugungskraft der Heidenbekehrer. Den dreizehnten Apostel hat ihn Jean Paul nach vertrautestem Umgange genannt. Gar wohl dürfen wir bei dem Verhältnis zwischen Herder und Goethe in Straßburg an Johannes den Täufer und jenen Größeren denken, der nach ihm kam.

Und trotz alledem ist zu warnen vor der Ansicht, als sei Herder mehr als der Erwecker Goethes gewesen. Halten wir uns nur wieder an die schlichte Mutterweisheit der Frau Aja: ‚Wo nichts drinnen ist, da kann nichts rauskommen', und sagen wir von Herders Einfluß auf Goethe in jenen ‚wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tagen', daß er nichts in Goethe geschaffen, was nicht schon in ihm war; denn auf einen andern als Goethe wäre selbst Herders Feuerwirkung fruchtlos geblieben. Und das Letzte, was dem Studenten Goethe auf der Übergangstufe vom Jüngling zum Manne nottat, das umwühlende leidvolle Erlebnis, mußte er vom Weibe erfahren:

Von allen guten Schwingen, Die mächtigste im Ringen,
Zu brechen durch die Zeit, Das ist ein rechtes Leid.

Sechstes Kapitel.

Friederike Brion.

Bin ich der Flüchtling nicht? der Unbehauste?
Der Unmensch ohne Zweck und Ruh',
Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste
Begierig wütend nach dem Abgrund zu?
Und seitwärts sie, mit kindlich dumpfen Sinnen,
Im Hüttchen, auf dem kleinen Alpenfeld,
Und all ihr häusliches Beginnen
Umfangen in der kleinen Welt.
Und ich, der Gottverhaßte,
Hatte nicht genug,
Daß ich die Felsen faßte
Und sie zu Trümmern schlug!
Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben. (Schon im Urfaust.)

Ereignis, Leidenschaft, Genuß und Pein: mit diesen bedeutungschweren Worten kennzeichnet Goethe in den Annalen den Lebensgehalt der Jahre 1769—1775. Einige Erklärer wollen diese absichtsvoll halbdunklen Worte auf die Erlebnisse mit Charlotte Buff und Lili Schönemann deuten. Wer Goethes verhüllende und zugleich entschleiernde Wort-

kunst für die Darstellung seines eigenen Lebens kennt, wird vornehmlich, wenn nicht ausschließlich, an das wichtigste Ereignis, die größte Leidenschaft, den süßesten Genuß und die herbste Pein seiner Jungmannsjahre denken: an seinen schnell geknüpften, qualvoll gelösten Liebesbund mit Friederike Brion von Sesenheim. Der Schreiber, dem Goethe Dichtung und Wahrheit diktierte, berichtet, der Meister habe, als er im 10. Buche seines Lebensbildes an die Stelle über Sesenheim kam, Tränen in Augen und Stimme gehabt. Jeder Leser von Dichtung und Wahrheit muß fühlen, daß kein Abschnitt mit solcher Zärtlichkeit, ja Inbrunst des Empfindens und der Sprache geschrieben ist wie der von Friederike. Herzlich anmutigere Prosa als in der Geschichte seiner ersten tiefen Liebe gibt es in Goethes sämtlichen Werken nicht. Die rührendsten Laute der Poesie läßt er in die sonst schlichte Rede hineinklingen; der ersten Liebe voller Zauber ist wieder aufgewacht, der Sechzigjährige wieder zum zärtlich feurigen Jüngling geworden, dem alle Herztöne seiner Jugendsprache zu Gebote stehen.

Nahezu die einzige Quelle für unsere Kenntnis dieses entscheidendsten Ereignisses in Goethes jungem Menschen- und Dichterleben ist sein Bericht im 10. und 11. Buche von Dichtung und Wahrheit. Daneben kommen noch einige Gedichte und Briefe aus jener Zeit und bald nachher in Betracht. Wie es mit Goethes Absicht stand, in Dichtung und Wahrheit urkundliche Geschichte zu bieten, wird an seinem Ort untersucht werden. Für diesen Abschnitt genüge die Tatsache, daß Goethe selbst später erklärt hat, ‚in der Darstellung seines Verhältnisses zu Sesenheim sei kein Strich enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden‘. Ein andermal heißt es von gewissen Stücken seiner Lebensbeschreibung, ‚daß es sich um Handlungen dreht, die sich ereignen können‘.

Goethes Bild der Sesenheimer Zeit trägt die Farben der verklärenden Dichtung weit mehr als die der geschichtlichen Wahrheit. Auch abgesehen von dem überwiegend künstlerischen Zwecke von Dichtung und Wahrheit überhaupt fühlte er gerade beim Diktieren des 10. und 11. Buches die Pflicht, die Wirklichkeit zu verwischen, die gemeine Deutlichkeit der Dinge zu verhüllen und ins Bereich freier Poesie aufzuhöhen. Im Oktober 1812 ging das 10. Buch in den Druck, gleich darauf begann Goethe die Arbeit am 11ten. Friederike Brion lebte damals, wie Goethe wußte; ja sie überlebte das Erscheinen des 10. Buches noch um ein halbes Jahr.

Die Wirklichkeit seines Liebeslebens in Sesenheim ist vielleicht in keinem Striche frei erfunden, sicher aber in keinem Striche genau so verlaufen, wie Goethe aus vielen Gründen zu erzählen für gut fand. Eindringendes Forschen hat als unzweifelhaft erwiesen, daß sich manche von Goethe sehr ausführlich geschilderte kleine und große Begebenheiten zwischen Straßburg und Sesenheim nicht so abgespielt haben können, wie er berichtet. Nach seinem Bericht wäre er nur im Frühling und Sommer (1771) in Sesenheim gewesen; es ist urkundlich erwiesen, daß er einen Besuch im Hause des Pfarrers Brion zuerst im Oktober 1770 gemacht, ihn im folgenden Winter mehrmals wiederholt, im Frühling und Frühsommer 1771 wochenlang in Sesenheim geweilt hat. Wie umständlich breit wird von Goethe die Geschichte mit dem überbrachten Kindtaufkuchen erzählt; — sie hat sich bestimmt gar nicht oder anders ereignet. Wie ungezwungen wirkt Goethes Vergleich zwischen dem Pfarrhause zu Sesenheim und dem des Landpredigers von Wakefield; — es ist gewiß, daß Goethe den Roman von Oliver Goldsmith erst nach den Sesenheimer Tagen gelesen, daß mithin die reizenden Gemälde der Vorlesestunden im Kreise der Brions nur liebenswürdige Dichtung, nicht Wahrheit sind. So zu verfahren, ist das Recht des Dichters, der kein Geschichtschreiber sein will; Pflicht des Geschichtschreibers ist es, diese Umstände zu berücksichtigen und für das Erforschen der Wirklichkeit, soweit sie für einen höheren Zweck notwendig ist, andere, geschichtliche Quellen zu befragen.

Am 13. Oktober 1770 betrat Goethe zuerst das Haus des protestantischen Pfarrers Brion zu Sesenheim. Das freundliche Dorf in der elsässischen Ebene liegt fünf Reitstunden nordöstlich von Straßburg. Ein Vetter der Frau Pfarrerin, Goethes Straßburger Tischgenosse Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler, ein etwas jüngerer Straßburger Student, führte ihn dort ein. Wir haben Goethes Bericht über den ersten Eindruck der neuen Bekanntschaft in einem Briefe vom 14. Oktober 1770 an eine Frankfurter Freundin Corneliens:

Ich habe einige Tage auf dem Lande bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe: daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe. — — Wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist es eine besondere Sympathie, jede unterbrochne Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig.

Dieser Briefstelle voraus geht jene schon erwähnte von seinem jetzigen Leben wie einer Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd (S. 56).

Friederike Brion — sie selbst hat ihren Namen Friderika unterzeichnet — war die dritte Tochter des Pfarrers Brion, am 19. April 1752 geboren, stand also bei Goethes erstem Besuch im neunzehnten Jahr. Die älteste Schwester hatte sich 1770 verheiratet; die zweite, Salomea — von Goethe zur Angleichung an das Haus des Goldsmithschen Pfarrers Olivia genannt —, lebte unvermählt im Hause der Eltern. Mit allen Mitteln künstlerischer Spannung bereitet uns Goethe im 10. Buche von Dichtung und Wahrheit auf Friederikens Erscheinen vor; nur selten hat er in seinen erzählenden Dichtungen so sichtlich auf dramatische Wirkung hingearbeitet. Die versammelte Familie erwartet sie mit gemischten Empfindungen; man ist besorgt um ihr langes Ausbleiben, nur der Vater ist beruhigt, und dann erzählt uns Goethe:

In diesem Augenblick trat sie wirklich in die Türe; und da ging fürwahr an diesem ländlichen Himmel ein allerliebster Stern auf. Beide Töchter trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte; und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger als daß die nettesten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben; ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heitern blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.

Friederikens Erscheinung ist den meisten Lesern durch ein süßliches, zurechtgestelltes Familienbild Kaulbachs geläufig. Ein urkundlich beglaubigtes Bildnis von ihr besitzen wir nicht; das hier wiedergegebene stammt aus dem Nachlasse von Lenz und ist wahrscheinlich echt. — Noch an andern Stellen schildert Goethe Friederikens Lieblichkeit mit den zartesten Farben: ‚Ihr Wesen, ihre Gestalt trat niemals reizender hervor, als wenn sie sich auf einem erhöhten Fußpfad hinbewegte; die Anmut ihres Betragens schien mit der beblümten Erde und die unverwüstliche Heiterke ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.‘ Er spricht von dem ‚erquicklichen Äitther, der sie umgab‘, und rühmt an ihr die ‚besonnene Heiterkeit, Naivität mit Bewußtsein, Frohsinn mit Voraussehn‘. Wie fein sind die Züge, durch die er sie uns veranschaulicht, wenn er z. B. die Wirkung ihres Wesens auf andere schildert, sie auf Spaziergängen als einen belebenden Geist hin und wieder schweben und die Lücken ausfüllen läßt, welche hier und da entstehen mochten. Rousseau hatte im ‚Emil‘ den kaum halbwahren Satz geschrieben, daß alle laufenden Mädchen häßlich wirkten; mit feiner Absicht schreibt Goethe von Friederike:

Am allerzierlichsten war sie, wenn sie lief. So wie das Reh seine Bestimmung ganz zu erfüllen scheint, wenn es leicht über die keimenden Saaten wegfliegt, so schien auch sie ihre Art und Weise am deutlichsten auszudrücken, wenn sie etwas Vergessenes zu holen, etwas Verlorenes zu suchen, ein entferntes Paar herbeizurufen, etwas Notwendiges zu bestellen, über Rain und Matten leichten Laufes hineilte. Dabei kam sie niemals außer Atem und blieb völlig im Gleichgewicht; daher mußte die allzugroße Sorge der Eltern für ihre Brust manchem übertrieben scheinen.

Zu dieser angeblichen Krankheit Friederikens hören wir noch von Goethe: ‚Alles, was körperliche Anstrengung erforderte, ward nicht von ihr verlangt, man schonte sie, wie man sagte, ihrer Brust wegen.‘ Friederike war in Wahrheit niemals brustkrank; in Goethes Briefen an Salzmann und später an Frau von Stein über Friederikens körperlichen Zustand wird Brustkrankheit nie erwähnt. Aus ihrem Leben im reifen Alter hören wir nichts von einem Lungenleiden oder nur von besonderer Schwächlichkeit, und sie hat ja ein Alter von 61 Jahren erreicht.

Der Eindruck von Friederikens holdseliger Jugendschönheit klingt auch aus Goethes Gedichten wieder, so aus den Versen:

Ein rosenfarbes Frühlingswetter Lag auf dem lieblichen Gesicht.

In Dichtung und Wahrheit häuft er die Züge ihrer körperlichen und seelischen Anmut; ihre geistige Bildung kommt keineswegs schlecht weg. Wohl heißt es: ‚Sie hatte wenig gelesen; sie war in einem heitern sittlichen Lebensgenuß aufgewachsen und demgemäß gebildet'; doch nennt Goethe ihren Briefstil ‚natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus', und man weiß nicht, was sich Besseres von Mädchenbriefen sagen ließe. Goethe hebt dies noch stärker hervor: ‚Sie mochte etwas Neues erzählen oder auf bekannte Begebenheiten anspielen, leicht schildern, vorübergehend reflektieren, immer war es, als wenn sie auch mit der Feder gehend, kommend, laufend, springend so leicht aufträte als sicher.' Wir haben keinen einzigen Brief Friederikens an Goethe, wohl aber aus späterer Zeit Briefe an Verwandte und Freunde: in allen erscheint sie als ein feinfühliges Wesen, das sich lebendig, liebreich, gewandt ausspricht, ohne eitles Streben nach Geist oder dessen Scheine.

Auf der Suche nach Goethes Gründen für seine Trennung von Friederike hat man vermutet, sie habe ihm nur in ihrer ländlichen Umwelt, in ihrem elsässischen Volksgewand gefallen, ihn inmitten des Stadtlebens ernüchtert. Goethes eingehende Schilderung eines Besuches der Familie Brion in Straßburg (wohl im Februar 1771) widerspricht dem durchaus:

Friederike hingegen (im Gegensatze zu ihrer Schwester) war in dieser Lage höchst merkwürdig. Eigentlich genommen, paßte sie auch nicht hinein, aber dies zeugte für ihren Charakter, daß sie, anstatt sich in diesen Zustand zu finden, unbewußt den Zustand nach sich modelte. Wie sie auf dem Lande mit der Gesellschaft gebarte, so tat sie es auch hier. Jeden Augenblick wußte sie zu beleben.

Weiterhin bemerkt Goethe, er habe ihr bei ihrem Abschied von Straßburg gesagt, wie sehr er sich freue, ‚sie unverändert und auch in diesen Umgebungen so frei wie den Vogel auf den Zweigen zu finden'.

Und diesem holden Geschöpf, der poetischen Verkörperung morgenlicher Liebefähigkeit, trat der leidenschaftliche, dem Mannesleben und dem Dichterruhm entgegenwachsende Goethe auf der Grenzspanne zwischen Jüngling und Jungmann entgegen. Nicht mehr der knabenhaft wütige Leipziger Student, der sein Mädchen mit der wechselnden Laune des Verliebten quälte; nein, der reif erblühte Zauberer mit der geheimen Kraft, die Herzen bestrickend an sich zu reißen, und es kam, wie es von jeher gekommen, wenn sich zwei junge Menschen mit sehnenden Herzen zuerst begegnen. Ob der Bericht Goethes von der Art seiner Bekanntschaft mit dem Brionschen Hause, von seiner Verkleidung, dem etwas lange durchgeführten Maskenspiel mehr Dichtung, mehr Wahrheit ist, darf auf sich beruhen. Sein Hang zu Verkleidungen rührte aus früher Jugend her und war, nach seinem Bericht, durch den ernsten Vater selbst erregt worden. Nach dem ersten Begegnen mit Friederike schrieb er ihr aus Straßburg am 15. Oktober 1770 einen längeren Brief, den einzigen, der uns erhalten ist. So wichtig erschien ihm dieses Mädchen, so ernst sein Gefühl für sie, daß er zunächst einen Briefentwurf aufsetzte. Eben dieser ist der Vernichtung entgangen:

Liebe neue Freundin.

Ich zweifle nicht, Sie so zu nennen; denn wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Aug, im ersten Blick, die Hoffnung zu dieser Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt ich schwören; Sie, zärtlich und gut wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so lieb habe, nicht wieder ein bißchen günstig sein?

Liebe liebe Freundin,

Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzo schreiben will, und was ich schreiben möchte, das ist ein anders; soviel merk ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, daß ich gern bei Ihnen sein möchte; und in dem Falle ist ein Stückchen Papier so ein wahrer Trost, so ein geflügeltes Pferd, für mich, hier, mitten in dem lärmenden Straßburg, als es Ihnen, in Ihrer Ruhe nur sein kann, wenn Sie die Entfernung von Ihren Freunden recht lebhaft fühlen. — Es ist ein gar zu herziges Ding um die Hoffnung, wiederzusehen. Und wir andern mit denen verwöhnten Herzchen, wenn uns ein bißchen was leid tut, gleich sind wir mit der Arzenei da, und sagen: Liebes Herzchen, sei ruhig, du wirst nicht lange von ihnen entfernt bleiben, von denen Leuten, die du liebst; sei ruhig, liebes Herzchen! Und dann geben wir ihm inzwischen ein Schattenbild, daß es doch was hat, und dann ist es geschickt und still wie ein kleines Kind, dem die Mama eine Puppe statt des Apfels gibt, wovon es nicht essen sollte. — Und nun noch vielen Dank, noch viele aufrichtige Empfehlungen Ihren teuern Eltern; Ihrer lieben Schwester viel hundert — was ich Ihnen gerne wiedergäbe.

Von mindestens sieben Besuchen Goethes in Sesenheim haben wir Nachricht; wahrscheinlich ist er noch öfter geschwind zu Pferde gestiegen und zur Geliebten geritten. Es wird schwerlich lange gewährt haben, bis die beiden jungen Menschenkinder sich für die Unterbrechung eines rasenden Tanzes ‚entschädigten durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand und an jenem stillen Platze durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, daß wir uns von Grund aus liebten'.

Über die Art seines Liebesverkehrs mit Friederike schreibt Goethe die inhaltreichen Worte:

Die Gewohnheit, zusammen zu sein, befestigte sich immer mehr; man wußte nicht anders, als daß ich diesem Kreis angehöre. Man ließ es geschehn und gehen, ohne gerade zu fragen, was daraus werden sollte. — — Man glaubte sowohl auf Friederikens Gesinnungen als auch auf meine Rechtlichkeit, für die man, wegen jenes wunderlichen Enthaltens selbst von unschuldigen Liebkosungen vor den andern (beim Pfänderspiel), ein günstiges Vorurteil gefaßt hatte, völlig vertrauen zu können. Man ließ uns unbeobachtet, wie es überhaupt dort und damals Sitte war, und es hing von uns ab, in kleinerer oder größerer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen und die Freunde oder Nachbarschaft zu besuchen.

Den vom Leser erwarteten Zusatz, daß er jenes Vertrauen gerechtfertigt habe, unterläßt Goethe.

Diese Ausflüge mit der Geliebten erstreckten sich bis jenseits des Rheins, bis Hagenau, Fort Louis, der Ortenau, und von der seligen Ungebundenheit jener Tage schreibt Goethe: ‚Man durfte sich nur der Gegenwart hingeben, um diese Klarheit des reinen Himmels, diesen Glanz der reichen Erde, die lauen Abende, diese warmen Nächte an der Seite der Geliebten oder in ihrer Nähe zu genießen.'

Einmal, vielleicht das letzte Mal vor seinem Abschiedsbesuch, hat Goethe gegen fünf volle Wochen im Brionschen Hause bei Friederike geweilt, diesmal nicht mit reinem Glücksgefühl, vielmehr mit sorgendem Herzen, ja mit einer fiebernden Angst, deren Grund wir nur ahnen, deren Ausgang uns immerdar verborgen bleiben wird. Es ist unziemlich und wird durch keinen Anspruch angeblicher Wissenschaft entschuldigt, in die zartesten Lebensgeheimnisse längst Staub gewordener Menschen gewaltsam eindringen zu wollen. Klatsch bleibt Klatsch, hämische Schnüffelei in vieldeutigen Gemeindearchiven und Kirchenbüchern bleibt unanständig, um so unanständiger, je mehr die eigene Deutelei zum Unterlegen dienen muß, wo man nicht klar auslegen kann. Nicht aber verstößt es gegen die Ehrfurcht vor dem Genius, wenn wir ohne stöbernden Scharf- und Spürsinn, ohne Drehen und Pressen einfach die Urkunden auf uns wirken lassen, die der Zufall für Goethes angstvollen vorletzten Aufenthalt in Sesenheim bewahrt hat. Die Briefe vom Mai und Juni 1771 an Salzmann werden hier, absichtlich ohne Unterstreichen, auszüglich abgedruckt, soweit sie von Wert sind für die Tragödie, die zwischen den Zeilen hindurchbebt:

Sesenheim (Ende Mai) 1771.

Um mich herum ist's nicht sehr hell, die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehn. Nicht gerechnet Conscia mens, leider nicht recti, die mit mir herumgeht. —

Getanzt hab' ich und die Älteste, Pfingstmontags, von zwei Uhr nach Tisch bis 12 Uhr in der Nacht, an einem fort, außer einigen Intermezzos von Essen und Trinken. — Sie hätten's wenigstens nur sehen sollen. Das ganze Mich in das Tanzen versunken. — Und doch, wenn ich sagen könnte: ich bin glücklich, so wäre das besser als das alles. Wer darf sagen, ich bin der Unglückseligste? sagt Edgar. Das ist auch ein Trost, lieber Mann. Der Kopf steht mir wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht und die Windstöße veränderlich sind.

Sesenheim, 5. Juni 1771, Mittwoch Nachts.

Ein paar Worte ist doch noch immer mehr als nichts. Hier sitz ich zwischen Tür und Angel. Mein Husten fährt fort; ich bin zwar sonst wohl, aber man lebt nur halb, wenn man nicht Atem holen kann. Und doch mag ich nicht in die Stadt. Die Bewegung und freie Luft hilft wenigstens, was zu helfen ist, nicht gerechnet — —

Die Welt ist so schön! so schön! Wer's genießen könnte! Ich bin manchmal ärgerlich darüber, und manchmal halte ich mir erbauliche Erbauungsstunden über das Heute, über diese Lehre, die unsrer Glückseligkeit so unentbehrlich ist, die mancher Professor der Ethik nicht faßt und keiner gut verträgt.

Sesenheim (Mitte Juni) 1771.

Ich komme, oder nicht, oder — das alles werd' ich besser wissen, wenn's vorbei ist, als jetzt. Es regnet draußen und drinnen, und die garstigen Winde vom Abend rascheln in den Rebblättern

vorm Fenster, und meine animula vagula ist wie's Wetterhähnchen drüben auf dem Kirchturm: dreh dich, dreh dich, das geht den ganzen Tag, obschon das bück' dich! streck' dich! eine Zeit her aus der Mode kommen ist. Punctum. Meines Wissens ist das das erste auf dieser Seite. Es ist schwer, gute Perioden und Punkte zu seiner Zeit zu machen, die Mädchen machen weder Komma noch Punktum, und es ist kein Wunder. wenn ich Mädchen-Natur annehme.

Sesenheim, (Ende Juni) 1771.

Nun wär' es wohl bald Zeit, daß ich käme; ich will auch und will auch, aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum. Der Zustand meines Herzens ist sonderbar, und meine Gesundheit schwankt wie gewöhnlich durch die Welt, die so schön ist, als ich sie lang nicht gesehen habe.

Die angenehmste Gegend, Leute die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume deiner Kindheit alle erfüllt? frag ich mich manchmal; wenn sich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's! Ich fühl es, lieber Freund, und fühle, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund, es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht mißmutig zu werden. Als Knabe pflanzte ich ein Kirschbäumchen im Spielen, es wuchs und ich hatte die Freude, es blühen zu sehen, ein Maifrost verderbte die Freude mit der Blüte und ich mußte ein Jahr warten, da wurden sie schön und reif; aber die Vögel hatten den größten Teil gefressen, eh' ich eine Kirsche versucht hatte; ein ander Jahr waren's die Raupen, dann ein genäschiger Nachbar, dann das Mehltau; und doch wieder Kirschbäumchen; trotz allen Unglücksfällen gibt's noch so viel Obst, daß man satt wird.

Die Augen fallen mir zu, es ist erst neun. Die liebe Ordnung. Gestern Nacht geschwärmt, heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht. O, es sieht in meinem Kopfe aus wie in meiner Stube, ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war.

Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ist's nicht ganz heiter; ich bin zu sehr wachend, als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt und dann Adieu!

In diesen Zusammenhang gehört ein bald nach dem Abschied von Friederike an Salzmann gerichteter höchst seltsamer Brief; er stammt aus der Zeit, als Goethe sich mit voller Hingabe in die Arbeit am Götz vertieft hatte. Auch hier unterbleibt jedes Unterstreichen; wohl aber muß bemerkt werden, daß ein nicht mißzuverstehender Satz in fast allen bekannteren Darstellungen Goethes geflissentlich weggelassen ist —:

Frankfurt, 28. 12. 71.

Sie kennen mich so gut, und doch wett ich, Sie raten nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lang, und koste es was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespear und alles vergessen worden.

Alle diese Briefe sind halbklar, jedoch nur für uns, die wir nicht bestimmt wissen, warum Goethe noch fünf Wochen oder länger kurz vor seiner juristischen Prüfung bei dem Mädchen weilte, das nicht zu heiraten für ihn feststand. Der väterlich vertraute Freund Salzmann wußte es; ihm gegenüber war, zumal bei der Unsicherheit damaliger Briefpost und der gänzlichen Schutzlosigkeit des Briefgeheimnisses, größere Deutlichkeit unnötig. Darum kein Wort über die Art von Friederikens Krankheit, die ‚dem Ganzen ein schiefes Ansehn gibt'; keins über das, was Goethe erst wissen kann, ‚wenn's vorbei ist'; keins über seine ‚conscia mens und leider nicht recti' (nach Vergils Aeneis I 603), die doch nichts andres besagen will als Schuldbewußtsein'.

In einem Werk über Goethe von Herman Grimm heißt es zutreffend: ‚Ohne Zweifel ist Gretchen auf Friederike von Sesenheim zurückzuführen.' Ohne den geringsten Versuch eines Beweises wird hinzugefügt: ‚Kein Gedanke dabei an das, was man bürgerlich gemeinhin eine Verführung nennt.' — Wir stehen hier bei dem Ereignis, dessen durch viele Jahre andauernde Seelenerschütterung zum Quell für fast alle bedeutendsten Dichtungen der ersten Mannesjahre Goethes wurde, und wir sollten einer zimperlich zurechtgemachten, allenfalls für Mädchenschulen nützlichen Übereinkunft zuliebe selbst den zwingendsten Urkundbeweisen

gegenüber die alte Backfischgeschichte nachleiern: Goethe, dessen heißes Blut im Verkehr mit dem Weibe uns durch überreiche Zeugnisse bekannt ist, hat in Friederike Brion durch bloße Liebesworte und unschuldige Zärtlichkeiten Hoffnungen erweckt, die er aus irgend welchen Gründen nicht erfüllen konnte, und das Schuldbewußtsein ob solcher unsühnbaren Untat hat ihn über Räume und Zeiten hinweg so gepeinigt, daß er Werk um Werk Reu und Buße darüber tat —? Die wissenschaftliche Goetheforschung besäße nicht Würde noch Wert, wollte sie an dem für Leben und Werke wichtigsten Jugendereignis um jeden Preis feige vorbeihuschen.

Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich sie vor dem nützlichen Irrtum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Für unsern Fall muß dieser Spruch Goethes lauten, daß die Wahrheit keineswegs schädlich, der Irrtum alles andere als nützlich ist. Durch die Annahme einer bloßen Liebelei zwischen Goethe und Friederike wird keine der schweren Selbstanklagen erklärt, die in Dichtung und Wahrheit, in den Briefen, in vielen Dramen Goethes ausströmen. Sein tragischstes Erlebnis, durch das er in frühesten Mannesjahren von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt wurde, ja bei dem er die schwarzen Fittiche der Schande und des schimpflichen Todes um einen geliebten Menschen rauschen zu hören vermeinte, es wird ins Kleinliche und Platte erniedrigt, wenn man ein schweres, fast unsühnbares Verschulden Goethes, ein das ganze fernere Frauenleben Friederikens verdüsterndes Erliegen unter dem Gluthauch erster Liebesleidenschaft als unmöglich ausschließt.

Es ist keine Besudelung des Andenkens des holden Mädchens, durch dessen Liebe Goethe zum ersten deutschen Dichter geweiht wurde, wenn wir ihr ein größeres, und so groß getragenes, Schicksal zuschreiben, als von einem liebenswürdigen Studenten geküßt und nicht geheiratet worden zu sein. Im Gegenteil: erst durch die Zerstörung ihrer jungen Mädchenseele, erst durch ein gefürchtetes oder wirklich drohendes Verhängnis, an dem Ehre und Leben hingen, tritt sie für uns in den düstertragischen Kreis, kommt für diesen Menschen die ‚erhabene Stunde, wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt'. Und es ist eine nicht länger zu duldende Heuchelei, daß man an Gretchens Vorbilde Besudelung schimpft, was man an Gretchen selbst, ‚der reinsten und schönsten der Jungfrauen', rührende Tragik nennt. Welcher fühlende Mensch dürfte von Friederike Brion niedriger denken, wenn an ihr gesündigt worden wäre wie an Gretchen? Hatte sie weniger Recht, zu sagen: ‚Doch alles, was mich dazu trieb, Ach! war so gut, ach! war so lieb' —? Und wollen wir Goethes tiefes Verzeihungswort: ‚Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit' ewig nur nachplappern und nicht da gelten lassen, wo es uns über die verhängnisvollste Zeit in Goethes Leben einzig hinweghelfen kann? Wahrscheinlich würde die unwahrhaftige, unreife Zimperei auch Goethes Verhältnis zu Christiane ins Töchterschulmäßige getönt und geschönt haben, wäre das nicht durch lebendige Beweisgründe verhindert worden.

Mehr als ein Jahr vor seiner Liebe für Friederike hatte Goethe, mit merkwürdiger Frühkenntnis des Weibes, geschrieben (aus Leipzig, 8. 4. 1769): ‚Daß jedes junge unschuldige Herz unbesonnen, leichtgläubig und deswegen leicht zu verführen ist, das liegt in der Natur der Unschuld'. Wenn Friederike dem Ansturm der holdesten Mächte unterlag, ‚seinem hohen Gang, seiner edlen Gestalt, seines Mundes Lächeln, seiner Augen Gewalt, und seiner Rede Zauberfluß, seinem Händedruck und ach! seinem Kuß', so sei nicht an ihre Schuld, sondern an ihre Unschuld gedacht, und die sittenstrengsten Richter oder Richterinnen, die nicht fürchten, selbst gerichtet zu werden, sollten nur an Friederikens furchtbare Angst und Not denken, nur an den Verzweiflungschrei ihrer Seele: ‚Hilf, rette mich von Schmach und Tod!' und ihren Richterstab still niederlegen. Nie werden wir erfahren, was in dem Pfarrhause zu Sesenheim geschehen war oder gefürchtet wurde, und wir wollen nicht tiefer forschen, als zum Verständnis von Goethes Briefen aus jener Zeit und seinen Dichtungen der nächsten Jahre nötig ist. Daß aber die letzten Frühlingswochen des Jahres 1771 für Goethe kein Idyll, sondern eine Tragödie waren, das fühlen wir beim Lesen der Angstbriefe an Salzmann; das sagt uns mit furchtbarer Deutlichkeit der Satz in Goethes Briefe von 1779 an die Stein nach dem Wiedersehen mit Friederike: ‚Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete'; das spricht aus der erschreckenden Stelle in Dichtung und

Wahrheit, die für den Kenner von Goethes sonst gern glättender und abschwächender Ausdrucksweise nur eine Deutung zuläßt:

Solchen Zerstreuungen und Heiterkeiten gab ich mich um so lieber und zwar bis zur Trunkenheit hin, als mich mein leidenschaftliches Verhältnis zu Friederiken nunmehr zu ängstigen anfing. Eine solche jugendliche, aufs Geratewohl gehegte Neigung ist der nächtlich geworfenen Bombe zu vergleichen, die in einer sanften glänzenden Linie aufsteigt, sich unter die Sterne mischt, ja einen Augenblick unter ihnen zu verweilen scheint, alsdann aber abwärts, zwar wieder dieselbe Bahn, nur umgekehrt, bezeichnet, und zuletzt da, wo sie ihren Lauf geendet, Verderben hinbringt.

Und glaubt man, daß Goethe nur aus spielerischer Anähnlichung den weit ausgesponnenen Vergleich der beiden Pfarrhäuser von Sesenheim und Wakefield anstellt, wiewohl er Goldsmiths Roman erst später kennen gelernt hat? Weiß man denn gar nicht, welch jammervolles Schicksal im Landprediger von Wakefield der lieblichsten der Töchter widerfährt? Als Goethe bald darauf das englische Werk las, wie schreckhaft muß ihm der Sinn des Wortes aufgegangen sein, daß Wahrheit seltsamer ist als Erfindung!

Der Goethe, der sich im sechzigsten Jahr zur Darstellung seines Lebens entschloß, war längst nicht mehr der Mann der starken Worte. Drum wäge man die sich von seinem abtönenden Alterstil so grell abhebenden Sätze über seine an Friederike begangene Schuld, zunächst in Dichtung und Wahrheit über die Trennung:

Die Antwort Friederikens auf einen schriftlichen Abschied zerriß mir das Herz. Es war dieselbe Hand, derselbe Sinn, dasselbe Gefühl, die sich zu mir, die sich an mir herangebildet hatten. Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern. Sie war mir ganz gegenwärtig; stets empfand ich, daß sie mir fehlte, und was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eigenes Unglück nicht verzeihen. Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen; hier war ich zum ersten Mal schuldig. Ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich.

Nur für sein Verhalten zu Friederike gebraucht er das Wort Schuld; als er sich nach einem förmlichen Verlöbnis von Lili Schönemann trennt, klagt er wohl über ein verlorenes Glück, spricht aber nicht von Schuld. Und weit entfernt von einem Verstummen oder nur Leiserwerden der Selbstanklage, steigert sich sein Schuldgefühl bis zu wahrhaft ängstigendem Grade. Noch in einem Briefe vom 17. August 1775, an die Karsch in Berlin, spricht er in Ausdrücken, die den Verzweiflungsruf des Muttermörders Orest vorausnehmen: ‚Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland‘ (vgl. S. 286).

Meint man etwa, daß Goethe nur zum Satzfüllen das Bekenntniswort niedergeschrieben, das im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit über seine Seelenqual nach dem Abschied von Friederike steht: ‚Ich hatte im stillen eine verlorene Liebe zu beklagen; dies machte mich mild und nachgiebig und der Gesellschaft angenehmer als in glänzenden Zeiten, wo mich nichts an einen Mangel oder einen Fehltritt erinnerte und ich ganz ungebunden vor mich hinstürmte‘ —? Und welche Schuldgefühle konnten ihm lange nach Sesenheim das Geständnis abpressen: ‚Ich mußte mehrmals meine Existenz aus ethischem Schutt und Trümmern wiederherstellen‘ —?

‚Und dein Leben sei die Tat!‘, so lautet einer der tiefsten dichterischen Aussprüche Goethes. Wie Unsühnbares auch an Friederike verschuldet wurde, — soweit ein trotz menschlichen Gebrechen edler und großer Mann vor dem eigenen Gewissen, der Sonne seines Lebenstags, zu sühnen vermag, hat Goethe unablässig, sich selbst aufs Höchste steigernd, gesühnt:

Zu der Zeit, als der Schmerz über Friedrikens Lage mich beängstigte, suchte ich nach meiner alten Art abermals Hilfe bei der Dichtkunst. Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in Götz von Berlichingen und Clavigo, und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wohl Resultate solcher reuigen Betrachtungen gewesen sein.

Er nennt nicht alle Dichtungen, aus denen Schuldgefühl und Reue sprechen; auch Fer-

nando in Stella ist eine der ‚schlechten Figuren‘, und in den ‚Geschwistern‘ (1776) läßt er Wilhelm, den mancher vergangenen Treulosigkeit Schuldigen, aufstöhnen:

Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Verzeiht! es ist lange! — ich habe unendlich gelitten! Ich schien euch zu lieben, ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend!

Ebenso ist die Ballade vom untreuen Knaben sicher ein Stück „poetische Beichte“:

Es war ein Buhle frech genung,
War erst aus Frankreich kommen,
Der hatt' ein armes Maidel jung
Gar oft in Arm genommen,
Und liebgekos't und liebgeherzt,
Als Bräutigam herumgescherzt,
Und endlich sie verlassen.

Die Tragödie vom verlassenen Mädchen — erst sie hat den Faust aus den Bereichen eines philosophischen Gesprächs auf die Höhe eines reinmenschlichen Dramas erhoben. Die Verse aus Faust von dem armen Mädchen mit kindlich dumpfen Sinnen, im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld, werden auf Friederikens Schicksal selbst von solchen gedeutet, die sich und uns einreden wollen, Goethes ungeheure Schuld sei gewesen, daß er Friederike ohne Heiratsabsichten geküßt habe. Keiner auf der Sandbank des Berufslebens gestrandeten Studentenliebschaft entsprang die größte Tragödie, die Menschenhand je geschrieben. Wie viel der Schrecknisse des Gretchendramas in Sesenheim wirklich durchlebt oder gefürchtet worden, wissen wir nicht, und niemals wird sich der Schleier heben über dem, was Goethe und Friederike Brion in den bittersüßen Wochen vor dem letzten Scheiden gelitten haben. Doch wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab dem Dichter ein Gott, zu sagen, was er leidet. Goethes Phantasie hatte ihm auf dem dunkeln Grunde des Fürchtens das noch dunklere Geschehen ausgemalt, das hereinbrechen könnte. Wie er in Jerusalem-Werthers Selbstmord die Wirklichkeit seiner eigenen ‚hängerigen Gedanken‘ in der Wetzlarer Zeit erblickte, so grub er mit dem unerbittlichen Stichel anklagenden Gedächtnisses in die Tafeln seines Weltgedichtes die grausigen Bilder dessen, was einem unschuldig schuldigen Geschöpf gedroht hatte.

Noch an anderer Stelle als im Faust, früher schon, hat Goethe das tragische Ende des verlassenen Mädchens dargestellt, im 1. Buche des Werther, in dem nachzulesenden Briefe vom 12. August.

Gegen Friederikens Tragödie, bei der es um Ehre und Leben ging, schrumpft die so oft und so breit erörterte Frage, warum Goethe das geliebte Mädchen nicht zum Weibe genommen, fast zur Bedeutungslosigkeit. So wenig wie bei seiner aufgeregten Tändelei mit Käthchen Schönkopf hat er bei seinem Liebesrausch in Sesenheim je ernstlich an die Möglichkeit eines Ehebundes gedacht. Selbst in den zierlichen Versen an die Geliebte wird von keinem unzerreißbaren Band gesprochen, höchstens von einem etwas festeren als einem ‚schwachen Rosenband‘. In dem stürmischsten Liebesgedicht an Friederike, dem Mailied, wünscht er ihr als Bestes: ‚Sei ewig glücklich, wie du mich liebst!‘ Und im ‚Willkommen und Abschied‘ bleibt der Gipfel seiner Wünsche: ‚Und doch, welch Glück, geliebt zu werden! Und lieben, Götter, welch ein Glück!‘

Bald nach der inneren Trennung, kurz vor dem letzten Abschied, schreibt Goethe aus Saarbrücken an eine Freundin Corneliens (27. 6. 1771), was er unter Liebe versteht:

Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen, o da sind wir so schwach, daß uns Blumenketten fesseln, nicht weil sie durch irgend eine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.

Das zweimalige Verkleiden, die Geschichte des Risses für das Sesenheimer Pfarrhaus, das Bemalen des Kutschwagens — all diese herzlich unbedeutenden Nebendinge erzählt uns Goethe in Dichtung und Wahrheit mit unnötiger Ausführlichkeit; über die Gründe seiner Trennung von Friederike kein Wort! Daß er sich von ihr losreißen werde und müsse, wird als selbstverständlich vorausgesetzt: ‚Die Ursachen eines Mädchens, das sich zurückzieht, scheinen immer gültig, die des Mannes niemals.‘ Friederikens holde Anwesenheit ‚ängstigte‘ ihn, in ihrer Abwesenheit blühte seine ‚ganze Zuneigung erst recht auf durch die Unterhaltung

in der Ferne. Ich konnte mich in solchen Augenblicken ganz eigentlich über die Zukunft verblenden'.

Sehr ähnlich hat Goethe 1823 sein Verhältnis zu Friederike bezeichnet (in dem arg versteiften und stilisierten Aufsatz ‚Wiederholte Spiegelungen'): ‚Ein jugendlich seliges Wahnleben spiegelt sich unbewußt eindrücklich in dem Jüngling ab.' Die Stellen in Dichtung und Wahrheit über das letzte Lebewohl klingen gemacht: ‚Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist.' Fürwahr, Unvergeßbareres als jene Tage hat Goethe nie wieder durchlebt! — Dann folgt die Dichtung von dem zweiten Gesicht beim Ritt nach Straßburg, die wohl nur den Übergang zu einem neuen Lebensabschnitt herstellen soll: ‚Der Schmerz war gemildert, und ich fand mich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohn, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder.'

Goethe hat Friederike nicht geheiratet, weil er damals überhaupt nicht heiraten wollte noch konnte: einen andern Grund brauchen wir nicht zu suchen. Seine Besonnenheit im Wirbel der Leidenschaft, dieses Erbteil des Ahnenblutes, zeigte sich in Sesenheim wie schon in Leipzig. ‚Eine Verlobung oder Heirat aus dem Stegreif war mir von jeher ein wahrer Greuel. — Liebe ist etwas Ideelles, Heiraten etwas Reelles, und nie verwechselt man ungestraft das Ideelle mit dem Reellen', so äußerte er sich 1823 zum Kanzler Müller. Also nur lieben — so oft wie möglich, so heiß wie möglich; aber sich nicht binden, nicht verloben, selbst nach einem Verlöbnis nicht heiraten. Der etwas unklare Ausdruck in dem Brief an Salzmann: ‚Die Zugabe! die Zugabe!' (vgl. S. 78) wird uns klar durch die fast wörtliche Wiederholung in ‚Stella' (Akt 4): ‚Und wenn's Stolz wäre, das Mädchen so allein, ohne Zugabe zu haben.' Die Zugabe, die ‚das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt', kann — unter anderm — die Heirat sein, und diese, das ‚Reelle der Liebe', gab es für Goethes Lebensanschauung zu jener Zeit und noch lange nachher nicht. Er verhehlt sich nicht, daß er Hoffnungen geweckt, vielleicht ‚mit Erklärungen weit herausgegangen ist'. In einem der fünf oder sechs Selbstanklagedramen, in Clavigo, spricht er das Für und Wider seines Verhaltens rücksichtslos aus:

> Clavigo: Ich kann die Erinnerung nicht los werden, daß ich Marie verlassen, hintergangen habe, nenn's wie du willst.
>
> Carlos: Daß du sie liebtest, das war natürlich, daß du ihr die Ehe versprachest, war eine Narrheit, und wenn du Wort gehalten hättest, wär's gar Raserei gewesen.

In dem Drama von der äußersten Treulosigkeit, in Stella, sagt die eine Betrogene entschuldigend zur andern:

> Nehmt euch vor dem Dichter in acht, er ist kein bösartiger Mensch, aber betrogen von seiner eigenen Phantasie muß er mit seinen aufrichtigen Liebesbeteuerungen auch betrügen! Das liegt in seiner Natur, der er selbst unfrei unterworfen ist.

Indessen auch ohne eine besondere, begreifliche Ehescheu bei dem kaum Zweiundzwanzigjährigen —, konnte Goethe 1771 oder bald darauf Friederike heiraten? Ja, unter einer ihm unerfüllbaren Bedingung: daß er die Stimme des Genius zum Schweigen brachte, der Dichtung entsagte, ein echter und gerechter Frankfurter Anwalt wurde wie die Textor, die Ochsenstein, die Schlosser, und in einem vaterstädtischen Ämtlein oder Amt das Hochziel seines Lebens sah. Daß er im besten Falle, dem der ausschließlichen Hingabe an die Advokaterei, noch Jahre warten mußte, um selbständig zu werden, daß er bis dahin aus der Tasche des Vaters zu leben gezwungen war, wußte er mit Sicherheit. Noch bei der Herausgabe des Götz auf eigene Kosten, das heißt mit erborgtem Gelde, bezeichnete er sich ‚als Haussohn, dessen Kasse nicht in reichlichen Umständen sein konnte'. Dies ist eine sehr milde Umschreibung für viel Peinlicheres: in den vier Jahren zwischen der Heimkehr von Straßburg und der Reise nach Weimar hat Wolfgang Goethe, der Dichter des Götz, des Werther, des Faust, von seinem Vater ein monatliches Taschengeld von sechs Gulden, nach heutigem Geldwert von zwanzig Mark, bezogen! Wie schrecklich mußte ihm der Gedanke sein, in Frankfurt geistig zu versauern, kümmerlich hinzuleben, jeden Groschen vom Vater erbittend, von diesem Vater, dessen Beispiel ihm warnend vor der Seele stand: ‚Dies zusammen lag als eine entsetzliche Last auf meinem Gemüte, von der ich mich nur zu befreien wußte, indem

ich mir einen ganz andern Lebensplan als den mir vorgeschriebenen zu ersinnen trachtete' (Dichtung und Wahrheit).

Nicht unmöglich, daß ihn Friederike, all in ihrer Munterkeit, als Gefährtin eines Mannes mit den hochfliegendsten Plänen mehr eine Fessel als ein Sporn dünkte. Würde sie sich in die große Welt fügen, ins Rollen der Begebenheit, die Goethe in unbestimmten Formen vor sich sah? Wie klein war ihre Welt, klein wie die der niedlichen Prinzessin jenes Märchens von der Neuen Melusine, das Goethe schon in Sesenheim erzählt haben will, aber ganz sicher erst viel später niedergeschrieben hat. Es steht in Wilhelm Meisters Wanderjahren und ist gewiß nicht in Sesenheim vorgetragen worden: hier hätte es mit seiner Durchsichtigkeit geradezu beleidigend gewirkt. Indessen mit dem Kern dieses Märchens: der Liebe eines Mannes für ein Zwergenpüpplein und seiner Losreißung aus dem ihn selbst verzwergenden Zauberkreise, hat Goethe vielleicht in späteren Jahren ‚eine poetische Gestalt dem Wirklichen gegeben', das ihm durch eine Jünglingsheirat mit Friederike beschieden worden wäre. Beachtenswert sind die Wendungen jenes Märchens: ‚Ich dachte nicht daran, daß sie mich wieder verlassen könnte, um so weniger als sie sich seit einiger Zeit entschieden guter Hoffnung befand', und die andere: ‚Wie schrecklich ward mir zu Mute, als ich von Heiraten reden hörte!' Der greise Goethe, der bewußte Symboldichter, der immer Uneigentliche, hat sicher nicht ohne Bedacht ein Märchen mit solchem Stoff und solchen Ausdrücken als in der Sesenheimer Laube vorgetragen berichtet.

Friederikens trostloses Leben in Sesenheim nach Goethes Weggang von Straßburg hat uns ein Dichter geschildert, dessen schönstes Gedicht diese Schilderung ist: Lenz, der sich Goethes Freund nannte und an dem krankhaften Hange litt, sich anempfindend in die Geliebten der Freunde zu verlieben. Aus dieser in den Spuren der Liebe eines Andern wandelnden Liebe hat Lenz das Gedicht geschöpft, das nach seinem Tode von Goethe in Schillers Musenalmanach für 1798 veröffentlicht wurde. Einige Verse daraus sind das Rührendste, was wir über Friederikens Los besitzen:

In ihrer kleinen Kammer hoch
Sie stets an der Erinnrung sog:
An ihrem Brotschrank an der Wand
Er immer, immer vor ihr stand,
Und wenn ein Schlaf sie übernahm,
Im Traum er immer wieder kam. —
Denn immer, immer, immer doch
Schwebt ihr das Bild an Wänden noch

Von einem Menschen, welcher kam
Und ihr als Kind das Herze nahm.
Fast ausgelöscht ist sein Gesicht,
Doch seiner Worte Kraft noch nicht,
Und jener Stunden Seligkeit,
Ach, jener Träume Wirklichkeit,
Die, angeboren jedermann,
Kein Mensch sich wirklich machen kann.

Goethe blieb in der Frankfurter Zeit in loser Verbindung mit Friederike, wie z. B. sein Brief an Salzmann vom Oktober 1773 beweist:

Wenn Sie das Exemplar Berlichingen noch haben, so schicken Sie's nach Sesenheim unter Aufschrift an Msll., ohne Vornamen. Die arme Friedrike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird.

Auf seiner zweiten Schweizerreise machte er im September 1779 einen Abstecher von Speier nach Sesenheim und schrieb darüber an die Stein:

Den 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Atem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jene Laube, und da mußt ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. — Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.

Diesem Brief über die Geliebte vergangener Tage an die Geliebte der Gegenwart kommt natürlich kein urkundlicher Beweiswert zu. In den ‚Biographischen Einzelheiten' berichtete

er später: ‚Der größte Teil der Unterhaltung (mit Friederike) war über Lenzen.‘ Dieser hatte nämlich vergebens versucht, Goethes Briefe an Friederike in seine Hände zu bekommen. — Die Erzählung Lotharios in ‚Wilhelm Meister‘ (Buch 7, 7) ist eine der dichterischen ‚Spiegelungen‘ des letzten Wiedersehens, wie Goethe sie liebte. Ganz zufällig wird wohl der Name Margarethe für die wiederaufgesuchte Geliebte nicht gewählt worden sein.

Die seelische Erklärung für Goethes Besuch in Sesenheim ist nicht schwer. Dem hochgemuten Menschen mit dem quälenden Pflichtsinn, dem Dichter mit der leidenschaftlichen Steigerung jedes Eindrucks war es unerträglich, an das Brionsche Haus mit seinen unausgesöhnten Geistern zurückzudenken. Nur durch einen männlichen Entschluß konnte Entsühnung von schwerer Jünglingschuld gewonnen, konnten die Furien in der eignen Brust besänftigt werden. Nicht Friederikens Verzeihung allein galt es zu erbitten; da waren Eltern, da waren Geschwister —: wie selbstverständlich wird jenes Abbiegen vom Wege in die Schweiz, wenn wir so groß von Goethe denken, wie es der Dichter alles Edelsten von uns fordern darf!

Eine späte Spur brieflichen Verkehrs mit Friederike findet sich noch in Goethes Weimarer Tagebuch vom 13. März 1780: ‚Guter Brief von Riekchen B.‘; dann verglimmt für uns der letzte Funke der schönsten und tragischsten Liebe in Goethes Leben. Das tapfere elsässische Mädchen in den ‚Aufgeregten‘ nannte er 1793 mit Friederikens Namen. Fausts Opfer wagte er nicht nach ihr zu benennen, sondern wählte den Namen des unbekannten Gretchens aus den Frankfurter Knabentagen.

Friederikens äußeres Leben nach der Vernichtung ihres Jugendtraums bietet nichts Bemerkenswertes. Abwechselnd bei den Geschwistern und deren Kindern an verschiedenen Orten lebend, die letzten acht Jahre in Meißenheim bei Lahr, ist sie dort am 3. April 1813 verblichen; liebendes Gedenken an die gute, fürsorgliche Tante ist ihr gefolgt. Sie ruht auf dem Friedhof ihres Sterbeortes; ein Grabdenkmal trägt die schönen Verse:

> Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
> So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh.

Siebentes Kapitel.

Die Dichtungen der Straßburger Zeit.

> Die du mir Jugend
> Und Freud und Mut
> Zu neuen Liedern
> Und Tänzen gibst.

Goethes ganz eigene, nicht fremden Mustern nachgereimte früheste Lyrik ist eine Frucht der Straßburger und Sesenheimer Zeit. Die unterirdischen Quellen dichterischen Schaffens wurden durch eine heiße Leidenschaft, eine schwere Schuld und ein großes Leid entriegelt. So wenig wie durch Herders Lehre, wurde durch die erste scharfe Lebensprüfung etwas völlig Neues in Goethes Dichterseele gezeugt. Wir hatten ja schon in der Leipziger Zeit die Keime der echten Poesie im Gegensatze zu der überkommenen Schäferei gespürt. Die Schicksalswende jedoch für den deutschen Dichter Goethe geschah dadurch, daß er unter dem Sturmgerüttel eines Ereignisses den Mut fand, ganz er selbst zu sein, nicht mehr ein schäkernder Nachtändler französischer Tändelei. Der in vertrauten Briefen, in einigen eingestreuten Gedichten aus Leipzig, besonders in den Oden an Behrisch deutlich wahrnehmbare Unterstrom lyrischen Gesanges quoll nach oben und verdrängte das seichte Oberflächengekräusel nachleiernder Anakreontik: dies ist der entscheidende Umschwung in Goethes Auffassung und Ausübung der Dichtkunst beim Übergang vom Jüngling zum Manne.

Der Lyriker Goethe ist vor allem andern ein Lyriker der Liebe. Käthchen Schönkopf hatte ihm überheizte Briefe an Behrisch eingegeben, — ein vollgültiges Lied ist jener Nervenliebe des Knaben nicht entsprungen. Das überfließende Glücksgefühl der ersten heißen Herzensliebe ergoß sich in dem Mailied, der Krone seiner Straßburger Dichtung:

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne!
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust;
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe!
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n.

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, o Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blinkt dein Auge!
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

Wie ich dich liebe
Mit warmem Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Mut

Zu neuen Liedern
Und Tänzen gibst.
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst!

Ein Stammeln, ein Jauchzen, ein aufs höchste gesteigertes Lebensbewußtsein, alles in den einfachsten Ausdrücken, ohne absichtlich ‚poetische' Worte, doch schon mit Goethischen Sprachgebilden wie ‚golden schön', ‚Blütendampf'. Keine Regelmäßigkeit der Reimbänder; echt deutscher Vers mit seiner Freiheit im Sparen oder Häufen der Hebungen und Senkungen; hinreißender Rhythmus, und schon hier die vollendete innere Form des Meisters: die unlösbare Einheit von Empfindung, Ausdruck und Maß.

Ebenso gehört Friederiken die erste Ballade, oder wenn man will Romanze Goethes: das Lied vom **Heidenröslein**, mag es auch etwas später als 1771 niedergeschrieben sein. Es gibt ein altes Volkslied mit dem Kehrreim ‚Röslein auf der Heiden' in der Blumenlese eines Paul von der Aelst (1602). In Uhlands Volksliedersammlung ist es als 56. Stück abgedruckt, mit dem Anfang: ‚Sie gleicht wohl einem Rosenstock, drum gliebt sie mir im Herzen', und dem Schluß: ‚Küß du mich, so küß ich dich, Röslein auf der Heiden!' Goethe gestaltete dieses Volkslied inhaltlich so völlig um, daß er es mit Fug unter seine selbständigen Gedichte einreihen durfte. Für die tragische letzte Strophe ‚Und der wilde Knabe brach 's Röslein auf der Heiden —' bot das harmlose, bis ans Ende heitere Volkslied keine Unterlage; auch sie war ein bedeutsames Spiegelbild eigenen Erlebens. Herder hat das ihm von Goethe als eins der im Elsaß gesammelten Volkslieder übersandte Gedicht 1773 in den Blättern ‚Von deutscher Art und Kunst' abgedruckt, trotz seiner Kenntnis der Aelstischen Sammlung in dem Glauben, es sei ein echtes Volkslied. Goethes erlebtes und gedichtetes Eigentum an diesem lyrischen Kleinod steht außer Frage.

Für Friederike war auch das herrliche Erlebnisgedicht Willkommen und Abschied bestimmt; den zweiten Vers: ‚Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!' tönte Goethe später ab: ‚Es war getan fast eh gedacht.' Hierin wird nicht mehr von Luna und Zephirs, von Amor und halbverhüllten Busen geschäkert und gelüstert; nein, das Feuer in seinen Adern, die Glut in seinem Herzen lodert in Flammen echter Lyrik empor, und der Dichter läßt uns die umgebende Natur mit ihren hundert schwarzen Augen, ihrem leisen Flügelschlag der Winde mitsehen und mitfühlen.

Der zierliche Stoff des zierlichen Liedes für Friederike Mit einem gemalten Band ließ ihn noch einmal zu den abgegriffenen Formen der Schäferpoesie greifen; aber die guten jungen Frühlingsgötter, die tändelnd die kleinen Blumen, kleinen Blätter auf ein luftig Band streuen, und der Zephir, der's auf seine Flügel nimmt und um der Liebsten Kleid schlingt, sind so anmutige, geschaute Wesen, daß sie den Zauber dieses Gedichtes, des liebreizendsten der ganzen deutschen Anakreontik, nicht mindern. Die ursprüngliche Fassung an Friederike ließ auf den Vers: ‚Und ich bin belohnt genung' folgen:

Schicksal, segne diese Triebe,
Laß mich ihr und laß sie mein,
Laß das Leben unsrer Liebe
Doch kein Rosenleben sein.

Rahel Levin nahm übertreibend die Schlußstrophen ernster, als Goethe sie gemeint: „Zum ersten Mal war Goethe feindlich für mich da. Solche Worte muß man nicht schreiben, er nicht. Er kannte ihre Süße, ihre Bedeutung; hatte selbst schon geblutet. Gewalt antun ist nicht so arg.'

Aus dem Nachlasse Friederikens stammen noch sieben Gedichte Goethes, alle an sie gerichtet und von ihr sorgsam aufbewahrt; sie stehen in den besseren neuen Ausgaben. Goethe

Zu einem gemahlten Band

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlings Götter
Tändelnd auf ein lüfftig Band

Zephir nimm's auf deine Flügel
Schlings um meiner Liebe Kleid
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie wie eine Rose jung
Einen Kuß geliebtes Leben
Und ich bin belohnt genung

Fühle was dies Herz empfindet
Reiche frey mir deine Hand
Und das Band das uns verbindet
Sey kein schwaches Rosenband

G.

hat keines in seine Gedichtbände aufgenommen, ein hervorragendes ist nicht darunter. Sie bewegen sich gaukelnd auf der Oberfläche seines Liebesgefühls und verstärken den Eindruck, daß Goethe in Sesenheim nie an ein dauerndes Band gedacht, ja nie ernsthaft davon gesprochen hat. Wie unverbindlich ist selbst dieses ernsteste unter den sieben:

Jetzt fühlt der Engel, was ich fühle,
Ihr Herz gewann ich mir beim Spiele,
Und sie ist nun von Herzen mein.
Du gabst mir, Schicksal, diese Freude,
Nun laß auch Morgen sein wie Heute
Und lehr' mich ihrer würdig sein.

Sein Wunsch reicht eben nicht über das Morgen hinaus.

Die deutschen Anakreontiker kinderten in Verschen, weil sie in ihren gemachten Gefühlchen Kinder sein oder scheinen wollten; als Goethe zum Manne reifte, tat er das Kindische ab oder gönnte ihm nur noch Raum, wo kindlich gespielt wurde, so in den wenigen Gesellschaftsgedichtlein aus jener Zeit, z. B. ‚Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg'. Wo Goethe in späteren Jahren, noch in Weimar, geschäfert hat, da geschah es mit Bewußtsein und fast nur zu gesellschaftlichen Zwecken. Das Vertiefen des Liebesgefühls, der furchtbare Ernst der letzten Sesenheimer Wochen, dazu der Einfluß Herders und die eigene Bekanntschaft mit Ossian, Percy, Homer, Shakespeare, auch mit der zuerst 1771 erschienenen Odensammlung Klopstocks, entzündeten das Läuterfeuer, das die anakreontischen Schlacken herausglühte.

Erst 1772 wurde in Wetzlar vollendet das vielleicht schon in Straßburg oder auf der Reise nach Saarbrücken innerlich empfangene schöne Gedicht Der Wanderer mit der wunderbaren Vorwegnahme italienischer Eindrücke:

Epheu hat deine schlanke
Götterbildung umkleidet,
Wie du emporstrebst
Aus dem Schutte,
Säulenpaar!

In Niederbronn, in den Bädern und Tempeln aus der Römerzeit, hatte ihn der Geist des Altertums umspült, ‚dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulen-Knäufen und -Schäften aus Bauerhöfen, zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte, gar wundersam entgegenleuchteten'.

Auf lyrische Glanzstellen seiner Straßburger Briefe und sonstigen Prosa wurde schon hingewiesen. Und wie der Prosahymnus auf den Meister Erwin und sein Werk Stimmungen aus dem Liede Ganymeds vorausnahm, so klingt die Briefstelle von 1771 mit Versen im Prometheus (S. 123) zusammen: ‚Wenn das Herz so ganz warm an seine Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne dasitzt, wenn sie fließen —.'

Von den mancherlei dramatischen Entwürfen, zum Cäsar, zum Sokrates, wurde nichts ausgeführt; sie verschwanden auch nachmals aus seinem dichterischen Gesichtskreis. In einem Briefe heißt es über das Wälzen der großen Pläne verzagt: ‚Wie gewöhnlich mehr gedacht als getan; deswegen wird auch nicht viel aus mir werden.' Ein paar Fetzen zum Cäsar bilden den Abschluß der Ephemeriden, dessen erster sich vielleicht auf Goethes Verhältnis zu Herder deuten läßt:

Es ist was verfluchtes, wenn so ein Junge neben einem aufwacht, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er einem übern Kopf wachsen ist. — — So lang' ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem Grabe sich zu freuen.

Wahrscheinlich stammt aus der Straßburger Zeit das Bruchstück eines Romans oder einer Abhandlung in Briefen über die Liebe, eine rechte Stümperei, die mit dem frechen Ausspruche schließt, ‚ein Frauenzimmer könne uns nicht mehr gewähren als den gegenwärtigen Genuß', der leicht hingeschriebene Ausdruck einer Augenblicksstimmung. — Der Schwärmerei für Ossian entsprang das Bruchstück einer Übersetzung der Gesänge von Selma.

Achtes Kapitel.

Reisen und Abschluß.

Ich heiße die Schuld' — ‚Ich heiße die Sorge', so sprechen zwei der vier grauen Weiber, die sich um Mitternacht zu Faust vor dem Ende einschleichen. Der müde Greis erblindet unter ihrem Anhauch; der Jüngling Goethe fühlt im Kampfe mit ihnen seine Kräfte wachsen

und reift durch das erste große Ereignis seines Lebens zum Manne. Nicht aus der Liebesfreude allein quillt das Dichtergefühl für das der ganzen Menschheit zugeteilte Los; höchste Weihe gab ihm erst die Stunde, da ‚Geister still und sinnend auf schwarzen Schalen sein Geschick wogen‘.

In Straßburg beginnt der angeborene Trieb zur Selbstzucht sich absichtsvoll zu regen. Hatte Herder durch erbarmungslosen Spott seine dichterische Genügsamkeit erschüttert und ihm den geraden Weg zur einzig echten Kunst gewiesen, so hatte Goethe in Straßburg ‚innerlich und äußerlich mit ganz andern Verhältnissen und Gegnern (als in Leipzig und Frankfurt) zu kämpfen, indem ich mit mir selbst, den Gegenständen, ja mit den Elementen im Streit lag‘. Die Reizbarkeit des ersten Mannestums störte sein körperliches Gleichgewicht; Lärm, widerliche Eindrücke, Anfälle von Höhenschwindel beunruhigten ihn. Da griff er zu den stärksten Mitteln der Umgewöhnung, denn ihm war, als habe er keine Zeit zu verlieren:

Abends beim Zapfenstreich ging ich neben der Menge Trommeln her, deren gewaltsame Wirbel und Schläge das Herz im Busen hätten zersprengen mögen. Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturms und saß unter dem Knopf oder der Krone, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können stehend das unendliche Land vor sich sieht. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward.

Im Anatomiesaal befreite er sich von dem eingeborenen Ekel und Abscheu gegen krankhafte und widerwärtige Gegenstände. Gegen die abergläubischen Gebilde der Finsternis suchte er sich zu stählen, indem er bei Nacht Kirchhöfe und einsame Kapellen aufsuchte und sich so ‚von dem Drang und Druck des allzu Ernsten und Mächtigen befreite‘.

Zusehends wächst in Goethe das Selbstgefühl. Aus der schwärmerisch begeisterten Hingabe an den Genius, er heiße Homer, er heiße Erwin oder Shakespeare, saugt sein eigener Genius Lebensatem und bereitet sich die Gefühlswelt vor, aus der nicht lange danach des Wanderers Sturmlied erbrauste: ‚Den du nicht verlässest, Genius, Wirst ihn heben übern Schlammpfad Mit den Feuerflügeln.‘ Im Sommer 1771 heißt es in jenem Schwärmerbrief an Herder, er wolle lieber Merkur sein, der letzte, der kleinste unter den Planeten, die sich um eine Sonne drehn, als der erste unter den fünf Monden, die um den Saturn ziehn (S. 69). Daß er selbst eine Sonne für sein Volk, für die Kulturwelt zu werden bestimmt war, konnte er nicht zu ahnen wagen. Doch ‚von den Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns‘. Dieser zum Höchsten spornende Gedanke war ihm aufgestiegen, als ihm Shakespeares Größe aus ‚Hamlet‘ entgegentrat, und in seiner Jubelrede zum Shakespearestag (S. 106) sprach er ihn aus als der einzige der kleinen Festgesellschaft, der den Sinn solcher stolzen Worte empfinden konnte; denn auf seinem Schreibtisch in der Giebelstube am Hirschgraben lagen schon die Blätter mit dem Götz von Berlichingen.

Durch langwierige Krankheit gereizt, in seinem jungen Schriftstellerruhm ein wenig dünkelhaft, hatte Herder den jünglingshaft erregten, von Gegenstand zu Gegenstand springenden Schüler Goethe einen Specht, sein Wesen spechtisch gescholten. Goethe hatte sich das Wort gemerkt und in einem auftrotzenden Nachwort schreibt er Herdern: ‚Noch was. Ich habe einen Specht ausgestopft gesehen, das ist kein gemeiner Vogel. Und ich bin ganz wie ich bin Ihr Freund Goethe.‘ In Straßburg hatte er sich dem spottsüchtigen Kranken nachsichtig gefügt; aus Frankfurt schreibt er ihm im Oktober 1771: ‚Ich kann nicht leugnen, daß sich in meine Freude (am entstehenden Götz) ein bißchen Hundereminiszenz mischte und gewisse Striemen zu jucken anfingen, wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters.‘ Zwischen den Zeilen lesen wir hier: Vielleicht hast du dich in der Art des Vogels gründlich getäuscht, hast einen jungen Aar für einen Specht gehalten. Die größten Dichterstoffe wogen und drängen sich in ihm; manche werden nur angepackt, zwei, Götz und Faust, festgehalten. Andere versinken, und des Lebens wechselnde Welle reißt sie nicht mehr empor.

Eine wertvolle Gabe des Genius reift ihre erste Frucht: die des entschlossenen Wandels, des Umlernens. Man denke an das Zu- und Umlernen des Jünglings und des jungen Mannes Bismarck, würdige den Umschwung in Schiller von Luise Millerin zum Don Karlos und werde sich der Wesensgleichheit genialer Menschen bewußt. Vom ‚guten Geschmack‘, wie

er ihn in Leipzig halbzweifelnd bewundert und nachgeschmeckt hatte, zur Verachtung alles dessen, was nicht urkräftig aus der Seele dringt, — welch ein Umwühlen des ganzen geistigen Menschen! ‚Auf, meine Herren!', heißt es schon 1771 in der Denkrede auf Shakespeare, ‚trompeten Sie mir alle edlen Seelen aus dem Elysium des sogenannten guten Geschmacks, wo sie schlaftrunken in langweiliger Dämmerung halb sind, halb nicht sind'. Die Bauwerke altdeutscher Kunst in Frankfurt und Leipzig hatte er nur so hingenommen; am Straßburger Münster ging ihm das Geheimnis der Größe in der bildenden Kunst auf, und sein späteres Verhältnis zur Gotik beweist, daß ihn doch weniger die Deutschheit als die künstlerische Erhabenheit des Münsters begeistert hatte.

Die zierlichen Niedlichkeiten der französischen ‚Poésie galante' nachzudrechseln, war ihm bis und anfangs noch in Straßburg ein Ziel dichterischen Strebens; daß im kunstabsichtslosen Volkslied eine in sich vollendete Kunst sich aussprechen könne, der Gedanke war in ihm vor der Begegnung mit Herder nicht wachgeworden. Dann aber sammelte er die bescheidenen Perlen elsässischen Volksgesanges, dichtete sein Heidenröslein, das den meisten deutschen Lesern wie ein echtes Volkslied klang, und sang mit der Lerche um die Wette: ‚Wie herrlich leuchtet Mir die Natur!'

Auch der seiner Kunst sich bewußt werdende Lehrling regt sich, der aus dem Gedankenaustausch mit Anderen Klarheit schöpfen will über den Urgrund aller Kunst: die Schönheit. In dem Briefe vom Juli 1770 an einen jungen Frankfurter, Hetzler, lehrt der junge Schönheitsucher:

Sie werden mehr Vorteil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist. Einmal für allemal bleibt sie unerklärlich; sie erscheint uns wie im Traum, wenn wir die Werke der großen Dichter und Maler, kurz aller empfindenden Künstler betrachten; es ist ein schwimmendes glänzendes Schattenbild, dessen Umriß keine Definition hascht. Mendelssohn und andere haben versucht, die Schönheit wie einen Schmetterling zu fangen und mit Stecknadeln für den neugierigen Betrachter festzustecken; es ist ihnen gelungen; doch es ist nicht anders damit, als mit dem Schmetterlingsfang ... Der Leichnam ist nicht das ganze Tier, es gehört noch etwas dazu, noch ein Hauptstück —: das Leben, der Geist, der alles schön macht.

Also nicht definieren, sondern von Angesicht zu Angesicht schauen, darauf kommt's an, und dies ist das erste Wort unseres größten Künstlers über das Kunstgefühl, wie es nach mehr als sechzig Jahren sein letztes Wort sein wird: ‚Ein Kunstwerk sollte nur genossen, nicht zerlegt werden.'

Demselben jungen Frankfurter gibt Goethe den weisen Rat, in die alten Klassiker so einzudringen: ‚Man liest erst den Schriftsteller und hernach die Einleitung, — wir lernen besser acht haben und selbst urteilen.'

Die Leipziger Altklugheit des Knaben weicht der reifenden Weisheit des durch Erlebnis und Nachdenken vertieften Jünglings. An einen andern Frankfurter Freund, Trapp, schreibt er im Juli 1770: ‚Unsere Neigungen? was wir tun sollen in Absicht auf sie? Narren sind sie diese unreifen Bewegungen unseres Herzens, und Sie wissen ja, was geschieht, wenn man sich von solchen Compagnons bei der Nase herumführen läßt.' Und an Hetzler schreibt er, wie er mehr als einmal in Weimar geschrieben: ‚Um die Welt recht zu betrachten, muß man sie weder zu schlimm noch zu gut halten; Liebe und Haß sind gar nahe verwandt und beide machen uns trüb sehen.'

Seine Frankfurter Prosa zeigt alle Stile Goethes vor dem Geheimratstil: den ausgelassen witzigen, den begeistert erglühenden, den bedächtig klugen, ja schon den abgeklärt feierlichen, klassischen. Welch schönes Stück Goethischer Jugendprosa ist z. B. sein Brief an die Großmutter Textor beim Tode ihres Gatten:

— Sie haben mehr Unglück ausgestanden als ich, Sie müssen weit lebhafter fühlen, als ich's sagen kann, daß — — die Reihe von Glück und Unglück im Leben ineinander gekettet ist, wie Schlaf und Wachen, keins ohne das andre und eins um des andern willen, daß alle Freude in der Welt nur geborgt ist. Sie haben Kinder und Enkel vor sich sterben sehen, an dem Morgen ihres Lebens Feierabend machen, und nun begleiten Ihre Träume einen Gemahl zu der ewigen Sabbatruhe, einen Mann, der seinen Wochenlohn redlich verdient hat. Er hat ihn nun.

Nach all dieser, notgedrungen so eingehenden, Betrachtung des männlichen und des dichterischen Wachstums Goethes in den fast anderthalb Jahren im Elsaß klingt es einigermaßen stillos, wenn wir erinnern müssen, daß Wolfgang Goethe nach Straßburg gegangen war, um so zu sagen seine Rechtsstudien abzuschließen. Wiewohl eine seiner Prüfungsthesen lautete: ‚Studium juris longe præstantissimum‘ (Das Studium der Rechte ist bei weitem das vorzüglichste), war ihm alles, was damit zusammenhing: Vorbereitung, Prüfungen, Doktorarbeit, öffentliche Promotion, nichts als bitteres Muß. Als er in Dichtung und Wahrheit von der Straßburger Zeit als von ‚jenen wunderbaren, ahnungsvollen und glücklichen Tagen‘ schrieb, hat er gewiß nicht an die Juristerei gedacht.

Goethe, der noch vor der Erfindung des Abiturientenexamens Student geworden, hat doch als guter Deutscher zwei juristische Examina über sich ergehen lassen müssen: ein erstes am 25. September 1770, das ‚insigni cum laude‘ glückte, ihm den hoffnungsvollen Titel eines ‚Kandidaten‘ verlieh und den Weg zum ‚Rigorosum‘ auftat. Für dieses hatte Goethe, mehr nach des Vaters als dem eigenen Wunsche, große Dinge vor, eine Schrift über eine wichtige allgemeine Frage des Staatsrechts. Noch immer unter der Nachwirkung von Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorie (S. 53) wählte er zum Gegenstande seiner Dissertation und Disputation das Verhältnis zwischen Staat und Kirche. Schon Rousseau hatte die Frage von den Machtgrenzen des Staates gegenüber der Religion, oder doch der Kirche, in seinem Contrat social (1762) behandelt und darin rundweg gefordert, daß der Staat festzusetzen habe, welches Glaubensbekenntnis die eine, einzige Staatskirche fordern dürfe. Goethe hatte aus Rousseaus ihn sonst gleichgültig lassendem politischen Hauptwerk den ungeheuerlichen Satz behalten und in seinem ‚jugendlichen Sinne festgesetzt, daß der Staat, der Gesetzgeber das Recht habe, einen Kultus zu bestimmen, nach welchem die Geistlichkeit lehren und sich benehmen solle, die Laien hingegen sich äußerlich und öffentlich genau zu richten hätten‘. Die innere Glaubensfreiheit sollte nach des jungen Goethe seltsamer Ansicht durch solche Tyrannei nicht vergewaltigt werden. Seine Dissertation De legislatoribus (Von den Gesetzgebern) war also im Grunde nur die breitere Ausführung des früher in Europa fast allgemein herrschenden despotischen Grundsatzes ‚Cujus regio, ejus religio‘ (Wessen das Land, dessen der Glaube). Kein Wunder, daß die Straßburger Fakultät seine Arbeit zwar höchlich lobte, sie aber wegen ihres anstößigen Inhaltes zurückwies, besonders wegen der Sätze: daß der Gesetzgeber den Kultus frei bestimmen dürfe, einer in dem katholischen Frankreich ganz unzulässigen Möglichkeit; und daß auf den Tafeln Mosis nicht die Zehn Gebote gestanden hätten, einer Vermutung, die er etwas später selbständig zu begründen suchte (S. 169).

Da sich aber Goethe der Fakultät als einen denkenden jungen Mann gezeigt, von dem sie das Beste hoffen dürfe, ‚so wolle sie ihn gern, um die Sache nicht aufzuhalten, über Theses disputieren lassen‘. Nichts war Goethe willkommener: unter dem Beistand des Einpaukers wurden 56 Positiones juris (Rechtssätze) zusammengestoppelt, dazwischen manche gar merkwürdige, z. B.: ‚Alle Gesetzgebung steht dem Fürsten zu. — Desgleichen die Auslegung der Gesetze. — Es ist keine Gesetzessammlung zu veranstalten (also wie damals in Frankreich und bis heute in England). — Die Todesstrafen sind nicht abzuschaffen.‘ Und als vorletzte die schon erwähnte: ‚Ob die Kindesmörderin mit dem Tode zu bestrafen, ist eine unter den Rechtsgelehrten streitige Frage.‘ Schade, daß wir von Goethes Behandlung dieser These nichts wissen.

Am 6. August 1771 bestand er das Examen pro licentia und zwar ‚cum applausu‘. ‚Die Disputation ging, unter Opposition meiner Tischgenossen, mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber.‘ Mit wie großer, erfahren wir aus der Überlieferung, wonach der ehrliche Lerse, einer seiner ‚Opponenten‘, das gelehrte Schauspiel allzu ernst nahm und Goethe so arg zusetzte, daß dieser verdutzt aus dem Disputierlatein ins Deutsche fallend ausrief: ‚Ich glaube, Bruder, du willst an mir zum Hektor werden!‘

‚Ein guter herkömmlicher Schmaus beschloß die Feierlichkeit.‘ So war denn diese seltsame Studentenlaufbahn nach sechs Jahren zu Ende gebracht und Goethe ein Lizenziat der Rechte geworden, — mit welcher Herrlichkeit er sich begnügte. Der Doktortitel war nur eine sehr kostspielige Formel; sie stand jedem Lizenziaten, der das schöne Geld dran wenden

wollte, ohne weiteres zu Gebote. Eine Einladung der juristischen Fakultät, mit einer andern Arbeit die Doktorprüfung nachzuholen, wies Goethe von Frankfurt aus zurück, in einem Gefühl, das ein Brief an Salzmann vom Herbste 1771 ausspricht: ‚Ich habe so satt am Lizentiieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit tue.‘ In Deutschland wurde kein Unterschied zwischen Lizenziat und Doktor gemacht; in Weimar hieß Goethe, bis er Geheimrat wurde, immer kurzweg der ‚Dr. Goethe‘.

Ende August verließ er Straßburg, nach einem letzten traurigen Abschied von Friederike: ‚Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zu Mute.‘

Auf dem Heimwege nach Frankfurt hatte er unterwegs in Mannheim noch einen starken Kunsteindruck: er sah dort in dem Antikensaal die um jene Zeit in Deutschland kaum irgendwo sonst in solcher Vollständigkeit versammelten Abgüsse der berühmtesten Bildwerke der Museen von Rom und Florenz, ‚einen Wald von Statuen, durch den man sich durchwinden, eine große ideale Volksgesellschaft, zwischen der man sich durchdrängen mußte‘. Leicht bestimmbar, wie Goethe zu allen Zeiten gewesen, empfing er von dieser ersten eindringlichen Bekanntschaft mit der antiken Kunstwelt einen so starken Eindruck, daß die Begeisterung für den Straßburger Münster zurücktrat. Als ihm dann Bruchstücke antiker Baukunst in die Augen fielen, so der Abguß eines Kapitells des römischen Pantheons, da ‚fing beim Anblick jener so ungeheuren als eleganten Akanthblätter sein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken an.‘

Neuntes Kapitel.

Der Zustand deutscher Literatur und Bildung.

> Die literarische Epoche, in der ich geboren bin, entwickelte sich aus der vorhergehenden durch Widerspruch (Dichtung und Wahrheit, 17. Buch).

Goethe schließt das Vorwort zu Dichtung und Wahrheit mit dem Satze: ‚Dieses scheint die Hauptaufgabe der Biographie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.‘ Kein Bild von Goethes Leben und Werken, zumal seine jungen Jahren, ist verständlich ohne einige Kenntnis der literarischen Welt, in die er hineingeboren ward. Und noch etwas andres ist notwendig zur vollen Anschaulichkeit seines Wirkens: der Versuch — mehr als ein Versuch ist in diesem Rahmen nicht möglich —, die Höhe der Bildung des deutschen Volkes anzudeuten um die Zeit, als Goethe sie so machtvoll zu beeinflussen begann. Ist doch Literaturgeschichte überhaupt nicht bloß die Geschichte von Schriftstellern und ihren Büchern; erst durch sein Wirken auf den Leser gewinnt ein Buch Leben: darum muß jede Geschichte der Kunst zugleich eine des Kunstgeschmackes, jede Literaturgeschichte oder Einzelschilderung ein Abbild des Geisteszustandes derer sein, an die sich die Bücher der Dichter und Schriftsteller wandten.

Was sah Goethe an lebendiger Literatur vor sich, als er in Straßburg und sogleich nach der Rückkehr ins Elternhaus seine erste große Dichtung, den Götz, ersann und ausführte? Er selbst hat ja eine ausgezeichnete Übersicht der nächsten Vergangenheit deutscher Literatur gegeben: im 7. Buch von Dichtung und Wahrheit, und sie ist unbedingt nachzulesen. Er sagt jedoch ausdrücklich von jenem literaturgeschichtlichen Abriß: ‚Was ich gegenwärtig stück- und sprungweise davon zu sagen gedenke, ist nicht sowohl, wie sie war und für sich geschaffen sein mochte, als vielmehr, wie sie sich zu mir verhielt.‘ Auch unter diesem engern Gesichtswinkel ist Goethes Gemälde nicht vollständig; sein Gedächtnis beim Abfassen von Dichtung und Wahrheit war für einige wichtige Einflüsse in der Jugendzeit nicht mehr frisch genug.

Zu Eckermann äußerte er sich (2. 1. 1824): ‚Da hatte ich es freilich vor funfzig Jahren in meinem lieben Deutschland besser. Ich konnte mich sehr bald mit dem Vorhandenen abfinden, es konnte mir nicht lange imponieren und mich nicht sehr aufhalten.‘ Diese sehr

allgemeine Aussage bedarf mancher Einschränkung. Am ausführlichsten ist Goethes Schilderung der vorangehenden und zeitgenössischen Literatur hinsichtlich der Sprache. Er deutet nur den Zustand der Fremdwörterei nach der Verwilderung von beinah zwei Jahrhunderten an und erwähnt anerkennend die Kundgaben des ‚deutschen Frei- und Frohsinns, der, begleitet von einem aufrichtigen Ernste, darauf drang, daß rein und natürlich, ohne Einmischung fremder Worte, und wie es der gemeine verständliche Sinn gab, geschrieben würde‘. Mehr als ein halbes Jahrhundert vor dem Werther hat es eine gute deutsche Prosa gegeben, keine so dichterisch durchglühte wie Goethes, aber schon eine Prosa, die als Vorstufe zur Sprache unserer klassischen Zeit nicht unterschätzt werden darf. Fast durchweg muß von der deutschen Sprache um die Mitte des 18. Jahrhunderts und bis zu Goethes Auftreten gerühmt werden, daß sie reiner war als unsere heutige. Vergleicht man das Deutsch der hervorragendsten Prosaschriftsteller zwischen 1750 und 1800 mit dem der Zierden unserer Wissenschaft um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, so gebührt der Preis der Sauberkeit, ebenso der edlen Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit unzweifelhaft den Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolgern Gottscheds und Lessings.

Diese beiden Vertretungsmänner zweier Zeitspannen: der absterbenden, künstlerisch unfruchtbaren Schulmeisterei und der aufblühenden schöpferischen Geistestat, dürfen an dieser Stelle mit Fug nebeneinander stehen. Beide haben sich unsterbliche Verdienste um die deutsche Sprache erworben; Lessing die bei weitem größeren; indessen auch Gottscheds, des vielgeschmähten rechthaberischen, dünkelhaften Poesie-Professors, der nichts von Poesie wußte, muß hier in Ehren gedacht werden wegen seiner mannhaften Kämpfe für reines Schriftdeutsch. Ohne Lessing freilich bliebe uns der Aufschwung der deutschen Prosa im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts unverständlich, und so sehr der Stil Herders, Goethes, Schillers je nach ihrem Eigenwesen von dem Lessingschen abweicht, gelernt haben sie alle von ihm, wenigstens das Unentbehrlichste aller Schriftstellerei: die Klarheit.

Die Geschichte unserer guten neudeutschen Prosa läßt sich übrigens noch weiter als bis zu Lessing zurückleiten. Der Philosoph Christian Wolf (1679—1754), der Prediger Johann Spalding (1714—1804), der Theologe Mosheim (1694—1755), der Geschichtschreiber Maskow (1689—1761), der Satiriker Liskow (1701—1760) — sie alle sind Lessings Vorarbeiter gewesen, und Goethe hat von ihnen gelernt, auch von denen, die er nicht besonders hervorhebt; ihre Werke standen in des Vaters reicher Bibliothek. Und neben Lessing wirkte Winckelmann mit seiner an den griechischen Schriftstellern gebildeten und doch so deutschen klassischen Prosa, einem der bedeutsamsten Vorbilder für Goethes Sprache der ruhigen Darstellung, einem bedeutsameren als Lessings scharfgeschliffener, sich gern in Gegensätzen bewegender Stil, der dem jungen Goethe wohl gefallen, nicht aber zum Muster dienen konnte.

Goethes erste schriftstellerische Entfaltungzeit war die des denkwürdigsten Kampfes deutscher Literatur: um die Freiheit und Selbständigkeit deutschen Geisteslebens. Ob französische oder deutsche Dichtung in Deutschland fürder herrschen sollte, darum tobte der Kampf. Die entscheidenden Siegesschlachten waren schon vor Goethes Mannesjahren geschlagen worden: von Klopstock durch ein die deutsche Seele tiefbewegendes und mit Stolz auf heimisches Können erfüllendes frommes Gedicht, den Messias; von Lessing mit der Kunstlehre in seinen Literaturbriefen, der Hamburgischen Dramaturgie und dem Laokoon; am siegreichsten freilich durch die dichterische Tat, durch Minna von Barnhelm und Emilia Galotti. Auch Wieland darf zu den glücklichen Heerführern jenes Befreiungskampfes gezählt werden, denn er hat gerade in den höchsten Kreisen unzählige Leser zur deutschen Literatur bekehrt, die sonst einzig bei den Franzosen Anmut und Geist zu finden glaubten. Dies und noch manches andere bot ihnen Wieland mit seinen Vers- und Prosa-Geschichten in einer Vollendung, die sogar über die französische Kleinkunst hinausging. ‚Das südliche Deutschland, besonders Wien, sind ihm ihre poetische und prosaische Kultur schuldig‘, hat Goethe von diesem Wirken Wielands geurteilt.

Wie vielen Deutschen aber galten bis in Goethes Jungmannsjahre hinein, trotz Lessings und Herders kritischen Feldzügen, Corneille und Racine für unerreichbare, geschweige übertreffbare Muster! Racine wurde von Friedrich dem Großen über Homer gestellt, und

Voltaire war ein halbes Jahrhundert hindurch der Fürst der europäischen Literatur, zu dem die Fürsten europäischer Großstaaten wie zu einem ihresgleichen Besuchsreisen machten. Und neben Voltaire, dem kritischen Spötter, war Rousseau, der Verherrlicher der Natur und des natürlichen Gefühls, als eine neue Kraft emporgestiegen.

Das Zeitalter der verstandesmäßigen Aufklärung als der beherrschenden Geistesmacht neigte sich zu Ende, das der Empfindung, ja der Empfindsamkeit begann, und Goethes Knaben- und Jünglingsjahre fielen in die Zeit, als der Kampf zwischen diesen beiden Seelenstimmungen in den führenden Literaturländern aufs heftigste hin und her wogte. Johann Kaspar Goethe war noch ganz ein Sohn der Aufklärzeit; Wolfgang Goethe hatte im Elternhause und in Leipzig von Aufklärerschriften sein reichlich Maß genossen. In Straßburg begegnete er Herder, dem Schüler Hamanns, des Todfeindes der nüchternen Aufklärerei, jenes kühnen Schriftstellers, der gegen den Verstandesdünkler Nicolai und die Seinigen den stärksten Trumpf setzte: ‚Unser Eigendasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine andere Art ausgemacht werden.‘

Was fand Goethe an wertvollen literarischen Ergebnissen des letzten Menschenalters vor, als er 1771 die Hand an seine erste vollwichtige Dichtung legte? Welche Triebkräfte im deutschen Geisteswesen vermochten damals lebendig auf ihn zu wirken? Da ist vor allem der Lyriker Goethe: was für eine deutsche Lyrik lag hinter ihm; was für eine erklang, als er seine Leier zu stimmen begann? Von der althochdeutschen oder mittelhochdeutschen Lyrik hatte er so wenig wie die meisten Zeitgenossen damals eine Ahnung; offenherzig bekannte er von sich und den befreundeten Stürmern und Drängern: ‚Die Minnesänger lagen zu weit von uns ab; die Sprache hätte man erst studieren müssen, und das war nicht unsere Sache; wir wollten leben und nicht lernen.‘ Es gab um 1770 in ganz Deutschland schwerlich mehr als ein Dutzend Menschen, die eins der alten Minnelieder gelesen und verstanden hatten.

An echter neuhochdeutscher Lyrik bis zu Goethe kam fast nur das Kirchenlied und die geistliche Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts in Betracht; das Beste daraus kannte er natürlich. Zwischen dem Ende des 17. und dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verdiente eigentlich nur der unglückliche Christian Günther ernste Beachtung. Goethe hatte einiges von ihm gelesen, vielleicht sogar manchen Anstoß von ihm empfangen; ein vollendetes Kunstwerk fand er in der dickleibigen Gesamtausgabe von Günther nicht, die in des Vaters Bibliothek stand. Dennoch erwähnt er ihn mit rühmendem Unterschied von der nichtigen Versmacherei der Güntherschen Zeit und nennt ihn ‚einen Poeten im vollen Sinne des Wortes‘.

Und um Goethe zu Beginn der siebziger Jahre? Reimer, Tändler, alte und junge schäfernde Versedrechsler die schwere Menge, nicht ein einziger wahrer Dichter. Da saß der alternde Gleim in Halberstadt und klimperte seine Liedlein vom Küssen und Trinken, und doch hören wir von keiner einzigen Liebe, nicht einmal von einer Liebelei des gutmütigen Säckelmeisters aller literarischen Habenichtse; denn wer war nüchterner als der Halberstädter Dompfründner? Auf ihn und seine zum Verwechseln ähnlichen Mitanakreontiker läßt sich mit einer kleinen Umkehrung das Heinesche Wort anwenden: Sie tranken heimlich Wasser und predigten öffentlich Wein.

Öde Flachheit ringsum, mit einer einzigen Ausnahme: dem Hainbund und seinem lyrischen Bundesjahrbuch, dem Göttinger Musenalmanach. Keine große Lyrik die der Hainbrüder, kein einziges Lied vom reinsten Golde; aber viel Liebenswürdiges, Empfundenes, Sangbares; bis dann im Almanach für 1774 Goethe zum erstenmal mit seinen Liedern erscheint, nachdem Bürger seine ganz Deutschland mitsamt Goethe bezaubernde Lenore im Almanach für 1773 veröffentlicht hatte. Allenfalls verdienen noch die ‚Lieder zweier Liebenden‘ (1772) von Göckingk, einem der Herausgeber des Musenalmanachs, Erwähnung, und einige rührende sanfte Gedichte des mit 28 Jahren an der Schwindsucht verstorbenen Hölty sind noch heute nicht vergessen. Das Meisterlied von Claudius: ‚Der Mond ist aufgegangen‘ ist aus etwas späterer Zeit, übrigens nicht ganz sein Eigentum, vielmehr

eine Umdichtung nach Paul Gerhardt; sein wunderschönes Neujahrslied aber mit hellem hohem Klang: ‚Es war erst frühe Dämmerung' stammt aus dem Ende des Jahres 1772.

Ungleich höher stand schon vor dem Erscheinen des Werther der deutsche Roman, die Erzählerkunst überhaupt. Aus sehr kindlichen Anfängen, aus stümpernder Unbeholfenheit und Nachahmerei hatte sie sich nach der Mitte des 18. Jahrhunderts überraschend schnell zur inneren Selbständigkeit und künstlerischen Form emporgerungen. Früh begegnen wir der Mischart zwischen Roman und Drama: dem Briefroman, einer Nachahmung Richardsons, später Rousseaus. Dieser gar bequemen Form bedienen sich sehr anspruchsvolle Schriftsteller: Fritz Jacobi und Goethe selbst. Daneben zeigt sich bald ein kräftiger Sinn für das Gestalten des wirklichen Lebens, und nach der Mitte des Jahrhunderts sehen wir einige deutsche Erzähler, die es an lebensvollem Inhalt und geschickter Kunstform mit vielen damaligen Franzosen aufnehmen. Noch vor Goethes Werther war des hinterpommerschen Pastors Timotheus Hermes (1738—1821) einst hochberühmter und nicht viel weniger als der Werther selbst gelesener Briefroman ‚Sophiens Reise von Memel nach Sachsen' (1770—1775) erschienen. Nach dem Erscheinen des Werther verblich sein Stern, und als der längstvergessene, auf sein Meisterwerk sehr stolze Timotheus sich in Weimar selbstbewußt vorstellte: ‚Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise', da versteinerte ihn Goethe durch die Frage: ‚Und der ist?' Auch der erste deutsche Wirklichkeitsroman ‚Sebaldus Nothanker' von dem Großmeister der Berliner Aufklärung Friedrich Nicolai (1733—1811), Goethes schonungslos gepeinigtem Xenien-Opfer, begann um ein Jahr früher als der Werther zu erscheinen. Sogar der weibliche Roman hatte sich schon vor Goethes erstem Erzählungswerk aufgetan, die ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim' (1771) von Sophie Laroche, der ehemaligen Angebeteten Wielands, der Mutter von Maximiliane Brentano (vgl. S. 138).

In der Novelle waren einige Versuche begabter, heute so gut wie vergessener Erzähler schon gar wohl gelungen, so die des Darmstädters Peter Helfrich Sturz (1736—1779), dessen humorvolles Geschichtchen ‚Die Reise nach dem Deister' ein Meisterstück der erzählenden Kleinkunst ist. Von Merck als Erzähler wird später die Rede sein. An Wieland als Klassiker der ‚galanten' Verserzählung nach französischem Muster (‚Musarion', 1768), als einen der frühesten Ausbilder des Erziehungsromans (Don Sylvio di Rosalva, 1762 ,— Agathon, 1766, — Der goldene Spiegel, 1772), braucht nur erinnert zu werden. Dem letztgenannten Staatsroman hatte er seine Berufung als Prinzenerzieher nach Weimar zu verdanken.

Im Drama konnte allein Lessing neben den berühmtesten Engländern und Franzosen der Vorzeit und der Gegenwart genannt werden. Seine Sara Sampson allerdings mußte hinter den fremden Vorbildern des bürgerlichen Rührstücks zurückstehen; ein besseres Lustspiel als Minna von Barnhelm (1763 begonnen, 1767 gedruckt) hatten selbst die Franzosen nicht aufzuweisen, und Emilia Galotti, 1772, ein Jahr vor dem Götz, veröffentlicht, war die bedeutendste Tragödie des europäischen Dramas im 18. Jahrhundert vor Goethe und Schiller. Einen Nachwuchs freilich hatten Lessings dramatische Lehre und Beispiel nicht erzeugt; Gerstenbergs Schauerdrama ‚Ugolino' (1768) war kein Gewinn für die deutsche Bühne und hat nur noch Bedeutung wegen seines Einflusses auf Schillers Räuber. Doch schon um 1770 beherrschte das Theater die Teilnahme an der Literatur vor allen übrigen Gattungen, sehr ähnlich der heutigen Übermacht des Dramas, und zu der Zeit, als der Götz erschien, gab es in Deutschland mehr stehende große und kleine Theater als in Frankreich und England. Kein Wunder, daß Goethes erste Berühmtheit, über alle Länder deutscher Zunge hin, sich von einem Theaterstück herschrieb.

Welch ein Reichtum an wertvollen geistig ringenden Menschen in dem Deutschland Goethes am Beginn des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts! Halbe Knaben, reife Jünglinge, früherblühte Männer, gefestigte Führer — alle nebeneinander, viele zu Freundesgruppen vereinigt, die meisten in irgend einer Verbindung mit jedem der andern. Die sichtende und richtende Literaturgeschichte erweckt aus der Ferne eines Jahrhunderts

leicht den täuschenden Schein irgend einer alleinherrschenden Strömung. Als Goethe der Dichter seinen Götz drucken ließ und sprach: Hier bin ich!, gab es der Strömungen gar viele, und erst durch ihn wurde die eine, die wir die des künstlerisch gestalteten Gefühls im Gegensatze zur kunstlosen Verständigkeit nennen mögen, für ein Menschenalter übermächtig. Die Fülle der Begabungen war so üppig, daß es halb entschuldbar ist, wenn Männer wie Gleim und Uz, Voß und selbst Klopstock kein sicheres Gefühl für Abstand, für groß und klein hatten. Eine Weltstadt im heutigen Sinne gab es in Deutschland um 1770 nicht; Berlin zählte nicht ganz hunderttausend Einwohner, das etwas größere Wien kam für die Literatur wenig in Betracht. Leipzig, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels und der literarischen Betriebsamkeit, hatte gegen 35 000 Einwohner, Hamburg ungefähr doppelt soviel. Aber in Deutschland war man von jeher gewöhnt, keine literarische Hauptstadt zu haben: in allen Winkeln saßen die Schriftsteller und schufen sich ihre Welt.

Man sollte einmal eine deutsche Literaturlandkarte des 18. Jahrhunderts zeichnen, mit dunkleren oder helleren Farben je nach der Lichtstärke der verschiedenen Gegenden. Am dunkelsten sah es südlich von der Mainlinie aus, am hellsten im Norden und in den mittleren Landschaften. Lessing weilte noch in Hamburg, stand aber im Begriff, nach Wolfenbüttel überzusiedeln. Klopstock thronte in Hamburg, durfte sich noch immer für den Fürstpatriarchen der deutschen Literatur halten und verlor inmitten der Weihrauchnebel schwärmerischer Bewunderer den Maßstab für fremde Größe. Noch weiter nach Norden erstreckte sich das Machtgebiet deutschen Geistes: in Kopenhagen gab es eine kleine Siedelung deutscher Schriftsteller, unter denen früher Klopstock als der Höchstverehrte gestanden halte; an sie schlossen sich deutschgebildete strebsame dänische Dichter und Schriftsteller mit einem uns heute seltsam berührenden germanischen Gemeingefühl. Im äußersten Nordosten, in Königsberg, wohnte Hamann, der ‚Magus des Nordens', und Kant, der Erneuerer der Philosophie.

In Berlin gab es keinen einzigen wahren Dichter, wohl aber eine beträchtliche Zahl geachteter Prosaschreiber, darunter einige schon mit dem Dünkel der Weltstädter, so namentlich den gespreizten Kunstschreiber Sulzer, von dem Lessing bissig treffend sagte, ‚er glaubt den feinen Geschmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben; er, der von Flöhen singen kann, ohne in Platitüden zu fallen'. Diesen erhabenen ‚Geschmäcklerpfaffen vom Berliner Bann' hat auch der junge Goethe fürchterlich zugerichtet (S. 167). Indessen es gab Bessere in Berlin: Mendelssohn, Garve, J. J. Engel, keine großen, aber nützliche und durch ihre Sprache erziehliche Schriftsteller.

In Leipzig an der Pleiße flossen die Fluten der ‚wässrigen nullen Periode' träge weiter in ihrem seichten Bett. Dort schrieb der Kreissteuereinnehmer Weiße seine poesielosen Theaterstücke, seinen Kinderfreund, seine Singspiele und durfte sich für einen sehr großen Dichter halten, denn Gottsched und Gellert waren seit einigen Jahren begraben.

An den südlichsten Grenzen des deutschen Sprachgebiets, in Zürich, verfertigte Bodmer rastlos weiter seine biblischen Epen und anderen papiernen Geschöpfe, ‚ein vollkommenes Symbol der um den deutschen Parnaß angeschwollenen Wasserflut', und vernichtete selbst durch anmaßliches Wesen, genau wie einst sein Todfeind Gottsched, seinen Ruhm, ein Anreger und Ausbreiter literarischer Bildung gewesen zu sein.

Gottsched, Gellert, Bodmer und noch manche ähnliche Leuchten vorgoethischer Literatur waren Universitätsprofessoren, und der allgemeine Sprachgebrauch bezeichnete bis in die Jugendzeiten Schillers hinein Dichter und Schriftsteller jeder Art mit dem gemeinsamen Namen ‚Gelehrte'. Noch im Jahr 1774 sprach Klopstock von einer ‚Gelehrtenrepublik', wiewohl er sich überwiegend an die Dichter wandte. Daß in dichterischen Fragen die Poesieprofessoren, nicht die Poeten, das entscheidende Wort zu sprechen hätten, galt noch lange nach dem Auftreten des einfachen Magisters Lessing für selbstverständlich, und jene Ansicht behauptet selbst heute in Deutschland einen Teil ihrer Herrschaft.

Goethe beginnt das 10. Buch von Dichtung und Wahrheit mit einem nur zu ähnlichen Bilde des niedrigen Ranges des deutschen Dichters in der bürgerlichen Welt: ‚Ein Poet erschien auf die traurigste Weise subordiniert, als Spaßmacher und Schmarutzer', und erst

durch Klopstocks außerordentliche Berühmtheit wurde der Grund zu einer unabhängigen Würde des Dichters gelegt. Bis über die Anfänge des 18. Jahrhunderts hinaus hatte es in Deutschland überhaupt keinen einzigen Berufsschriftsteller von Ansehen gegeben, der nur von seiner Feder, nicht von einem Amt oder von Gnadengehältern der Fürsten lebte. Gottsched schrieb von seiner eigenen Dichterei: ‚Da ich die Poesie allezeit für eine brotlose Kunst gehalten, so habe ich sie auch nur als Nebenwerk getrieben und nicht mehr Zeit darauf verwandt, als ich von andern, ernsthaften (!) Verrichtungen erübrigen können.' In Deutschland mit seiner buntscheckigen Gesetzgebung gab es im 18. Jahrhundert keinerlei Schutz gegen Nachdruck: eine Vogelfreiheit des geistigen Eigentums, die für Goethes Leben mit entscheidend wurde.

Lessing war der erste deutsche Schriftsteller, der die Frage des Urheberrechtes und dessen Wert für die Freiheit des Bücherschreibers nachdrücklich erörterte. Er zuerst erhob Einspruch dagegen, daß es dem Schriftsteller zu verdenken sein sollte, ‚wenn er sich die Geburten seines Kopfes so einträglich zu machen sucht, als nur immer möglich'. Bis tief in die Weimarer Zeit hat Goethe an seinen Werken mehr Verlust als Gewinn gehabt, und es war ein wichtiges Kulturereignis, als von Schillers Wallenstein trotz hohem Ladenpreis eine erste Auflage von 7000 Abdrücken in einem Jahr verkauft wurde und dem Dichter die angestaunte Summe von 2046 Gulden brachte.

Seit der Zeit, da der Leipziger Professor Thomasius den Zorn aller Fakultäten durch die deutsche Ankündigung einer deutschen Vorlesung erregt hatte, war der Leserkreis des deutschen Schriftstellers unendlich erweitert worden. Das **Bürgertum** hatte sich aus eigner Kraft Ersatz geschaffen für das, was im übrigen Europa Fürstengunst bewirkte. Die Höhe allgemeiner Bildung in diesen Kreisen kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts der in Frankreich und England mindestens gleich. Wohl fehlte es dem deutschen Bürger an der Geschmacksverfeinerung seines französischen, an der politischen Reife seines englischen Standesgenossen; an Bücherwissen übertragte jener sie beide. Soweit es in Deutschland eine lesenswerte Literatur gab, fand sie Eingang in das wohlhabende Bürgerhaus. Der reiche Bücherschatz Johann Kaspar Goethes zeigt uns den hohen Stand der Teilnahme der bürgerlichen Oberschichten an allem geistigen Streben. Ohne sie wären die vielfachen und starken Auflagen wertvoller Bücher aus den Gebieten der Philosophie, der Kunstlehre, der Geschichte und der Dichtung nicht zu erklären.

Einen wichtigen Zuwachs hatte ‚das Ding, das man itzo in Berlin Publikum nennt' (Gottsched), seit der Mitte des Jahrhunderts erfahren und nicht bloß in Berlin. ‚Das Frauenzimmer' eroberte sich zuerst langsam, von 1770 ab überraschend schnell, eine fast beherrschende Wichtigkeit für die Wechseleinflüsse zwischen Schriftstellern und Lesern. Für das Frauenzimmer vornehmlich wurden alle nichtgelehrten Zeitschriften geschrieben, und mit Ausnahme Lessings, des männlichsten unter den Großen des Jahrhunderts, weisen alle Dichter einen weiblichen, manche einen weibischen Zug auf.

Die Politik war verbotener Grund für alle Untertanen; in den meisten deutschen Landen, besonders den katholischen, herrschte die Zensur mit all der Willkür und Dummheit, die noch von jeder Zensur unzertrennlich war: ernsthafte Dramen wurden in Süddeutschland verstümmelt oder verboten; Schillers Musenalmanach durfte die österreichische Grenze nicht überschreiten; sein Tell konnte in Wien erst lange nach Schillers Tode auf die Bühne gelangen.

Literarische Gemeinden, literarisch strebende Männer und Frauen gab es in den Jugendjahren Goethischer Dichtung schon allenthalben. Greifbare Beweise bieten uns die Bestellbogen von Klopstocks Gelehrtenrepublik (1774) und Lessings Nathan (1779); sie gehören zu den wichtigen Urkunden der deutschen Geistesgeschichte jener Zeit. Man erinnere sich ferner der begeisterten Aufnahme von Klopstocks Messias, Goethes Werther und Schillers Don Karlos, berufe sich auf sie und ähnliche Erlebnisse bei dem Musenalmanach mit Goethes und Schillers Balladen, bei Hermann und Dorothea, Wallenstein und Tell, wenn man auf

abschätzige Aussprüche unserer beiden Größten über die geringe Tiefe der literarischen Bildung stößt. Schiller allerdings war sich der Beweiskraft der Zahlen bewußt, als er an Goethe über den Absatz von je hundert Stück seines berühmten Musenalmanachs für 1796 in Jena und Weimar schrieb (10. 10. 1796): ‚Es wird interessant sein, den aktuellen Zustand der poetischen Lektüre in deutschen Städten aus diesen Beispielen zu ersehen.'

Freilich hört man selbst von den nächsten Freunden Goethes und Schillers, vom Herzogspaar, von der Stein die kindlichsten Urteile über Werke, die heute jeder reifere Schüler richtig bewertet. An Goethes Alexis und Dora versagten Knebel und die Kalbs kläglich (vgl. Goethes und Schillers Briefwechsel vom 6. und 7. Juli 1796). Im Unmut über dergleichen Geschwätz schreibt einmal Goethe an seinen Kunstmeyer: ‚Man glaubt manchmal, man höre den Sand am Meere reden', und die Frau Rat wettert drein:

Da ist nun als ein Gekreische von unserm Jahrhundert, von erleuchten Zeiten usw., und doch ist, eine kleine Zahl ausgenommen, die freilich das Salz der Erden sind, bei denen Herrn und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen noch verdauen können — Milchbrei, gefrorne Sachen, Zuckerplätzger, hogout, das ist ihr Labsal. Freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr.

Auf die kleine Zahl jedoch, nicht auf die große, ist es für die Höhe feinster Bildung von jeher angekommen. Sogar der überstrenge Schiller hielt 1794 die Zeit für erfüllt, seinen Freund Körner aufzufordern, er möge doch mal etwas über den Zusammenhang der Schriftstellerei mit der ganzen Kultur schreiben, denn ‚Schriftstellereinfluß spielt in der neuen Welt eine so entscheidende Rolle'. Und an Goethe gab er etwas später zu: ‚Es leben jetzt mehrere so weit ausgebildete Menschen, die nur das ganz Vortreffliche befriedigt.'

Verallgemeinernde Schlüsse dürfen wir auch daraus nicht ziehen, daß an unsern Größten sittlicher Anstoß genommen wurde. Fritz Stolberg verbrannte feierlich den Wilhelm Meister, Fritz Jacobi und selbst Herder samt seiner Caroline entsetzten sich vor den Römischen Elegien. Wohl faßte Goethe einmal mit weitüberschauendem Urteil seine Bedeutung für das deutsche Volk als Befreiung von Philisternetzen zusammen; haben aber Stolberg, Jacobi, Herder nicht bis auf diesen Tag Nachfolger genug?

Am wenigsten kamen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts die deutschen Fürstenhöfe für die Dichtung, ja für das geistige Leben überhaupt in Betracht; schon deshalb nicht, weil ja die meisten nur Nachahmer des Franzosentums waren. Die höhere Bildung der Fürsten beschränkte sich, mit äußerst seltenen Ausnahmen, auf Französischsprechen und Französischlesen. Selbst Karl August von Weimar hat trotz Goethe im Grunde seiner Seele bis ans Ende die französische Literatur bevorzugt und sich herzlich gefreut, als Goethe ihm mit der Bearbeitung von Voltaires Mahomet und Tancred zuwillen war. Immerhin war er der deutschgebildetste unter den deutschen Fürsten, unter den regierenden unbedingt; neben ihm kamen allenfalls noch einige Fürstlichkeiten von Meiningen, Dessau und Gotha in Betracht.

Dem Beispiel der Höfe folgte der größte Teil des Adels: soweit man von einer höheren Bildung in diesen Kreisen sprechen kann, war sie französisch, also für den Werdegang der deutschen Literatur wertlos, ja hinderlich. Wie grell stach dieser Zustand ab von dem lebhaften Anteil des französischen und englischen Adels an den literarischen Bestrebungen ihrer Länder! Nicht verschwiegen werden darf jedoch, daß schon damals einige unserer ältesten Adelsgeschlechter wahrhaft deutschgesinnte und hochstrebende Männer hervorgebracht haben; genannt seien z. B. Ewald von Kleist, die Stolberg, die Humboldt, Graf Schimmelmann.

Der kläglichste Abschnitt in der Geschichte des deutschen Geisteslebens ist der von Friedrich dem Großen und seinem Verhalten gegen die deutsche Literatur. ‚Von dem größten deutschen Sohne, Von des großen Friedrichs Throne, Ging sie schutzlos, ungeehrt.' Treitschke bezeichnet Friedrichs Gleichgültigkeit als die ‚traurigste, die unnatürlichste Erscheinung in der langen Leidensgeschichte des neuen Deutschlands'. Bis heute ist es eigentlich unaufgeklärt geblieben, wie es möglich war, daß der König in völliger Unkenntnis der zeitgenössischen Entwicklung der deutschen Literatur verharren konnte, selbst wenn er von dem Vorrange der französischen noch so fest überzeugt war. Am Nationaltheater in Berlin wurden Minna von Barnhelm und Emilia Galotti unter größtem Beifall wiederholt aufgeführt, ja der König

hat noch das Erscheinen von Lessings Nathan erlebt; aber nicht ein einziges beglaubigtes Wort haben wir von ihm über den größten Mann, der neben ihm lange genug in Berlin gewirkt hatte. Aus dem Jahr 1780 gibt es einen wahrhaft empörenden Brief Friedrichs an D'Alembert: ‚Die Deutschen haben bisher nichts gekannt als essen, trinken, lieben und sich schlagen.' Sogar einigen Franzosen ging diese Mißachtung allbekannter deutscher Leistungen über den Spaß. Wir werden in Goethes Weimarer Zeit einer noch ärgeren Ungeheuerlichkeit des Königs begegnen: seiner von keinerlei Kenntnis des Gegenstandes getrübten Schrift ‚Über die deutsche Literatur', und werden hören von der beabsichtigten, sogar geschriebenen, leider verloren gegangenen oder vernichteten Entgegnung Goethes (vgl. S. 250).

Zehntes Kapitel.

Goethe im Mittelpunkt von Sturm und Drang.

Du hast getollt zu deiner Zeit mit wilden,
Dämonisch genialen jungen Scharen (Westöstlicher Diwan).

Der letzte menschliche Grund der Bewegung, die man Sturm und Drang nennt, war der aller großen Umschwünge in der deutschen Literatur: das Aufkommen eines neuen Geschlechtes. Um die Mitte des Jahrhunderts hatte es die Bremer Beiträger geheißen; an ihrer Spitze stand der Heiland-Sänger Klopstock. Nach einem Menschenalter hieß es die Stürmer und Dränger; abermals nach einem Menschenalter nannten sich die Jungen die Romantiker, und so ist es von jungem zu jüngstem Geschlecht bis heute weiter gegangen.

Zunächst ein Wort über den Namen **Sturm und Drang.** Von einem drei Jahre nach Goethe geborenen Frankfurter Kinde, Friedrich Maximilian Klinger, erschien 1776 ein wüstes Drama, das ursprünglich viel zutreffender ‚Der Wirrwarr' geheißen hatte, aber von einem Freunde Klingers, Christoph Kaufmann, mit dem Titel Sturm und Drang versehen wurde. Titel und Inhalt dieses, übrigens wertlosen, Stückes haben der Strömung nachmals ihr literaturgeschichtliches Kennwort verliehen. Goethe nennt sie in Dichtung und Wahrheit die Genie-Periode, nebenbei die Epoche der genialen Anmaßung. Einen Bund nach der Art des Göttinger Haines haben die jungen Dichter um Goethe niemals gebildet. Sturm und Drang war keine ‚Schule'; das Zusammenwirken der Stürmer und Dränger geschah als eine stillschweigende literarische Freimaurerei. Alle eigentlichen Stürmer und Dränger, Goethe voran, nach ihm Lenz und Klinger, Maler Müller und Wagner, waren wenig älter als zwanzig, mancher noch nicht zwanzig Jahre alt. Und diese blutjunge Jugend wußte, daß einzig die Literatur ihr Lebenskampfplatz sein konnte. Für deutsche Jünglinge gab es in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts keine Möglichkeit, sich im öffentlichen Leben zu erproben; der aufgeklärte Despotismus der deutschen Fürsten duldete keinen Anteil an der Politik. Tatendrang also, der auf die granitne Mauer der Wirklichkeit stieß, daher Auflehnen gegen die staatliche und gesellschaftliche Ordnung, aber nach deutscher Art nicht mit klaren politischen Zielen, sondern in der Form des Triebes zur Wiederherstellung der ‚Natur'.

Die einzige öffentliche Rednerbühne für die Jünglinge von Sturm und Drang war das Theater, das damals aufzublühen begann. In Hamburg, Mannheim, Leipzig, Berlin waren ansehnliche Bühnen entstanden; auf ihnen wurden alle öffentlichen Angelegenheiten erörtert bis hinunter zu ganz prosaischen Wohlfahrtsfragen. Mit Ausnahme von Goethe waren all die dramatischen Stürmer und Dränger sehr nüchterne Nützlichkeitsprediger: Wagner hat seine Kindermörderin, Lenz den Hofmeister und die Soldaten mit Besserungsabsichten geschrieben.

Und wiederum mit der einzigen Ausnahme des aus wohlhabendem Bürgerhaus entsprossenen Goethe waren alle Stürmer und Dränger arme Teufel, die von der Zukunft erwarteten, was ihnen die Geburt versagt hatte. Sie waren das ‚fordernde Geschlecht', das sich nach dem ersten großen Erfolg eines der Ihrigen, nach Goethes Götz, gegenseitig immer mehr hinaufhetzte.

Neben den Männern standen einige Frauen, die sich auf ihre Art ausleben wollten, mehr als Frauen denn als Schriftstellerinnen: Charlotte von Kalb, die Titanide, und Schillers Schwägerin Karoline von Lengefeld-Beulwitz-Wolzogen. Männer und Frauen vom Sturm

und Drang waren allesamt problematische Naturen, und nur zweien gelang es, sich aus der trüben Gärung ihrer Jugend zur Klarheit durchzuringen: Goethe und Klinger.

Es scheint ein Gesetz aller deutscher Literaturentwicklung zu sein, daß die verborgenen Kräfte selbst in der stürmischen Jugend entbunden werden müssen durch Anstöße aus der Fremde. Alles, was bis hierher von den fremden Einflüssen in Goethes Geistesleben gesagt wurde, gilt für die Stürmer und Dränger überhaupt, nur daß die andern das Fremde eben nur nachahmten, nicht in Neuschöpfung umsetzten. Rousseaus immer wiederholte Lehre: Rückkehr zur Natur! entfesselte ein unter der dichtenden deutschen Jugend längst schwelendes Gefühl. ‚Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers der Dinge hervorgeht; alles entartet in den Händen des Menschen‘, so lautete der stärkste Satz in Rousseaus Emil. Die schriftstellernden deutschen Jünglinge griffen diesen Satz begierig auf, der Leipziger Student Goethe umschreibt ihn in einem Brief an die Schwester, und einige Jahre später heißt es in seinem Urfaust: ‚Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, Umnebelnd Himmels Glut.‘ Ja selbst an Shakespeare bewundert er nicht so sehr die dramatische Kunst, wie ‚Natur, Natur, nichts so Natur als Shakespeares Menschen!‘ Es war ein Wendepunkt in der Weltanschauung der europäischen Völker, als Voltaire die Neue Heloise ‚dumm, schamlos, langweilig‘ nannte, während das ganze junge Geschlecht, das deutsche weit voran, in Rousseau den Führer zu neuen Menschheitzielen verehrte, und Schiller ihn besang, ‚der aus Christen Menschen wirbt‘.

Eines der Hauptschlagworte der Stürmer und Dränger, nicht zum wenigsten Goethes, war das vom Genius oder vom Originalgenie nach der Schrift des Engländers Young ‚Über Originaldichtung‘. Das Wort ‚Genie‘ trat an die Stelle des ‚Witzes‘, womit Deutsche wie Engländer den französischen Esprit übersetzt hatten. Zuerst war es meist gleichbedeutend mit Talent gewesen; durch die Stürmer und Dränger gewinnt es den Sinn: titanische Geisteskraft, woneben die des erhabenen Schutzgeistes weiter besteht (‚Wen du nicht verlässest, Genius‘ in Goethes Sturmlied des Wanderers). Von nun an beginnt das Spielen und Prunken mit dem Genie. Schubart, der Gefangene des tyrannischen Karl Eugen von Württemberg, verehrt Goethen als ‚ein Genie, groß und schrecklich, wie's Riesengebirge‘. Bald wurde das totgehetzte Wort zum Ziel des Spottes, und Lessing geißelte die übertreibende Mode mit dem Ausspruch: ‚Wer mich ein Genie nennt, dem gebe ich ein Paar Ohrfeigen, daß er denken soll, es sind vier.‘

Was Goethe die deutsche literarische Revolution nannte, war eine Revolution in jedem Sinn: innere Empörung, Umwälzung der Begriffe, Umwertung der künstlerischen Werte. Die neue Machtstellung Preußens, der Freiheitskrieg der Nordamerikaner, die übereilten, folgelosen Reformen Josephs des Zweiten hatten bei der deutschen Jugend das Gefühl erzeugt, nun müsse sich auch die politische Gestalt des Vaterlandes von Grund aus ändern. In der deutschen Dichtung beginnt das Auflehnen gegen die Standesunterschiede, noch um einige Jahre früher als in Frankreich. Lenz im ‚Hofmeister‘, Wagner in der ‚Kindermörderin‘ und ‚Reue nach der Tat‘, behandeln im Geiste der Umwälzung die Gegensätze der Stände, und Schiller beendigt mit seinem gesellschaftlichen Empörerstück ‚Kabale und Liebe‘ sechs Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Bewegung des Sturm- und Drang-Dramas. In Goethes Jugendwerken spürt man am wenigsten von jenem Triebe politischer Empörung; indessen als Revolutionsdichtung im höheren Wortsinn ist sein Prometheus, sind manche Stellen des Urfaust anzusehen, und das Vermischen der Stände durch die Liebe gewahren wir an Egmont und Klärchen, an Faust und Gretchen.

Nach Lebensfluten, nach Tatensturm sehnten sich die jugendlichen Dränger und — mußten sich bescheiden mit Bücherleben und Theatersturm; handelndes Wirken war nur für Goethe und Klinger vorbehalten. Im Vordergrunde jener Literatur stand natürlich das Drama, das Scheinbild des Handelns. Der ganze Sprachgebrauch der Zeit geht aufs Dramatische; Lavater spricht gar von ‚Gottes dramatischem Willen‘. Lessings Forderung im Laokoon: Handlung statt Beschreibung, mehr noch Shakespeares hinreißendes Beispiel verdrängte alle andern dichterischen Gattungen. Für die Stürmer und Dränger wird Shakespeare einziges Vorbild,

Heiliger, Abgott. Sie hatten sich alle an Shakespeare so vollgesogen, daß sie ihn nicht mehr absichtlich abschrieben, sondern ihn unbewußt wiederholten. Goethes Götz beginnt mit Händeln von Nebenpersonen, wie Romeo und Julie mit Händeln von Dienern. In den Volkszenen des Egmont ähneln ganze Zeilen fast wörtlich bekannten Stellen im Julius Cäsar. Im Wintermärchen erzählt der kleine Mamillius ein Märchen, im Götz erzählt das Karlchen eins. Bis in den Faust erstreckt sich die Nachwirkung der jugendlichen Schwärmerei für Shakespeare: man denke an die Hexenszenen im Macbeth, an die Ähnlichkeiten zwischen den letzten Worten und Liedern Desdemonas, Ophelias, Gretchens. Sogar Shakespeares Wortwitzeleien, seine quibbles, wagte man nachzuahmen, gleichwie das gefährliche Spiel seiner Vermischung des Tragischen und Komischen, wurde dabei allerdings fast immer läppisch. Einzig Goethe bewies hierin den sichern Geschmack des jungen Meisters schon im Götz: in dem Auftritt zwischen Olearius und Liebetraut. Alle stärksten dramatischen Züge, alle besonders eindrucksvollen Auftritte Shakespeares wurden unfehlbar nachgedichtet. Sehr beliebt waren Wahnsinnszenen: bei Lenz, Klinger, Wagner, ebenso im Faust begegnen wir mindestens je einer. Gelang einem der jungen Dichter eine wirksame Neuerung, flugs wurde sie von allen übrigen nachgeneuert, so z. B. das Heimliche Gericht im Götz.

Am besten gefiel ihnen Shakespeares Regellosigkeit. Sie war bequem, mit ihr konnte man, wie sie alle getan, ein Stück in zwei Tagen (Klingers Zwillinge), in acht Tagen (Goethes Clavigo), höchstens in sechs Wochen (Urgötz) hinschreiben. ‚Wir dummen Jungen von 1772 hatten nichts hinter uns, konnten frisch drauf losgehen und waren des Beifalls gewiß, wenn wir nur einigermaßen was Tüchtiges leisteten' (Goethe zum Kanzler Müller, 1830). Und wie gingen sie drauf los! Von einer Form der Dichtung ist kaum zu reden; aus Haß gegen alles, was nach Regel aussah, wurde jede Kunstform verschmäht. Vom wahren Wesen des Dramas herrschte bei ihnen, selbst bei Goethe zur Zeit des ältesten Götz, kaum eine Ahnung. In Klingers Otto kommen auf die 54 Auftritte 52 Verwandlungen; im dritten Akt des Götz wechselt der Schauplatz einundzwanzigmal. Seinen Gipfel erreichte dieser Glaube an die Ungebundenheit des Dramas in Lenzens Vermerk zum Neuen Menoza: ‚Der Schauplatz ist hie und da.' Als Goethe Herdern die erste Handschrift des Götz schickte, erwiderte ihm dieser unverblümt: ‚Shakespeare hat Euch ganz verdorben.' Er meinte damit nicht den dichterischen Gehalt, sondern die lose, auseinanderfallende Form.

Goethes Jugendsprache, besonders die dramatische, ist wild überheizt wie die aller Stürmer und Dränger. Was ein richtiges Original- oder Kraftgenie ist, das verachtet Rechtschreibung, Interpunktion, Wort- und Satzlehre. Die Sprache wird um eine Oktave oder mehr gesteigert; die Interpunktion beschränkt sich fast nur auf einen verschwenderischen Gebrauch von Ausrufzeichen, Apostrophen, Gedankenstrichen, genau so wie bei den Stürmern und Drängern des Jüngsten und Allerjüngsten Deutschlands. Fürwörter, besonders Ich und Du, fallen aus; Hilfzeitwörter — überflüssig; Satzglieder werden unvermittelt nebeneinander gestellt, durcheinander geschüttelt; kurze, abgehackte Sätze, sehr viel Punkte, noch mehr Ausrufzeichen: das ist der Geniestil. Als Goethe und Lavater sich nach längerm Briefwechsel zum erstenmal sahen, lautete ihr kraftgenialischer Gruß: ‚Bischt's?' — ‚Bin's!' Nachdem Goethe im Götz die Zeitfarbe der Sprache durch G'leit statt Geleit, auf'n Dienst laurn, 'naus, richt't aufzuhöhen versucht hatte, nahm die dramatische Rede der Nachahmer durch Abkürzen, Zusammenziehen, Ausstoßen den Ton eines Gestammels an.

Ins Ungeheure wird der dramatische Stil hinaufgeschraubt; selbst Goethe entzieht sich dieser Sprachverwilderung nicht ganz. Im Götz steht: ‚Mir war, als hätt ich die Sonn' in meiner Hand und könnte Ball mit spielen', und im Clavigo hatte es ursprünglich geheißen: ‚O hätt' ich ihn drüben überm Meer! Fangen wollt ich ihn lebendig und an einen Pfahl gebunden stückweise seine Glieder ablösen, vor seinem Angesichte braten und mir's schmecken lassen, und euch auftischen, Weiber!' Die Lesergemeinde wurde von diesem Überstil angesteckt; Karl August von Weimar drückte sich einmal über einen Nachbarfürsten aus: ‚So ein scheußliches Abtier ist nicht zweimal in der Welt!' und steigernd fügte er hinzu: ‚Tier setzt noch etwas Ganzes und Gutes voraus.'

Klinger, neben Goethe am frühesten zur Besinnung gekommen, hat über jene Irrpfade deutscher Poesie das wahrhaft geschichtliche Urteil gefällt: ‚Wir Deutsche müssen durch diese Verzerrung gehen, bis wir sagen mögen, so und nicht anders behagt's dem deutschen Sinn. Nichts reift ohne Gärung.' Ebenso ist Goethe dem Sturm und Drang gerecht geworden, als er in Dichtung und Wahrheit schrieb: ‚Die Epoche, in der wir lebten, kann man die fordernde nennen: denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte.' Mit all ihren Jugendtorheiten hat die Sturm- und Drangzeit doch eines bewirkt, was not tat: das Emporhetzen der Geister, wie Goethe es nannte. Bis in den Kern jenes Umschwunges dringt noch ein andres Urteil Goethes (in Dichtung und Wahrheit): ‚Der Mensch wirkt alles, was er vermag, durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen.' Der alternde Goethe wußte, daß nicht das Alter, sondern die Jugend die Schaffenswelt im Rollen hält.

Daß die Stürmer und Dränger die um 1772 schon vierzig- und fünfzigjährigen Dichter entsetzten, ist begreiflich. Lessings Zornwort über das ewige Gerede vom Genie wurde erwähnt (S. 98); Gleim und die Seinigen glaubten den literarischen Weltuntergang gekommen. Noch lange nachher verspottete Goethe in einem seiner witzigsten Gedichte, im ‚Deutschen Parnaß' (1798), die schwächliche Dichterzunft, als deren Wortführer er Gleim überaus komisch jammern ließ (vgl. S. 375).

Bleibendes allerdings hat der Sturm und Drang, mit Ausnahme des einen Goethe, nichts hervorgebracht. Ungeheures Fordern und Wollen bei mäßigem Können und vorherrschender Unlust zur künstlerischen Selbstzucht: dies war das gemeinsame Kennzeichen derer, die sich um Goethe scharten und die Welt aus den Angeln zu heben versprachen. Dennoch hat die Geschichte milde über sie zu richten; denn sie haben neben Goethe mitgewirkt, die letzten Fesseln der literarischen Persönlichkeit zu zerbrechen. Erst seit jenen ahnungsvollen siebziger Jahren siegt das freieste Entfalten germanischen Eigenwillens über romanischen Regelzwang; und im Grunde sind es doch die Stürmer und Dränger gewesen, die der junge Goethe als seine nächste Lesergemeinde ansah und an die er sich zuerst mit Götz und Werther wandte. Es war nicht der Unterschied des Könnens allein, der ihn von dieser Gemeinde schied; es war ebenso sehr die Fähigkeit, sich künstlerisch zu wandeln, eine abgestorbene Schlangenhaut abzuwerfen. Lenz und Klinger, Wagner und Müller sind in ihren Dichtungen immer nur Stürmer und Dränger geblieben. Kaum hat Goethe seinen ersten Götz hingerast, so arbeitet er ihn auf den Rat eines besonnenen Lesers, Herders, gründlich um. Die Sophrosyne, diese von dem klugen Wieland sogleich erspähte Grundlinie in Goethes Wesen, die Besonnenheit des Mannes, der ein Ganzes überschaut, hat ihn schon in den Tagen geleitet, als er Sturm säte und Windsbraut erntete. Er hat getollt mit jenen wilden, dämonisch genialen jungen Scharen, immer jedoch mit dem Bewußtsein, daß nicht ewig so getollt werden dürfe. Nie hat er sich seinen Gesellen ganz gegeben; schon manches Jahr vor Weimar hatte er sich innerlich von ihnen gelöst. In deutlicher Ferne sah er sein hohes Ziel; ‚auf der Woge mit seinem kleinen Kahn schwebt er in der Hand des Schicksals hin, und Mut und Hoffnung und Furcht und Ruh wechseln in seiner Brust'. Der aber, an den diese Worte im Juli 1772 gerichtet wurden, Herder, der ihm über die erste Form des Götz einen ‚Niesewurzbrief' gesandt, schrieb doch nicht lange nachher an Zimmermann: ‚Goethe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit.'



Drittes Buch.

Die Frankfurter Schöpferjahre.
(1771—1775).

Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Notwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Rein-Gewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durcheinander schränkt. (Goethe, 1826, zu Albert Stapfers französischer Abhandlung über Goethes Leben und Werke).

Klopstocks Oden (1771). — Lessings Emilia Galotti. — Der Hainbund (1772).
Bürgers Lenore. — Herders Von deutscher Art und Kunst. — Wielands Teutscher Merkur.
Mösers Patriotische Phantasien. — Klopstocks Gelehrten-Republik, Wielands Abderiten. — Knebel nach Weimar berufen. — Lenzens Hofmeister. — Schubarts Deutsche Chronik (1774).
Freiheitskampf der Nordamerikaner (1775). — Eschenburgs Shakespeare. — Karl August von Weimar übernimmt die Regierung am 3. September 1775.

Erstes Kapitel.
Im Elternhause.

Er fühlt, daß er eine kleine Welt
In seinem Gehirne brütend hält.

'Der Wanderer war nun endlich gesünder und froher nach Hause gelangt als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch etwas Überspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete.' Die Erregungen des juristischen Examens und die viel tieferen der herben Lebensprüfung zitterten in ihm nach, und nur die gewaltige Verwindungskraft der Jugend half ihm allmählich ins Geleise. Der gealterte Vater freute sich, daß sein Sohn den ersten Schritt des bürgerlichen Lebensganges getan, hatte auch sein Vergnügen am Ordnen und Schachteln der mancherlei fliegenden Blätter seines Wolfgangs mit Gedichten, Aufsätzen, Reisebemerkungen. Die mittlerweile herangereifte Cornelia hatte einen Kreis von verständigen und liebenswürdigen Mädchen um sich versammelt, den sie geistig beherrschte. Manche Frankfurter Jugendfreunde und Bekannte näherten sich hm wieder; neue Menschen traten hinzu, unter denen zwei Brüder Schlosser obenan standen. Der jüngere, Johann Georg, ein literarisch vielseitig gebildeter junger Rechtsgelehrter, stand Goethen an Alter näher und wurde zwei Jahre darauf sein Schwager.

Gelegentlich klingt noch in den Briefen Goethes aus dem Herbste 1771 das Erinnern an Straßburg wieder; an die ‚gute Friederike‘ sendet er durch Vermittelung Salzmanns einige Kupferstiche, erbittet sich von dem vertrauten Freunde einen Grundriß des Straßburger Münsters. Dann aber reißt er sich gewaltsam von den elsässischen Eindrücken los, denn er will nicht rückwärts sehen: ‚Auch ist's mir immer was Trauriges, abgerissene Fäden in der Einbildungskraft anzuknüpfen‘ (an Salzmann, 28. 11. 1771). Das Leben in Frankfurt, dunkel und wenig hoffnungsvoll wie es vor ihm lag, mußte in dem hohen Hause am Hirschgraben weiter gelebt werden.

Wie unfreudig er diesem Leben und seinem Anwaltsberuf entgegenging, das sprechen ein paar Stoßseufzer an den treuen Salzmann aus: ‚Frankfurt bleibt das Nest. Nidus, wenn

Sie wollen. Wohl, um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca, ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend. Amen.' — Frankfurt war bei der Rückkehr Goethes von den hohen Schulen um nichts heiterer und lebenswerter, als da er sechs Jahre zuvor ausgezogen war, und so liebevoll ihn Eltern und Schwester, Freunde und Anverwandte begrüßt hatten, geistig fühlte er sich einsam: ‚Alles um mich herum ist tot' (an Salzmann im November 1771). Von Anbeginn seiner Rechtsanwaltschaft blieb der heimliche Entschluß unerschütterlich, Frankfurt so bald wie möglich den Rücken zu kehren. Wiederum schüttete er zu Salzmann sein Herz aus: ‚Aussichten erweitern sich täglich und Hindernisse räumen sich weg, daß ich es mit Zuversicht auf diese (meine) Füße schieben kann, wenn ich nicht fortkomme' (3. 2. 1772). Nach Jahren bezeichnete Goethe in einem Brief aus Weimar an die Mutter den tiefsten Grund seiner Heimatscheu: ‚Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht.'

Von den Frankfurtern hat Goethe nie viel gehalten; besonders widerwärtig war ihm ihr einseitiger Geldsinn. Nach Schillers Tode schrieb er an Zelter (19. 6. 1805) einen bösen Brief über das Verhalten der Herren Frankfurter gegen den von ihnen ausgebeuteten Freund.

Am wohlsten war es ihm, außer wenn er nicht gerade zu einem der Frankfurter Tore hinaus ins Freie ziehen und als ‚der Wanderer' leben konnte, in seiner Giebelstube des Elternhauses, mit dem sehnsüchtigen Blick über Höfe und Gärten in die blaue Ferne, zu den runden Kuppen des Taunus. Dort schuf er sich seine eigene kleine Welt und weitete den geistigen Blick durch künstlerischen Schmuck in Ecken und an Wänden. Saß er dann an dem Schreibtisch über einer ihn ganz gefangennehmenden neuen Schöpfung, so wie er sich selbst auf einem Bildchen dargestellt hat, so konnte er sogar das Nest, die spelunca, das leidige Loch Frankfurt für eine Weile vergessen und an Freunde stillbegeistert schreiben: ‚Wohl ich bin erbaut hier oben auf meiner Stube, die ich lang nicht so lieb hatte als jetzt. Sie ist mit den glücklichsten Bildern ausgeziert, die mir freundlichen guten Morgen sagen.' — ‚Voller schöner Abdrücke der besten Antiken' war sie, und an Kestners heißt es in einem Briefe: ‚Es grüßen Euch meine Mädchen, es grüßen Euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris zur Rechten, die goldene Venus dort und der Bote Merkurius.'

Literarischen Verkehr konnte er in Frankfurt selbst eigentlich nur mit Klinger und Wagner genießen. Dieser hatte sich dort als Rechtsanwalt niedergelassen; Klinger lebte bei seiner Mutter, einer Waschfrau, der Witwe eines Artilleriezeugmeisters, und in dem Klingerschen Hinterstübchen haben die drei Stürmer und Dränger ein schaffensfrohes geselliges Leben geführt. — Das Theater wurde eifrig besucht, mit den befreundeten Familien gute Gesellschaft gepflogen, die von Klopstock verbreitete Lust am Eislauf hatte sich Goethes bemächtigt: so sehen wir den Wanderer auch zur Winterszeit halbe Tage, bis in den späten Abend im Freien, gelegentlich mit dem weitwallenden Mantel der Mutter angetan, wie diese der Bettina Brentano berichtet.

Goethes Lage im väterlichen Hause allerdings war so abhängig geblieben wie zuvor, ja abhängiger als in Leipzig und in Straßburg; denn nunmehr mußte er, wiederum mit sechs Gulden monatlichen Taschengelds, um jede größere Ausgabe, für jede weitere Reise als etwa bis Darmstadt oder Mainz den im Alter geldkarg werdenden Vater angehen oder sich hinter die Mutter stecken, deren Schlüsselgewalt nicht bis an den Geldschrank reichte. Als z. B. im Dezember 1774 Wolfgang Goethe der Einladung des Weimarer Prinzen nach Mainz folgen wollte, stieß er auf Geldschwierigkeiten.

Cornelia war ihm bei solchen Verhältnissen doppelt vertraut geworden; wie sehr sie für sein Kunstschaffen in den ersten zwei Jahren jener Frankfurter Zeit ihm Anspornerin und erste Beurteilerin war, lehrt die Ursprungsgeschichte des Götz (S. 107). So begreifen wir, daß der Bruder auf den Schwager Schlosser beinah eifersüchtig war und dem Abschied von ihr mit Schmerz entgegensah. Einen Monat vor Corneliens Hochzeit schrieb er an die Frankfurter Freundin Johanna Fahlmer nach Düsseldorf: ‚Ich sehe einer fatalen Einsamkeit entgegen. Sie wissen, was ich an meiner Schwester hatte. — Doch was tut's, ein rechter Kerl muß sich an alles gewöhnen.'

Erinnern wir uns, bevor wir von der ersten freischöpferischen Tätigkeit Goethes nach der Rückkunft ins Elternhaus sprechen, daß er als ‚Lizenziat der Rechte' heimgekehrt war, um Rechtsanwalt zu sein und, wäre es nach des Vaters Wunsche gegangen, zu bleiben. In Dichtung und Wahrheit lesen wir, nach einem Gemälde der dichterischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Freuden am Rhein und daheim, den wie einen Stoßseufzer klingenden Satz: ‚Indem ich nun alles, was von Talent, Liebhaberei oder sonst irgend einer Neigung in mir leben mochte, auszubilden, zu nähren und zu unterhalten suchte, verwendete ich eine gute Zeit des Tages, nach dem Wunsch meines Vaters, auf die Advokatur.' Am 28. August 1771, unmittelbar nach der Rückkehr, richtete er an das höchste Frankfurter Gericht das Gesuch um Zulassung als Anwalt:

> Weilen nun aber niemand ohne besondere vorhergehende grosgünstige Hohe Erlaubnis obgesagten Beschäfftigungen sich unterziehen darf; als ergehet an Eure Hochadelige Gestreng und Herrlichkeit mein gehorsamst geziemendes Bitten, daß Hochdieselben mich in den numerum dahiesiger Advocatorum ordinariorum an und aufzunehmen hochgefälligst geruhen wollen.

Das Gesuch wurde sogleich genehmigt, und der Anwalt Wolfgang Goethe begann sein Gewerbe. Ein Oheim Textor, desgleichen die Brüder Schlosser traten ihm ihre kleineren Sachen ab, doch viel gab es für den Advokaten ohne Berufsbegeisterung nicht zu tun, der von seinem Talent für die Jurisprudenz sehr bescheiden dachte. ‚Ich treibe die bürgerlichen Geschäfte heimlich leise, als triebe ich Schleichhandel' (an Knebel, 14. 4. 1775). In den ersten sieben Monaten hat er ganze zwei Prozesse geführt, allerdings daneben noch den des Ritters Götz von Berlichingen gegen die undankbare Nachwelt, die dessen sonst vergessen hätte. Auch später hat er nicht gar viel als Anwalt zu tun gehabt und sich nicht darob gegrämt; denn wie lange konnte die Frankfurter Zeit des Pegasus im Joche dauern: ‚Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadtzivilverhältnisse einzuspinnen sucht. — So lang meine Kraft noch in mir ist! — ein Riß! und alle die siebenfachen Bastseile sind entzwei.'

Seine wenigen Prozesse, die Mehrzahl seltsamerweise für Juden, hat er mit leidlichem Erfolg, jedenfalls mit allem Nachdruck geführt, und sein Vater half ihm nach Kräften; doch, wie der Sohn zu dessen Ehre hinzufügt, ‚in der sehnlichen Erwartung, daß ich nun bald auch schriftstellerischen Ruhm einernten werde'. Aus den uns erhaltenen Schriftsätzen des Rechtsanwalts Goethe ersehen wir mit Vergnügen, daß Art nicht von Art läßt: sie sind vielfach mit allzugroßem Schwung und mit einer Schärfe abgefaßt, die den ihm einmal erteilten gerichtlichen Verweis rechtfertigt. Kein Anwalt würde heute der Bestrafung wegen Ungebühr entgehen, der, wie Goethe in seinem ersten Prozeß, von der Klageschrift des gegnerischen Anwalts schriebe, daß ‚unverschämteste Unwahrheit, aufgebrachtester Haß, ausgelassenste Schmähsucht um die Wette sie zur abscheulichsten Mißgeburt gebildet haben', oder der mit Beleidigungen und dichterisch übertreibender Bilderpracht auf den Gegner losginge:

> Wenn großsprecherischer Eigendünkel das Urteil eines weisen Richters bestimmen und die gehässigste Grobheit eine wohlbegründete Wahrheit umstoßen könnte, so würde durch die letzte gegen mich eingereichte Schrift meine Sache unwiderbringlich vernichtet worden sein. — Nachdem sich die verhüllte tiefe Rechtsgelehrsamkeit lange Zeit in Geburtsschmerzen gekrümmt, springen ein paar lächerliche Mäuse von Kompendien-Definitionen hervor und zeugen von ihrer Mutter. Sie mögen laufen.

Oder auch diese Perle:

> Was ist von so einem Gegner zu hoffen? Mein Glück ist, daß es hier nicht darauf ankommt. Blindgeborenen zum Gesichte zu verhelfen, gehören übermenschliche Kräfte, und Rasende in Schranken zu halten, ist eine Polizeisache.

Gar so bös war dieser tolle Phrasenschwall nicht gemeint, und der gegnerische Anwalt machte es nicht besser. ‚Die französischen Plaidoyers', heißt es in Dichtung und Wahrheit, ‚dienten uns zu Mustern und zur Anregung. Und somit waren wir auf dem Wege, bessere Redner als Juristen zu werden, worauf mich der solide Georg Schlosser einstmals tadelnd aufmerksam machte.' — Der schnell berühmt gewordene und schnell vergessene Schädelprophet Gall hat später in Weimar, Goethes Kopf betastend, als dessen höchste Gabe die eines Volksredners erkennen wollen. Hingegen wird uns berichtet, daß der Herr Minister Goethe mitten in einer feierlichen Rede auf einem Ilmenauer Bergwerksfest großartig stecken blieb.

Eine so heftige Kampfessprache wie die der Frankfurter Anwaltzeit hat Goethe nachmals nur noch an gewissen Stellen der Farbenlehre den halsstarrigen Widersachern entgegengeschleudert. Seinen Auftraggebern hat er sich als gewissenhafter Anwalt erwiesen, der auch im kleinen ihren Vorteil wahrzunehmen strebte.

Zweites Kapitel.

Merck und der Darmstädter Kreis.

(Merck), der einzige Mensch, der ganz erkennt, was ich tue und wie ich's tue, und es doch wieder anders sieht wie ich, von anderem Standort. (Goethes Tagebuch 13. 7. 1779).

Auf den Beeinflusser Herder folgte in diesen Frankfurter Jahren der kritische Treiber, oder jenachdem Hemmer, **Johann Heinrich Merck,** darmstädtischer Kriegsrat, Schriftsteller und Dichterberater (1741—1791). Er hat lebensüberdrüssig durch Freitod geendet, nachdem er kurz aufeinander vier Kinder verloren. Herder hatte durch ihn 1770 Karoline Flachsland, seine spätere Gattin, kennen gelernt. Im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit schildert Goethe das Wesen dieses sehr eigenen Mannes, ‚der auf sein Leben den größten Einfluß gehabt', am frühesten von allen den Urgrund von Goethes dichterischer Begabung erkannt und in das berühmte schlagende Urteil zusammengefaßt hatte: ‚Dein Bestreben, deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Die andern suchen, das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug.' Dieser Ausspruch wurde getan, als Goethe 1775 mit den Brüdern Stolberg, den schwächlichen Verwirklichern des Imaginativen, durch Darmstadt nach der Schweiz reiste.

Die Bekanntschaft zwischen Merck und Goethe war durch Herders Briefe aus Straßburg nach Darmstadt vorbereitet, durch die Brüder Schlosser bei einem gemeinschaftlichen Besuch in Frankfurt im Herbste 1771 persönlich geknüpft worden. Merck wurde von Goethe bei der ersten Begegnung wie alle Welt bezaubert und meldete seiner Frau: ‚Ich fange an, in Goethe ernstlich verliebt zu werden. Dies ist ein Mensch, wie ich wenige für mein Herz gefunden habe.' Goethe erwiderte diese Neigung bis zu einem gewissen Grade, denn Merck kehrte gegen den jungen Freund damals nicht seine schlimme Seite. Von dieser heißt es in Dichtung und Wahrheit:

> In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältnis: von Natur ein braver, edler, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert und ließ diesen grillenkranken Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblick, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu tun, was einen andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward.

Vergleicht man dieses abschließende späte Urteil Goethes mit mancher unter dem frischen Eindruck des persönlichen Verkehrs niedergeschriebenen Briefstelle, z. B. mit der an Herder vom Ende 1771: ‚Vor einiger Zeit bracht ich auch einen reichen Abend mit Merck zu. Ich war so vergnügt, als ich sein kann, wieder einen Menschen zu finden, in dessen Umgang sich Gefühle entwickeln und Gedanken bestimmen', — so kommt man doch zu der Ansicht, der alternde Goethe sei dem für seine frühe Lebens- und Dichterentwicklung so wichtigen Manne nicht ganz gerecht geworden. Merck war allerdings kein großer Dichter, hat aber auch nie für einen gelten wollen. Goethe spricht nur von ‚einem gewissen dilettantischen Produktionstrieb', fügt jedoch hinzu: ‚Ich besitze selbst noch poetische Episteln von ungeheurer Kühnheit, Derbheit und Swiftischer Galle, die sich durch originelle Ansichten der Personen und Sachen höchlich auszeichnen, aber mit so verletzender Kraft geschrieben sind, daß ich sie nicht einmal gegenwärtig publizieren möchte.' Diese Arbeiten in Goethes Besitz sind uns nicht erhalten; aus den bekannten Schriften und Briefen Mercks ließe sich ein wertvolles Bändchen auswählen. Unter seinen kritischen Aufsätzen ist der bedeutendste der ‚Über den Mangel des epischen Geistes', worin er den Stürmern und Drängern tiefe Wahrheiten sagt. Er war einer der besten Mitarbeiter Wielands am Teutschen Merkur, und durch seine Bei-

träge für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, neben denen Goethes (S. 167), erhob er die Zeitschrift zu einer der ersten in Deutschland. Seine Romanbildchen aus dem Familienleben sind nichts weniger als dilettantisch; mit ihrer Gegenständlichkeit und sichern Erzählerkunst erwecken sie das Bedauern, daß Mercks offenbare Gabe für den Wirklichkeitsroman unter den Sorgen eines elenden häuslichen Lebens niemals für ein größeres Werk zusammengefaßt wurde. Seine beste erzählerische Leistung ist der novellenartige ‚Akademische Briefwechsel'; hierin ist er geistreich bis in die Fingerspitzen.

Freilich, Wärme darf man bei diesem kritischen und selbstkritischen Geiste nicht suchen. ‚Daß er bei allen seinen Arbeiten verneinend und zerstörend zu Werke ging, war ihm selbst unangenehm, und er sprach es oft aus: er beneide mich um meine unschuldige Darstellungslust, welche aus der Freude an dem Vorbild und dem Nachgebildeten entspringe.' Merck war eben eine unfreudige Natur, säuerlich und gern andere versäuernd, ein im literarischen Getriebe sehr heilsamer, allerdings sehr unbequemer Mensch. Dies bezeugt Wielands Ausspruch: ‚Vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schützte kein Nebel und bestand keine Täuschung.' Das Mephistophelische seiner Natur war nicht Goethes Erfindung; auch Frau Rat, die Menschenkennerin, schreibt von ihm: ‚Den Mephistopheles kann er freilich niemals ganz zu Hause lassen.' Als Goethe seinen Mephisto sagen ließ: ‚Ich bin der Geist, der stets verneint', dachte er sicher an Merck. Die innere Loslösung Goethes von ihm vollzog sich durch ein längeres Zusammensein im September 1777 auf der Wartburg. Goethe vermerkt im Tagebuch: ‚Unbehaglichkeit und Ärger, vermehrt durch Mercks Gegenwart. Ich fühlte den Abschied, als wir zum Burgtor hinaustraten.' Dennoch hat die Freundschaft bis an Mercks Tod gedauert, und bei mancher wichtigen Gelegenheit werden wir seine verwünschte Scharfsichtigkeit wahrnehmen oder — herbeiwünschen.

In den Frankfurter Schöpferjahren spielte das kaum vier Meilen entfernte, von dem unermüdlichen Wanderer Goethe in sechs Stunden zu erreichende Darmstadt die Rolle einer Nebenresidenz des jungen Fürsten der neuen Literatur. Durch Merck wurde er im Frühling 1772 in den dortigen schöngeistigen Kreis eingeführt, in die ‚Gemeinschaft der Heiligen'. Die Hauptpersonen waren drei befreundete Fräulein: Herders Braut Karoline Flachsland, die Hofdame Henriette von Roussillon, deren Freundin Luise von Ziegler. Unter den schäfernden Namen Psyche, Urania, Lila hat Goethe sie angesungen in den drei freimetrischen Hymnen: Felsweihegesang, Elysium, Pilgers Morgenlied. Die auf den Ton der gar empfindsamen Darmstädterinnen gestimmten Verse an Karoline muß ihm Herder in einem Anfall von Eifersucht übel genommen haben:

Und aus den Reihen verlieret
Sich Psyche zwischen Felsen
Und Sträuchern weg und trauernd
Um den Abwesenden (Herder),
Lehnt sie sich über den Fels.

Wo meine Brust hier ruht,
An das Moos mit innigem
Liebesgefühl sich
Atmend drängt,
Ruhst du vielleicht dann, Psyche.

Goethe diente Herdern mit einer Antwort, die ihn dessen Gängelbande entwachsen zeigt:

Habt Ihr was wider mich, so sagt's. Grad oder ernst, oder bös, grinsend, wie's kommt. — So will ich Euch auch sagen, daß ich jetzt über Eure Antwort auf die ‚Felsweihe' aufgebracht worden bin und hab' Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten. — Hatte ich Unrecht, einen Trauerakkord vor Eurem Mädchen zu greifen, mußtet Ihr mit Feuer und Schwert drein tilgen? Ich weiß wohl, das ist Eure Art, Ihr werdet nicht davon lassen; gut. — Was den Punkt betrifft, soll künftig in dem Recht, Euerm Mädchen melancholische Stunden zu machen, keinen Eingriff geschehn. Und so hätt' ich das auch vom Herzen.

Von den sehr bedenklichen Mächlern, die sich diesen empfindelnden Weibchen aufzuschmeicheln wußten, so von dem Briefsammler Leuchsenring, muß bei andrer Gelegenheit eingehender die Rede sein.

Drittes Kapitel.

Götz von Berlichingen.

Ein deutsches Ritterherz empfand mit Pein
In diesem Wust den Trieb, gerecht zu sein. —
Tat Recht und Unrecht in Verworrenheit,
So daß zuletzt die Woge, die ihn trug,
Auf seinem Haupt, verschlingend, überschlug.
(Maskenzug von 1818).

Einleitung: **Auf Shakespeares Spuren.**

‚Shakespeare hat Euch ganz verdorben!‘ rief Herder Goethen, mit ihm den Stürmern und Drängern zu. Shakespeare hatte aber nicht bloß verdorben; er hatte wachsen helfen und den stillen Funken des Könnens zur lodernden Flamme des Schaffens entfacht. Goethes Sätze in Dichtung und Wahrheit über den Einfluß von Shakespeare auf ihn und die Freunde stehen so zerstreut, daß sie nicht voll zur Geltung kommen.

In unserer Straßburger Sozietät, heißt es da, wirkte Shakespeare, übersetzt und im Original, stückweise und im Ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach in Shakespeare befestigten. — Hiezu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebe, war ansteckend für meine Freunde.

Also dieselbe Wirkung des Genius wie durch Erwins Münsterbau. — Noch für eine etwas spätere Zeit heißt es: ‚Die Verehrung Shakespeares ging bei uns bis zur Anbetung.‘

Wenige Jahre zuvor, 1769, hatte der große englische Schauspieler Garrick eine etwas verspätete Zweihundertjahrfeier Shakespeares in Stratford veranstaltet. Die Kunde dieses Dichtergedenkfestes, des ersten seiner Art, war nach Deutschland gedrungen, und Shakespeares begeistertster Verehrer, Goethe, mußte seine eigene Feier des großen William haben. Der Geburtsmonat des Vielgeliebten war vorüber, irgend ein Kalender mußte mit einem Wilhelmstage aushelfen: so wurde auf den 14. Oktober 1771 die Feier eines Shakespeare-Tages im Goethehause zu Frankfurt ausgeschrieben. Als Festgemeinde waren außer den Eltern und Cornelia die nächsten Frankfurter Freunde und Herder gedacht; von diesem wurde eine Festrede erwartet, die er selbst vortragen sollte. Sie kam nicht, ja Herder selbst blieb aus, — so schrieb, nein dichtete Goethe die **Rede Zum Shakespeares-Tag** und las sie den Gästen vor, dazu einige von ihm in Straßburg übersetzte ‚Stückchen aus dem Ossian‘; einen musikalischen Teil bot der Abend obendrein. Der Herr Rat Goethe hatte nicht geknausert; sein lateinisches Haushaltungsbuch verzeichnet: Dies onomasticus Schackspear fl. 6, 24; Musici in die onom. Schacksp. 4 fl. Ein Festmahl, zu dem des Rates wohlbestellter Weinkeller das Beste hergab, schloß sich an; ‚die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll Ihnen getrunken werden‘, hatte Wolfgang auf Herders Entschuldigungsbrief geantwortet.

Als Goethe jene Festrede auf Shakespeare niederschrieb, drängte schon sein erstes eigenes Gebilde stürmisch zum Licht: Götz. Im Geiste Shakespeares sollte der ausgeführt werden, in einem ganz andern als die ‚Mitschuldigen‘ aus seiner französisch-dramatischen Zeit mit ihrer Ehrfurcht vor den Regeln, besonders der von den drei Einheiten, die Boileau unter Hinweis auf Aristoteles für das Drama zweier Jahrhunderte geheiligt hatte:

Qu'en un lieu, qu'en un jour, un seul fait accompli
Tienne jusqu'à la fin le théâtre rempli.

Diesen Entschluß der völligen Abkehr vom französischen Drama sprach Goethe in den Sätzen der Festrede aus:

Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stund ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert, alles war mir neu, unbekannt, und das ungewohnte Licht machte mir Augenschmerzen. Nach und nach lernt' ich sehen, und, Dank sei meinem erkenntlichen Genius, ich fühle noch immer lebhaft, was ich gewonnen habe. Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft. Ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sahe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regeln in ihrem Loch angetan haben, wie viel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Türne zusammenzuschlagen.

Von der überschwänglichen Schwärmerei Goethes für Shakespeare in jenen Tagen zeugt noch diese Stelle:

> Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgend leben als mit dir. Wie gern wollte ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst, lieber als die geehrwürdigte Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos.

Und warum dieser leidenschaftliche Ton der Hingabe an den fremden Genius? Weil er in ihm den äußersten Gegenpol gegen die Unnatur des französischen Dramas erblickt:

> Ich rufe Natur! Natur! nichts so Natur als Shakespeares Menschen. — Und was will sich unser Jahrhundert unterstehen, von Natur zu urteilen? Wo sollten wir sie her kennen, die wir von Jugend auf alles geschnürt und geziert an uns fühlen und an andern sehen. Ich schäme mich oft vor Shakespeare.

Götz von Berlichingen.

Aus solcher Gesamtstimmung und aus dem nun übermächtig gewordenen Drange nach einem Schaffen im Großen sprang Goethe in die freie Luft, fühlte, daß er Hände und Füße hatte, und schrieb seinen **Götz** oder, wie der erste Titel lautete: ‚Geschichte Gottfriedens von Berlichingen, dramatisiert.‘ Versucht hatte er sich längst in allen Zweigen, doch mit zagender oder mit zierlich bosselnder Hand; jetzt sollte es ans ‚Dreingreifen, Packen‘ gehen, denn das erschien ihm nunmehr als ‚das Wesen jeder Meisterschaft‘. Mit welcher Leidenschaft er die einmal ergriffene Arbeit fortführte, zeigt sein Brief an Salzmann vom 28. November 1771 (vgl. den Anfang auf S. 78). Es heißt darin weiter: ‚Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespear und alles vergessen worden. Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib.‘

In demselben wichtigen Brief steht der Grund seiner Briefschulden: ‚Lieber Mann, meine Freunde müssen mir verzeihen, mein nisus vorwärts ist so stark, daß ich selten mich zwingen kann, Atem zu holen und rückwärts zu sehen.‘ Nicht rückwärts, nicht links noch rechts, sondern gradaus auf sein Ziel los, das er in den sechs Wochen zwischen Ende Oktober und Anfang Dezember 1771 erreichte.

Über die ersten Anstöße und das Werden des Götz, der nach dem Beispiel des ältesten Faust der Urgötz heißen mag, gibt es eine kaum noch zu übersehende Literatur; alles Erforschliche ist gründlich durchforscht und gesichtet worden. Trotzdem müssen wir uns mit dem Eingeständnis begnügen: wo, wann, wodurch in Goethes Seele der erste zündende Funke zu diesem gewaltigen dramatischen Freudenfeuer aufsprühte, wird ewig Geheimnis bleiben. Hören wir zunächst Goethe selbst über den Ursprung des Urgötz. Er verweist (im 12. Buch von Dichtung und Wahrheit) auf den von Klopstocks Bardendrama ‚Die Hermannsschlacht‘ ausgehenden Anstoß zum Erwachen des Selbstgefühls der Nation, knüpft daran die Betrachtung von Friedrichs des Großen Ehrenrettung eines Teiles der Deutschen gegen die verbundene Welt, an die dem erregten kriegerischen Trotzgefühl entsprungenen, innerlich unwahren, weil durch keinen Kampf gegen äußere Feinde hervorgerufenen Bardenlieder, und fährt fort:

> Was aber von jener Sucht in mich eingedrungen sein mochte, davon strebte ich mich kurz nachher im Götz von Berlichingen zu befreien, indem ich schilderte, wie in wüsten Zeiten der wohldenkende brave Mann allenfalls an die Stelle des Gesetzes und der ausübenden Gewalt zu treten sich entschließt, aber in Verzweiflung ist, wenn er dem anerkannten, verehrten Oberhaupt zweideutig, ja abtrünnig erscheint.

Im 13. Buch berichtet er von der Arbeit selbst. Danach hatte Cornelia keinen geringen Teil am endlichen Anpacken des Stoffes; den immerfort vom Götz sprechenden, nicht ans Werk schreitenden Bruder hat sie durch ihre wohlwollende Ungeduld getrieben, sich ‚nur nicht immer mit Worten in die Luft zu ergehn, sondern endlich einmal das, was mir so gegenwärtig wäre, auf das Papier fest zu bringen. Durch diesen Antrieb bestimmt, fing ich eines Morgens zu schreiben an, ohne daß ich einen Entwurf oder Plan vorher aufgesetzt hätte.‘ Zum rastlosen Fortgang der Arbeit hat ihn Cornelia gleichfalls durch ihren Unglauben an seine Beharrlichkeit gereizt; er hielt sich ununterbrochen ans Werk, ‚und in sechs Wochen hatte ich das Vergnügen,

das Manuskript geheftet zu erblicken.' Dieses, die Urhandschrift zum Urgötz, wird als besonderes Kleinod im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar verwahrt.

Nach einem Gespräch der Frau Rat vom Jahr 1802 mit einem englischen Besucher hätte Goethe im Herbste 1771 den ersten Gedanken an Götz gefaßt: nach einem zufälligen Funde der Lebensgeschichte des alten Fehderitters in der Frankfurter Stadtbibliothek. Genau stimmt diese nach einunddreißig Jahren gegebene Auskunft schwerlich, denn Goethe brauchte keinen Fund in einer öffentlichen Bibliothek zu tun: das jetzt im Weimarer Goethehause befindliche Bücherverzeichnis des Rates Goethe führt zwei Abdrücke der Lebensgeschichte auf, und hiermit erweitern sich die Ursprungsmöglichkeiten des Götz. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Wolfgang Goethe schon als Knabe oder Jüngling, etwa zwischen Leipzig und Straßburg jenes anziehende Abenteuerbuch der väterlichen Bibliothek gelesen hat, damals vielleicht noch nicht mit dem Entschluß einer dramatischen Verarbeitung; aber man weiß ja, wie lange sich Goethe mit den Keimen und Plänen zu großen Werken getragen hat. Wer die aufregende Geschichte Götzens einmal gelesen, vergißt sie nicht ganz: in Straßburg, wo sich Goethe mit dem Wesen des Faustrechtes näher bekannt gemacht, wird sich der Keim zu einer Dichtung Götz zuerst aufgeschlossen haben. Goethe hatte sich in Straßburg aufgeschrieben: ‚Unterschied von Fehde und Faustrecht' und einen ganzen Satz über die Notwendigkeit freien starken Geleits für Ritter und Knechte zum Ritt in die Reichsstädte.

Noch mit andern Seiten des öffentlichen Lebens im 16. Jahrhundert hat sich Goethe in Straßburg beschäftigt, und aus einem Werke des Frankfurters Senckenberg waren ihm die Femgerichte bekannt geworden. Justus Möser, später einer von Goethes Lieblingschriftstellern, hatte 1770 eine Schrift Über das Faustrecht veröffentlicht, aus dem Goethe es als eine Schutzwehr gegen die Rechtlosigkeit des heiligen römischdeutschen Reiches kennen lernte. Starken Eindruck wird Herders drittes ‚Kritisches Wäldchen' (1769), das er nachweislich gelesen, auf ihn gemacht haben; darin stand: ‚Von hier aus (dem 16. Jahrhundert) fängt sich alles an. Staats-, Literatur-, Religions-Veränderung, eine neue Geburt des menschlichen Geistes durch ganz Europa.' Ja in noch frühere Zeit deutet Goethe selbst für die Entstehung des Urgötz zurück. Nach einer Leipziger Aufführung von Johann Elias Schlegels schwächlichem Drama ‚Hermann' (1766), das er ‚zu weit von uns abliegend' fand, will er ‚nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit gesucht haben'.

‚Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod'. Wer kennte heute noch die Lebensbeschreibung des Hornberger Fehderitters Götz von Berlichingen (1480—1562), die lange nach des Schreibers Tode, mit mancherlei geschmacklosen Änderungen der Schreibweise des ‚formidabeln Cavaliers' durch den Herausgeber, zu Nürnberg 1731 erschien und mit treuherziger Umständlichkeit alle seine Händel mit Bischöfen, Fürsten und Kaufherren erzählt? Hebbel hatte schon Recht, als er auf den alten Lanzensplittrer mit der eisernen Hand die Verse dichtete:

Du hast im Leben jede Zier,
Die Helden ehrt, errungen,
Doch ist der Taten höchste dir
Im Tode erst gelungen.

Du hast den größten Dichtergeist
Des deutschen Volks entzündet,
Und wo man Goethes Namen preist,
Wird deiner auch verkündet.

Götz von Berlichingen war kein Raubritter, sondern ein kaiserlich gesinnter reichsfreier Edelmann, der sich gegen das herrschsüchtige Kleinfürstentum zu behaupten suchte. Goethe legt ihm, getreu dem Geiste seiner Quelle, im vierten Akt die ehrliche Beteuerung in den Mund: ‚Hab ich nicht von jeher durch alle Handlungen bewiesen, daß ich besser als einer fühle, was Deutschland seinen Regenten schuldig ist? und besonders was die Kleinen, die Ritter und Freien ihrem Kaiser schuldig sind?' Man muß das alte Buch, von dem es bequeme Neudrucke gibt, gelesen haben, um nachzuempfinden, was Goethe daran so besonders gefesselt hat: vor allem andern das Höchstpersönliche, die ganz auf sich selbst gestellte Manneswillkür, das rücksichtslose Draufgehen, — lauter Dinge, die der Gefühlswelt des jungen Dichters durchaus entsprachen.

Goethe entnahm alle Hauptzüge des Dramas, die verschiedenen Fehden mit dem Bam-

berger Bischof und den Nürnbergern, die kaiserliche Acht, die Gefangenschaft in Heilbronn, den Anteil am Bauernkrieg usw. dem Buche seines Helden, mit Ausnahme des Gegenspiels von Weislingen und Adelheid; dieses hat er frei erfunden. Eine Reihe kleiner Züge verdankte er seiner Quelle, darunter die gewöhnlich ihm zugeschriebene überderbe, schon in der Handschrift des Urgötz mit vollen Buchstaben dastehende Aufforderung im dritten Akt an den kaiserlichen Hauptmann: ‚Vor Ihro kaiserliche Majestät hab ich wie immer schuldigen Respekt. Er aber usw.‘

In Götzens Lebensgeschichte steckte kein Drama; der biedersinnige Fehderitter ist als Achtzigjähriger nach all seinen Händeln und Fährden eines sanftseligen Todes auf seinem Schlosse Hornberg verblichen, und es ist Goethe mit allem Bemühen nicht gelungen, ein wirkliches Drama daraus zu schaffen. Nicht durch das starke Aufhöhen der Persönlichkeit des Helden, nicht durch das Hinzuerfinden solcher Gestalten wie Elisabeth und Maria, Georg und Franz, Adelheid und Weislingen. Als das Drama der Selbsthilfe in rechtloser Zeit hatte er sich den Stoff zurechtgelegt: darum stellte er neben Götz, der sein Recht und Schicksal in die eigene eiserne Hand nimmt, noch den Bauernkrieg und die Feme, die ja nichts andres waren als Versuche der Selbsthilfe bei der Hilflosigkeit des Deutschen Reiches. Der ‚Götz‘ mit der Auflehnung gegen das papierne Recht zugunsten des natürlichen, seinem Zorn gegen die erbärmlichen Reichszustände, war ein Revolutionsdrama, kaum weniger als die zehn Jahre später geschriebenen Räuber von Schiller, und als Revolutionsdrama wurde es von den übrigen Stürmern und Drängern bewundernd begrüßt. Dem tintenklexenden Säkulum wurde, wie in den Räubern, die Tat eines ganz auf sich selbst stehenden Mannes entgegengehalten, und wie bei Schiller, dem gezwungenen Mediziner, hören wir bei Goethe, dem gezwungenen Juristen, die erbitterten Scheltworte gegen die Schreiberzunft.

Beide große Stoffe, mit denen sich Goethe in Straßburg getragen, waren von Hause aus frauenlos, der Faust sowohl wie der Götz; menschlich ergreifende Dichtungen konnten daraus nur entstehen durch den Hinzutritt weiblicher Gestalten. Ja noch für ein drittes Stück der Frankfurter Schöpferzeit hat Goethe sich einen solchen frauenlosen, schon darum nicht recht dramatischen Stoff gewählt: Egmont, und ihm volles Leben erst durch die freie Erfindung Klärchens eingehaucht.

Der Urgötz war im Dezember 1771 fertig geworden; sogleich übersandte Goethe Herdern die Handschrift mit der richtigen Selbsteinschätzung:

> Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch nichts weiter als Skizzo ist. — Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich's tat, um Sie drüber zu fragen.

Schon vor Herders kritischer Antwort hat Goethe gewußt, daß dieser erste Entwurf gründlich umgeschmolzen werden müsse: ‚Auch unternehm' ich keine Veränderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich weiß doch, daß alsdann radikale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehn soll.‘ — Aus Herders Antwort wissen wir wörtlich nur jenen Satz: ‚Shakespeare hat Euch ganz verdorben‘. Völlig verwerfend kann Herders Urteil nicht gelautet haben, denn Goethe erwidert: ‚Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn (Götz) weiter schon herunter, als Ihr.‘ Ein Brief Herders an seine Braut Karoline verspricht ihr ‚einige himmlische Freudenstunden an Goethens Berlichingen‘, den Merck ihr wohl zu lesen geben werde, und dann folgt der Satz: ‚Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin.‘

An Merck übersandte Goethe den Urgötz mit einem derbspaßigen Gedicht, worin er Trotz und Hohn und Haß und Ärger im voraus spricht:

> Allen Perrückeurs und Fratzen
> Und allen literarischen Katzen
> Und Räten, Schreibern, Maidels, Kindern
> Und wissenschaftlich schönen Sündern —

dazu den Philistern, den Kritikastern und ihren Geschwistern.

Herders Antwort traf also mit Goethes Selbstkritik zusammen, und der Dichter gestand sogleich zu: ‚Es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff ver-

setzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen.' Das Umschmelzen geschah allerdings erst nach der Unterbrechung durch den Aufenthalt in Wetzlar. Im Februar 1773 lag die zweite Handschrift druckfertig vor, diesmal mit dem selbstbewußteren Titel: **Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand.** Ein Schauspiel, und mit dem Leitspruch aus dem politischen Roman ‚Usong' des schweizerischen Dichters und Naturforschers Albrecht von Haller: ‚Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig.' Bedeuten sollte dies: von dem mißhandelten deutschen Volke kann das Heil des Reiches nicht kommen, nur ein Führer aus den Reihen der Führenden kann vielleicht dem Elend steuern. Goethe berichtet in Dichtung und Wahrheit über Ziel und Art der Umschmelzung:

Ich war von vorne herein (im Anfang) ziemlich bei der Klinge geblieben, und die ersten Akte konnten für das, was sie sein sollten, gar füglich gelten; in den folgenden aber, und besonders gegen das Ende, riß mich eine wundersame Leidenschaft unbewußt hin. Ich hatte mich, indem ich Adelheid liebenswürdig zu schildern trachtete, selbst in sie verliebt, unwillkürlich war meine Feder nur ihr gewidmet, das Interesse an ihrem Schicksal nahm überhand. — Diesen Mangel erkannte ich gar bald, da die Natur meiner Poesie mich immer zur Einheit hindrängte. Ich hegte nun, anstatt der Lebensbeschreibung Götzens und der deutschen Altertümer, mein eignes Werk im Sinne und suchte ihm immer mehr historischen und nationalen Gehalt zu geben und das, was daran fabelhaft oder bloß leidenschaftlich war, auszulöschen; wobei ich freilich manches aufopferte, indem die menschliche Neigung der künstlerischen Überzeugung weichen mußte.

Ob und wie weit ihm dies gelungen, wird noch zu erörtern sein. Zunächst nur die Bemerkung, daß er in der zweiten Form den größten äußerlichen Mangel oder Überfluß, den immerwährenden Wechsel des Schauplatzes, kaum verminderte: im dritten Akt gibt es neunzehn Schauplätze.

Goethe will auch die zweite Fassung nicht zum Druck bestimmt haben; einer dritten kam Merck zuvor, der ihn spottend fragte, was denn das ewige Arbeiten und Umarbeiten heißen solle; die Sache werde dadurch nur anders und selten besser. ‚Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!' rief er sprichwörtlich aus, und nun ging es ans Drucken und zwar auf gemeinsame Kosten: Goethe besorgte das Papier, Merck den Druck, — im Juni 1773 erschien der neue Götz, ohne Verfassernamen. Das Werk wurde überallhin versandt, doch kamen die beiden Verleger nicht auf ihre Kosten, denn sogleich erschien ein billigerer Nachdruck, und ‚zu einer Zeit, wo man mir von allen Seiten her viel Aufmerksamkeit, ja sogar vielen Beifall erwies, war ich höchst verlegen, wie ich nur das Papier bezahlen sollte, auf welchem ich die Welt mit meinem Talent bekannt gemacht hatte'.

Der Urgötz wurde erst nach Goethes Tode gedruckt. Den Zeitgenossen des 18. Jahrhunderts wurde der Götz nur durch die Ausgabe vom Juni 1773 bekannt, die jetzt in allen Goetheausgaben steht und den meisten heutigen Bühnenaufführungen zugrunde liegt. Eine wenig veränderte Ausgabe erschien 1787. Bei der für die Bühnen bestimmten Umarbeitung von 1804, unter Schillers Beihilfe, kam einer der großartigsten Auftritte hinzu (Akt 5, 14): Adelheid erblickt aus der Ferne den ihr gespenstisch erscheinenden Abgesandten der rächenden Feme; leicht möglich, daß dieser furchtbar wirkende Zusatz von Schiller herrührt.

Die zweite Fassung, also unser Götz von Berlichingen, ist alles in allem die schwächere, jedoch künstlerisch maßvollere. Vieles darin ist feiner und tiefer begründet; der von Goethe erstrebten und doch nicht erreichten Handlungseinheit ist mehr als die Hälfte der Rolle Adelheids zum Opfer gefallen, darunter die Erdrosselung der schönen Sünderin, wogegen das Todesurteil der Feme stehen blieb. Auch sonst war nach Möglichkeit getönt und gemildert. So wurde eine der stärksten Szenen: die Gattin des Helfensteiners fleht mit ihrem Kinde zu den Füßen der rächenden Bauern um Gnade für ihren Mann, ganz gestrichen, sicher nicht zum Vorteil für das Stück, das uns doch in die Greuel des Bauernkrieges hineinführen soll.

Schon bei dieser zweiten Fassung des Götz sei nachdrücklich auf Goethes Trieb zur Sprachreinheit hingewiesen. Die Verteidiger der Fremdwörterei berufen sich mit Vorliebe auf vereinzelte Aussprüche Goethes gegen ‚Purismus', also gegen übertreibende Sprachreinigung, die wohl gar Lehnwörter oder längst eingebürgerte, fast unentbehrliche Fremdwörter aus-

merzen will. Goethes künstlerisches Sprachgefühl hat ihn vom Anbeginn bis ans Ende seiner Schriftstellerbahn richtig belehrt: Fremdwörter sind Flecken am Kunstwerk. Zu einer Zeit, als in Deutschland vielfach fast ebenso gefremdwörtelt wurde wie unter der Sprachverwilderung der Gegenwart, strich Goethe mit voller Absicht eine große Zahl überflüssiger Fremdwörter im Urgötz. Aus Kommission wurde Auftrag, aus Detachement — Haufen, aus dem Deklamieren gegen die Weiber — schelten; ja er strich Fremdwörter, die an ihrer Stelle nicht unwirksam waren, wie Baldachin und Rebellion, und schrieb dafür Prachtvorhang und Aufruhr. Beseitigt wurden: appellieren, deplaciert, Descente, Spekulation, Viktualien, Virtuosität; sogar Humor, Materie, Szene mußten deutschen Wörter weichen. Sehr bezeichnend sind folgende prächtige Verdeutschungen: aus ‚Aber um Dich, Adelheid, ist eine Atmosphäre von Leben' kürzer und dichterischer: ‚Aber um Dich, Adelheid, ist Leben'; statt ‚ging sehr ins Detail' schrieb er ‚allerlei durcheinander, Großes und Kleines'. Und sintemalen manche Verteidiger der Fremdwörter ‚interessant' für ganz unentbehrlich halten, so mögen sie sich eines Besseren durch Goethe belehren lassen, der die Stelle: ‚Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht war so interessant' deutscher und wirksamer wandelte in: ‚Ein halb trauriger Zug auf seinem Gesicht gefiel mir so wohl'. Ähnlich machte er aus Interesse nehmen — Anteil nehmen. Noch in der Fassung von 1804 ersetzte er ‚in dieser Extremität' durch ‚in dieser bänglichen Lage', ‚gemessene Ordre' durch ‚Befehl', ‚Diskurse' durch ‚Verhandlungen'.

Daß Goethe kein Purist um jeden Preis gewesen, zeigt eine Stelle, wo die zweite Fassung des Zeittones wegen ein fremdes Wort statt des deutschen hat: im vierten Aufzug wird in dem Satze ‚das Ebenbild des Kaisers, das ich auch in der gesudeltsten Malerei verehre', ersetzt durch das hier wirksamere Conterfei.

Neben den inhaltlichen und sprachlichen Abtönungen in der zweiten Handschrift kommen manche volkstümlichere Färbungen vor. So heißt es nicht mehr: ‚Ein braver Reiter und ein rechter Regen mangeln niemals eines Pfades', sondern ‚kommen überall durch'.

In jener Zeit der sprachlichen Reinigung und Bereicherung des Götz entstand Goethes kerniges Spruchgedicht Sprache:

Was reich und arm! Was stark und schwach!
Ist reich vergrabner Urne Bauch?
Ist stark das Schwert im Arsenal?
Greif milde drein, und freundlich Glück
Fließt, Gottheit, von dir aus!
Faß' an zum Siege, Macht, das Schwert,
Und über Nachbarn Ruhm!

Dem Sprachgewaltigen bietet fürwahr die deutsche Sprache alle Mittel der Milde und der Macht, er bedarf keiner Anleihen bei den Nachbarn; der Sprachstümper müßte ohne Fremdwörter stammeln.

Die literarisch gebildeten Zeitgenossen berauschte der Götz wie junger Wein. Hinreißend wirkte, außer der dramatischen Sturmgewalt in vielen Auftritten, vornehmlich die völlig neue Sprache. Das war nicht mehr Bücherrede, wie doch zum Teil noch in Lessings abgewogenen Sätzen der Emilia; hier loderten die Feuerzungen eines brausenden Pfingsten deutscher Dichtung. Mit wunderbarem Stilgefühl hatte Goethe mit Hilfe der alten Lebensgeschichte, doch mit freier Umgestaltung, eine Menschenrede geschaffen, die den täuschenden Schein der Lebensechtheit erzeugt. Der Vergleich mit einem neuen Drama aus ähnlichem Stoffkreise, mit Hauptmanns Florian Geyer, ist lehrreich für die Frage des Zeitstils. Hauptmann hat durch eine große Zahl von Sprachbrocken aus Büchern des 16. Jahrhunderts Zeitfarbe schaffen wollen, damit aber nur ein stilloses Mengsel aus zwei Redeweisen zusammengerührt. Goethe läßt seine Menschen volkstümliches Fränkisch des 18. Jahrhunderts sprechen, färbt es hier und da mit Kernsätzen aus Götzens Lebensbeschreibung, und der Gesamteindruck ist künstlerische Echtheit. Und nur auf diese, nicht auf die sprachgeschichtliche, kommt es an.

In der ersten Fassung stehen vereinzelte Wildheiten der Modesprache von Sturm und Drang, so in Metzlers Worten: ‚Ihre Seelen mit dem Morgennebel steigen! Und dann stürm, stürm, Wirbelwind! und zerreiß sie und heul sie tausend Jahre um den Erdkreis herum und noch tausend, bis die Welt in Flammen aufgeht. Und dann mitten, mitten mit ihnen ins Feuer!' — Doch welche maßvolle Feinheiten schon in diesem Erstlingswerk! Der Auftritt

zwischen Weislingen und Maria im ersten Akt hat an Zartheit nicht seinesgleichen in der gesamten dramatischen Dichtung der Stürmer und Dränger.

Sogleich durch den Götz eroberte sich Goethe einen Sonderrang in der deutschen Literatur, den ersten nach oder neben Lessing. Der am tiefsten blickende Beurteiler, Hamann, erklärte alsbald: ‚Der Name seines Götzen wird wohl die Morgenröte einer neuen Dramaturgie sein.' Herder schrieb über die zweite Fassung des Götz: ‚Hätte der Verfasser in chinesischer Form geschrieben, wir würden sein Genie schätzen müssen', nannte ihn ‚ein echt deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das Deutsche Reich' und schrieb nach Jahren noch entzückt an Goethe: ‚Gott segne dich, daß du den Götz gemacht hast, tausendfältig!'

Ähnliche begeisterte Zurufe ertönten von allen jungen Dichtern; Bürger schrieb an Boie: ‚Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu lassen. Womit soll ich dem Verfasser mein Entzücken verdanken? Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen!' Sehr fein zog Lenz den Vergleich: ‚Der Biograph spezereiet und salbet die alte Mumie des Helden ein, der Poet haucht seinen Geist in sie.' Lavater las den Götz in der Schweiz und schrieb an Herder über einen bevorstehenden Besuch bei Goethe: ‚Ich freue mich mit Zittern; unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie.' — Aus Laienkreisen sei das Wort eines gebildeten Grafen Schmettau am kurpfälzischen Hofe wiedergegeben: ‚Ich weiß nicht, ob ich lieber den ganzen Voltaire oder dieses einzige Schauspiel gemacht haben möchte.' — Aus den vielen Besprechungen in politischen und literarischen Blättern ragt eine in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen hervor, an deren Schluß der verheißungsvolle Satz steht: ‚Nil Germanis arduum!' (Nichts ist den Deutschen zu schwer).

Von den drei großen Dichtern, Klopstock, Wieland, Lessing, war der erste, wie allen neu aufsteigenden Begabungen gegenüber, der teilnahmloseste. — Wielands Verhalten war zwiespältig; zunächst brachte er im Teutschen Merkur von einem Kritikaster, Schmidt geheißen, einen sauer-süßen Aufsatz, worin Götz ‚das schönste, interessanteste Monstrum' genannt wurde, und machte einen Zusatz, der nicht Fleisch noch Fisch war. Der junge Goethe vertrug Kritik, besser als der alte, und schrieb an Johanna Fahlmer (18. 10. 1773): ‚Was Sie vom Merkur schreiben, scheint mich auf ein ungünstig Urteil vorbereiten zu wollen. Hat nichts zu sagen, ich bin dergleichen gewohnt. Mir kommt's darauf an, ob der Rezensent ein rechter Kerl ist, er mag mich loben oder tadlen.' Bald darauf ließ er Wieland die Pranke des jungen Löwen gar unsanft fühlen (vgl. S. 129).

Schmerzlich berührt es uns, im Chor der Bewunderer des Götz Lessings Stimme zu vermissen; hier lief die Grenzlinie selbst für sein künstlerisches Verständnis. Ihn stieß die Regellosigkeit der Form ab; im Götz sah er kein dramatisches Kunstwerk, sondern nur lose dramatische Auftritte und stichelte ohne Namennennung: ‚Er füllt die Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke. Wer? etwa der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialoge bringt und das Ding für ein Drama ausschreit?' Lessing hielt sich ans Ganze; als Ganzes erschien ihm der Götz verfehlt. Was uns an Lessings Urteil befremdet, ist das Unterdrücken jedes Wortes über die Fülle der Einzelschönheiten, die ihm gewiß nicht entgangen waren.

Hat Friedrich der Große Goethes Götz gelesen? Man sollte es annehmen, wenn man in seiner berüchtigten Schrift ‚Über die deutsche Literatur' (vgl. S. 97) die Stelle liest:

> Um sich zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch bis itzt in Deutschland herrsche, dürfen Sie nur unsre öffentlichen Schauspiele besuchen (die der König selbst nie besucht hat). Sie finden daselbst die abscheulichen Stücke von Shakespear aufgeführt, die man in unsre Sprache übersetzt hat. Die ganze Versammlung findet ein ausnehmendes Vergnügen daran, diese lächerlichen Farcen (Hamlet, Othello, Lear!) anzusehen, die nur würdig wären vor den Wilden von Kanada gespielt zu werden. — Dem Shakespear kann man indessen seine sonderbare Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte. Aber erst vor einigen Jahren ist ein Götz von Berlichingen auf unserm Theater erschienen, eine abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke. Und doch bewilligt unser Publikum diesem ekelhaften Gewäsche seinen lauten Beifall und verlangt mit Eifer ihre öftere Wiederholung.

Sehr wahrscheinlich hat Friedrich weder die Stücke Shakespeares noch den Götz gelesen,

vielmehr nur irgend ein französisches Urteil nachgeschrieben. Als der ehrliche, tapfere Justus Möser seine Erwiderung auf Friedrichs Schrift veröffentlicht hatte (1781), schrieb Goethe an dessen Tochter (21. 6. 1781): ‚Wenn der König meines Stücks in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein.‘

Unverblümter äußerte sich Frau Rat über das königliche Urteil, wenn man's ein Urteil nennen will: ‚Von dem schönen Gelese des königlichen Verfassers habe ich mir gar viel erzählen lassen. Aber sonderbar ist's doch, daß sogar unsere Philister sagen, Ihro Königlichkeiten hätten sich damit doch etwas prostituiert. — Der größte König ist doch nur ein Mensch!‘

Gespielt wurde der Götz zum erstenmal in Berlin am 12. April 1774 (mit einem Zigeuner-Ballett!); ‚dreimal hintereinander mit großem Beifall aufgeführt‘, so berichtete die Vossische Zeitung und fügte hinzu: ‚Es soll, wie man sagt, nach Shakespearischem Geschmack abgefaßt sein.‘ Götz wurde allein 1774 in Berlin vierzehnmal aufgeführt, für jene Zeit etwas Außerordentliches. Im Oktober 1774 folgte Hamburg, dann Braunschweig, 1776 das Wiener Hof- und Nationaltheater.

Über den ungeheuren Eindruck des Götz auf die deutsche Dichterjugend hat Goethe selbst in Dichtung und Wahrheit berichtet. Daß sich die Nachahmer des Stückes bemächtigten, versteht sich von selbst: ‚So oft sich ein Virtuose hören läßt, finden sich immer einige, die gleich dasselbe Instrument zu lernen anfangen.‘ Götz wurde zum Vorbilde für Inhalt, Bau und Sprache des gesamten Dramas von Sturm und Drang. Am meisten und leichtesten wurde die bequeme lockere Form nachgestümpert: ‚Die Narren haben es sich recht angelegen sein lassen, die regellose Form meines alten Götz nachzuahmen, als ob ich die mit Bedacht gewählt hätte. Damals verstand ich es nicht besser und schrieb hin, was mir in den Sinn kam‘ (Goethe zu Heinrich Voß dem Jüngeren). Zahlreiche Ritterdramen rasselten über die deutschen Bühnen, alle mit Anleihen aus dem Götz. Bei dem zur Not erträglichsten der nachahmenden Ritterdramatiker, dem Bayern Törring, wurden die Feme, die Köhler im Walde, selbst die Vornamen, auch ganze eindrucksvolle Sätze einfach dem Götz nachgedichtet. Goethe hat jene Rasseldramen, seinen Götz eingeschlossen, im ‚Neuesten von Plundersweilern‘ 1781 (S. 126) mit gutem Humor verspottet:

Hinter ihm (Götz) wird kein Guts geschaffen.
Es reißt einer mit voller Kraft
Die Bäume samt den Wurzeln aus;
Die Vögel fliegen zu den Nestern heraus. —

— Entsetzt euch nicht ob dieser Stärke
Und der modernen Simsonswerke:
Denn aller Riesenvorrat hier
Ist nur von Pappe und von Papier.

Immerhin haben Götz und die durch ihn entfesselte Ritterdramatik die lange nachdauernde Wirkung geübt, die mittelalterliche deutsche Vergangenheit poetisch erscheinen zu lassen. So muß der Götz als einer der frühesten Anstöße zur deutschen Romantik gelten; die Kette der Entwicklung reicht von ihm zu Kleists Käthchen von Heilbronn und noch darüber hinaus. — Bis nach England machte sich die Wirkung des Götz fühlbar: Walter Scott übersetzte ihn, und namentlich in seinen Verserzählungen spüren wir Goethes Einfluß, den übrigens der schottische Dichter selbst offen bekannte.

Goethes Götz von Berlichingen war das erste auch im Stoff ganz deutsche ernste Drama hohen Stils, und seiner Deutschheit zumeist ist der gewaltige Aufruhr der Gemüter nach seinem Erscheinen zuzuschreiben. Bis dahin hatte man nach Klopstocks Lehre und Beispiel das Deutsche immer bei Arminius gesucht, von dem man doch so wenig wußte — ‚der Gegenstand liegt zu entfernt, niemand hat dazu ein Verhältnis‘ (Goethe zu Eckermann, 16. 2. 1826); allenfalls noch bei Friedrich dem Großen, dessen Gestalt sich aber für die deutsche Dichtung zu kantig und spröde erwies. Die Poesie deutscher Geschichte wurde zum erstenmal durch Goethes Schauspiel erschlossen. Die bewußte Volkstümlichkeit seines Werkes sprach er in dem Satze aus: ‚Ich habe sogleich an die Herzen des Volkes angefragt, ohne erst am Stapel

der Kritik anzufahren' (23. 10. 1773 an einen Freund Langer). Diese Anfrage hat er leider nur noch ein einzig Mal an die Herzen seines Volkes gerichtet: mit Hermann und Dorothea — nur dieses einzige Mal mit ebenso allgemeinem Erfolge.

Und welche Fülle deutschen Lebens blüht in Goethes Götz! Alle Stände, vom Kaiser zum strolchenden Zigeuner; alle Abstufungen der Charaktere, vom edlen Biedermann zum wankelmütigen Verräter, vom goldigen Jungen Georg zum ehebrecherischen Buben Franz; und bei den Frauen von der festen Gefährtin des Mannes zur giftmischenden Buhlerin. Dazu ein Einblick in die Reichszustände, der wirklich nach einer zeitgenössischen Kritik reichere Belehrung bot, ‚als aus manchem Geschichtsbuch in Folio herauszukommentieren ist'.

Als einen richtigen Dramahelden hat Goethe seinen Götz schwerlich angesehen noch beabsichtigt. Zum Helden eines geschichtlichen Dramas gehört ein Mann mit festem Ziel und Entschluß, — beides fehlt dem Ritter von Berlichingen. Er ist ein rührend wackerer Degen, aber kein Mann, den sein Wille, dieser allein, gradaus durchs Leben führt. Seine Treue kennt keine Grenzen; vom Kaiser in die Reichsacht erklärt, ruft er beim ersten Glase aus der letzten Flasche: ‚Es lebe der Kaiser! das soll unser vorletztes Wort sein, wenn wir sterben!' Denn das letzte heißt: ‚Es lebe die Freiheit!' Goethe hat in ihm allen Ernstes einen Vertreter der Freiheit gesehen, allerdings einer sehr unklaren. In seinem Gedicht ‚Ilmenau' (S. 197) heißt es mit einem fast bedauernden Rückblick auf die Zeit der Entstehung des Götz:

Und wenn ich unklug (!) Mut und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst.

In der Zwiesprach mit Sickingen im Heilbronner Rathaus (4. Akt) zeigt der entschluß- und sorglose Götz dieselbe menschlich schöne, jedoch einem dramatischen Helden höchst gefährliche Gutmütigkeit, wie der ihm nicht unverwandte Egmont gegenüber dem Warner Oranien:

Götz: Ich verlange nichts als ritterliche Haft (obgleich er soeben durch Sickingen Herr der ihn verhaftenden Heilbronner geworden).

Sickingen: Du bist zu ehrlich, dich nicht einmal des Vorteils zu bedienen, den der Rechtschaffene über den Meineidigen hat! — Wie ich Ihro Majestät kenne, darfst du sicher auf mehr dringen. Es ist zu wenig.

Götz: Ich bin von jeher mit wenigem zufrieden gewesen.

Sickingen: Und bist von jeher zu kurz gekommen.

Daß Weislingen eine Spiegelung von Goethes eigenem schlechten Gewissen war und sein sollte, der erste in der Reihe pflichtvergessener, treuloser Liebhaber, ist offenbar. Man vergleiche den Brief an Salzmann über die Sendung eines Abdruckes an Friederike (S. 83). Der tiefgelehrte, aber wunderliche Goethe-Forscher Düntzer wußte dieses, wie so vieles andere, besser als Goethe: ‚Daß Weislingen das Ergebnis seiner selbstquälerischen Büßung, seiner reuigen Betrachtungen gewesen, ist eine von Goethes mancherlei nicht zutreffenden Bemerkungen über seine eigenen Werke', — ein würdiges Seitenstück zu jenem Orakelspruch eines andern Forschers, der Goethes Erinnerung an Lili Schönemann: ‚Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen', berichtigte: Hier hat sich Goethe geirrt!

Durch Namen und Art der Gattin Götzens hat der Dichter seiner Mutter Elisabeth Goethe das schönste Denkmal gesetzt. ‚Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden', so verkündet Elisabeth von Berlichingen und faßt damit die Lebensweisheit der Frau Rat zusammen. Liest man nach den Briefen der Frau Rat die Reden dieser prächtigen Frauengestalt, so springt die Lebensähnlichkeit der beiden ins Auge.

Goethe hat im Unmut einmal von gewissen Gelehrten gesagt, sie würden aus Rechthaberei ihre fünf Sinne ableugnen; dies ist freilich notwendig, um in Friederike Brion das Urbild von Götzens Schwester Maria zu verkennen. Goethe wühlte bei ihrer Gestaltung in der eignen Gewissenswunde. ‚Sie sitzt, das arme Mädchen, verjammert, verbetet ihr Leben', sagt der Bruder, worauf Sickingen erwidert: ‚Soll darum das arme Mädchen in ein Kloster gehen, weil der erste Mann, den sie kannte, ein Nichtswürdiger war?' Weislingen hat an Maria schnödesten Verrat geübt, doch ihre mitleidige Liebe und Treue wanken nicht. Da

Weislingen zu stürmisch wirbt, wehrt sie ihn ab: ‚Einen Kuß hab ich Euch zum Gottespfennig erlaubt; Ihr scheint aber schon von dem Besitz nehmen zu wollen, was nur unter Bedingungen Euer ist‘, und auf sein Drängen sagt sie: ‚Man lehrte mich, Liebkosungen seien wie Ketten, stark durch ihre Verwandtschaft, und Mädchen, wenn sie liebten, seien schwächer als Simson nach Verlust seiner Locken.‘ In Weislingens Todesstunde steht sie an seinem Qualenlager und hat auf seine Selbstanklage: ‚Maria, warum bist du gekommen, daß du jede schlafende Erinnerung meiner Sünden weckteſt!‘ nur das verzeihende Trostwort: ‚Vergiß alles. Vergesse dir Gott so alles, wie ich dir alles vergesse.‘ Diese Worte könnte Goethe in einem der vernichteten Briefe Friederikens gelesen haben.

Hat Goethe sich in sein Dichtergeschöpf Adelheid verliebt, so werden auch wir diese genußsüchtige Tigerkatze für das Meisterstück seines Schaffens des Außerordentlichen, des Dämonischen erklären dürfen. Sie ist noch verwickelter als Shakespeares Kleopatra, und die Allermodernsten, die sich einbilden, mit ihnen erst fange das dichterische Seelenzergliedern des Weibes an, sind mit Goethes Adelheid zu einiger Bescheidenheit zu ermahnen. Zur Stillung ihres Kitzels der Macht über die Männer durchbricht sie die äußersten Schranken des Verbrechens; und doch regt sich in uns eine Mitleidsfiber, wenn sie in der von Goethe leider gestrichenen Erdrosselungszene in dem letzten Rest ihrer weiblichen Scham durch den Henker erniedrigt werden soll. Hier wird selbst sie eine tragische Gestalt. Sie haßt Götz aus keinem andern Grunde als dem Hasse des Bösen gegen das Gute, und an sie denken wir, wenn wir in Goethes Shakespeare-Rede lesen: ‚Das, was edle Philosophen von der Welt gesagt haben, gilt auch von Shakespeare: das, was wir bös nennen, ist nur die andere Seite vom Guten, die notwendig zu seiner Existenz und in das Ganze gehört.‘

Mit seinem Götz zerbrach Goethe die Herrschaft des französischen Deklamationstückes und sprengte zugleich alle herkömmlichen Formen des Dramas, indem er sich, ganz anders als Lessing, über die drei Einheiten hinwegsetzte. Der Bühnenbau im Götz ist von der allereinfachsten Art: die Menschen treten irgendwo auf und sprechen oder handeln; der Vorhang fällt, und es treten andere Menschen oder dieselben anderswo auf; und so bequem für den Dichter, so zum Verzweifeln für den Bühnenmeister geschieht dieser Schauplatzwechsel 51mal. Aber gerade darüber jubelten die jungen Zeitgenossen vom dichterischen Handwerk. ‚Welch kühne Verarbeitung!‘ schreibt Bürger an Boie, — ‚edel und frei wie sein Held tritt der Verfasser den elenden Regelnkodex unter die Füße und stellt uns ein ganzes Evenement mit Leben und Odem bis in seine kleinsten Adern beseelt vor Augen!‘

Wir Spätlinge, die wir den französischen Regelnkodex des Dramas nicht mehr zu bekämpfen brauchen, denken über das Verachten der Einheiten anders, wenigstens über das der einen, ohne die es kein höchstes dramatisches Kunstwerk gibt: der einheitlichen Handlung. Sie ist ja keine willkürliche papierne Regel; ihre Notwendigkeit fließt aus den Urquellen aller menschlichen Teilnahme an einem Dichtergebilde. Einheit der dramatischen Handlung hat zum Zweck Einheit, Zusammenfassung, Spannung unserer Aufmerksamkeit. Im Götz wird diese bald auf Götz, bald auf Weislingen, dann wieder auf Adelheid, auf den Bauernkrieg, auf den Kaiser, auf die Städte gezerrt, und es ist nicht unsere Schuld, wenn wir den Mittelpunkt, Götzens Schicksal, aus den Augen verlieren: der Dichter selbst hatte ihn nicht festgehalten.

Die Bühnenwidrigkeit des Götz wäre nicht das Schlimmste; schon Goethe hat sie früh und spät eingestanden. Noch 1804 bei einer letzten Zurechtmachung für die Bühne, schrieb er an Wilhelm von Humboldt: ‚Ich habe mich zu einem Versuch verführen lassen, meinen Götz von Berlichingen aufführbar zu machen. Dies war ein fast unmögliches Unternehmen, indem seine Grundrichtung antitheatralisch ist.‘ Und zu Eckermann sagte der Greis: ‚Ein Stück, das nicht ursprünglich und mit Absicht und Geschick des Dichters für die Bühne geschrieben ist, geht auch nicht hinauf, und wie man auch damit verfährt, es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten.‘

Der Mangel des Götz als dramatischen Kunstwerkes, nicht als Dichtung überhaupt, liegt

tiefer als in der Widerspenstigkeit gegen ein glattes Bühnenspiel. Was Goethe bei der Feier am 14. Oktober 1771 sehr mit Unrecht gesagt hatte: ‚Shakespeares Theater ist ein schöner Raritätenkasten, — seine Plane sind, nach dem gemeinen Stil (dem französischen) zu reden, keine Plane‘, das trifft auf seinen Götz zu; sein Irrtum über Shakespeares planvolle Kunst hatte ihn allerdings ‚ganz verdorben.‘ Dem Götz fehlt das, was Goethe viel später mit Recht als Shakespeares wesentlichstes Kunstgeheimnis erkannt hatte: das Faßliche. ‚Die französischen Dichter sündigen gegen das Faßliche, indem sie ein dramatisches Gesetz nicht dramatisch lösen, sondern durch Erzählung‘ (zu Eckermann, 24. 2. 1825). Wohl gibt es dramatische Handlung fast in jedem einzelnen Auftritte des Götz, und die Spannung durch das Einzelne erschlafft kaum je; doch diese Einzelspannungen endigen mit jedem Auftritt, sie steigern sich nicht im nächsten, sie verdichten sich nicht von Akt zu Akt bis zu einem Äußersten, sondern schließlich verläuft die Begebenheit oder der Wasserfall von Begebenheiten im Sande, und der Held geht zugrunde nicht im dramatischen Kampfe mit den Kräften eines Gegenspielers, — er stirbt an Entkräftung, und so traurig uns sein Tod stimmen mag, tragisch wirkt er nicht. Gibt es eine Tragödie im Götz, so ist es die des elenden, rechtlosen, machtlosen Deutschlands, an dessen Zustand durch Götzens Handeln und Leiden nicht das geringste gebessert wird. Aus diesem Empfinden heraus wählte Goethe den verzweifelten Leitspruch zum Götz (S. 110).

Nicht um den abgeschmackten Streit von neuem zu führen, ob Goethe oder Schiller der größere deutsche Dichter, wohl aber um zu erkennen, wer von beiden der wahrhaft dramatische Dichter gewesen, seien dem Erstlingswerke Goethes die Räuber Schillers gegenübergestellt. Mit all seinen Übertreibungen und Wildheiten, seinem Mangel an Menschenkenntnis und Weltkunde, seiner unmöglichen Amalie und andern Unmöglichkeiten, zeigte sich Schiller in seinem ersten dramatischen Wurf als den faßlicheren Dramatiker. In geschlossener Handlung schreitet seine Dichtung vorwärts und aufwärts; wir sehen ein Kampfziel des Helden aufgerichtet, sehen ihn im steten Ringen dem Ziele zu und zuletzt innerlich jäh zusammenbrechen, weil er selbst noch vor dem Ende den Wahnsinn eines solchen Zieles erkannt hat.

Der unzerstörbare Ruhm von Goethes Götz gibt der Literaturkunde eins ihrer schwersten Rätsel auf. Götz ist ein schlechtes Theaterstück und ist eine unserer schönsten Dichtungen; er ist als Kunstwerk nicht zu retten, und seine Schönheiten Seite für Seite lassen ihn nicht untergehn. Die schöpferische, ganz gegenständliche Dichterkraft Goethes hat sich nie wieder in solcher strotzenden und überquellenden Fülle gezeigt wie im Götz. Wer die Riesenstärke eines ersten dichterischen Dreingreifens und Packens ungeschwächt spüren will, der beginne die eindringliche Bekanntschaft mit Goethe an seinem Urgötz. Da wird uns zum Bewußtsein gebracht, was er den schwärmenden Buben Franz ausrufen läßt: ‚So fühl ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz!‘ Es ist schon so, wie Herder einst gesagt: ‚Gewissermaßen wird immer das erste Werk eines Menschen sein bestes sein. Er kann nachher an Reife, an Kraft, an Gelehrsamkeit und Kenntnis sehr gewinnen; seine Morgenröte aber und erste duftvolle Jugendblüte liefert er im ersten Werke.‘ Und Goethe selbst hat bald nach dem Erscheinen seines wilden Erstlings seherisch an Kestner geschrieben: ‚Und nun meinen lieben Götz! auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit vielen Gebrechen und doch immer der Besten einer.‘

Viertes Kapitel.

Schaffenslust und junger Ruhm.

Meine Lust am Hervorbringen war grenzenlos (Dichtung und Wahrheit).

Ein Tatenrausch, ein Schöpfertaumel hatte den Dichter des Götz in den Herbsttagen des denkwürdigen Jahres 1771 ergriffen, so stark, so dauerhaft, daß Jahre hingingen, ohne ihn aus der Verzauberung zu wecken. So reich war jene Keim- und Triebzeit, daß je eine Schöpfung nicht hinreichte, diese Seele auszufüllen: ‚Jenes Schauspiel (Götz) beschäftigte den Verfasser nicht allein, sondern, während es ersonnen, geschrieben, umgeschrieben,

gedruckt und verbreitet wurde, bewegten sich noch viele andere Bilder und Vorschläge in seinem Geiste' (Schema zu Dichtung und Wahrheit).

Keine Ernüchterung, nur neuen Sporn gab ihm selbst der ‚Nieſewurzbrief' Herders über den Götz. An sich zu zweifeln kommt ihm nicht bei; das geschähe nur, ‚wenn mir im Grunde der Seele nicht noch so vieles ahndete, manchmal nur aufschwebt, daß ich hoffen könnte, wenn Schönheit und Größe sich mehr in dein Gefühl webt (wie ihm Herder geschrieben), wirst du Gutes und Schönes tun, reden und schreiben, ohne daß du's weißt, warum' (Brief an Herder, Juli 1772). Als ein Herrscher fühlt er sich, Herrscher auch über die Sprache (vgl. das Gedicht auf S. 111). Mit dem Herzen hat er sich beim Lesen Pindars dessen Wort ἐπικρατεῖν verdeutscht:

Endlich hat mir der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens entdeckt. Über den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι ist mir's aufgegangen. Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft, ἐπικρατεῖν, Virtuosität.

Und mit einer kühnen Anspielung auf sein Drama setzt er die Gleichung an: Herder-Götz, Goethe-Georg und schreibt dem kritischen Ansporner: ‚Es vergeht kein Tag, daß ich mich nicht mit Euch unterhalte und oft denke, wenn sich's nur mit ihm leben ließe. Es wird, es wird! Der Junge im Küras wollte zu früh mit, und Ihr reitet zu schnell.'

Die Hochgezeiten in Goethes Dichterleben sind angebrochen, jene einzige, unvergleichliche Spanne bis zur Schwelle von Weimar, sie, an die der gealterte Ergänzer des ehedem entstandenen Urfaust sehnsüchtig zurückdachte, als er im ‚Vorspiel' seinen Dichter seufzen ließ:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Die alle Täler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug!
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gib meine Jugend mir zurück!

Das waren die Jahre des Schwelgens mit allen Sinnen im ‚freien Garten des Lebens', aus dem er nur zu früh sich ins ‚wissenschaftliche Beinhaus' und in die Fron des Amtes selbst verbannte. Jedem Tage jener ‚vermögenden Jugendzeit' möchten wir liebevoll nachgehen, besäßen wir nur ähnliche Aufzeichnungen darüber, wie er sie über die späteren Jahre so sorgsam geführt hat. Nichts von dem, was ihm nachmals geschah und gelang, reicht an Morgenglanz und Jugendblütenduft an jene wunderbaren vier Jahre bis Weimar hin; zögernd, ungern werden wir uns von ihrer Betrachtung trennen. Bis tief in die Weimarer Zeit hinein begegnen wir den Keimen, die damals gepflanzt wurden, auch dem des gewaltigen Gewächses seines das Leben durchdauernden Werkes, des Faust.

‚Das Diarium meiner Umstände ist für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen', schreibt er im Herbst 1771 an Salzmann; denn unaufhaltsam stürmt er ins volle Leben des Mannes und des Künstlers hinaus. Pindar, der Hymnensänger der griechischen Ehrenkampfspiele, ist sein Lieblingsdichter geworden, in dessen Sprache er Herdern die Lebensfluten, den Tatensturm der eigenen Brust schildert: ‚Seit ich die Kraft der Worte στῆθος (Brust) und πραπίδες (Zwerchfell) fühle, ist mir in mir selbst eine neue Welt aufgegangen. Armer Mensch, an dem der Kopf alles ist!' Nach Schaffen und Vollbringen lechzt seine trunkene Seele; viele Briefe aus dieser Zeit sind mehr verzücktes Stammeln als bedachtsame Rede, und manche Gedichte sind zitternde Gebete:

Ach, daß die innre Schöpfungskraft
Durch meinen Sinn erschölle!
Daß eine Bildung voller Saft
Aus meinen Fingern quölle!
Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschließet,
Wie er, wo dürre Heide war,
Nun Freudenquell genießet.

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lust'ger Springbrunn, wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen;

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Dasein mir
Zur Ewigkeit erweitern.

(Künstlers Abendlied, Schluß eines Versbriefes von 1774 an Merck).

Und an die entfernte, nie mit Augen geschaute Freundin Auguste von Stolberg schreibt er: ‚O, wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zu Grunde!'

Der Schreibtisch hielt ihn nicht, es trieb ihn ins Freie, gleichviel bei welchem Wetter, ja das schlechteste war ihm das beste:

Ich gewöhnte mich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging ich allein oder in Gesellschaft durch meine Vaterstadt, als wenn sie mich nichts anginge, speiste in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische meines Wegs weiter fort. Mehr als jemals war ich gegen offene Welt und freie Natur gerichtet. Unterwegs sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehen mußte.

‚Wen du nicht verlässest, Genius, Nicht der Regen, nicht der Sturm Haucht ihm Schauer übers Herz.' Ja er preist Jupiter Pluvius, den Beherrscher von Regen und Sturm; denn der kastalische Quell, aus dem sich Anakreon der tändelnde, blumenglückliche, und Theokrit, der honiglallende, freundlich winkende, die Schäferdichter, Begeisterung geschöpft, ist nur ein ‚Nebenbach' für Müßige, sterblich Glückliche. Er aber, der vom Genius mit Feuerflügeln übern Schlammpfad Gehobene, er der deutsche Pindar, singt im Regen und Sturmgebraus dem Griechen ein Siegeslied nach, ein eigenes, das sich an Schwung und Kraft und Musik der Sprache mit dem gefeierten Vorbilde messen darf:

Wenn die Räder rasselten,
Rad an Rad rasch ums Ziel weg,
Hoch flog
Siegdurchglühter
Jünglinge Peitschenknall.

Oder er fährt im Postwagen auf der Landstraße heimwärts von Darmstadt, wohin er Klopstock begleitet hatte (10. 10. 1774), und beim ‚rasselnden Trott' steigt ihm die Fahrt als ein Bild auf: Kronos der Zeitgott sitzt als ‚Schwager' auf dem Kutschbock, und der Fahrgast herrscht ihm zu: ‚Spute dich, Kronos — Frisch, holpert es gleich, Über Stock und Stein den Trott Rasch ins Leben hinein!'

Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings ins Leben hinein!
Vom Gebirg zum Gebirg
Schwebet der ewige Geist,
Ewiges Lebens ahndevoll.

Die den Dichter durchglühende, jagende Phantasie wandelt ihm sogleich das Bild. Nicht ins Leben hinein, zur Hölle geht die Fahrt des vom letzten Sonnenstrahl Trunkenen:

Töne, Schwager, ins Horn,
Raßle den schallenden Trab,
Daß der Orkus vernehme: wir kommen,
Daß gleich an der Türe
Der Wirt uns freundlich empfange.

Ein Sprießen, ein Blühen in der Seele; ein Weiten der Gedanken und Pläne von Tag zu Tag: ‚Meine Ideale wachsen täglich aus an Schönheit und Größe. Und wenn mich meine Lebhaftigkeit nicht verläßt und meine Liebe, so soll's noch viel geben für meine Lieben, und das Publikum nimmt auch sein Teil.' Und während er in Leipzig und vor Straßburg seiner dichterischen Form, der überkommenen, abgedroschenen der anakreontischen Tändler, immer der gleichen, sehr sicher war, quälte ihn jetzt, im Gedränge der allerverschiedensten Stoffe und Gattungen, das Suchen nach der einzig stimmenden Form für jedes Werk. Früher hatte er seinen festen Stil gehabt, nämlich den der Andern, der Gleim und Genossen; nun war die Zeit, da er ‚weder in Prosa noch in Versen eigentlich einen Stil hatte und bei jeder neuen Arbeit, je nachdem der Gegenstand war, immer von vorn tasten und versuchen mußte'.

Doch welch ein Formenreichtum entquoll unter diesem Tasten und Versuchen! Straffe und scharfe, oder glühende und blühende Prosa; dithyrambische freie Verse von der Art der beiden soeben angeführten Gedichte; kurze schlagkräftige Reimverse von edlem Bau wie in Künstlers Abendlied; Hans-Sachsische derbwitzige Knittelverse an die Freunde, gegen die Feinde; dazwischen weiche, hinschmelzende Lieder wie die in den Singspielen und an Lili. Nach mehr als einem Menschenalter schrieb er in Weimar über jene vorweimarischen Schöpferjahre:

Mein produktives Talent verließ mich seit einigen Jahren keinen Augenblick; was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters nachts in regelmäßige Träume. — Man konnte von mir fordern, was man wollte, es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig (Dichtung und Wahrheit).

Seine Dachstube wird ihm zum Tempel; ‚Künstlers Morgenlied' ertönt beim Erwachen:

Ich trete vor den Altar hin,
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lektion
Im heiligen Homer.

Aber der Dichter braucht gar nicht so weit in die Ferne zu schweifen; denn ‚Nicht in Rom, in Magna Grácia, Dir im Herzen ist die Wonne da', und eine Blume im Glase des Arbeitzimmers genügt ihm: ‚Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält, der find't im Stengelglas wohl eine Welt'.

Wie unsicher seine Künstlerpläne damals waren, wie mächtig der Zug zur bildenden Kunst sich regte, zeigt uns der Schwärmerbrief (20. 11. 1774): ‚Heute schlägt mir das Herz. Ich werde diesen Nachmittag zuerst den Ölpinsel in die Hand nehmen! Mit welcher Beugung, Andacht und Hoffnung, drück ich nicht aus. Das Schicksal meines Lebens hängt sehr an dem Augenblick.'

Frankfurt wird in diesen Jahren die Hauptstadt der deutschen Literatur, oder wie man nach Klopstocks seltsamem Buche damals sagte: der deutschen Gelehrtenrepublik. Das Goethehaus am Hirschgraben ist die Literaturherberge für die zahlreichen Bewunderer des Dichters des Götz. Wer irgendwie zur Kunstgilde gehört, der reist nicht durch Frankfurt, ohne dem berühmten Vierundzwanzigjährigen schuldige Hochachtung zu bezeugen und ‚das literarische Meteor anzustaunen'. An die Fahlmer in Düsseldorf scherzt Goethe: ‚Frankfurt ist das reine Jerusalem, wo alle Völker aus und eingehn und die Gerechten wohnen'; und noch der Greis berichtet an Zelter über jene unruhvolle Zeit im Elternhause, in der an den Rat und die Rätin Goethe starke Ansprüche der Gastlichkeit gestellt wurden, seine Mutter habe in dem Getümmel zu sagen gepflegt: ‚Sie lassen mich nicht die Nase putzen.'

Alle kommen sie zu dem jungen Eroberer im Reiche deutschen Ruhmes, alle die's mit der Jugend halten. Nur einer blieb aus, Lessing, an dessen Urteil damals Goethen am meisten gelegen war. Der saß vereinsamt zwischen den Bücherständen der Wolfenbütteler Bibliothek und klagte:

Der Bücherstaub fällt mir immer mehr und mehr auf die Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. — Mit mir ist es aus, und jeder dichterische Funken ist in mir erloschen. Ich, der die Welt ausreisen wollte, werde allem Ansehen nach in dem kleinen Wolfenbüttel vermodern. — Man muß über eine Arbeit mit jemand sprechen können, wenn man nicht selbst darüber einschlafen will. Die eigene Kritik ist kalt und unfruchtbar.

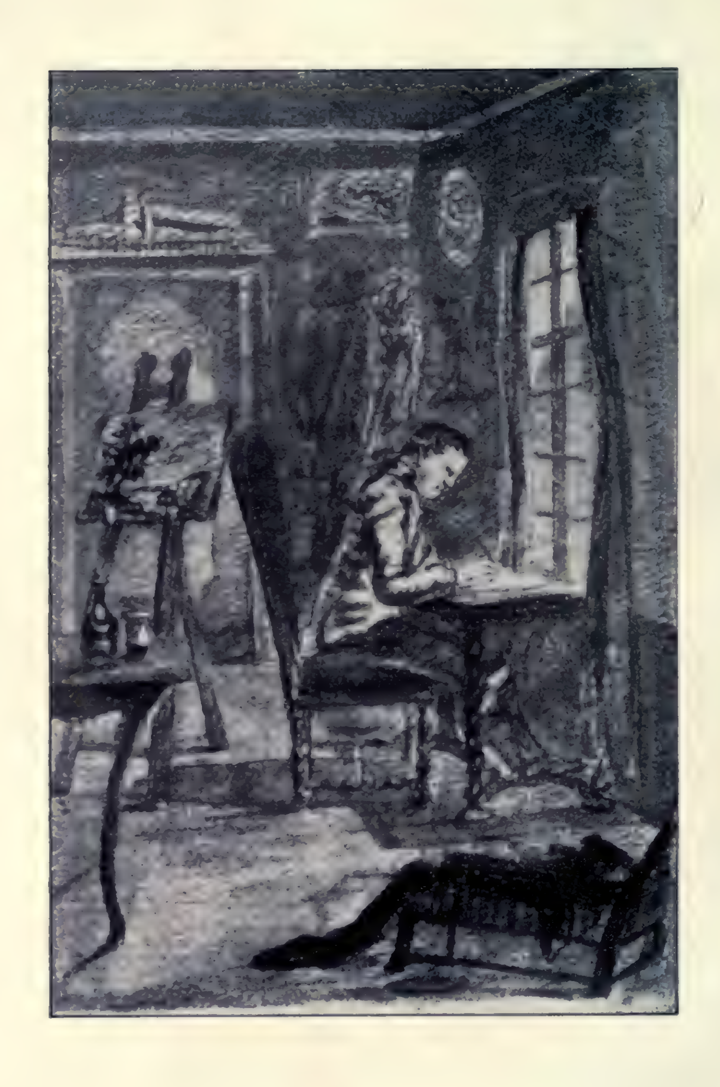
Und saß und bedachte nicht, daß ihm aus dem Anhauch mit einer jungen Kraft wie Goethe vielleicht selbst eine neue Jugend erblühen könnte.

Doch in das ruhmbestrahlte Haus zu den drei Leiern tritt der älteste von den hochverehrten Meistern deutscher Dichtung, Klopstock der Patriarch. Der junge Dichter hatte sich zuerst an den Älteren gewandt: er fühlte sich ihm verschuldet für manchen Trunk aus des begeisterten Hymnendichters Sprachborn. Die Übersendung des Götz begleitete er mit einem Brief, worin es hieß: ‚Warum soll ich Klopstocken nicht schreiben, ihm selbst schicken, was es auch sei, und was für einen Anteil er auch dran nehmen kann! Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?' (28. 5. 1774).

Der gefeiertste Dichter Deutschlands besucht den jungen Verehrer im Oktober 1774 auf dem Wege nach Karlsruhe zum badischen Markgrafen, wohnt in Goethes Elternhause, läßt



Goethe um 1773 (von Bager).



Goethe in seinem Giebelzimmer zu Frankfurt
(nach seiner Zeichnung um 1774, Entstehungszeit des Urfaust).

sich teilnehmend einiges aus dem damals entstehenden Urfaust vorlesen. Bis in die ersten Weimarer Tage dauert dieses freundschaftliche Verhältnis fort; in einem Briefe vom April 1775 redet Goethe den Altmeister mit ‚Lieber Vater‘ an; bald darauf reißt das Band durch Klopstocks Schuld (vgl. S. 227).

Auch mit seinem feurigen Bewunderer **Bürger**, dem Dichter der Lenore, dem Erretter der deutschen Ballade aus der erniedrigenden Bänkelsängerei, knüpft Goethe aus freiem Entschlusse Freundschaft:

> Ich schicke Ihnen die zweite Auflage meines Götz. Ich wollt Ihnen schon lang einmal schreiben. — Ich tue mir was darauf zugute, daß ich's bin, der die papierne Scheidewand zwischen uns einschlägt. Unsre Stimmen sind sich oft begegnet (im Göttinger Musenalmanach) und unsre Herzen auch. Ist nicht das Leben kurz und öde genug? Sollen die sich nicht anfassen, deren Weg miteinander geht? (12. 2. 1774).

Noch herzlichere Briefe folgen eine Zeitlang; in Weimar nimmt sich Goethe durch eine ergiebige Geldsammlung des Notleidenden an; dann erkalten ihre Beziehungen und brechen unerquicklich ab, als Bürger, ohne Sinn für literarischen Abstand, sich nach der Art des längst entschwundenen Sturms und Dranges in Weimar bundesbrüderlich einführen will.

Wer damals mit Goethe in Berührung kommt, beginnt zu schwärmen, die Weltkinder und die Gottseligen, die Bürgerlichen und die Reichsgrafen. Der Hainbündler **Boie**, der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, besucht ihn 1774 und schreibt verzückt: ‚Goethe, dessen Herz so groß und edel wie sein Geist ist! Beschreiben kann ich den Tag nicht.‘ Auch ihm waren Stücke aus dem Urfaust vorgelesen worden. — **Heinse**, ein Bewunderer und Nachahmer Wielands, der spätere Verfasser des leidenschaftlichen Kunstromans Ardinghello, lernt Goethen kennen und ist hingerissen: ‚Vom Wirbel bis zur Zeh Genie, Kraft und Stärke, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln. — Ich kenne keinen Menschen in der ganzen Gelehrtengeschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre.‘ Und **Fritz Jacobi** in Düsseldorf urteilt nach der ersten persönlichen Bekanntschaft: ‚Goethe ist ein Besessener, dem fast in keinem Falle gestattet ist willkürlich zu handeln.‘

Die Anziehungskraft, die über die Geisterwelt herrscht, führte ihn mit dem acht Jahre älteren Züricher Propheten **Johann Caspar Lavater** zusammen. Eigentlich Prediger, hatte dieser auf einer Reise durch Deutschland Geistesfäden mit Klopstock, Gleim und anderen angeknüpft und begann bald selbst eine ungemein fruchtbare Tätigkeit als Schriftsteller auf den verschiedensten Gebieten. Durch sein Buch ‚Von der Physiognomik‘ (1772) wurde er zu einer europäischen Berühmtheit. Die Brücke zu Goethe bildete dessen ‚Brief des Pastors‘ (S. 169), worin manches mit Lavaters Ansichten übereinstimmte. Bei diesem stieg die Schwärmerei schon aus der Ferne bis zu Versen:

> O belebe mich und töte
> Meine Schwachheit, großer Goethe!
> Laß mich suchen, laß mich finden!
> Gib mir Nahrung zum Empfinden,
> Gib mir Licht und gib mir Wärme,
> Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme

Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich, den der schweizerische Schwärmer zur Bekehrung des ihm ungläubig erscheinenden Weltkindes Goethe ausnutzen wollte. Fruchtlose Mühe; ‚ja noch schlimmer: alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma hervortrat: entweder Christ oder Atheist!‘ Nach langem Hinundherschreiben erschien der Prophet selbst in Frankfurt (Juni 1774), und es erging ihm wie jedem andern: er begann zu schwärmen: ‚Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. — Ein Genie ohne seinesgleichen, das in allem exzelliert, was es anfängt.‘ — ‚Unter allen Schriftstellern kenne ich kein größeres Genie.‘

Diese aus dem Herzen fließende Begeisterung für Goethe hat Lavatern nie verlassen; seine Tagebücher, namentlich die aus den letzten Lebensjahren — Lavater starb 1801 — zeigen, wie tief ihn Goethes Abkehr geschmerzt, wie menschlich treu er bis zuletzt an ihm gehangen hat. Goethe war ein Freund den Freunden, dauernd aber nur solchen, die im Fühlen und Denken die strengste Goldprobe bestanden; daher die zahlreichen Fälle seines Anziehens,

Nebeneinandergehens, Loslassens, ja zuletzt der Abneigung gegen einstige Freunde. Lavater ist eins dieser Beispiele. Mit der Zeit schlug dessen Herumirren in den Grenzgebieten zwischen Vernunft und Unsinn Goethen auf die Nerven, der Mann erschien ihm als ein Schwindler. Das scharfe Xenion gegen Lavater:

> Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
> Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff, —

später das Wort zu Eckermann: ‚Die ganze strenge Wahrheit war nicht seine Sache; er belog sich und andere‘ sind übertrieben hart. An Lavaters Gutgläubigkeit selbst in seinen krausesten Schwarmgeistereien läßt sich nicht zweifeln.

Vergessen sollten wir ihm auch nicht, daß er neben Herder einer der Beleber und Durchglüher der deutschen Prosa gewesen, auf keinen Fall ein mittelmäßiger Kopf und Schriftsteller. Freilich dem immerfort aufsteigenden Goethe konnte er nicht folgen, sehr früh nichts mehr geben, und Jugendbekannte dieser Art ließ Goethe ohne rückschauende Liebe bald fallen. Er hat zu Lavaters physiognomischem Sammelwerk einige Beiträge beigesteuert, darunter einen von 1775, der Goethes, später so eifrige, Beschäftigung mit dem Knochenbau von Tier und Mensch schon in jener Frühzeit einleitet. Sogar einige Köpfebilder hat er für Lavaters physiognomische Fragmente geliefert, unter ändern einen prächtigen Brutus nach einem antiken Kopf.

Auch der Erziehungsschriftsteller Basedow (1723—1790) aus Hamburg, einer der frühesten Vorkämpfer des ‚Unterrichts mit Anschauung des gelehrten Stoffes‘, näherte sich Goethen; auf einer Lahn- und Rheinreise mit ihm und Lavater (Juli und August 1774) entstand der köstliche Scherz ‚Diner zu Koblenz‘ mit der greifbaren Schilderung des Streites der beiden streitbaren Reisegefährten, wobei Goethe ‚Behaglich unterdessen Hätt’ einen Hahnen aufgefressen‘, und mit dem berühmten Schluß:

> Und, wie nach Emmaus, weiter ging’s
> Mit Sturm- und Feuerschritten,
> Prophete rechts, Prophete links,
> Das Weltkind in der Mitten.

Doch auch Tieferes entstand auf jener vergnüglichen Reise, die Lavater in einem lesenswerten Tagebuche festgehalten hat; eins der schönsten unter den Frühgedichten Goethes: Geistesgruß (Hoch auf dem alten Turme steht), und eines der drei kleinen Künstlerdramen aus dem Jahr 1774: Vergötterung des Künstlers (S. 125).

Sturm und Drang war in den Bürgerhäusern und auf den Adelsitzen; zwei leibhaftige Reichsgrafen von Stolberg, Christian und Friedrich Leopold, dieser ein Jahr jünger als Goethe, stürmten und drängten mit, sogar noch ein wenig toller als die Bürgerlichen, und so war die Berührung mit Goethe natürlich. Der Göttinger Musenalmanach, worin Goethe und Fritz Stolberg ihre Gedichte veröffentlicht hatten, brachte sie zusammen; im Mai 1775 kamen die Brüder nach Frankfurt und waren tägliche Tischgäste im Goethehause. In Dichtung und Wahrheit (Buch 18) heißt es über die Hohlheit der schwärmerischen Freundschaften des empfindsamen Jahrhunderts:

> Zu der damaligen Zeit hatte man sich ziemlich wunderliche Begriffe von Freundschaft und Liebe gemacht. Eigentlich war es eine lebhafte Jugend, die sich gegeneinander aufknöpfte und ein talentvolles, aber ungebildetes Inneres hervorkehrte. Einen solchen Bezug gegeneinander, der freilich wie Vertrauen aussah, hielt man für Liebe, für wahrhafte Neigung; ich betrog mich darin so gut, wie die andern, und habe davon viele Jahre auf mehr als eine Weise gelitten.

Schon bei ihrem Aufenthalt in Göttingen, als Mitglieder des Hains, hatten die jungen Reichsgrafen einen seltsamen republikanischen Übereifer zur Schau gestellt. Auch sonst übertrieben sie das Geniewesen der Zeit, so daß sie sogar der wahrlich nicht philisterhaften Frau Rat Sorge machten. Als sie mit ihrem wortreichen Tyrannenhaß es gar zu blutig trieben, stieg die kluge Wirtin in den Weinkeller, holte dem jungen Volk vom Besten herauf und rief: ‚Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!‘ Die Brüder Stolberg sind es gewesen, die für Goethes Mutter den phantastischen Namen Frau Aja aufbrachten als Bezeichnung der Hofmeisterin bei irgend ‚einer lombardischen oder byzantinischen Prinzessin‘. Gerade dem Fritz Stolberg wurde von früh auf ‚ein

unbändiges, unchristliches, ja heidnisches Naturell' nachgesagt, und er war's, bei dem sich, zum erstenmal in der Geschichte neudeutscher Literatur, ein Übertritt von der protestantischen zur katholischen Kirche vollzog. Goethe war innerlich bald mit den Stolbergs fertig, und Schiller bedachte die früh zahmgewordenen Wildlinge mit dem Xenion:

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde belehrt.

Folgenreich wurde ein andrer Besuch im Goethehause: im Dezember 1774 besuchte der frühere preußische Offizier Karl Ludwig von **Knebel** (1744—1834) auf einer Reise mit dem Erbprinzen **Karl August** von Sachsen-Weimar den berühmten Verfasser des Götz und des Werther. Der Grundstein zu einer ,Urfreundschaft' wurde gelegt, die von allen Freundschaften Goethes am längsten gedauert hat. Zum erstenmal richtete sich der Blick des mit der Frankfurter Anwaltschaft so unzufriedenen Dichters nach dem kleinen thüringischen Herzogtum, wo ihm das Gespinst seines ferneren Lebens gewoben wurde.

Kann man es dem von allen Seiten umworbenen, aufgesuchten Goethe verdenken, wenn er sich seines Ruhmes von Herzen freute und an die Schwester der Stolberge schrieb: ,Noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen edlen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter viel unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehn, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Andern wiederfindet.'

Fünftes Kapitel.

Titanenpläne und -Bruchstücke.

Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll. (Dichtung und Wahrheit).

Schaffenslust und innerer Aufruhr wühlten in Goethe und brachen sich Bahn. Bei den meisten Stürmern und Drängern hatte die Kampfbegier sich die öffentlichen Zustände zum Ziel gesetzt und war ins Politische übergeschlagen; bei Goethe ist, bezeichnend genug, selbst in jenen stürmischsten Jahren seines Dichterlebens von politischer Empörung nichts zu spüren. Wir werden ihn sogar als ausgesprochenen Bekämpfer des Strebens nach einer vaterländischen Erneuerung, ja nach dem Betonen des Vaterländischen schon in den Frankfurter Jahren finden (S. 168). Goethes Empörung, wenn sie überhaupt so heißen darf, war rein geistig: ,Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsten Epoche vorspukten' (Brief aus Rom, 10. 1. 1788). Gegen jeden geistigen Zwang bäumte sich sein junger Titanentrotz auf und machte auch nicht vor der Gottheit Halt, das heißt vor der, die man ihm als willkürlichen, nach Menschenart herrschenden Kirchengott entgegenhalten wollte. Dem Alliebenden schlug sein Herz mit sehnender Liebe; zu ihm hinauf strebte er: ,Aufwärts! Umfangend, umfangen! Aufwärts an deinen Busen, Alliebender Vater!' (in dem Liede Ganymeds). Hierin begegnet er sich mit Lessing, der ihm lange unfreundlich zusah, weil diesem Feinde aller Redensarten das modische Gerede vom Genie zuwider war. Lessing wurde betroffen, als er zufällig den Seeleneinklang zwischen sich und Goethe erfuhr (S. 123).

Von der Fülle der dichterischen Pläne jener Jahre geben die paar zufällig erhaltenen Bruchstücke nur ein blasses Bild. Wie viel mehr fand nicht den Weg aus dem Hirn aufs Papier; wie vieles hat der greise Goethe bei der Rückschau auf sein Leben ganz unerwähnt gelassen! Mit Vorliebe wählte er solche Dramenhelden, die im Trotze gegen alle Gewalten des Himmels und der Erde eine neue Geisteswelt erschaffen wollten. Prometheus, der sich gegen die Götter empört; — Mahomet, den Empörer gegen den überkommenen Gottesgedanken; — Cäsar, der keinen Andern über sich sehen will, weil er sich als den Größten fühlt, weil der Größte herrschen soll, und der ausruft: ,Wenn mein Nebenbuhler über mich kommen sollte, so laß ich mich hängen, um über ihm zu sein' (Vermerk in den Ephemeriden); — Sokrates, der die Götter entthronen, den einen Gott des Weltalls einsetzen, sich zur wahren Religion

hinaufschwingen will, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheint, den ich nur mit Liebesenthusiasmus an meine Brust drücke und rufe: Mein Freund und mein Bruder!'

Von solcher Art sind die titanischen Helden seiner jugendlichen Dramenpläne. Wir haben ein Recht, zu klagen, daß uns nur Trümmer und Splitter geblieben: zumeist an Weimar sind all die großartigen Pläne zerscheitert. Mit dem Cäsar hat sich Goethe noch ziemlich lange beschäftigt; dann versank er wie so vieles im Wirbel nichtdichterischer Zerstreuungen der zwei Weimarer Menschenalter. Selbst das Ansinnen Napoleons, den Tod Cäsars zu bearbeiten, ganz anders als Voltaire, fand keinen Widerhall.

Das Bruchstück **Prometheus** stammt aus dem Sommer 1773. Über den Ursprung berichtet Dichtung und Wahrheit:

> Indem ich nun hierbei (bei jeder neuen Arbeit) die Hilfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab. — Die Fabel des Prometheus ward in mir lebendig. Das alte Titanengewand schnitt ich mir nach meinem Wuchse zu und fing, ohne weiter nachgedacht zu haben, ein Stück zu schreiben an, worin das Mißverhältnis dargestellt ist, in welches Prometheus zu Zeus und den neuen Göttern gerät, indem er auf eigne Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet.

Einen andern, wohl noch wichtigeren Anstoß hatte Goethe aus dem Hauptwerke des englischen Philosophen Shaftesbury (1671—1713) erhalten. In dessen ‚Soliloquy' (Selbstgespräch) hatte er den Ausspruch gelesen: ‚Der Dichter ist ein zweiter Schöpfer, ein Prometheus unter einem Jupiter.' Dem Prometheus fühlte sich Goethe verwandt; auch er empfand, was Prometheus vor seinen noch toten Gebilden ausruft:

> Der Busen sollte mir entgegenwallen!
> Das Auge spricht schon jetzt!
> Sprich, rede, liebe Lippe, mir!
> O, könnt' ich euch das Fühlen geben,
> Was ihr seid!

Nur zwei kurze Akte wurden hingeworfen. Das Selbstgespräch des Prometheus, das unter den Gedichten steht: ‚Bedecke deinen Himmel, Zeus, mit Wolkendunst', später von Goethe als ‚dritter Akt' bezeichnet, war wohl nur als breitere Ausführung des Selbstgespräches ‚Sieh nieder, Zeus' im zweiten Akt gedacht.

Der schon sehr fromm gewordene Fritz Stolberg schrieb im Juni 1776 entsetzt: ‚Goethe ist nicht nur ein Genie, sondern er hat auch ein wahrhaft gutes Herz; aber es ergriff mich ein Grauen, als er mir an einem der letzten Tage meiner Anwesenheit in Weimar von Riesengeistern sprach, die sich auch den ewigen, geoffenbarten Wahrheiten nicht beugen.' Noch viel später wirkte das Titanenstück höchst aufregend. Fritz Jacobi las es 1780 Lessing aus der Handschrift vor, und dieser erklärte ‚den Standpunkt des *Ἓν καὶ πᾶν* (Eins und Alles), aus dem das Gedicht genommen sei, für den eigenen'. Als Jacobi diese Äußerung 1785 veröffentlichte, entstand über den verruchten Pantheismus und Spinozismus Lessings ein gewaltiges Getöse, wodurch Goethe zur Wiederaufnahme seiner Beschäftigung mit Spinoza angetrieben wurde. In noch späterer Zeit hat Goethe selbst sich ein wenig vor den Wirkungen seines jungen Titanentrotzes gefürchtet. Nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 gegen die revolutionären Umtriebe der deutschen Studentenschaft schrieb er an Zelter: ‚Lasset ja das Manuskript nicht zu offenbar werden, damit es nicht im Druck erscheine. Es käme unserer revolutionären Jugend als Evangelium recht willkommen, und die hohen Kommissionen zu Berlin und Mainz möchten zu meinen Jünglingsgrillen ein sträflich Gesicht machen.' Das Selbstgespräch des Prometheus nannte er, allerdings in den Metternichschen Zeiten, ‚sansculottisch'.

Der rein dichterische Höhepunkt des kleinen Trutzdramas ist die Stelle im zweiten Akt, wo Prometheus der kühn zu seiner Tochter umgeschaffenen Pandora die Einheit des höchsten Lebensgefühls und des Todes erklärt:

> Prometheus: Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
> Du ganz erschüttert alles fühlst,
> Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
> Im Sturm dein Herz erschwillt,
> In Tränen sich erleichtern will,
> Und seine Glut vermehrt,
> Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
> Und all die Sinne dir vergehn,
> Und du dir zu vergehen scheinst
> Und sinkst,
> Und alles um dich her versinkt in Nacht,
> Und du, in immer eigenstem Gefühl,
> Umfassest eine Welt:
> Dann stirbt der Mensch.
> Pandora (ihn umhalsend):
> O Vater, laß uns sterben!

Ohne den Reiz der zauberischen Sprache vieler Stellen zu empfinden, waren Flaubert, Edmond de Goncourt und Daudet entzückt, als ihnen einst Turgenjew das Stück übersetzend vorlas; nach Jahren noch hat Daudet dem Verfasser sein Erstaunen über Goethes frühe Vereinigung von Gedankenkraft und süßer Glut ausgesprochen. — Der Prometheus blieb einer der Lebensstoffe Goethes wie der Faust; in zwei späteren Dichtungen, im Befreiten Prometheus und in Pandora, hat er die Geistes- und Gestaltenwelt seiner jungen Schöpferjahre heraufzubeschwören versucht.

An dem **Mahomet**-Stoffe bemerken wir einen ähnlichen Wandel wie am Götz: Goethe sah darin etwas ganz anderes, als was z. B. Voltaire in seinem Mahomet dargestellt hatte. Den deutschen Dichter reizte die weltumwälzende Macht eines genialen Gemütes über die Menge. Ihm war der Stifter einer Religion für Hunderte von Millionen nicht der Betrüger, für den ihn Voltaire mit dem Argwohn des Aufklärers gegen alles Unerklärliche ausgab. Der Gedanke wurde in ihm rege, ‚daß der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte'. Der Zusammenstoß solches Menschen mit der rohen Welt, deren erniedrigende Wirkung auf ihn, das Umwandeln des Himmlischen ins Irdische und Vergängliche: dies sollte der Inhalt seines Dramas sein. Wie er sich die Ausführung im einzelnen dachte, berichtet er am Schlusse des 14. Buches von Dichtung und Wahrheit. Außer einem Auftritt in Prosa zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter besitzen wir nur noch den herrlichen Gesang Mahomets in den ‚Gedichten' (‚Seht den Felsenquell'), den eigentlich Ali zu Ehren Mahomets auf dem höchsten Punkte von dessen Gelingen vortragen sollte, und eine Ode Mahomets, ein Selbstgespräch, aus dem Nachlaß. In dieser spüren wir den Einfluß der Oden Klopstocks deutlicher als sonst in Goethes Jugendgedichten:

Sei gesegnet, o Mond! Führer du des Gestirns,
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg.
Laß, laß nicht in der Finsternis
Mich irren mit irrendem Volk!

Mahomets Gesang, 1774 im Göttinger Musenalmanach gedruckt, ist das phantastisch Erhabenste in Goethes jugendlicher Hymnendichtung; Größeres an Bildlichkeit und Sprachgewalt hat er nicht wieder geschrieben als den Schluß, den Vergleich des Lebenswerkes Mahomets mit dem dahinbrausenden Strome:

Unaufhaltsam rauscht er weiter,
Läßt der Türme Flammengipfel,
Marmorhäuser, eine Schöpfung
Seiner Fülle, hinter sich.

Cedernhäuser trägt der Atlas
Auf den Riesenschultern; sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.

Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

Prometheus und Mahomet blieben unvollendet liegen, denn ein dritter Stoff zu einem Weltgedicht war in ihm aufgestiegen: **Der Ewige Jude.** Wiederum die völlig neue Form einer uralten Legende. — Im 15. Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt Goethe ausführlich seinen Plan und erwähnt den sokratischen Schuster, bei dem er 1767 in Dresden gewohnt hatte und der ihm zum Ahasverus die Grundzüge liefern mußte. ‚Ich hatte ihn mit eines Handwerksgenossen, mit Hans Sachsens Geist und Humor bestens ausgestattet', und in Hans Sachsischen Versen ist das Bruchstück abgefaßt. Auch durch diese Form klingt es ans Faustische. Der Eingang: ‚Um Mitternacht wohl fang ich an, Spring' aus dem Bette wie ein Toller' wurde der gelebten Wirklichkeit treu nachgezeichnet.

Welch ein Gegenstand! Der Heiland, der nach Jahrtausenden auf die Erde zurückkehrt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, gerät in Gefahr, zum zweitenmal gekreuzigt zu werden — von den Priestern, die auf seinen Namen geweiht sind! In einer großen Stunde empfangen, gewiß in wenigen Tagen fortgeführt, blieb auch dieses Gedicht liegen, denn ‚mir fehlte die Sammlung, mir fehlte die Zeit, die nötigen Studien zu machen, daß ich ihm hätte den Gehalt, den ich wünschte, geben können'. Ahasverus wäre, nach einem fertiggewordenen Bruchstück zu urteilen, bald in den Hintergrund getreten, der eigentliche Held wäre Christus geworden. Nach Goethes Plan sollte Ahasver oder Christus mit Spinoza zusammentreffen: das wäre ein Gespräch geworden!

Mit einem Gemisch aus Tollheit und Einfalt nach der Art seiner Fastnachtspiele hebt das Werk an, ein dramatisches Epos, ganz im Stile von Hans Sachs; dann aber zwingt der erhabene Stoff zur erhabenen Sprache, und von den Worten: ‚Als er sich nun herniederschwang Und näher die weite Erde sah' beginnt ein neuer Stil, verwandt den ernsten Stellen in Fausts Selbstgesprächen. Als ‚großes Gedicht der Ankunft des Herrn' stieg der Plan zum Ewigen Juden in Italien noch einmal flüchtig in Goethe auf; dann versank er zu den vielen vielen andern nur angehauenen Riesenblöcken, über die sich die Woge des zerstreuten Lebens wälzte, während höfische Nippsächelchen liebevoll ausgedrechselt wurden.

Für Goethes Schaffensfreude in den Frankfurter Jugendhöhejahren gab es keine Schranken einer Kunstgattung: Wortkunst und bildende Kunst zogen ihn mit gleicher Stärke an. Schreibt er doch einmal: ‚Die bildenden Künste haben mich nun fast ganz.' Bis in die italienischen Jahre hat er zwischen Dichtung und Malerei geschwankt: ‚Die Deutlichkeit und Präzisierung meiner Auffassung (von Gestalten) hat mich früher lange Jahre hindurch zu dem Wahn verführt, ich hätte Beruf und Talent zum Zeichnen und Malen' (vgl. seinen Brief aus Rom vom 17. 3. 1788 an Karl August). So entstanden denn einige feine kleine Dichtungen, dramatische, lyrische, satirische, über die Kunst, worunter die Poesie immer einbegriffen wurde. Wie ihm Gedicht und Gebild in eins flossen, schildert Dichtung und Wahrheit (Buch 15): ‚Zu jener Zeit ging bei mir das Dichten und Bilden unaufhaltsam miteinander' usw.

Da sind die zwei ‚Drama' überschriebenen Gesprächlein aus dem Künstlerleben: **Künstlers Erdewallen** (wohl aus dem Oktober 1773) und **Des Künstlers Vergötterung,** jenes ganze 70, dieses nur 25 Verszeilen groß; beide derb und fein zugleich, spielender Scherz und rührender Ernst überlegen gemischt, voll Ehrfurcht vor dem Genius in jeglicher Kunst. Im zweiten der Ausdruck desselben Gefühls der Ähnlichkeit mit dem Genius wie in dem Schriftchen Von deutscher Baukunst (vgl. S. 57). Der Meister spricht zum bescheidenen Jünger vor dem herrlichen Bilde eines alten Meisters:

Heil deinem Gefühl, Jüngling, ich weihe dich ein
Vor diesem heiligen Bilde! Du wirst Meister sein.
Das starke Gefühl, wie größer dieses ist,
Zeigt, daß dein Geist seines Gleichen ist.

Schon erwähnt wurden die aus diesen Stimmungen entsprungenen Gedichte: Künstlers Morgenlied, Künstlers Abendlied und das Sendschreiben an Merck (S. 119 u. S. 117). Es gehören ferner hierher die Gedichte: Kenner und Enthusiast, Kenner und Künstler, und der Monolog des Liebhabers, wie Goethe gut und deutsch für Dilettant sagt:

Was nutzt die glühende Natur
Vor deinen Augen dir,
Was nutzt dir das Gebildete
Der Kunst rings um dich her,
Wenn liebevolle Schöpfungskraft
Nicht deine Seele füllt
Und in den Fingerspitzen dir
Nicht wieder bildend wird?

Ungefähr derselben Zeit gehört das spaßhafte Gedichtchen Rezensent mit dem Schlußvers: ‚Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent' an, — für einen selbst Rezensent gewesenen Dichter (vgl. S. 167) ein tolles Stück.

Das eine der kleinen Kunstdramen, ‚Künstlers Vergötterung', hat Goethe nach Jahren liebevoll erweitert zu Künstlers Apotheose. — Zum Einblick in die überquellende Fülle seines Schöpfungsdranges diene noch, daß er ‚Künstlers Vergötterung' am 18. Juli ‚auf dem Wasser gegen Neuwied' gedichtet hat. Das Entstehen seiner Kunstgebilde war nicht auf den Schreibtisch beschränkt; überall sind ihm die Musen im Herzen nah.

Sechstes Kapitel.

Fastnachtspiele, Satyrdramen, Singspiele.

Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust.

Eine der Goldproben des Genius ist der Humor, die Gabe, sich hoch über die Dinge der Erde, ja über sich selbst lächelnd zu erheben. ‚Wer sich nicht selbst zum besten haben kann, Der ist fürwahr nicht von den Besten.' Neben den ernsten Stoffen forderte der geistreichlustige und der störende Unsinn des Lebens, des eigenen und des fremden, sein Werderecht, und die

überschäumende Schöpferfreude Goethes gab nach der Art der Stürmer und Dränger ‚allen Bildern, die dramatisch zu behandeln waren, den Vorzug'. Die Summe des Dramatischen überwiegt die alles andern in den Jahren 1771—1775. In göttlicher Frohlaune, gemischt aus Schaffens- und Spottenslust, schuf er damals eine Reihe von Fastnachtspielen und Satyrdramen, deren Stoffe er überwiegend literarischen Ereignissen des Tages entnahm. Ihre Behandlungsweise wurde ihm von der goldenen Rücksichtslosigkeit der Jugend eingegeben; Hans Sachsens Fastnachtspiele, damals eins seiner Lieblingsbücher, boten ihm die bequeme, durch ihre schlagkräftige Bündigkeit überaus wirksame und behaltbare Form. Noch der Siebzigjährige schrieb, daß ‚der Deutsche nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmutig zu werden das Glück hat' (in dem Aufsatz über Byrons Don Juan).

Als gemeinsames Ziel aller dieser Stücke zu Schimpf und Ernst bezeichnet Goethe mit feierlich von der Art des Gegenstandes abstechender Gemessenheit (Dichtung und Wahrheit, Buch 18):

Aufrichtiges Wollen streitet mit Anmaßung, Natur gegen Formen, Genie mit sich selbst, Kraft gegen Weichlichkeit, unentwickeltes Tüchtiges gegen entfaltete Mittelmäßigkeit, so daß man jenes ganze Betragen als ein Vorpostengefecht ansehen kann, das auf eine Kriegserklärung folgte und eine gewaltsame Fehde verkündigt.]

An andrer Stelle heißt es kürzer und treffender: ‚Man könnte diese Produktionen belebte Sinngedichte nennen.' Goethe ist diesem Hange zum literarischen Sinngedicht sein Lebelang treu geblieben, nur wandelte sich die Form aus der Derbheit zur feineren Satire, wie z. B. in dem Gedicht ‚Deutscher Parnaß' von 1798 (S. 100 u. S. 375).

Viele Verehrer Goethes beachten diese kleinen dramatischen Scherze zu wenig. Mit Unrecht: sie gehören zum großen Teil unter die Meisterwerke Goethes und verdienen eine gründliche Umwertung. Man kennt den ganzen Goethe nicht, wenn man diese Seite seiner Begabung übersieht. Nicht nur alles Derbe, ja zuweilen Rohe der zweiten Seele in seiner Brust tritt in diesen Satyrspielen zu Tage; auch der Sinn für das Dichterisch-Komische auf ernstem Hintergrund spielt hier in reizender Überlegenheit. Goethe ist uns ein großes Lustspiel schuldig geblieben; die Sammlung seiner Fastnachtscherze aus der vermögenden Jugendzeit muß es uns ersetzen. Zwar bedürfen sie, um in allen Zügen, gerade in den feinsten, verstanden zu werden, einer Erklärung, die, wie leider zu häufig auch für andre Dichtungen Goethes, oft weit ausholen muß; ihr dauernder Wert beruht aber gerade darauf, daß sie nicht bloß zeitliche Bedeutung haben: vieles, das Wichtigste, ist so neu wie der heutige Tag.

Erstaunlich ist Goethes Kunst, mit den geringsten Mitteln ein ganzes geistreiches Lebensspiel bleibenden Gehalts vor uns abrollen zu lassen. Der handlungsreiche ‚Satyros' ist großartig in fünf Akte geteilt, hat ganze 500 Verse und sechs Personen samt vielem Volk; der ‚Pater Brey' mit fünf Personen und fast ebenso dramatisch bewegter Handlung hat nur 334 Verse, und gar der prächtige ‚Dr. Bahrdt' mit seinen sechs Personen und vier Symbolwesen sagt in 53 Versen alles, was zu sagen ist, und dessen ist gar nicht wenig. — Warum veranstaltet uns nicht eins unserer guten Theater einmal einen Goethe-Fastnachtabend mit drei, vier dieser Stücke? Das wäre eine Feier ganz in Goethes Sinn und ein Ergötzen nicht bloß für Goetheforscher.

Noch viel mehr von dieser Art als das uns Erhaltene wird damals hingeschrieben worden sein, Werkchen eines Tages oder einer ausgelassenen Stunde. Manches war gar zu toll, gar zu saftig, um gedruckt, ja um nur aufbewahrt zu werden. — Eine Sammlung von dreien ließ Goethe 1774 unter dem Titel ‚Neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel' erscheinen, mit dem leichtgeänderten Horazischen Leitspruch: ‚Et prodesse volunt et delectare poetae.' Das Sammelbändchen enthielt: **Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern** Ein Schönbartspiel (Maskenspiel), Künstlers Erdewallen (S. 125) und Pater Brey.

Das Jahrmarktsfest ist das Puppenspiel eines Guckkastens oder ‚Schönraritätenkastens', — eines Lieblingsausdrucks Goethes zu jener Zeit. Er sandte die Urschrift im März 1773 an Merck zu dessen Geburtstag. Ein harmlos Stücklein mit heitrer Verspottung literarischer Narreteien, für Merck verständlicher als für uns. Eingelegt ist ein besonderes Puppenspiel vom Kaiser Ahasverus und Esther in absichtlich langweiligen stelzbeinigen Alexandrinern, mit

denen Goethe sich selbst verspottet: wie lange war es denn her, als er selbst im Alexandrinerdrama seine Kunstform gesehen hatte?

Die Perle des Büchleins, die Perle dieser ganzen Gattung ist das **Fastnachtspiel vom Pater Brey dem falschen Propheten.** Es sollte zunächst nur sein die Spottzüchtigung eines Zerrbildmenschen jener empfindsamen Zeit, die sich an den Liebesbriefen anderer vergnügte, eines gewissen Leuchsenring, von dem es in Dichtung und Wahrheit (Buch 13) heißt:

Er führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehreren Freunden enthielten; denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenherzigkeit unter den Menschen, daß man mit keinem Einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich als an Mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eigen Herz aus und das Herz der andern.

Dieser Hausierer mit fremden Liebesbriefen hatte um Karoline Flachsland herumscherwenzelt und drohte dem abwesenden Bräutigam Herder gefährlich zu werden. Er war einer der Leute, ,die auf ihre eigene Hand hin und wider zogen, sich in jeder Stadt vor Anker legten und in einigen Familien Einfluß zu gewinnen suchten. Einen Zarten und Weichen dieser Zunftgenossen' hat Goethe im Pater Brey aufgespießt, ein Musterbild der scheinheiligen Empfindelei solcher Geistesbrüderlein mit sehr unheiligen Gelüsten nach den Maienlämmelein. Den Zug mit dem heuchlerischen Pfaffen, der den Schweinen sittliche Besserung predigt, entnahm Goethe einem Scherze Boccaccios. — Der Pater ist Leuchsenring, der Hauptmann Herder, Leonora seine Braut Karoline, der Gewürzkrämer Merck. Herder und Karoline als die ewigen Übelnehmer zürnten dem Dichter, wiewohl sie beide in dem Spiel sehr gut wegkommen. Seine Höhe erreicht es in der Schlußrede Balandrinos gegen die Überhebung der weltverbessernden Krittler; sie sollte auswendig gelernt und die Stelle von ,Probier er's nur und sterb er einmal' gewissen größenwahnsinnigen Kritikern unserer allerjüngsten Gegenwart entgegengerufen werden, die sich einbilden, die Achse der Welt ginge mitten durch sie hindurch und die von ihnen geübte Kritik sei eine dichtergleiche Kunst, wenn nicht noch mehr. Die Rede gegen die wichtigtuerischen literarischen Weltregenten darf hier nicht fehlen:

Er meint, die Welt könnt nicht bestehen,
Wenn Er nicht tät' drauf herumhergehen;
Bild't sich ein wunderliche Streich'
Von seinem himmlisch geist'gen Reich;
Meint, Er wolle die Welt verbessern,
Ihre Glückseligkeit vergrößern,
Und lebt ein jedes doch fortan,
So übel und so gut es kann.
Er denkt, Er trägt die Welt auf'm Rücken;
Fäng' Er uns nur einweil die Mücken!
Aber da ist nichts recht und gut,
Als was Herr Pater selber tut.
Tät' gerne eine Stadt abbrennen,
Weil Er sie hat nicht bauen können;
Findt's verflucht, daß, ohn' Ihn zu fragen,
Die Sonne sich auf und ab kann wagen.
Doch Herr! Damit Er uns beweist,
Daß ohne Ihn die Erde reißt,
Zusammenstürzen Berg und Tal,
Probier Er's nur und sterb' Er einmal;
Und wenn davon auf der ganzen Welt
Ein Schweinstall nur zusammenfällt,
So erklär' ich ihn für einen Propheten,
Will ihn mit all meinem Haus anbeten.

Von einem ,Mikrokosmischen Drama' **Hanswursts Hochzeit,** das ziemlich umfangreich beabsichtigt war, ist uns nur ein Bruchstück erhalten. Ein Personenzettel aus dem Nachlaß von mehren Seiten führt alle erdenklichen Schimpfnamen auf, meist von der derbsten, lustigsten Sorte. Goethe konnte ans Vollenden des tollen Stückes nicht denken, ,indem es einen Mutwillen voraussetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber nicht in dem Ernst meiner Natur lag. Und dann sind in Deutschland unsere Kreise zu beschränkt, als daß man mit so etwas hätte hervortreten können.' Nach dem Bruchstück und dem Personenzettel zu urteilen, wäre es eine wüstwitzige Derbheit in Rabelais' Art geworden. Der Held ist Kilian Brustfleck, eine Gestalt aus der ältern deutschen Schwankdichtung, und, wie gewöhnlich in diesen Fastnachtspielen, läßt ihn Goethe nach absichtlich sehr starken Unflätereien ernste Weisheitsworte gegen die sittlichtuende Heuchelei derer sprechen, die vor keuschen Ohren nicht lassen nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können:

Ich hab's, dem Himmel sei's geklagt,
Euch doch so öfter schon gesagt,
Daß ihr euch sittlich stellen sollt
Und tut dann alles, was ihr wollt.
Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt, [verteidigt,
Doch tut das Niedrigste, und sie wird nicht beleidigt.
Der Weise sagt — der Weise war nicht klein —:
,Nichts scheinen, aber alles sein.'

‚Aufzuführen in der Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen‘ heißt der Nebentitel eines Scherzes **Concerto dramatico** von 1772, mit einer Fülle offener und versteckter Anspielungen, die wir heute nicht mehr verstehen. Es fängt gar großartig an:

Die du steigst im Winterwetter / Von Olympus' Heiligtum, / Tatenschwangerste der Götter, / Langeweile! Preis und Ruhm —

verläuft dann aber in Tändeleien, die den Beteiligten Spaß gemacht haben mögen, uns gleichgültig bleiben.

Erst 1817, lange nach dem Tode des Betroffenen, wagte Goethe das persönlich anzüglichste dieser Spiele zu veröffentlichen: **Satyros,** oder der vergötterte Waldteufel. Es war 1773 entstanden, lehnte sich an Hans Sachsens Schwank ‚Der Waldbruder mit dem Satyrus‘ und war unzweifelhaft gegen Herder, über ihn hinaus aber gegen alle Wortberauschung und allzu leicht in Heuchelei umschlagende Gefühlsüberspannung gerichtet. Ein kranker Waldteufel Satyros (Herder) wird liebreich von einem Einsiedler gepflegt, säuselt den Mädchen von überschwänglicher Liebe vor, zerstört dem Einsiedler sein Heiligtum, wird von dem Gekränkten öffentlich bloßgestellt, verführt das Volk, den Einsiedler zum Tode zu verurteilen, macht einen Angriff auf eine tugendhafte Frau, wird dabei ertappt und verjagt. Des Satyrs Doppelnatur, gemischt aus Dreck und Feuer; sein betäubender Wortdunst (z. B. Liebe-himmels-wonne-warm); sein geistiger Hochmut:

Auch ist auf'm ganzen Erdenstrich
Kein Mensch so weis' und klug als ich,

oder:

Mir geht in der Welt nichts über mich,
Denn Gott ist Gott, und Ich bin Ich! —

alles trifft schlagend auf Herder zu, nur darf die Mädchenverführung nicht auf ihn gedeutet werden. Daneben bekommt die absichtlich Hamann nachgeheimnißte Dunkelheit ihr Teil:

Wie im Unding das Urding erquoll, / Lichtsmacht durch die Nacht scholl, / Durchdrang die Tiefen der Wesen all, / Daß aufkeimte Begehrungsschwall —

An jedem und allem hat der Satyr zu mäkeln: ‚Nichts Ganzes habt ihr allesamt!‘— Die liebsten Überzeugungen zerstört er hämisch dem wohltätigen Pfleger und schnauzt ihn obendrein an: lauter Worte und Taten, die auf den Straßburger Verkehr zwischen Herder und Goethe zurückweisen. In dem Auftritt zwischen Satyr und Psyche klingen des bestürmten Mädchens hilflose Abwehrworte schon denen Gretchens gegen Faust voraus:

Laß ab! — Mich schaudert's — Wonn' und Weh —
O Gott im Himmel! ich vergeh'.

Eine rein persönliche Satire gegen Herder war nicht, sollte der Satyros nicht sein; keine kleinliche Rache für die ‚Hundereminiszenzen‘ an den geistigen Prügelunterricht in Straßburg. Goethe wollte einmal in künstlerischer Form abrechnen mit dem reichlichen Zusatz von Hohlheit und rednerischer Selbstberauschung, der sich der Empfindsamkeit der zarten Seelen um Herder und anderwärts beigemischt hatte. Zur Kenntnis des Herzenslebens jener Zeit, des echten und noch mehr des unechten, ist der Satyros einer der wichtigsten Beiträge. Mit der kaum zu entmischenden Verschmelzung von wahrer und gemachter Schwärmerei in den Reden des Satyrs hat Goethe ein kleines Wunderwerk der Spottlust vollbracht. Freilich ohne eine sehr genaue Kenntnis des Sinnes der Anzüglichkeiten — alle sind selbst den Berufsforschern nicht klar — ist der Genuß nur halb.

Dem unkirchlichen, aber weder unfrommen noch unchristlichen jungen Dichter war die Bibel seit den Kindertagen ein Lieblingsbuch; wer sie ihm durch seichte Aufklärerei und Überklugheit verleiden wollte, bekam mit ihm zu schaffen. War ja durch dergleichen Voltaire schon dem Jüngling verleidet worden. Da hauste an der Universität Gießen ein überaus wichtigtuerischer Professor der Theologie, Konsistorial-Assessor und Prediger, ein anmaßlicher leerer Freigeist, der kürzlich eine vernünftelnde, verbessernde und verwässernde Übersetzung der Evangelien und anderer Stücke des Neuen Testaments hatte drucken lassen:

‚Die neusten Offenbarungen Gottes in Briefen und Erzählungen.‘ Gegen diesen erging Goethes Strafgericht: **Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes verdeutscht durch Dr. Carl Friedrich Bahrdt** (1774). Ein großartiges Bild: die vier Evangelisten, begleitet von ihren Symbolwesen Engel, Löwe, Ochs und Adler, rücken ihrem Ausdeuter, der sich erfrecht hatte, den ‚ekelhaften morgenländischen Dialog der Evangelisten zu modernisieren‘, das heißt zu versimpeln, allesamt auf die Bude, steigen und trampeln die Treppe hinauf und stellen den Gelahrtheitsprotz zur Rede. Eben erst hat er inmitten seiner Schreiberei ausgerufen: ‚Da kam mir ein Einfall von ungefähr: So redt' ich, wenn ich Christus wär'‘, da treten die acht heiligen Gestalten, Mensch und Tier, herein. Bahrdt wird in seiner Anmaßung nicht erschüttert, gibt vielmehr den Evangelisten den Rat, ihre breiten Bärte und langen, weitfaltigen Röcke abzutun. ‚Und eure Bestien, muß ich sagen, Würde jeder andre zur Tür 'naus jagen‘.

— Wollt ihr rouliren
Und in Gesellschaft euch produzieren,
So müßt ihr werden wie unsereiner,
Geputzt, gestutzt, glatt, — 's gilt sonst keiner.

Die Evangelisten ziehen ab: ‚Mögen gar nicht weiter verkehren mit dir‘, und Bahrdt nebst Frau Bahrdt gehen selbstzufrieden zu ihrer Kaffeegesellschaft im Garten.

Das größte Aufsehen erregte Goethes dramatische Verulkung des am Weimarischen Hof in hohen Ehren stehenden früheren Prinzenerziehers, berühmten Dichters, einflußreichen Herausgebers der meistgelesenen Literaturzeitung, des Teutschen Merkurs. Im Jahre 1774 erschien von Goethe: **Götter, Helden und Wieland.** Eine Farce, — von Lenz zum Druck besorgt, angeblich gegen des Verfassers Willen. Das kleine Züchtigungsdrama in Prosa war auf einen Sitz bei einer Flasche guten Burgunders entstanden.

Sehr früh hatte sich in Goethe der Hang zur literarischen Verspottung gerührt: man erinnere sich der des Leipziger Dichterlings und Professors Clodius durch den siebzehnjährigen Studenten (S. 37). Auf den gealterten Wieland hatten die jungen Stürmer und Dränger schon lange einen Zahn: hatte er sie doch ‚lausichte Gelbschnäbel‘ geschimpft und mit eitlem Selbstlobe ihren wilden, kunstlosen Dramen seine überaus zahme und angeblich vollendetere ‚Alceste‘, die süßlich empfindsame Umbildung eines Stückes von Euripides, entgegengehalten. Im Merkur hatte er auf Goethes Götz halbversteckt gestichelt, an dessen Schrift ‚Von deutscher Baukunst‘ genörgelt und überhaupt allerlei sittelnde Splitterrichterei verübt, wozu gerade der lüsterne Erzähler Wieland am wenigsten berufen war. Da kam der junge Simson über diesen Philister: ‚Auf Wielanden hab' ich ein schändlich Ding drucken lassen, unter Titel Götter, Helden und Wieland. Ich turlupiniere (veralbere) ihn auf eine garstige Weise und seine Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt' (an den dänischen Konsul Schönborn in Algier). Ein kleiner Seitenhieb traf den Dichter Georg Jacobi (S. 158): Goethe läßt Wieland von ihm, als einem Geistesverwandten, träumen.

Das Stücklein ist unsere beste Literarkomödie, trotz Tieck und Platen. Ob Goethe, wie Lessing und andere behauptet haben, den Euripides nicht besser als Wieland verstanden hat, ist gar nicht in Frage; gegen die Mattherzigkeit der Menschengestalten Wielands richtete sich die Farce, und daß der Streich gelungen war, beweist die Tatsache, daß Wieland sich nachmals nicht wieder an altgriechischen Menschen in einer ernsten Dichtung zu vergreifen wagte. Mit journalistischer Klugheit aber verstand der Hartgetroffene die Lacher dennoch auf seine Seite zu bringen; im Merkur zeigte er selbst das Hohndrama freundlich spaßend an: ‚Wir empfehlen diese kleine Schrift als ein Meisterstück von Persifflage und sophistischem Witze‘, so daß Goethe schrieb (an Kestner): ‚Er führt sich gut dabei auf, wie ich höre, und so bin ich im Tort.‘ Als Goethe noch im selben Jahre die Bekanntschaft der Weimarischen Prinzen gemacht und seine Blicke sich nach dem herzoglichen Hofe zu richten begannen, war ihm sein Angriff auf den Schützling der Herzogin-Mutter höchst unangenehm. Hatte er doch in seiner Farce dem sich auf ‚meine Fürstin!‘ (Anna Amalia) berufenden Wieland durch *seine* Alceste erwidern lassen: „Ihr solltet wissen, daß Fürsten hier (in der Unterwelt) nichts gelten.‘

Ein starkes Stück war's von Goethe, der sich auf sein geringes Griechisch nichts einbilden konnte, den Philologen Wieland auf dessen hilfloses Wort: ‚Ihr redet wie Leute einer andern Welt, eine Sprache, deren Worte ich vernehme, deren Sinn ich nicht fasse' — von Admet und Alceste abfertigen zu lassen: ‚Wir reden griechisch!'

Goethes Fastnachtspiele literarisch-satirischen Inhalts haben ihn sogar in den ungerechten Verdacht der Verfasserschaft an einer Farce dieser Art gebracht: ‚Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten' von Heinrich Leopold Wagner. Das Spottstück richtete sich gegen die Feinde von Goethes Werther, und man kann es den Zeitgenossen nicht allzu sehr verargen, daß sie den Verfasser von ‚Götter, Helden und Wieland' für den des Prometheus hielten. Da das Erscheinen in die Zeit fiel, als Goethe schon mit Weimar in Beziehungen stand, so war ihm der Verdacht seiner Verfasserschaft gar unangenehm: ein gewohnheitsmäßiger Satirendichter wäre dem Hofe doch unbequem erschienen. Darum erließ er am 9. April 1775 folgende gedruckte Erklärung, die er sogleich an Knebel nach Weimar sandte:

Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen ohne mein Zutun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publiko, ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube, diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort glauben. Übrigens war mir's ganz recht, bei dieser Gelegenheit verschiedene Personen, aus ihrem Betragen gegen mich, in der Stille näher kennen zu lernen.

Goethes Ableugnen allein würde nicht unbedingt beweisen, denn Verleugnungen unbequemer Werke verstießen im 18. Jahrhundert nicht gegen die literarische Ehre, sondern waren erlaubte Kriegslist, besonders in Frankreich, doch nicht ganz selten auch in Deutschland. Herder hat seine ‚Kritischen Wälder' zuerst abgeleugnet; von Goethe lesen wir zur Zeit seiner fleißigen Mitarbeiterschaft an den Frankfurter Gelehrten Anzeigen in einem Brief, er habe keinen Zusammenhang mit ihnen; und mehrdeutige Gedichte hat er in Weimar als aus dem Altgriechischen übersetzt ausgegeben (S. 241). Wenn Merck trotz Goethes Erklärung fest überzeugt blieb, nur dieser könne den Prometheus geschrieben haben, so beweist dies allerdings nur Mercks geringes Stilgefühl: Wagner hatte Goethen wohl das Räuspern und Spucken abgeguckt, aber seinen Geist konnte er nicht nachahmen; der Prometheus ist trotz seiner absichtlichen Derbheit matt und flau. Überdies sprechen bestimmte mundartliche Äußerlichkeiten zwingend für Wagners Verfasserschaft.

Zum geselligen Spiel, zur Dichtung im Dienste des Frohsinns von Freunden hatte Goethe von jeher einen starken Trieb; im Breitkopfischen Hause zu Leipzig, im Sesenheimer Pfarrhause hatte er ihn oft genug geübt. In Frankfurt, wo er schnell der Mittelpunkt eines heiter belebten Kreises wurde, bot sich hierfür gar oft die Gelegenheit, und töricht wäre es, darüber zu rechten, ob Goethe gut getan, seine Dichtergabe an solche Nebenarbeiten zu setzen. Nicht, daß er es getan, haben wir zu beklagen, sondern höchstens, daß uns die Dichtungen dieser Art aufbewahrt wurden: sie sind ohne Ausnahme minderwertig, fast nichtig. Sie sind nicht einmal so dichterisch oder nur anmutig, wie wir von Goethe selbst solche Kräuselspäne erwarten, die in ernster Dichterwerkstatt bei der Arbeit zur Seite fliegen. Sie gehören indessen zum geistigen Gesamtbilde des ‚singularen Menschen', der um dieselbe Zeit, als die Gestalt des Erdenüberfliegers Faust in ihm nach Form und Ausdruck rang, sich zu der Geduld für die Singspielchen zwingen konnte. Die allgemeinen Kraftgesetze der menschlichen Geisteswirtschaft gelten für den Größten wie für die Kleineren: es ist keinem Sterblichen gegeben, an völlig verschiedene Arbeiten zu gleicher Zeit die gleiche Kraft zu wenden; und wenn Goethes **Singspiele**, überhaupt die meisten seiner Festgelegenheitsdichtungen, so schwach sind, ja hinter ähnlichen Arbeiten sehr kleiner Geister zurückstehen, so erklärt sich dies eben durch das innere Widerstreben seines dichterischen Vermögens, dessen beste Gaben an einen unwerten Zweck zu vergeuden. Alle diese Kleinarbeit Goethes durchblättert man nur noch, um die eingestreuten herrlichen Liederperlen in dem dürftigen Rahmen zu finden, solche Verse wie ‚Feiger Gedanken bängliches Schwanken' in ‚Lila', ‚Es rauschet das Wasser

und bleibet nicht stehn' in ‚Jery und Bätely', gar den ‚Erlkönig' in der ‚Fischerin'. Sehen wir den Dichter des Götz, des Werther, des Faust, der Iphigenie dann gar auf der Höhe seines Schaffens, im Strahlenkranze des Ruhmes, sich mit der Umarbeitung jener Nichtigkeiten wochen-, monatelang abquälen, in Weimar, selbst in Rom, so verstummen wir lieber, denn da wird uns das Verständnis für das Leben dieser Seele allzu schwer.

Das Singspiel **Claudine von Villa Bella** entstand zum größten Teil 1774 und wurde 1775 vollendet. Goethe hatte es ursprünglich ‚Schauspiel' genannt und ernst gemeint. Der Stoff? Schillers Räuber in Goethes Manier! Aus dem überaus beliebten Gegenstand der Stürmer: Bruderzwist und Brudermord, hat Goethe ein urgemütlich endendes Singspielchen verfertigt. Seltsamerweise glaubte er später, Schillers Räuber seien die ‚ekelhafte Nachahmung' seiner Claudine, obwohl Schiller das Stück garnicht gelesen hatte. Wie hätte ihn auch diese spielerische Form des Bruderzwistes, diese operettenhafte Vagabundenwirtschaft zu seinem Revolutionsdrama anregen können? Goethes Schau- und Singspiel steht nicht höher als die meisten unserer älteren Operntexte. Der Dichter, der soeben vielleicht den König in Thule und den Geistergruß gedichtet, konnte diesen Eingangschor zur Claudine schreiben:

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Gabst uns Claudinen!
Bist uns, so glücklich,
Uns wieder erschienen!

Fröhlicher,
Seliger,
Herrlicher Tag!

Und der vielleicht gestern ‚Ach neige, du Schmerzenreiche' aus erinnerungschwerem Herzen hinausgeseufzt, schrieb heute den Versöhnungs-Dreigesang:

Crugantino: Könnt ihr mir vergeben?
Laßt uns Brüder sein!
Claudine (mit schwacher Stimme): Ändre dein
Leben,
Sollst mein Bruder sein.
Pedro: Ich habe dir vergeben,
Wollen Brüder sein, —

und alsdann einstimmig: ‚Laßt uns Brüder sein — Sollst mein Bruder sein — Wollen Brüder sein!'

An der schrecklichsten Stelle, da wo Crugantino, der hochadlige, schnellgebändigte Opernräuber, Claudinen, der Braut seines ihm unbekannten Bruders Pedro, die Degenspitze auf die Brust setzt, ertönt folgendes Wechsellied:

Crugantino: Mäß'ge die Hitze,
Sonst ist's um sie geschehn!
Pedro: Wende die Spitze!
Wag's mir zu stehn! —
Crugantino: Du siehst ihr Blut
Aus diesem Herzen fließen!
Pedro: Schreckliche Wut!
Sieh mich zu deinen Füßen!

Natürlich hat die Degenspitze keinerlei Unheil angerichtet.

Dies war die Art des Beitrages, den Goethe zu der Brudermord-Dramatik der Sturm- und Drangzeit, nach Leisewitzens Julius von Tarent und Klingers Zwillingen, sechs Jahre vor Schillers Räubern lieferte. Was sollte ihm der Brudermord? Konnte er ihn im Innersten nachempfinden? Goethe vermochte einen solchen Stoff, der ihn persönlich nichts anging, in aller Herzensunschuld ins Oberflächliche zu veropern, und je weniger er ihn anging, ins desto Oberflächlichere.

An Liedern finden sich in ‚Claudine': ‚Es war ein Buhle frech genung' und das flotte ‚Mit Mädeln sich vertragen, Mit Männern 'rumgeschlagen'. — In Italien wurde das Stück mit einer Sorgfalt, die wir ihm nicht danken, umgeformt, abgetönt, mit der Absicht: ‚Die alte Spreu meiner Existenz muß herausgeschwungen werden.' Das harmlose Räubersingspiel erschien ihm noch zu rauh, und das bißchen Jugendfrische wurde herausgeschwungen.

Die Arbeit an einem zweiten Singspiel: **Erwin und Elmire** durchzieht die Jahre 1773 bis 1775; das Stück erschien im März 1775 in Georg Jacobis Zeitschrift Iris (S. 158). Über den Ursprung berichtet Dichtung und Wahrheit (Buch 19): ‚Die Oper Erwin und Elmire war aus Goldsmiths liebenswürdiger, im Landprediger von Wakefield eingefügter Romanze (im 8. Kapitel) entstanden, die uns (Goethe und Lili) in den besten Zeiten vergnügt hatte, wo wir nicht ahnten, daß uns etwas Ähnliches bevorstehe.' Die Goldsmithsche Romanze erzählt die rührsame Geschichte eines launischen Mädchens, das ihren Liebhaber bis zur Flucht

aus der Menschengesellschaft quält, aber von Reue getrieben sich in ebendieselbe Einsiedelei begibt, wo der Geliebte jetzt als sehr behaglicher Klausner lebt. Da sie nach Opernstil den Geliebten nicht erkennt, so beichtet sie ihm ihre Reue, und die zärtlichste Versöhnung beschließt die Geschichte. ‚Etwas Ähnliches‘, die Flucht vor der Geliebten, hatte Goethe mit Lili Schönemann in Frankfurt durchlebt, — so legte er wenigstens in die eingestreuten Lieder sein inniges Herzgefühl. ‚Ihr verblühet, süße Rosen‘ und ‚Das Veilchen‘ stehen in dieser matten Oper. Das Lied Elmirens ‚Sieh mich, Heiliger, wie ich bin‘ klingt empfunden, und über den gewöhnlichen Singsang der alten Opern hinaus gehen die Anfangsverse eines andern Liedes: ‚Mit vollen Atemzügen Saug ich, Natur, aus dir Ein schmerzliches Vergnügen.‘

Goethe schrieb an Kestner über das Stückchen: ‚Ohne großen Aufwand von Geist und Gefühl auf den Horizont des Akteurs und der Bühne gearbeitet.‘ Wenig Gefühl spricht z. B. aus der Liedstrophe:

> Erdennot ist keine Not Arbeit schafft dir täglich Brot,
> Als dem Feig' und Matten, Dach und Fach und Schatten.

Von der Erdennot und Arbeit ums tägliche Brot wußte der junge Goethe damals so gut wie nichts.

Auch Erwin und Elmire wurden in Italien stark umgearbeitet, der ‚äußerst platte Dialog (der ersten Fassung) ganz weggeschmissen‘. Glätter wurde die zweite Form, dichterisch wertvoller nicht.

Siebentes Kapitel.

Wetzlar und Lotte. — Thal und Maximiliane.

> So lebten sie den herrlichen Sommer hin eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. (Dichtung und Wahrheit, Buch 12).

Um Gleichartiges, von dessen Ursprungszeit im einzelnen nicht viel abhängt, beisammen zu lassen, wurde in den vier vorangehenden Kapiteln zeitlich zum Teil vorausgegriffen, und der sich straffende Faden der Lebensbeschreibung zieht uns wieder um einige Jahre zurück.

Im Mai 1772 begab sich Goethe, mehr nach des Vaters als dem eigenen Wunsch, ans Kammergericht in Wetzlar. Über die dort zugebrachte Zeit, Mai bis September, befrage man fürs einzelne die beiden Hauptquellen: Dichtung und Wahrheit (Bücher 12 und 13), sowie Goethes Briefe aus jener Zeit. Von der Stimmung, die er nach Wetzlar mitbrachte, berichtet sein Lebensroman:

> Seitdem ich jenen Familienkreis zu Sesenheim und nun wieder meinen Freundeszirkel zu Frankfurt und Darmstadt verlassen, war mir eine Leere im Busen geblieben, die ich auszufüllen nicht vermochte; ich befand mich daher in einer Lage, wo uns die Neigung, sobald sie nur einigermaßen verhüllt auftritt, unversehens überschleichen und alle guten Vorsätze vereiteln kann.

Sehnsucht nach neuer Sehnsucht erfüllte sein Herz, dazu Gleichgültigkeit gegen das Berufsstudium wie in Straßburg. Ein älterer Fachgenosse am Kammergericht, der Gesandtschaftsbeamte Kestner, schrieb über Goethe nach der ersten Bekanntschaft mit ihm:

> Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Frankfurt, seiner Hantierung nach Dr. Juris, 23 Jahre alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dies war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar usw. zu studieren, und was sein Genie, seine Denkungsart und sein Herz ihm weiter für Beschäftigungen eingeben würden.

Goethe der Dichter war damals noch völlig unberühmt, nur einigen engsten Freunden wie Herder, Merck, Salzmann als der Verfasser eines ungedruckten Dramas Götz bekannt. Die Umarbeitung des Urgötz war noch nicht begonnen; gedruckt waren nur der Aufsatz Von deutscher Baukunst und einige Besprechungen in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen, alles ohne seinen Namen. Große Schöpferpläne in Herz und Kopf, einige Bruchstücke schon auf dem Papier, Unsicherheit über die Zukunft, Widerwille gegen den ihm vom

Vater aufgezwungenen Lebensplan im sorgenden Gemüt: in solcher Seelenverfassung sehen wir den ‚Praktikanten' Wolfgang Goethe, als welcher er am 25. Mai 1772 beim Reichskammergericht eingetragen wurde.

Wahrhaft greuelvolle Rechtszustände enthüllten sich dem jungen Rechtsbeflissenen:

Seit 166 Jahren hatte man keine ordentliche Visitation (Prozeßprüfung) zustande gebracht; ungeheurer Wust von Akten lag aufgeschwollen und wuchs jährlich, da die siebzehn Assessoren nicht einmal imstande waren, das Laufende wegzuarbeiten. Zwanzigtausend Prozesse hatten sich aufgehäuft, jährlich konnten sechzig abgetan werden, und das Doppelte kam hinzu. Auch auf die Visitatoren wartete keine geringe Anzahl von Revisionen, man wollte ihrer fünfzigtausend zählen. Überdies hinderte so mancher Mißbrauch den Gerichtsgang; als das Bedenklichste aber von allem erschienen im Hintergrunde die persönlichen Verbrechen einiger Assessoren.

Einen dieser bestechlichen Richter, einen gewissen Papius, hat er als Sapupi im Götz an den ewigen Pranger gestellt.

Wissenschaftlich war an jenem ‚gerichteten Gericht' nichts zu gewinnen, höchstens die Frage aufzuwerfen, wie unter sotanen Zuständen das liebe heilige römische Reich nur noch zusammenhalte.

Um so angenehmer war's ihm, im Kreise der jungen Genossen am Kammergericht, ‚anstatt einer sauertöpfischen Gesellschaft ein drittes akademisches Leben' anzutreffen. An der Mittagstafel im Gasthause zum Kronprinzen lernte er die meisten ‚Gesandtschafts-Untergeordneten' — heute heißen sie großartig Gesandtschafts-Attachés — kennen, wurde von den muntern Leuten freundlich aufgenommen und war mit seiner jungmännlichen Gewalt über die Geister bald ein Hauptmitglied der spaßhaften, an unsere Schlaraffia erinnernden ‚Rittertafel' mit ihren Donquijotereien. Die deutsche geistreich alberne Vereinspielerei zog ihn für ein paar Monate in ihren Bann, denn Goethe war kein Spielverderber. Die Mitgieder des Vereins ohne Vereinssatzungen führten pomphafte Ritternamen, und da man von Goethes Götz erfuhr, so hieß er selbst ‚Götz von Berlichingen der Redliche'. Durch einen von jener Tafelrunde, den dichterisch veranlagten Friedrich Wilhelm Gotter (1746—1797) aus Gotha, der mit dem Göttinger Hain in Verbindung stand, wurde er mit seiner Liederdichtung dem Musenalmanach zugeführt. Bemerkt sei, daß an jener heitern Geistesrittertafel Gespräche über den Selbstmord ebenso häufig waren, wie die über den Kindesmord unter der Straßburger Tischgesellschaft.

Nicht zu dieser scherzhaften Tafelrunde gehörig, doch bei der Enge der kleinstädtischen Verhältnisse jedem bekannt, lebte in jenen Sommermonaten von 1772 zu Wetzlar Wilhelm Jerusalem, ein Sohn des braunschweigischen Abtes Jerusalem, der 1781 auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur (S. 96) eine matte Erwiderung schrieb. Der junge Jerusalem war zwei Jahre älter als Goethe, hatte mit ihm zugleich in Leipzig die Rechte studiert, kannte ihn oberflächlich, und wir haben einen Brief, worin er den Dichter, der ihm die Unsterblichkeit sichern sollte, geringschätzig einen Gecken und einen Frankfurter Zeitungschreiber nennt. In Wetzlar lebte er als einer der vielen jungen Gesandtschaftsbeamten in geschäftigem Müßiggang hin und verliebte sich zu seinem Unheil tödlich und ohne Gegenliebe in die Frau eines kurpfälzischen Beamten Herd. Persönlicher Verkehr zwischen ihm und Goethe fand in Wetzlar so wenig wie in Leipzig statt. ‚Er entzog sich alle Zeit der menschlichen Gesellschaft und den übrigen Zeitvertreiben und Zerstreuungen', heißt es in einem spätern Briefe Kestners an Goethe, ‚liebte einsame Spaziergänge im Mondenscheine, ging oft viele Meilen weit und hing da seinem Verdruß und seiner Liebe ohne Hoffnung nach. Jedes ist schon imstande, die erfolgte Wirkung hervorzubringen.' Die Wirkung war, daß sich Jerusalem nach einem heftigen Auftritt mit dem Gatten seiner Angebeteten am 20. Oktober 1772 in Wetzlar erschoß; die Waffe hatte er sich von Kestner ‚zu einer vorhabenden Reise' geliehen.

Goethe hatte zu der Zeit Wetzlar schon seit mehr als einem Monat verlassen. Selbst kaum ‚den Wellen des Todes' entronnen, noch in quälenden, ebenso hoffnungslosen Liebesbanden wie der arme Jerusalem, wurde er von dem Berichte Kestners über diesen Selbstmord aufs furchtbarste betroffen; das Bild des Schicksals, dem er selbst hätte erliegen können, stand erschreckend vor seines Geistes Augen:

Der unglückliche Jerusalem. Die Nachricht war mir schrecklich und unerwartet, es war gräßlich zum angenehmsten Geschmack der Liebe diese Nachricht zur Beilage. Der Unglückliche! — — Der arme Junge! Wenn ich zurückkam vom Spaziergang, und er mir begegnete hinaus im Mondschein, sagt' ich, er ist verliebt. Lotte muß sich noch erinnern, daß ich drüber lächelte.

Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben und — seit sieben Jahren kenn ich die Gestalt, ich habe wenig mit ihm geredet; bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch, das will ich behalten und sein gedenken so lang ich lebe (Brief vom Anfang November 1772 an Kestner).

Schon einige Male mußte Johann Christian Kestners Name genannt werden. Der wackere Mann war 1741, am 28. August wie Goethe, als Sohn eines hannöverschen Hofstaatsbeamten geboren, lebte seit 1767 in Wetzlar im Dienste des hannöverschen Gesandten am Kammergericht und war bald nach Goethes Ankunft mit ihm bekannt geworden. Kein hervorragender Geist, doch kein ganz unbedeutender, jedenfalls ein Mann mit scharfem Blick in fremde Menschenseelen. Von seiner Hand, in dem Entwurf eines tagebuchartigen Briefes, besitzen wir das erste zusammenhängende Charakter- und Geistesbild Goethes, wie dieser ihm nach der ersten Bekanntschaft in Wetzlar erschien:

Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne: wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.

Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt.

Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarr und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viele Hochachtung.

Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten, denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. —

— Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden, denn es läßt sich gar viel von ihm sagen. Er ist mit einem Worte ein sehr merkwürdiger Mensch.

Von Goethes Geisteswesen, neben dem übermächtigen Liebesleben in der Wetzlarer Zeit, gibt der wiederholt ausgezogene Brief an Herder vom Juli 1772 Auskunft (S. 117). Goethe wird schon damals am zweiten Götz gearbeitet haben; für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen wurde einiges Kritische geschrieben. Von einflußreichen Büchern sind vornehmlich die griechischen Dichter zu nennen:

Seit ich nichts von Euch gehört habe, so beginnt jener inhaltreiche Brief an Herder, sind die Griechen mein einzig Studium. Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates (sein geplantes Drama, vgl. S. 122) forscht' ich in Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf, geriet an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge. Sonst hab' ich garnichts getan, und es geht bei mir noch alles entsetzlich durcheinander. Auch hat mir endlich der gute Geist den Grund meines spechtischen Wesens (S. 87) entdeckt.

Dann folgt die herrliche Stelle vom ἐπικρατεῖν δύνασθαι bei Pindar, vom Dreingreifen und Packen als dem Wesen jeder Meisterschaft (S. 117). Von Pindar hat er damals sogar eine Ode dichterisch verdeutscht. — Unterbrochen wurde das einförmige äußere Leben der Wetzlarer Monate nur durch einen Ausflug im August nach dem nahen Gießen, wo das wüsteste Studentenleben herrschte. Eine Erinnerung an die dort flüchtig geschaute Unfläterei mag ihm für den Auerbachskeller im Faust später aufgestiegen sein.

Goethes Bekannter Kestner war seit 1768, also seit vier Jahren, versprochen mit **Charlotte Buff**, der 1753 geborenen Tochter, nicht der ältesten, des Amtmannes des Deutschen Ordens, Buff, der im ‚Deutschen Hause' wohnte und die in jener Gegend belegenen Ländereien und sonstigen Einkünfte des Ordens verwaltete. Von seinen sechzehn Kindern lebten außer Lotte noch zehn. Kestner hatte nach seiner Verlobung mit der Fünfzehnjährigen an einen Freund geschrieben: ‚Eine außerordentliche vollkommene Beauté ist sie nicht; doch ist sie das, was man ein hübsches Mädchen nennt — dabei hat sie Verstand und ist von lustigem Temperament und unterhaltend und hat gute Einfälle.' Von Empfindsamkeit Lottens hören wir nichts.

Goethe sah Lotte Buff zuerst am 9. Juni 1772 auf einem ländlichen Balle der jungen Juristen des Kammergerichts in dem benachbarten Volpartshausen:

Er wußte nicht (so berichtet Kestners Tagebuch), daß sie nicht mehr frei war; ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsre Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegen einander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig, (dieses ist er manchmal, dagegen zur andern Zeit melancholisch), Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen.

Goethes Bericht von Lottens Erscheinung und Wesen (in Dichtung und Wahrheit) lautet freundlich, aber um wieviel kühler als von Friederikens! Keins der liebkosenden, süßen Worte erklingt über sie, wie sie der Greis nach einem Menschenalter für seine erste tiefe Liebe wählte —:

Nach dem Tode ihrer Mutter hatte sie sich als Haupt einer zahlreichen jüngeren Familie höchst tätig erwiesen und den Vater in seinem Witwerstand allein aufrecht erhalten, so daß ein künftiger Gatte von ihr das gleiche für sich und seine Nachkommenschaft hoffen und ein entschiedenes häusliches Glück erwarten konnte. Ein jeder gestand, auch ohne diese Lebenszwecke eigennützig für sich im Auge zu haben, daß sie ein wünschenwertes Frauenzimmer sei. Sie gehörte zu denen, die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind. Eine leicht aufgebaute, nett gebildete Gestalt, eine reine gesunde Natur und die daraus entspringende frohe Lebenstätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Notwendigen, das alles war ihr zusammen gegeben.

Wie Lotte sich der vielen Geschwister annahm, hat Goethe im ersten Teil des Werther aufs lieblichste geschildert und Kaulbach anmutig nachgezeichnet.

Obwohl Lotte, nach Goethes Darstellung aus weiter zeitlicher Ferne, nur ein wünschenswertes Frauenzimmer und heftige Leidenschaften nicht einzuflößen geschaffen war, fing sein Herz mit der quälenden Leere gar bald Feuer, und es kam zu einer Leidenschaft, allerdings nur bei ihm, die nicht frei von Gefahren war. Die ‚kluge, verständige' Lotte hat sich nicht einen Augenblick hinreißen lassen; wer zehn Geschwister betreuen und erziehen muß, wird für die große Leidenschaft, gar für die unerlaubte, weder Sinn noch Zeit behalten haben, und Lotte scheint eins der Mädchen gewesen zu sein, die ihrer selbst in jedem Augenblicke sicher sind. Der stürmische schöne junge Mann mit all den Vorzeichen des Genius blieb ihr nur der angenehme Freund und Gesellschafter, erregte ihre stillen Sinne zu keiner auch nur flüchtigen Aufwallung. Im Werther, unterm 16. Juni, heißt es von Lotte: ‚So viel Einfalt bei so viel Verstand, so viel Güte bei so viel Festigkeit, und die Ruhe der Seele bei dem wahren Leben und der Tätigkeit.' Als Goethe es gegenüber dieser Braut eines Andern gar zu arg trieb, einmal die Selbstbeherrschung ganz verlor und sie küßte, lernte er ihre Festigkeit gründlich kennen: ‚Am 16. August bekam Goethe von Lottchen gepredigt. Sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen' (Kestners Tagebuch). Und in einem längern Briefbericht Kestners vom 18. November 1772 an einen Freund, als Goethe wieder in Frankfurt saß und die Quälerei längst ein Ende genommen, heißt es:

Er (Goethe) hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkeimen konnte, und er sie, in ihrer Art zu verfahren, noch selbst bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab mancherlei merkwürdige Szenen, wobei Lottchen bei mir gewann, und er mir als Freund auch werter werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich, und es entstanden bei mir innerliche Kämpfe, da ich auf der einen Seite dachte, ich möchte nicht imstande sein, Lottchen so glücklich zu machen als er, auf der andern Seite aber den Gedanken nicht ausstehen konnte, sie zu verlieren. Letzteres gewann die Oberhand, und an Lottchen habe ich nicht einmal eine Ahndung von dergleichen Betrachtung bemerken können.

Das schwüle Verhältnis zwischen den drei Menschen wurde unerträglich; zweifelhaft aber erscheint, ob Goethe sich ohne Freundesrat so entschlossen losgerissen hätte, wie er in Dichtung und Wahrheit erzählt: ‚Da der Mensch, wenn er einigermaßen resolut ist, auch das Notwendige

selbst zu wollen übernimmt, so faßte ich den Entschluß, mich freiwillig zu entfernen, ehe ich durch das Unerträgliche vertrieben wurde.‘

Der Freund, der Goethen endlich aus dem Wirrsal errettete, indem er ihm schonungslos die Wirklichkeit der Dinge entgegenhielt, war natürlich Merck, denn ‚vor seiner verwünschten Scharfsichtigkeit schützte kein Nebel und bestand keine Täuschung‘ (S. 105). Goethe führte Merck, der ihn in Wetzlar besuchte, alsbald zu Lotte, mußte jedoch erleben, daß der Scharfsichtige keineswegs so entzückt war wie der Verliebte. Nicht allein, daß Merck dieses ganze hoffnungslose Anschmachten mit Recht für Goethes ‚besondere Liebhaberei, die Zeit zu verderben‘ ansah; seine ‚Gleichgültigkeit gegen die geliebte Person‘ scheint auch daher gerührt zu haben, daß er in Lotte den zwar liebenswürdigen, tüchtigen, aber herzlich prosaischen Menschen erkannte, der sie doch wohl gewesen ist.

An keiner Stelle war Goethes Stich auf Merck schlechter angebracht als hier, daß er ‚wie Mephistopheles, er mag hintreten, wohin er will, wohl schwerlich Segen mitbringt‘. Ein Segen war's, daß Merck der aufreibenden, innerlich unwahren Zerrerei ein Ende machte; denn er, nicht Goethes freier Wille, trieb diesen aus Wetzlar: „Ich hatte mir das Bild ihrer Liebenswürdigkeit tief genug eingedrückt, als daß es so leicht auszulöschen gewesen wäre; aber seine Gegenwart, sein Zureden beschleunigte doch den Entschluß, den Ort zu verlassen.‘ Am 11. September 1772 endigte Goethe die ‚bittersüße Glückseligkeit von vier Monaten‘ durch die Flucht, ohne mündlichen Abschied von Kestner und Lotte, mit einem hinterlassenen Briefe vom Tage zuvor an Beide, der für einen Abschied sehr ausführlich ist und stark nach bewußter Literatur klingt:

10. 9. 1772.

Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen innliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinandergerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als Leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei Euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen geh ich. O mein armer Kopf. — Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weiß wann. Lotte, wie war's mir bei Deinem Reden ums Herz, da ich wußte, es ist das letztemal daß ich sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs (vom Wiedersehen nach dem Tode)? Da ich alles sagen durfte, was ich fühlte, ach mir war's um Hienieden zu tun, um ihre Hand, die ich zum letzten Male küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letztenmal begleitete. Ich bin nun allein und darf weinen, ich lasse Euch glücklich und gehe nicht aus Euren Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben (Lottens Brüdern), er ist fort. Ich mag nicht weiter.

Im letzten Augenblick noch ein Nachwort an Lotte, im Morgengrauen des 11. Septembers geschrieben:

Gepackt ist's, Lotte, und der Tag bricht an; noch eine Viertelstunde, so bin ich weg. Die Bilder, die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, — wissen, wie glücklich ich diese Tage war. Und ich gehe, zu den liebsten besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhlichen Muts, liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich, liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, Sie glauben, ich werde mich nie verändern. Adieu, tausendmal adieu! Goethe.

Von einer Wetzlarer Großtante, einer Geheimrätin Lange mit ihren zwei Töchtern, hatte er sich nicht verabschiedet; der erzürnten Dame, die sich bei Buffs beschwerte: es wäre doch sehr ungezogen, daß Dr. Goethe so ohne Abschied zu nehmen weggereist sei, ließ das gar nicht blöde Lottchen zurücksagen: ‚Warum sie ihren Neveu nicht besser erzogen hätte?‘ Kestner vermerkte in seinem Tagebuch:

Goethe war sehr niedergeschlagen weggereist. Nachmittags brachte ich die Billetts von Goethe an Lottchen. Sie war betrübt über seine Abreise; es kamen ihr die Tränen beim Lesen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm das nicht geben konnte, was er wünschte. Wir sprachen nur von ihm; ich konnte auch nichts anders als an ihn denken.

War dies nun die allgewaltige, den ganzen Menschen ausfüllende Liebe gewesen? Jerusalem hatte sich getötet, weil er die geliebte Frau nicht besitzen konnte; Goethe wanderte mit offnen Sinnen das schöne Lahntal hinab auf Koblenz zu, ‚dem Entschluß nach frei, dem Ge-

fühle nach befangen'. Die Düsternis einer zu vermutenden Liebesverzweiflung war nicht schwarz genug, um ihm die von der klaren Septembersonne überstrahlte Herrlichkeit ringsum zu verhüllen:

Mein Auge, geübt, die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaft zu entdecken, schwelgte in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der aus der Ferne lockenden blauen Bergreihen.

Weit quälender als die unerwiderte Liebe war die Sorge um die Zukunft, dieser eigentlichste Antrieb zum Werther. Nicht so sehr an die Laufbahn des Dichters als an die des bildenden Künstlers dachte er: sein erstes dichterisches Werk, den Urgötz, hatte ihm ja Herder als ganz oder halb mißlungen zurückgesandt. Landschaftsmaler zu werden! dies steht als Ziel vor seiner Seele, und wie er das prangende Flußtal hinabwandert, da durchblitzt ihn der Gedanke, das Schicksal selbst zu befragen, ob es ihm verheiße, solche Gegenstände würdig nachahmen zu können:

Zufällig hatte ich ein schönes Taschenmesser in der linken Hand, und in dem Augenblicke trat aus dem tiefen Grunde der Seele gleichsam befehlshaberisch hervor: ich sollte dies Messer ungesäumt in den Fluß schleudern. Sähe ich es hineinfallen, so würde mein künstlerischer Wunsch erfüllt werden; würde aber das Eintauchen des Messers durch die überhängenden Weidenbüsche verdeckt, so sollte ich Wunsch und Bemühung fahren lassen. So schnell als diese Grille in mir aufstieg, war sie auch ausgeführt.

Jedoch das Orakel gab so zweideutige Antwort wie im Altertum: Goethe sah wegen der Weidenzweige das Messer nicht in den Fluß fallen, das Wasser spritzte wohl auf, aber das konnte die Folge des Hinabgleitens vom Uferrande gewesen sein, und die Ungewißheit über das, was das Schicksal ihm bereite, dauerte fort.

Selten, wenn je, hat Goethe eine begierdenlosere Liebe für ein Weib empfunden als für Lotte Buff; all die leidenschaftlich empfindsamen Briefe während der Wetzlarer Tage und nachher aus Frankfurt ändern hieran nichts. Eine phantastische Kopfliebe, nicht eine ausfüllende Herzens- und Sinnenliebe war sein Gefühl für das blonde, blauäugige, kühle Mädchen gewesen, das von einem zuverlässigen Manne mit fester Versorgung geheiratet, nicht von einem schwärmenden Dichter zum Gegenstand einer ziellosen Leidenschaft gemacht sein wollte. Goethe schildert Kestnern als den Menschen mit ruhigem, gleichem Betragen, Klarheit der Ansichten, Bestimmtheit im Handeln und Reden, und fügt fein hinzu, ‚er habe sich mit einem Frauenzimmer verlobt, das seiner Gemütsart und seinen Wünschen völlig zusagte'. Deutlicher konnte er, nachdem die Leidenschaft längst als Aschenhäufchen in alle Winde verflogen war, nicht aussprechen, daß Lotte im Grunde ganz genau zu Kestner gepaßt hat. Wir haben einen Brief Goethes an Kestner vom 16. April 1773, worin das ‚platonische' Wesen seiner Liebe mit überzeugender Offenheit erklärt wird: ‚O Kestner, wann hab' ich Euch Lotten mißgönnt im menschlichen Sinn, denn um sie Euch nicht zu mißgönnen im heiligen Sinn, müßt ich ein Engel sein ohne Lung und Leber.'

Zu einem Freunde Born, Mitgliede der närrischen Rittertafelrunde zu Wetzlar, hat er noch inmitten der brausenden Leidenschaft auf dessen Vorstellung: ‚Wenn ich Kestner wäre, mir gefiel's nicht. Worauf kann das hinausgehen? Du spannst sie ihm wohl gar ab?' erwidert: ‚Ich bin nun der Narr, das Mädchen für was Besonderes zu halten; betrügt sie mich, und wäre so wie ordinär (so wie die andern), und hätte den Kestner zum Fond ihrer Handlung, um desto sicherer mit ihren Reizen zu wuchern, der erste Augenblick, der mir das entdeckte, der erste, der sie mir näher brächte, wäre der letzte unserer Bekanntschaft.' — Eine Poetenliebe, eine literarische Liebe: dies ist der Gesamteindruck aller Urkunden, besonders der Briefe Goethes aus jener Zeit. Ein loderndes Feuer, doch mehr Strohfeuer als dauerhafte Glut, und wie bald ist der letzte Funken zerstoben! Nach Frankfurt zurückgekehrt, beginnt er die furchtbare Liebestragödia halbkomisch zu betrachten. In einem Brief an Kestner vom April 1773 heißt es zwar: ‚Von der Lotte wegzugehn. Ich begreif's noch nicht, wie's möglich war'; dann aber folgt eine sehr spaßige Wendung der Sache:

Wir redeten, wie's drüben aussäh' über den Wolken. Das weiß ich zwar nicht; das weiß ich aber, daß unser Herrgott ein sehr kaltblütiger Mann sein muß, der Euch die Lotte läßt. Wenn ich sterbe und habe droben was zu sagen, ich hol sie Euch wahrlich. Drum betet fein für mein Leben und





Maximiliane Laroche-Brentano.

Gesundheit, Waden und Bauch usw. Und sterb ich, so versöhnt meine Seele mit Tränen, Opfer und dergleichen, sonst, Kestner, sieht's schief aus.

Goethe schließt den Bericht seines Wetzlarer Romans in Dichtung und Wahrheit: ‚Nun, als er (Merck) sich entfernt hatte, trennte ich mich von Charlotten zwar mit reinerem Gewissen als von Friederiken, aber doch nicht ohne Schmerz.' Wohl blieb sie noch eine Weile in Briefen ‚die ewige Lotte', aber wie gemütlich selbstverspottend klingt dergleichen! Und von der Einzigeinen, ohne die es kein Lebensglück mehr gibt, schreibt man nicht, wie Goethe an Kestner zwei Wochen nach der Trennung: „Ich will Lotten nicht eher wiedersehn, als bis ich ihr Confidence machen kann, daß ich verliebt bin, recht ernstlich verliebt.' Er hat diese Confidence unterlassen, die er ihr schon um die Zeit hätte machen können, als dieser Brief geschrieben ward. —

Goethe hat Lotte und Kestner gar bald nach dem Abschied wiedergesehen: vom 6. bis 10. November 1772 weilte er noch einmal mit seinem zukünftigen Schwager Schlosser in Wetzlar, verkehrte ruhigfreundlich mit dem lieben Brautpaar, hegte dort wohl ‚hängerliche und hängenswerte Gedanken', doch hatte dieser Weltschmerz des an seinem Mannesschicksal Zweifelnden mit Liebesweh nichts mehr zu tun.

Der verständige Kestner heiratete sein verständiges Lottchen am 14. April 1773 und zog mit ihr nach Hannover. Goethe wurde der Pate ihres ersten Kindes. Freundschaftlicher, wenngleich spärlicher Briefwechsel mit Kestners zog sich noch einige Jahre hin; dann rissen die Fäden ab. Kestner starb 1800, seine Witwe blieb in Hannover. Im Oktober 1816 kam sie mit einer Tochter nach Weimar, wo eine ihrer Schwestern verheiratet war, speiste bei Goethe, saß in seiner Loge, aber nicht in seiner Begleitung, im Theater und war von Goethe sehr ‚enttäuscht': „Ich habe eine neue Bekanntschaft von einem alten Mann gemacht (sie selbst war 63), welcher, wenn ich nicht wüßte, daß er Goethe wäre, und auch dennoch, hat er keinen angenehmen Eindruck auf mich gemacht — er tat in seiner steifen Art alles mögliche, um verbindlich gegen mich zu sein.' Hatte sie erwartet, Goethe werde nach 44 Jahren die Rolle des schmachtenden Liebhabers fortsetzen? Goethes steife Art gegenüber unerquicklichen Besuchern war immer die Folge einer Verlegenheit: wie unendlich lange war's her, seit dem Ernüchterten die Erkenntnis gekommen, daß seine flammende Poetenleidenschaft einem recht prosaischen Wesen gegolten habe! Und wie soll einer nicht verlegen sein, wenn er dem Gegenstande einer der gründlichsten Enttäuschungen seines Liebelebens gegenübersitzt. Man vergleiche die rührende Weichheit, mit der Goethe nach einem Menschenalter die Botschaft einer andern Jugendgeliebten, Lilis, aufnahm (S. 186). — Charlotte Kestner starb im Januar 1828, im Alter von 75 Jahren.

Nach Ems zu Fuß, von dort im Kahn ging es nach Oberlahnstein am Rhein, dann hinüber nach Ehrenbreitstein, an dessen Fuße, in dem freundlichen Örtchen Thal, die Frau Geheimrat **Sophie Laroche** wohnte. Goethe war ihr durch Merck angekündigt, ihr jedoch schon durch seine lobende Besprechung ihres Romans ‚Geschichte des Fräuleins von Sternheim' (1771) in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen aufs beste empfohlen. Er traf bei ihr unter andern Gästen den schon erwähnten Briefreisenden Leuchsenring.

Frau Laroche wird von Goethe im 13. Buche von Dichtung und Wahrheit mit aller Höflichkeit, jedoch mit durchscheinender Ironie geschildert. Der Hauptsatz dieser Beschreibung lautet: ‚Sie schien an allem teilzunehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie.' Nicht durch Gutes noch durch Böses in der Welt, oder durch Vortreffliches und Schwaches in der Literatur sei ihr beizukommen gewesen. Anfangs war sie Goethe zuwider wegen der ‚Unnatur ihres Wesens'; später ließ er sie in ihrer liebenswürdigen Nichtigkeit gelten und kam gut mit ihr aus. Der junge Wieland hatte sie als junges Mädchen, Sophie Gutermann, angebetet; aber sie, gleich Lotte, gehörte zu den lebensklugen Frauen, die im Manne einzig den künftigen Gatten suchen, und Wieland hatte dazumal noch nicht das Zeug dazu. Sie hatte alsbald einen Herrn Laroche geheiratet, den Pflegesohn eines Grafen von Stadion, der so recht ein Vertreter der ausschließlich französischen Bildung in Deutschland gewesen; war dann unter die Schriftstellerinnen gegangen und hatte nach Rousseaus Beispiel ihren Briefroman

geschrieben, worin ein großer Aufwand mit den edelsten Gefühlen getrieben wird, im Gegensatze zu den gar nicht sehr edlen Handlungen. Eine angeblich vornehm gesinnte Mutter zwingt ihre Tochter, einen ungeliebten Mann zu heiraten, wie ja Rousseaus Julie, die neue Heloise, einen Ungeliebten heiratete, nachdem sie sich unter den empfindsamsten Reden einem Geliebten hingegeben hatte. Dieser Geliebte war nur ein Bürgerlicher, der Ungeliebte ein Adliger, und die größte Empfindsamkeit durfte die Standesunterschiede nicht überspringen.

Und siehe da, der übersinnliche Freier um Lottens Liebe findet allsogleich einen neuen Gegenstand seiner Anbetung. Goethe bleibt einige Zeit im Hause der Laroche, bis Merck mit seiner Familie herankam; der Sohn des Hauses schloß sich an Merck, die Töchter fielen Goethe zu, ‚von denen die älteste mich gar bald besonders anzog'. Sie hieß **Maximiliane**, im Verkehr und Briefwechsel ‚die Maxe', noch kürzer und vertraulicher ‚die Max' genannt, und war ein reizendes Persönchen mit schwarzen Augen, zierlichem Wesen, aber nicht gerade außergewöhnlichen Geistesgaben. Und nun macht Goethe in Dichtung und Wahrheit die kostbare Bemerkung: ‚Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter.' Wir werden Goethe noch einige Male mit der Freude an solcher Doppelgestirnung der Liebe wiederfinden.

In Mercks Gesellschaft fuhr er auf einer nach Mainz zurückkehrenden Jacht den Rhein aufwärts und wurde durch dieses längere Zusammensein mit ihm noch inniger befreundet als zuvor.

Der Widerhaken einer neuen Liebe saß in Goethes Herzen; ans Heiraten aber der schönen Maximiliane war nicht zu denken, aus denselben Gründen, aus denen er ein Jahr zuvor Friederike aufgegeben hatte. Ganz vergnügt schreibt er aus Frankfurt am 31. Dezember 1773 an Betty Jacobi nach Düsseldorf:

> Aufs neue Jahr haben sich die Aussichten für mich recht raritätenkastenmäßig aufgeputzt. Max Laroche heuratet hierher. Ihr Künftiger (ein viel älterer wohlhabender italienischer Kaufmann Brentano mit erwachsenen Kindern aus erster Ehe), scheint ein Mann zu sein, mit dem zu leben ist, und also heisa! Wieder die Anzahl der lieben Geschöpfe vermehrt, die nichts weniger als geistig sind. — Und also auf mein Wort zu kommen, bin ich weit geschäftiger, zu suchen, wo was Liebs, Freundliches und Guts stickt, als bisher, und guten Humors, — daß ich einige Male auf dem Sprung gestanden habe, mich zu verlieben. Davor doch Gott seie.

Maximiliane macht Hochzeit mit Brentano, zieht nach Frankfurt, und nun heißt es in einem Briefe Goethes vom Anfang Februar 1774, das Schicksal habe ihm, seit es ihm die Schwester genommen — durch ihre Heirat mit Schlosser —, eine Gabe mit dem Ansehen eines Äquivalents beschert: ‚Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann nie Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.'

In Dichtung und Wahrheit, also zu einer Zeit, wo nicht nur die meisten Jugendliebschaften ausgelöscht, wo auch die Erinnerungen an sie kaum noch sichtbar verblaßt waren, stellte Goethe jene neue Leidenschaft, für den Mond Maximiliane nach der Sonne Lotte, sehr harmlos dar:

> Mein früheres Verhältnis zur jungen Frau, eigentlich ein geschwisterliches, ward nach der Heirat fortgesetzt; meine Jahre sagten den ihrigen zu, ich war der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Wiederklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war. Wir lebten in einem kindlichen Vertrauen zusammen fort, und ob sich gleich nichts Leidenschaftliches in unsern Umgang mischte, so war er doch peinigend genug, weil sie sich auch in ihre neue Umgebung nicht zu finden wußte,— aus einer fröhlichen Jugend in ein düster gelegenes Handelshaus versetzt, sich schon als Mutter von einigen Stiefkindern benehmen sollte.

Die Fortsetzung, die dem Vorangehenden durchaus widerspricht, wird im nächsten Abschnitt betrachtet werden (S. 143): sie ist der eigentliche S c h l ü s s e l z u r U r s p r u n g s g e s c h i c h t e v o n ‚W e r t h e r s L e i d e n'.

Achtes Kapitel.

Die Leiden des jungen Werthers.

Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein?
(Goethe, 1775).

Mit dem Werther fällt die volle Stimme der deutschen Dichtung zum erstenmal seit mehr als einem halben Jahrtausend wieder in die Riesenfuge der Weltliteratur ein. Der Götz hatte Goethen den ersten Rang in der jungen deutschen Poesie erobert; durch den Werther tritt er gleichberechtigt in den Kreis der großen europäischen Schriftsteller. Noch für mehr als ein Menschenalter heißt er für die Mehrzahl seiner Leser: der Dichter des Werther; erst lange nach dem Beginne das 19. Jahrhunderts klingt dieser Name leiser und wird von dem andern des Dichters des Faust übertönt.

Für keines der fertig gewordenen Jugendwerke Goethes kennen wir die Lebensquellen so gut wie für den Werther; über kein anderes spricht er selbst so ausführlich in Dichtung und Wahrheit, liegen so viele und so eingehende Briefe vor, und keines scheint sich durch den Inhalt so offenherzig zu erklären. Hüten wir uns nichtsdestoweniger vor dem selbstsichern Glauben, wir könnten ein großes Dichterwerk mit solchen Hilfsmitteln restlos ausrechnen, das Geheimnis seines Ursprunges ganz ergründen. Unendlich mehr, als was wir aus schriftlichen Urkunden wissen, ist das, was wir nie erfahren werden: der Gedankensturm und das Empfindungsmeer in Goethes Hirn und Herz. Hüten wir uns auch, allzu gierig nach dem ‚Stoff' zum Werther zu suchen, alle Fasern und Zasern dieses ganz aus dem Lebensblut genährten, sehr besondern Gewächses bloßlegen zu wollen. Gedenken wir in diesem wie in so manchem andern Falle der Warnung des Meisters: ‚Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild, die Menge will das Bild wieder zu Stoff erniedrigen.'

Haupturkunden zur Geschichte des Werther sind das 12. und 13. Buch von Dichtung und Wahrheit. In einem Entwurf zum Abschnitt über Werther heißt es: ‚Götz umgeschrieben und gedruckt. Max (Maximiliane) Laroche verheiratet. Taedium vitae. Wertherianism—düstre Lebenslast. Periodisch wiederkehrend. Entschluß zu leben. Werther geschrieben und gedruckt.' — Von Lotte Buff kein Wort!

Goethe war kein Erfinder aus dem Blauen, kein Verwirklicher des ‚Poetischen', sondern ein Poet, das heißt künstlerischer Gestalter des Wirklichen. Zwei Wirklichkeiten mit aufwühlendem Lebensgehalt hatte er im Sommer und Herbste 1772 im heißen Jungmannsherzen durchlitten: die Schwärmerei für die Braut eines Andern; die Leidenschaft für ein schönes, anziehendes und noch freies Mädchen, an das er sich doch nicht für immer fesseln konnte noch wollte. Ein verglimmender Schein der ihm untergegangenen Sonne von Wetzlar stand noch am Himmel, überschimmert vom Nebelglanz des Mondes, der von Koblenz her in sein Leben leuchtete. Und dazu, ja stärker noch als diese Liebeslust und -Pein, bedrängte ihn die entscheidende Frage jedes Jünglings auf der Schwelle zum verantwortlichen Leben: Wie sollst du deine Zukunft gestalten? und heischte immer gebieterischer eine Antwort. Sein persönlicher Seelenkampf war derselbe, den damals ein ganzes junges Geschlecht zu bestehen hatte und den Goethe in jenem Entwurf zu Dichtung und Wahrheit als Wertherianism bezeichnet. Ausführlicher schildert er ihn uns:

> In einem solchen Element (von Ossian war die Rede), bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmutigem Übermut mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eigenem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit über die Unbilden und Langeweile der Tage notdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben Werther deswegen die große Wirkung tat, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte.

Ähnlich äußerte sich der Greis über die Werther-Stimmung seiner jungen Zeitgenossen zu Eckermann (2. 1. 1824):

Die vielbesprochene Wertherzeit gehört, wenn man es näher betrachtet, freilich nicht dem Gange der Weltkultur an, sondern dem Lebensgange jedes einzelnen, der mit angeborenem freien Natursinn sich in die beschränkenden Formen einer veralteten Welt finden und schicken lernen soll. Gehindertes Glück, gehemmte Tätigkeit, unbefriedigte Wünsche sind nicht Gebrechen einer besondern Zeit, sondern jedes einzelnen Menschen, und es müßte schlimm sein, wenn nicht jeder einmal in seinem Leben eine Epoche haben sollte, wo ihm der ‚Werther' käme, als wäre er bloß für ihn geschrieben.

Lassen wir uns nur nicht durch die mancherlei lustigen Briefe Goethes aus der Zeit zwischen dem September 1772 und dem Ende des Jahres 1773 in die Täuschung versetzen, sein Leben sei damals klingelnd wie eine Schlittenbahn dahingeglitten. Nie wieder hat Goethe eine so zwischen Leben und Tod hin und her gerissene Zeit durchgekämpft wie in jenen 18 Monaten. In der Ausführung des Entwurfes zu Dichtung und Wahrheit schweigt er zunächst von der zweiten Liebesleidenschaft, der für Maximiliane Laroche, legt aber den Finger um so tiefer in die eigentliche Wunde, die Unsicherheit über seine zukünftige Lebensgestaltung:

Die Neigung zu einer versagten Braut, das Bestreben, Meisterstücke fremder Literatur der unsrigen zu erwerben und anzueignen, die Bemühung, Naturgegenstände nicht nur mit Worten, sondern auch mit Griffel und Pinsel, ohne eigentliche Technik, nachzuahmen: jedes einzelne wäre schon hinreichend gewesen, das Herz zu schwellen und die Brust zu beklemmen.

Statt dieser letzten Worte hatte im Entwurf gestanden: ‚Eins hätte hingereicht, um einen Menschen narrisch zu machen.'

Was Goethe in jenen Jahren innerlich nicht froh werden ließ, war die Lebengestaltungsfrage. Sie, die schmeichelnd oder drohend sich vor jedem Jüngling aufreckt, trat den Dreiundzwanzigjährigen mit beängstigender Gewalt an. Ja wäre er kein Dichter gewesen! Vortrefflich war alsdann für ihn gesorgt: Sohn eines wohlhabenden Mannes, Enkel eines Bürgermeisters der berühmten Reichsstadt, verwandt mit Männern im Rat, befreundet mit hochmögenden Anwälten, Gelehrten, Kaufherren — es konnte ihm nicht fehlen, er durfte den Blick auf die höchste Sprosse bürgerlicher Beamtung in seiner Vaterstadt richten. Geachtet und zufrieden konnte er unter den Bürgern Frankfurts mit Weib und Kindern ein friedsames, behagliches, ehrbares Leben führen. Ja es stand nichts im Wege, seine mancherlei künstlerischen Gaben in Mußestunden zum eigenen Vergnügen und zum Ergötzen der Verwandten und Bekannten zu pflegen, für Geburtstage, Hochzeiten und Kindtaufen nach der Sitte der Zeit zierliche Carmina zu verfertigen, Bilderchen zu zeichnen und zu malen, Rokoko-Figürchen in Ton zu kneten und etwa in Porzellan ausführen zu lassen.

Doch nein, das konnte er nicht; und hätte er's gekonnt, er wollte es nicht, um keinen Preis, selbst nicht um den der höchsten Amtsehren, der glücklichsten Ehe mit dem liebenswürdigsten, reichsten Mädchen der Stadt, der behaglichsten Ruhe nach erfüllten engen Pflichten. Damals fühlte er noch etwas von dem Mut, sich in die Welt zu wagen, der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen, mit Stürmen sich herumzuschlagen und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen. Diesen Mut konnte ihm nur das feste Bewußtsein einer künstlerischen Meisterschaft dauernd erhalten, und das besaß er damals, ja noch lange nachher nicht. Schwerlich hat je ein großer Dichter diesen furchtbaren Kampf des Zweifels an seinem eigentlichen Beruf so lange, mit so tiefen Wunden geführt wie Goethe.

Kaum können wir, die wir seit Kindesbeinen von Goethe dem größten Dichter vernommen, uns eine Gemütslage vorstellen, in der er zagend und zögernd die Schritte setzte bald zur Dichtung, bald zur bildenden Kunst, heute des Gelingens sicher, morgen verzweifelnd, sich den Tod wünschend, fast lüstern mit ihm spielend. Ja wem das ἐπικρατεῖν, das siegreiche Herrschen in Leben oder Kunst oder in beiden zuteil geworden! ‚Wenn ich nun aber überall herumspaziert bin, überall nur dreingeguckt habe, nirgends zugegriffen', schreibt er im Juli 1772 aus Wetzlar an Herder und macht dazu eine Anmerkung: „Ich kann schreiben, aber keine Federn schneiden, drum krieg ich keine Hand, das Violoncell spielen, aber nicht stimmen usw.' Noch weiß er nicht, daß die höchste Meisterschaft ja nur gewonnen wird, wenn nicht jeder jedes treibt, sondern der Begabte seine stärkste, eigentümlichste Begabung vor allen andern pflegt und bis auf die äußerste Spitze der Pyramide steigert. Bei seinem eingebornen Triebe zum Allwissen, Allkönnen ist ihm diese Lehre der Jahrtausende eigent-

lich niemals zur Richtschnur der Lebensführung geworden. Man erinnere sich, wie er auf dem Wege von Wetzlar nach Ems das Orakel über seine Künstlerschaft befragt und keine klare Antwort bekommt. Augenblicke, wie sie Faust nach dem hinwegraffenden Donnerworte des Erdgeistes durchleidet; Stunden, da er sich schon ganz nah gedünkt dem Spiegel ewiger Wahrheit, sein selbst genoß in Himmelsglanz und Klarheit und abgestreift den Erdensohn, sich dann jedoch grausam zurückgestoßen fühlt ins ungewisse Menschenlos — wie viele hatte Goethe in den Jahren bis zur Selbstbefreiung durch den Werther erlebt!

Noch war sein zweiter Götz nicht gedruckt, ja noch hatte er sich nicht einmal als Liederdichter der Menge gezeigt; das Gedichtbüchlein von 1768 trug nicht seinen Namen und zählte nicht mit. Die nächsten Freunde, auch Cornelia, hofften auf ihn; wer aber von ihnen konnte es wagen, ihm hohen Dichterruhm vorauszukünden? Und nach spielerischem Betreiben der bildenden Künste sich als Dreiundzwanzigjähriger der Malerei zu widmen, dazu wußte er zuviel von der großen Kunst und ihren Ansprüchen an den ganzen, ihr von frühauf hinzugebenden Menschen. Mit heiliger Scheu nahm er den Ölpinsel zum erstenmal in die Hand (S. 119), — er hat ihn nicht lange geführt, denn über seine nur liebhaberische Neigung und Fähigkeit konnte er sich nicht täuschen.

Werden wir uns groß wundern, wenn wir aus solchen Schiffbrüchen der Hoffnung, aus solchen Stimmungen, in denen die dunklen Schalen des Lebens gegen einander gewogen wurden, Goethen im Ringen mit dem selbstgewählten Ende finden? Das taedium vitae, den Ekel am Dasein, hat der strahlende Bezauberer aller Herzen in sich nagen gefühlt, als die Welt ringsum ihn für einen der Glücklichen ansah. Wer einmal wie er am Rande des finstern Schlundes stand, vergißt sein Lebtag nicht, was er dabei empfunden. Mit 63 Jahren schrieb Goethe aus tiefbewegender Erinnerung auf Zelters Nachricht vom Selbstmorde eines Stiefsohnes und als Erfüllung der Bitte um ‚ein heilendes Wort' jenen rührenden Brief mit dem zuerst gebrauchten tröstenden brüderlichen Du:

> Wenn das taedium vitae den Menschen ergreift, so ist er nur zu bedauern, nicht zu schelten. Daß alle Symptome dieser wunderlichen, so natürlichen als unnatürlichen Krankheit auch einmal mein Innerstes durchrast haben, daran läßt ‚Werther' wohl niemand zweifeln. Ich weiß recht gut, was es mich für Entschlüsse und Anstrengungen kostete, damals den Wellen des Todes zu entkommen, sowie ich mich aus manchem späteren Schiffbruch auch mühsam rettete und mühselig erholte.

Nicht nur zum bessern Verständnis des Ursprunges des Werther, ebensowohl zum Einblick in die dunkelsten Gründe der größten Menschenseele müssen wir bei dieser Spanne in Goethes Leben noch länger verweilen. In Dichtung und Wahrheit berichtet er mit der Gelassenheit des Lebenssiegers von seinen Selbstmordgelüsten, die sich doch kaum zu Selbstmordversuchen steigerten: ‚Da ich selbst in dem Fall war (wie Werther) und am besten weiß, was für Pein ich darin erlitten, was für Anstrengung es mir gekostet, ihr zu entgehn, so will ich die Betrachtungen nicht verbergen, die ich über die verschiedenen Todesarten, die man wählen könnte, wohlbedächtig angestellt.' Es folgt eine Betrachtung der Todesmittel und dann der Bericht:

> Unter einer ansehnlichen Waffensammlung besaß ich auch einen kostbaren wohlgeschliffenen Dolch. Diesen legte ich mir jederzeit neben das Bett, und ehe ich das Licht auslöschte, versuchte ich, ob es mir wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dieses aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg, und beschloß zu leben. Um dies aber mit Heiterkeit tun zu können, mußte ich eine dichterische Aufgabe zur Ausführung bringen, wo alles, was ich über diesen wichtigen Punkt empfunden, gedacht und gewähnt, zur Sprache kommen sollte. Ich versammelte hierzu die Elemente, die sich schon ein paar Jahre in mir herumtrieben, ich vergegenwärtigte mir die Fälle, die mich am meisten gedrängt und geängstigt; aber es wollte sich nichts gestalten; es fehlte mir eine Begebenheit, eine Fabel, in welcher sie sich verkörpern könnten.

Dazu ein Gefühl der Seeleneinsamkeit, denn wen hatte er in Frankfurt? Im April 1773 klagt er zu dem mit Lotte glücklichen Freunde:

> Lieber Kestner, der Du hast in deinem Arm ein Füllhorn Lebens, lasse dir Gott dich freuen. Meine arme Existenz starrt zum öden Fels. Diesen Sommer geht alles. Merck mit dem Hofe (dem Darmstädtischen) nach Petersburg, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester, die Flachsland, Ihr, alles. Und ich bin allein. Wenn ich kein Weib nehme oder mich erhänge, so sagt, ich habe das Leben recht lieb, oder was, das mir mehr Ehre macht, wenn Ihr wollt.

Goethe hatte genug durchlebt, doch ihm fehlte die Begebenheit, die Fabel zum Verkörpern des Durchlebten. Das Abschildern seiner eigenen hoffnungslosen Doppelliebe gab zwar ein Buch, doch kein abgeschlossenes Kunstwerk. Wo war der Abschluß? Im Tode, — aber den hatte er nur gedacht, der war keine Wirklichkeit, wie sie Goethe zum Schaffen brauchte. Da trat vor ihn die erschütternde und abschließende Wirklichkeit:

Auf einmal erfahre ich die Nachricht von Jerusalems Tode, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte sogleich die genaueste und umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und in diesem Augenblick war der Plan zu Werther gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäß, das eben auf dem Punkte des Gefrierens stand, durch die geringste Erschütterung sogleich in ein festes Eis verwandelt wird.

Daß Kestners Nachricht von Jerusalems Selbstmord an Goethe den entscheidenden Anstoß zum Werther gegeben, ist so gut wie sicher. Bei seinem zweiten kurzen Aufenthalt in Wetzlar vom 6. bis 10. November 1772 erfährt er alle Einzelheiten der schrecklichen Tat, erbittet sich aber, schon lebhaft mit dem innern Ausgestalten dieser Begebenheit beschäftigt, von Kestner einen schriftlichen Bericht. Diese ‚umständliche authentische Nachricht‘ liest er wiederholt und sendet eine Abschrift an Frau Laroche: ‚Sie hat mich so oft innig gerührt, als ich sie las, und das gewissenhafte Detail der Erzählung nimmt mich ganz hin.‘

Jedoch zum völligen ‚Zusammenschießen des Ganzen von allen Seiten und zur soliden Masse‘ fehlte noch ein letztes Selbsterleben. ‚Das ist auch so ein Geschöpf, das ich gleich dem Pelikan mit dem Blute meines eignen Herzens gefüttert habe‘, heißt es zu Eckermann über den Werther. Das Erleben mit Lotte und Kestner in Wetzlar reichte nicht hin; jene Kopfliebe war nicht tief genug gegangen; auch hatte er das Äußerste, die Geliebte im Besitz eines Andern, nicht gesehen; konnte sich die ewige Lotte nicht als Frau vorstellen. Halbkomisch erscheint ihm jetzt sein Verhältnis zu den beiden Glücklichen; wenig fehlt und er macht ein tolles Fastnachtspiel aus diesem seltsamen Verhältnis zu dreien, ein Seitenstück etwa zu ‚Hanswursts Hochzeit‘ (S. 127): ‚Das sag ich Euch, wenn Ihr euch einfallen (laßt), eifersüchtig zu werden, so halt ich mir's aus, Euch mit den treffendsten Zügen auf die Bühne zu bringen, und Jude und Christen sollen über Euch lachen.‘

Hart bei einander hausten damals in Goethes Dichterbrust die tragischen und die komischen Gewalten. Den Anstoß des Pendels zur Tragik — außer Jerusalems Selbstmord, der ihm höchst wirklich zeigte, welchen Abschluß unglückliche Liebe im Verein mit andern Seelenqualen herbeiführen könne — gab ihm die Leidenschaft für das kleine schöne Mädchen in Thal, gab ihm die Höllenpein, sie als das Weib eines Andern, eines ihrer unwerten, täglich, wenn er wollte oder mußte, zu sehen; sich auszumalen, wie ein Anderer genoß, wo er elend darbte. Im Werther hat er diese Qual hinausgestöhnt (‚Am 29. Julius‘):

Nein, es ist gut! es ist alles gut! — Ich ihr Mann! O Gott, der du mich machtest, wenn du mir diese Seligkeit bereitet hättest, mein ganzes Leben sollte ein anhaltendes Gebet sein. Ich will nicht rechten, und verzeihe mir diese Tränen, verzeihe mir meine vergeblichen Wünsche! — Sie meine Frau! Wenn ich das liebste Geschöpf unter der Sonne in meine Arme geschlossen hätte! — Es geht mir ein Schauder durch den ganzen Körper, Wilhelm, wenn Albert sie um den schlanken Leib faßt. — Und darf ich es sagen? Warum nicht, Wilhelm? Sie wäre mit mir glücklicher geworden, als mit ihm! O! er ist nicht der Mensch, die Wünsche dieses Herzens alle zu füllen.

Hierneben lese man die Fortsetzung der auf S. 139 begonnenen Stelle aus Dichtung und Wahrheit, die dort der Hauptschlüssel zum Werther genannt wurde:

Es dauerte nicht lange, so wurde mir dieser Zustand (des Verkehrs im Brentanoschen Hause) ganz unerträglich, aller Lebensüberdruß, der aus solchen Halbverhältnissen hervorzugehen pflegt, schien doppelt und dreifach auf mir zu lasten, und es bedurfte eines neuen gewaltsamen Entschlusses, mich auch hiervon zu befreien.

Zum Verständnis dieser etwas dunkeln Stelle gehört die Kenntnis der widrigen Eifersuchtsauftritte mit dem weniger als Kestner duldsamen Brentano. Schon am 21. Januar 1774, bald nach Maximilianens Einzug in das Haus ihres Gatten, über dessen Heringskram man spottete, heißt es bei Goethe an Frau Laroche: ‚Wenn Sie wüßten, was in mir vorgegangen ist, ehe ich das Haus mied, Sie würden mich nicht rückzulocken denken, liebe Mama, ich habe in den schrecklichen Augenblicken für alle Zukunft gelitten. Ich bin ruhig, und die Ruhe laßt mir.‘ Und von welchen Gefühlen für Brentano der noch immer leidenschaftlich in Maximiliane

verliebte Goethe beseelt blieb, spricht ein späterer Brief an die Mama Laroche aus: „Ihre Max habe ich in der Komödie gesprochen, den Mann auch, er hatte all seine Freundlichkeit zwischen die spitze Nase und den spitzen Kiefer zusammengepackt. Es mag eine Zeit kommen, da ich wieder ins Haus gehe. Das Meer verlangt Feigen! sag ich noch jetzo, und lasse mich davon!' Mitten aus der Arbeit am Werther schreibt er an Kestner die dunkle Andeutung, die dieser natürlich nicht verstehen konnte, er habe ‚bei einer gewissen Gelegenheit fremde Leidenschaften (nicht die für Lotte) aufgeflickt und ausgeführt, daran ich Euch warne Euch nicht zu stoßen.' Als der Werther erschien, erkannte Kestner sofort, daß die Lotte nicht seine Lotte, sondern irgend eine andere war: ‚Der zweite Teil geht uns garnichts an. Da ist Werther der junge Jerusalem, Albert der pfälzische Legationssekretär, und Lotte des letzteren Frau' (in dem Brief an einen Freund Hennings).

Über das endliche Gestalten der Begebenheit, der Fabel, gibt uns Goethe selbst ausreichende Kunde. Auf das Bild des unerträglichen Zustandes im Hause der Brentanos läßt er in Dichtung und Wahrheit (Buch 13) folgen:

Jerusalems Tod, der durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht ward, schüttelte mich aus dem Traum, und weil ich nicht bloß mit Beschaulichkeit das, was ihm und mir begegnet, betrachtete, sondern das Ähnliche, was mir im Augenblicke selbst widerfuhr, mich in leidenschaftliche Bewegung setzte, so konnte es nicht fehlen, daß ich jener Produktion, die ich eben unternahm, alle die Glut einhauchte, welche keine Unterscheidung zwischen dem dichterischen und dem Wirklichen zuläßt. Ich hatte mich äußerlich völlig isoliert, ja die Besuche meiner Freunde verbeten, und so legte ich auch innerlich alles bei Seite, was nicht unmittelbar hierher gehörte. Dagegen faßte ich alles zusammen, was einigen Bezug auf meinen Vorsatz hatte, und wiederholte mir mein nächstes Leben, von dessen Inhalt ich noch keinen dichterischen Gebrauch gemacht hatte. Unter solchen Umständen, nach so langen und vielen geheimen Vorbereitungen schrieb ich den Werther in vier Wochen, ohne daß ein Schema des Ganzen oder die Behandlung eines Teils irgend vorher wäre zu Papier gebracht gewesen.

Zeitlich kann dies nicht stimmen, denn Jerusalems Tod erfuhr Goethe schon in den ersten Tagen des Novembers 1772; im Frankfurter Hause Maximilianens konnte er erst seit dem Anfang 1774 verkehren. Peinlich genau darf man es mit Zeitangaben aus dreißigjähriger Erinnerung nicht nehmen, und im ganzen sehen wir die Lebensquellen zum Werther deutlich genug neben und durcheinander fließen. Noch brütend über dem Schicksal Jerusalems, das die Tat zu Goethes eigenen Gedanken gewesen; noch zweifelnd an seiner Zukunft, trotz dem inzwischen erschienenen und bejubelten Götz, sah er, was Jerusalem in Wetzlar hatte sehen müssen: das unerreichbare Glück eines Andern, und er griff zur Feder. Daß er sie wohl schon im Herbste 1773 den Werther entwerfend angesetzt, macht sein Brief an die Fahlmer (18. 10. 1773) wahrscheinlich: ‚Mit meiner Autorschaft steht's windig. Gearbeitet hab ich, aber nichts zustande gebracht.'

Einen allerletzten Antrieb zum Anfangen scheint er im Januar 1774 durch einen Besuch der Mama Laroche erhalten zu haben, die ihre neuvermählte Tochter nach Frankfurt begleitet hatte; denn im Februar meldet er ihr, er habe eine Arbeit angefangen, seit sie weg sei, und verspricht sie ihr, sobald sie fertig geworden. Aber schon im September 1773 hieß es an Kestner: „Jetzt arbeit ich einen Roman, es geht aber langsam.' Allerursprünglichst hatte er an ein Drama Werther gedacht: „Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel zum Trutz Gottes und der Menschen' (Juli 1773 an Kestner).

Hin und her wurde der Plan gewälzt; am 1. Februar 1774 begann die letzte Formgebung, schon im März war das Werk vollbracht. Lavater ist einer der Ersten, die vom Fertigwerden hören:

Frankfurt am 26. April 1774.

Du wirst großen Teil nehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander, an die sechs Jahre, ohne uns zu nähern. Und nun hab ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.

Auch dem befreundeten Konsul Schönborn meldet er nach Algier:

Allerhand Neues hab' ich gemacht. Eine Geschichte des Titels Die Leiden des jungen Werthers, darin ich einen jungen Menschen darstelle, der, mit einer tiefen reinen Empfindung und wahrer Pene-

tration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Spekulation untergräbt, bis er zuletzt durch dazutretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe zerrüttet, sich eine Kugel vor den Kopf schießt (1. Juni 1774).

Zum Erscheinen für die Ostermesse war es zu spät geworden; so zeigt er denn das baldige Erscheinen den Kestners an: „Ich schicke Euch eh'stens einen Freund, der viel Ähnliches mit mir hat, und hoffe, Ihr sollt ihn gut aufnehmen. Er heißt Werther, und ist und war — das mag er Euch selbst erklären.' Lavater, der am 23. Juni 1774 in Frankfurt eintraf und fünf Tage bei Goethe verweilte, las die Urhandschrift und verzeichnete in seinem Reisetagebuch verzückt: ‚Las im Werther, konnte nicht aufhören — stahl mich in die Allee und las im Werther —. In Saal und las im Werther —. Ging ins Bett und las noch bis 2 Uhr den Werther aus! Schreckliche Geschichte — seufzte und schlief ein.'

Endlich, zur Herbstmesse 1774, erschien bei Weygand in Leipzig der erste Druck: **Die Leiden des jungen Werthers**, ein Band von 224 Seiten, ohne Verfassernamen. Der Absatz war so reißend, daß der unredliche Verleger seinen eigenen Autor noch im selben Jahr unerlaubt nachdruckte; ein zweiter, rechtmäßiger Abdruck erschien 1775. Zum erstenmal bekam Goethe für eins seiner Bücher ein Honorar, ‚das nicht ganz durch die Schulden für den Götz verschlungen wurde' —. Wunderlich hatte sich Merck benommen. Als ihm Goethe die Handschrift vorlas, bemerkte er in einer Pause nur: ‚Nun ja, es ist ganz hübsch', und der Dichter hätte sein Werk ins Feuer geworfen, wenn eins gebrannt hätte. Dann stellte sich heraus, daß Merck, von schrecklichster Lage gequält, gar nicht zugehört hatte, und nun drängte er, wie beim Götz, zum Drucken ohne weiteres Umarbeiten.

Einer der ersten Abzüge ging natürlich an Kestners mit einem aufgeregten Brief:

> Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so wert, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre. O Lotte! — Und ich bitte dich, laß es außer Meyers niemand jetzo sehn, es kommt erst die Leipziger Messe ins Publikum. Ich wünschte, jedes läs' es alleine vor sich, Du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen. (23. 9. 1774).

Ein Sturm liebevoller Begeisterung durchbrauste ganz Deutschland, bald darauf die europäische Leserwelt. Die Nachdrucker bemächtigten sich sogleich dieser einträglichen Beute, und binnen eines Jahres gab es wenig gebildete Menschen, die den Werther nicht gelesen hatten, nicht alsbald lesen wollten. Seit Luthers Bibelübersetzung hatte kein Buch deutscher Sprache einen so tiefen Eindruck auf die gesamte damalige Kulturwelt gemacht. Es wurde in Deutschland zu einer Art Volksbuch: in Berlin allein kamen vier Nachdrucksausgaben heraus. Bis 1777 erschienen drei französische Übersetzungen, 1779 eine englische, 1786 wurde in London ein Drama Werther aufgeführt. Eine französische Zeitschrift sprach 1777 von der ‚allgemeinen Gärung', die dieses Buch in Frankreich erzeugt hätte. Im allgemeinen wurden unter den fremden Völkern die romanischen noch tiefer vom Werther ergriffen als die germanischen: der schwermütige Jüngling wurde vorbildlich für Chateaubriands René, Senancours Obermann, Benjamin Constants Adolphe, lauter Werther-Romane, und in Italien entstand in Ugo Foscolos Roman Jacopo Ortis eine Nachahmung des Werther mit vaterländisch-politischer Farbe.

Nicht bloß auf die unreife Jugend wirkte der Roman von hoffnungsloser Liebe und Selbstmord; reife Männer wurden davon ergriffen. Die wunderbarste Folge des Werther war jedoch die, daß er — eine europäische Kleidermode hervorrief, in Paris so gut wie in Weimar: den blauen Wertherfrack, die gelbe Weste und die Stulpenstiefel; in Paris entstand sogar eine Hutmode ‚à la Charlotte', und für die ganze Seelenstimmung erfand man das noch jetzt nicht verklungene Wort werthériser.

Der Dichter schwamm auf den Wogen seines jungen Ruhmes glücklich dahin; doch kann man aus seinen Briefen jener Zeit, selbst aus den aufgeregten an Kestners, keine größere Eitelkeit als die in einem Falle so überwältigender plötzlicher Berühmtheit nur menschlich erklärliche folgern. Von allen Seiten wurde Goethe begeistert umdrängt, ‚man verlangte ihn zu sehen, zu sprechen, auch in der Ferne etwas von ihm zu vernehmen, und so hatte er einen bald erfreulichen, bald unerquicklichen, immer aber zerstreuenden Zudrang zu erfahren'. Goethe führt auf diese Zerstreuung das Liegenbleiben angefangener Arbeiten zurück, darunter

des Faust, und beklagt, daß er ‚aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen wurde‘.

Die ungeheure Wirkung des Werther war bei den meisten Lesern stofflicher Art. Selbst den literarischen Beurteilern, gleich ihnen dem eifrigen jungen Leser Napoleon, entging der künstlerische Wert des Romans ganz; sie hielten sich an solche Äußerlichkeiten wie den Selbstmord des Sohnes eines allbekannten Geistlichen, erörterten leidenschaftlich die Frage nach der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Freitodes. Die den Personen Nahestehenden begannen nach den Beziehungen zwischen Goethe und Kestners zu schnüffeln; reinen Kunsturteilen begegnet man bei den berühmtesten Zeitgenossen nur ganz vereinzelt. Merck, der beim Vorlesen der Handschrift so teilnahmlos gewesen, schrieb mit einem bei ihm seltenen Schwunge: ‚Das innige Gefühl des Verfassers, womit er die ganze, auch die gemeinste ihn umgebende Natur zu umfassen scheint, hat über alles eine unnachahmliche Poesie gehaucht‘; und der Württemberger Schubart predigte seinen Landsleuten: ‚Dir aber, Schwabe, der du immer nach Moral in Werthers Leiden schnappst, muß ich noch sagen: so hat 'nmal 'n Mensch gehandelt; aber so sollst du nicht handeln.‘

Von Lessings Urteil weiterhin. Doch selbst ein Kunstschriftsteller wie Heinse ließ sich zwar beim Vorlesen des Werther durch Fritz Jacobi in Düsseldorf aufs tiefste rühren, zu einer rein künstlerischen Wertung gelangte er nicht. Immerhin strömte er sein Entzücken in die Worte aus: ‚Über alles, was Goethe bisher gemacht hat, ist dies göttliche Werk, ganz voll Kraft, ganz voll Leben: da steht er nun in seiner höchsten Größe, an der äußersten Grenze seiner Jünglingsschaft‘, und im Überschwang der Rührung über Werthers Tod erklärte er Goethe für den größten Mann, den die Welt hervorgebracht.

Von der übrigen Kritikerwelt wurde ‚eigentlich nur der Inhalt, der Stoff beachtet, — und daneben trat das alte Vorurteil wieder ein, daß ein gedrucktes Buch einen didaktischen Zweck haben müsse‘ (Dichtung und Wahrheit). Diese Wahrnehmung hat Goethen die klassischen Sätze eingegeben: ‚Die wahre Darstellung hat keinen (Zweck). Sie billigt nicht, sie tadelt nicht, sondern sie entwickelt die Gesinnungen und Handlungen in ihrer Folge und dadurch erleuchtet und belehrt sie.‘

Am tiefsten schmerzte ihn, daß unter dem Eindrucke seines Buches hier und da ein Selbstmord vorkam. Der Rat von Leipzig untersagte wegen dieser gefährlichen Folgen den Verkauf des Werther. In Dänemark wurde 1776 eine Übersetzung verboten, nachdem die theologische Fakultät ein verdammendes Gutachten abgegeben hatte. Überhaupt erklärte sich begreiflicherweise die Geistlichkeit allenthalben gegen das Werk, und Lessings Todfeind Goeze erließ in Hamburg eine Art Hirtenbrief gegen den Werther. In Goethes Vaterstadt salbaderten die Gelehrten Anzeigen, deren Mitarbeiter er zwei Jahre zuvor gewesen: ‚Selbstmord ist immer ein Beweis von Abwesenheit der Vernunft.‘

Es schmerzt uns, in diesem Falle **Lessing** nicht allzu weit von Goeze zu erblicken, und so sei denn an die Wirkung des Werther die Geschichte der Beziehungen zwischen Goethe und Lessing geknüpft. Sie waren rein literarisch, — nie ist zwischen diesen beiden Großen ein Wort, ein Brief von Mann zu Mann gewechselt worden. Als Student in Leipzig hatte sich Goethe aus knabenhaftem Trotz von Lessing ferngehalten (S. 36); er hat das später tief beklagt. Auf die Nachricht von Lessings Tode schrieb er an die Stein: ‚Keine Viertelstunde vorher, eh' die Nachricht kam, machte ich einen Plan, ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.‘

Lessing war mit Widerstreben, doch mit unwiderstehlicher Teilnahme den ersten Flügen Goethes gefolgt. Außer dem schon erwähnten mürrischen Urteil über den dramatisch verunglückten Götz (S. 112) haben wir noch einen Brief an seinen Bruder vom 26. Oktober 1774: ‚Ich liefe wirklich Gefahr, über das theatralische Unwesen ärgerlich zu werden und mit Goethen trotz seinem Genie anzubinden.‘ Wir haben keinen Grund, die Worte ‚trotz seinem Genie‘ für Ironie zu erklären, denn den genialen Wurf im Götz hat Lessing gewiß nicht verkannt; ihm stand nur die drohende Gefahr vor Augen, die so wilde Nachahmungen Shakespeares wie der

Götz dem Ansehen Shakespeares und dem Aufblühen des deutschen Dramas bereiten könnten. So sehr lag ihm die künstlerische Seite des Urteils über Götz am Herzen, daß er seinem Bruder schrieb: ‚Daß Götz von Berlichingen großen Beifall in Berlin gefunden, ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins‘, und den Erfolg maß er hauptsächlich ‚den hübschen Kleidern‘ zu. Der Götz mochte dichterisch noch so wertvoll sein, — ein Drama war er nicht, und das entschied für Lessing die ganze Frage.

Inmitten der Arbeit am Werther schrieb Goethe an Kestner (6. 3. 1774): ‚Wenn Ihr Lessingen seht, so sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte, und ich pflegte mich in meinen Leuten nicht zu betrügen.‘ So sicher war Goethe der Zustimmung des großen Vorkämpfers für das Recht des natürlichen Gefühls in der Poesie. Er hatte sich verrechnet. Die poetische Schönheit des Werther erkannte Lessing ausdrücklich an: ‚Haben Sie tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mitteilung des Goethischen Romans gemacht haben‘ (an Eschenburg); dann aber folgte die Frage, die ein Versagen seines kritischen Scharfsinns bedeutet: ‚Glauben Sie wohl, daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen haben würde? Gewiß nicht.‘ Goethe hätte ihm hierauf einfach erwidern dürfen, daß man von einem empfindsamen deutschen Jüngling des 18. Jahrhunderts — nur einen solchen hatte er schildern wollen — vernünftigerweise kein Verhalten wie von Griechen oder Römern zu erwarten habe. Und wenn Lessing von Goethe eine Schlußrede zum Werther verlangte, ‚ein paar Winke hinterher, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe‘, so steckte darin ein bei Lessing doppelt befremdliches Verkennen der Aufgabe des Dichters, nicht Moral zu predigen, sondern einfach darzustellen. Hier lag Lessings kritische Endlichkeit und eine gewisse Selbstschuld des steten Glückverfehlers, durch die er sich die persönliche Freundschaft seines größten Zeitgenossen verscherzt hat.

Allerdings müßten wir, um ein zuverlässiges Bild von dem Gesamteindrucke Goethes auf Lessing zu gewinnen, weit mehr als ein paar abgerissene Briefsätzchen und vielleicht ungenau überlieferte Gespräche kennen. Auf keinen Fall hat Lessing Goethen für mittelmäßig gehalten, und da er noch sieben, acht Jahre nach dem Erscheinen des Götz und des Werther gelebt, sich aber gehütet hat, seine Drohung des Anbindens mit Goethe auszuführen, so dürfen wir gar wohl auf einen allmählichen Sinneswandel Lessings schließen. In dem Falle Werther erklärt sich Lessings abweisendes Verhalten wesentlich aus seiner persönlichen Freundschaft für den jungen Jerusalem, den er unrichtig geschildert fand; dieser sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer, nachdenkender Philosoph gewesen. Allerdings berichtet dies nur der wenig zuverlässige Dichterling Weiße. Auch hierauf hätte ihm Goethe, wenn er Lessing besucht hätte, überzeugend erwidern dürfen, er hätte gar keine Pflicht gehabt, Jerusalem oder irgend einen Menschen der Wirklichkeit naturgetreu abzuzeichnen; ebenso wenig ginge es jemand etwas an, ob der Dichter des Werther durch Jerusalems oder eines Andern Selbstmord zu seinem Roman angetrieben wurde. — Weiße berichtet noch an Garve, einen philosophischen Schriftsteller in Berlin: „Ich merke, Lessing wird ihm einmal jähling auf den Nacken springen; doch da es Goethen nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren.‘

Seine Absicht, ein satirisches Gegenstück ‚Werther der Bessere‘ zu schreiben, gab Lessing zum Glück auf, falls er sie je im Ernst gehegt hat. Möglicherweise hatte Lessing Anstoß an dem Schlusse des Werther genommen: ‚Emilia Galotti lag auf dem Pulte aufgeschlagen.‘ — Lessing scheint übrigens sein Urteil später doch gewandelt zu haben. Die aus Berlin gebürtige Frau Sara von Grotthus, deren Wahrhaftigkeit unbezweifelt ist, schrieb an Goethe im März 1797, der ihrem Vater befreundet gewesene Lessing habe ihr 1775 in Berlin den Werther gebracht, ihr alles gesagt, was er darüber dächte, und hinzugefügt:

> Du wirst einst erst fühlen, was für ein Genie Goethe ist, das weiß ich. Ich habe immer gesagt, ich gäbe zehn Jahre von meinem Leben, wenn ich Sternens Lebenslauf um ein Jahr hätte verlängern können, aber Goethe tröstet mich einigermaßen über seinen Verlust. Ich kann das Gewäsche von Verderben, Schwärmerei usw. garnicht hören, elendes Räsonnement. — Soll man denn garnicht für Menschen schreiben, weil Narren närrisch sind?

Auch über Goethes drittes großes Jugendwerk, Faust, soll Lessing bei der Kunde von

dessen bevorstehendem Erscheinen Unfreundliches gesagt haben: Wenn der Teufel den Faust hole, so wolle er (Lessing) Goethes Faust holen.

Das wesentlich freundlichere Benehmen Lessings gegenüber Goethes Prometheus wurde schon erwähnt (S. 123). Seine Äußerung zu Fritz Jacobi im Sommer 1780 ist noch dahin zu ergänzen, Lessing habe hinzugefügt: ‚Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen.‘ Ἓν καὶ πᾶν (das Eine und das All). Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch das Gedicht (Goethes), und ich muß bekennen, es gefällt mir sehr.‘ Jacobi berichtet sogar: ‚Lessing forderte den Prometheus mir noch einmal ab, lobte und bewunderte den echten Geist des Altertums, nach Form und Inhalt, darin von neuem.‘

Wir dürfen nicht zweifeln, Goethe hätte sich bei persönlicher Begegnung einen Geist wie Lessings erobert. So, wie ihr Verhältnis vor uns steht, ist es ein deutlicher Beweis für die Ablösung eines geistigen Geschlechts durch das folgende. Lessing war beim Erscheinen des Werther erst 45 Jahre alt, wollte oder konnte sich aber in die neuen Ansprüche, die neuen Mittel, die neuen Taten eines heraufkommenden Jugendgeschlechtes nicht finden.

Goethes Verhältnis zu Lessings Lebenswerk wurde schon wiederholt berührt (S. 38 und S. 54). Die Miß Sarah Sampson hatte Goethe mit elf Jahren gelesen, in Minna von Barnhelm 1767 auf der Liebhaberbühne im Breitkopfischen Hause mitgespielt, und der Wirt in Goethes Mitschuldigen ist gewiß durch den Lessingschen Wirt hervorgerufen worden, wie nachmals die Stella durch Sarah Sampson. Schon in den Mitschuldigen wird von Dr. Faust gesprochen; natürlich hatte Goethe das Bruchstück von Lessings Faust in dessen 17. Literaturbrief gelesen, und wer vermag zu sagen, wie bestimmend es auf Goethe eingewirkt hat?

Von späteren Äußerungen Goethes über Lessing seien noch erwähnt: die an Knebel von 1780, er sei von Nathan dem Weisen ordentlich prosterniert, er werde nicht müde, ihn als das höchste Meisterstück menschlicher Kunst zu bewundern und zu preisen, — und die aus viel späteren Jahren: ‚Möge das im Nathan ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und ernst bleiben!‘ Vor allem bewunderte Goethe Lessings Charakter, trat indessen auch denen entgegen, die, wie ja Lessing selbst, ihm den Titel eines Genies absprechen wollten: ‚Lessings dauernde Wirkungen zeugen wider ihn selber.‘

Schillers Urteil über den Werther, in der Schrift über naive und sentimentalische Dichtung, beschränkte sich auf eine Anmerkung über die Vereinigung beider Dichtungsarten in demselben Werke, ‚und dergleichen Produkte werden immer den größten Effekt machen‘. Doch ist gerade Schiller ein Beweis für die überwältigenden Eindrücke des Werther auf unzählige Jünglinge jener Zeit. Der damals fünfzehnjährige Karlsschüler hatte das Werk verschlungen, und noch in einem Briefe von 1785 führt er eine ‚aus meinen Kinderjahren aufbehaltene‘ Stelle des Werther fast wortgetreu an.

Unbequeme Kritiker waren Kestner und Lotte: der Werther, ‚so wie er da ist, hat mich, in gewissem Betracht, schlecht erbauet‘. Kestner erkennt, mit Recht, in Werthers Lotte nicht seine Lotte, und ‚Lottens Mann, Ihr nanntet ihn Euren Freund, das elende Geschöpf von einem Albert!‘ Von einem Kunstwerke ‚Werthers Leiden‘ kein Wort; einzig die Kränkung, falsch und ungünstig abgeschildert zu sein, ähnlich wie Lessings Unmut über das falsche Abbild Jerusalems. Goethe ist schmerzlich betroffen von dieser Enge des Urteils seiner Kestners:

> Ich muß Euch gleich schreiben, meine Lieben, meine Erzürnten, daß mir's vom Herzen komme. Es ist getan, es ist ausgegeben, verzeiht mir, wenn Ihr könnt. — Ich will nichts, ich bitte Euch, ich will nichts von Euch hören, bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euren Herzen gefühlt haben werdet (Oktober 1774).

Inzwischen ist Kestner zur Einsicht gelangt, — ob auch Lotte, erfahren wir nicht; zu einem reinkünstlerischen Urteil war sie noch weniger befähigt als ihr Mann. An den Freund Hennings schreibt dieser im November 1774: ‚Dennoch bin ich geneigt, es ihm (Goethen) zu verzeihen, doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in acht nimmt.‘ Dann erklärt er den wahren Sachverhalt, soweit er ihn kennt, und schließt mit dem Ausdruck seines edlen

Herzens: ‚Goethe hat's gewiß nicht übel gemeint; er schätzte meine Frau und mich dazu zu hoch. — Er betrug sich auch viel größer, als er sich im Werther zum Teil selbst geschildert hat.‘ Ähnlichen Sinnes muß er bald darauf an Goethe geschrieben haben, denn dieser antwortet am 21. November 1774:

Dank, Lieber! Du bist immer der Gute! — O könnt ich Dir an den Hals springen, mich zu Lottens Füßen werfen, eine, eine Minute, und all, all das sollte getilgt, erklärt sein, was ich mit Büchern Papier nicht aufschließen könnte! — O, Ihr Ungläubigen, würd' ich ausrufen! Ihr Kleingläubigen! — Könntet Ihr den tausendsten Teil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt! — Gib Lotten eine Hand ganz warm von mir, und sag' ihr: Ihren Namen von tausend heiligen Lippen mit Ehrfurcht ausgesprochen zu wissen, sei doch ein Äquivalent gegen Besorgnisse, die einen kaum ohne alles andere im gemeinen Leben, da man jeder Base ausgesetzt ist, lange verdrießen würden.

Hiermit war das alte Freundschaftsband wieder festgeknüpft und hielt bis zu Kestners Tode.

Zu den verständnisvollsten Beurteilern des Werther haben von jeher die Franzosen gehört. Frau von Staël erkannte, daß darin nicht bloß die ‚Leiden der Liebe, sondern der krankhaften Phantasie unserer Zeit‘ dargestellt seien; von Napoleons Urteil wird noch die Rede sein.

Von der Schwärmerei der weiblichen Leser gibt Goethe in einem Brief an Kestner eine Probe; ein Mädchen habe ihm geschrieben:

Ich glaubte nicht, daß Lotte so ein schöner Name wäre, er klingt so ganz eigen in dem Werther. — Eine andere schrieb neulich: Ich bitt' euch um Gotteswillen, heißt mich nicht mehr Lotte! Lottchen oder Lolo, wie ihr wollt, — nur nicht Lotte, bis ich des Namens werter werde, denn ich's bin.

Bis zu Goethes Werther war die deutsche Romanliteratur des 18. Jahrhunderts der Zahl nach auffallend gering gewesen, geringer als im siebzehnten; nach dem Werther schwoll die Romandichtung so ungeheuerlich an, daß ihre genaue Kenntnis kaum noch möglich ist; zwischen 1774 und 1796 sollen an 6000 deutsche Romane gedruckt worden sein. Die entfesselte Flut der Empfindsamkeit trug auf ihren Wellen die durchweg wertlose Nachahmerliteratur dahin, aus der nur der Siegwart (1776) des schwäbischen Hainbündlers Johann Martin Miller (1750—1814) hervorragt, weil er in den Mittelschichten der Leserwelt eine eigene kleine Siegwart-Strömung hervorgewirbelt hat. Ein verdienter Bücherfreund A. Cohn hat eine jetzt in der Berliner Stadtbibliothek bewahrte Sammlung von Werken nach oder über Werther aus dem Zeitalter seines Erscheinens hinterlassen; unvollständig wie es ist, füllt das Verzeichnis doch vierzehn große Druckseiten.

Der Werther, den die Meisten in ihren Goetheausgaben lesen, ist nicht der Werther von 1774. Eine zweite, umgearbeitete Fassung erschien 1787 als erster Band der ersten Gesamtausgabe von Goethes Werken. Wer sich ein Bild von Goethes Gefühls- und Sprachwelt in der vermögenden Frankfurter Zeit machen will, muß den ersten Werther lesen, etwa im dritten Bande von Bernays-Hirzels ‚Jungem Goethe‘. Die zweite Ausgabe, in der Goethe das Werk ‚noch einige Stufen höher zu schrauben‘ trachtete, beseitigte zunächst, entsprechend des Dichters verfeinertem Kunstgefühl, eine beträchtliche Zahl überflüssiger Fremdwörter. Goethe betrug sich dabei wiederum wie nur irgend ein Purist, strich ‚im Diskurs, employiren, Dimission, Permission‘ usw. und schrieb ‚unter Reden, sich einem Geschäfte zu widmen, Entlassung, Erlaubnis‘. Manche Kraftworte wurden durch mildere ersetzt, so namentlich Kerl, ein Lieblingswort der Stürmer und Dränger bis zu Schiller. Die wichtigste inhaltliche Änderung ist der zur Vorbereitung des Selbstmordes Werthers so wichtige Einschub von dem Bauernburschen, der die Geliebte tötet, damit kein Anderer sie habe. Ihr verdankte Goethe die ergreifende Wendung Werthers: ‚Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! Ich sehe wohl, daß wir nicht zu retten sind.‘

Völlig umgearbeitet wurde das Nachwort des Herausgebers an den Leser, nicht zum Vorteil des Ganzen, denn darin strich Goethe die zur Mitbegründung des Selbstmordes fast unentbehrliche Stelle über Werthers gekränkten Ehrgeiz:

Den Verdruß, den er bei der Gesandtschaft gehabt (vgl. Werthers Brief vom 15. März), konnte er nicht vergessen. Er erwähnte dessen selten, doch wenn es auch auf die entfernteste Weise geschah,

so konnte man fühlen, daß er seine Ehre dadurch unwiederbringlich gekränkt hielte, und daß ihm dieser Vorfall eine Abneigung gegen alle Geschäfte und politische Wirksamkeit gegeben hatte. Daher überließ er sich ganz der wunderbaren Empfind- und Denkensart, die wir aus seinen Briefen kennen, und einer endlosen Leidenschaft, worüber noch endlich alles, was tätige Kraft an ihm war, verlöschen mußte.

Napoleon soll Goethen bei der Begegnung in Erfurt 1808 aus seiner genauen Kenntnis des Werther, den er in einer Übersetzung der ersten Fassung siebenmal gelesen, den Einwand gemacht haben, Werther töte sich aus mehr als einem Beweggrunde, das Einmischen des gekränkten Ehrgeizes neben der Liebesleidenschaft sei ein Kunstfehler. Merkwürdigerweise erinnerte sich Goethe bei diesem Gespräche gar nicht, daß er die von Napoleon gerügte Verquickung des Ehrgeizes mit der Liebe längst beseitigt habe: auf Herders früheres Vorhalten.

Herder sowohl als Napoleon hatten unrecht; recht hatte der Dichter des Werther von 1774. Napoleon hatte seine Ansicht von menschlichen Beweggründen in Kunstwerken aus den französischen Tragödien mit der starren Geradlinigkeit ihrer Charaktere geschöpft. Bei Corneille, Racine und Voltaire hat jeder Held eine Hauptleidenschaft von Anfang bis zu Ende, und auf ihr ruht das Drama; ein Wachsen, Wandeln, Durchkreuzen der dramatischen Antriebe gibt es nicht, darf es nicht geben. Der junge Goethe hatte erlebt und beobachtet, daß die leidenschaftlichsten Entschlüsse des Menschen nicht aus einer einzigen Quelle fließen; daß der Mensch überhaupt kein so einfaches, vom Kommandostab eines einzigen Gefühls gelenktes Wesen sei, wie Napoleon sich's dachte und wünschte. Zwei grundverschiedene Kunstanschauungen, die germanische und die romanische, stießen in diesem Fall aufeinander; die von einer dramatischen Gestalt als einem mannigfach zusammengesetzten Naturgeschöpf — und die von einer scharf ausgeschnittenen, unveränderlichen Schablone. Goethe hätte sich zu Napoleon berufen können auf Werthers kluges Zurückweisen des Entweder Oder seines Freundes Wilhelm: ‚In der Welt ist's sehr selten mit dem Entweder Oder getan, es gibt so viel Schattierungen der Empfindungen und Handlungsweisen, als Abfälle zwischen einer Habichts- und Stumpfnase.‘ Die schlagendste Abfertigung allerdings wäre der Hinweis auf die Wirklichkeit gewesen: Jerusalem hatte sich ja tatsächlich aus hoffnungsloser Liebe und gekränktem Ehrgefühl erschossen.

Das Gedicht ‚Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben —‘ mit den Schlußversen: ‚Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle: Sei ein Mann und folge mir nicht nach!‘ schrieb Goethe für das Titelblatt des zweiten rechtmäßigen Abdruckes der ersten Fassung. Er ließ diese von ihm ‚schwache Reimzeilen‘ genannten Verse aus der zweiten Bearbeitung fort, nahm sie auch nicht in die gesammelten Gedichte auf.

In keiner andern großen Dichtung Goethes steckt so viel Persönliches wie im Werther; man fände kein Ende, wollte man jede Stelle auf ihren Erlebnisgehalt prüfen. Zudem ist das ja alles für den künstlerischen Wert des Romans nebensächlich. Mit der Goethen von jeher eigenen Unbekümmertheit ums freie Erfinden und mit dem innersten Triebe zum dichterischen Gestalten des Durchlebten hat er in diesem Falle weit mehr Wahrheit als Dichtung in sein Werk verwoben. Manche Briefe Werthers sind aus Goethes Briefen von Wetzlar und kurz nach Wetzlar entstanden; selbst in solchen Nebendingen wie dem Tage der Flucht Werthers, dem 11. September, hielt er sich an seinen Lebenskalender: am 11. September hatte er Wetzlar fluchtartig verlassen. Aus Kestners Bericht über Jerusalems Tod entnahm er wörtlich die Bitte des Unglücklichen um die Pistolen; fast wörtlich den Schluß: ‚Handwerker trugen ihn, kein Geistlicher hat ihn begleitet.‘ So hatte Shakespeare die Rede der Volumnia im Coriolan fast wörtlich aus Plutarch entnommen: wozu erfinden, wenn etwas schon unübertrefflich gesagt worden?

Im ersten Teil des Werther ist Lotte Buff die Heldin Lotte, im zweiten ist es Maximiliane Brentano. Kestner merkte den Personenwechsel schon an der wiederholten Verherrlichung von Lottens schwarzen Augen. Er erkannte auch, daß er im zweiten Teil nicht das Urbild für Albert sein könne, denn Kestner hatte sich in jenem schwierigen Ringen dreier Menschenseelen bis zuletzt edel und großgeartet benommen. Zu dem wenig erfreulichen Albert des zweiten Teils hatte eben Brentano, der eifersüchtige Gatte Maximilianens, Modell gestanden. — Der Wirklichkeit treu nachgeschrieben waren die Stellen im Werther über das Dorf Wahlheim-

Garbenheim. Goethische Erlebnisse sind die lieblichen Stellen, wo Werther sich wie ein Kind mit den Kindern freut: „Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. — Immer, immer wiederhole ich die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!' — Bis ans Lebensende ist Goethe dieser liebreiche Kinderfreund und Verherrlicher der Kindheit geblieben.

Aus eignem Erinnern sind die Worte in Werthers zweitem Briefe geflossen von der Ohnmacht der zeichnenden Kunst inmitten der Wonne des süßen Frühlingsmorgens. Und was er seinen Helden über die Kunstregeln schreiben läßt (26. Mai, ‚Man kann zum Vorteil der Regeln viel sagen' usw.), über den in hohen Fluten hereinbrausenden Strom des Genius und dessen Eindämmung durch die gelassenen Herren auf beiden Uferseiten: in manchem Briefe Goethes aus jener Zeit stehen dieselben Gedanken in denselben Sätzen. Und ist die Vermutung allzu gewagt, Goethe möchte etwas von der verhängnisvollen Kränkung Jerusalems in einer standeshochmütigen Adelsgesellschaft selbst einmal in Wetzlar erlebt haben?

Auch Friederikens hat er an mehr als einer Stelle im Werther gedacht; wie hätte er ihrer nicht gedenken sollen bei den Worten (1. Teil, 12. August): ‚Wer hebt den ersten Stein auf gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück.' Und gar an der andern Stelle über das von dem Geliebten verlassene, in den Tod gehende Mädchen (vgl. S. 83).

Wer den Werther nicht bloß als Kunstwerk für sich genießen will — was ja ausreicht —, wer ihn außerdem im Zusammenhange der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts begreifen möchte, der muß sich schon die Mühe nehmen, Ossian und Rousseaus Neue Heloise zu lesen. Für Ossian genügen die Bruchstücke, die Goethe selbst in den Werther eingefügt hat (im 2. Teil). Wo die Natur mit wehmütigem Herzen betrachtet, wo vom Sterben des Waldes und des Menschen geklagt wird, da klingt Ossian wieder: ‚Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt', ruft Werther-Goethe einmal. An Rousseau erinnert mehr die Fabel und manche einzelne Wendung; nur soll man daraus nicht auf eine bewußte Benutzung Rousseaus schließen: die deutsche Schriftstellerjugend der siebziger Jahre war so Rousseau-fest, kannte namentlich dessen berühmten Liebesroman so genau, daß jeder, weit mehr unbewußt als bewußt, sich von Rousseau beeinflussen ließ.

Wie hoch jedoch über Rousseaus Neuer Heloise steht Goethes Werther! Um wieviel reicher, man darf sagen gebildeter ist Werther als St. Preux, der so unendlich viel redet und so unendlich wenig sagt. Die ganze Weltliteraturbildung der deutschen Jugend beherrscht Werther; wie eng ist der Geisteskreis des Hauslehrers von Rousseaus Julie! Und diese Julie selbst, was für ein Bild gewinnen wir von ihr? Gar keins; wir hören nur einen Mund sprechen, sehen Finger schreiben, doch prägt sich uns kein menschlich unverlierbarer Zug eines Einzelwesens ein. Kein Maler könnte Julie glaubhaft malen; Kaulbachs Lotte, mittelmäßig wie das bekannte Bild ist, erkennen und behalten wir, weil Goethe sie gesehen und sichtbar hingestellt hat. Die schreibselige Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts, weiter nichts, ist Julie; sie ist keine Französin, keine Schweizerin, überhaupt kein Erdengeschöpf; nur eine Schreibfeder mit dem schreibenden Zubehör. Lotte ist ein deutsches Mädchen, ganz und gar von dieser Erde, ein menschliches Wesen inmitten eines menschlichen Kreises.

Wer mit vierundzwanzig Jahren den Werther schreiben konnte, der war keine Katze, hat Goethe nach fünfzig und mehr Jahren zu Eckermann gescherzt. In der Tat, als Werk des bewußten Künstlers steht der Werther mit unter den höchsten von Goethe überhaupt. Nicht umsonst hatte er seinen Homer gelesen, früher noch als Homer Lessings Laokoon gründlich studiert und beherzigt: mit wie meisterlicher Kunst führte er die Hauptperson, Lotte, ein! Als Bild, ganz sinnenhaft; zuerst inmitten der von ihr gefütterten Kinderschar, — Butterbrote schneidend, gar nicht ‚poetisch' im herkömmlichen, besonders nicht im französischen Klassiker- oder Schäferstil, und doch so herzgewinnend anmutig. Dann im Kreise der Erwachsenen, tanzend und

ruhend auf dem ländlichen Ball, im Gewittersturm, beim Zählensspiel mit Ohrfeigen, und mit was für Ohrfeigen!, wiederum keinen schäferlichen.

Werther selbst, als der Briefschreiber, wird natürlich weniger anschaulich, ist aber unvergleichlich reicher mit Charaktereigenheiten ausgestattet als Rousseaus St. Preux. Dazu die vielen großen und kleinen Nebengestalten, bis zum Büblein mit dem Rotznäschen, das Werther begeistert küßt, — eine nie erhörte dichterische Verwegenheit, doch fand man auch das Rotznäschen entzückend. Fürwahr, in der Menschenschilderung verschwindet Rousseaus Roman neben dem Werther; von Richardsons, des Vorgängers beider Dichter, breiten empfindsamen Bettelsuppenromanen ganz zu schweigen.

Und dann die Zustände und die Handlung! In der Neuen Heloise ist die Heldin eine Adlige aus stolzem Hause, und der liebende Hauslehrer steht ein paar Stufen über dem Bürgertum. Bei Goethe lauter Menschen aus den mittleren, ja den unteren und untersten Ständen. Zum erstenmal erlebte die deutsche Literatur das Erheben des Alltagslebens und der Alltagsmenschen auf die Höhen der großen Poesie. Zwischen einem unbedeutenden Gesandtschaftsbeamten und einer Amtmannstochter spielt sich ein tragischer Lebensroman ab; Menschen dieser Art, weder von Geburt noch von Stande, konnten also ebenso, nein unendlich mehr, dichterisch wirken als die Schattengestalten aus dem seltsamen Orient oder dem Rokoko-Altertum, die sich das 18. Jahrhundert nach der französischen Schablone zurechtgekünstelt hatte? Welch eine Umwälzung für den Lebensgehalt des deutschen Romans, aber selbst für das Drama! Ohne den Werther keine Luise Millerin.

In der Neuen Heloise gibt sich ein adliges Fräulein nach einem Glutschwall geschriebener und gesprochener Liebesschwüre ihrem nicht ganz ebenbürtigen Hauslehrer hin, heiratet später, innerlich ehrlos, einen ungeliebten Mann und nimmt den zurückgekehrten Jugendgeliebten in die betschwesterliche Tugendlehre. Goethes Werther, ein begabter Mensch wie nicht viele, doch ohne die Fähigkeiten zum Außerordentlichen, liebt ohne Hoffnung, setzt sein Alles an diese Liebe und geht entschlossen in den Tod, nachdem die Leidenschaft jeden Willen zum Leben aufgezehrt hat. Das ergriff, das überzeugte die Leserwelt durch seine Naturwahrheit, und vom Erscheinen des Werther darf man das Versinken der Neuen Heloise zählen. Wie Hamlet erliegt Goethes leidender Held unter einem Geschick, das für seine Schultern zu schwer ist; er zerschellt am Leben, an allen seinen Riffen und Klippen, nicht ausschließlich an dem starren Felsen unerwiderter Liebe. — Werther, der Roman der höchst unverständigen, der vernichtenden Leidenschaft, besiegelte den Triumph des dichterischen Gefühls über den Verstand, der Phantasie über die Aufklärung. Nicolais, des Berliner Aufklärungspapstes, Unwille über den höchst unverständigen Menschen, der etwas so Törichtes wie einen Selbstmord beging, war ein weithin sichtbares Zeichen des Zeitwandels, der Umwälzung einer ganzen Gefühlswelt.

Der französische Roman bis zu Rousseau, aber selbst der englische, hatte im besten Falle den Menschen im Kampfe mit Menschen oder mit sich selbst dargestellt. Rousseau — und dies ist einer seiner bleibenden kulturgeschichtlichen Ruhmestitel — öffnete der europäischen Menschheit die Augen und alle Sinne für die Größe, Schönheit oder Schrecklichkeit der toten und lebenden Natur ringsum. Schon Klopstock, ja schon der biedere Hamburgische Senator Brockes, hatte sich mit staunenden und bewundernden Blicken in die umgebende Welt eingefühlt. Doch erst Goethe, und dieser erst im Werther, hat der deutschen Poesie die Naturbeseelung eingehaucht. Ohne den Werther wären die Verse Schillers nie geschrieben worden:

So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu atmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust.

Werther lebt das Leben der Natur, freut sich ihrer im Frühling, mit dem der Roman beginnt; welkt, wie sie welkt; schreibt bei ihrem Sterben, am kürzesten Tage des Jahres: ‚Es ist beschlossen, Lotte, ich will sterben.‘ Goethe beschreibt seinen innersten Trieb beim Abfassen des Werther:

alle Wesen vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen ins Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tages- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich aufs innigste berührte.

Die Naturgemälde im Werther, — nein, nicht Gemälde, sondern Einklänge zwischen Beschauer und beschauter Natur, haben in der neuern Literatur nichts über sich, nicht ihresgleichen. Man genieße solche Prachtstellen wie die Briefe vom 18. August im 1. Teil! Die Sehnsucht, auf den Fittigen des Kranichs zum Ufer des ungemessenen Meeres zu fliegen, aus dem schäumenden Becher des Unendlichen schwellende Lebenswonne zu trinken, klang noch lange in der Seele des Dichters nach, klang wieder in einer bekannten Stelle des Faust, schon des Urfaust.

Werthers Leiden sind die Geschichte einer Leidenschaft; die deutsche Literatur kennt keine mit größerem Reichtum des Herzenslebens und der Kunstfeinheiten. Ob erlebt oder erlernt, empfunden oder gelesen, jeder Zug der erwachenden, wachsenden, verwüstenden Leidenschaft trifft uns mit einer Daseinswahrheit, die uns entzückt oder entsetzt. Wie harmlos ist die Bemerkung über Lottens Orangenessen nach dem Tanz: ‚nur daß mir mit jedem Schnittchen, das sie einer unbescheidenen Nachbarin ehrenhalber zuteilte, ein Stich durchs Herz ging.' Bald darauf bekommt er die berühmten Ohrfeigen beim Spiel, ‚und glaubte mit innigem Vergnügen zu bemerken, daß sie stärker seien, als sie den Übrigen zuzumessen pflegte'. Die Leidenschaft wächst, wächst, schon am ersten Tage, der sich ja bis zum Sonnenaufgang des nächsten hinzieht, und der Brief über jenen ersten Tag schließt mit den bedeutsamen Worten: ‚Da verließ ich sie mit der Bitte, sie selbigen Tages noch sehen zu dürfen; sie gestand mir's zu, und ich bin gekommen, und seit der Zeit können Sonne, Mond und Sterne geruhig ihre Wirtschaft treiben, ich weiß weder, daß Tag noch daß Nacht ist, und die ganze Welt verliert sich um mich her.' Das Verhängnis ist losgelassen, unaufhaltsam nimmt es seinen Gang.

Es folgen die lächerlichsten, die rührendsten Nichtigkeiten, Wichtigkeiten der verzückten Liebe. Werther ist an einem Tage durch eine unvermeidliche Gesellschaft selbst verhindert, Lotte zu sehen:

> Was war zu tun? Ich schickte meinen Diener hinaus, nur um einen Menschen um mich zu haben, der ihr heute nahe gekommen wäre. Mit welcher Ungeduld ich ihn erwartete, mit welcher Freude ich ihn wiedersah! Ich hätte ihn gern beim Kopfe genommen und geküßt, wenn ich mich nicht geschämt hätte. — Das Gefühl, daß ihre Augen auf seinem Gesicht, seinen Backen, seinen Rockknöpfen und dem Kragen am Sürtout geruht hatten, machte mir das alles so heilig, so wert!

Lächle darüber, wer im Liebesrausch ähnliches nie empfunden!

Der biedre vernünftige Wilhelm predigt dem Besessenen Vernunft:

> Entweder, sagst du, hast du Hoffnung auf Lotten, oder du hast keine. Gut! im ersten Fall suche sie durchzutreiben; suche die Erfüllung deiner Wünsche zu umfassen; im anderen Fall ermanne dich und suche einer elenden Empfindung los zu werden, die all' deine Kräfte verzehren muß! — Bester! das ist wohl gesagt, und — bald gesagt. (Brief vom 8. August).

Überklug, sophistisch wie alle Halb- oder Ganzirren behält auch Werther mit seiner Widerlegung des höchst vernünftigen Entweder Oder recht; Geisteskranke behalten immer recht, und von nun an hat Werther den vollen Gebrauch seiner Geisteskräfte schon eingebüßt. Noch fühlt er selbst, daß ihn eine Krankheit überfallen; aber er weiß, sie ist nicht mehr zu heilen. Er zweifelt an seinem Dasein: „Ich weiß oft nicht, ob ich auf der Welt bin!' — Doch nicht als ein willenloser Schwächling soll uns Werther erscheinen; tiefer noch soll unser Mitleid erregt werden. Der Unglückliche faßt den Entschluß einer Trennung und führt ihn aus: ‚Das war eine Nacht! Wilhelm! nun überstehe ich alles. Ich werde sie nicht wiedersehen — ich habe mich losgerissen; bin stark genug gewesen, in einem Gespräch von zwei Stunden mein Vorhaben nicht zu verraten.'

Der teilnehmende Leser atmet auf, alles kann noch gut werden. Dann folgen die Ärgernisse im Amt, die Kränkungen in der Gesellschaft; der letzte Damm gegen die Sturmflut der Liebe: der Ehrgeiz, wird hinweggerissen. Werther versucht es, nur halben Entschlusses, mit andern Auswegen: er will in den Krieg, redet sich ein, ‚das hat mir lange am Herzen gelegen', läßt sich jedoch von einem freundlichen General, der ein Menschenkenner, sein Vorhaben sogleich ausreden. Ach, alles ist nur Selbstbetrug gewesen, ebenso die Absicht, ein Bergwerk zu besuchen, zu studieren; er hat sich das nur weisgemacht, ‚ist aber im Grunde

nichts dran, ich will nur Lotten näher, das ist alles. Und ich lache über mein eignes Herz — und tu' ihm seinen Willen.'

Das Ende naht; er hat Lotten wiedergesehen: ‚Ich habe kein Gebet mehr, als an sie; meiner Einbildungskraft erscheint keine andere Gestalt als die ihrige, und alles in der Welt um mich her sehe ich nur im Verhältnis zu ihr'; bis endlich die Verzweiflung in den Todesschrei ausbricht: ‚Ich sehe dieses Elends kein Ende als das Grab!' Den stillen Wahnsinn hören wir dann aus den röchelnden Sätzen:

Wie mich die Gestalt verfolgt! Wachend und träumend füllt sie meine ganze Seele! Hier, wenn ich die Augen schließe, hier in meiner Stirne, wo die innere Sehkraft sich vereinigt, stehen ihre schwarzen Augen. Hier! ich kann dir es nicht ausdrücken. Mache ich meine Augen zu, so sind sie da; wie ein Meer, wie ein Abgrund ruhen sie vor mir, in mir, füllen die Sinne meiner Stirn.

Goethes vom Werther hingerissene Leser fühlten nur, dachten nicht viel über die Gründe ihres Hingerissenseins nach. Wir Nachgeborne, die wir schrecklich viel gelesen haben und erzogen sind, uns von allen unsern Eindrücken Rechenschaft abzulegen, ohne dadurch an edlem Genußglück unsre Vorderen zu überbieten, wir möchten wissen, worin denn, außer dem Reize des rührenden Stoffes, das Geheimnis der außerordentlichen Wirkung des Werther auf die europäische Menschheit eines ganzen Zeitalters liegt. Im Stoff allein nicht; denn daß ein hoffnungslos Liebender sich erschießt, war wohl jedem Leser schon einmal zu Ohren gekommen. Der Werther war und ist, neben allem andern, ein Meisterstück der Erzählerkunst: dies ist das Geheimnis seines ersten Erfolges und seiner jetzt bald anderthalbhundertjährigen Lebensdauer. Kein erzählendes Werk bleibt am Leben ohne Spannungsreiz, und im Werther hatte Goethe alle Künste der Spannung spielen lassen, nie wieder mit gleicher Absichtlichkeit und Feinheit, auch nie wieder zu so überwältigender Wirkung. Spannung ist unsern allermodernsten Erzählern ein Greuel, wie dem Fuchs die Trauben, die er nicht kriegen konnte, ein saurer Greuel waren. Das ewige Kunstgesetz von der Notwendigkeit der Spannung für jedes Dichtungsgebilde, das dauern soll, trotzt allen modischen Strömungen und verurteilt die tiefsinnigsten psycho-physio-analysio-logischsten Meisterwerke zum schnellen Untergang, wenn sie nichts als Tiefsinn und Psycho-Physio-Analysio-logie enthalten. Unsere Roman-schreibenden Nichterzähler könnten an Goethes Werther noch immer lernen, wie's zu machen ist, — wenn dergleichen zu lernen wäre.

Bestrickend friedlich, ganz und gar wie ein Idyll setzt der Werther ein:

Die Einsamkeit ist meinem Herzen köstlicher Balsam in dieser paradiesischen Gegend, und diese Jahreszeit der Jugend wärmt mit aller Fülle mein oft schauderndes Herz. Jeder Baum, jede Hecke ist ein Strauß von Blüten. — Noch im zweiten Brief dauert das Idyll fort: Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele eingenommen gleich den süßen Frühlingsmorgen, die ich mit ganzem Herzen genieße. Ich bin allein und freue mich meines Lebens in dieser Gegend, die für solche Seelen geschaffen ist, wie die meine.'

Dann folgt eine herrliche Stelle voll des Zusammenklangs von Mensch und Natur, unter dem Werther selbst ‚die unzähligen unergründlichen Gestalten der Würmchen, der Mückchen näher an seinem Herzen fühlt'. Die Leser werden das mit stillem Vergnügen, doch ohne jede Aufregung hingenommen haben. Dann leise, ganz von ferne, erklingt im sechsten Brief ein erstes Anschlagen der gespannten Saite; von einem braven Amtmann, einem offnen, treuherzigen Menschen: ‚Man sagt, es soll eine Seelenfreude sein, ihn unter seinen Kindern zu sehen, deren er neun hat; besonders viel Wesens macht man von seiner ältesten Tochter. Er hat mich zu sich gebeten und ich will ihn eh'ster Tage besuchen.' Der Leser horcht auf, der Roman heißt ja die Leiden des jungen Werthers, — die Spannung beginnt. Aber erst im zweiten Bogen des Buches fängt die eigentliche Leidensgeschichte an: ‚Ich habe eine Bekanntschaft gemacht, die mein Herz näher angeht'. Von hier ab legt der Leser das Werk nicht mehr aus der Hand; er liest es im Garten, er liest es im Saal und er liest es im Bett, wie Lavater getan, als Goethe es ihm zu lesen gegeben

---

Und wer hatte diesen vierundzwanzigjährigen Schriftsteller, der zum erstenmal erzählte, die Künste des erzählenden Steigerns und Zögerns, der scheinbaren Umkehr und neuen

Steigerung, der letzten Vorbereitung und Gipfelung gelehrt? Wir sind auf Lotte leise gespannt, bevor wir sie gesehen, — dann erscheint sie, in dem berühmten Bilde, durch das Goethe Lotten die Herzen aller Leserinnen eroberte: beim Butterbrotschneiden. Feinsinnig unterläßt der Dichter die eingehende Beschreibung ihres Gesichtes, durch die ja nie ein festes Bild gewonnen wird (vgl. S. 381). ‚Ein Mädchen von schöner Gestalt — (wie allgemein und wie ausreichend!) —, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte‘, und die hält ein schwarzes Brot und schneidet Stücke herunter, ‚jedem nach Proportion des Alters und Appetits‘.

Am selben Tage tanzt Werther mit ihr, — eh die Sonne des neuen Tages aufgeht, ist er rettungslos an sie verloren. Sie ist verlobt, er erfährt es sogleich, doch was kümmert's ihn. Dann aber kommt ihm die Einsicht, sie wird ihm nie angehören, sie liebt wirklich ihren Bräutigam, und die erste Verzweiflung haucht ihn eisig an. Ein Einschnitt, eine neue Spannung, die sich doch bald wieder löst: ‚Nein, ich betrüge mich nicht! ich lese in ihren schwarzen Augen wahre Teilnehmung an mir und meinem Schicksal. Ja, ich fühle, und darin darf ich meinem Herzen trauen, daß sie — o darf ich, kann ich den Himmel in diesen Worten aussprechen? — daß sie mich liebt!‘ Der Selbstbetrug muß vor der Wirklichkeit verfliegen, — Werther ist verloren.

Nein, er ist nicht verloren, der Mann in ihm bäumt sich auf, der Freund hat seinen wankenden Entschluß bestimmt: ‚Ich muß fort. Sie ist wieder in der Stadt bei einer Freundin. Und Albert — und — ich muß fort.‘ Er wird sie auf Erden nie wiedersehen, nur droben werden sie sich finden, ‚unter allen Gestalten werden wir uns erkennen. Ich gehe, ich gehe willig.‘ Und er geht wirklich, er ist also wirklich gerettet. — Nein, er ist nicht gerettet; schrankenloser als je zuvor wächst seine Liebe, sein Verlangen, seine Verzweiflung, und in diesem Zustande erfährt er die Tat des Bauernburschen, der in gleicher Leidenschaft den Nebenbuhler der Geliebten erschlagen und als Gefangener Werthern ganz gelassen sagt: ‚Keiner wird sie haben, sie wird keinen haben.‘ Auf dem Wege zu ihm erblickt er die entseelte Natur: ‚Die starken Bäume standen ohne Laub und bereift, die schönen Hecken, die sich über die niedrige Kirchhofmauer wölbten, waren entblättert, und die Grabsteine sahen mit Schnee bedeckt durch die Lücken hervor.‘ Und nachdem er den Kirchhof mit den beschneiten Grabsteinen gesehen, mit dem Mörder gesprochen, schreibt er den Zettel: ‚Du bist nicht zu retten, Unglücklicher! ich sehe wohl, daß *wir* nicht zu retten sind.‘

Schon vordem hat Werther das Ende seines Elends nur im Grabe gefühlt. Aber der Körper ist gesund, der Tod ist nicht so mitleidig, — also der Freitod. Zuerst ein kurzes Wetterleuchten am Nachthimmel seiner Seele: ‚Warum sollte ich mich schämen, in dem schrecklichen Augenblick, da mein ganzes Wesen zwischen Sein und Nichtsein zittert, da die Vergangenheit wie ein Blitz über dem finstern Abgrund der Zukunft leuchtet, und alles um mich her versinkt, und mit mir die Welt untergeht!‘ Bald darauf der Verzweiflungschrei zum Himmel: ‚Vater! rufe mich zu dir! schweige nicht länger!‘ und nun die entschlossenen, furchtbar ergreifenden Worte, die jedoch Goethes Widersacher unter der Geistlichkeit nicht entwaffneten:

Würde ein Mensch, ein Vater zürnen können, dem sein unvermutet zurückkehrender Sohn um den Hals fiele und riefe: ‚Ich bin wieder da, mein Vater! Zürne nicht, daß ich die Wanderschaft abbreche, die ich nach deinem Willen länger aushalten sollte! Die Welt ist überall einerlei, auf Mühe und Arbeit Lohn und Freude; aber was soll mir das? mir ist nur wohl, wo du bist, und vor deinen Augen will ich leiden und genießen.‘ — Und du, lieber himmlischer Vater, solltest ihn von dir weisen?

Nach wenigen Tagen der Todesseufzer: ‚Mit mir ist's aus, ich trag es nicht länger — Gott! du siehst mein Elend und wirst es enden.‘

Ein Deutsch wie das im Werther war zuvor nicht geschrieben worden, wenngleich in Klopstocks Jugendbriefen schon da und dort ein verwandter Ton erklungen war. Der lyrische Schwung, die lyrische Süßigkeit — sie bezaubern uns noch heute, wo solcher Stil nicht mehr gewagt wird. Bald ruhiges tiefes Atemholen des Rhythmus, dann atemlose Hast; bald ein Fluten und Ebben in regelmäßigen Pulsen, drauf ein wildes Übereinanderbranden; dazwischen Schmerzensschreie, tränenersticktes Schluchzen und Stammeln. Lange Stellen,

ganze Briefe könnten in Verszeilen gedruckt werden. Der Schlußbericht, der sich Gewalt antut, um rein sachlich zu sein, jagt in kurzen, abgehackten Rucken und Stößen dahin: ‚Der Alte folgte der Leiche und die Söhne. Albert vermocht's nicht. Man fürchtete für Lottens Leben. Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.‘

Nicht nur das Geleit dem sinnberaubten Selbstmörder versagt, ihn auch übers Grab hinaus gescholten und verdammt hat die damalige Geistlichkeit Werthern, dazu seinen Dichter. Von dem Hamburger Hauptpastor Goeze war schon die Rede, auch von den Kopenhagener Theologen. Die Empörung der Frommen gegen das Wagnis, einen Selbstmord verständlich, einen Selbstmörder mitleidswürdig zu machen, ist dem Dichter bald nach dem Erscheinen des Werther einmal persönlich begegnet, und Goethe hat sich ihr gegenüber höchst würdig benommen. Auf einer seiner Fahrten mit Lavater an der Wirtstafel zu Elberfeld unterbrach ein ihnen fremder Tischgenosse, ein gottesfürchtiger Rektor Hasenkamp, das heitere Gespräch mit der feierlichen Frage: ‚Sind Sie der Herr Dr. Goethe?‘ — „Ja.‘ — ‚Und haben das berüchtigte Buch Die Leiden des jungen Werthers geschrieben?‘ — ‚Ja.‘ — ‚So fühle ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen meinen Abscheu an dieser ruchlosen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz bessern. Denn wehe, wehe dem, der Ärgernis gibt!‘ Goethe riß die Gesellschaft aus der peinlichsten Verlegenheit: ‚Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Standpunkt mich so verurteilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich!‘

Gar oft sind dem Dichter später ähnliche anmaßende Zurechtweisungen, noch öfter neugierige Aufdringlichkeiten ob des berüchtigten Werthers widerfahren, und man begreift seinen ärgerlichen Zweizeiler aus Venedig:

> Wäre Werther mein Bruder gewesen, ich hätt' ihn erschlagen, —
> Kaum verfolgte mich so rächend sein trauriger Geist!

Besonders verhaßt war ihm eine gemeine, ja ekelhafte Spottschrift ‚Freuden des jungen Werthers‘ (1775) von dem Berliner Buchhändler Nicolai. Goethe richtete gegen ihn die Strafverse:

> Mag jener dünkelhafte Mann
> Mich als gefährlich preisen:
> Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
> Er will's dem Wasser verweisen.
>
> Was schert mich der Berliner Bann,
> Geschmäcklerpfaffenwesen!
> Und wer mich nicht verstehen kann,
> Der lerne besser lesen.

Als des Geredes über seinen und Nicolais Werther gar kein Ende nahm, schrieb er an Auguste Stolberg (10. 3. 1775): „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt. Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug. — Nimmt mir's doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt's mich doch nicht in *meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Leiden und Freuden meines Lebens sind.*‘

Die Hauptvorwürfe gegen den Werther waren nicht aus der Kunst, sondern aus der angeblichen Sittlichkeit hergeleitet. Zahllose unberufene Kritiker sittelten am Werther herum, taten pharisäisch erhaben über einen Menschen, der das Übermaß der Seelenqual nicht ertrug, und gebärdeten sich, wie Goethe einmal scherzte: ‚Jeder spricht bei Bier und Brot: Gott sei's gedankt, nicht wir sind tot!‘

Goethe bestritt mit guten Gründen, daß etwa durch den Werther erst die Lebensverzweiflung eines Teiles der damaligen Jugend erzeugt worden sei: ‚Werther bei seinem Erscheinen in Deutschland hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jungen Gemütern verborgen lag‘ (Campagne in Frankreich). Ähnlich in Dichtung und Wahrheit (Buch 13): ‚Denn wie es nur eines geringen Zündkrauts bedarf, um eine gewaltige Mine zu entschleudern, so war auch die Explosion, welche sich hierauf im Publikum ereignete, deshalb so mächtig, weil die junge Welt sich schon selbst untergraben hatte.‘ — Aus dem Nachlaß Goethes haben wir ein Blatt, wohl schon vom Ende 1774, mit folgendem Gespräch:

A.: Das ist wieder ein gefährliches Buch!

B.: Gefährlich! Gefährlich! Was gefährlich. Gefährlich sind solche Bestien wie Ihr seid, die alles ringsherum mit Fäulnis anstecken, die alles Schöne und Gute begeifern — und dann die Welt glauben machen, es sei alles nicht besser als ihr eigener Kot.

Ist Goethes Werther noch ein Lebensbuch des deutschen Volkes, nicht bloß ein immer wieder genossenes Kunstwerk für eine auserlesene kleine Schar von Goethe-Forschern und höchstgebildeten Goethe-Kennern? Diese Frage — nicht des eigenen Geschmackes, sondern einer Tatsache — kann nur durch weitreichendes Erkunden bei jungen und alten Literaturfreunden sicher beantwortet werden. Der Verfasser glaubt feststellen zu dürfen, daß selbst bei einem großen Teil der gebildeten Jugend der Werther nicht zu den Büchern gehört, die dem Lebensringen der Gegenwart vollen Ausdruck leihen. Gerade im Werther macht sich ein Grundmangel vieler Goethischer Dichtungen von Menschenschicksalen besonders fühlbar: die nackte Not des Lebens, der Hunger nach dem täglichen Brot von heute, die Sorge um das für morgen hat keines der Geschöpfe Goethes je beängstet und gepeinigt. Die Menschheit unserer Tage empfindet diese greifbarste aller Nöte als mindestens ebenso qualvoll, ebenso poesiewürdig wie jede Seelenpein. Eine mittelmäßige neuere Dichterin hat diesem gewiß berechtigten Gefühl unsers Jahrhunderts schneidenden Ausdruck verliehen:

All euer girrendes Herzeleid
Tut lange nicht so weh,
Wie Winterkälte im dürren Kleid,
Die bloßen Füße im Schnee.

All eure romantische Seelennot
Schafft nicht so herbe Pein,
Wie ohne Dach und ohne Brot
Sich betten auf einen Stein. (Ada Christen).

Goethe ergreift uns innig durch das Lied: ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß', aber — dieser Weinende hat doch Brot! Werthers Leiden rühren uns im Innersten; klagte er sie aber den Menschen von heute, die meisten würden ihm — zwar voll Mitleid, doch mit nachdrücklichem Ernst vorhalten: die ganze schöne Welt, die du so tief zu empfinden, so herrlich auszusprechen weißt, ist dein; keine Sorge um Dach und Brot und Kleid quält und erniedrigt dich; sie läßt deinen Geist nicht wie den so vieler Millionen verkümmern; wie schwärmst du so schön für Homer, für Ossian, für Shakespeare, — weißt du nicht, wie viel Tausende wissenshungriger Jünglinge nicht einmal den Groschen haben, um sich diese Genüsse zu verschaffen? Auch das ist Seelennot! Nein, die Leser des Werther von heute, die nicht hartherziger sind als die des 18. Jahrhunderts, bringen nicht mehr so viel Mitleid für seine Leiden auf. Werther hat immer reichlich Geld; hat ihm zufällig die Mutter keins geschickt, so schenkt ihm ein Erbprinz zum Abschied 25 Dukaten. Er hat Bücher, soviel er will, hält sich einen Bedienten und läßt sich im größten Herzenselend einen neuen blauen Frack machen, weil der alte gar unscheinbar geworden. Den alten hat er nur darum so lange getragen, weil er in ihm mit Lotten zum erstenmal tanzte. Wohl wünscht er sich einmal, ein Tagelöhner zu sein, indessen er versucht's nicht. ‚Ich halte mein Herzchen wie ein krankes Kind, all sein Wille wird ihm gestattet.' Auch solche Naturen versteht der moderne Leser, aber sein Mitleid verschenkt er nicht so billig. Bezeichnend genug sagt Werther: ‚Nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich'; er hat eben selbst nie die Not des Lebens gespürt, kennt darum kein wahres Mitleid mit andern. Zu Ende des 2. Kapitels im 3. Buch von Wilhelm Meister (‚Dreimal glücklich sind diejenigen zu preisen' usw.) verkündet Goethe offenherzig durch Wilhelms Mund das Lob der vornehmen oder doch der wohlhabenden Geburt.

Lichtenberg, der unerbittliche Bloßleger alles Empfindungscheines, hat über Werthers Leiden geurteilt: ‚Nicht Adel der Seele, nicht Empfindsamkeit, sondern Müßiggang ist die Quelle jener gefährlichen Leidenschaft.' Werther hat auf der weiten Gotteswelt nichts zu tun, ihn drückt keine Pflicht, denn das bißchen Gesandtschaftsdienst ist nur ein geschäftiger Müßiggang. Als ein feiner Nichtstuer erscheint er den Pflichtmenschen von heute, und hierin liegt der Hauptgrund für das langsame Versinken von Goethes Werther als einem Lebensbesitz. Sein Wert als literarisches Kunstwerk wird dadurch kaum gemindert.

Für Goethe selbst war die Wertherzeit, der ‚Wertherianism', nach dem Schaffen und Erscheinen des Romans abgetan. Eine seiner vielen ‚Schlangenhäute' war abgeworfen,

er fühlte sich nach dieser ‚Generalbeichte wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt'. Nach wenigen Jahren, in Weimar, konnte er an die Stein schreiben: ‚Gestern hab ich einen wunderbaren Tag gehabt, habe nach Tisch von ohngefähr Werthern in die Hand gekriegt, wo mir alles wie neu und fremd war.' Es war so geworden, wie der berufenste Beurteiler Goethes, Vischer, über den Werther gedichtet hat:

Hoffnungsloser Liebe Gewalt,
All ihr namenloses Weh
Packt und durchwühlt das sehnsuchtsvolle,
An seines Reichtums Überfülle
Gefährlich kranke, in zehrender Wehmut
Schwelgende, nimmersatte,
Nach göttlichem Dasein lechzende Herz.
Vielbeweinte Dichtergestalt
Schreitet zum Tode.
Aber der Dichter,
Er genest. Ihn rettet die Dichtung.

Neuntes Kapitel.

Leben und Lieder.

Was ich irrte, was ich strebte,
Was ich litt und was ich lebte,
Sind hier Blumen nur im Strauß;
Und das Alter wie die Jugend,
Und der Fehler wie die Tugend
Nimmt sich gut in Liedern aus.

Es ist Zeit, über dem reichen Kunstertrag jener Frankfurter Schöpferjahre des reichen Lebensbildes nicht zu vergessen, um so mehr, als dichterische Arbeiten für Goethe immer nur die aufbewahrten Leiden und Freuden seines Lebens sind. Des wichtigsten Erlebnisses dieser Jahre zwischen Straßburg und Weimar, des geknüpften und gelösten Liebes- und Lebensbandes mit Lili, muß etwas später gedacht werden, um in dem ‚für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führenden Diarium seiner übrigen Umstände' doch einige Zeitfolge zu bewahren. Manche kurze Rückblicke zur Lebensübersicht sind unvermeidlich.

Im November 1773 findet die Hochzeit Corneliens mit Schlosser statt, und das junge Ehepaar verläßt Frankfurt. — Das neue Jahr führt Maximiliane Laroche-Brentano nach Frankfurt. — Goethe nimmt an dem geselligen Leben der höhergebildeten Kreise seiner Vaterstadt lebhaften Anteil, wie die Freitagsgesellschaften und das Mariage-Spiel bekunden, von denen Dichtung und Wahrheit (Buch 15) berichtet. — Im Juni 1774 ist Lavater in Frankfurt, Goethe begleitet ihn bis Ems und kehrt allein zurück.

Im Juli und August findet die Rheinreise mit Lavater und Basedow statt (S. 121); in Pempelfort bei Düsseldorf lernt er Heinse persönlich kennen und tritt endlich dem Brüderpaar Georg und Fritz Jacobi näher. — In Elberfeld wird Jung-Stilling (S. 58) aufgesucht, der sich wie ein Kind darüber freut.

Nennt Goethe Knebeln den ‚Weimarer Urfreund' wegen des Alters ihrer ersten Bekanntschaft, die ja bis in den Dezember 1774 zurückreicht, so muß Fritz Jacobi als der Lebensurfreund gelten, denn mit ihm war er noch einige Monate früher zusammengetroffen, und der damals geschlossene Herzensbund hat bis zu Jacobis Tode gedauert, trotz, man kann fast sagen wegen, der tiefen Verschiedenheit der beiden Freunde, die Welt zu schauen und auszusprechen.

Zwischen Goethe und den Jacobis, Söhnen einer wohlhabenden protestantischen Düsseldorfer Kaufmannsfamilie, hatte ein gewisser Zwiespalt bestanden, mehr literarischer als persönlicher Art, denn sie waren einander bis dahin nicht begegnet. Georg Jacobi (1740—1814), ein anfangs von Goethe unfreundlich behandelter Dichter, hatte mit der anakreontischen Tändelei, wie Goethe selbst, begonnen und galt diesem, der seine dichterische Kinderspielzeit schneller überwunden, als Hauptvertreter des süßlich flauen Geleiers. Georg hat sich, wesentlich durch den Eindruck der persönlichen Bekanntschaft und des Beispiels Goethes, später von der anakreontischen Spielerei befreit und edleren Aufgaben der Dichtung zugewandt; ja gerade seine ernste Lyrik ist einer der besten Beweise des Mündigwerdens der deutschen Poesie um jene Zeit. War es doch kein unfeiner Ruhm, daß eines seiner Lieder, zuerst in der von Goethe besonders verspotteten Jacobischen Zeitschrift ‚Iris' erschienen, lange Goethen zugeschrieben

wurde, das prächtige: ‚Wie Feld und Au So blinkend im Tau, Wie perlenschwer Die Pflanzen umher —.'

Goethe und der jüngere Bruder **Fritz Jacobi** (1743—1819) waren durch Häkeleien getrennt, deren Grund nicht recht ersichtlich ist, zumeist infolge von Goethes irriger Gleichsetzung der beiden Brüder als Anakreontiker. Fritz Jacobis Romane: ‚Eduard Allwills Papiere' (1775) und ‚Woldemar' (1777) sind nach Inhalt und Erzählungskunst wertlos, erregten aber damals stofflich einige Aufmerksamkeit. Für Goethe kam nur der Mensch, der warmherzige, begeisterungsfähige, schwärmerische Freund, in Betracht; Jacobis philosophische Schriften haben zeitlebens Goethens sanften oder derben Spott hervorgerufen. Mit seinem steten Hinweis auf Gefühl und Glauben, im Gegensatze zu Goethes sinnenhaftem Wesensgrund, war ihm Jacobi ungenießbar; immer wieder versöhnt hat ihn nur der seelengute, trotz allen Gegensätzen und Zerwürfnissen brüderlich gesinnte Mensch.

In Pempelfort also trafen sich Goethe und die Jacobis und gewannen einander lieb. Die Vermittlerin dieser neuen Freundschaft war hauptsächlich Johanna Fahlmer, eine sehr junge Tante des Brüderpaares, Goethen von Frankfurt her bekannt. Sie wurde nach Corneliens Tode Schlossers zweite Frau. Im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit rühmt Goethe ‚die große Zartheit ihres Gemüts, die ungemeine Bildung ihres Geistes'. Dort gedenkt er zugleich liebevoll der Gattin Fritz Jacobis, Betty: ‚Ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensischen Frauen erinnerte.'

In den Kreis dieser wackern, hochstrebenden Menschen trat Goethe, nach seiner Art, mit offenherzig versöhnlichen Gefühlen und ‚hoffte von ihnen Vergebung wegen kleiner Unarten zu erhalten, die aus unserer großen, durch Herders scharfen Humor veranlaßten Unart entsprungen waren'. Einer der bezwingendsten Geister half den Freundschaftsbund zwischen Goethe und Fritz Jacobi knüpfen: Spinoza, den jener bis dahin nur oberflächlich, dieser gründlich kannte. Ein Leben Spinozas von 1733 befand sich in des Rates Goethe Bücherei. Im Gespräch über jenen ‚uneigennützigsten' aller Menschen und Denker erschlossen sich ihre Seelen:

> Eine solche reine Geistesverwandtschaft war mir neu und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mitteilung. Nachts, als wir uns schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, suchte ich ihn nochmals auf. Der Mondschein zitterte über dem breiten Rheine, und wir, am Fenster stehend, schwelgten in der Fülle des Hin- und Wiedergebens, das in jener herrlichen Zeit der Entfaltung so reichlich aufquillt.

Das dankbare Gedächtnis an jene Stunden, an den ihm durch Jacobi nähergebrachten Spinoza, den philosophischen Leitstern Goethes, hat diesen nie ganz verlassen, sondern ihn immer von neuem zu dem andre Wege wandelnden Jugendfreunde zurückgeführt.

Goethe hatte die Jacobis früher gehänselt wegen des empfindsamen Briefwechsels zwischen Georg und Gleim; die nach dem Zusammensein in Pempelfort zwischen beiden getauschten Briefe waren nicht weniger schwärmerisch. Goethe schrieb an Fritz Jacobi (August 1774):

> Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich. Du hast gefühlt, daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. O das ist herrlich, daß jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt. — Ich schwebe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm. — Wohl denen, die Tränen haben.

Und Jacobi, der im Oktober 1774 den Werther erhalten und verschlungen, schreibt Goethen nach dem Vorlesen des Buches an den ebenso verzückten Heinse:

> Ich war hinausgegangen anzubeten; habe angebetet, gepriesen mit süßen, wonnevollen Tränen den, der da schuf dich, deine Welt, und für eben diese Welt den glühenden kräftigen Sinn in mir. Ich habe Werthers Leiden und habe sie dreimal gelesen. Dein Herz, dein Herz ist mir alles. — Meine Seele ist zu voll, Lieber, alles unaussprechlich: drum für heut' Adieu!

Aus diesem Tone geht ihr Briefverkehr so manches Jahr; von dem der späteren Jahre wird noch oftmals etwas wiederklingen.

Von weiteren Erlebnissen des Jahres 1774 ist zu erinnern an Goethes Verkehr mit Klinger, dessen Drama vom Bruderzwist ‚Die Zwillinge' eben erschienen war, und an den Tod der frommen Klettenberg (13. Dezember), ‚die mir so lieb, so viel war!' — Von

dem Besuche Knebels und der Weimarischen Prinzen muß in anderm Zusammenhange eingehender berichtet werden. In den letzten Tagen des Jahres lernte er Lili Schönemann kennen.

Fruchtreicher, mannigfaltiger war sein Bildungsleben in diesen Frankfurter Jahren. Schon vor dem Besuch in Pempelfort hatte er sich obenhin mit **Spinoza** beschäftigt, ‚nur unvollständig und wie auf den Raub'; doch schon diese Bekanntschaft mit dem außerordentlichen Manne hatte ihm ein philosophisches, mehr noch ein sittliches Bildungsmittel ersten Ranges gegeben, namentlich dessen ‚Ethik'. Eine Beruhigung seiner Leidenschaften, eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt bekennt Goethe daraus gewonnen zu haben. Die grenzenlose Uneigennützigkeit in Spinozas Schriften fesselte ihn, und sein Denken wurde erfüllt von dem wunderlichen Worte: ‚Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebt.' In noch wunderlicherer Form sprach er später, durch den Mund Philinens im Wilhelm Meister, diesen Gedanken aus: ‚Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?' Gerade die strenge mathematische Methode Spinozas, sonst Goethen ein Widerspiel seiner poetischen Sinnes- und Darstellungsweise, sagte ihm in diesem Falle zu, wo es sich um sittliche Fragen handelte.

Die Hinneigung zum Pantheismus, dessen tiefster Bekenner ihm in Spinoza entgegentrat, gehört zu Goethes Urtrieben; schon in den Ephemeriden hatte er sich Sätze von dem als Ketzer verbrannten Dominikanermönch Giordano Bruno, dem Vorläufer Spinozas, aufgezeichnet über ‚L'uno, l'infinito, lo ente e quello ch'è in tutto' (das Eine, das Unendliche, das Urwesen und das in allem Seiende). An einem Satze von Spinoza wie ‚Alles, was ist, ist in Gott' berauschte er sich wie an einem Göttertrank. ‚Deus sive natura' (Gott oder Natur), in Versen einfach ‚Gott-Natur' geschrieben, blieb sein Grundwort fürs Leben. Im Spinoza las er bei der Arbeit an dem frühesten Faust; die darin ausgestreute Ansicht von der Gottheit ist Geist von Spinozas Geiste. Dem Unsinn, der sich nach Lessings Tode hervorwagte (vgl. S. 123), Spinoza einen Atheisten zu schelten, trat er scharf entgegen: ‚Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes, — das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andre deshalb Atheum schelten, möchte ich ihn Theissimum et Christianissimum nennen und preisen' (an Fritz Jacobi, 9. 6. 1785). Eine kleine Ausgabe von Spinozas Ethik hat er oft auf Reisen ‚wie ein Brevier' mitgeführt und noch 1816 schreibt er an den Minister Voigt von ‚unserm alten Herrn und Meister Benedikt Spinoza'.

Gegen die durch Klopstock eingeleitete Bewegung auf die nordische Mythologie als die Urreligion der Germanen verhielt sich Goethe mit richtigem Gefühl ablehnend. Im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit spricht er sich über die Gründe aus. Das Erkünstelte des Göttergewimmels in der Edda hatte der Jüngling mehr als hundert Jahre vor den Gelehrten erkannt; hat doch Jakob Grimm noch all die Göttermärchen der isländischen Skalden für urgermanischen Glauben gehalten. ‚Der humoristische Zug, der durch die ganze nordische Mythe durchgeht, war mir höchst lieb und bemerkenswert. Sie schien mir die einzige, welche durchaus mit sich selbst scherzt', heißt es bei Goethe, und damit ist das Urteil über die Edda als angebliche Urgermanenbibel gesprochen: Urreligionen pflegen nicht zu scherzen.

Hingegen ging ihm nach Straßburg, besonders in Wetzlar, ‚das Homerische Licht neu wieder auf', jetzt aber noch von einer andern Seite als bloß von der dichterischen. Durch Woods ‚Versuch über das Originalgenie Homers' (vgl. S. 66), der sich auf Reisen des Verfassers durch die Homerischen Landschaften stützte, erschienen Homers Gedichte nicht mehr als ‚aufgedunsenes Heldenwesen, sondern als abgespiegelte Wahrheit einer uralten Gegenwart', will sagen als poetisches Gestalten des Wirklichen, also ganz im Sinne der Ansicht Mercks und Goethes vom Wesen der wahren Dichtung.

Und um sein Menschentum nach allen Seiten auszuwirken, fand er erhöhte Freude an allen männlichen körperlichen Übungen und ‚ward zu frischem Ermannen, zu neuen Lebensfreuden und Genüssen vielfältig aufgeregt'. Vom Schlittschuhlaufen, der Klopstockischen Lieblingsfertigkeit, war schon die Rede. Das Reiten kam hinzu und ‚verdrängte nach und nach die

schlendernden, melancholischen, beschwerlichen und doch langsamen und zwecklosen Fußwanderungen'. Endlich wurde auch das Fechten wieder aufgenommen, das er seit der Knabenzeit arg vernachlässigt hatte. Ein ausdauernder Reiter und Schlittschuhläufer blieb Goethe noch in Weimar; dort kam das Schwimmen hinzu, das er, zuerst mit Sicherheitshilfen, ohne Lehrer in der Ilm bei nächtlicher Weile erlernte und bald leidenschaftlich, bis spät in den Herbst hinein, trieb.

Ein großer Teil der lyrischen und sonstigen Gedichte dieses Zeitraums mußte schon in anderm Zusammenhange behandelt werden; die Lieder aus der Liebes- und Leidenszeit mit Lili werden an ihrem Ort zur Sprache kommen. — Im Elsaß innerlich empfangen, aber wohl erst in Frankfurt ausgeführt wurde das kleine lyrische Drama Der Wanderer mit seinen Erinnerungen an die römischen Trümmer zu Niederbronn (vgl. S. 86). Die Angabe der Frau: ‚nach Cuma' hat bei der Unkenntnis der Ursprungszeit früher zum Aufsuchen eines Schauplatzes in Italien geführt. Der Schluß mit seinem sehnsüchtigen Ausblick auf ein Glück mit Weib und Kind ist in jener Zeit kein vereinzelter Gedanke des angeblich eheschcheuen Goethe.

Eine der schönsten Balladen Goethes, Der König in Thule, fällt schon in die Frankfurter Jahre. Der ursprüngliche Wortlaut aus dem Urfaust wird hier abgedruckt, um den Vergleich mit dem allbekannten späteren, künstlerisch vollendeteren zu erleichtern. Man beachte namentlich die sinnlich richtigere zweite Form der letzten Strophe —:

Der König von Thule.

Es war ein König in Thule,
Einen goldnen Becher er hätt
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.

Den Becher hätt er lieber,
Trank draus bei jedem Schmaus,
Die Augen gingen ihm über
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben
Zählt er seine Städt' und Reich,
Gönnt alles seinen Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Am hohen Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Im alten Vätersaale
Auf seinem Schloß am Meer.

Da saß der alte Zecher
Trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.

Er sah ihn sinken und trinken
Und stürzen tief ins Meer,
Die Augen täten ihm sinken,
Trank keinen Tropfen mehr.

Die Abfassungszeit des Hymnus Ganymed steht nicht urkundlich fest; die Ähnlichkeit der Gefühlswelt mit Werthers Brief vom 10. Mai (1. Teil) ist kein zwingender Beweis für das Jahr 1774. Wichtiger als die Frage nach der Entstehung ist die fortreißende Schönheit dieses kurzen Gebetes, dem nur eine andre Überschrift zu wünschen wäre. Die Zeit, wo solch herrlicher deutscher Hymnus der sehnenden Liebe zur Gottheit einem geliebten jungen Mundschenk des Zeus in den Mund gelegt werden durfte, ist vorbei und damit eine nie wiederkehrende Kulturspanne begraben.

Ein echtes Lebensgedicht ist das im Göttinger Musenalmanach für 1774 gedruckte Adler und Taube; es spricht das Gefühl des durch seinen Beruf flügellahmen jungen Frankfurter Adlers aus, dem die kluge gutbürgerliche Taube zuredet: ‚Sei gutes Mutes, Freund! Hast du zur ruhigen Glückseligkeit Nicht alles hier?' Und am Schlusse fragt sich der Adler, ob nicht die weise Taube recht haben möge.

Hin und wieder wird noch getändelt, doch nicht mehr gehaltlos wie zur Leipziger Zeit; Gedichte wie ‚Mit einem goldenen Halskettchen', das leidenschaftliche ‚Christel', die sanft ironische ‚Rettung' (Mein Mädchen ward mir ungetreu) und ‚Der neue Amadis' sind nicht mehr nachleiernde Anakreontik, sondern über ihr stehendes liebenswürdiges Spiel mit ihren Formen. — Beinah volkstümlich blieb ein sehr gefälliges Gelegenheitsgedicht, das ‚Bundeslied' (In allen guten Stunden Erhöht von Lieb und Wein) auf die Hochzeit eines Freundes.

Den feinen Spötter mit der Gabe des witzigen Nachahmens fremder Manier zeigt das Gedicht Mädchens Held (Flieh, Täubchen, flieh!); es richtete sich gegen die süßliche Brief-

schwärmerei Georg Jacobis und Gleims, zugleich gegen die Anfänge der Teutschtümelei. Das deutsche Mädchen schildert ihr deutsches Mannesideal:

So ist der Held, der mir gefällt!
Und so soll mein deutsches Herz weich flöten!

Zehntes Kapitel.

Clavigo und Stella.

Ich setzte die herkömmliche Beichte fort (Dichtung und Wahrheit).

Zwei Bekenntnisdramen, zwei neue Anklagen gegen die Untreue des charakterschwachen, ja charakterlosen Verführers nach dem Anklagedrama Weislingen. Nach der üblichen Ausdeutung dieser schonungslosen dramatischen Lebensbeichte hätte Goethe sich durch das furchtbare Ende Weislingens noch nicht dichterisch gereinigt gefühlt von dem Selbstvorwurf, ein unschuldiges Mädchen geküßt, aber nicht geheiratet zu haben. Dieser Erklärung für halbwüchsige Menschen widersprechen einigermaßen die Fabeln von Clavigo und gar von Stella.

Entstanden ist Clavigo nach Goethes Bericht durch einen äußern Anlaß: durch das Versprechen an seine Partnerin im Mariage-Spiel, Anna Sibylla Münch (S. 158), aus dem in der Frankfurter Freitagsgesellschaft im Mai 1774 vorgelesenen ‚Bruchstück meiner Reise in Spanien' des französischen Tagesschriftstellers Beaumarchais (1732—1799) ein Drama zu machen. Bis dahin war dieser nur durch seine Flugschriften, die geschichtlich gebliebenen **Mémoires**, bekannt geworden. In vier solchen Flugschriften hatte er den Abgrund aufgedeckt, in den Gesetz und Recht in Frankreich versunken waren. In einem Rechtshandel um eine bestrittene Erbschaft besticht er die Frau des Richters Goezmann, verliert seinen Prozeß, verlangt das Bestechungsgeld zurück, erhält es nur zum Teil und schleudert seine Denkschriften gegen den schurkischen Richter und dessen Spießgesellen. Von 1772 bis 1774 erschienen vier seiner furchtbaren Anklageschriften; sie machten den Verfasser zum Helden des Tagesgesprächs, zu einer europäischen Berühmtheit.

Beaumarchais führte eine ganz neue Kraft in das französische Leben, ja in die damalige Kulturwelt ein: die öffentliche Meinung; denn seine **Mémoires** wandten sich, wiewohl gerichtliche Verteidigungschriften, weit überwiegend an die große Lesermasse und wirkten so aufwühlend, so zerstörend für das Ansehen des französischen Staatsgefüges, wie späterhin nur noch der berüchtigte Halsbandhandel. In ganz Europa wurden diese Flugschriften verschlungen: Goethe las der Frankfurter Mariagegesellschaft die soeben erschienene vierte vor (Mai 1774), der das ‚Bruchstück meiner Reise in Spanien' beigegeben war, und erregte besonders durch dieses eine lebhafte reinmenschliche Aufregung. Beaumarchais erzählt darin, wie er einen Madrider Archivbeamten Clavigo, der sich treulos gegen die in Madrid lebende jüngere Schwester Marie Beaumarchais benommen, zu einer Ehrenerklärung für die Verlassene, zu einem schimpflichen Bekenntnis seiner Ehrlosigkeit gezwungen und ihn dadurch zum Verluste seines Amtes gebracht habe. Beaumarchais schließt den Bericht seiner Heldentat mit dem Augenblick, wo er seiner Schwester eine äußerliche Genugtuung verschafft hat. Hieraus schuf Goethe sein Trauerspiel Clavigo, worin sich der treulose Ehrenschänder in einem zu späten Anfall von Reue an der Bahre seines Opfers durch dessen Bruder töten läßt. In Wahrheit hat der Madrider Clavigo, der übrigens später wieder zu Ehrenstellen kam, das Erscheinen von Goethes Drama um ein Menschenalter überlebt.

In einem Briefe vom Juli 1774 (an Schönborn) sagt Goethe selbst von seinem Stück: ‚Moderne Anekdote dramatisiert, mit möglichster Simplizität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zu Weislingen.' Mit unerhörter Kraft des Dreingreifens packte Goethe, wie er es nachmals nie wieder getan, aus dem vollen Menschenleben eine interessante Begebenheit mit einem Helden, der noch höchst lebendig vor den Augen Europas stand und sich eben mit seiner ersten Figaro-Komödie die Bühne zu erobern anschickte. Welch ein Sprung aus dem 16. Jahrhundert des Götz in die wildbewegte Gegenwart! In jenen Tagen scheute Goethe nicht vor der vollen Namennennung der Zeitgestalten zurück; in seinen zwei späteren Stücken mit französisch zeitgeschichtlichem

Inhalt, dem Großkophta und der Natürlichen Tochter, wurden alle Spuren des Bodens und der Menschen vertilgt.

In einer Woche, was ganz glaubhaft erscheint, will Goethe das fünfaktige Trauerspiel **Clavigo** niedergeschrieben haben; als das erste mit Goethes Verfassernamen versehene größere Werk erschien es schon im Sommer 1774 bei Weygand in Leipzig, noch vor dem damals schon vollendeten Werther.

Ganze Stellen im Clavigo sind fast unverändert aus Beaumarchais' Flugschrift entliehen; in Dichtung und Wahrheit wird dies durch den Hinweis auf ‚unsern Altvater Shakespeare' zu rechtfertigen versucht. Die bei Beaumarchais, diesen selbst ausgenommen, recht farblosen Gestalten hat Goethe mit reicherem Leben erfüllt, und den einzig möglichen dramatischen Abschluß, den Tod des rückfälligen Verräters, formte er nach einer der von ihm gesammelten elsässischen Volksballaden, dem Liede vom Herrn und der Magd, deren Schlußstrophen auf S. 72 stehen. Ungeachtet der ausgiebigen Anleihen bei Beaumarchais hatte Goethe nicht unrecht, sich zu Fritz Jacobi der Selbständigkeit seines Werkes zu rühmen und dem Versuch eines Ausscheidens der Anteile von Vorbild und Nachdichtung Trotz zu bieten (21. 8. 1774):

> Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innre Welt, die alles packt, verbindet, neuschafft, knetet und in eigner Form, Manier, wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimnis Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern. — Daß mich nun die Memoires des Beaumarchais, de cet aventurier français, freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine Tat, mit Charakteren und Taten in mir amalgamierten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück, denn ich hab' Freude gehabt drüber, und was mehr ist, ich fordre das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohn' es zu zerfleischen.

Was Goethen dazu getrieben, die romanhafte Denkschrift eines Zeitgenossen zu einem Drama umzuformen? Der Hauptgrund liegt auf der Hand: Beaumarchais hatte ein verlassenes Mädchen gerächt an dem, der sie verlassen und bloßgestellt; die im Weislingen-Drama begonnene reuevolle Beichte konnte an diesem, dem eigenen Erlebnis so ähnlichen Stoffe fortgesetzt werden. Im Clavigo beschwichtigt der Freund Carlos den Missetäter: ‚Sie ist nicht das erste verlassene Mädchen', genau so wie Mephistopheles den schuldigen Faust beruhigen möchte: ‚Sie ist die erste nicht'. Und klingen nicht die Mahnungen des Carlos wie Goethische Selbstgespräche in Sesenheim oder im Hause der Laroche: ‚Heiraten! heiraten just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Eroberungen nicht gemacht hat!' Dazu die Worte des vergeßlichen Clavigo: ‚Sie ist verschwunden! Glatt aus meinem Herzen verschwunden, und wenn mir ihr Unglück nicht manchmal durch den Kopf führe, — daß man so veränderlich ist!' — Oder wie eine Lebenspredigt Mercks die Worte des Carlos:

> Möge die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht, geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben.

Bei Beaumarchais findet sich keine vorbildliche Stelle für Clavigos Schilderung des ersten Wiedersehens mit der kränkelnden Geliebten. Als Goethe im Mai 1771 zu längerem, beängstigendem Aufenthalt nach Sesenheim kam, fand er Friederike in kränkelndem Zustand:

> Als ich sie wiedersah; im ersten Taumel flog ihr mein Herz entgegen — und ach! — da der vorüber war — Mitleiden — innige tiefe Erbarmung flößte sie mir ein: aber Liebe — Sieh, es war, als wenn mir in der warmen Fülle der Freuden die kalte Hand des Todes übern Nacken führe. Ich strebte, munter zu sein, wieder vor den Menschen, die mich umgaben, den Glücklichen zu spielen: es war alles vorbei, alles so steif, so ängstlich (Clavigo im 4. Akt).

Unter den Briefen an Salzmann aus jenen Angstwochen im Brionschen Hause (S. 77) ist keiner, der noch von Leidenschaft oder Liebe für Friederike spricht; nur Mitleid und Sorge erzittern in ihnen.

Tiefes Mitgefühl, ebenso tiefe Achtung vor der Pflichtenkraft des nie zur Ruhe kommenden Gewissens in dem jungen Goethe erwecken uns die so zahlreichen selbstquälerischen Stellen in den nicht weniger als fünf von der Reue über Liebesverrat erfüllten Dramen der fünf

Jahre nach Sesenheim. Auch im Clavigo sieht der Treulose überall die rächenden Gespenster seiner aufgeregten Phantasie, die ihm ausmalt: Was hätte geschehen können! In der Ferne erscheinen die Leichenmänner, — sogleich fühlt Clavigo:

Tot! Marie tot! Die Fackeln dort! ihre traurigen Begleiter! Es ist ein Zauberspiel, ein Nachtgesicht, das mich erschreckt, das mir einen Spiegel vorhält, darin ich das Ende meiner Verrätereien ahnungsweise erkennen soll. — — Verbergt euch, Sterne, schaut nicht hernieder, ihr, die ihr so oft den Missetäter saht in dem Gefühl des innigsten Glückes diese Schwelle verlassen, durch eben diese Straße mit Saitenspiel und Gesang in goldnen Phantasien hinschweben, und sein am heimlichen Gitter lauschendes Mädchen mit wonnevollen Erwartungen entzünden!

Der unerbittliche Merck fällte über den Clavigo das schonungslose Urteil: ‚Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die Andern auch', und Wieland zeigte das Stück im Merkur in ähnlichem Sinne an: ‚Wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde, so würde ich den Verfasser ohne Einschränkung loben.' Wiederum stellt das Stück, gleich dem Götz, dem Beurteiler eine nicht leichte Aufgabe. Von allen Dramen Goethes ist Clavigo das geschlossenste, bühnengerechteste, auch bühnenwirksamste, und von der stürmischen Gewalt des Stiles Beaumarchais' ist viel in Goethes Fabelführung und Sprache übergegangen. Entgegen Mercks wegwerfendem Urteil hat Goethe an dem Stück, wie er an Fritz Jacobi schrieb, „Freude gehabt'; noch lange nachher verteidigte er's in Dichtung und Wahrheit: ‚Muß ja doch nicht alles über alle Begriffe hinausgehen, die man nun einmal gefaßt hat; es ist auch gut, wenn manches sich an den gewöhnlichen Sinn anschließt', was heißen sollte, man dürfe nicht an jede Arbeit den höchsten Maßstab legen. Den legen wir nun allerdings an jedes Goethische Werk, und danach können wir Merck nicht ganz unrecht geben. Wenn wir einen Menschen nach fünf Akten auf der Bühne sterben sehen und ganz ungerührt bleiben, trägt allemal der Dichter die Schuld. Ob Clavigo von Beaumarchais getötet wird oder nicht, ist uns gleichgültig; wir wünschen, Beaumarchais hätte den schlappen Schuft schon im zweiten Akt ausgiebig durchgeprügelt und dann laufen lassen. Clavigo ist nicht einmal ein großer Schuft, sondern ein ganz kleiner, ein Häufchen Gallert, und mit einem ‚Helden' dieser Beschaffenheit ist kein Drama möglich. Goethes Clavigo leidet überdies an einem ähnlichen Mangel wie Egmont: wir hören immer von seinem großen Talent, bekommen jedoch nicht das Geringste davon zu sehen, vielmehr nur einen kläglichen Schwächling, dem wir im Geisteswirken so wenig zutrauen wie im Pflichtenleben.

Beaumarchais hat auf seiner Reise von Wien nach Paris 1774 in Augsburg sich selbst in Goethes Clavigo auf der Bühne gesehen und darüber geschrieben: ‚Der Deutsche hat meine Geschichte mit einem Begräbnis und einem Duell überladen, Zutaten, die weniger Talent als Hohlköpfigkeit verraten.' Nun, ohne Begräbnis und tödliches Duell war aus Beaumarchais' Flugschrift kein Drama, nicht einmal ein Bühnenstück zu machen. — In Weimar wurde Clavigo zuerst 1785 aufgeführt.

Im Vorfrühling von 1775 schrieb Goethe sein drittes Drama von der charakterlosen Untreue: **Stella,** ein Schauspiel für Liebende, das mit der Jahreszahl 1776 in Berlin bei A. Mylius erschien und von dem Berliner Gewohnheitsdiebe Himburg sogleich mehrmals nachgedruckt wurde. Wiederum steht im Mittelpunkt ein niederträchtiger Waschlappen, diesmal zwischen zwei Frauen. Wiederum haben wir es mit einem Selbstanklagedrama Goethes zu tun. Fernando hat seine edle, treue Gattin Cäcilia samt seinem Kinde verlassen, ein jüngeres Mädchen, Stella, entführt und nach dreijährigem, scheinbar glücklichem Zusammenleben gleichfalls verlassen. Seine Tochter Lucie ist gezwungen, eine Stelle als Gesellschafterin anzunehmen, just bei Stella, die keine Ahnung vom Dasein einer Gattin und Tochter Fernandos hat. Dieser kehrt zurück, trifft mit der Frau, der Tochter und der Geliebten zusammen, und das Stück mit der unlöslichen Verkettung schließt mit der seelenvergnügten Unmöglichkeit, daß Cäcilia dem Fernando die versöhnliche Geschichte des Grafen von Gleichen mit den zwei Ehefrauen erzählt und, da er ratlos fliehen will, sich in erhabener Großmut opfert. Das Schauspiel für Liebende schloß in der ersten Fassung:

Cäcilie (faßt ihn): Stella! nimm die Hälfte des, der ganz dein ist — du hast ihn gerettet — von ihm selbst gerettet — du gibst mir ihn wieder!
Fernando: Stella! (er neigt sich zu ihr).
Stella: Ich faß' es nicht.
Cäcilie: Du fühlst's.
Stella (an seinem Hals): Ich darf? — —
Cäcilie: Dankst du mir's, daß ich den Flüchtling zurückhielt?
Stella (an ihrem Halse): O du! — —
Fernando (beide umarmend): Mein! mein!
Stella (seine Hand fassend, an ihm hangend): Ich bin dein!
Cäcilie (seine Hand fassend, an seinem Hals): Wir sind dein!

Den Namen des Stückes und das Wesentliche des Stoffes entnahm Goethe der Geschichte einer Doppelliebe des englischen Satirendichters Swift (1667—1745) zu zwei Mädchen: Stella und Vanessa. Lessings Sarah Sampson hatte zum Teil aus derselben Quelle geschöpft. Schon Weiße, der Leipziger Allerweltsdichter, hatte zwei Theaterstücke mit ähnlichem Inhalt geschrieben; in dem einen, ‚Großmut für Großmut‘, verzichtet die eine von zwei denselben Mann liebenden Frauen. Goethe kannte dieses rührsame Stück von Leipzig her. — Durch Schillers Nachweis, daß ein solches Stück tragisch enden müsse, wurde Goethe später bestimmt, ihm die jetzige Wendung zu geben, in der sich Stella vergiftet, der jammervolle Fernando sich erschießt. In dieser Form kam das Stück 1805 auf die Bühne. Geistreich boshaft führte der Ariost-Übersetzer Gries nach der Aufführung der veränderten Stella das Xenion an:

> Ödipus reißt sich die Augen aus, Jokaste erhängt sich,
> Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst.

Clavigo hat sich bis heute notdürftig auf der Bühne gehalten; Stella ist versunken, und mit Recht. Goethe hat sich für manche seiner Schöpfungen vergleichend auf eine Art von dichterischem Nachtwandel berufen, — Stella gehört zu diesen Nachtwandlerdramen. Der Nachtwandler sieht nicht rechts noch links, ein ihm selbst verhülltes Ziel lockt ihn durch das nächtige Dunkel. Goethe erkannte bei Stella so wenig wie bei Clavigo, daß keine Zuhörerschaft eines Theaters wahren Herzensanteil nimmt an einem so ausgemachten Lumpen wie Fernando. Er ist der greulichste Kerl, den Goethe je zum Dramenhelden gewählt, greulicher noch als Clavigo; ein Mensch von dieser Art läßt die beiden ihn liebenden Frauen wie hirnlose Gänse erscheinen. Fernandos Hinundherschwanken, nein Wackeln zwischen Cäcilia und Stella, schlägt geradezu ins Possenhafte um. Hatte Nicolai so unrecht, als er schrieb: ‚Ich hatte mir einen ganz anderen Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, beide würden verabschiedet haben‘ —?

Es ist für uns nichts gewonnen, wenn die Goethe-Forschung mit kühnen Vermutungen den Anteil von drei oder vier wirklichen Mädchen in Goethes Leben im einzelnen andeutet, den von Lili, etwa als Vorbild für Stella, oder von Friederike, oder gar von Johanna Fahlmer, von dieser aus ihrem Herzensverhältnis zu Fritz Jacobi. Für Goethe hatte das Drama des zwischen zwei Frauen hin und her gerissenen Liebesgefühls empfundene Lebenswahrheit; für uns, die wir nicht alle Herzensverästelungen Goethes verfolgen können, bleibt das Stück tot. Wohl aber fühlen wir, daß es eine Dichtung des Selbstvorwurfes sein sollte, z. B. bei Sätzen wie Cäciliens von einem geistig höher stehenden Mann: ‚Er wird aus seiner Welt in die unsere herübergezogen, mit der er im Grunde nichts gemein hat. Er betrügt sich eine Zeitlang und weh uns, wenn ihm die Augen aufgehn.‘ Oder wenn Stella spricht: ‚Wie oft hat alles an mir gezittert und geklungen, wenn er in unbändigen Tränen die Leiden einer Welt an meinem Busen hinströmte. Bis ins innerste Mark fachte er mir die Flammen, die ihn durchwühlten. Und so ward das Mädchen vom Kopf bis zu den Sohlen ganz Herz, ganz Gefühl.‘ An das Lied vom Heidenröslein, dieses lyrische Symbolbild von Friederikens Schicksal, erinnert Stellas vorwurfsvolle Klage:

Fühltest du nicht, welch' Heiligtum sich dir eröffnete, als sich mein Herz gegen dich aufschloß? Und du bebtest nicht vor mir zurück? Versankst nicht? Entflohst nicht? Du konntest meine Unschuld, mein Glück, mein Leben so zum Zeitvertreib pflücken und zerpflücken und am Weg gedankenlos hinstreuen?

Den dramatischen Aufbau hat sich Goethe sehr bequem gemacht: Fernandos Tochter Lucie muß gerade bei seiner Geliebten eine Stellung finden, hierdurch müssen die zwei Frauen zusammentreffen, Fernando begegnet seiner Tochter, ohne sie zu kennen, ja Cäcilie erkennt den zurückgekehrten Fernando nicht gleich, so wenig wie er sie. — Der äußeren Lebensnot ist Goethe in Stella so wie immer ausgewichen, weil er sie selbst nie erfahren. Lucie findet, als die Mittel der Mutter zu Ende gehen, sogleich eine vortreffliche Stellung; Cäcilie mahnt ihre Tochter zur Sparsamkeit, und als diese einwendet: ‚Es hat uns noch nie gemangelt‘, weiß sie nur zu erwidern: ‚Aber wir waren dran.‘

Aus Weimar sandte Goethe dieses Schauspiel für Liebende nach Frankfurt an Lili Schönemann mit den Versen, die von seiner noch nicht erstorbenen Liebe sprachen:

Im holden Tal, auf schneebedeckten Höhen,
War stets dein Bild mir nah,
Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
Im Herzen war mir's da!

Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
Ein Herz das andre zieht,
Und daß vergebens Liebe
Vor Liebe flieht.

Elftes Kapitel.

Prosaschriften zur Kunst und Literatur.

Unsere Mitbürger an der kritischen Innung hatten außer dem Handwerksneid noch einige andere Ursachen, uns öffentlich anzuschreien und heimlich zu necken. Wir trieben das Handwerk ein bißchen freier als sie und mit mehr Eifer. — Der Bäcker verdient Strafe, der Bretzeln backt, wenn er nur Brot aufstellen sollte (Nachrede zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen).

Das schon an Umfang sehr ansehnliche Stück Lebenswerk der Jahre 1771—1775 schwillt noch bedeutend an durch die **Prosaschriften** von allerlei Art, abgesehen von der dichterischen Prosa des Werther und den bisher behandelten großen und kleinen Prosadramen. Auch hier ist manches nur andeutend zu wiederholen, was zum Verständnis wichtigerer Erscheinungen ausführlicher vorweggenommen werden mußte. Die meisten dieser Schriften werden gewöhnlich sehr kurz abgetan; nach der in diesem Buche durchweg vertretenen Ansicht von der unvergleichlichen Bedeutung der Jugendschöpferjahre Goethes bis Weimar wird diesen wenig bekannten kleinen Prosaarbeiten gebührend liebevolle Aufmerksamkeit zugewandt.

Die herrliche Prosahymne auf den Straßburger Münster, die Abhandlung Von deutscher Baukunst (S. 57), wurde später von Goethe selbst sehr geringschätzig und ungerecht beurteilt: ‚Die ganz einfachen Gedanken verhüllten sich in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterten das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und andere.‘ — Im Juli 1775 entstand das Schriftchen Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe, in dessen Eingang sich Goethe bekennt als ‚noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und o Wonne noch einziger, ausschließender gerührt von dem Wahren als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte.‘ — Der Rede zum Shakespeares-Tag (S. 106) sei der Vollständigkeit wegen nochmals gedacht.

Heinrich Leopold Wagner hatte 1775 die Schrift des Franzosen Mercier (1740—1814): ‚Du théâtre, ou nouvel essai sur l'art dramatique‘ (1773) übersetzt, so ziemlich das Beste, was uns an Werken über Kunstgeschmack aus dem 18. Jahrhundert in Frankreich überkommen ist. Selbst neben Lessing behauptet sich das Büchlein mit Ehren, ohne ihn an Tiefblick zu erreichen. Als Anhang fügte Wagner drei kleine Aufsätze Goethes hinzu unter dem gemeinsamen Titel Aus Goethes Brieftasche. In dem ersten, einer Vorbemerkung des ‚Anhangs‘, steht eine Stelle über die dichterische Form, die uns an eine bekanntere Stelle im Faust erinnert: ‚Jede Form, auch die gefühlteste, hat etwas Unwahres. — Wem's nicht gegeben wird, wird's nicht erjagen.‘

Der zweite Beitrag ist die schon erwähnte Dritte Wallfahrt; alsdann folgt ein kurzer Aufsatz Nach Falconet und über Falconet, nämlich über den damals mehr als heute berühmten französischen Bildhauer, der das kühne Reiterdenkmal Peters des Großen in Petersburg geschaffen hat. Erwähnenswert ist daraus eine schöne Stelle über Rembrandt.

Man erinnere sich des scherzhaft blutdürstigen Schlusses eines der Gedichte zur bildenden Kunst: ‚Schlagt ihn tot, den Hund, es ist ein Rezensent!‘ (S. 125). Diesen Vers schrieb ein Dichter, der eben erst selbst ein Rezensent gewesen war. Im Jahre 1772 wurden die **Frankfurter Gelehrten Anzeigen**, eine alte, früher angesehene, zuletzt heruntergekommene Zeitschrift, durch einen neuen Verleger aufgefrischt; als Hauptmitarbeiter wurden außer Goethe noch Herder, Schlosser und Merck gewonnen. Über das sehr eigentümliche Verfahren dieser zusammengesetzten Schriftleitung lese man im 12. Buche von Dichtung und Wahrheit. Einer der fleißigsten Mitarbeiter wurde Goethe; seine Beiträge liegen in den größeren Ausgaben seiner Werke gesammelt vor. Leider steht Goethes Verfasserschaft nicht an jedem Beitrag unzweifelhaft fest, doch enthüllen ihn die wertvollsten als den Einzigen, der mit solchem Inhalt und in solchem Stil damals schreiben konnte. Als Goethe jene Kritiken zur gesammelten Herausgabe bestimmte (1824), schrieb er von ihnen: ‚Wild, aufgeregt und flüchtig hingeworfen, wie sie sind, möchte ich sie lieber Ergießungen meines jugendlichen Gemüts nennen als eigentliche Rezensionen. — Da ferner meine ganze jugendliche Gesinnungs- und Denkungsweise sich überall ohne Rückhalt leidenschaftlich ausläßt, so liegen die anfänglichen Richtungen meiner Natur in diesen Rezensionen offen vor Augen.‘ In der Tat stehen in manchen jener Aufsätze Stellen, die heute kein Herausgeber seinen kritischen Mitarbeitern durchgehen lassen würde, und gerade diese Stellen sind inhaltlich wie stilistisch die wertvollsten.

Goethe ist mehr als sechzig Jahre hindurch kritisch tätig gewesen: da ist es besonders reizvoll, sogleich in jenen Jugendschriften den Geist zu spüren, von dem Goethe als Kritiker zeitlebens beseelt blieb. Er war bei allem jugendleidenschaftlichen Übermut ein streng sachlicher Kritiker. Von der erbärmlichen Eitelkeit, die bei manchen Kritikern neuerer Zeit gar nicht auf die Sache, vielmehr nur auf die Person, nämlich auf die eigene, sieht und jedes beurteilte Werk nur als den Fußschemel zur Erhöhung der eigenen Nichtigkeit betrachtet, findet sich in den Kritiken Goethes keine Spur, oft sogar eine übertriebene Bescheidenheit. Man kann auch — trotz Herders Wort über Goethes Beiträge in den Gelehrten Anzeigen: von ‚einem jungen übermütigen Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen‘ — nicht sagen, daß der Kritiker Goethe übelwollend und ungerecht scharf gewesen ist. Ein gewisses Wohlwollen spricht sich bei ihm überall da aus, wo er einer wirklichen Leistung begegnet. So bestätigt Goethe den Ausspruch Schillers (aus dem Nachlaß):

> Ich habe oft bemerkt, daß die Halbkenner und unreifen Köpfe viel schwerer zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner, bei welchen sich immer eine gewisse Großmut und Liberalität des Urteils findet. — Wer reich ist und innere Fülle besitzt, kann auch andern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer aber selbst arm ist, fühlt sich einen Augenblick reich, wenn er andern nimmt.

Vollends von der größenwahnsinnigen kritischen Überhebung, die sich gleichwertig neben den Dichter hinpflanzt, zeigt sich in dem gesamten kritischen Lebenswerke Goethes nichts. Ungerechtigkeiten kommen nach Menschenschwäche auch bei ihm vor, eine wissentliche niemals, und die Fälle, wo man von Ungerechtigkeit sprechen möchte, verdienen die ernsteste Untersuchung der letzten Gründe Goethes.

Der junge Kritiker war 1772, als er sein Richteramt begann, in deutschen Landen noch völlig unbekannt; Weiße schrieb an Uz: ‚Unfehlbar ist Herder neben einem gewissen Gede Hauptverfasser.‘ Bald machte er sich — zwar keinen Namen, denn alle Beiträge erschienen namenlos, wohl aber bekannt und gefürchtet durch die Schärfe, mit der er, wie einst Lessing in seinen Literaturbriefen, aller Mittelmäßigkeit und Albernheit entgegentrat. Vor berühmten Namen, hinter denen keine wertvolle Leistung stand, hatte er nicht die geringste Ehrfurcht; so belehrte er den auf seinen hohlen Ruhm maßlos eitlen Sulzer, den musenlosen Verfasser einer salbadernden ‚Theorie der schönen Künste‘ (S. 94): ‚Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen?‘ — In einer Besprechung lyrischer Gedichte eines längst vergessenen Blum stehen die Sätze:

> Warum sind die Gedichte der alten Skalden und Kelten und der alten Griechen, selbst der Morgenländer, so stark, so feurig, so groß? — Die Natur trieb sie zum Singen wie den Vogel in der Luft. Uns treibt ein gemachtes Gefühl zu der Leier, und darum sind unsere Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgemachte Kopien.

Die schönste, vom Standpunkt des Herausgebers einer kritischen Zeitschrift unmöglichste

aller Anzeigen ist die der längst vergessenen ‚Gedichte von einem polnischen Juden‘, dem Goethe vorwirft, daß er gar keine Farbe habe, auch nichts vom Juden, sondern nichts anderes sei als ein beliebiger ‚hübscher junger Mensch, gepudert und mit glattem Kinn und grünem, goldbesetztem Rock‘, wie der Dichter von sich selbst gesungen. Und nach dieser Abschlachtung stimmt der Kritiker unvermittelt einen lyrischen Hymnus auf seine eigene Sehnsucht nach edlem Liebesglück an:

Laß, o Genius unsers Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, — — den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntre alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei. — — Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner wert! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut, sich im stillen Familienkreis häuslicher, tätiger Liebe glücklich entfaltet hat. — — Laß die beiden sich finden; beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer voneinander lassen.

Überaus spaßhaft wirkt hiernach der Übergang: ‚Es ist hier vom polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten.‘ — Es war die Zeit der voll erblühten Schwärmerei Goethes für Lotte Buff.

In der Anzeige des ‚Fräuleins von Sternheim‘ von Sophie Laroche heißt es: ‚Alle die Herren (Kritiker) irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch, es ist eine Menschenseele.‘ Wie stolz wird die Verfasserin auf dieses große Wort gewesen sein! — Bald darauf zeigte Goethe Wielands politischen Roman ‚Der goldne Spiegel‘ anerkennend an, und in einer Besprechung des Göttinger Musenalmanachs für 1773 rühmte er Höltys Gewalt über Sprache und Rhythmus, lobte die Gedichte von Claudius und warnte zu Bürgers Minnelied, die Minnesprache nicht, wie die Bardensprache, zur bloßen Dekoration und Mythologie zu machen.

Mit dem Doktor Bahrdt (S. 129) ging er schon in den Kritiken von 1772 schonungslos ins Gericht aus Anlaß von dessen Schrift ‚Eden (Betrachtungen über das Paradies und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten)‘. Goethe packte den schwadronierenden Hohlkopf, der z. B. den Teufel aus der Bibel wegschwafeln wollte, ohne Erbarmen: ‚Es ist ekelhaft anzusehen, wenn uns ein solcher Skribent wie dieser unterscheiden will: Das hat die ewige Weisheit unter der Geschichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat sie nicht gelehrt.‘ — Es ist noch sehr milde, wenn er diese Art frechster Schwätzerei nur Dreistigkeit schilt.

Aus einer Kritik über die Bekehrungsgeschichte Struensees ist der bedeutsame Schluß gegen die allzu strenge Religionsmoral herauszuheben:

Tausende sind aus eben der Ursache heimlich und öffentlich zum Feind der Religion gemacht worden, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund und nicht als einen mürrischen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo nicht höchste Vollkommenheit ist.

In einem andern Sinne bemerkenswert sind die für Goethes politische Denkweise seit der Jünglingszeit so überaus seltsamen Sätze über eine Schrift des österreichischen Akademikers Sonnenfels von der Vaterlandsliebe:

Die ewigen mißverstandnen Klagen nachgesungen: wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus. Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen?

Wären solche, fast zornige Aussprüche im Munde irgend eines Franzosen, Engländers, Spaniers, ja auch nur Italieners um 1771 möglich gewesen? Hätte nicht ein englischer Jüngling auf solche Verwilderung des öffentlichen Sinnes unwillig erwidert: Was du da sagst, gilt ja auch für das Tier auf dem Felde oder unter dem Dach seiner Hürde —? Hier sprach der Frankfurter Reichsstädter, den das Reich nichts anging; nicht der deutschgesinnte Mann, der Goethe trotz solchen Augenblickseinfällen unzweifelhaft war.

In der Anzeige eines englischen Buches ‚Charakteristik der vornehmsten europäischen

Nationen' wirft er dem lächerlich verallgemeinernden Verfasser vor, er habe seine Urteile nur nach den schönen 'Herren und Damen' gebildet:

Wie so gar anders würden seine Urteile ausgefallen sein, wenn er sich heruntergelassen hätte, den Mann in seiner Familie, den Bauern auf seinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in seiner Werkstatt, den ehrlichen Bürger bei seiner Kanne Wein und den Gelehrten oder Kaufmann in seinem Kränzchen oder seinem Kaffeehaus zu sehen.

Alles in allem zeigen diese Kritiken des Zweiundzwanzigjährigen eine Reife des überschauenden Urteils und eine Besonnenheit des Ausdruckes, die uns in freudiges Erstaunen versetzen. Die deutsche Leserschaft im großen war solcher Kritik so wenig gewachsen wie kaum ein Menschenalter zuvor der von Lessing in den Literaturbriefen. Goethe fühlte sich denn auch nicht lange wohl bei dem für ihn selbst, den Schaffenden, unfruchtbaren Handwerk: 'Leider muß ich nun die schönen Stunden mit Rezensionen verderben. Ich tu's aber mit gutem Mut, denn es ist fürs letzte Blatt' (6. 12. 1772 an Kestner). Das war wohl die spaßige 'Nachrede statt der versprochenen Vorrede', worin er 'das Publikum und den Verleger türlüpinierte'; er erklärte im Namen 'derjenigen Rezensenten, über deren Arbeit die meiste Klage gewesen, — sie seien vollkommen befriedigt, haben dieses Jahr mancherlei gelernt, haben dabei erfahren, was das sei, sich dem Publiko kommunizieren wollen, mißverstanden werden und was dergleichen mehr ist'. Also schreibt er vom Publiko; gedacht wird er schon damals von ihm haben, wie er nach dessen Betragen gegenüber dem Werther an Kestner schrieb: 'Das schwätzende Publikum ist eine Heerd' Schwein.' — Wegen einer Stelle (S. 168) von der Darstellung Christi in gewissen Predigten wurde von der lutherischen Kirche in Frankfurt Anklage gegen den Verleger erhoben.

Die uns zum Staunen zwingende Vielseitigkeit Goethes im letzten Menschenalter seiner Weimarer Zeit hatte ihr Vorbild schon in den nach allen Geistesgebieten ausgreifenden Frankfurter Schöpferjahren. In dem Kopfe des Dichters der Lieder, des Götz, Werther, Clavigo und der Stella, der Fastnachtspiele, Singspiele, Satyrdramen, des Egmont und des Faust, und in dem Herzen des Mannes, der sich in mehr als einer hoffnungslosen oder unbeglückten Liebe zerquälte, fanden noch wissenschaftliche Fragen und dichterische Umbildungen der Bibel ihren Platz. Mit der Bibel stand Goethe von Kindesbeinen im innigsten Verhältnis, und die biblische Sprachfarbe aller seiner dichterischen Werke, dazu der Briefe und Tagebücher, bestätigt, was er in Dichtung und Wahrheit sagt, daß er die biblischen Bücher 'mehrmals durchlaufen'. Aus seiner in den ersten siebziger Jahren besonders regen Beschäftigung mit dem Alten und dem Neuen Testament sind entstanden: der **Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***** und **Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen,** zum erstenmal gründlich beantwortet. Den 'Brief' hatte ihm Rousseaus Profession de foi du vicaire savoyard eingegeben, eine von dessen herzgewinnendsten, aufs heftigste von der französischen Geistlichkeit verfolgten Schriften. In Goethes ganz freier Nachbildung findet sich hier und da schon eine dem Lessingschen Nathan voraufklingende Stelle:

Da habt Ihr also die eine Ursache, warum und wie tolerant ich bin. Ich überlasse, wie Ihr seht, alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe, und habe das Zutrauen zu ihr, daß sie am besten wissen wird, den unsterblichen und unbefleckten Funken, unsre Seele, aus dem Leibe des Todes auszuführen und mit einem neuen und unsterblich reinen Kleide zu umgeben. Und diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung vertausche ich nicht mit dem höchsten Ansehn der Infallibilität. Welche Wonne ist es, zu denken, daß der Türke, der mich für einen Hund, und der Jude, der mich für ein Schwein hält, sich einst freuen werden, meine Brüder zu sein.

Die Zwo biblischen Fragen, gleich dem Brief des Pastors 1773 erschienen, aber schon 1772 entstanden, stellen und beantworten die Frage: 'Was stand auf den Tafeln des Bundes?' (nach Goethe nicht die Zehn Gebote) — und 'Was heißt mit Zungen reden?' Der 'Brief' wirkte auf manchen gleichgestimmten Leser, so z. B. auf Lavater (S. 120); die zwei reintheologischen Aufsätze wurden kaum beachtet. Goethe selbst nennt sie 'wunderlichste Einfälle'.

Zwischen 1772 und 1774 entstanden ‚**Salomons, Königs von Israel und Juda, güldne Worte** von der Zeder bis zum Issop‘, eine freie Schöpfung Salomonischer Dichterweisheit, angeregt durch das vierte Kapitel des ersten Buches der Könige. Unter den 15 Goethischen Reden von Salomos dreitausend sind einige kostbare Feinheiten, die bekannter zu werden verdienen:

Die Eiche sprach: ‚Ich gleiche dir, Zeder!‘ — ‚Tor,‘ sagte die Zeder, ‚als wollt' ich sagen, ich gleiche dir.‘

Zwei Birken stritten, wer der Zeder am nächsten käme. ‚Birken seid ihr!‘ sagte die Zeder.

‚Uns ist wohl,‘ sagte ein brüderlich gleicher Tannenwald zur Zeder, ‚wir sind so viel', und du stehst allein.‘ — ‚Ich habe auch Brüder,‘ sagte die Zeder, ‚wenngleich nicht auf diesem Berge.‘

Ein Wald ward ausgehauen, die Vögel vermißten ihre Wohnungen, flatterten umher und klagten: ‚Was mag der Fürst für Absichten haben? den Wald! den schönen Wald! Unsere Nester!‘ Da sprach einer, der aus der Residenz kam, ein Papagei: ‚Absicht, Brüder? Er weiß nichts drum.‘

Das Hebräische, das Goethe als Knabe erlernt hatte, nahm er in diesen Frankfurter Jahren auf und wandte seine Kentnis an eines der schwierigsten Dichterwerke des Alten Testaments, das Hohelied. Kurz vor seiner Übersiedelung nach Weimar schrieb er an Merck: ‚Ich habe das Hohelied Salomons übersetzt, welches ist die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat.‘ Goethes Umdichtung ist noch immer die wertvollste des ehedem allegorisch gedeuteten kleinen Liebesdramas, und nur als ein Liebesdrama hat Goethe es aufgefaßt.

Noch einer merkwürdigen Prosaschrift ist hier zu gedenken, der **Briefe aus der Schweiz,** die erst 1808 erschienen mit dem Untertitel ‚Aus Werthers Papieren. Als Anhang zu Werthers Leiden.‘ Ihre Entstehungszeit steht nicht fest; der Anstoß durch die Schweizerreise vom Sommer 1775 ist offenbar. Hätte Lessing diese sehr wenig empfindsamen angeblichen Briefe Werthers, namentlich den letzten Abschnitt noch erlebt, so hätte er seinen Wunsch halberfüllt gesehen: nach einem Schlußkapitel je zynischer desto besser.

Zwölftes Kapitel.

Faust.

Gleich einer alten halbverklungnen Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf.

Einleitung. — Am 21. August 1774 richtete Goethe an den kurz zuvor gewonnenen Freund Fritz Jacobi die Worte über das ewige Geheimnis alles Schreibens: Reproduktion der Welt um ihn her durch die innere Welt, das er nicht offenbaren wolle den Gaffern und Schwätzern (vgl. S. 163). Dieser Mahnung sollen und wollen wir Goethe-Verehrer stets eingedenk sein, wenn es sich um solche Seelengeheimnisse wie den Ursprung eines der größten Kunstwerke aller Völker und Zeiten handelt. Wir wissen scheinbar unermeßlich viel über Goethes Arbeit am Faust; der bloße Abdruck alles dessen, was uns von seinen eignen Erinnerungen darüber geblieben, füllt einen starken Band; trotzdem muß die wahre Wissenschaft, deren Widerwille gegen wilde Vermutung nicht hochfahrend ‚Feigheit‘ gescholten werden darf, bekennen: das entscheidende Hinüber- und Herüberschießen der Weberfäden zum Faust wird ewig Geheimnis bleiben, Gott sei Dank!

Die Literatur über Faust füllt ganze Bibliotheken; sie hat längst einen Umfang erreicht, der ihr vollständiges Beherrschen in einem kurzen Menschenleben unmöglich macht. Weiterhin werden einige der wertvollsten oder doch kennenswertesten Bücher zur Faust-Kunde verzeichnet werden. Schon an dieser Stelle sei auf das hervorragendste verwiesen, das einzige von einem tiefen Forscher, der zugleich ein Dichter und ein Mann von überragender Geistesgröße war: ‚Goethes Faust‘ von Friedrich Vischer. Zur Ergänzung lese man dessen Plan einer Fortsetzung des Faust (in den ‚Kritischen Gängen‘, Neue Folge, Heft 3). Daß nur der Dichter den Dichter ganz begreift, wurde durch Vischers Arbeit am Faust bewiesen: aufgefundene Entwürfe in Goethes Nachlaß stimmen überein mit Gedanken Vischers über die Möglichkeiten eines zweiten Teiles des Faust.

Die Entstehung. — Im Jahr 1887 wurde unter den Nachlaßpapieren des Weimarischen Hoffräuleins Luise von Göchhausen deren Abschrift eines Faust von Goethe gefunden und von Erich Schmidt herausgegeben, die wesentlich abweicht von dem früher einzig bekannt gewesenen ersten Teil des Faust und ohne Zweifel die älteste, notdürftig abgeschlossene Fassung des Dramas darstellt. Erst seitdem ist man so verpflichtet wie berechtigt, den Faust, als die Krone des Goethischen Schaffens in den Jahren vor Weimar, schon in diesem Lebensabschnitt zu behandeln, wie Egmont hier behandelt werden müßte, wenn uns die ursprüngliche Form erhalten geblieben wäre. Vom Faust als einem Ganzen, auch nur vom ersten Teil, wird viel später zu sprechen sein, sobald wir bei der Zeit seines Abschlusses angelangt sind. Hier haben wir es nur mit dem sogenannten **Urfaust** zu tun, der indessen genügend ausgeführt ist, um uns über das innere Aufkeimen und den geistigen Gehalt Aufschluß zu geben.

Der innere Ursprung vor allem andern, — denn er ist Seelengeschichte; die äußere Entstehung geht nur die Literaturgeschichte an. Faust, das eigentliche Lebensgedicht Goethes, kann nicht anders entstanden sein als jedes seiner übrigen Stücke der großen Lebensbeichte, für die er sein ganzes Dichterwerk angesehen wissen wollte. Wir bedürfen auch keiner überkühnen Vermutungen für das Entstehen des Faust als das Überströmen des von einer Empfindung ganz vollen Herzens: Goethe selbst hat es zu befreundeten Zeitgenossen, durch Dichtung und Wahrheit für uns alle, ausgesprochen, daß Faust von Anbeginn eine Spiegelung seiner selbst gewesen. An Schönborn schrieb er in einem großen Briefbericht vom 1. Juni 1774: ‚Noch einige Plane zu großen Dramas habe ich erfunden (außer den von ihm genannten, schon behandelten); das heißt, das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen.‘ Und in Dichtung und Wahrheit heißt es über den äußern Anstoß und die innere Gegenwirkung: ‚Die bedeutende Puppenspielfabel des Faust klang und summte gar vieltönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.‘ Deutlicher konnte uns Goethe nicht sagen, daß Fausts Schicksal aus seinem eigenen herausgewachsen war; so ist es denn keine vorwitzige Vermuterei, wenn wir nicht bloß Goethes Unbefriedigung über die Eitelkeit alles Menschenwissens als innerste Quelle des Faust betrachten, sondern das Herzstück des eigentlichen Dramas von des Mannes Faust Schuld, Läuterung und Sühne aus Goethes eigenem Manneserleben herleiten.

Was den Faust zum größten Drama der neueren Literatur, zum Weltgedicht mit weltweiter Berühmtheit gemacht hat, ist nicht so sehr sein unausgeschöpfter Gehalt an tiefer Weisheit; auch nicht das Gefühl, daß der unbefriedigte Forscher Faust den stets unbefriedigten Menschengeist überhaupt verkörpert. Nein, wer bewundernd vor dem Drama von Fausts Schuld und Sühne steht, der meint vor allem andern die Tragödie, die durch Fausts wildes Genußverlangen über ein unschuldiges Menschenkind verhängt wird: die Gretchen-Tragödie. Sagen, Geschichtenbücher und Dramen vom Zauberer Faust, der mit schrankenloser Wissensgier über die Menschheitgrenzen hinausstrebt und dadurch den finstern Mächten verfällt, hatte es Jahrhunderte vor Goethes Faust gar viele gegeben; einmal sogar hatte sich ein hochbegabter Dichter, Marlowe, an diesen verlockenden Stoff gewagt. Doch über Puppenspielwesen hinaus war keines jener Werke gedrungen, weil sie alle zuviel vom Überirdischen, zu wenig vom Reinmenschlichen geboten hatten. Ein volles Menschendrama hat erst Goethe aus dem Faust-Stoffe geformt; doch nicht darin gefunden, sondern hineingetragen hat er es, indem er das wichtigste ‚Detail‘ seinem eigenen Herzenserlebnis entnahm: der größten, der kaum sühnbaren Schuld an Friederike. Ohne die Gretchentragödie wäre Goethes Faust eins seiner vielen Bruchstücke von Titanendramen geworden, etwa ein Akt: ‚Fausts Geisterbeschwörung‘, und wäre liegen geblieben wie das Bruchstück vom Ewigen Juden. Die Liebe zum Weibe war für den Faust der Sage und der Puppenspiele nur ein roher Zauberspuk unter vielen andern gewesen. Erst Goethe machte sie zum Mittelpunkte der Faust-Dichtung und schob die Teufels- und Zauberwelt in den Hintergrund; denn den letzten und stärksten Anstoß zum Dreingreifen in den spröden Stoff hatte er nicht aus den platten Spukgeschichten seiner Vorgänger, sondern aus den erschütternden und noch Jahre nach-

zitternden Ereignissen von Sesenheim empfangen. Erst durch das Zusammenschweißen der beiden Stoffmassen: des Faust der alten Sage und des Faust in Goethes eigenem Herzen, ist die größte Tragödie der Weltliteratur entstanden; und die Schweißung gelang erst in der Höllenglut der Reue des Pflichtmenschen, der Goethe war, über ein zerbrochenes holdes Menschengebilde.

Goethes ganzes uns erhaltenes dramatisches Lebenswerk der Frankfurter Jahre ist Reuedichtung. Von Weislingen über Clavigo zur Stella: überall die Selbstanklage, nicht Treue gehalten zu haben. Ohne volle innere Selbstfreisprechung des Dichters, denn in allen jenen Dramen war er der äußersten Tragik ausgewichen. Maria im Götz findet ein stilles Glück und verzeiht dem sterbenden Treulosen; Clavigo der Schwächling läßt sich am Sarge der Verratenen töten, doch unsre Augen bleiben trocken; Fernando der Jammermensch findet, in der ersten Form der Stella, sogar ein behagliches Doppelglück mit den zwei Opfern seiner Erbärmlichkeit. Im Faust sprach Goethe rückhaltlos das letzte Wort echter Beichte, indem er sich das grausige Geschick Gretchens ohne Selbstschonung vor die Augen stellte, so wie es sich um ein Haar in der Wirklichkeit hätte vollziehen können. Das hat ein Goethe nicht unverwandter Geist geahnt, Vischer, dem wir über die zermalmende Gretchentragödie die schönsten Worte verdanken, die je darüber gesagt wurden:

Lasset in Flammen alles vergehen,
Was sie geschaffen, die Meisterhand,
Lasset den Namen selbst vergessen,
Aber die Blätter gerettet sein,
Die wenigen, die dies Bild entrollen;
Wie, so werden die Enkel fragen,
Wer ist der Geist, der namenlose?

Wer vermag mit so sichrer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefen zu schöpfen und zu holen,
Wer mit so ungeschminktem Bild
Jegliches Herz in seinem geheimsten
Marke zu packen und zu schütteln?

Nach dieser innern Ursprungsgeschichte des Faust, der einzig wahrhaft wichtigen, die äußere, die mit viel mehr bekannten Einzelheiten arbeitet, uns aber viel weniger Aufschluß über das Werden der Dichtung zu geben vermag. Das Aufspüren der äußern Anstöße und der einzelnen Wegestufen ist darum so mühselig und trotz scheinbaren Erfolgen so hoffnungslos, weil der Dichter einen solchen Stoff in Hunderten von Stunden, in Zehntausenden von Minuten hin und her wälzt, ihn durch jeden äußern Eindruck und jedes innere Erleben befruchten und umformen läßt, — und was vermag die spüreifrigste Forschung aus Dutzenden, selbst aus Hunderten abgerissener, über Monate und Jahre verstreuter Urkunden zu ergründen, wo es sich im besten Fall um ein Tausendstel des zur vollen Kenntnis notwendigen Stoffes handelt! Alles Wichtigste hat sich ja unter der Hirnschale vollzogen, in fiebernden Schaffensstunden bei Tag und bei Nacht, und von all dieser stummen Dichterarbeit ist nicht die kleinste Urkunde, überhaupt nicht die leiseste Kunde geblieben. Es ist eitel Selbstbetrug, ebenso aussichtslos und lächerlich wie die Homunkulus-Schöpfung, wenn wissensstolze Gelehrte von einer ihnen obliegenden, wohl gar gelösten Aufgabe des Erforschens des ‚Geheimnisses der dichterischen Zeugung‘ reden und die Warnung vergessen, die Goethe ein für allemal durch seinen Faust an die Wagner, auch an die klügsten und fleißigsten, ja an die begeistertsten, hat ergehen lassen:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet!

Mehrfache Aussprüche des greisen Goethe deuten mit voller Bestimmtheit auf das **Jahr 1769** als das des ersten Aufkeimens eines Faustdramas, und nichts hindert uns, diese Zeitangabe für genau zu halten. Goethes letzter Brief (an Wilhelm von Humboldt, 17. 3. 1832), fünf Tage vor dem Hinscheiden, berichtet: ‚Es sind über 60 Jahre (also eine sehr scharfe, nicht willkürliche Bezeichnung), daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich von vorne herein (nach Goethischem Sprachgebrauch: in den Anfangsteilen) klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag.‘ Auch an Zelter (1. 6. 1831) nennt er den Faust ‚im 20. Jahr konzipiert‘. Der Nachdruck liegt auf ‚konzipiert‘: nur der Gedanke an ein Drama vom Faust ist 1769 in Goethe aufgestiegen. Durch welchen äußern Anstoß, neben dem schon

damals bohrenden Gefühl der inneren Unbefriedigung, ist nicht festzustellen. Ein Puppenspiel Faust kann ihn gegeben haben; vielleicht aber auch die Bekanntschaft mit Lessings Literaturbriefen, in deren siebzehntem er das merkwürdige Bruchstück eines Lessingschen Faust mit folgendem Inhalt fand:

Vorspiel: In einem alten Dome. Die Versammlung der Teufel, unsichtbar auf den Altären sitzend und sich über ihre Angelegenheit beratschlagend. Ein Teufel nimmt es auf sich, Faust, der so leicht nicht zu verführen sein möchte, in 24 Stunden der Hölle zu überliefern. — Erster Aufzug. 1. Auftritt: Faust unter seinen Büchern bei der Lampe. Schlägt sich mit verschiedenen Zweifeln aus der scholastischen Weltweisheit. Wiederholt seine schon vielfältig versuchte Beschwörung des Teufels. — 2. Auftritt: Ein Geist steigt aus dem Boden, mit langem Barte, in einen Mantel gehüllt: Wer beunruhiget mich? Wo bin ich? Ist das nicht Licht, was ich empfinde? — Der Geist läßt Faust ohne Belehrung. — In einem 3. Auftritt erscheint ein Dämon, in einem 4. ein Teufel. — Im 3. Auftritt des zweiten Aufzugs befragt Faust sieben Geister der Hölle, wer von ihnen der schnellste sei. Die Schnelligkeit von sechsen genügt ihm nicht.

Der siebente Geist: Unzuvergnügender Sterblicher, wo auch ich dir nicht schnell genug bin —
Faust: So sage: wie schnell?
Der siebente Geist: Nicht mehr und nicht weniger, als der Übergang vom Guten zum Bösen.
Faust: Ha! Du bist mein Teufel! So schnell als der Übergang vom Guten zum Bösen! — Ja, der ist schnell; schneller ist nichts als der — Weg von hier, ihr Schnecken des Orkus! Weg! — Als der Übergang vom Guten zum Bösen! Ich habe es erfahren, wie schnell er ist! Ich habe es erfahren!

Sodann kommt noch die Angabe Goethes zu Eckermann (10. 2. 1829) in Betracht: ‚Der Faust entstand mit meinem Werther.' Da dies kein gleichzeitiges Abfassen beider Dichtungen bedeuten kann, so dürfen wir annehmen, Goethe habe das Jahr 1773 gemeint, in dem sich ja tatsächlich der Werther in ihm vorbereitete.

Endlich muß auf Wielands lyrisches Drama ‚Die Wahl des Herkules' (1773) verwiesen werden, aus dem so manches Wort in den Faust hinübersummte.

Hiernach und aus einer Reihe anderer Beweise ergibt sich für die äußere Entstehungsgeschichte des Faust in den Umrissen etwa folgendes.

Die Faustsage. — Durch die Jahrtausende vorchristlicher und christlicher Geschichte raunt eine düster-wilde Sage von sündvollem Begehren eines Menschen über die Menschheitgrenzen hinaus nach Gaben und Wunderwerken, die nur der Gottheit innewohnen; vom Einsatz der Menschenseele an die außermenschlichen, die höllischen Mächte, um dafür auf Erden Genuß ohne Schranken und Übermenschenkraft zu gewinnen. Die Griechen ersannen sich ihren Übermenschen Prometheus, der sich selbst dem obersten der Götter widersetzt; sie erzählten von Ikarus, der sich auf künstlichen Flügeln über die Erde emporschwingt. Von Israels König Salomo berichtet der Talmud gespenstischen Verkehr mit unheimlichen Geistern jenseit der Menschheit. Und durch das ganze Mittelalter, ja bis in die Nähe der Neuzeit zieht sich der Glaube an die Beschwörerkunst, an die Möglichkeit außerordentlicher Menschen, Herrschaft über gute und böse Geister zu gewinnen: der Glaube an die weiße und die schwarze Magie. Uralt ist auch der Glaube, daß die höllischen Mächte die Seelen der Menschen zu umstricken und zu gewinnen trachten. So darf man sagen: dies ist der eigentliche dramatische Menschheitstoff, das Streben über das gegenwärtige menschliche Vermögen empor, der Werdegang des Menschengeschlechts zu einer höchsten Vollkommenheit. Vereinzelte Ungeduldige begnügen sich nicht mit dem ihnen zu langsamen stetigen Stufengange: sie wollen die Schranken ihrer Zeit durchbrechen und rufen den Beistand der Unterirdischen an.

Die älteste christliche Gestalt des Faustgedankens ist der samaritanische Zauberer Simon in der Apostelgeschichte (Kapitel VIII, 9 usw.). In den sogenannten ‚Clementinischen Rekognitionen', einem altchristlichen Roman, versucht Simon vor dem Kaiser Nero einen Menschen künstlich zu schaffen, also einen Homunkulus, macht Flugversuche, vermählt sich mit der Helena und erzeugt mit ihr einen Sohn. — In der deutschen Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts wird der Inhalt jenes altchristlichen Romans von ‚Simon dem Gaukeläre' ausführlich nacherzählt. — In einem griechischen frommen Roman der Kaiserin Eudokia aus der Mitte des 5. christlichen Jahrhunderts schließt der Zauberer Cyprianus von Antiochia Bündnisse mit den Dämonen, wird aber durch die heilige Justina zum Christentum bekehrt

und gerettet. Calderons Drama Der zauberkräftige Magier (1637) ist aus dieser Umformung der Faustsage entstanden.

In der deutschen Literatur kommt der Stoff in künstlerischer Form zuerst in einer der lateinischen Dichtungen der Gandersheimer Nonne Roswitha im 10. Jahrhundert vor: in der Legende von der Bekehrung und wunderbaren Erlösung eines mit dem Teufel verbündeten, reuevollen Sünders Theophilus, des Bistumverwesers von Cilicien.

Ähnliche mehr oder minder dichterische Gestaltungen dieses Stoffes ziehen sich durch den Ausgang des Mittelalters bis tief in das erste Jahrhundert nach der Reformation. Der englische naturforschende Philosoph Roger Baco, der Regensburger Bischof Albertus genannt der Große, beide im 13. Jahrhundert, galten für mächtige Geisterbeschwörer, und im 16. Jahrhundert wurde der Abt Johannes Trithemius von Sponheim für einen gewaltigen Zauberer gehalten. Noch später wußte sich der philosophierende Arzt Paracelsus als einen Meister über das Geisterreich in Ansehen zu setzen.

Die Reformation steigerte den Glauben an den Teufel und seine Macht; fühlte sich ja Luther fortwährend im Kampfe mit einer Welt voll Teufel. Das angebliche Erscheinen des Satans in der Zelle des ‚Junkers Georg‘ auf der Wartburg war kein übles Vorbild für Faust und Mephistopheles. — Bemerkenswert ist, daß in den Faustdichtungen vor der Reformation der unselige Mensch, der verblendet sich mit der Hölle eingelassen hat, der List des Teufels zum Trotz gerettet wird, meist durch die heilige Jungfrau: durch das Ewigweibliche. Am Ausgange des Mittelalters verschwindet dieser Abschluß der Sage, und seit der Zeit der Humanisten verfällt der Teufelsbeschwörer zuletzt rettungslos dem Teufel.

Der geschichtliche Faust. — Der ohne sein Verdienst berühmteste jener angeblichen Teufelsbündler mit dem unsterblich gewordenen Namen Faust ist eine geschichtliche Persönlichkeit, die manche urkundliche Spur hinterlassen hat. Ein um 1480 in Knittlingen geborener Georg Faust soll in Krakau die Magie studiert haben; Trithemius will ihm 1506 begegnet sein, Faust habe sich genannt ‚Magister Georgius Sabellicus (Sabel, Zabel?), Faustus junior‘. Eine andere Spur zeigt den fahrenden Scholaren an den Universitäten Heidelberg und Erfurt; hier soll er den Studenten Homerische Gestalten leibhaftig vorgeführt und sich seines Bündnisses mit dem Teufel gerühmt haben, ohne daß man ihn zu verbrennen wagte. Einem Fürstbischof von Bamberg hat er 1520 ‚die Nativität gestellt‘ und dafür 10 Gulden erhalten. Aus Ingolstadt verjagt, taucht er 1536 in Würzburg auf. Unter vielen seiner Zauberkunststücke wird auch das von den magisch vorgespiegelten Weintrauben erzählt. Franz von Sikkingen soll ihn gekannt, ihm gar eine Schulmeisterstelle verliehen haben; 1534 hatte sich Philipp von Hutten vor seiner Fahrt nach Venezuela von Faust weissagen lassen. Die Zimmernsche Chronik berichtet noch 1535 von ihm, er sei ‚bei seiner Zeit ein wunderbarlicher Nigromante gewest‘; um 1540 scheint er in Staufen im Breisgau gestorben zu sein, eines natürlichen Todes.

Dieses fahrenden Schwindlers Berühmtheit muß schon vor dem ersten literarischen Bericht über ihn weit ausgebreitet gewesen sein, denn noch vor dem Erscheinen des ersten Faustbuches hören wir von der Karzerstrafe zweier Tübinger Studenten, weil sie eine Komödie von Faust, vielleicht eine sehr unanständige, verfertigt hatten.

Das erste Faustbuch. — Ihren ersten literarischen Niederschlag in deutscher Sprache erzeugte die uralte Sage in dem von einem Drucker Johann Spies 1587 zu Frankfurt am Main ‚cum gratia et privilegio‘ herausgegebenen **Faustbuch**:

> Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwarzkünstler. Wie er sich gegen dem Teufel auf eine benannte Zeit verschrieben — —, bis er endlich seinen wohlverdienten Lohn empfangen. — Allen hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichen Exempel und treuherziger Warnung.

Der eigentliche Verfasser ist unbekannt; der Drucker versicherte, ihm sei die Handschrift ‚durch einen guten Freund von Speyer mitgeteilt und zugeschickt worden‘. Im ersten Jahr wurden von diesem Faustbuch fünf Abdrücke nötig, bald darauf erschienen mehre Erweite-

rungen. — Merkwürdigerweise hat Goethe gerade diese älteste deutsche Urkunde der Faustsage nicht gelesen; auch nicht die überaus breitspurige Umarbeitung zu einem dicken Quartband von einem Georg Rudolf Widmann, der 1599 in Hamburg erschien; ebensowenig vor oder während der Arbeit am Urfaust die Umarbeitung des Widmannschen Werkes durch einen Nürnberger Arzt Nicolaus Pfitzer von 1674.

Wiewohl nun das Spiesische Faustbuch nicht zu den unmittelbaren Quellen des Goethischen Faust gehört, muß es hier etwas näher betrachtet werden, denn auf jenes Buch ist die älteste dramatische Dichtung von Faust zurückzuführen, des Engländers Marlowe Tragödie **Faustus**, mittelbar das Vorbild zu Goethes äußerlichem Dramagerüst.

Das literarisch wertlose Buch von Spies berichtet im wesentlichen allerlei von Faust verübte rohe oder schale Possenstreiche, z. B. die Verwandlung von Pferden in Strohwische, von Brevieren in Kartenspiele, erzählt aber gegen den Schluß auch die Hochzeit mit der griechischen Helena, die Geburt ihres Sohnes von Faust, und läßt den Teufel eine Geistermusik anstimmen, um Fausts Reue zu übertönen. In einer etwas späteren Überarbeitung wird Fausts Faßritt aus einem Weinkeller zu Leipzig und sein Kunststück von den aus vier Tischlöchern fließenden Zauberweinen erzählt. Bei aller Roheit des Inhalts und der Sprache enthält jenes älteste Faustbuch doch schon den tieferen Gedanken der Sage in den dichterischen, der Bibel entlehnten Worten: ‚Faust nahm Adlerflügel an sich und wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden erforschen.‘ So wurde auf deutschem Boden zuerst der uralte formlose Stoff für die höhere Dichtung vorbereitet; bei uns zuerst ‚Sehen wir der alten Sage Mächt'ge Augen aufgetan‘. — Der Teufel, mit dem Faust den höllischen Vertrag schließt, heißt bei Spies Mephostophiles; die Seelenverschreibung erfolgt mit Blut; der Höllenbund wird geschlossen, weil Faust strebt, ‚die Elemente zu spekulieren‘.

Marlowes Faustus. — Auf einem bisher unerforschten Wege muß das Faustbuch von Spies nach England gelangt sein, vielleicht durch die Deutschland schon damals durchziehenden Englischen Komödianten. Um 1590 dichtete ein englischer Stürmer und Dränger, der 1593 verstorbene, nicht zur Vollreife gediehene **Christoph Marlowe**, ein Vorläufer Shakespeares, seinen **Faustus**, von dessen Aufführung im Jahre 1594 wir Kunde haben, und dessen ältester bekannter Druck die Jahreszahl 1604 trägt. Marlowe hatte sich bei aller dichterischen Freiheit ziemlich eng an die Folge der Begebenheiten in dem Buche von Spies gehalten, sogar den ihm doch fremd klingenden Namen Wagner für den Famulus Fausts nachgeschrieben und den Namen Mephostophiles übernommen, der, ähnlich wie bei Goethe, gelegentlich zu Mephosto verkürzt wird. Das Hauptverdienst Marlowes ist der mit kühnem dramatischen Griff geformte klassische Eingang des Faustdramas: Faust allein in seinem Studierzimmer, die Wissenschaft aller Fakultäten durchmusternd und sie alle verwerfend. Fausts erstes Selbstgespräch beginnt bei Marlowe:

Faust: Bestimm' dich, Faust, nun für ein Fach, beginne
Mit Ernst das Studium, das du erwählt.
Da Theolog du bist, bleib es zum Schein;
Doch streb' dem Endziel aller Weisheit nach
Und leb' und stirb' im Aristoteles.
Du, edle Logik, hast mir's angetan!
Bene discurrere est finis logices.
Ist Redekunst der Logik letztes Ziel?
Vollführt kein größ'res Wunder diese Kunst?
So lies nicht weiter; das erreichtest du!
Ein Höh'res ziemet sich für Faustus' Geist.
Weg, Ökumenius! — Komm du, Galen!
Arzt werde, Faust, und häufe Gold auf Gold,
Mach' dich durch eine Wunderkur unsterblich!
Summum bonum medicinae sanitas,
Gesundheit ist der Heilkunst letztes Ziel?
Wie, Faust, das hättest du nicht längst erreicht?
Gleich Monumenten prangen die Rezepte ja,
Durch die du ganzer Städte Retter wardst,
Und mancher Aufgegeb'ne noch genas!
Und doch bist du bloß Faust noch, bloß ein Mensch!
Könnt'st du den Menschen zur Unsterblichkeit
Verhelfen, Tote lassen auferstehn,
Dann wär' die Kunst wohl deines Rühmens wert.
Fort mit der Heilkunst! —

Nicht besser ergeht es der Jurisprudenz und Theologie, bis Faust seine Zuflucht nimmt zur fünften Fakultät, der Magie:

Ihr Zauberbücher, schließt den Himmel auf!
Ihr Linien, Zirkel, Zeichen und Figuren,
Ihr seid's, die Faust am meisten sich ersehnt!
O, welche Welt des Nutzens und der Lust,
Der Macht und Ehre und Allwissenheit
Erschließt sich da dem lernbegier'gen Kopf!

Was sich von einem Pol zum andern regt,
Soll alles mir gehorchen! — Kaisern, Königen
Gehorcht man nur in ihres Reichs Bezirk;
Doch dessen Macht, der diese Dinge kennt,
Sie reicht so weit hin, wie des Menschen Geist,
Ein Halbgott ist der Jünger der Magie,
Drum will zur Gottheit ich empor durch sie!

Für manchen merkwürdigen Zusammenklang zwischen Goethe und dem ihm lange unbekannt gebliebenen Marlowe fehlen uns die Bindeglieder, so zwischen den höllischen Latwergen des deutschen Faust zur Zeit der Pest und Fausts Worten bei Marlowe: ‚Gesundheit ist der Heilkunst letztes Ziel. Wie, Faustus, hast du nicht dies Ziel erreicht? Hängen nicht deine Rezepte zum Denkmal In mancher Stadt, die sie der Pest entrissen Und retteten aus tausend grimmen Seuchen?‘

Vom Inhalt des Marloweschen Dramas noch so viel: Mephostophiles erscheint dem beschwörenden Faust; Höllenpakt, Verlangen Fausts nach Sinnengenuß, Ansehen und Macht; Zauberreise durch die Länder, zuletzt nach Rom; Heraufbeschwörung der Könige Alexander und Darius vor dem Kaiser; Zauberspäße von rohester Art; Abschiedsmahl mit seinen Schülern; Erscheinung der Helena; vergebliche Reue Fausts in der letzten Vertragstunde; um zwölf Uhr nachts kommen die Teufel und zerreißen Faust.

Marlowes Drama ist ein so stilloses Gemisch aus echtdichterischen Stellen und platten Albernheiten, daß die Annahme einer späteren Verderbung seines ursprünglichen Werkes nicht ausgeschlossen ist. Jedenfalls war vor Lessing Marlowe der Einzige, der die Tiefe des Stoffes erkannt hatte. Bemerkenswert ist, daß bei ihm vor und nach dem Teufelspakt der gute und der böse Engel zu Faust sprechen, eine in die Puppenspiele von Faust übergegangene Wendung, die Goethe so erschütternd auf Gretchen übertrug. — Goethe lernte Marlowes Faust erst 1818 in einer Übersetzung von Wilhelm Müller kennen.

Puppenspiele von Faust. — Das Marlowesche Drama wurde seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts in vergröbernden und verzerrenden Bearbeitungen von den Englischen Komödianten allenthalben in Deutschland aufgeführt; Faustspiele gehörten bis tief ins 18. Jahrhundert zum festen Bestande der deutschen Volksbühne. Wie alles Volkstümliche waren sie Gottsched ein Greul: ‚Das Märchen vom Dr. Faust hat lange genug den Pöbel belustiget und man hat ziemlichermaßen aufgehört, solche Alfanzereien anzusehen‘ (in der Kritischen Dichtkunst von 1730); das ‚man‘ galt nur für seinesgleichen. Das älteste Volkschauspiel vom Faust in deutscher Sprache stammt aus dem Jahr 1604; 1626 wurde es in Dresden aufgeführt; eine Darstellung auf dem Frankfurter Puppentheater ist für den Winter 1756/57 nachgewiesen. Dann hören wir von einer Aufführung in Frankfurt am Main 1768 mit einem Faust in seinem ‚Musaeo‘, die der aus Leipzig nach Frankfurt zurückgekehrte Student Goethe gesehen haben kann. Aufführungen in Straßburg sind für den Winter 1770 auf 1771 beglaubigt. So erklärt sich denn aufs beste Goethes Satz in Dichtung und Wahrheit: ‚Die bedeutende Puppenspielfabel des andern (Faust) klang und summte gar vieltönig in mir wieder.‘

Solcher Anklänge an das Puppenspiel finden sich in Goethes Faust überraschend viele. Schon Lessing hatte den Auftritt, worin Faust die verschiedenen Teufel nach ihrer Schnelligkeit befragt, einem Puppenspiel Faust entnommen. Es gibt nachgeschriebene Texte der Faustspiele, aus deren einem der Eingang hier wiedergegeben sei:

Erster Aufzug. Erster Auftritt.

Faust (in seinem Studierzimmer):
Soweit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht,
Daß ich allerorten werd' ausgelacht.
Alle Bücher durchstöbert von vorn bis hinten
Und kann doch den Stein der Weisen nicht finden.
Jurisprudenz, Medizin, alles umsunst,
Kein Heil als in der negromantischen Kunst.
Was half mir das Studium der Theologie?
Meine durchwachten Nächte, wer bezahlt mir die?
Mich fördert nicht der Fleiß im Wissen,
Und dazu noch Not und schmale Bissen.
Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe
Und weiß vor Schulden nicht wo ich bleibe.
Ich muß mich mit der Hölle verbinden
Die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen.
Aber um die Geister zu zitieren,
Muß ich mich in der Magie informieren.

(Nach Fausts Abschwörung Gottes und Unterzeichnung des Paktes mit der Hölle):

Schutzgeist: Betörtes Menschenkind, einst rein und sonder Fehle,
Verloren ewiglich ist deine arme Seele.
Geschaffen Gott, zu schaun und aller Himmel Lust',
Sinkst du dem Abgrund zu: ich traure den Verlust.

(Nach einem Abdruck in den Deutschen Volksbüchern von K. Simrock).

Fast alle Faustspiele beginnen mit dem von Marlowe geschaffenen verzweiflungsvollen Selbstgespräche Fausts. In einem der Volkstücke findet sich eine Art Vorspiel in der Hölle. Studenten, in Wahrheit Höllengeister, besuchen Faust; das verlockende Wort Eritis sicut deus ertönt; Fausts Famulus heißt, wie schon bei Spies, Wagner. Auch den Selbstmordversuch; ja schon Mephistos Hundsgestalt; das Konzert, das Mephisto für Faust anstimmen läßt; das Anbohren der Tischplatte zum Heraussprudeln der Weine; das Messer zum Abschneiden vorgegaukelter Trauben; Fausts Auftreten am Hofe des Kaisers (bei Marlowe Karl V., in den Puppenspielen meist Maximilian) entnahm Goethe, der „große Nehmer" alles brauchbaren Rohstoffes, mit gutem Grund und rechtem Griff dem Faustspiel seines Volkes.

Andere Quellen. — Faust-Stoff und Faust-Form hatten sich Goethen seit der frühen Jünglingszeit in den verschiedensten Gebilden aufgedrängt. Im Auerbachskeller zu Leipzig, auf dem er eine Zeitlang fast täglich lag (S. 37), hatte er die angeblich aus dem 16. Jahrhundert stammenden, in Wahrheit viel jüngeren Wandbilder aus Fausts Leben gesehen. In den Frankfurter Jahren zwischen Leipzig und Straßburg einen Haufen ‚mystischer, chemisch-alchimischer Bücher' gelesen, in denen reichlich von Teufelsbündelei die Rede war. In Straßburg hatte Goethe sein dichterisches Sprachgefühl an Luthers Prosa und Hans Sachsens Knittelversen genährt. An die furchtbaren Eindrücke im Straßburger Anatomiesaal und an alles, was mit der Erregung der jugendlichen Dichtergemüter über das Schicksal der unehelichen Gebärerinnen und Kindesmörderinnen zusammenhing (S. 62), muß hier nachdrücklich erinnert werden. Von dem ersten Eindruck des Münsters ‚als Hintergrundes zu solchen Dichtungen' war schon die Rede (S. 58). Im Frühling 1770 setzte Goethe, laut Einträgen in den Ephemeriden, das Gelese der mystisch-kabbalistischen Literatur fort. Zur selben Zeit führte eine reisende Theatergesellschaft in Straßburg das Volkschauspiel ‚Dr. Faust' auf. ‚Nun trug ich diese Dinge so wie manche andre mit mir herum und ergetzte mich daran in einsamen Stunden, ohne jedoch irgend etwas davon aufzuschreiben' (Dichtung und Wahrheit).

Allerlei kleine örtliche Züge in Goethes Faust lassen sich gar wohl auf Straßburg deuten; gute Kenner altstraßburgischer Verhältnisse haben sie im einzelnen aufgespürt. Für Frau Martha Schwerdtlein mag es ein Straßburger Vorbild gegeben haben: in Lenzens Hofmeister von 1774 gibt es ein altes Weib Martha als Beschützerin einer unehelichen Mutter, die sich als ‚Gretel' verbirgt; der Straßburger Heinrich Wagner nennt in seiner Kindermörderin eine ähnliche Gestalt ‚Frau Marthan'. Diese drei Marthen können ihre Namen dem Zufall verdanken; sie können mit noch größerer Wahrscheinlichkeit aus einer den drei Dramatikern der unehelichen Mutter gemeinsamen Straßburger Lebensquelle geflossen sein.

Die Enthauptung einer Kindesmörderin hat Goethe 1772 in Frankfurt erlebt; braucht man zu sagen, daß auch dieser abgeschlagene Mädchenkopf auf die Dichterseele mit den endlosen Nachschwingungen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat?

Die Arbeit am Urfaust. — Verstehen wir hierunter die innere Arbeit vor der ersten Niederschrift, ja die ersten Spuren des Gedankens an einen Faust, der Sage oder der Dichtung, so ist zu erinnern, daß Goethe schon in den ‚Mitschuldigen' (3, 6) den Söller sagen läßt:

— Ach, wüßt' ihr, wie mir's graust,
Es wird mir siedend heiß. So war's dem Doktor Faust
Nicht halb zu Mut.

Unbestimmbar ist die genaue Zeit der ersten Niederschrift. Nach seiner Art wird sich der Straßburger Student schon zur Zeit des Verkehrs mit Herder ernstlich mit dem Plan eines Faustdramas getragen haben; im 10. Buche von Dichtung und Wahrheit berichtet er von den ‚Gegenständen, die sich bei ihm eingewurzelt hatten und sich nach und nach zu poetischen Gestalten ausbilden wollten. Es waren Götz von Berlichingen und Faust'. Im 12. Buche wird

Faust sogar an erster Stelle genannt: ‚Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen.‘ Der Faust jener ersten Straßburger Zeit wäre, ähnlich wie bei Marlowe, in der verzweifelnden Philosophie und im Bündnis mit der Hölle stecken geblieben, wäre so wenig wie Marlowes Faustus zu einem Drama reinmenschlichen Inhalts erblüht, wenn nicht zu dem doch nur Erlesenen, Gesehenen, Gedachten das entscheidende Lebensereignis mit Friederike-Gretchen getreten wäre. Erst in dem Augenblick, wo diese beiden Stoffmassen sich berührten, fand das „Zusammenschießen‘ statt, das Goethe als die Geburt seines Werther bezeichnet hat. Die innere Vorarbeit war vollendet, die schriftliche Ausführung konnte jeden Tag beginnen, oder sie konnte noch Jahre anstehen, — Goethes Drama Faust des inneren Erlebnisses war als Keim, ja schon keimend da. Wer allerdings das in Straßburg Geschaute, z. B. den aufbewahrten Kopf einer Kindesmörderin, jedes Eindruckes auf einen Dichter von Goethes Art für bar erklärt; vollends wer den Erleber aller seiner großen Schöpfungen diese seine größte, die Gretchentragödie, reinweg als Verwirklicher von etwas Poetischem schaffen läßt, statt umgekehrt als poetischer Umgestalter der Wirklichkeit, dem muß die Innenarbeit am Faust allzeit ein Buch mit sieben Siegeln bleiben.

Über den Beginn und Fortgang der Niederschrift haben wir eine Reihe zeitgenössischer Angaben, die das Entstehen des Faust auf dem Papier etwa in das Ende von 1773 oder den Anfang von 1774 verlegen. In einem Briefe vom 1. März 1788 an Karl August nennt Goethe selbst das Jahr 1773 als die Zeit seines jugendlichen Schaffens am Faust, was jedoch nicht unbedingt als Niederschreiben zu deuten ist, wie ja auch die Angabe eines gleichzeitigen Entstehens des Faust und des Werther auf die geistige Brütezeit gedeutet werden darf. Im Sommer 1773 erwidert Gotter, einer der Wetzlarer Freunde, auf Goethes Begleitepistel zur Übersendung des gedruckten Götz:

— Schick' mir dafür den Doktor Faust,
Sobald dein Kopf ihn ausgebraust!

Für 1774 haben wir Berichte von Lavater und Boie über Fertiggewordenes vom Faust; auch Klopstock hat im Herbste 1774 auf der Reise nach Karlsruhe einige Auftritte durch Vorlesen Goethes kennen gelernt. Im Dezember 1774 schrieb Knebel an Bertuch: ‚Ich habe einen Haufen Fragmente von ihm (Goethe), unter andern zu einem Doktor Faust, wo ganz ausnehmend herrliche Szenen sind.‘ Fritz Jacobi lernte zu Anfang 1775 das damals Fertige vom Faust kennen und war begeistert; im September 1775 schrieb Goethe an Auguste Stolberg: ‚Da ich aufstund, war mir's gut, ich machte eine Szene an meinem Faust.‘ Und da in demselben Briefe von einem Zustande des Dichters gleich dem einer Ratte die Rede ist, die Gift gefressen hat, so wird mit durchaus nicht zwingendem Grunde angenommen, daß Goethe an jenem Tage Branders Rattenlied gedichtet habe.

Im Oktober 1775 benachrichtigte Goethe Merck: „Hab' am Faust viel geschrieben.‘ Kurz zuvor hatte Merck in Frankfurt den Urfaust zu lesen bekommen, dessen Kerkerszene ihn in höchstes Erstaunen setzte. Unter dem starken Nachklang schrieb er im Januar 1776 an Nicolai: ‚Sein Faust ist ein Werk, das mit der größten Treue der Natur abgestohlen ist. — Ich erstaune, so oft ich ein neues Stück zu Fausten zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst und Dinge macht, die ohne den großen Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Mutwillen ohnmöglich wären.‘

Wir begleiten den Urfaust noch bis in die ersten Weimarer Tage und lesen in einem Briefe von Fritz Stolberg an seine Schwester Henriette vom Ende November 1775: ‚Einen Nachmittag las Goethe seinen halbfertigen Faust vor. Es ist ein herrliches Stück. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen.‘

Ganz unhaltbar sind alle aus Anklängen an Briefstellen und andern Aussprüchen Goethes in den ersten Faustjahren gefolgerte Zeitangaben für die Niederschrift einzelner Stellen im Urfaust. So oft in diesem ein besonders burschikoser Ausdruck vorkommt, wie namentlich in dem Auftritt des Mephistopheles mit dem Schüler, werden von manchen Erklärern die Straßburger oder gar die Leipziger Studentenjahre Goethes als Entstehungszeit angesetzt. Wenn

z. B. in der Schülerszene von der Encheiresis naturae gesprochen wird, einem Lieblingsausdruck des Straßburger Professors Spielmann, bei dem Goethe Chemie hörte, so folgt mit nichten daraus, daß die Schülerszene in Straßburg entstanden ist. Es ist auch keineswegs sicher, daß die Schülerszene oder die noch derbere in Auerbachs Keller früher als die edelsten Stellen des Urfaust gedichtet wurden. Ein Künstler, gar einer wie Goethe, beherrscht zu gleicher Zeit mehr als einen Stil, und nichts ist natürlicher, als daß er, der für Auftritte mit derbem Inhalt sich einer derben Ausdrucksweise bediente, an demselben oder am nächsten Tage für einen Auftritt abgeklärter Stimmung die reinsten lyrischen Töne anschlug. Wer hingegen das erste Selbstgespräch im Faust oder im Urfaust mit seinem durch alle Stilregister auf und absteigenden Ausdruckswechsel für ein Erzeugnis verschiedener, zeitlich folgender Stilschichtungen erklärt und mit den vermeintlich feinsten Scheidekünsten der Wissenschaft auseinanderzuschichten sich unterfängt, der hat von der Seele, von der Kunst, ja nur vom Handwerk eines Dichters keine Ahnung.

Der Urfaust. — So wird der Einfachheit wegen genannt die Göchhausensche Abschrift eines Faust von Goethe (S. 171), wahrscheinlich der von ihm 1775 nach Weimar mitgenommenen Urhandschrift seines halbfertigen Faustdramas. Die Vorlage dieser Abschrift hat Goethe vernichtet. Der Titel Urfaust mag gelten, jedoch mit den Einschränkungen: wir wissen nicht genau, aus welcher Zeit die Abschrift stammt; wissen ebenso wenig, ob dieser abschriftliche Urfaust alles enthält, was Goethe in ganz oder halb fertiger Form nach Weimar mitnahm. Es mag manches darin sein, was erst in Weimar entstand; vieles mag fehlen, was Goethe schon angelegt oder fertig nach Weimar brachte oder später in Weimar vollendete, jedoch der Abschreiberin nicht mitzuteilen beliebte. Fraglich ist ferner, ob die Abschrift der Göchhausen genau der von Goethe beabsichtigten Reihenfolge der Auftritte entsprach. Der später weggelassene kleine Auftritt des Urfaust zwischen Auerbachskeller und erster Begegnung mit Gretchen:

Landstraße. Ein Kreuz am Wege.

Faust: Was gibt's, Mephisto, hast du Eil?
Was schlägst vorm Kreuz die Augen nieder?

Mephisto: Ich weiß es wohl, es ist ein Vorurteil,
Allein genug, mir ist's einmal zuwider

mag auf einem losen Blatte gestanden haben, das die Abschreiberin beliebig wo einschob.

Vom Urfaust gibt es bequem zugängliche Abdrücke (z. B. in Witkowskis Faust), deren einer in des Lesers Besitz angenommen wird; zur bequemeren Überschau steht hier die kurze Angabe der Szenenfolge:

Fausts Selbstgespräch (‚Hab nun, ach, die Philosophey'). — Erscheinen des Geistes in der Flamme (‚Wer ruft mir!'). — Faust (zusammenstürzend): ‚Nicht dir!' — Wagner (Verzeiht! ich hört' Euch deklamieren) und Faust. — Mephistopheles und Student (‚Ich bin allhier erst kurze Zeit'). — Auerbachs Keller (Frosch: Will keiner saufen,keiner lachen! — Faust und Mephistopheles treten herein; Faust (nicht Mephistopheles) macht das Weinkunststück. — Landstraße (Faust und Mephisto, vgl. oben). — Straße: Faust und Margarethe (‚Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen'). — Margarethe in ihrem Zimmer (‚Ich gäb' was drum, wenn ich nur wüßt'). — Faust und Mephisto in Gretchens Zimmer (Mephisto: Herein, ganz leise nur herein!). — Faust allein (‚Willkommen, süßer Dämmerschein'). — Margarethe: ‚Es ist so schwül und dumpfig hie' und Gesang des Königs in Thule. — Faust und Mephistopheles (‚Bei aller verschmähten Lieb'! beim höllischen Element!"). — Nachbarinhaus. Marthe: ‚Gott verzeih's meinem lieben Mann.' Margarethe kommt. Mephisto (allein) zu ihnen. — Faust und Mephistopheles (Faust: ‚Wie ist's? Will's fördern, will's bald gehn?'). — Garten: Margarethe an Fausts Arm. Marthe mit Mephistopheles auf und ab spazierend. — Ein Gartenhäuschen: Margarethe, Faust. — Gretchens Stube: ‚Meine Ruh' ist hin.' — Marthens Garten: Religionsgespräch. — Am Brunnen: Gretchen und Lischen mit Krügen. — Zwinger: ‚Ach neige, du Schmerzenreiche.' Dom. Böser Geist: ‚Wie anders, Gretchen, war dir's.' — Nacht. Vor Gretchens Haus. Valentin: ‚Wenn ich so saß bei 'em Gelag.' — Faust und Mephistopheles. Prosaszene. Faust: ‚Im Elend! verzweifelnd!' — Nacht. Offen Feld. Faust: „Was weben die dort um den Rabenstein?' — Kerker. Faust, Gretchen, Mephisto.

In der Abschrift der Göchhausen fehlen also von Hauptstücken des späteren ersten Teiles des Faust: das große Selbstgespräch Fausts bis zum Erklingen der Osterglocken; der Auftritt vor dem Tor; das erste Erscheinen des Mephistopheles; der ganze Höllenpakt; die Walpurgisnacht; die Ermordung Valentins, dessen Auftritt mit den Worten schließt:

Und sollt ich sie zusammenschmeißen,
Könnt' ich sie doch nicht Lügner heißen.

Es ist unwahrscheinlich, daß Goethe den Angelpunkt des Faustdramas: den Bund mit dem Teufel, vor Weimar noch gar nicht angefangen hatte. Die Stelle im Urfaust: ‚Wandle ihn, du unendlicher Geist, wandle den Wurm wieder in die Hundsgestalt!‘ beweist, daß damals der Auftritt mit dem Pudel schon erdacht oder angelegt war, und die Worte Mephistos gegen den Schluß: ‚Über der Stätte des Erschlagenen schweben rächende Geister, die auf den rückkehrenden Mörder lauern‘, lassen keinen Zweifel, daß auch die Ermordung Valentins schon geplant oder gedichtet war. Manches spricht dafür, daß von den Stücken, die zuerst in dem frühesten gedruckten Faust-Bruchstück, von 1790, erschienen, einiges schon bei der Übersiedelung nach Weimar angelegt oder fertig war. Goethe wird solche halbfertigen Stücke der Abschreiberin nicht übergeben haben.

Von wichtigsten Verschiedenheiten zwischen Urfaust und erstem gedruckten Faust-Bruchstück ist zu vermerken: im Auerbachskeller treibt Faust die Zauberspäße mit den Weinen; sie wurden später mit feinem Bedacht dem Mephisto zugewiesen; — der erschütternde Auftritt ‚Dom‘ trägt im Urfaust die Überschrift ‚Exequien der Mutter Gretchens‘, welche gar zu furchtbare Wendung später gestrichen wurde.

Die Form des Urfaust ist im wesentlichen die gleiche wie im gedruckten Faust: der einfache deutsche Reimvers, den Goethe zum Teil von Hans Sachs gelernt, aber mit nie genug zu bewundernder Formkunst aus seiner plumpen Gleichtönigkeit gelöst, in anmutig spielende oder ernst und wuchtig hinschreitende Freiheit gewandelt und so mannigfaltig gestaltet hat, daß man seinen Ursprung aus dem Knittelvers ganz vergißt.

Man darf nicht sagen, Goethe verdanke diesen reichen urdeutschen Vers nur oder überwiegend Hans Sachs. In einem langen Versbrief an Friederike Öser (1768) stehen lange Versreihen ähnlich denen im Faust, und in seinen Fastnachtspielen und gereimten Satyrdramen mag man Vorübungen zur Form des Faust erblicken. Wie weit aber läßt Goethe schon im Urfaust sein bescheidenes Vorbild Hans Sachs hinter sich! In dem ersten Selbstgespräch Fausts, in den Worten des erscheinenden Geistes, dann in dem sich anschließenden Gespräche mit Wagner —: einfacher Knittelvers gefolgt von getragenen Versreihen; kurze, abgerissene Rhythmen der Beschwörung (Es wölbt sich über mir. Der Mond verbirgt sein Licht! Die Lampe schwindet!), wechselnd mit feierlichen Versen des Geistes (Du flehst eratmend mich zu schauen, Meine Stimme zu hören, mein Antlitz zu sehn, Mich neigt dein mächtig Seelenflehn); dann wieder die kurzen Verswellen des Geistes (Wall ich auf und ab, Webe hin und her, Geburt und Grab, Ein ewiges Meer).

Dieser so mannigfaltige kerndeutsche Vers, dem fünffüßigen Jambus so hoch überlegen, für ein Menschheitdrama wie Faust so unersetzlich wechselvoll, schrumpft und schwillt vom doppelsilbigen Takt zum zwölfsilbigen Alexandriner, spielt zwischen jambischen, trochäischen, daktylischen, anapästischen Maßen und allen ihren Unterarten mit überlegner Meisterschaft hin und wieder. Dazwischen rauscht rhythmisch gegliederte reimlose Prosa, wie Goethe sie im Egmont und in der ersten Iphigenie liebte, Stellen im Urfaust wie: ‚Auf, oder ihr seid verloren, meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf‘, die erst später in Reimverse verwandelt wurden.

Lyrische Stücke, die aber nicht wie opernhaft willkürliche Einlagen erscheinen, sondern aus der Handlung und Stimmung herausklingen, durchbrechen die Gesprächsverse; und wo Stoff und Ton sie fordern, tritt die schlichte Prosa in ihr Urrecht. Noch im gedruckten Faust von 1808 ließ Goethe die derbe, erregte, überwiegend sachliche Prosa des Auftrittes zwischen Faust und Mephistopheles (Trüber Tag. Feld. Faust: „Im Elend! Verzweifelnd! Erbärmlich auf der Erde lange verirrt!‘) mit Kunstmeistersinn stehen.

Die Prosaform der Kerkerszene im Urfaust mußte in dem vollendeten ersten Teil des Faust von 1808 dem Verse weichen, der dann allerdings durch seine höchstgesteigerte Natürlichkeit sich selbst beinah vergessen macht. Dem mittlerweile an das stilisierende Abtönen gewöhnten Weimarer Stilklassiker erschien die atemlose Prosa jenes Auftrittes im Urfaust als übertragisch, als völlig zermalmend:

Margarethe: Küsse mich! Kannst du nicht mehr küssen? Wie! Was! Bist mein Heinrich und hast's Küssen verlernt! Wie sonst ein ganzer Himmel mit deiner Umarmung gewaltig über mich eindrang. Wie du küßtest, als wolltest du mich in wollüstigem Tod ersticken. Heinrich, küsse mich, sonst küss' ich dich (sie fällt ihn an). Weh! Deine Lippen sind kalt! Tot! Antworten nicht!

Faust: Folge mir, ich herze dich mit tausendfacher Glut. Nur folge mir.

Margarethe (sie setzt sich und bleibt eine Zeitlang still): Heinrich, bist du's?

Faust: Ich bin's, komm mit.

Margarethe: Ich begreife nicht! Du? Die Fesseln los! Befreist mich. Wen befreist du? Weißt du's?

Faust: Komm! Komm!

Margarethe: Meine Mutter hab' ich umgebracht! Mein Kind hab' ich ertränkt. Dein Kind! Heinrich! — Großer Gott im Himmel, soll das kein Traum sein! Deine Hand, Heinrich! — Sie ist feucht. Wische sie ab, ich bitte dich! Es ist Blut dran. Stecke den Degen ein! Mein Kopf ist verrückt.

Faust: Du bringst mich um.

Margarethe: Nein, du sollst überbleiben, überbleiben von allen. Wer sorgte für die Gräber! So in eine Reihe, ich bitte dich, neben die Mutter, den Bruder da! Mich dahin und mein Kleines an die rechte Brust. Gib mir deine Hand drauf, du bist mein Heinrich.

Faust (will sie wegziehen): Fühlst du mich! Hörst du mich! Komm, ich bin's, ich befreie dich.

Margarethe: Da hinaus.

Faust: Freiheit!

Margarethe: Da hinaus! Nicht um die Welt. Ist das Grab draus, komm! Lauert der Tod, komm! Von hier ins ewige Ruhebett, weiter nicht einen Schritt. Ach, Heinrich, könnt' ich mit dir in alle Welt!

Faust: Der Kerker ist offen, säume nicht.

Margarethe: Sie lauern auf mich an der Straße am Wald.

Faust: Hinaus! Hinaus!

Margarethe: Ums Leben nicht. — Siehst du's zappeln! Rette den armen Wurm, er zappelt noch! — Fort! geschwind! Nur übern Steg, gerad' in Wald hinein, links am Teich, wo die Planke steht. Fort! rette! rette!

Faust: Rette! Rette dich!

Margarethe: Wären wir nur den Berg vorbei, da sitzt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf! Sie winkt nicht, sie winkt nicht, ihr Kopf ist ihr schwer. Sie sollt' schlafen, daß wir könnten wachen und uns freuen beisammen.

Faust (ergreift sie und will sie wegtragen).

Margarethe: Ich schreie laut, laut, daß alles erwacht.

Faust: Der Tag graut. O Liebchen! Liebchen!

Margarethe: Tag! Es wird Tag! Der letzte Tag! Der Hochzeittag! — Sag's niemand, daß du die Nacht vorher bei Gretchen warst. — Mein Kränzchen! — Wir seh'n uns wieder! — Hörst du die Bürger schlürpfen nur über die Gassen! Hörst du! Kein lautes Wort. Die Glocke ruft! — Krack, das Stäbchen bricht! — Es zuckt in jedem Nacken die Schärfe, die nach meinem zuckt! — Die Glocke, hör'.

Mephistopheles erscheint: Auf, oder ihr seid verloren, meine Pferde schaudern, der Morgen dämmert auf.

Margarethe: Der! der! Laß' ihn, schick' ihn fort! Der will mich! Nein! Nein! Gericht Gottes, komm über mich, dein bin ich! Rette mich! Nimmer, nimmermehr! Auf ewig lebe wohl. Leb wohl, Heinrich.

Faust (sie umfassend): Ich lasse dich nicht!

Margarethe: Ihr heiligen Engel, bewahret meine Seele — mir graut's vor dir, Heinrich.

Mephistopheles: Sie ist gerichtet! (Er verschwindet mit Faust, die Türe rasselt zu, man hört verhallend): Heinrich! Heinrich!

Man hatte aus den im späteren Faust stehengebliebenen vereinzelten Prosastellen mit größter Bestimmtheit auf einen Urfaust in Prosa geschlossen. Der Fund der Göchhausenschen Handschrift hat diese Vermutung vernichtet. Der Möglichkeit, daß dem jetzt vorliegenden Urfaust ein Ururfaust vorausgegangen, widerstreitet Goethes unzweideutiges Wort, er habe ‚die Hauptszenen gleich so ohne Konzept hingeschrieben‘.

Boie, dem Goethe aus dem Urfaust vorgelesen, schrieb in sein Tagebuch (15. 10. 1774): ‚Einen ganzen Tag allein, ungestört mit Goethen zugebracht. — Er hat mir viel vorlesen müssen, ganz und Fragment, — alles mit dem Stempel des Genies geprägt. Sein Dr. Faust ist fast fertig und scheint mir das Größte und Eigentümlichste von allem.‘ Dieses Urteil über den Urfaust nimmt fast alles darüber zu Sagende hinweg. Beim flüchtigen Durchblättern fallen zunächst gewisse Derbheiten, ja überflüssige Roheiten am stärksten auf, so namentlich

in der nach der Art von Hanswursts Hochzeit (S. 127) hingeschleuderten Ausdrucksweise altdeutscher Scholarenrüpelei in der Schülerszene. Goethe verfolgte dabei den Kunstzweck, seinem Faust die Sprachfarbe des 16. Jahrhunderts zu geben, wie mit ähnlichen Kunstmitteln beim Götz. Schon für das Bruchstück von 1790 beseitigte er jenen ‚studentisch aufgeknöpften Ton‘, den er auch aus seinem ersten Egmont entfernt hatte. Überhaupt wurden Sprache und Stil des Faust später gehoben, meist zum künstlerischen Gewinn des Ganzen. Im Urfaust sagt Gretchen: ‚Was Guckguck mag dadrinne sein?‘ statt des späteren: ‚Es ist doch wunderbar! was mag wohl drinne sein?‘ — oder Mephistopheles in der Schülerszene: ‚Bohrt sich selbst einen Esel und weiß nicht wie‘, was nachher in ‚Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie‘ verdeutlicht wurde.

Was aber sind die scharfen Kanten und derben Knubben des Urfaust gegenüber der dichterischen Reife, Kraft und Schönheit, ja schon gegenüber der weisheitvollen Erhabenheit des geistigen Fluges in Goethes höchstem Werke der vorweimarischen Jungmannzeit! Was für plattes Zeug sind daneben die Fauste der andern Stürmer, der Faust des Malers Müller, Klingers verworren mattes ‚Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt‘. Wer zum erstenmal Goethes Urfaust liest, der wird mit freudigem Erstaunen Dutzende der hochpoetischen, der gedanklich abgeklärten Lieblingstellen, der geflügelten Worte finden, die man vor 1887 für die Frucht von Goethes künstlerischer und philosophischer Reife hielt; die meisten schon in der klassisch gerundeten Form, die den Faust zur lebendigsten, weil gefühltesten und behaltbarsten, unter allen größeren deutschen Dichtungen macht. Der Frankfurter, nicht der Weimarer Dichter hat, um nur das Geläufigste herauszugreifen, geprägt: O sähst du, voller Mondenschein, Zum letzten Mal auf meine Pein —; Wie Himmelskräfte auf und niedersteigen, Und sich die goldnen Eimer reichen —; Welch Schauspiel! aber ach ein Schauspiel nur —! In Lebensfluten, im Tatensturm —; So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid —; Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen, — Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen, Wenn es euch nicht von Herzen geht —; Und all die Reden, die so blinkend sind, In denen ihr der Menschheit Schnitzel kräuselt usw.—; Was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist —; Die wenigen, die was davon erkannt usw. —; Der Geist der Medizin ist leicht zu fassen —; Grau, teurer Freund, ist alle Theorie —; das Rattenlied und das Flohlied im Auerbachskeller —; das Einsetzen der Gretchentragödie: Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen —; Gretchens Selbstgespräch: Ich gäb was drum, wenn ich nur wüßt —; Willkommen, süßer Dämmerschein —; Es ist so schwül und dumpfig hie —; Es war ein König in Thule —; Er liebt mich, liebt mich nicht —; Meine Ruh ist hin, Mein Herz ist schwer —; das Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen fast durchweg wie in der späteren Fassung; — das Bekenntnis: Doch alles was mich dazu trieb, Gott! war so gut! ach war so lieb! —; Gretchens Gebet: Ach neige —; das Dies irae, dies illa im Dom —; Fausts Selbstanklage: Ha, bin ich nicht der Flüchtling, Unbehauste. — Endlich die Kerkerszene, deren größere zweite Hälfte auf der vorigen Seite abgedruckt steht.

Der Urfaust bis zum Schlusse der Domszene enthält 1371 Verse; der erste Teil des Faust von 1808, Vorspiel auf dem Theater und Prolog im Himmel abgerechnet, 3499 Verszeilen: in diesen Zahlen drückt sich das äußerliche Verhältnis der Arbeit an den zwei Stufen des ersten Faust aus. Rufen wir uns zurück, daß höchstwahrscheinlich noch ansehnlich mehr Fertiges und Halbfertiges vom Faust nach Weimar mitgebracht wurde, als die Göchhausen zum Abschreiben erhielt, so stellt sich uns schon Goethes erste Faustdichtung dar als die sein gesamtes so reiches und bedeutsames Lebenswerk vor Weimar an Kraft, Tiefe und Fülle überragende Schöpfung der Frankfurter Jahre. Wäre Goethe vor dem Übersiedeln nach Weimar dem deutschen Volke durch den Tod entrissen worden, er würde ohne Iphigenie und Tasso, ohne Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften, selbst ohne Hermann und Dorothea als Deutschlands ursprünglichster, kraftvollster, kunstreichster Dichter, und nicht bloß des 18. Jahrhunderts, gelten müssen.

Dreizehntes Kapitel.

Das letzte Jahr in Frankfurt. — Lili Schönemann.

> Wär' ich das los! — und doch zittr' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte (an Auguste von Stolberg, September 1775).

Im April 1775 verlobte sich der Advokat Wolfgang Goethe mit Elisabeth Schönemann; im Mai schrieb er an Herder: ‚Meinen Ballen spiel' ich wider die Wand, und Federballen mit den Weibern. Dem Hafen häuslicher Glückseligkeit und festem Fuße in wahrem Leid' und Freud der Erde wähnt' ich vor kurzem näher zu kommen, bin aber auf eine leidige Weise wieder hinaus ins weite Meer geworfen.' — An einer andern Stelle seiner Briefe aus jener Zeit steht der Herzensschrei: „Ich muß fort in die freie Welt!", und kurz vor dem Weggang von Frankfurt heißt es in einem Brief an Bürger (18. 10. 1775) von dem sich neigenden Jahre: den ‚zerstreutesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahren, die ich in meinem Leben gehabt habe. Was die menschliche Natur von Widersprüchen sammeln kann, hat mir die Fee Hold oder Unhold, wie soll ich sie nennen? zum Neujahrsgeschenk von 75 gereicht'. Ein glücklicher Bräutigam kann dieser Briefschreiber nicht gewesen sein.

Elisabeth — **Lili — Schönemann** war die am 23. Juni 1758 geborene einzige Tochter, neben vier Söhnen, der Witwe eines Frankfurter Bankherrn, die das ansehnliche Geschäftshaus weiter leitete. Goethes Eltern und die Schönemannsche Familie hatten früher keinen Verkehr gepflegt; die Bekanntschaft des Dichters mit Lili wurde um Neujahr 1775 durch einen Freund herbeigeführt, der ihn zu einem Musikabend bei den Schönemanns mitnahm. Im 16. Buche von Dichtung und Wahrheit erzählt er die Eindrücke des ersten Besuches, dem auf Einladen der Mutter bald ein zweiter folgte, doch auch dieser ‚schien noch kein leidenschaftliches Verhältnis zu weissagen'. Das 17. Buch führt den Bericht über sein bald angeknüpftes Liebesband fort; ebenso ist in den Schlußbüchern von Dichtung und Wahrheit manches darüber nachzulesen. Wer aus Goethes verworrener Unzufriedenheit mit diesem Verlöbnis, aus seinen Klagen in Prosa und Liedern über Unerfreuliches in Lilis Wesen ungünstige Schlüsse auf ihren Charakter ziehen möchte, der sei daran erinnert, daß dieses Mädchen, dessen Natur von der Goethe-Forschung mit feierlichem Ernst zu ergründen versucht wird, bei der Verlobung mit Goethe noch nicht 17 Jahre alt war! Die Liebe zwischen einem Dichter in der ersten Mannesreife und Schaffensfülle, den der erste Schimmer des Weltruhmes zu umleuchten begann, — und einem Mädchen im Backfischalter: dies ist die nicht zu übersehende Wirklichkeit des Verhältnisses, dessen Quälerei und Zerrerei den Entschluß Goethes, die Vaterstadt zu verlassen, so wesentlich bestärkt hat. Als der Bruch eintrat, war Lili ganze 17 Jahre alt.

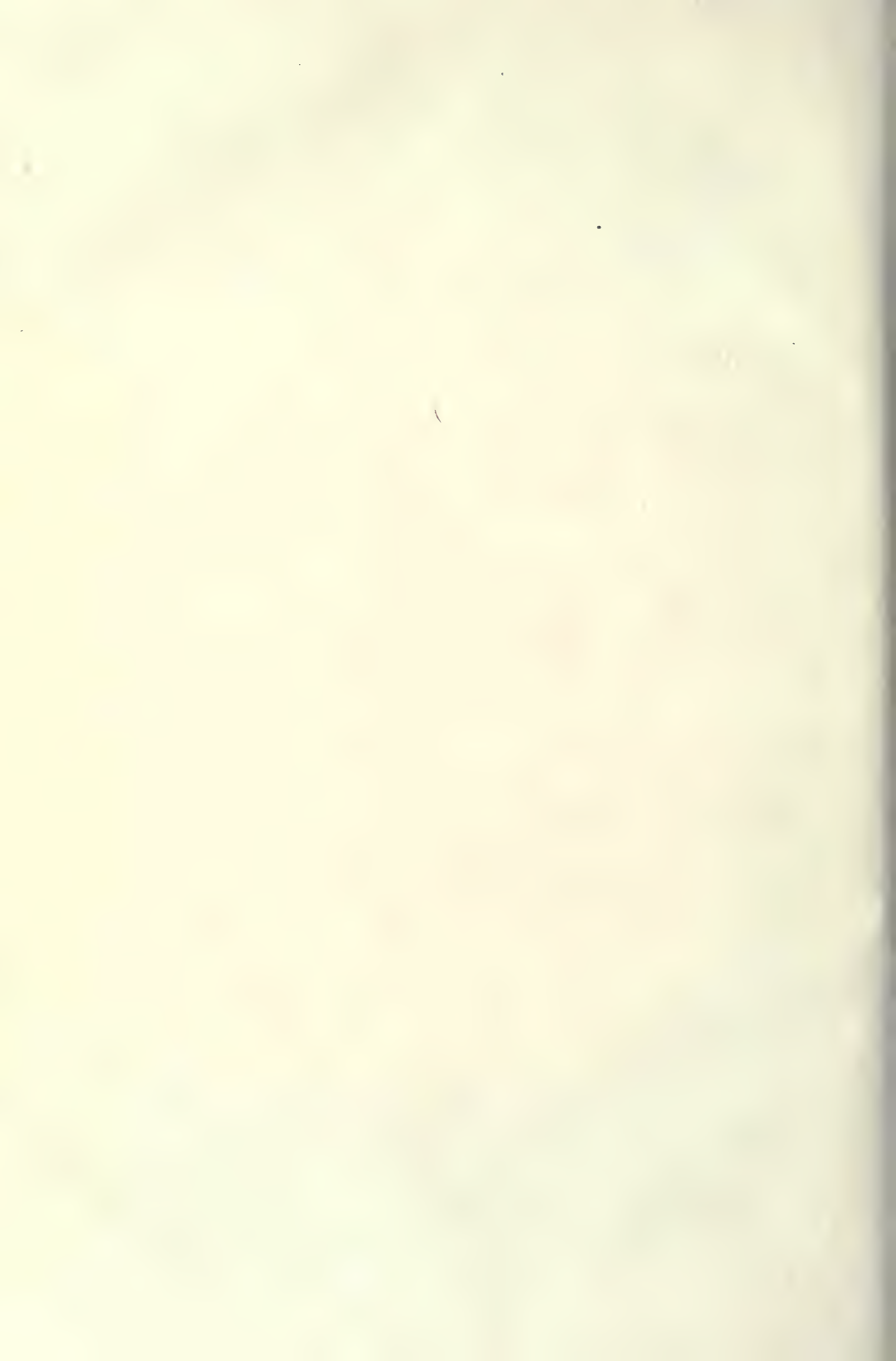
Die häuslichen Verhältnisse der Schönemanns und der Goethes waren sehr ungleich; der Kaiserliche Rat nannte Lili ‚die Staatsdame' und drückte durch diese Bezeichnung den Gegensatz der beiden Lebenskreise scharf aus. Einfachheit und stille kleine Freuden in dem Hause am Hirschgraben, Glanz und rauschende Festlichkeiten in dem Bankpalast am Kohlmarkt. Goethe fühlte sich im Wirbeltanze der Schönemannschen Vergnügungen unbehaglich; in Briefen an die Vertrautesten kehren die Klagen über das hohle Treiben um Lili herum immer wieder:

> Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht; so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe. (An Auguste Stolberg, 13. 2. 1775).

Besonders widerwärtig müssen ihm die Gäste des Hauses gewesen sein, die jungen und die ‚ganz unerträglichen alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum hielten und bei widerwärtigem Tätscheln sogar einen Kuß verlangten, welchem



Anna Elisabetha Schönemann



die Wange nicht versagt wurde'. Eifersucht bei Goethe, schmollende Gekränktheit bei dem Kinde Lili waren die täglichen Leiden dieses Liebesbundes.

Noch etwas anderes, uns, die wir die Laufbahn Goethes in Weimar und seinen Weltruhm kennen, gar lächerlich Erscheinendes: der junge Anwalt Goethe erschien der geld- und rangstolzen Familie Schönemann-d'Orville nicht ganz ebenbürtig. Daß er nebenbei ein Dramen- und Romanschreiber war, machte seine Stellung in dieser Menschenwelt nur noch bedenklicher, denn mit den Taschengelderträgen seiner Dramen und Romane konnte er es dem Aufwande des reichen, sogar über seine Mittel lebenden Hauses der Braut nicht gleichtun. In der ursprünglichen Handschrift von ‚Erwin und Elmire' hat Goethe in einigen absichtlich mit Nichtzutreffendem vermischten Zügen ein Bild von Mutter und Tochter gezeichnet; die Gestalt der Mutter wurde in der zweiten Fassung ganz gestrichen.

(Elmirens Mutter Olimpia): Du, die Du sechse haben kannst für einen, die Du eine Mutter hast, die sagt: nimm, welchen Du wilt von den sechsen, und wenn Dir ein siebenter etwa in die Augen sticht, Dir etwa am Herzen liegt; sag' mir ihn, nenn' mir ihn! Wir wollen sehn, wie wir ihm ankommen. Und doch immer Tränen in den Augen! Bist Du krank, willst mir's nicht sagen? — Elmire: Ich bin ja lustig. (Sie lächelt und wischt sich die Augen).

Weiterhin läßt Goethe Olimpia selbst die Verbildung der jungen Mädchen schildern:

Da führen sie ihre Kinder zusammen. Sie sitzen im Kreis, wie die Damen; trinken ihren Kaffee aus der Hand, wie die Damen; statt daß man sie sonst um einen Tisch setzte und es ihnen bequem machte; so müssen sie anständig sein, wie die Damen, und auch Langeweile haben, wie die Damen: und sind doch Kinder von innen und werden durchaus verdorben, weil sie gleich von Anfang ihres Lebens nicht sein dürfen, was sie sind. — (Endlich noch): Jetzt, da der junge Erwin, der hatte auch solche Knöpfe, es war ihm nirgends wohl. — Keine Schulden hatte er nicht, war sonst auch ein Mensch nicht zur Ausschweifung geneigt. Nur die Unruhe, die Unzufriedenheit mit sich selbst ist's, die ihn ins Elend stürzt. — Seine Geschicklichkeit, sein Fleiß ersetzte den Mangel eignes Vermögens. Hätte er warten können! Er ist von gutem Hause, ihm würd' es an Versorgung nicht gefehlt haben.

Lili-Elmire läßt er dann im Selbstgespräch klagen:

Weh Dir, Elende, die Du ihn zur Verzweiflung brachtest! Wie rein, wie zärtlich war seine Liebe! War er nicht der edelste von allen, die mich umgaben, und liebt' ich ihn nicht vor allen? Und doch konnt' ich ihn kränken, konnte ihm mit Kaltsinn, mit anscheinender Verachtung begegnen, bis sein Herz brach.

Dies ist die unter einem kleinen Opernspiel versteckte Wirklichkeit der zu keinem vollen Glücke bestimmten Liebe Goethes und Lilis. Ergänzt wird der Bericht in Dichtung und Wahrheit sowie in Erwin und Elmire durch einige damals entstandene **Gedichte an Lili**: Neue Liebe, neues Leben (Herz, mein Herz, was soll das geben?); — An Belinden (Warum ziehst du mich unwiderstehlich, Ach, in jene Pracht?), ein Lied, das Goethe Lili singen hörte, als er, eines letzten Abschiedes unfähig, unter ihrem Fenster stand; — Lilis Park; — Wonne der Wehmut (Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!). Der auf der Schweizerreise und in der ersten Weimarer Zeit an Lili gerichteten Lieder ist weiterhin zu gedenken (vgl. S. 185 und 186).

In Dichtung und Wahrheit führt Goethe allerlei über das unglückliche Verhältnis an, ohne daß wir etwas Bestimmtes als entscheidenden Grund für das Lösen dieses Verlöbnisses erfahren, also genau derselbe Vorgang wie bei der Darstellung der Sesenheimer Ereignisse. Die Reise in die Schweiz (S. 186) war eine Flucht, durch die er die Stärke seiner eignen Liebe erproben wollte. Seine Andeutungen im 17. Buch von Dichtung und Wahrheit: ‚Unzulänglichkeit der Mittel, — Kein Verhältnis der Eltern untereinander, — Kein Familienzusammenhang —, Andere Religionsgebräuche (die Schönemanns waren reformiert) —, Andere Sitten' — all dies reicht nicht aus, den aufgeregten Ton mancher Briefe Goethes aus dem Spätsommer 1775 zu erklären. An Gustchen Stolberg schreibt er im September: ‚Unglücklicherweise macht der Abstand von mir das Band nur fester, das mich an sie zaubert.' An dieselbe Empfängerin hatte er aber zuvor geschrieben: ‚Lang halt ich's hier nicht aus, ich muß wieder fort.' Und einmal heißt es gar, anklingend an das Rattenlied im Faust: ‚Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat, sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem Feuer' (vgl. S. 178). Schließlich ruft er Mercks und gar Knebels Hilfe an, um aus Frankfurt wegzukommen.

Diese Verworrenheit des Herzens scheint doch nicht allein von seinem Verhältnis zu Lili

Warum ziehst du mich unwiderstehlich
Ach in jene Pracht,
War ich guter Junge nicht so selig
In der öden Nacht.

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
Und ich dämmert ein

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust
Hatte schon dein liebes Bild empfunden.
Tief in meiner Brust.

Bin ichs noch den du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst.

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur
Wo du Engel bist ist Lieb und Güte
Wo du bist Natur —

hergerührt zu haben; die Briefe Goethes aus dem Sommer und Herbst 1775 verraten ein inneres Schwanken zwischen mehr als einer Sonne und sogar mehr als einem Mond. Da sind zunächst die Briefe an Auguste Stolberg, die mit ihrer ins Verliebte hinüberschwärmenden Anschmiegung (‚Gute Nacht, Engel. Einzigstes, einzigstes Mädchen!‘) recht verfänglich klingen. Gleich darauf folgt die wundervolle Bemerkung: ‚Und ich kenne ihrer viele!‘ Vom Ende Januar 1775, also nach der Bekanntschaft mit Lili, ist z. B. dieses Briefstück an Auguste: ‚Meine Teure, ich will Ihnen keinen Namen geben, denn was sind Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin, oder ein Wort, das einen Komplex von all denen Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl.‘

Maximiliane Brentano war noch nicht ganz vergessen, und an eine Heirat mit Anna Sibylla dachten damals nicht bloß Goethes Eltern. ‚Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältnis zu mehr recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest's nicht aus‘ (an Auguste Stolberg).

Anna Sibylla Münch scheint ihm innerlich etwas mehr geworden zu sein als ‚mein liebes Weibchen im Mariage-Spiel‘. Er wußte oft nicht ein noch aus mit seinem vielseitigen Herzen: ‚Ich! — falle aus einer Verworrenheit in die andere und stecke wirklich mit meinem armen Herzen wieder unvermutet in allem Anteil des Menschengeschickes, aus dem ich mich erst kaum gerettet habe‘ (an Knebel, April 1775).

Erwähnt muß die, nicht unglaubwürdige, Überlieferung werden, daß die letzte, entscheidende Ursache des Bruches die ins Schönemannsche Haus getragene Kunde von den Ereignissen im Sesenheimer Pfarrhause gewesen sei.

Wie schwer Goethen die völlige Trennung von Lili wurde, spricht noch eine Tagebuchstelle (Ebersstadt, 30. 10. 1775) auf der begonnenen Reise nach Italien aus, falls diese Eintragung nicht etwa einer uns verborgen gebliebenen anderen Huldin galt: ‚Und du! wie soll ich dich nennen, dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage? Holde Blume sollst du heißen! Wie nehme ich Abschied von dir? O lebe wohl! Bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden?‘

Noch in der ersten Weimarer Zeit, bevor Charlotte von Stein ihre Herrschaft über sein Herz oder doch seine Phantasie angetreten, dichtete er auf Lili sein ‚Jägers Abendlied‘:

— Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir geschehn.

Aus der selben Zeit (Dezember 1775) ist das Gedicht, nur ein Seufzer in die Ferne:

Holde Lili, warst so lang
All mein' Lust und all mein Sang,
Bist, ach, nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Es steht in einem Brief an den jungen Herzog Karl August, den Vertrauten seines Herzenslebens: ‚Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtelgebirg ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber.‘ — Auch an die Verse beim Übersenden der ‚Stella‘ ist zu erinnern (S. 166).

Einige Monate darauf muß er über das Schönemannsche Haus, schwerlich über Lili, widerwärtige Nachrichten erhalten haben, wie ein Brief an die Fahlmer vom 10. April 1776 andeutet: ‚Von Lili nichts mehr, sie ist abgetan, ich hasse das Volk lang im tiefsten Grunde. Der Zug war noch der Schlußstein. Hol sie (die Verwandten) der Teufel. Das arme Geschöpf bedaur' ich, daß sie unter so einer Rasse geboren ist.‘ — Dann verschwindet sie für Jahre aus seinem Gesichtskreis, bis er im Juli 1778 von Lilis Verlobung mit dem Straßburger Bankherrn von Türkheim erfährt. Die Nachricht macht ihm anscheinend keinen Eindruck: ‚Gestern nachts lieg ich im Bette, schlafe schon halb, Philip bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braut ist!! kehre mich um und schlafe fort. — — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! — So alles zur rechten Zeit‘ (an Frau von Stein).

Auf dem Hinwege der zweiten Schweizerreise (September 1779) fand ein letztes Wiedersehen mit Lili von Türkheim statt:

Den 26. Sonntags treff' ich wieder mit der Gesellschaft zusammen, und gegen Mittag waren wir in Straßburg. Ich ging zu Lili und fand den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen, und ihre Mutter bei ihr. Auch da wurde ich mit Verwunderung und Freude empfangen. Erkundigte mich nach allem, und sah in alle Ecken. Da ich denn zu meinem Ergötzen fand, daß die gute Kreatur recht glücklich verheiratet ist. (An Frau von Stein.)

Dann vergeht ein volles Menschenalter ohne persönliche Fäden zwischen Goethe und Lili, bis er einen Brief von ihr empfängt, worin sie ihm ihren Sohn empfiehlt. Mit warm aufquellendem Gefühl beantwortet er ihren Brief ‚an den verehrungswürdigen Freund' und ihren Ausdruck der ‚in meinem Herzen so unauslöschbar tief eingegrabenen Erinnerung an Ihre Freundschaft' mit den Worten: ‚Erlauben Sie mir, zu sagen, daß es mir unendliche Freude machte, nach so langer Zeit einige Zeilen wieder von Ihrer lieben Hand zu sehen, die ich tausendmal küsse in Erinnerung jener Tage, die ich unter die glücklichsten meines Lebens zähle.' Unter Tränen schrieb er die von Lili handelnden Abschnitte in Dichtung und Wahrheit, und lange nach ihrem Tode — sie starb am 6. Mai 1817 — sagte der Zweiundachtzigjährige nach einem Besuch ihrer Enkelin zu Soret:

Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der Tat die Erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen (!), die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren mit jener verglichen nur leicht und oberflächlich. Ich bin meinem eigentlichen Glücke nie so nahe gewesen, als in der Zeit jener Liebe zu Lili. Die Hindernisse, die uns auseinander hielten, waren im Grunde nicht unübersteiglich, und doch ging sie mir verloren.

Von Lilis späterem Wachstum, dem gemütlichen wie dem geistigen, wissen wir genug, um sagen zu dürfen, sie wäre in der Tat eine edle Lebensgefährtin Goethes geworden. Briefe von ihr an Lavater beweisen den tüchtigen Kern ihres Wesens. Goethes Andenken wirkte tief in ihr nach; zu einer Freundin hat sie 1795 die Worte gesprochen: ‚Ich freue mich, beim Andenken an ihn, das reine Bild, das er durch sein Betragen gegen mich in meine Seele gelegt hat, darin zu wahren, und werde es durch nichts, das mir gesagt werden mag, verwischen lassen.'

Im Juni 1775 begab sich Goethe auf die Flucht vor den Wirren des Herzens: mit den Brüdern Stolberg und ihrem Begleiter, einem Grafen Haugwitz — dem späteren verhängnisvollen Gesandten Preußens in Paris —, reiste er in die Schweiz. In Karlsruhe begegnete er dem Erbprinzen Karl August von Weimar, den er im Dezember 1774 zuerst kennen gelernt hatte, und dessen Braut Luise von Hessen-Darmstadt. Man reiste durch Straßburg, ohne daß Goethen der Gedanke an einen Besuch in Sesenheim kam. Merck, der die Stolberge auf der Durchreise in Darmstadt sah, verhielt sich zu ihnen ‚mephistophelisch querblickend' und verhehlte ihm nicht: ‚Daß Du mit diesen Burschen ziehst, ist ein dummer Streich. Du wirst nicht lange bei ihnen bleiben.' Daran schloß Merck jenen in den Urgrund von Goethes Dichterwesen eindringenden, schon mitgeteilten Ausspruch (S. 104). Mercks Warnung bestätigte sich alsbald, die Stolberge trieben allerlei kraftgenialisch sein sollendes dummes Zeug, und Goethe trennte sich von ihnen in Straßburg, um seine in Emmendingen wohnende Schwester, die Frau des Oberamtmanns Schlosser, zu besuchen. Er wußte, sie lebte nicht glücklich, — so erschien ihm der Besuch als eine wahrhafte Prüfung.

Über Schaffhausen ging es nach Zürich, wo Lavater begrüßt wurde; dort begegnete er einem angenehmeren Reisegefährten, dem ihm schon befreundeten jungen Frankfurter Passavant, der als angehender Prediger in der Schweiz lebte. Mit diesem durchwanderte er die ‚kleinen Kantone', stieg den Gotthard hinan, gerade am 23. Juni, Lilis Geburtstage. Von sehnsüchtigen Gefühlen übermannt, gab er seinen Entschluß auf, nach Italien hinunterzusteigen:

Die Lombardie und Italien lag als ein ganz Fremdes vor mir; Deutschland als ein Bekanntes, Liebwertes, voller freundlichen einheimischen Aussichten und, sei es nur gestanden: das, was mich solange ganz umfangen, meine Existenz getragen hatte, blieb auch jetzt das unentbehrlichste Element, aus dessen Grenzen zu treten ich mich nicht getraute.

Ein goldnes Herzchen, das er von Lili erhalten, fühlte er ‚lieberwärmt' an seinem Halse, — so entsprang das Lied der zärtlichen Sehnsucht: ‚Angedenken du verklungner Freude'.

Auf jener ersten Schweizerreise, wohl auf dem Züricher See, ist das in ein Reisetagebuch eingetragene Gedicht entstanden, eine der vollendetsten lyrischen Schöpfungen Goethes: ‚Und frische Nahrung, neues Blut —' mit der die Sinnenwelt und ihren lyrischen Widerhall ausatmenden Schlußstrophe:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Weiche Nebel trinken
Rings die türmende Ferne;
Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

In demselben Tagebuch stehen aber auch, zwischen Reisevermerken und flüchtigen Zeichnungen, die derben Anklänge der zweiten Seele an den Auerbachskeller im Faust:

Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie Dreihundert werden.
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol' der Teufel unsre Leiber!

Wer die ‚Dreihundert' sind, braucht nicht ergänzt zu werden.

Über Zürich, wo er noch einmal mit den Stolbergen zusammentraf, ohne sich ihnen wieder anzuschließen, ging es nordwärts. Durch Lavater hatte er eine geistig strebende schweizerische Kaufmannsfrau, die damals dreißigjährige **Barbara** (Bäbe) **Schultheß**, kennen und schätzen gelernt; ein freundschaftlicher Briefwechsel mit ihr zog sich viele Jahre hin, dann löste sich diese Beziehung, aus der für ihn nichts zu gewinnen war.

Mit Klinger, den er unterwegs traf, reiste er über Konstanz, Lindau, Ulm, Stuttgart nach Straßburg; hier besuchte er Salzmann, wiederum nicht Friederiken, und traf noch einmal Lenz. Auch dem hannöverschen Leibarzt und Schriftsteller Zimmermann, dem Verfasser des einst hochberühmten Buches über die Einsamkeit, begegnete er unterwegs und sah in dessen Schattenrißsammlung ein Bild der Frau von Stein (S. 210). Am 20. Juli war er in Frankfurt zurück, und die Liebeswirren mit Lili begannen von neuem. In einer immer unerträglicher werdenden innern und äußern Verfassung begegnete er am 22. September zum dritten Male dem mittlerweile zum regierenden Herzog gewordenen Karl August von Weimar, und dieser lud ihn ein, nach Weimar zu kommen.

Es muß zurückgegriffen werden, um die sich von jetzt ab fest und fester knüpfenden **Beziehungen zu Weimar** in ihren Anfängen zu schildern. — Des Anknüpfers Knebel wurde schon gedacht (S. 122). Goethes erstes Zusammentreffen mit Karl August ist im 15. Buche von Dichtung und Wahrheit ausführlich erzählt und nachzulesen. Es hatte am 11. Dezember 1774 stattgefunden; eine Fortsetzung der Bekanntschaft war alsbald in Mainz gefolgt. Aus Goethes Bericht geht hervor, wie geflissentlich er dem ihm sogleich offenbar sehr freundlich gesinnten Prinzen jede falsche Meinung von seiner etwaigen Unverträglichkeit in literarischen Dingen auszutilgen trachtete. Das Satyrdrama ‚Götter, Helden und Wieland' hatte in den Weimarer Hofkreisen verstimmt, und da Goethe schon nach der ersten Bekanntschaft mit den prinzlichen Herrschaften die Blicke nach Weimar zu richten begann, so mußte ihm daran liegen, mit Wieland in ein freundlicheres Verhältnis zu kommen: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wielands Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort, wie ich sie vorfühlte.'

Besonders glücklich, vielleicht nicht ganz unabsichtlich, war die von Goethe berichtete Gesprächswendung über Mösers Schriften. Justus Möser schilderte mit Vorliebe den Segen der vielen kleinen Mittelpunkte deutscher Bildung, und Goethe knüpfte daran dem Erbprinzen gegenüber die Auseinandersetzung, wie ‚gerade die Menge kleiner Staaten als höchst erwünscht zur Ausbreitung der Kultur im einzelnen erschien'. Dem jungen Fürsten mit hochfliegenden Zukunftsplänen mußte diese Verteidigung der deutschen Kleinstaaterei als einer Kulturnotwendigkeit sehr erfreulich klingen. Absichtlich vermied Goethe, der berühmte Dichter des Götz und des Werther, die Gespräche über Gegenstände des Literatentums; denn sollte sich ihm eine Aussicht in Weimar eröffnen, so konnte sie nur eine staatsmännische, nicht eine literarische sein. Goethe hatte schon in Frankfurt und Mainz den Eindruck empfangen, daß der Erbprinz ernsthafte Absichten auf ihn habe, und es gibt Beweise genug, daß Goethe seit den Dezembertagen 1774 den Gedanken an einen Ruf nach Weimar gehegt und klug zu verwirklichen bestrebt war.

Goethes Übersiedelung nach Weimar war kein Spiel des Zufalls, sondern das Ergebnis planvoller Absicht des sich aus Frankfurt hinwegwünschenden Dichters. Den ersten Anstoß: des Bewunderers Knebel Besuch im Goethe-Hause, mag man Zufall nennen, das Ausnutzen dieses Zufalls nicht mehr. Schon an verschiedenen Stellen wurden für Goethes festen Entschluß, Frankfurt zu verlassen, urkundliche Beweise angeführt; hier folgen noch einige weitere. An Kestner schreibt er aus dem quälenden Gefühl der unsichern Zukunft: ‚Was wird aus mir werden? O ihr gemachten Leute, wie viel besser seid ihr daran!‘ Und an die Laroche im Oktober 1774: „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge —, ob ich einen Fels fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete.‘

Sogar bestimmte Formen hatte dieses Ahnden in der Seele hin und wieder angenommen; auf Andeutungen Kestners über irgend welche Beamtenstellung außerhalb Frankfurts schreibt er jenem (25. 12. 1773):

> Die Stelle in Deinem Brief, die einen Wink enthält von möglicher Näherung zu euch, ist mir durch die Seele gegangen. Ach, es ist das schon so lange mein Traum, als ihr weg seid. Aber es wird wohl auch Traum bleiben. Mein Vater hätte zwar nichts dagegen, wenn ich in fremde Dienste ginge, auch hält mich hier weder Liebe noch Hoffnung eines Amts — und so scheint es, könnt' ich wohl einen Versuch wagen, wieder einmal, wie's draußen aussieht.
>
> Aber, Kestner, die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch' ich für mich selbst gar zu sehr; ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein. Und dann bis ich politische Subordination lernte. — Es ist ein verfluchtes Volk, die Frankfurter, pflegt der Präsident von Moser zu sagen, man kann ihre eigensinnigen Köpfe nirgends hin brauchen. Und wenn auch das nicht wäre, unter all' meinen Talenten ist meine Jurisprudenz der geringsten eins. Das bißchen Theorie und Menschenverstand richten's nicht aus.

Des absichtsvollen Gespräches mit dem Erbprinzen von Weimar wurde schon gedacht. Man prüfe den Sinn von Goethes Worten in Dichtung und Wahrheit über die erste Unterredung mit dem jungen Fürsten:

> Anstatt, daß ich diejenigen Arbeiten, die ich selbst zu liefern vermochte, zum Gegenstand des Gesprächs gemacht, — schien ich vielmehr in Mösern solche Schriftsteller vorzuziehen, deren Talent aus dem tätigen Leben ausging und in dasselbe unmittelbar nützlich sogleich wieder zurückkehrte, während eigentlich poetische Arbeiten, die über dem Sinnlichen und Sittlichen schweben, erst durch einen Umschweif und gleichsam nur zufällig nützen können.

Mit andern Worten: Goethe bemühte sich, die Dichterei als Nebensache, die Teilnahme für Staatsgeschäfte als seine stärkste Seite erscheinen zu lassen.

Der einmal angeknüpfte Faden durfte nicht abreißen: Goethe folgte mit Freude der Einladung der Weimarischen Herrschaften nach Mainz und setzte die Gespräche über Fragen des öffentlichen Wohles fort. Sogleich nach der Abreise der Prinzen fragte Goethe bei Knebel an: ‚Fühlt Graf Görtz etwas für mich?‘ — Görtz war, seit 1762, der Erzieher Karl Augusts gewesen und übte auf diesen damals noch einen starken Einfluß. So geht das Festerknüpfen weiter; die wenigen erhaltenen Briefe aus jener Zeit genügen zum Beweise. „Ich bin radikaliter von allem Mißmut gegen diese großen Sterblichen geheilt worden‘ (an Knebel, Januar 1775). — ‚Schreiben Sie mir von Ihnen, vom teuren Herzog. Erinnern Sie ihn meiner in Liebe‘ (an denselben, April 1775). Diesem Briefe lag die Erklärung über Wagners Verfasserschaft des ‚Prometheus und Deukalion‘ (S. 130) bei. Im Juni 1775 schickte er an Knebel das Singspiel ‚Claudine‘, damit er's dem Herzog, ‚unserm Herzog, zur freien Stunde‘ vorlese: ‚Ich möchte gern ein Wort von Ihnen hören und von unserm Herzog‘ (1. 8. 1775).

Die Abmahnungen des Vaters vom Fürstendienst konnten auf Goethe nicht wirken, denn gerade mit dem Vater zusammen zu leben wurde dem Sohn auf die Dauer unerträglich. Ob die im 15. Buch von Dichtung und Wahrheit mitgeteilten Zwiegespräche in Versen zwischen Vater und Sohn wirklich stattgefunden haben, ist sehr zweifelhaft. — Der Altersschwachsinn des Vaters, wohl die Folge der beginnenden Adernverhärtung, kündigte sich schon damals, in seinem 65. Jahre, durch zunehmende Ängstlichkeit in Geldsachen an, und immer noch blieb sein einziger Sohn, der weltberühmte Dichter des Werther, auf das kärgliche Monatstaschengeld angewiesen. Selbst in Weimar ließ ihn der Vater in peinlichster Geldverlegenheit, so daß Merck mit einem Darlehen aushelfen mußte. Fürwahr, Goethes

Trotzwort an die Brüder Stolberg vom Oktober 1775: ‚Wenn ich nach Weimar kann, so tue ich's wohl, gewiß aber euch zu Liebe nicht' ist ganz wörtlich zu deuten: sich selbst zu Liebe wollte er nach Weimar ziehen.

Welche weltliche Aussichten im weiten Deutschen Reich hatte zu jener Zeit ein Dichter wie Goethe, der durchaus nicht in Frankfurt zu bleiben entschlossen war? Als knapp gehaltener Haussohn auf eigene Kosten irgendwo leben? Gar von der Dichterei? Das hätte selbst der fünfzigjährige Goethe auf der Höhe seines Ruhmes nicht fertig gebracht. Ja, wenn der nachdruckende Diebstahl nicht gewesen wäre! Es gab tatsächlich um 1775 in Deutschland nicht eine einzige Stadt, wo Goethe einen Wirkungskreis nach seinen Neigungen hätte finden können, — außer Weimar! Der eine und andere Kleinstaatprinz, der ihn kennen gelernt, fand ihn ganz unterhaltlich, jedoch von einer Stellung war bei keinem die Rede. Ein junger Prinz von Meiningen schrieb im Frühling 1775 über ihn:

Er spricht viel, gut, besonders, originell, naiv, und ist erstaunlich amüsant und lustig. Er hat seine ganz eigne Fassons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigne Sprache, seine eignen Wörter.

Sehr schön, aber kein Meiningischer Prinz dachte darum an Goethe als eine Erwerbung für Hof und Land.

Weimar hingegen war schon vor Goethes Ankunft so etwas wie ein Musenhof. Wieland dichtete im freundlichen Schatten der herzoglichen Gunst; sein Teutscher Merkur war eine literarische Macht. Ein schöngeistiger militärischer Prinzenerzieher, Knebel, warb dort für Goethe Bewunderer; die Herzogsmutter hatte für ganz Deutschland das Vorbild gegeben, wie das Kleinfürstentum sich wirksam mit der Literatur verbinden und dadurch einem unscheinbaren Ländchen Glanz verleihen könne. Weimars Stern als einer Ehrenstätte deutschen Geisteslebens strahlte um so heller, je schutzloser, ungeehrter die deutsche Muse von des großen Friedrichs Throne weggewiesen wurde. So trafen denn Glücksfügung und ihr weiser Gebrauch zusammen, als Goethe durch Knebel den wohl sogleich beim ersten Begegnen in Karl August aufgestiegenen Gedanken einer Berufung des Dichters nach Weimar lebendig erhalten und verwirklichen ließ.

Kaum gesprochen zu werden braucht von der andern Möglichkeit, die eben für Goethe keine war: sich als freier Schriftsteller in den Kampf ums menschliche und literarische Dasein zu wagen. Der alles dransetzende Mut des ehernen Entschlusses war Goethes Sache nicht. Ins ungewisse Menschenlos hinauszusteuern, wie Schiller es bei und nach der Flucht aus Stuttgart getan, das war Goethen nicht gegeben. Wo er vom Kämpfertum des Menschen spricht, sind innere Kämpfe gemeint, Wunden in der Seele. Überhaupt hat ihm schon damals der Ausblick in eine rein literarische Zukunft nicht genügt. Wirkung ins Weite, Dreingreifen und Packen ins volle Menschenleben, etwas Ganzes oder Halbes, — aber ein reiches Schaffen mußte es sein, ein reicheres, als die bloße Schriftstellerlaufbahn selbst im besten Falle seiner ins Unendliche schweifenden Seele versprechen konnte.

Die Tragikomödie der Irrfahrten bei Goethes erster Reise nach Weimar, die Geschichte mit dem wochenlang vergebens erwarteten herzoglichen Wagen lese man im letzten Buche von Dichtung und Wahrheit nach. Kurz zuvor hatte Goethe an Merck geschrieben (Oktober 1775): ‚Ich erwarte den Herzog und Luisen und gehe mit ihnen nach Weimar. Da wird's doch wieder allerlei Guts und Ganzes und Halbes geben, das uns Gott gesegne!' Und unterwegs zwischen Frankfurt und Heidelberg, trug er in sein Reisetagebuch ein: ‚Lili, adieu. Lili, zum zweiten Mal. Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden, — wir müssen einzeln unsere Rolle ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für dich, noch für mich, so verworren es aussieht.'

Nach ärgerlichem Harren und Bangen erscholl endlich das Horn des Postillons tief in der Nacht vor dem befreundeten Hause in Heidelberg, in dem Goethe nicht lange, aber tief geschlafen hatte: der Wagen, der von Straßburg kommen und ihn in Frankfurt abholen sollte, war ihm nach Süden nachgeeilt und hatte ihn eingeholt. Die Worte aus Egmont,

mit denen Goethe Dichtung und Wahrheit so eindrucksvoll abschließt, hat er schwerlich in jenem Augenblicke gesprochen; gefühlt aber hat er gewiß, daß das Schicksal, das Dämonische, dessen Macht über sich er schon oft gespürt, den Wagen dorthin gelenkt, daß Schwager Kronos die Zügel ergriffen hatte. ‚Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!‘

An dieser verhängnisreichsten Lebenswende Goethes drängt sich von selbst die Betrachtung auf: Welche Schöpferhöhe hatte Goethe erreicht, als er aus dem Elternhause in die Fremde hinauszog? Auf welches Lebenswerk konnte er zurückschauen? Was gab er für immer auf, um was einzutauschen?

Goethe hat nachmals höhere Gipfel menschlicher und künstlerischer Reife erstiegen, — eine schöpferische Urkraft wie in den vier Frankfurter Füllejahren spüren wir in den zwei Weimarer Menschenaltern nicht mehr strotzen und wirken. Wir werden in den kommenden elf Jahren bis zur Reise nach Italien noch manches Werk aufkeimen, manches lange vorher begonnene weiterführen sehen; aber selbst solche Beurteiler des Gesamtlebensbildes Goethes, die seine dichterische Höhe in Weimar, nicht in Frankfurt erblicken, müssen zugestehen, daß an Masse der fertigen Leistung, zugleich an Mannigfaltigkeit des Erfindens und Selbstherrlichkeit schnellen Ausführens, die Elf Jahre weit hinter jenen vier zurückstehen. Außer den lyrischen Gedichten und Werther der Götz in zwei Fassungen, Clavigo, Stella; — die Fastnachtspiele, Satyrdramen, Singspiele, Künstlerstückchen, und gar der Faust — welch ein Lebenswerk für die ersten Mannesjahre von 22 bis 26! Und dazu der **Egmont,** von dem noch nicht die Rede war, der aber schon hier mit nachdrücklicher Vorkündigung erwähnt werden muß.

Der Plan zum Egmont scheint 1774 zuerst in Goethe aufgestiegen zu sein. Den Vater hatte er lebhaft davon unterhalten; gerade an diesem Dramenstoff nahm der alte Herr innigen Anteil und äußerte das ‚unüberwindliche Verlangen, dieses in meinem Kopf schon fertige Stück auf dem Papiere, es gedruckt, es bewundert zu sehen‘. Den Egmont scheint Goethe damals und 1775 so gut wie fertig gebracht zu haben, vom Vater, ähnlich wie früher von der Schwester zum Götz, ‚Tag und Nacht angespornt‘. In den letzten Frankfurter Wochen, als er sich selbst Haushaft auferlegte, weil er schon als nach Italien abgereist galt, schrieb er am Egmont fort und brachte ihn beinahe zustande, ‚weil die Einsamkeit und Enge jederzeit für mich etwas sehr Günstiges hatte‘. Erst die aufsteigende Ungeduld über das Ausbleiben des zu seiner Abholung bestimmten Weimarischen Wagens verminderte die Anziehungskraft dieses Tragödienstoffes. Jedenfalls sind wir berechtigt, den Egmont, gleichviel welche Form er zuerst gehabt, dem Frankfurter Dichterschaffen hinzuzurechnen, wie man ja den später vernichteten unvollendeten Prosa-Tasso und die Prosa-Iphigenie dem Weimarischen hinzurechnet, weil sonst ein gar zu geringer Dichtungsertrag für die Elf Jahre 1775 bis 1786 herauskäme.

Was war das Drama des gesamten Sturms und Dranges, all das wüste, zum größten Teil dilettantische Zeug von Klinger, Lenz, Maler Müller, doch selbst die zwei beachtenswerten Stücke Wagners eingeschlossen, gegen jene dramatische Schöpferzeit Goethes! Gegen das Dichterwerk der fünf Dramen, deren eines Faust heißt, und gegen die kleinen Stücke, — alles zusammengenommen eine an Masse noch reichere Ausbeute als beliebiger vier Jugendjahre des ja fast ausschließlich dramatischen Dichters Shakespeare! Bis 1775 konnte von der gesamten dramatischen Literatur Deutschlands nur Lessing mit Minna von Barnhelm und Emilia Galotti neben Goethe in Betracht kommen.

Der deutsche Roman erschien neben dem Werther wie Handwerkerei neben der großen Kunst. Wieland selbst, der gefeierte Verfasser der französisch-spanischen, französisch-griechischen, französisch-orientalischen Belehrungsromane, fühlte, daß er Goethen nur noch bewundern, nicht mehr befehden, ja überhaupt nicht mehr wie seinesgleichen behandeln dürfe, und als weltkluger Mann streckte er die Waffen, sobald der Allsieger in Weimar eingezogen war.

Goethes lyrisches Werk vor Weimar ist an Umfang mäßig, an Gehalt und Kunst über allem, auch dem Besten, was es vor und neben ihm an deutschem Gesang geben mochte.

Die Zeitgenossen konnten Goethes in Almanachen und Briefblättern verstreute Lieder nicht so würdigen wie wir, denen vollständige Sammelbände vorliegen; wir hören aus jener Zeit kaum eine Stimme über diese Seite seines Frühwerkes, die uns jetzt fast die wertvollste ist. Dennoch ist festzustellen, daß Goethe schon 1775, als er sich in den Dienst des Weimarischen Herzogs begab, für den größten deutschen Dichter, auf alle Fälle für den zukunftreichsten galt. Von Hamburg und Königsberg bis hin nach Schwaben blickten alle jüngeren Dichter und Schriftsteller auf Goethe als den herrlichen Jugendhelden, der die deutsche Poesie auf ihre höchsten Gipfel führen werde. Vom Egmont hatte man noch keine Kunde, vom Faust wußten nur wenige eingeweihte Freunde; Götz und Werther aber zeugten schon für den, der nach Klopstock und Lessing gekommen war, Deutschland seinen Ruhmesrang unter den Völkern der Weltpoesie anzuweisen.

Und weil hier nicht bloß von großen Büchern gesprochen wird, sondern von einer noch größeren Menschenseele, so zwingt uns auch diese Wegewende in Goethes Leben, still zu stehn und seiner Seele zu lauschen, als er in den Novembertagen 1775 von Heidelberg über Frankfurt nach Thüringen fuhr. Taglang, nachtlang hatte sein Schiff befrachtet im Hafen gelegen, — jetzt steuerte er's, vertrauend seinen Göttern, hinaus aufs hohe Meer des Lebens zu fernen fremden Gestaden. Zum Manne geschmiedet hatte ihn die unerbittliche Zeit, ihm alle Freuden ganz, ganz auch alle Leiden gegeben; nicht so viel des vollen Glücks wie vielen geringeren Sterblichen, doch dafür ein Herz, das jedes Glück und jedes Weh mit doppelter Kraft empfand und sie aussprach, wie in Deutschland keiner zu sprechen wußte. Durch sein Gefühlsleben waren Wirbelstürme aus mehr als einer Himmelsrichtung gebraust. Noch war er nicht ganz geheilt von der Liebe für Lili; lockend schwebte ihm das liebliche Geschöpf vor, ihre häusliche Umgebung stieß ihn zurück: so war er in jene manchen Männerherzen gefährliche Stimmung der Sehnsucht und Leere versunken, in der eine neue Liebe so leichtes Spiel hat. Romeo war so gestimmt Julien begegnet, Werther Lotten; ein Mond war verblaßt und untergegangen, glühend stieg eine Sonne herauf.

Er hatte sich als Dichter erprobt und erkannte keinen der Mitlebenden über sich. Gewaltige Pläne bewegten ihn, solche die wir kennen, manche die wir nicht kennen. Vielleicht ist ihm damals die Dichtung selbst als eine der abzustreifenden Schlangenhäute des Lebensweges erschienen; denn daß er nicht ausschließlich und vornehmlich zum Dichten nach Weimar berufen wurde, hat er gewußt und gewollt. Noch konnte ihm kein festes Ziel winken, das mußte er selbst sich erst aufrichten. Es wird dasselbe gewesen sein, das er nach wenigen Jahren mit dem für seine ganze Lebensauffassung so bedeutungsvollen Bilde bezeichnet hat: Die Pyramide seines Daseins über einer unermeßlichen Grundfläche so hoch wie möglich in die Lüfte hinaufzuspitzen.



Viertes Buch.

Die ersten elf Jahre in Weimar.

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
Soweit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an deines angehangen.
(1784, an Frau von Stein.)

Leisewitzens Julius von Tarent, Millers Siegwart, Wagners Kindermörderin (1776). — Herders Ankunft in Weimar (Oktober 1776). — Heinrich von Kleist geboren. — Tod von Cornelie Schlosser (1777).

Voltaire stirbt (30. Mai 1778), Rousseau stirbt (2. Juli 1778). — Herders Volkslieder, Lessings Anti-Götze, Bürgers Gedichte (1778).

Lessings Nathan, Fritz Jacobis Woldemar (1779).

Maria Theresia stirbt, Joseph II. Deutscher Kaiser (29. November 1780). — Lessings Erziehung des Menschengeschlechts, Wielands Oberon, Friedrichs des Großen Schrift Über die deutsche Literatur (1780).

Kants Kritik der reinen Vernunft, Schillers Räuber, Vossens deutsche Odyssee, das Tiefurter Journal (1781). — **Lessing stirbt (15. 2. 1781).**

Goethes Vater stirbt (25. Mai 1782). — Volksmärchen von Musäus, Herders Geist der hebräischen Poesie (1782).

Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika (September 1783). — Schillers Fiesko, Höltys Gedichte (1783).

Schillers Kabale und Liebe, Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Stehendes Theater in Weimar unter Bellomo (1784).

Der deutsche Fürstenbund (1784). — Der Halsbandprozeß in Paris (Juli 1785).

Schillers Thalia und Lied an die Freude (1786).

Friedrich der Große stirbt (17. August 1786). — Heinses Ardinghello (1786).

Erstes Kapitel.

Weimar, Stadt und Land.

Ich weiß nicht, was mir hier gefällt,
In dieser engen, kleinen Welt
Mit holdem Zauberband mich hält.
Vergeß' ich doch, vergeß ich gern,
Wie seltsam mich das Schicksal leitet.
Und ach, ich fühle: nah und fern
Ist mir noch manches zubereitet. (1776).

Am 30. Oktober 1775 hatte Goethe Frankfurt verlassen und sich gen Italien gewandt; im Morgengrauen des 7. Novembers war er, nach der Umkehr in Heidelberg, ohne nochmaligen Aufenthalt bei den Eltern, in Weimar eingefahren.

Frankfurt versinkt hinter ihm, mit Frankfurt die Jünglings- und erste Jungmannzeit. Die morgenlichen Schöpferjahre sind abgeschlossen, vor uns steht der Mann. Zu einem neuen Lebensschauplatz rollt der Vorhang herauf: Weimar heißt es von nun an für Goethe, Weimar für mehr als ein halb Jahrhundert deutscher Geistesgeschichte. Und bis zu dieser Stunde ist der Name des Hofstädtchens eines der kleinen unter den Fürsten Germaniens für jeden gebildeten Deutschen ein Klang geblieben, wie für jeden gläubigen Moslim der Name der Prophetenstadt Mekka.

Wer spräche heute von Weimar anders als etwa von Bückeburg, Detmold, Schleiz, Gera, Koburg, Dessau — ohne Goethe! Wer kennte nur die Namen Karl August und Luise von Weimar, Knebel, Fritsch, Charlotte von Stein — ohne Goethe! Und von wem zuerst und zuletzt spricht heute, wer nach Weimar kommt, selbst wenn er nicht zu den Hochgebildeten zählt, — von wem als von Goethe und neben ihm von Schiller! Fürwahr, es ist vorteilhaft, den Genius bewirten; von keiner Stätte des Genius gilt dieser Spruch mit so zwingender Wahrheit wie von Goethes Weimar.

Aus der Schwelle zu Goethes neuem Lebensbau, auf der letzten Stufe des Quaderngrundes der hinaufgespitzten Pyramide blicken wir noch einmal sinnend zurück auf das ‚Tagwerk seiner Hände' bis Weimar, wie es kurz zusammenfassend vorhin aufgezählt wurde (S. 190). Das alles reichte im Deutschland von dazumal nicht hin, einem Manne nur die äußere Lebenssicherheit zu gewähren. Es war freilich genug, um Goethen den stolzgefesteten Sinn einzuhauchen, der sich in seinem bedeutsamsten Gedicht aus der Wendezeit zwischen dem Verlassen Frankfurts und dem ersten Einheimen in Weimar ausspricht:

Seefahrt.

Lange Tag' und Nächte stand mein Schiff befrachtet;
Günst'ger Winde harrend saß mit treuen Freunden
Mir Geduld und guten Mut erzeugend
Ich im Hafen.

Und sie waren doppelt ungeduldig:
Gerne gönnen wir die schnellste Reise,
Gern die hohe Fahrt dir; Götterfülle
Wartet drüben in den Welten deiner,
Wird Rückkehrendem in unsern Armen
Lieb' und Preis dir.

Und am frühen Morgen ward's Getümmel,
Und dem Schlaf entjauchzt uns der Matrose,
Alles wimmelt, alles lebet, webet,
Mit dem ersten Segenshauch zu schiffen.
Und die Segel blähen in dem Hauche,
Und die Sonne lockt mit Feuerliebe;
Ziehn die Segel, ziehn die hohen Wolken,
Jauchzen an dem Ufer alle Freunde
Hoffnungslieder nach, im Freudetaumel
Reisefreuden wähnend, wie des Einschiffmorgens,
Wie der ersten hohen Sternennächte.

Aber gottgesandte Wechselwinde treiben
Seitwärts ihn der vorgesteckten Fahrt ab,
Und er scheint sich ihnen hinzugeben,
Strebet leise, sie zu überlisten,
Treu dem Zweck auch auf dem schiefen Wege.

Aber aus der grauen dumpfen Ferne
Kündet leise wandelnd sich der Sturm an,
Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer,
Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder,
Und er kommt. Vor seinem starren Wüten
Streckt der Schiffer klug die Segel nieder;
Mit dem angsterfüllten Balle spielen
Wind und Wellen.

Und an jenem Ufer drüben stehen
Freund' und Lieben, beben auf dem Festen:
Ach, warum ist er nicht hier geblieben!
Ach, der Sturm! Verschlagen weg vom Glücke!
Soll der Gute so zugrunde gehen?
Ach, er sollte, ach, er könnte! Götter!

Doch er stehet männlich an dem Steuer.
Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe
Und vertrauet, scheiternd oder landend,
Seinen Göttern.

Welch ein Krähwinkel war die Haupt- und Residenzstadt des Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, in die der Advokat Dr. Wolfgang Goethe im Frühdämmer des 7. Novembers 1775 durch das südliche Tor einfuhr, vom Torschreiber angehalten und nach Namen, Stand, Reiseziel und -Zweck befragt. Vor den Weimarer Torhütern, die jeden Aus- und Eingehenden erspähten und aufzeichneten, hatten sich nachmals noch der Geheime Rat Goethe und Charlotte von Stein zu hüten, wenn sie einander unbemerkt außen begegnen wollten, denn vom frühen Abend zum hellen Morgen waren alle Tore geschlossen und wurden nur gegen Entgelt und nach Nennung des Namens aufgetan.

Von dem elenden Zustand der Landstraßen rund um die Hauptstadt bekam Goethe, trotz der bequemen Hofkutsche, bei der Annäherung einen fühlbaren Begriff; noch lange nachher war ein schnelles Fortkommen nur den Reitern möglich. Wahrscheinlich sah er vor dem Tor oder in der zum Markt führenden Hauptstraße das vom Hirten zur Weide getriebene Vieh. Herder sprach von dem ‚wüsten Weimar, diesem Mitteldingzwischen Dorf und Hofstadt'; Schiller nannte es rundweg ‚das Dorf Weimar', und noch 1803 schrieb Frau von Staël nach längerem Aufenthalt in der schon berühmten Herzogstadt: ‚Es war das gar keine kleine Stadt, sondern vielmehr ein großes Schloß.' — Um die Zeit, als Goethe einfuhr, und noch viele

Jahre später, nicht einmal ein großes Schloß: das alte herzogliche Schloß war 1774 abgebrannt; nur einige Grundmauern und ein schmutziggelber Turm, der das Schloß noch heute hoch überragende, starrten rauchgeschwärzt zum trüben Thüringer Herbsthimmel. Von 1774 bis kurz vor Schillers Tode wohnte das herzogliche Paar im ‚Fürstenhaus'; die Herzogin-Mutter behalf sich mit einem bescheidenen Häuschen in der Stadt: an der ‚Esplanade'.

Um 1775 hatte die Stadt Weimar 6000 Einwohner, das Herzogtum Weimar und Eisenach 100 000 auf ganze 33 Geviertmeilen. ‚O Weimar! dir fiel ein besonder Los! Wie Bethlehem in Juda, klein und groß', scherzte Goethe in dem Gedicht ‚Auf Miedings Tod' (1782); aber noch 1825 spottete er zu Eckermann über ‚diese kleine Residenz, die, wie man scherzhafterweise sagt, zehntausend Poeten und einige Einwohner hat'. Ohne den Hof hatte Weimar nicht die geringste Bedeutung für Deutschland, für die Welt. Ein Städtchen so dürftig in allen Bequemlichkeiten des Kulturlebens, wie man es heute nicht in den rückständigsten östlichen Gefilden des Reiches antrifft. Jämmerliches Pflaster, Straßenbeleuchtung ein dunkler Begriff; Wohnräume der Vornehmsten, der geistigen Führer, von der bescheidensten Art. Schiller, doch selbst Goethe, haben in Kammern geschlafen, die großstädtischen Dienstboten heute zu schlecht dünken. Der Park um den ‚Stern', jetzt Schmuck und Stolz der aufblühenden schönen Mittelstadt, eben erst angelegt. Kein Hoftheater, kein Museum, keine öffentliche höhere Lustbarkeitstätte irgend welcher Art. — Am besten war es noch mit den Schulen bestellt; die Stadt Weimar besaß außer einer Lateinschule noch zwei Unterrichtsanstalten mit geringeren Zielen. Auch das Vorhandensein eines städtischen Krankenhauses verdient Erwähnung.

In den vereinigten Herzogtümern des Weimarischen Hauses gab es immerhin 17 Städte und Städtchen, 220 Dörfer, 800 Staatsbeamte aller Grade — acht auf jedes Tausend Menschen; dazu ein ‚Heer' von ungefähr 300 Mann. Das Land war arm, der Hof ärmlich. Das jährliche Einkommen der Herzogin Luise aus dem mitgebrachten Heiratsgut betrug 2500 Taler; in Weimar kamen 11000 Taler hinzu, woraus der größte Teil ihres Hofstaates bezahlt werden mußte. Zu einträglicher Günstlingswirtschaft wie an den großen europäischen Höfen oder am kursächsischen Hof unter August dem Starken gebrach es schon an den baren Mitteln, selbst wenn dort der Boden dafür gewesen wäre. Weimar lockte um die Mitte der siebziger Jahre, außer Goethen, nur einige deutsche Fahrende vorübergehend an, die ihr Sach auf nichts gestellt, hielt aber selbst von diesen keinen fest.

Frankfurt war vergleichsweise eine Weltstadt gewesen, mit weitausgreifendem Handel, mit Kunst und Kunsthandwerk, mit regem Fremdenverkehr. Ein gewisser großer Trieb beseelte die Stadt mit ihren vielen reichen oder wohlhabenden Menschen, die in stattlichen Häusern ein anspruchsvolles Genußleben führten, von Welthändeln hörten und sprachen, — nicht gar zu weit von Frankreichs Grenzen, hinter denen sich der größte Teil der damaligen Weltgeschichte vollzog. Und nun dieses kleinliche Klatschnest Weimar, wo der Adel, überwiegend Hofadel, lächerliches oder gleichgültiges Kammerherren-, Hofdamen- und Lakaien-Geträtsch für Lebensinhalt, eine Redoute für ein aufregendes Ereignis, die Anstellung eines mittleren oder höheren Schreibers für Politik ansah. Als Karl August sich 1780 die Haare kurz schneiden ließ, herrschte unter hohem Adel und geehrtem Publikum eine Aufregung, als stünde man vor einer wilden Revolution. Schaudernd vernahmen die Bürgersleute, wie ihr Herzog, vielleicht vor dem Aufbruch zu einer Jagd, vor dem Fürstenhause, oder gar auf dem Markte der Stadt, eine Hetzpeitsche auf ihr angemessenes Knallen prüfte. Den Umsturz aber des Staates und der Gesellschaft sah man hereinbrechen, als ein Frankfurter bürgerlicher Doktor, also kein Geborener, ihm solches Peitschenknallen nachtat.

Weimar die Stadt war reizlos, nein häßlich, über alle Maßen kläglich. Noch im Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts erschien sie dem Schreiber dieses Buches so dürftig wie seine kleine hinterpommersche Vaterstadt, und doch hatte Weimar damals schon das Vierfache der Einwohnerzahl von 1775. Wie unerträglich muß Goethen das Leben in Frankfurt, wie aussichtslos jeder Versuch der Lebenszimmerung an andrer Stätte damals erschienen sein, wenn er nicht nach wenigen Tagen Weimar den Rücken wandte, Herzog her und Herzogsgunst hin!

Doch seien wir nicht ungerecht gegen jenes thüringische Winkelstädtchen: wo in Deutschland gibt es denn für ein Poetenauge einen von allen Göttern und Grazien ganz verlassenen Ort? Weimars engster Bezirk war und ist, abgesehen von dem wunderschönen Park, ein armselig Ding, und man mußte die Schönheit der Erde in der eigenen Seele nach Weimar mitbringen, um das Leben dort lebenswert zu finden und in einem unschönen, schmutzigen Stengelglase ein Stück Welt zu erblicken. Die Häßlichkeit und Dürftigkeit aber umgaben einen doch nur, solange man innerhalb des Mauern- und Torbannes der Stadt hockte. Noch heute beschränken sich leider die meisten flüchtigen Besucher auf das Stadtgebiet samt dem Park.

Wer Goethes Aushalten und Beglücktsein in Weimar begreifen will, muß die Umgegend, wenigstens die nähere, aufsuchen. Muß nach Süden hinauf zum Belvedere wandern und von dort die sanften Höhen rund um die Stadt im stillen Talgrund mit den Blicken umfassen; auf schattiger Landstraße hinausschlendern nach dem nur ein Stündchen ostwärts an der Ilm gelegenen Dorfe Tiefurt mit dem Puppenschlößchen der Herzogin Anna Amalia; dessen schattigen Park durchschreiten, wo sich Goethe und seine Freundeswelt an so vielen, vielen Tagen bewegte; an den Ufern der Ilm die nahe Stätte suchen, wo zuerst der ‚Erlkönig‘ gesungen ward (S. 243). Und wer ein rüstiger Wanderer ist, der mag noch am selben Tage nordwärts zum Ettersberg emporsteigen, an dessen tannenumhegtem Hange, einem der Waldparadiese des waldreichen Thüringens, zuerst das unvergleichliche Gebet des von neuer Leidenschaft gequälten Dichters hinausgeseufzt wurde: ‚Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust!‘

Eine ziemliche Tagereise war's zu Goethes Zeiten von Weimar bis Ilmenau mit seinem Kranze von Tannen- und Buchenhügeln, nein schon Bergen, über deren Gipfeln, in deren Wipfeln allen der Dichter die zauberische Ruhe des Spätsommerabends mit solcher Innigkeit genoß, daß seine kaum gesprochenen, nur gehauchten Verse über die Jahrhunderte, über alle Fernen hinweg bis zu uns nachzittern als das vollendetste Naturgedicht der Weltliteratur. Und zum Herrschbereich seines Herzogs gehörte ja Eisenach mit der denkwürdigen Wartburg darüber, umwogt und umfriedet vom Thüringer Wäldermeer, im Herzen Deutschlands, Geburtstätte der herzbewegendsten Tat deutschen Geistes vor Goethe: der Bibelübersetzung Luthers. Goethe hat diese Landschaft geliebt. Er reitet am Sommerabend von Apolda heim:

> Da fiel mir's auf, wie die Gegend so lieb ist, das Land! der Ettersberg! die unbedeutenden Hügel! und mir fuhr's durch die Seele: Wenn du nun auch das einmal verlassen mußt! das Land, wo du soviel gefunden hast. — Es kamen mir die Tränen in die Augen (an die Stein, 16. 7. 1776).

Doch! es ließ sich in Weimar leben und wirken, wenn man Weimar alles Nachbarlich-thüringische nannte, was in leicht erreichbarer Nähe oder Ferne dazu gehörte, und — wenn man **Jena** hinzurechnete, wie etwa Potsdam zum damaligen Berlin, nur als noch unentbehrlicher. Es war kleiner als Weimar, hatte, selbst die 600 Studenten mitgezählt, nur 5000 Einwohner, war jedoch, abgesehen von dem engsten weimarischen Kreise um Goethe, geistig viel bedeutender als die Landeshauptstadt. Man denke sich Goethe aus Weimar hinweg, und es war, trotz Wieland, nur ein langweiliges, für die deutsche Literatur gleichgültiges Residenzstädtchen wie ein Dutzend anderer. Dagegen Jena! Schiller hat dort ein Jahrzehnt gelebt und geschaffen, mit Wilhelm von Humboldt literarische und philosophische Untersuchungen geführt, denen sich nichts aus der ersten Frühzeit Goethes in Weimar entgegensetzen läßt, weil es damals keinen einzigen ihm ebenbürtigen Geist in Weimar gab. Jena wurde nach der Mitte der neunziger Jahre der Sammelplatz der Romantiker; Fichte und Schelling, beide Schlegel samt ihrer Karoline und Dorothea, Tieck und Novalis haben in Jena gleichzeitig gelebt oder verkehrt. Und wer heute die Straßen der studentischsten unter den deutschen Studentenstädten durchwandert, der erblickt an jedem dritten der alten Häuser eine Gedenktafel mit einem Namen nicht verhallten Klanges.

Es ist sehr fraglich, ob Goethe auf die Dauer in Weimar ausgeharrt hätte, wäre nicht Jena, zu Wagen in zwei Stunden erreichbar, als Zuflucht aus Wirren aller Art, als Ruhe- und Arbeitstätte des schaffenden Künstlers und Forschers, so nahe gewesen. ‚Das liebe, närrische Nest‘ nennt er das geistige Städtchen, in dem er so oft die dichterische Sammlung suchte und fand, die Weimars Zerstreuungen ihm störten. Die gute Hälfte, die erste, des münd-

lichen Gedankenaustausches zwischen Goethe und Schiller hat sich in Jena, nicht in Weimar abgespielt.

Als Goethe 1775 nach Weimar kam, gab es dort einen bedeutenden Schriftsteller, Wieland, einige unbedeutende wie Musäus und Bertuch, und ein gutes Dutzend Dilettanten, meist in der Hofgesellschaft. Literarisches Ansehen genoß es in der deutschen Schriftstellerwelt erst seit drei Jahren: seit Wielands Berufung (1772) zum Prinzenerzieher; gesteigert wurde es durch die Herausgabe seines Teutschen Merkurs (1773). Goethes Einkehr in Weimar erhöhte den Glanz des Städtchens, doch zunächst nur für sehr kurze Zeit: als kein einziges neues größeres Werk Goethes von dort ausging, trat Weimar in sein früheres Halbdunkel zurück, denn Wielands Stern reichte nicht hin, es immer neu zu bestrahlen.

Zu warnen ist vor dem Irrtum, als habe Weimar eine auserlesene Geistesgemeinde für seine paar Männer ersten Ranges beherbergt. Weder Hof noch Adel noch Bürgertum hatten dazu den Stoff. ‚Die Stein und Herder sind mir vom größten Wert und sind beinahe meine einzigen hiesigen Kapitale, von denen ich Zinsen ziehe‘, heißt es bei Goethe (an Knebel, 15. 12. 1784). Der Herzog selbst klagte zu Knebel 1785: ‚Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden.‘ Wir werden erfahren, wie selbst in späteren Jahren, in der hochklassischen Zeit Weimars, die Besten oft geistig versagten; wie eigentlich nur Schiller immer auf Goethes Höhen blieb und mit ihm fortschritt.

Und trotzdem muß Weimar, wenngleich erst nach dem ‚Aufhetzen der Geister‘ durch Goethe, einen Ausnahmerang unter den deutschen Residenzstädten eingenommen haben. Als Goethe 1779 nach Besuchen an andern Höfen und Höfchen heimkehrte, brach er in den Ruf aus: ‚Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!‘ Rückschauend auf Weimars Geschichte hat dann der Greis geurteilt (zum Kanzler Müller): ‚Weimar war gerade nur dadurch interessant, daß nirgends ein Zentrum war. Es lebten bedeutende Menschen hier, die sich nicht miteinander vertrugen; das war das Belebende aller Verhältnisse, regte an und erhielt jedem seine Freiheit.‘

In welch eine jungstrahlende Welt trat Goethe zu Beginn seiner ersten Mannesreife ein! Immer wieder müssen wir uns der blühenden Jugend des Weimarischen Kreises um ihn her erinnern, wollen wir diesen ganz verstehen. Der Herzog eben erst achtzehnjährig, die Herzogin ein paar Monate älter; die Herzogin-Mutter eine junge lebensfrohe Frau von 36 Jahren. Herder, der Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat, Generalsuperintendent von Weimar und Eisenach, war bei seiner Berufung ganze 32 Jahre alt. Die Stein mit ihren 33 Jahren war beinah die Älteste unter den Menschen vom innern Zirkel, zwei Jahre älter als Knebel, nur drei Jahre jünger als die ‚alte Herzogin‘.

Sie alle, die Hohen und die den Hohen Nächststehenden, gerieten sogleich in Goethes Bann, jeder spürte seine unentrinnbare Einwirkung. Mit seinem Blick hat Schiller 1787 bei seinem ersten Besuch in Weimar, im Verkehr mit dem Freundeskreise des damals abwesenden Goethe, sogleich erkannt: ‚Goethes Geist hat alle Menschen, die sich zu seinem Zirkel zählen, gemodelt.‘

Da war zunächst der Hof, die Mittelpunktsonne der ganzen kleinen Weimar-Eisenachischen Welt. Hier einige Zahlen für die Hauptpersonen: verwitwete Herzogin Anna Amalia, geboren den 24. Oktober 1739; Herzog Karl August, 3. September 1757, acht Jahre jünger als Goethe; Herzogin Luise, 30. Januar 1757; Prinz Constantin, des Herzogs jüngerer, kränklicher Bruder, geboren im September 1758.

Ein ehrbarer Hof und ein deutschgesinnter. Auf eine wackere, bildungsbeflissene Regentin folgte ein blutjunges Fürstenpaar, das sich durch eine Neigungsheirat verbunden hatte. Man sprach natürlich bei Hofe französisch, doch nicht immer, nicht wie am Hofe Friedrichs des Großen, des Oheims des Weimarischen Herzogs; nur aus dem damals für selbstverständlich gehaltenen Brauch der obersten deutschen Schichten. Man konnte im geeigneten Falle deutsch schreiben, sogar ein ganz gutes Deutsch, allerdings mit sehr willkürlicher Rechtschreibung.

‚Herrschaft und Noblesse‘ bildeten zusammen die Weimarische Gesellschaft: ‚zehn Taler für vier Bowlen Punsch, welche die Herrschaft und Noblesse bei verschiedenen thea-

tralischen Vorstellungen genossen', heißt es in einer Hofrechnung. Das **Bürgertum** streng geschieden von der Herrschaft und Noblesse, so streng, daß Schiller vor seiner Adelung nicht hoffähig war, daß seine adliggeborene Frau durch ihre Ehe die Hoffähigkeit einbüßte; ja daß Goethe in den ersten Jahren wohl gelegentlich mit dem Herzog allein speiste, an die eigentliche Fürstentafel aber nicht geladen werden konnte, sondern sich mit der Marschallstafel der höheren Hofbeamten begnügen mußte.

Es ging am Weimarer Hof und in der mit ihm zusammenhängenden Gesellschaft anständiger zu als in Versailles oder Dresden oder Stuttgart. Wie sehr es indessen auch dort zu Goethes Zeiten gemenschelt haben mag, zeigt uns der Eintrag seines Tagebuches vom Ende 1778: ‚Ich bin nicht zu dieser Welt gemacht. Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Kot.' Gemeint war hiermit die höfische Kriecherei und Streberei, das elende Gewäsch und Geklätsch, der gierige Futterneid und Rangstreit. Fremde Liebesgeschichten ließen Goethen ziemlich gleichgültig, es sei denn, daß man seiner Dienste bedurfte, um Ärgernis aus der Welt zu schaffen, wie die mancherlei folgenreichen Liebschaften des Prinzen Constantin.

Zweites Kapitel.

Karl August.

> Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
> Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
> Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
> Jeder: Da wär' es ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein.

Der wichtigste Mensch für Goethe in Weimar, vom Anbeginn bis zum letzten Tag ihres Zusammenseins, ‚all mein Wohl und all mein Ungemach', war der Herzog **Karl August.** Wir haben der Schilderungen seines Menschen- und Fürstenwesens gar viele; sie alle werden überboten durch Goethes Gedicht zum 26. Geburtstage des Herzogs: ‚Ilmenau' (Anmutig Tal! Du immergrüner Hain!), eines jener von persönlichstem Leben durchtränkten Werke, ohne deren Kenntnis kein volles Erfassen des Dichters möglich ist. Nach des Herzogs Tode hat sich Goethe zu Eckermann eingehender über den Ursprung des Gedichtes ausgesprochen (23. Oktober 1828):

Abseits in einer kleinen Hütte lag der Herzog im tiefen Schlaf. Ich selber saß davor, bei glimmenden Kohlen, in allerlei schweren Gedanken, auch in Anwandlungen von Bedauern über mancherlei Unheil, das meine Schriften angerichtet. Knebel und Seckendorf erscheinen mir noch jetzt gar nicht schlecht gezeichnet, und auch der junge Fürst nicht in diesem düstern Ungestüm seines zwanzigsten Jahres:

> Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
> Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
> Der Unfall lauert an der Seite
> Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
> Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
> Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
> Und von unmutiger Bewegung
> Ruht er unmutig wieder aus.
> Und düster wild an heitern Tagen,
> Unbändig, ohne froh zu sein,
> Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
> Auf einem harten Lager ein.

So war er ganz und gar. Es ist darin nicht der kleinste Zug übertrieben.

In Briefen und Gesprächen Goethes, in Berichten Anderer finden sich, wie über jeden wahrhaft bedeutenden Menschen, recht widersprechende Einzelurteile über Karl August, je nach Anlaß und Stunde, je nach Blickschärfe des Urteilenden. Wägt man sie alle gegeneinander, so ergibt sich als letztes und tiefstes: ‚Ein geborener großer Mensch, eine dämonische Natur' (Goethe zu Eckermann). Ein Fürst mit hohen Gaben, großem Sinn und doch mit den Endlichkeiten jedes Fürsten. Ein Mensch mit Menschengüte, Sinnesadel, Bildungstreben, Pflichtgefühl, — und ein Mensch mit irdischen Leidenschaften, auch mit niederwärts ziehenden, mit dem Machtkitzel des Mächtigen, mit Sinnenfreude und Sinnengier. Sein Großoheim Friedrich von Preußen hatte früh in ihm den edelgearteten Herrscher erkannt; sein späterer Spott über den ‚Weimarischen Herzog mit seinem Goethe' war nicht frei von Neid: der Weimarer Hof mit seinem frohgemuten deutschen Geistesleben war ihm ein steter lebendiger Vorwurf, dessen Stachel durch den Spott nicht abgestumpft wurde.

Der stärkste Zug seines Triebwesens war ungebändigte körperliche Wildheit. Goethes

Verse ‚Der Vorwitz lockt ihn in die Weite‘ usw. drücken diese Seite in Karl Augusts Wesen mit dichterischer Verklärung aus. Es gibt Briefstellen, die deutlicher lauten:

Den 10. März 81 früh. Mich wundert nun gar nicht mehr, daß Fürsten meist so toll, dumm, und albern sind. Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viel verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, eh' man sich's versieht, wieder hervor. Das größte Übel hab' ich auch bemerkt. So passioniert er fürs Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl als im Unschicklichen. Es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel kennt, und doch, wenn er sich etwas zugute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichter-Zerknaupeln wäre.

Auf der Schweizerreise mit Goethe (1779) muß der Herzog es besonders toll getrieben, sich in zwecklose Gefahren nur der Gefahren wegen gestürzt haben, mit jähem Übertreiben, für das Goethe das Bildwort prägte, der Herzog habe die böse Art, ‚den Speck zu spicken‘. Ungestüm im Wollen und Ausführen, hatte der junge Fürst keine Geduld zum Abwarten; ‚Er pflanzt und möcht' auch, daß es schon gewachsen wäre‘, so rügt der ältere Freund. Entsagung, nach Goethe die höchste aller Mannestugenden, war seinem Herzog ein leidig Wort, und gar oft bedurfte es der vollen Macht des seelischen Einflusses, der feinsten Hofkunst Goethes, um den fürstlichen Lebensgefährten an eine Fürstenpflicht zu mahnen (S. 201). Erst mit vorrückenden Jahren, langsam und mit mancherlei Rückfällen, gelangte der Herzog zu der Lebensführung, von der Goethe in „Ilmenau‘, noch mehr wünschend und hoffend als berichtend, mit feinstem Schicklichkeitsgefühl schrieb:

Du kennest lang die Pflichten deines Standes
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer Andre wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein, viel zu entbehren.

Und doch nennt Goethe ihn mehr als einmal ‚einen goldenen Jungen‘; doch kehrt er liebevoll immer wieder sein Herz zu ihm, auch nach fürstlich gebieterischen Kränkungen, die ihm den unüberbrückbaren Abstand zwischen Herrn und Lehnsmann aufgetan, und preist ihn in Vers und Prosa mit edlem Freimut, freiwilliger Treue, ungeheuchelter Liebe, wie nie ein größerer Fürst von einem Dichter gepriesen ward: in dem Gedicht Ilmenau, in den Venetianischen Epigrammen, in Briefen und Gesprächen, zusammenfassend im Tasso. — Und hat nicht selbst Merck, der unerbittliche Aufdecker alles Nichtigen, der mephistophelische Bekritteler der meisten Menschen seines Gesichtskreises, in voller Uneigennützigkeit über Karl August geurteilt (zu Nicolai, September 1777, nach einem längeren Besuch in Weimar):

Das Beste von allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das tun, was Goethe tut. — Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respektabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe.

Wir haben einen stattlichen Band mit des Herzogs Briefen an Goethe und die Menschen um Goethe; der schönste des Fürsten wie des Mannes ist der des Vierundzwanzigjährigen an Knebel, als dieser mißmutig über seine fernere dienstliche Unverwendbarkeit um den Abschied gebeten hatte —:

Sind denn die, die sich Deiner Freundschaft, Deines Umgangs freuen, so sklavisch, so sinnlicher Bedürfnisse voll, daß Du nur durch Graben, Hacken, Ausmisten und Aktenschmieren ihnen nützen kannst? Ist denn das Rezeptakulum ihrer Seelen so gering, daß Du nirgends ein Plätzchen für das, wo Du irgend etwas von dem, was Dir Dein Schönes, Gutes und Großes, die innere Existenz verbessernd und veredelnd gesammelt hat, ausschütten kannst? Sind wir denn so hungrig, daß Du für unser Brot, so furchtsam und unstät, daß Du für unsere Sicherheit arbeiten mußt? Sind wir nicht mehrerer Freuden als der des Tisches und der Ruhe fähig, können wir keinen Genuß finden, wenn Du, von dem Schmutz und dem Gestank des Weltgetriebes Reiner, Deine volle Zeit zur Schmückung des Geistes anwendend, uns, die wir nicht Zeit zum Sammeln haben, den Strauß von den Blumen des Lebens gebunden vorhältst?

O du wundervolles unvergeßliches achtzehntes Jahrhundert, in dem von deutschen Fürsten Briefe wie dieser empfunden und geschrieben werden konnten!

Der Prinzenerzieher Wieland hatte in einem Urteil für Anna Amalia ihren Ältesten bezeichnet als ‚dem Wahren und Tüchtigen zugewandt, zugleich heftig, unlenksam und jähzornig‘. Auch aus andrer Quelle wissen wir, daß schon der Knabe von seiner fürstlichen Würde stark

eingenommen war. An der deutschen Kleinstaatkrankheit, der Soldatenspielerei, scheint er noch etwas ärger als die meisten seiner fürstlichen Standesbrüder gelitten zu haben; Goethe hatte als Kriegsminister Mühe genug, des Herzogs ‚militärische Makkaronis‘ niederzuhalten, und fluchte einmal grimmig zu Knebel über ‚die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt‘. Aber das waren nur Liebhabereien, die freilich in einer Schicksalstunde, 1806, in furchtbaren Ernst umschlugen und dem Herzoge beinah sein Herzogtum kosteten. In den Kernfragen des Fürstenamtes war Karl August ein auf den Kern dringender Geist. Das wichtigtuerische Papierbeschmieren, das man gewöhnlich Regieren nennt, war ihm ein Greuel; die Menschen unter seinem Szepter blieben ihm Menschen, wurden nicht zu Aktenbündeln. Wie erquicklich liest sich sein Ausbruch zu Knebel gegen den heiligen Bürokratius in Schulangelegenheiten: ‚Von allen menschlichen Begriffen den allermenschlichsten, die Erziehung des Menschen, im Aktenstil und modo voti vorgetragen zu sehen, ist unglaublich.‘

Ein geborener Herrscher — das war Karl August; der große Fürst eines kleinen Landes, zu groß für ein Herzogtum vom Umfang eines der kleineren Kreise Preußens. Goethe sprach von ihm nach dem Tode:

> Er war eigentlich zum Tyrannen geneigt wie keiner, aber er ließ alles um sich her ungehindert gehen, solange es nur ihn nicht selbst in seiner Eigenheit berührte. Es ist unglaublich, wieviel er in seinem Kreise aufgeregt und zu wie vielen schweren Leistungen er angeregt und aufgefordert hat. Gewiß, wo auch sein Geist im Weltall seine Rolle gefunden, er wird dort seine Leute wieder gut zu plagen wissen. (Zum Kanzler Müller, 22. 2. 1830.)

Von andern Urteilen seien noch diese verzeichnet: ‚Er dachte immer zuerst an das Glück des Landes und ganz zuletzt ein wenig an sich selber. — Es war in ihm viel Göttliches. Er hätte die ganze Menschheit beglücken mögen.‘

Nie wird die deutsche Geschichte ihm vergessen, daß er als der erste unter allen Fürsten sein in schwerer Zeit gegebenes Versprechen einer landständischen Verfassung ehrlich einlöste und treu zu ihr stand, als die damalige Vormacht Deutschlands ihn zum Eidbruch zwingen wollte. Er duldete eher die Frechheiten Metternichs, der ihn den ‚Altburschen‘ schimpfte, als daß er nach den Karlsbader Beschlüssen von 1819 die vaterländisch gesinnten deutschen Burschenschafter mit so kleinlicher Niedertracht verfolgte, wie die österreichische Regierung sie verübte und von den deutschen Fürsten forderte. Noch kurz vor seinem Tode klagte Karl August zu Wilhelm von Humboldt über die zunehmende Duckerei und Muckerei, über den ‚einreißenden Pedantismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolutismus und Niederschlagen aller freien Geistesregungen. Dazu sind es unwahre Bursche, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten‘. Wo in Germaniens Grenzen waltete um die Zeit ein Fürst von gleicher Geistesfreiheit und gleicher Einsicht in die höchsten Aufgaben eines deutschen Herrschers?

Trotz Wieland und Knebel war Karl August im Grunde ein mehr französisch als deutsch erzogener Prinz. Voltairisch gesinnt wie sein preußischer Oheim, hatte er nichts dagegen, wenn seine gläubigen Untertanen nach dem Tode durchaus zur Hölle fahren wollten; er selbst glaubte an keine andre Hölle als in der Menschenbrust, war ein Todfeind vom ‚Trakassieren über Orthodoxie und den Teufel‘ und ging nur bei ganz besondern Staatsanlässen in seine Hofkirche. Mit guten Grundlagen im Latein und Französischen, mit mehr Mathematik, als Goethe besaß, mit geringer Kenntnis der deutschen Literatur, aber mit freudiger Bereitwilligkeit ihren echten Schätzen gegenüber: so lernte er Goethe kennen und wurde dessen williger Schüler in manchen guten Wissenschaften. W a c h s t u m s f ä h i g k e i t, diese entscheidende Gabe großer Menschen, besaß an seinem Hofe eigentlich nur Karl August. ‚Außer dem Herzog ist niemand im Wachsen; die andern sind wie Drechselpuppen, wo höchstens noch der Anstrich fehlt‘ (Goethes Tagebuch, 13. 7. 1779). Mit französischer Literatur auferzogen, blieb er ihr bis ans Ende treu, beredete Goethe zum Auferwecken abgetaner Dramen Voltaires, Schillern zum Verdeutschen von Racines Phädra, und dachte bei der Jungfrau von Orleans zunächst an einen gefährlichen Nachhall von Voltaires schmutzig witziger Pucelle, der eine Aufführung gefährden könnte. Indessen schon in einem Brief an Wieland von der Brautfahrt nach Darmstadt lesen wir von Lessings ‚Minna‘ als einem Reisebuch, und an jedem neuen Werke

Goethes, später auch Schillers, nahm er, bis zu seinen Grenzen, aufrichtigen Anteil. Er besaß feine Einsichten in metrische Fragen, warnte z. B. vor der Gefahr, daß der reimlose jambische Fünfzeiler in den Händen schwacher Dichter ‚stachlichte, höckrige, pedantische Prosa‘ werden möchte, wie in Wilhelm Schlegels Jon und des Österreichers Collin Regulus. Sogar nette Gelegenheitsverslein gelangen ihm nicht übel; allerdings spüren wir den Einfluß Goethes so stark, daß wir ein Gedicht wie dieses herzogliche an die Stein als eine literarische Doppelgängerei empfinden:

Ich schlafe, ich schlafe von heute bis morgen,
Ich träume die Wahrheit ohne Sorgen,
Habe heute gemacht den Kammer-Etat,
Bin heute göttlich in meinem Selbst gebad't.
Die Geister der Wesen durchschweben mich heut,
Geben mir dumpfes, doch süßes Geleit.

Manche Briefe des Herzogs, seine besten, lesen sich auffallend ähnlich denen Goethes. Aus seinem Borkenhäuschen im Weimarer Park schreibt er 1780 an Knebel:

Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen, der erste Augenblick darauf sei Dein, lebe wohl so lange. — Ich komme daher. Das Wasser war kalt, eine Nacht lag schon in seinem Schoße. Es war, als tauchte man in die kühle Nacht. — Es war so ganz stille. Wedels Waldhörner hörte man nur von weitem, und die stillere Ferne machte mich reinere Töne hören, als vielleicht die Luft erreichten.

Bis in die urwüchsig kühnen sprachlichen Neugebilde spüren wir Goethes Einfluß: der Herzog erfindet Wörter wie erschnobern, verschmetterlingen (verjüngen). Bis zuletzt hält er sich frei vom versteinernden Kanzleistil, ja er spottet zuweilen über Goethes Hang dazu. In seinen Briefen an Goethe, besonders aus der späteren Zeit, stehen wahre Perlen scharfen Urteils, eigener Sprache, derben Humors. Alles in allem sind in dem Briefwechsel mit Goethe des Herzogs Briefe die lebendigeren, die natürlicheren —, wie er denn überhaupt weit weniger Freund von Förmlichkeiten war als Goethe.

Daß der Herzog durch den Umgang mit seinen erlauchten Gästen aus der Geisteswelt zuweilen auf den Gedanken kam, er könne den Dichtern einen künstlerischen Rat geben, ist verzeihlich. Ein wenig spaßhaft liest sich z. B. sein Brief aus Anlaß der Jungfrau von Orleans, gegen die er schwere Bedenken hatte:

So oft und so dringend bat ich Schiller, ehe er Theaterstücke unternähme, mir oder sonst jemandem, der das Theater einigermaßen kennt, die Gegenstände bekannt zu machen, die er behandeln wolle. So gerne hätte ich alsdann solche Materie mit ihm abgehandelt, und es würde ihm nützlich gewesen sein. Aber all mein Bitten war vergebens.

Zuverlässiger war des Herzogs Geschmack für die bildenden Künste; sein Brief an Knebel von 1782 über Raphaels Sixtinische Madonna ist ein treffliches Stück Kunstschreiberei:

Bei dem Raphael, welcher die Dresdener Sammlung schmückt, ist mir nicht anders gewesen, als wenn man den ganzen Tag durch die Höhe des Gotthard gestiegen ist, durchs Urseler Loch kam und nun auf einmal das blühende und grünende Urseler Tal sah. Mir war's, so oft ich ihn sah und wieder wegsah, immer nur wie eine Erscheinung vor der Seele; selbst die schönsten Correggios waren mir nur Menschenbilder; ihre Erinnerung wie die schönen Formen sinnlich palpable. Raphael aber blieb mir immer nur wie ein Hauch, wie eine von den Erscheinungen, die uns die Götter in weiblicher Gestalt senden, um uns glücklich oder unglücklich zu machen.

Karl Augusts und Goethes freundschaftliches wie geschäftliches Verhältnis erinnert ein wenig an Wilhelm den Ersten und Bismarck. In beiden Fällen spüren wir das Walten des Gesetzes von der gegenseitigen Anziehung des Tüchtigen und des Großen, die unerschütterliche Treue des Machthabers für den ihm zur Seite gestellten Genius. Ohne des Herzogs Fürsten- und Mannestreue wäre kein dauerndes Bleiben Goethes in Weimar gewesen. Mit jünglinghafter Innigkeit begann Karl Augusts Freundschaft; bis zum letzten Hauche ihres Beisammenseins haben Vertrauen, Güte, richtiges Abstandsgefühl bei dem Fürsten für den großen dienenden Fürstenfreund standgehalten. ‚Lieber Goethe‘, heißt es in einem Briefe des Herzogs vom Dezember 1775, ‚ich habe deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit dir!‘ Bis zuletzt hat der Herzog Goethen geduzt, nicht aus Überhebung oder Hinablassung, sondern aus treuherziger Freundschaft. Dazwischen finden sich solche scherzhafte Anreden wie ‚Euer Liebden‘; doch empfängt man aus allen Briefen Karl

Augusts den Eindruck, daß er mit Ehrerbietung zu Goethe hinaufsah. Die äußeren Formen ihres täglichen Verkehrs, zumal im ersten Jahrzehnt, haben wir uns so freundschaftlich, ja brüderlich, wie nur unter innig vertrauten Standesgenossen zu denken. Unzählige Male hat Goethe an seines Herzogs vornehmem oder sehr bescheidenem Eßtische gesessen, sehr oft mit ihm das Schlafzimmer geteilt, besonders auf Ausflügen zur Jagd oder auf Reisen zu Staatsgeschäften.

Eine geradezu schwärmerische Jugendliebe für Goethe spricht sich in manchen großen und kleinen Zügen Karl Augusts aus, so darin, daß er Jahre hindurch mit Goethes Kopf im Petschaft vertraute Briefe siegelte. Wie liebenswürdig schreibt er an Merck (1783): ‚Ich sammle keine Handzeichnungen, sondern was ich von solchen behalte, ist alles zum Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bißchen Freude machen und seine Taciturnität entrunzeln kann.‘ Und als ihm der erste Sohn geboren worden: ‚Nun ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchem ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethens und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß womöglich die Nachkommenschaft sagen soll: Ed egli fù pittore.‘

Ja bis in die zartesten Herzensgeheimnisse war der Herzog Goethes Vertrauter. An ihn sandte dieser die schmerzlichen Erinnerungsverse: ‚Holde Lili, warst so lang —‘ (S. 185). Wie manchem Brieschen an die Stein hat der Herzog als Briefträger gedient, und von dem Liebesglück mit Christiane hat der selbst zuweilen die heimlichen Nebenpfade der Liebe wandelnde heißblütige Fürst die früheste Kunde erhalten.

Trotz gelegentlichen Verstimmungen, öfter übrigens bei Goethe als bei Karl August, hat es in diesem schönen Freundschaftsbunde kaum ein Auf und Ab gegeben. ‚Schon dreißig Jahre gehen wir miteinander und tragen miteinander‘, heißt es in einem prächtigen Briefe des Herzogs an Goethes Mutter; und wo immer man in ihrem Briefwechsel blättert, da weht einen der gesunde Atem treugeübter Freundschaft an. ‚Dir meinem lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt‘, so schreibt der Herzog am ersten des Jahres 1821, ‚wünsche ich ein recht leicht und angenehm zu durchlebendes neues Jahr, danke dir für die Ausdrücke deiner unveränderlichen Freundschaft für mich.‘

Goethe ist seinem Fürsten gegenüber niemals zum Knecht geworden. ‚Freiwillige Abhängigkeit ist der schönste Zustand, und wie wäre der möglich ohne Liebe?‘ — so bezeichnet Goethe sein Verhältnis zu Karl August. Als ihm dieser einmal zurief: ‚Du kannst keinen Widerspruch vertragen!‘, erwiderte Goethe gelassen: ‚O ja, mein Fürst, aber er muß verständig sein.‘ Uns, die wir's mit Majestätsbeleidigungsklagen so herrlich weit gebracht, schaudert die Haut, wenn wir solchen Satz lesen; daß ein deutscher regierender Herzog sich solches von einem seiner Beamten bieten ließ, wird heute nicht begriffen.

Nicht nur die militärischen Makkaronis, auch die Jagdgelüste des Herzogs führten zu manchen schweren Kämpfen zwischen Fürst und Diener. Goethe war keiner der bequemen Minister, deren höchstes Ziel das möglichst lange Verbleiben im Amt, und die darum jeder Laune ihres Herrn treu und gewärtig sind. Über der Laune des Fürsten standen ihm dessen eigene bessere Einsicht und das Wohl des Landes. Als der Herzog, ohne des Unheils für die Äcker und Gärten der Bauern zu gedenken, ein Rudel Wildschweine am Ettersberg angesiedelt hatte, trat Goethe mit höfischer Feinheit, doch zugleich mit staatsmännischem Nachdruck gegen jenen Landesschaden auf. Wieviele Minister von heute, selbst mit einem ihnen gefügigen Parlament, würden wohl den Zorn ihres Fürsten über eine gestörte Liebhaberei durch einen Brief wie diesen von Goethe an Karl August wagen:

Weimar, 26. 12. 1784. — Von dem Schaden selbst und dem Verhältnis einer solchen Herde zu unsrer Gegend sag' ich nichts, ich rede nur von dem Eindrucke, den es auf die Menschen macht. Noch habe ich nichts so allgemein mißbilligen sehn, es ist darüber nur eine Stimme. — Was mir dabei aufgefallen ist, und was ich Ihnen gern sage, sind die Gesinnungen der Menschen gegen Sie, die sich dabei offenbaren. Die meisten sind nur wie erstaunt, als wenn die Tiere wie Hagel vom Himmel fielen, die Menge schreibt Ihnen nicht das Übel zu. Andre gleichsam nur ungern, und alle vereinigen sich darinnen, daß die Schuld an denen liege, die, statt Vorstellungen dagegen zu machen, Sie durch gefälliges Vorspiegeln verhinderten, das Unheil, das dadurch angerichtet werde, einzusehn. Niemand kann sich denken, daß Sie durch eine Leidenschaft in einen solchen Irrtum geführt werden könnten, um etwas zu beschließen und vorzunehmen, was Ihrer übrigen Denkens- und Handelnsart,

Ihren bekannten Absichten und Wünschen geradezu widerspricht. — Man beschreibt den Zustand des Landmanns kläglich, und er ist's gewiß, mit welchen Übeln hat er zu kämpfen. — Ich mag nichts hinzusetzen, was Sie selbst wissen. Ich habe Sie so manchem entsagen sehn und hoffe, Sie werden mit dieser Leidenschaft den Ihrigen ein Neujahrsgeschenk machen. Möge das Blatt, was ich eben endige, Ihnen zur guten Stunde in die Hände kommen!

Der Herzog ließ alsbald die Wildschweine vertilgen.

Wir haben zwar keinen Du-Brief Goethes an den Herzog, wissen aber, daß er im vertraulichen Gespräch der ersten Jahre seinen Fürsten geduzt hat. Mit den Jahren empfand er es als ziemlicher, die höfischen Formen zu gebrauchen, neben dem ‚lieben Herrn' den ‚gnädigen Herrn' nicht zu vergessen, und seit 1798 findet sich in den Briefen die Durchlaucht.

Friedrich der Große hat sich neidvoll witzelnd lustig gemacht über den ‚Neveu Karl August mit seinem Goethe'. Was sind Friedrichs Freundschaften mit Voltaire und seinen andern Lieblingsfranzosen gegen den hohen Bund des mit dem Dichter gehenden Fürsten von Weimar! Welch unermeßlicher Segen ist dieser Förderung eines deutschen Dichters durch einen deutschen Fürsten über die deutsche, ja über die gesamte Kulturwelt entströmt; — wie unfruchtbar alles geblieben, was der sparsame Friedrich mit freigebigen Händen über seine anspruchsvollen Franzosen ausgestreut! Und wie haben die verschwenderisch bezahlten Fremden ihrem ‚tüdesken' Gönner gedankt! Seinem Karl August hingegen, der ihn doch nur mit der bescheidenen Notdurft des Lebens versorgte, hat Goethe in jenem Gedicht von dem Kleinen unter den Fürsten Germaniens ein Denkmal des Dankes errichtet, das, die Jahrhunderte durchdauernd, für jeden Angehörigen der Weimarischen Herzogsfamilie bis heute ein Ehrenbrief seines Hauses ist:

> Denn mir hat er gegeben, was Große selten gewähren,
> Neigung, Muße, Vertraun, Felder und Garten und Haus.
> Niemand braucht' ich zu danken als ihm, und manches bedurft ich,
> Der ich mich auf den Erwerb schlecht, als ein Dichter, verstand.
> Hat mich Europa gelobt, was hat mir Europa gegeben?
> Nichts! Ich habe, wie schwer! meine Gedichte bezahlt. —
> Niemals frug ein Kaiser nach mir, es hat sich kein König
> Um mich bekümmert, und Er war mir August und Mäcen.

Drittes Kapitel.

Der Weimarische Kreis.

> Soll ich Verirrter hier in den verschlungnen Gründen
> Die Geister Shakespeares gar verkörpert finden?
> Ja, der Gedanke führt mich eben recht:
> Sie sind es selbst, wo nicht ein gleich Geschlecht!
> Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
> Und durch die Roheit fühl' ich edle Sitten. („Ilmenau").

Des Herzogs Frau, **Luise** von Darmstadt, wurde bei ihren Lebzeiten von keinem richtiger gewürdigt, von keinem schöner verehrt als von Goethe. Beim ersten Sehen, in Darmstadt, wurde er von ihr bezaubert; bis an ihr Ende hat er in seiner Verehrung nie geschwankt. In den Xenien steht mit der Überschrift ‚L-D' (Luise Darmstadt):

> Eine kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
> Unschuld: herrlicher hat Salomo keine gesehn —

und den ‚Engel Luise' nennt er sie in zahlreichen Briefen.

Luise, die Tochter der ‚Großen Landgräfin', auf deren Grabdenkmal Friedrich der Große meißeln ließ: ‚Von Geschlecht ein Weib, von Geist ein Mann', war eine jener von den Andern, ja von sich selbst lange übersehenen Menschen, die erst in einer großen Stunde zu ihrer vollen Größe emporwachsen. Diese Stunde kam für Luise von Weimar, als Napoleon nach der Jenaer Schlacht das Weimarer Schloß betrat mit dem Siegerzorn gegen einen kleinen Gegner. Ohne das heldenhafte Verhalten der hilflosen Frau des Besiegten hätte Napoleon das Herzogtum von der Staatenkarte Europas weggewischt. ‚Das ist eine Frau, die vor unsern zweihundert Geschützen keine Furcht hat', soll er zu einem seiner Marschälle



Herzogin Anna Amalia.



Herzogin Luise.



Herzog Karl August.



Goethe. Einsiedel. Herzogin. Göchhausen. Herder.

Ein Leseabend bei der Herzogin Amalie (nach einem Bilde von Krauß).

gesagt haben. Dieses Wort, noch sicherer Luisens festes Auftreten gegen Napoleon ist die beste Widerlegung ihres kleinmütigen Selbsturteils zu Knebel: „Ich kenne mich ziemlich genau und habe die Überzeugung gewonnen, daß meine Existenz auf keine andere wirken kann.'

Sie stammte aus einem der gebildetsten deutschen Fürstenhäuser; Karoline von Darmstadt hatte die erste Ausgabe von Klopstocks Oden veranlaßt. Die Prinzessin Luise hatte sich von früh auf mit deutscher Literatur beschäftigt, bei Merck Unterricht im Englischen genommen, was für jene Zeit als Zeichen höheren Bildungstrebens gilt, und sie hat in Weimar alles in allem feineres Verständnis für die Werke Goethes und Schillers, auch für den geistigen Wert Herders bewiesen, als Karl August und Anna Amalia. In dem Weimarischen Kreise war sie so ziemlich die Einzige, die den Tasso ganz mitfühlte. Sie hat Schiller als den Dichter des Idealen verehrt und an Herder im geheimen manches gutgemacht, was der Herzog unterlassen: erst vor kurzem wurde bekannt, daß die Herzogin Luise es gewesen, die mit scheuem Versteckspiel dem bekümmerten Herder von fernher namenlos zweitausend Gulden senden ließ.

Liebe hatte die beiden sehr jungen Fürstenkinder Karl August und Luise zusammengeführt, — und dennoch bewies die Folge, daß sie nicht füreinander geschaffen waren. Luise, in Petersburg bei ihrer Schwester, der Großfürstin Paul, an den höfischen Glanz eines Großmachthauses gewöhnt, hielt auf Abstand zwischen dem Fürsten und allen Abstufungen des Volkes, und die strengen Hofsitten des 18. Jahrhunderts erschienen ihr als etwas Gottgewolltes. Unausfüllbar war die Kluft — weniger des Gemütes als des Gebahrens — zwischen der überzarten Frau und dem derben, schlichten, fast demokratischen Gemahl, der sich nicht gemein zu machen fürchtete, wenn er auf Kirmessen mit hübschen Bauernmädchen tanzte und liebelte; der das Fürstentum nicht in der blanken Uniform mit dem Bruststern erblickte; der im groben, bequemen Flausrock einherging, die kurze Pfeife im Mund, zum Zeichen des Unterschiedes höchstens eine gewöhnliche Soldatenmütze auf dem Kopf. Kam er von der Jagd, so behielt er die schmutzigen wilden Rüden um sich, wenn er seine Gemahlin in deren Gemächern begrüßte, und dann gab es Verstimmungen, die zur Entfremdung führten. ‚Meine Frau', klagte Karl August zu Knebel, ‚da sie kein Talent hat, welches ihr Wesen einölte und biegsam erhielte, wird steif und verliert zugleich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nötig ist zur Existenz.' Luise verstand nicht, in Kleinigkeiten nachzugeben, würdigte nicht genug die Tugenden der Fehler des Herzogs, und so kam es zwischen den Beiden zu jenem wenig beglückten Verhältnis, von dem Goethe kurz sagte: ‚Sie haben eben immer beide unrecht', und bei dem der Herzog am liebsten seinem Weimarischen Schlosse fernblieb. ‚Sein Unglück ist, daß ihm zu Hause nicht wohl ist' (Goethe).

Über Luise als Prinzessin hatte der strenge Merck schon 1773 als ihr Lehrer geurteilt: ‚Die Höflichkeit des Herzens hat sie in hohem Grade.' Ähnlich schrieb Fritz Stolberg über sie: ‚Verstand wie ein Engel, und durch ihre anscheinende nach und nach sich einnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz hervor.' Zartfühlig, dem Weimarischen Genietreiben abhold, taugte sie eben nicht für einen Kreis, in dem der Genius und dessen Nachahmung, nicht bloß das Herkommen gebot. Und doch war dieser scheinbar kaltherzigen Fürstin Menschliches nicht fremd: mit größerem Sinn als ihre Hofgesellschaft faßte sie Goethes Verhältnis zu Christiane duldsam auf, und in der herbsten Prüfung einer Gattin, dem Bunde des Herzogs mit der Schauspielerin Jagemann, hat sich Luise von Weimar als ein wahrhaft vornehmer Mensch erwiesen. Sie muß wirklich etwas sehr Wertvolles gewesen sein, von der Goethe nach zwölfjähriger Bekanntschaft an Lavater schrieb: „Ich vermag nicht ein solch außerordentliches Wesen ganz in seiner Größe darzustellen.'

Wer in Weimars Innenkreis hineinwachsen wollte, der mußte noch bei einer zweiten Herzogin Gnade finden, bei Karl Augusts Mutter **Anna Amalia** (1739—1807). Sie war die Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig und einer Schwester Friedrichs des Großen, hatte mit sechzehn Jahren den kränkelnden achtzehnjährigen Herzog Constantin von Weimar geheiratet, war nach zweijähriger Ehe dessen Witwe und die Regentin seines Landes geworden, die Mutter des Erbprinzen Karl August und des gleich seinem Vater kränkelnden Prinzen Constantin. ‚Die schönste Frühlingszeit meiner Jahre war nichts als Aufopferung

für Andere', heißt es in einem aufbewahrten ‚Selbstbekenntnis'. Bis zur Großjährigkeit Karl Augusts (3. September 1775) hat sie mit kluger Hand die Regierung des Herzogtums geführt und den Grundstein zu Weimars geistigem Range in Deutschland gelegt. Sie war, wenn nicht die Begründerin, doch die bewußte Förderin der Weimarischen Bibliothek; auch die Anfänge des Weimarischen Theaters führen auf sie zurück. Wielands Berufung zum Erzieher ihrer zwei Söhne war eine Tat, die Goethe in seiner Gedenkrede auf die Herzogin von 1807 bezeichnete als ‚den Anlaß alles desjenigen, was später für dieses besondre Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte'. Noch lange nach ihrem Rücktritt von der Regentschaft blieb sie Oberhaupt und Schutzgeist des literarischen Fürstenhauses, ‚unser Palladium', wie Wieland sie schön nannte.

Tatkräftig und pflichtbewußt hatte sie als Regentin jeder Sitzung des Staatsrats beigewohnt, alle Kassenberichte geprüft, alle amtlichen Erlasse mit ihrem Minister beraten und selbst vollzogen, von ihrem 18. bis zum 36. Jahr. Wieland, der von unsern Klassikern sie am längsten gekannt, rühmte von ihr: ‚Sie war in ihrer Art so gut die Einzige, als Friedrich II. in der seinigen', und an andrer Stelle: ‚Eines der liebenswürdigsten Gemische von Menschlichkeit, Weiblichkeit und Fürstlichkeit'. Noch als ältere Frau lernte sie Griechisch, um mit Wieland den Aristophanes zu lesen. Ihre Briefe an Goethes Mutter, Wieland, Merck gehören zu den Urkunden, ohne die der einzigartige deutsche Geist im 18. Jahrhundert unverständlich bleibt.

Wer ein Bild der Herzogin Anna Amalia im Lebensrahmen sehen will, der besuche ihr ‚Wittumspalais' in Weimar, dieses allerliebste kleine Haus, wo so viele große Menschen zwanglos anmutig verkehrten; betrachte in dem Hauptzimmer den großen runden Tisch, an dem Goethe Unsterbliches vorgelesen; die vielen Bildnisse der Verwandten, Freunde, Freundinnen an den Wänden, — und er versäume nicht den Besuch ihres Schlößchens zu Tiefurt mit seinen puppenstübchengroßen Sälchen und Kämmerchen. Nach Tiefurt hieß ein handschriftliches Blättlein der Hofgesellschaft aus den Jahren 1781 bis 1784 das **Tiefurter Journal**, eine Liebhaberzeitung, wie man ein Liebhabertheater hatte; bis auf Goethes Beiträge literarisch wenig wert, aber von wie feinem Reiz als Abbild des geistsprühenden Treibens der höfischen Männer, Frauen und Fräulein, die sich um die Herzogin-Mutter und Goethe bewegten. Im Tiefurter Journal erschien zuerst Goethes Gedicht auf den Tod des Theatermeisters Mieding, dort zuerst seine bibelgleichen Verse: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut. Fürwahr, geistig hat jenes Dorfschlößchen der Herzogin Amalia zu Tiefurt mindestens soviel oder mehr zu bedeuten gehabt als das Prunkschloß der Ludwige in Versailles. Als Goethe 1781 seine — verloren gegangene — Entgegnung auf Friedrichs des Großen unglaubliche Schrift über die deutsche Literatur abgefaßt, gehörte die Herzogin Amalia, Friedrichs Nichte, zu den Wenigen, denen die Handschrift anvertraut wurde.

Die mächtigste Person nach und neben dem Fürsten war der Minister **von Fritsch**. Er betrachtete die vom Herzog geplante Einführung Goethes in den Staatsrat mit entschuldbarem Unmut, denn durch welche staatsmännische Tätigkeit hatte Goethe bis dahin seine Eignung für eines der höchsten verantwortlichen Ämter erwiesen? Schon im Dezember 1775 hatte er, ohne Goethe zu erwähnen, in Voraussicht des Kommenden, seinen Abschied erbeten:

> Ich finde immer mehr Eigenschaften an mir, welche mich in meinen eigenen Augen als zu diesem Platz untüchtig darstellen. Der erste Mann in Ew. Durchlaucht Ministerio sollte viel um Ihro Person, viel an Ihrem Hofe sein, um zu aller Zeit Ihre Befehle vernehmen und vollziehen zu können. Wie könnte aber ich, der ich viel Rauhes in meinen Sitten, zu viel öfters an das Mürrische gränzende Ernsthaftigkeit, zu viel Unbiegsamkeit und zu wenig Nachsicht gegen das, was herrschender Geschmack ist, an mir habe, am Hofe gefallen oder eine günstige Aufnahme mir versprechen können?

Als der Herzog bei seiner Absicht mit Goethe verharrte, nahm sich Fritsch

> die Freiheit, ‚gegen die Anstellung des Dr. Goethe beim Geheimen Consilio geziemende Vorstellung zu tun und teils auf dessen Untauglichkeit zu einem dergleichen beträchtlichen Posten, teils darauf appuyirt, daß die intendirende Placirung dieses Mannes vor eine Menge rechtschaffener langgedienter Diener, welche auf einen Platz dieser Art Anspruch machen könnten und sich also zurückgesetzt sehen würden, niederschlagend sein müßte.'

Mit anerkennenswertem Freimut schloß er sein bestimmtes Entlassungsgesuch vom 24. April 1776:

So bleibt mir nichts mehr übrig, als gegen Ihro Durchlaucht mit aller Ihnen schuldigen Ehrerbietung, zugleich aber auch mit aller Entschlossenheit eines, von dem, was Ew. Herz. Durchlaucht anderen und sich selbst schuldig ist, tief durchdrungenen Mannes zu deklarieren, daß ich in einem Collegio, dessen Mitglied gedachter Dr. Goethe anjetzt werden soll, länger nicht sitzen kann.

Der achtzehneinhalbjährige Herzog erwiderte dem treuen Diener eigenhändig auf eine Art, die uns für den Schreibenden hohe Bewunderung abzwingt:

Ich habe Ihren Brief, Herr Geheimer Rath, vom 24. April richtig erhalten. Sie sagen mir in demselben Ihre Meinung mit aller der Aufrichtigkeit, welche ich von einem so rechtschaffenen Manne, wie Sie sind, erwartete. Sie fordern in eben demselben Ihre Dienstentlassung, weil, sagen Sie, Sie nicht länger in einem Collegio, wovon der D. Goethe ein Mitglied ist, sitzen können. Dieser Grund sollte eigentlich nicht hinlänglich sein, Ihnen diesen Entschluß fassen zu machen. Wäre der D. Goethe ein Mann eines zweideutigen Charakters, würde ein jeder Ihren Entschluß billigen. Goethe aber ist rechtschaffen, von einem außerordentlich guten und fühlbaren Herzen; nicht alleine ich, sondern einsichtsvolle Männer wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf und Genie ist bekannt.

Sie werden selbst einsehen, daß ein Mann wie dieser nicht würde die langweilige und mechanische Arbeit in einem Landes-Collegio von untenauf zu dienen aushalten. Einen Mann von Genie nicht an dem Ort gebrauchen, wo er seine außerordentlichen Talente gebrauchen kann, heißt denselben mißbrauchen; ich hoffe, Sie sind von dieser Wahrheit so wie ich überzeugt.

Was den Punkt wegen der vielen verdienten Leute, welche auf diesen Posten Ansprüche machten, anbetrifft, so kenne ich niemanden in meiner Dienerschaft, der meines Wissens darauf hoffte. Zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Weh meiner Untertanen stehet, nach Anciennität, sondern nach Vertrauen vergeben.

Was das Urteil der Welt betrifft, welche mißbilligen würde, daß ich den D. Goethe in mein wichtigstes Collegium setzte, ohne daß er zuvor weder Amtmann, Professor, Kammer- oder Regierungsrat war, dieses verändert garnichts; die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber, und jeder, der seine Pflicht tun will, arbeitet nicht, um Ruhm zu erlangen, sondern um sich vor Gott und seinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können, und suchet auch ohne den Beifall der Welt zu handeln.

Durch dieses für alle drei beteiligte Männer so ehrenvolle Schreiben und durch der Herzogin Amalia persönliche Vermittelung wurde Fritschens Widerstand bezwungen, der verdiente Minister blieb im Amt und erkannte gar bald, wie richtig sein Fürst den Frankfurter Doktor gewürdigt hatte. Kleine Häkeleien kamen allerdings gelegentlich vor. Goethe hatte einmal die unschuldige Wendung ‚meine Herren Cameralen‘ gebraucht von den ihm unterstellten Kammerbeamten. Fritsch strich das ‚meine‘ rügend an, und Goethe mußte ihn belehren: ‚Man bedient sich des Wortes mein, um ein Verhältnis zu Personen und Sachen anzuzeigen, mit denen man aus Neigung oder Pflicht verbunden ist, ohne sich darüber eine Herrschaft oder Eigentum anzumaßen‘ (6. 5. 1783).

Mit kurzen Erwähnungen bedacht seien die weniger berühmten Mitglieder der Weimarer Goethe-Gemeinde in diesen ersten Jahren. Von Schriftstellern außer Wieland lebten in Weimar und in Berührung mit Goethe: Friedrich Bertuch (1747—1822), ein geborener Weimarer, der Begründer der Allgemeinen Literaturzeitung in Jena, mittelmäßiger Übersetzer des Don Quijote und — Dichter des unsterblichen ‚jungen Lämmchens weiß wie Schnee‘. Zugleich Schatullenverwalter des Herzogs und Begründer von allerlei gewerblichen Unternehmen, z. B. einer Fabrik künstlicher Blumen, in der sich Christiane Vulpius in den achtziger Jahren ihr Brot verdiente.

Sodann Karl August Musäus (1735—1787), Lehrer an der Lateinschule, früherer Pagenhofmeister, Verfasser der zur Verspottung Lavaters bestimmten ‚Physiognomischen Reisen‘ und der durchaus nicht volkstümlichen ‚Volksmärchen der Deutschen‘ (1787).

Zu den Schriftstellern durfte man auch den schon mehrfach erwähnten **Knebel** zählen, den schöngeistigen Kenner der zeitgenössischen deutschen Literatur, den sorgfältigen, wenngleich wenig dichterischen Nachdichter von Properz und Lukrez. Nie hat Goethe diesem ‚Urfreund‘ die erste Anknüpfung mit Weimar vergessen; 1784 schrieb er ihm dankbar: ‚Du bist mir wie der Morgenstern des Tags, den ich hier verlebt habe.‘

Bode, ein Freund Lessings, der Übersetzer von Sterne, Goldsmith, Fielding, Smollett, starb schon 1783. — Christian Vulpius (1762—1827), Christianens Bruder, hatte damals seine weitbeschriene Laufbahn als Räuberromanschreiber noch nicht angetreten; sein bezaubernder Rinaldo Rinaldini erschien erst 1797 und wurde unendlich mehr gelesen als Goethes

im selben Jahr veröffentlichter Wilhelm Meister. — Von Herder in Weimar wird noch zu sprechen sein.

Am gespanntesten auf das junge Genie war **Wieland**, den Goethe doch kurz vorher so übermütig vor ganz Deutschland durchgehechelt hatte (S. 129). Der zweiundvierzigjährige Dichter lüsterner Geschichtchen in Versen und sinnlicher Erziehungsromane in Prosa lebte persönlich ohne Leidenschaften als immer kinderreicher werdender Patriarch von seinem Ruhegehalt, dem ‚Teutschen Merkur' und leidlich bezahlten Büchern. Sein unscheinbares Frauchen, von dem man sonst nichts hört, gebar ihm in 20 Jahren 14 Kinder, und jeder Weimar besuchende Genius, zuletzt noch Schiller, wurde von den Wielands zunächst auf seine Eignung zum Schwiegersohn angesehen. Goethen gegenüber, der so garnichts Schwiegersöhnliches an sich hatte, benahm sich Wieland aus Klugheit, aber nicht ohne echte Begeisterung mit vollendeter Liebenswürdigkeit, und nicht bloß ins Angesicht, nein ebenso hinterm Rücken. Ein heller Jubelruf ist das Gedicht auf Goethe bei dessen Eintritt in Weimar, die schönste Dichtung, die wir überhaupt von Wieland besitzen (‚An Psyche'):

Auf einmal stand in unserer Mitten
Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangrem Gesicht
Auf einem Drache angeritten.
Ein schöner Hexenmeister es war
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen mit Götterblicken,
Gleich mächtig zu töten und entzücken
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher,
Und niemand fragte: Wer ist denn Der?
Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
Durch alle unsere Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt;
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken ganz gereinigt! —
— Das laß ich mir einen Zauberer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
Die Stunden wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerem Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süßen Tränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen,
Mit solch' entzückendem Ungestüm,
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

An Fritz Jacobi schrieb Wieland schon am 10. November 1775: ‚O mein bestes Brüderchen, was soll ich dir sagen! Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! Wie verliebt ich in ihn wurde, da ich an der Seite des herrlichen Jünglings zu Tische saß.' Aus dem Januar 1776 haben wir einen Brief Wielands an die Karsch in Berlin: ‚Goethe, der König der Geister, der liebenswürdigste, größte und beste Menschensohn, den ich jemals gesehen habe, ist seit 10 Wochen bei uns und wird noch vielleicht lange bei uns bleiben.' An Merck schrieb der verzückte jugendliche Mann wie berauscht: ‚Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben', und das rührende Wort der Selbstbescheidung: ‚Ich habe meine innige Freude daran, daß er mir so schön übern Kopf wächst und alles das ist, was ich nicht habe werden können.'

Von Wieland rührt das feine Wort über Goethes Verhalten nach dem schnellen Ausbrausen des jungen Mostes der Geniezeit her: ‚Von dem Augenblicke an, da er dezidiert war, sich dem Herzog und seinem Geschäft zu widmen, hat er sich mit untadeliger Sophrosyne (Besonnenheit) und aller ziemlichen Weltklugheit aufgeführt' (an Merck). Wohl finden sich späterhin in Wielands Briefen vereinzelte Ausbrüche des Unmuts über gewisse ihm unverständliche Seiten Goethes; im ganzen jedoch blieb Wieland allzeit einer der Getreusten der Getreuen. Goethe dankte ihm die durchgeprobte Freundschaft mit einem Lorbeerkranz für den Oberon und mit der ‚Gedächtnisrede zu brüderlichem Andenken' in der Freimaurerloge bei Wielands Hinscheiden (1813), worin sich der Satz findet: ‚Wieland war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig.' Mit Recht konnte Fritz Jacobi rühmen: ‚Unter allen großen Schriftstellern Deutschlands ist Wieland der einzige, der über Goethes Ruhm nicht eifersüchtig ist.' Der einst von dem jungen Goethe so empfindlich Hergenommene hat dem Eroberer der Herzen besser die Treue bewahrt, als Herder, der doch von Goethe nie anderes als Bewunderung und Wohltat erfahren hatte.





Corona Schröter (Selbstbildnis, um 1782).

Aus der eigentlichen Hofgesellschaft sind um Goethes willen zu nennen: ein Kammerherr von Kalb, der Mann mit dem ausgebliebenen Wagen, der erste Beherberger Goethes bei der Ankunft in Weimar; — ein Regierungsrat von Einsiedel, um ein Jahr jünger als Goethe, in jungen Jahren der Hauptbelustiger des jungen Hofes, schauspielerisch, musikalisch, sogar ein wenig dramatisch begabt, der eigentliche Anführer des vergnügten Genietreibens, kurzweg ‚l'ami' geheißen.

Ein komponierender Dilettant Sigmund von Seckendorf war für mancherlei Hoffeste nützlich. Von ihm rührt die erste Vertonung von Goethes Heidenröslein her; zu dem Singspiel Jery und Bätely hat er die Musik geschrieben, sogar eine französische Übersetzung des Werther geliefert.

Eines Junkers von Wedell, des Herzogs gleichaltrigen Jagdgenossen, ist zu gedenken als eines angenehmen Kameraden, des Begleiters Karl Augusts und Goethes auf der gemeinschaftlichen Reise in die Schweiz.

Von den Männern des weimarischen Innenkreises ist noch Christian Gottlob **Voigt** (1743—1819) zu nennen, Fritschens Nachfolger, der leitende Minister Weimars, nachdem Goethe, aus Italien zurückgekehrt, die eigentlichen Regierungsgeschäfte abgegeben hatte. — Eine bescheidene, nützliche Rolle spielte der Oberstallmeister Josias **von Stein** (S. 209).

Im Außenkreise, geistig mehr oder minder zu Weimar gehörig, standen: ein Fürst Franz von Dessau, der feingebildete Prinz August von Gotha, der Erfurter Koadjutor Karl Theodor von Dalberg, nicht zu verwechseln mit seinem Bruder, jenem Heribert von Dalberg in Mannheim, dem Hoftheaterleiter, der an Schiller so unvornehm gehandelt hat.

Endlich sind noch die Musiker Wolff und Kranz samt dem Maler Krauß zu erwähnen, dem Verfertiger des gar lustigen, jetzt in Tiefurt aufbewahrten Bildes zum ‚Neuesten von Plundersweilern'. Und nicht vergessen wollen wir den treuen, vertrauten Diener Goethes Philipp Seidel, einen früheren Lehrer Corneliens, den er aus Frankfurt mitgenommen und der später herzoglicher Renteibeamter wurde, nachdem er Goethes Kassenverwalter, Leibdiener, Abschreiber gewesen war, mit solcher Anpassung an des geliebten Herrn Bedürfnisse, ja an dessen Handschrift, daß er von den Vertrauten ‚Goethes vidimierte Kopie' genannt wurde. Seidel muß ein taktvoller, gescheiter Mensch gewesen sein, sonst hätte Goethe ihm nicht gestattet, sogar über seine Dichtungen gelegentlich ein briefliches Urteil auszusprechen.

Unter den Frauen des Hofkreises war die Oberstallmeisterin **Charlotte von Stein** die wichtigste: ohne von ihr genehmigt zu sein, drang in den 70er Jahren keiner ins Heiligtum der Weimarischen Welt. Von ihr muß ein besonderer Abschnitt handeln.

Ein wenig im Hintergrunde steht eine Frau von Werthern, eine der Stein an ‚Welt' sogar noch überlegene höfische Dame, von Goethe ob ihrer ‚Welt' ehrfurchtsvoll bewundert.

Der Herzogin Amalia dreiundzwanzigjähriges Hoffräulein Luise von Göchhausen ist durch ihre Abschrift des Urfaust für immer einer gewissen Unsterblichkeit sicher.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt,
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild hervor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich!

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hocherstaunt seht Ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Mit diesen Versen feiert Goethe in dem Trauergedicht ‚Miedings Tod' die schöne, jugendliche, hochbegabte Künstlerin **Corona Schröter** (geb. 1751 in Guben, gest. 1802 in Ilmenau), die hervorragende Darstellerin Goethischer Frauengestalten, seine erste Iphigenie, eine nicht unbedeutende Sängerin, Malerin, zugleich die gefühls- und kunstreiche Vertonerin

mancher seiner Gedichte. Goethe hatte sie schon in Leipzig als Sängerin gehört und angeschwärmt. Im November 1776 wurde sie nach Weimar berufen, spielte, sang auf der herzoglichen Liebhaberbühne und wurde dem Herzog, aber auch Goethen gefährlich, um so gefährlicher, je entschiedener sie sich versagte.

Aus Goethes Tagebuch wissen wir, wie innig er Jahre hindurch, selbst in der Zeit seiner Leidenschaft für Charlotte von Stein, mit Corona verkehrt hat; Einträge wie: ‚Crone den ganzen Tag im Garten' — ‚War Crone früh und zu Tisch da', gar eine vom 6. Januar 1777: ‚Bis 10 Uhr bei Cronen. Nicht geschlafen, Herzklopfen und fliegende Hitze' mögen gedeutet werden wie immer, — daß Goethe sie neben Frau von Stein geliebt hätte, würde durchaus nicht dem widerstreiten, was uns Goethe selbst über seine verdoppelte Liebefähigkeit, über seine gleichzeitige Anbetung der Sonne und des Mondes in der Liebe hinterlassen hat (S. 139). Der einzige bekannte Brief Goethes an Corona (zwischen 1779 und 1781) ist sehr innig und spricht, in nur halbverständlichen Andeutungen, von noch innigeren vergangenen Zeiten:

Wie oft habe ich nach der Feder gegriffen, mich Dir zu erklären! Wie oft hat mir's auf den Lippen geschwebt. Ich habe groß Unrecht, daß ich es solang' habe hängen lassen, und kann mich nicht entschuldigen, ohne an Saiten zu rühren, die zwischen uns nicht mehr klingen müssen. Wollte Gott, Du mögtest ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen. Mein Zutrauen hast Du wieder, meine Freundschaft hast Du nie verloren, auch jenes nicht. Bin ich irre geworden, so war's so menschlich. Aber darinnen hab' ich am meisten gegen Dich gefehlt, und daß ich Dich die letzte Zeit nicht mit einer eifrigen Erklärung beruhigte. Ich will nicht anführen, was mich entschuldigen könnte, vergib mir, ich habe Dir ja auch vergeben, und laß uns freundlich zusammen leben. Das Vergangne können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft sind wir eher Meister, wenn wir klug und gut sind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen Dich, stoß mich nicht zurück, und verdirb mir nicht die Stunden, die ich mit Dir zubringen kann, denn so muß ich Dich freilich vermeiden. Noch einmal verzeih mir! Mehr kann ich nicht sagen, ohne Dich aufs neue zu kränken. Mein Herz ist gegen Dich gesinnt, wie Du es wünschen kannst, nimm es so an. Verlangst Du mehr, so bin ich auch bereit, Dir alles zu sagen. Adieu! Mögte doch das so lange schwebende Verhältnis endlich fest werden. G.

‚Wie war's mit Corona Schröter? Rosenrötlich oder röter?' fragt Vischer in seinem prächtigen Spottgedicht auf die beiden Hauptgattungen der Goethe-Forscher, ohne selbst den Versuch einer Antwort zu wagen. Auch hier wird nicht gefragt noch geantwortet, da uns ohne Entdeckung neuer Urkunden Art und Grad ihrer Beziehungen dunkel bleiben werden. Des Gedankens aber wird mancher Leser sich nicht erwehren: Wie, wenn Goethes inbrünstiger Wunsch in Erfüllung gegangen wäre: ‚Die Schröter ist ein Engel; wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte!' Wieland rühmt die ‚unendlich edle attische Grazie ihrer ganzen Gestalt'. Sieht man ihr selbstgemaltes Bild, denn auch begabte Malerin war das seltene Weib, und denkt man sie sich als herrliche erste Iphigenie neben Goethe als erstem Orest, so versteht man nicht, warum der allmächtige Zauberer sich dieses begnadete Geschöpf, das künstlerisch und weiblich bedeutendste in ganz Weimar, nicht trotz der Eigenliebe und Eifersucht der Stein für immer zu eigen genommen hat. Aber wie vieles in Goethes geheimstem Herzensleben bleibt uns unverständlich, wo er selbst zu schweigen beliebte!

Wie man in Weimar über Corona gedacht, dafür wird, wie immer zum Urteil über Frauen, am besten eine Frau gehört. Henriette von Egloffstein schreibt von ihr 1788: ‚Trotz der Leidenschaft, die sie so vielen Männern einflößt, konnte sich keiner ihrer Gunst rühmen, und selbst der Neid ihr nichts Böses oder irgendeine Schwachheit nachsagen.'

Für Goethes Singspiel ‚Die Fischerin', in dem Corona gleichfalls die Hauptrolle verkörperte, hatte sie den ‚Erlkönig' vertont, mit einer Weise, von der ein hervorragender Fachmann mit Recht rühmt, sie sei volksmäßig anspruchslos, leicht nachzusingen und von vortrefflicher Wirkung auf der Bühne.

Aus ihrem späteren Innenleben ist uns durch einen Briefwechsel mit Einsiedel eine rührende zarte Liebe zweier lebensmüder Menschen bekannt geworden. Goethe hat mit ihr bis zuletzt in freundlichem Verkehr gestanden; noch 1801 war sie bei ihm zu Gast.








von Stein
geb. von Schardt

Viertes Kapitel.

Charlotte von Stein.

Ja, ich liebte Dich einst, Dich, wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

Wenige Tage nach der Ankunft in Weimar sah Goethe Charlotte von Stein; wenige Monate nachher liebte er sie und hat sie ein halbes Menschenalter hindurch geliebt, wie er keine noch geliebt haben will. Charlotte von Stein und seine Liebe zu ihr wurden Mittelpunkt und Höhe seines voritalischen Lebens in Weimar, und wie immer uns Nachgebornen und Fernstehenden die Frau erscheinen mag, deren Wesen wir nur noch aus Hunderten ihrer Briefe nachempfinden können, — die Tatsache ihres langen bezwingenden Einflusses auf Goethes Gefühlsleben, zum geringern Teil auf seine dichterische Gestaltung, müssen wir als feststehend hinnehmen.

Charlotte von Stein war am 25. Dezember 1742 in Weimar geboren, als Tochter des Hofmarschalls von Schardt, wurde im sechzehnten Jahre Hofdame der Herzogin Anna Amalia und vermählte sich im Mai 1764, zweiundzwanzigjährig, mit dem 1735 geborenen Weimarischen Oberstallmeister Josias Friedrich von Stein. Zwischen 1765 und 1774 gebar sie ihrem Manne sieben Kinder: vier Töchter, die alle jung wegstarben, und drei Söhne, deren jüngsten, Fritz (geboren 1772), wir in Goethes Briefen so oft genannt finden. Ihre drei Knaben lebten bei Goethes Ankunft in Weimar. Also eine mit Kindern reichgesegnete Frau, sieben Jahre älter als Goethe, die Gattin eines angesehenen, geistig nicht hervorragenden höheren Hofbeamten: dieses Wesen wurde der Gegenstand einer liebenden Anbetung, die durch Stärke, Dauer und Wirkungen in der Literaturgeschichte nicht ihres gleichen hat.

Ihre Ehe mit dem Oberstallmeister des Herzogs war so glücklich oder unglücklich wie unzählige andre Ehen; doch hören wir weder vor noch nach Goethes Dazwischentreten von einem Zerwürfnis der beiden Gatten, hören auch in der Zeit von Goethes leidenschaftlichster Hingabe an die von ihm geliebte Frau eines Andern niemals, daß dieser unbequem geworden oder daß es zu einem Bruch des ehelichen Zusammenlebens gekommen wäre. Gewöhnlich stellt man sich Herrn von Stein als eine Art von trottelhaftem Kerzenträger beim Liebeslebensfest seiner Frau mit Goethe vor; und liest man, wie der Gatte zuweilen sogar die Briefe des Dritten an Charlotte überbrachte, so denkt man sich ihn vielleicht gar als den unwürdigen Mitwisser eines schuldigen Verhältnisses. Josias von Stein war zwar nicht viel mehr als der eifrige Landstallmeister und gerngesehene Jagdgenosse seines Herrn; doch für einen Ehrenmann galt er allen, die mit ihm verkehrten, und Goethe selbst, der ihn oft in seinen Briefen an die Stein erwähnt, schreibt nie ein geringschätziges Wort über ihn, nennt ihn stets mit vollkommener Unbefangenheit, wirkt mit ihm bei Hofmaskeraden, jagt und bechert mit ihm. Stein selbst hat weder durch Tat noch Wort bewiesen, daß er seine Frau und Goethe für Ehebrecher gehalten. Er starb 1793, zu der Zeit, als zwischen den einstigen Liebenden kaum noch eine laue Freundschaft herrschte.

Dreiunddreißig Jahre war Charlotte von Stein, als der sechsundzwanzigjährige Goethe ihr zuerst gegenübertrat. Ihr einziges allgemeiner bekannt gewordenes Bild von Körners Schwägerin Dora Stock (das untere der Beilage) zeigt keine Schönheit und wenig Geist, doch mag das an dem Bilde liegen. Die zwei andern Wiedergaben aus jüngeren Jahren, bisher in weiteren Kreisen kaum bekannt, lassen uns schon eher etwas von einem persönlichen Zauber dieser Frau ahnen, wobei zu erinnern ist, daß auf Goethe die blendende körperliche Schönheit eines Weibes lange nicht so tiefen Eindruck machte wie eine gewisse sanfte Anmut und Güte oder doch deren Schein. Fritz Stolberg schreibt 1775 in jugendlichem Überschwang von der Stein: ‚Ein allerliebstes, schönes Weibchen‘. Von Goethe haben wir kein Wort über ihre besondere Schönheit. Schiller, der sie allerdings erst 1787 sah, als sie im fünfundvierzigsten Jahre stand, schildert sie: ‚Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigne Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.‘ Knebel schreibt von ihr: ‚Reines, richtiges Gefühl bei natürlicher, leidenschaftsloser und leichter Disposition. — Sie ist ohne alle Prätention und Ziererei

gerad, natürlich, frei, nicht zu schwer und nicht zu leicht, ohne Enthusiasmus und doch mit geistiger Wärme, nimmt an allem Vernünftigen Anteil und an allem Menschlichen.' Als geistreich wird sie von keinem damaligen Beurteiler gepriesen, auch nicht von Goethe. Schade, daß wir von Merck keine Schilderung der Stein besitzen.

In Goethes und Charlottens Liebesleben gibt es eine geheimnisvolle Vorbrütezeit für die gegenseitige Ansteckung: sie hatten vor dem Sehen voneinander gewußt, und bei beiden, stärker bei ihr als bei ihm, war eine ahnungsreiche Spannung dem ersten Begegnen vorausgegangen. Charlotte hatte 1773 in Pyrmont den berühmten Arzt Zimmermann (S. 187) kennen gelernt; in einem ihrer ersten Briefe an ihn steht: ‚Haben Sie den Clavigo gelesen? der ist vortrefflich.' Selbstverständlich hatte die Stein so gut wie alle Welt den Werther gelesen; sie erkundigt sich 1774 bei Zimmermann nach dessen Verfasser und wünscht ihn zu sehen. Zimmermann antwortet ihr (französisch): ‚Sie wollen, daß ich Ihnen von Goethe spreche? Sie verlangen ihn zu sehen? Ich werde Ihnen bald von ihm sprechen. Aber, arme Freundin, wie können Sie nur daran denken! Sie wünschen ihn zu sehen und wissen nicht, wie höchst gefährlich dieser liebenswürdige, bezaubernde Mann Ihnen werden könnte.' Er schildert Goethes Gaben und bisheriges Vollbringen und schließt: ‚Kurz, er ist ein großes Genie, aber ein furchtbarer Mensch.' Dies wiederholt er noch einmal, und fast bekommt man den Eindruck, als habe er Frau von Stein mit voller Absicht auf Goethe hetzen wollen.

Im Juli 1775 hatte Zimmermann Goethe auf dessen Rückreise aus der Schweiz in Straßburg getroffen und alsbald an die Stein geschrieben: ‚Ich habe Goethen unter vielen andern Schattenrissen auch den Ihrigen gezeigt; er hat eigenhändig darunter geschrieben: Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe.' Absichtsvoll fügt er hinzu: ‚In Frankfurt habe ich bei Herrn Goethe gewohnt, einem der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je auf Erden erschienen sind. Gewiß wird er Sie in Weimar besuchen. Erinnern Sie sich, daß alles das, was ich ihm zu Straßburg von Ihnen gesagt habe, ihm drei schlaflose Nächte verursacht hat.'

Auch Lavater, der Sammler von Menschengesichtern, besaß der Stein Schattenriß; Goethe sah und erklärte ihn (August 1775): ‚Festigkeit, Gefälliges unverändertes Wohnen des Gegenstandes. Behagen in sich selbst. Liebevolle Gefälligkeit. Naivität und Güte. Selbstfließende Rede. Nachgiebige Festigkeit. Wohlwollen. Treubleibend. Siegt mit Netzen', — dies im Gegensatze zu der ‚mit Pfeilen' siegenden strahlenden Schönheit der Geliebten des braunschweigischen Erbprinzen, einer Marquise Branconi.

‚Wer liebte je, wenn nicht beim ersten Blick!' heißt ein von Shakespeare nachdrücklich wiederholter Vers des unglücklichen ersten Faustdichters Marlowe. Gleich im November 1775 begegneten einander die beiden leidgeweihten Menschen; schon im November schreibt die Stein an Zimmermann die Verschen: ‚Gleichgültig ist er mir eben nicht; Doch weiß ich nicht, ob er oder Werther mich sticht.' Zimmermann peitscht sie durch seine Erwiderung immer tiefer ins Unheil: ‚Hätten Sie ihn in seinem Vaterhause gesehen, als den liebenswürdigsten Sohn gegen Vater und Mutter, Sie würden, ja Sie würden Mühe gehabt haben, ihn nicht durch das Medium der Liebe zu sehen.' Und am Schlusse des Briefes die teuflischen Worte: ‚Grüßen Sie ihn recht herzlich und — wenn Sie es wagen, geben Sie ihm in meinem Namen einen Kuß.'

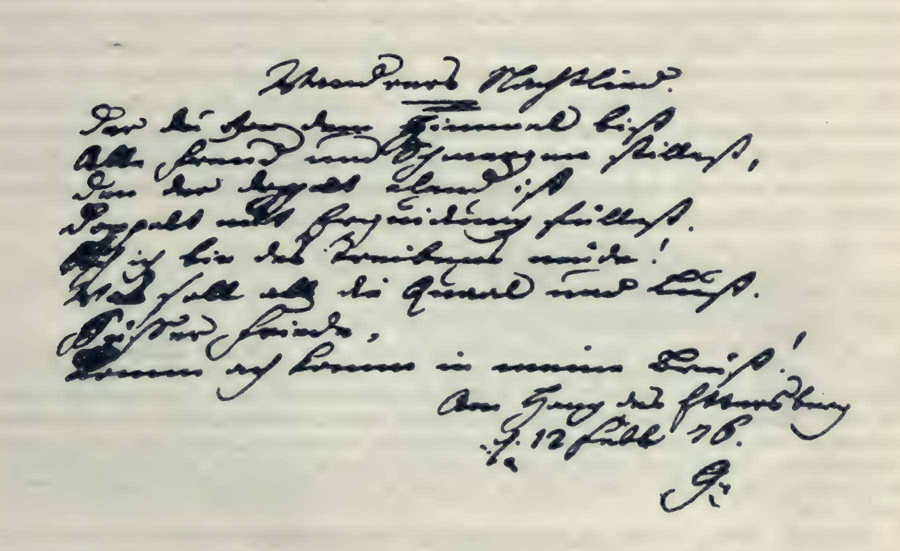
Das Verhängnis nimmt seinen Lauf. Die ehrbare Frau mit der unbewegten, fleckenlosen Vergangenheit und dem unzufriedenen Herzen, die ihrem Manne in neun Jahren sieben Kinder geboren, ohne ihm mit tiefer Liebe anzugehören, erliegt dem Zauber des unwiderstehlichen Zauberers. Sie wehrt sich, sie flattert in der Schlinge, doch sie ist rettungslos gefangen: ‚Ich fühl's', heuchelt sie an Zimmermann, ‚Goethe und ich werden niemals Freunde. Auch seine Art, mit unserm Geschlecht umzugehen, gefällt mir nicht.' Dann jedoch die ängstliche Nachschrift: ‚Zerreißen Sie meinen Brief! Es ist mir, als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte.' Sie tadelt an dem schon Geliebten noch allerlei anderes, sein trop de jeunesse, sein peu d'expérience, nämlich in höfischen Sitten, ihrer

Hauptwissenschaft; doch duldet sie seine Briefe, die sich wie Glutwellen über sie ergießen. Um die Wende von 1775 zu 1776 heißt es in einem mit dem Siegel ‚Alles um Liebe‘ verschlossenen Briefe Goethes an die Stein: ‚Liebe Frau, leide, daß ich Dich so lieb habe. Wenn ich jemand lieber haben kann, will ich Dir's sagen. Will Dich ungeplagt lassen. Adieu, Gold! Du begreifst nicht, wie ich Dich lieb habe!‘ Du, Dich, und sie läßt sich's gefallen, denn fortan gehen Du und Sie zwanglos durcheinander.

O, sie hat widersprochen, wie ein liebendes Weib widerspricht (an Zimmermann, deutsch, 6. 3. 1776):

> Er war sehr gut gegen mich, nannte mich im Vertrauen seines Herzens Du, das verwies ich ihn mit den sanftesten Ton von der Welt, sich's nicht anzugewöhnen, weil es nun eben niemand wie ich zu verstehen weiß und er ohnedies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen setzt. Da springt er wild auf vom Kanapee, sagt, ich muß fort, läuft ein paar Mal auf und ab, um seinen Stock zu suchen, findt ihn nicht, rennt so zur Tür hinaus, ohne Abschied, ohne Gute Nacht. — Ich habe erstaunlich viel auf meinen Herzen, das ich den Unmenschen sagen muß. Es ist nicht möglich, mit seinen Betragen kommt er nicht durch die Welt. — Warum sein beständiges Pasquillieren, es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens, das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen, mit pöbelhaften niedern Ausdrücken — er ist eigentlich, was man kokett nennt; es ist nicht Achtung genug in seinen Umgang.

Unterdessen ist die Stein in Goethes Briefen schon ‚Lieber Engel‘ geworden, ist sein Herz aus Aschenruh zu Flammenqualen aufgewacht, hat er am 12. Februar 1776 Wandrers Nachtlied an sie gedichtet:



Wandrers Nachtlied.
Der du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den der doppelt elend ist
Doppelt mit Erquickung füllest.
Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Quaal und Lust.
Süßer Friede,
Komm ach komm in meine Brust!
Am Hang des Ettersberg
d. 12 Febr. 76.
G.

Zwei Tage darauf bekennt er der Fahlmer: ‚Eine herrliche Seele ist die Frau von Stein, an die ich so, was man sagen möchte, geheftet und genestelt bin.‘ Das Gebet um Frieden ist nicht erfüllt: ‚Du Einzige unter den Weibern, — Du Einzige, die ich so lieben kann, ohne daß mich's plagt — und doch leb ich immer halb in Furcht.‘

Der Zauber verfliegt auch fern von Weimar nicht, selbst nicht in der Nähe eines schönen Weibes. Von einer Dienstreise heißt es aus Leipzig (25. 3. 1776): ‚Die Schröter (Corona) ist ein Engel, wenn mir doch Gott so ein Weib bescheren wollte, daß ich Euch könnte in Frieden lassen. Doch sie sieht dir nicht ähnlich genug.‘ Corona ist frei, ist unvergleichlich schöner und

begabter, neun Jahre jünger als Charlotte — der unerklärliche Reiz zwischen Mann und Weib, der Liebe heißt, bindet Goethen an die unjunge, nicht kunstsinnige, wenig reizvolle, nicht begabte Frau eines andern Mannes.

Nicht ein einziger Brief Charlottens an Goethe aus der ganzen Zeit, den dreizehn Jahren dieser Liebe ist uns geblieben, und wir müssen uns mit solchen unsichern Urkunden begnügen wie einer kurzen Stelle in Goethes ‚Geschwistern‘, die möglicherweise aus einem Briefe Charlottens in jener Liebesfrühzeit stammt (3. Auftritt):

Wilhelm: Es war in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft. ‚Die Welt wird mir wieder lieb‘, schreibt sie, ‚ich hatte mich so los von ihr gemacht, wieder lieb durch Sie. Mein Herz macht mir Vorwürfe; ich fühle, daß ich Ihnen und mir Qualen zubereite. Vor einem halben Jahre war ich so bereit zu sterben, und ich bin's nicht mehr.‘

Oder mit vereinzelten Briefen Charlottens an den vertrauten Zimmermann, so mit einem vom 10. Mai 1776: „Ich bin durch unsern lieben Goethe ins Deutschschreiben gekommen und ich dank's ihm. Was wird er wohl noch mehr aus mir machen? denn wenn er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen.‘

Daß die Weimarer ein Verhältnis wie das zwischen Goethe und Charlotte zuerst nicht unbeklatscht und unbegeifert ließen, begreifen wir. Man stelle sich vor: da kommt ein Außenläufer, ein nicht mit der Hofadelsippe versippter ‚ungeborener‘ Frankfurter Doktor, ein Literat, ein Verseschreiber, der nichts für sich hat als die unerklärliche Neigung eines blutjungen Fürsten, in die Residenz, deren führende Kreise bis dahin ganz unter sich gewesen, alle guten Bissen, die von des Herrn Tische fielen, als ihr angebornes Eigentum, alle gutbezahlten Ämter als ihr angestammtes Recht ansahen. Und der Ankömmling, der Emporkömmling begnügt sich nicht mit der Gunst des Herzogs; er heftet und nestelt sich an eine der ersten Frauen des Hofes nach den zwei Herzoginnen, sie wendet ihm ihre Huld zu wie keinem zuvor, und die Beiden scheinen ein höheres Leben selbander führen zu wollen. Darf eine vom Klatsch lebende Gesellschaft solches dulden, ohne ihr Gift dazwischen zu spritzen? Sie spritzte es: ‚Also auch das Verhältnis‘, jammert Goethe an die Geliebte (24. 5. 1776), ‚das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das gestört! — Die Welt, die mir nichts sein kann, will auch nicht, daß du mir was sein sollst.‘ Verwunderlich ist hieran nur, daß Goethe sich darüber verwunderte.

An Urkunden über die Art des Liebesbundes Goethes mit Charlotte von Stein gibt es einzig seine Briefe an sie, und der Leser ist an sie zu verweisen, die in billigen Ausgaben vorliegen. Einer der Herausgeber der Briefe beschreibt ihr Äußeres:

Es sind großenteils Oktav-, auch Halboktavblättchen, mit gedruckten Ränderchen eingefaßt, bald mit sichtlich raschen großen Zügen von Tinte oder auch Bleistift, bald mit gedrängteren oder feineren beschrieben, dann wieder Blätter ziemlich gewöhnlichen oder groben Schreibpapiers, einmal ein grünes Glanzblättchen von des Herzogs Tisch gerafft, einmal ein weißes Blatt mit farbiger Handbeblumung, aber auch Zettel von grobem, blauem Papier und andere Streifen, die zuerst zur Hand sein mochten. — Bei einzelnen kann man noch deutlich erkennen, daß sie in der Art von Fidibus zusammengelegt und an einem Ende gesiegelt, bei andern, daß sie gerollt und mit zwei Fingern eingekniff t waren.

Zwischen 1776 und 1786 zusammen mehr als 1500 aufbewahrte Briefe und Zettel, dazu ein ganzer Band mit Briefen aus Italien und der späteren Zeit. Über den Wert dieser Briefe für die Kenntnis von Goethes Seelenzuständen, vom Aufkeimen und Aufblühen mancher Dichtung, braucht nichts gesagt zu werden. Ebensowenig über den Zauber der Sprache; den unmittelbaren Wiederglanz des Innenlebens im Wort; den schmerzlichen Reiz, dieses große Herz sich krampfen zu sehen im Leid, aufjauchzen zu hören im Jubel eines Liebesglückes, das er selbst doch nur als ‚Traumglück‘ ansah. Und dennoch bekennt der Verfasser, daß ihm beim oft wiederholten Lesen jener Briefe Goethes an Frau von Stein niemals ganz wohl zu Mute gewesen ist. Er will niemand sein andersgeartetes Gefühl rauben, nur empfindet er das Lesen dieser fremden Liebesbriefe stets wie eine Unzartheit, fast wie eine Unkeuschheit, und er hat sie nie anders gelesen als unter dem Druck: Goethe hat diese Blätter für keine andern Augen als die der geliebten Frau geschrieben. Hört man gar, was man ja nicht vergessen kann, den so viel jüngeren Mann die ältere Frau eines andern Mannes, die Mutter der drei lebenden

von sieben Kindern, in immer neuen Wendungen anbeten, so kommt einem wohl der Gedanke: hätte doch Charlotte von Stein nicht bloß ihre von Goethe zurückgeforderten Briefe, sondern auch seine allesamt verbrannt!

Bei der Betrachtung von Goethes und Charlottens Liebesbunde wurde früher der Nachdruck gelegt auf die Frage, ob er platonisch gewesen, oder ob die geliebte Frau dem liebenden Manne Leib wie Seele schrankenlos hingegeben. Viel wichtiger als diese Frage ist die nach dem rein menschlichen und dem geistigen Werte dieser Frau, der Goethe mehr als zwölf Jahre seines heißesten Herzenslebens geopfert hat. Gewöhnlich begegnet man dem naheliegenden Urteil: eine Frau, die ein halbes Menschenalter hindurch einen Geist wie Goethe so ‚rein genau' an sich gefesselt hat, muß eine außerordentliche Erscheinung gewesen sein, muß sittliche Werte, geistige Schätze und Reize besessen haben, wie kaum ein zweites Weib auf Erden, jedenfalls wie keines im weiten Umkreis der weiblichen Bekanntschaften Goethes. Der Verfasser ist ehemals dieser für selbstverständlich geltenden Ansicht gefolgt, weil er sie für die einzige Möglichkeit hielt, den wundersamen Zauberbann zu erklären, dem Goethe so viele viele Jahre fast willenlos erlegen ist. Reichere Lebenserfahrung hat ihn die Möglichkeit gelehrt, daß Männer und Frauen, selbst die edelsten, selbst die klügsten, sich vollkommen über einander täuschen; daß die feinsten Reizschwingungen zwischen den Geschlechtern die Macht haben, Schleier zu breiten über tief aufklaffende Seelenabgründe; Einbildungen zu verwandeln in wirkliche Leistungen; kluges aber leeres Zuhören und Schweigen verwechseln zu lassen mit vollem Wesenseinklang.

Der Verfasser hatte es, wie die Meisten, für unnötig gehalten, eine der Verteidigungen Charlottens zu lesen, da es ihm überflüssig erschien, sie anzuklagen. Erst für dieses Werk hat er, außer andern Quellensammlungen, die zwei Urkundenbücher Düntzers über Charlotte aus Pflicht gelesen, da niemand Düntzer zum Vergnügen liest, — davon eines ausdrücklich ‚Eine Verteidigung' genannt —, und vornehmlich diese beiden Bücher haben ihm die unerschütterliche Überzeugung verschafft: daß Charlotte von Stein, die Goethe in Versen und Prosa besungen hat, wie nie einem Weibe geschah, von dem die Literaturgeschichte meldet, die größte Täuschung oder Selbsttäuschung Goethes an einem der wichtigsten Menschen seines Lebensganges gewesen ist. Diese Überzeugung darf nicht auf Meinungen gestützt werden, sondern nur auf klarste Urkunden. Die von Düntzer zur Verteidigung unter den Familienpapieren des Steinschen Hauses vorsichtig ausgewählten — eine vollständige Sammlung der Briefe Charlottens fehlt bis heute —, dazu der Briefwechsel von Charlotte Schiller, Fritz von Stein und Anderen, genügen überreich zur Begründung des Urteils, daß Frau von Stein sich weder durch sittliche Höhe noch geistigen Gehalt der rührenden Hingabe Goethes würdig erwiesen hat. Sie genügen zu einem Urteil über das, was sie gewesen, und das, was sie nicht gewesen. Ja die Proben, die Düntzer mit eifervollem Fleiße zu ihrer Verteidigung ausgesucht, haben bis jetzt keinen Gelehrten gereizt, ihre Briefe aus dem Familienarchiv vollständig herauszugeben: die geistige Ausbeute würde Arbeit und Kosten nicht aufwiegen. Die innere Armseligkeit ihrer Briefe an die Söhne, an Lotte Schiller usw. ist geradezu erschreckend und berechtigt zu der Behauptung: hätte Goethe diese Frau nicht aus ihrem Daseinsdunkel gezogen, nie hätte die Nachwelt ihren Namen erfahren.

Die ‚schönaugigte liebe sanfte Stein' nennt Fritz von Stolberg sie; an Knebels Ausspruch über ihre Leidenschaftlosigkeit und ihren Mangel an Enthusiasmus sei noch einmal erinnert. Schiller rühmt 1787 sehr allgemein ‚den schönen Ernst in ihrem Charakter', doch hören wir von ihm in späteren Jahren nichts Besonderes über sie. Wie der leidenschaftlich in sie verliebte Goethe für sie gefühlt, zeigen uns Hunderte seiner Briefe; doch sind die allermeisten eben nur der Ausdruck *seines* Gefühls, von dem wirklichen geistigen Werte dieser Frau erfahren wir daraus so gut wie nichts. Wo in den vier Briefbänden Goethes klingt ein einziges tiefes Wort von *ihr* in seiner Seele wieder? Ihre Briefe an Goethe aus der Zeit der Leidenschaft sind vernichtet; wie erscheint sie uns in Düntzers ausgewählten Proben ihrer Briefe an Fritz von Stein, an Charlotte Schiller und Andere? Wobei zu vermerken,

daß Düntzer in seinem Verteidigungseifer an vielen bedenklichsten Stellen die Stein nicht wörtlich anführt, sondern ihre Worte abschwächend umschreibt!

Bei Schillers Tode schreibt die Stein an ihren Fritz: „Ich war immer gegen die Heirat von Lolo mit Schillern (eine Unwahrheit! die Stein hatte die Heirat aufs wärmste gefördert), da er ein äußerst kränklicher Mensch war. Sie hat dreizehn Jahre einen immer kranken Menschen um sich gehabt, nun hat sie eigentlich Ruhe.' Dies ist alles, was sie über Schillers Tod zu sagen findet, der ganz Weimar in tiefe Trauer stürzte, über den Schillers Witwe im August 1805 an Fritz von Stein schrieb: ‚Meine tiefe Sehnsucht nimmt zu. Ich verliere ihn immer von neuem.'

Doch schon lange vor Schillers Tode, nach seiner Genesung von einem gefährlichen Anfall, begeht die Stein die Roheit, an Lotte Schiller zu schreiben, sie hätte geglaubt, Schillers Ahnung, er werde sterben, würde sich diesmal erfüllen.

Herr von Stein erkrankt; 1789, vier Jahre vor seinem Tode, berichtet Lottchen von Lengefeld ihrem Schiller: ‚Die Stein sagt mir, wenn der Mann stürbe, so zöge sie nach Jena und da freute sie sich auf mich.' — Herr von Stein wird kränker; seine Frau erfährt den Tod eines Fürsten, unter dem Lottchens Schwager Beulwitz gedient, ist froh, daß der zur Ruhe ist, und fügt hinzu: ‚Ich wollte, Stein wär's auch!'

Lotte Schiller erkrankt nach einer Niederkunft lebensgefährlich; die Stein schreibt darüber: ‚Wie leid tät sie mir, wenn sie stürbe. Und doch würde ihr wohler sein als in der unnatürlichen Existenz mit einem schönen Geist.' ———

Den großen Menschen muß die große Prüfungstunde offenbaren; wie hat sich Charlotte von Stein darin erwiesen? Wir dürfen einer gealterten Frau, deren Geliebter sie um einer Andern, 23 Jahre Jüngeren willen verläßt, vieles nachsehen, wilden Schmerz, heißen Zorn, heftige Anklage, verzweifelnde Selbstanklage. Ein wahrhaft vornehmer Mensch aber, gar eine vornehme Frauenseele, schweigt unter einem demütigenden Leide, wie es Charlotten bald nach Goethes Rückkehr aus Italien widerfuhr; oder, je nach der Nervenverfassung, er hadert mit dem Schuldigen und dem Geschick, er jammert, er wütet, er wird ungerecht, — und solche Ausbrüche des Schmerzes würden wir nicht auf die Goldwage legen. Charlotte von Kalb, einst von Schiller geliebt, dann aufgegeben, hat gewütet, mit Dolch und Gift ihm und ihren Nachfolgerinnen gedroht, doch Niedriges hören wir nicht von ihr. Die Stein jedoch schweigt weder, noch wütet sie; nein, sie rächt sich im geheimen und sie genießt ihre Rache kalt, unersättlich, nach vielen Jahren noch. Sie schreibt Ende 1794 ein künstlerisch elendes kleines Drama Dido, worin zwar nicht der ungetreue Flüchtling Aeneas, wohl aber ein frei erfundener Dichter Ogon (Oger?) gebrandmarkt wird, der selbstsüchtige frühere Geliebte einer Freundin Didos. In höhnischer Absicht legt sie Ogon-Goethe die sehr vernünftigen Worte in den Mund: ‚Du weißt, daß ich dich einmal liebte. Es ist schwer, die Wahrheit zu sagen, ohne zu beleidigen, aber echte menschliche Natur ist schlangenartig, eine alte Haut muß sich nach Jahren einmal wieder abwerfen; diese wäre nun bei mir herunter' (nach einem Lieblingsbilde Goethes).

Indessen hierbei bleibt es nicht; die der feingesitteten Kaste zugehörige, einst wie ein Engelsgeschöpf angebetete Frau erniedrigt sich bis zu Spöttereien über Goethes mit den Jahren ein wenig zunehmende Körperfülle. Sie läßt Ogon-Goethe von sich prahlen: ‚Ich war einmal ganz im Ernst an der Tugend in die Höhe geklettert . . ., aber es bekam mir nicht, ich wurde so mager dabei; jetzt seht mein Unterkinn, meinen wohlgerundeten Bauch, meine Waden.' Goethes Bauch und Waden müssen immer wieder herhalten; an die Schiller schreibt sie 1796 von Goethe als ‚dem dicken Geheimderat'; im gleichen Jahr an dieselbe Goethen aufs tiefste verehrende Frau: ‚Vielleicht macht die Berlepsch jetzt, da sie lustig, munter, dick und fett ist, mehr Eindruck auf Goethe, als da sie mager und sentimentalisch war; sie sieht auch etwas gemeiner aus.' Ja in ihrer ‚Dido' läßt sie Ogon sich frech brüsten: ‚Ich zähle mich jetzt auch unters Gewürme, lebe auch am liebsten mit ihm.' Und von diesem Weibe hatte Goethe einst gesungen:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen, Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Spähtest wie die reinste Nerve klingt, Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.

Wie verstehen wir die harten Worte der Söhne über die eigene Mutter von ihrem immerwährenden Tadeln und Schmälen (vgl. auch S. 297)! Und wie ihr Selbstbekenntnis an Lotte Schiller (1795): ‚Ich glaube, mein Herz versteinert nach und nach, ich fühle, wie mir der Ausdruck immer mehr und mehr versagt, Liebe und Wohlwollen zu erkennen zu geben.‘ Der eine Sohn schreibt dem andern, daß die Dienstboten nicht zu ihr ziehen wollen wegen ihres bösen Leumundes als quälender Herrin; Knebel bestätigt diese ‚Tücken‘, und die Stein selbst berichtet, die Herzogin Luise habe ihr 1799 gesagt, ‚sie könne sich recht vorstellen, daß Goethe sie nicht hätte lieb behalten‘. — ‚Sie ist zu selbstisch‘, hatte eine ihrer genauesten Kennerinnen, Karoline Herder, schon 1789 von der Stein zur Erklärung des Bruches mit Goethe geurteilt. — Wie vortrefflich sich die angebliche Idealistin auf jeden kleinen Geldvorteil verstand, das muß man, wenn man's verträgt, in den Briefen an ihre Söhne nachlesen. Ihrem Sohne Fritz gibt sie z. B. nach seiner Verlobung ihren Segen, rät ihm aber: sich ja nicht mit der Heirat zu beeilen, sondern noch zurückzutreten, wenn der Vater wegen der Mitgift knausern sollte!

Charlotte von Stein verleumdet und beschimpft den Mann, der elf Jahre an ihren Blicken gehangen, dessen gesprochene und geschriebene Zärtlichkeiten sie hingenommen und erwidert, dem sie ihr jüngstes Söhnchen wie sein eigenes anvertraut hat, — verleumdet und beschimpft ihn zu eben diesem, der mit Sohnesliebe an Goethe hängt. Sie nennt den unschuldig spazierenfahrenden bescheidenen Goethe ‚den Lama von Weimar‘. Sie erfindet aus der Tiefe ihres Gemütes den läppischen Unsinn: ‚Goethe hat vor lauter Freude, daß die Staël fort war, seine ihm bequemere Donna zwei Tage nacheinander durch alle Straßen auf dem Schlitten gefahren.‘

Über seine häuslichen Ereignisse stichelt sie giftig: ‚Goethe hat nun auch ein Töchterlein seit ein paar Tagen; er hat eine entsetzliche Freude darüber, denn er ist freundlich wie ein Ohrwürmchen.‘ Und als ihm ein Kind bald nach der Geburt gestorben, findet sie nur die Erklärung: seine neue Tochter habe sich gleich wieder der Welt empfohlen, um sich von einem ordentlichen Ehepaar wieder bringen zu lassen! Man sieht, wie sie sich über das Hinsterben des armen Würmchens freut, wie sie's dem gramgequälten Vater gönnt, wie sie daraus neue Sättigung ihrer Rachsucht schmeckt. Zu jeder neuen Todeskunde aus Goethes Kinderstube macht sie ihre empörende Glosse: ‚Er hat wieder ein Faulconbridgechen (Bastardchen, nach Shakespeares König Johann, den sie hatte spielen sehen) taufen lassen, und es ist gestern wieder gestorben‘ (November 1795). — Fürwahr, von allen Frauen, für die Goethes Herz geschlagen, war Charlotte von Stein die wertloseste, die einer solchen Lebensweihe unwürdigste.

Man denke auch nicht, daß ihre Klatsch- und Schmähsucht sich nur auf das Goethehaus beschränkt. Nein, mit unparteiischer Allseitigkeit übernimmt sie die Verbreitung jedes gehässigen Geschwätzes, meist an ihre Söhne. Der Weimarer Janhagel hat vor dem Hause der Jagemann, der Geliebten des Herzogs, die in Kindesnöten lag, rohe Schändlichkeiten verübt. Frau von Stein schildert alles haarklein ihrem Fritz und schließt: ‚Schade, weiter weiß ich nichts von der Geschichte.‘ — Überhaupt ist ihr der Hofklatsch eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens; Liebschaften Karl Augusts, Liebschaften des Hofgesindes, Liebschaften des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen und ‚einiger mitgehabten Mademoiselles‘: ‚Man erzählt, sie wären nur die Kammerjungfern seiner an die linke Hand getrauten Frau.‘

Daß Frau von Stein Christianen hätte lieben sollen, wurde von ihr nicht verlangt; mußte sie aber Goethes Geliebte nie anders als niedrig schimpfend erwähnen? ‚Goethes dicke Kammerjungfer‘, ‚Goethes Füchsin‘ (nach dem erbärmlichen Witz der Weimarer Klatschmäuler mit Vulpius-Vulpia), ‚das Gänschen‘ — so heißt ihr die arme Christiane, die kein größeres Unrecht getan, als daß sie, das freie Mädchen, sich dem Manne, der sie liebte und den sie liebte, ganz, nicht halb, gegeben und schweigend alle Schmach auf sich genommen, die solche Tugendseelen wie die Stein Tag für Tag auf sie häuften. ‚Goethe kam mit seiner Kammerjungfer an seiner Seite an uns vorbeigegangen‘, schreibt sie ihrem Fritz; ‚ich schämte mich in seiner Seele und hielt mein Sonnenschirmchen vor, als hätte ich ihn nicht bemerkt‘. Von allen Frauen Weimars brauchte sich Charlotte von Stein am allerwenigsten um Christiane in Goethes Seele

zu schämen. — Wiederum an Fritz: ‚Sein dummes häusliches Verhältnis hat ihm etwas Zweideutiges im Charakter gebracht.‘ War etwa Goethes Verhältnis zu dieser Briefschreiberin für die Außenwelt nur eindeutig gewesen? — Und könnten Portierweiber im nachbarlichen Klatsch übers Hausgitter es ärger treiben als die Dame von höchster Welt Charlotte von Stein, die 1801 zur Zeit von Goethes lebensgefährlicher Krankheit über dessen elfjährigen Knaben August dem Geträtsche der Dienstboten nachträtscht: ‚Der arme Junge ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken. Neulich hat er in einem Klub (!) von der Klasse seiner Mutter siebzehn Gläser Champagnerwein getrunken‘ — und ist nicht sofort tot umgefallen? setzen wir unwillkürlich diesem Gewäsch hinzu.

Wie pharisäisch rümpft die Stein ihre Nase über Christiane: ‚Ich glaube beinahe, mein Sohn Karl heiratet gar nicht und nimmt sich zuletzt ein Mamsellchen wie Goethe, denn er findet das so artig an ihm, und mir sind diese Verhältnisse zum Ekel‘. Es gibt Menschen, nicht just die schlechtesten, die viel eher etwas Ähnliches über das elfjährige widernatürliche Verhältnis eines gesunden Mannes zu einer sich ihm halb gebenden, halb versagenden verheirateten Frau schreiben möchten.

Von Christianens stillem Glück, Goethen Behagen und Genuß bieten zu können, ahnt die Stein nichts: ‚Er (Goethe) mag wohl das arme Wesen recht drücken, dem's mit einer gemeinen Natur gewiß wohler gewesen wäre als mit dem Genie‘, und das doch in unwandelbarer Treue durch Leid und Freud bis in den Tod bei dem Genie ausgeharrt hat! Die Stein erfährt von Wieland, er habe bei Goethe gespeist, und dieser sei Christianen mit zarten Attentionen begegnet. Sogleich schmält sie: ‚Doch ist's entweder Lüge, oder er müßte Analogie mit der Mägdenatur haben.‘ Also daß Goethe dem Weibe, das sich ihm geopfert, ihm Kinder geschenkt, sein Hauswesen führt, ihn in drohender Krankheit bis zur Erschöpfung gepflegt hat, daß er ihr auch vor Andern zartsinnig begegnet, muß Lüge oder Entwürdigung Goethes sein!

Der stadtbekannten Wahrheit zuwider klatscht sie an ihren Sohn im Oktober 1806 nach der Plünderung Weimars durch die Franzosen mit nie erlahmender Gehässigkeit: ‚Goethe hat nichts verloren. Während der Plünderung hat er sich mit seiner Mätresse öffentlich in der Kirche trauen lassen.‘

Sie, die jahrelang den jungen Hausfreund Goethe in seiner Wohnung besucht hatte, untersteht sich, verleumderisch — denn was konnte sie wissen? — über Christianens harmlosen Verkehr mit dem ehrenwerten jungen Freunde Goethes, Nicolaus Meyer, zu klatschen. Erst spät, nach Goethes Heirat, findet sich zuweilen ein anständigerer Ton in ihren Briefen über sein Haus; wir haben jedoch alles Vertrauen zu ihrer Wahrhaftigkeit verloren, wenn wir sie zu Goethe von Christianen einmal als von ‚der lieben Hausfrau‘ sprechen hören.

Daß die Stein Christianen für ein dummes Gänschen, für eine ganz ungebildete und bildungsunfähige Kammerjungfer hielt, geistig abgrundtief unter sich, ist selbstverständlich. Ebenso, daß die Stein jedem, der von dem vieljährigen engen Seelenbunde unseres größten Dichters mit ihr liest, als der Gipfel des Mitsinnes für seine Werke, für deren künstlerischen und sittlichen Gehalt erscheinen muß. Hätte, so fragt man sich, Goethe in solcher Geistesgemeinschaft mit der Stein ausdauern können, wenn sie nicht tiefer als irgend ein Anderer sein menschliches und dichterisches Sein vorausgeahnt, begriffen, gleichgestimmt nachempfunden hätte? Ist jahrelange Täuschung oder Selbsttäuschung in einem täglichen, fast stündlichen Zusammenleben, vereint oder getrennt, auszudenken? — Rätselhaft, höchst rätselhaft verschlungen sind die Labyrinthe der Menschenbrust, und der Klügste, gerade der Klügste, fällt am ehesten den Truggeschöpfen der eigenen Phantasie zum Opfer:

> Unsere Einbildungskraft, durch ihre Natur gedrungen sich zu erheben, durch die phantastischen Bilder der Dichtkunst genährt, bildet sich eine Reihe Wesen hinauf, wo wir das unterste sind, und alles außer uns herrlicher erscheint, jeder Andere vollkommener ist. Und das geht ganz natürlich zu. Wir fühlen so oft, daß uns manches mangelt, und eben, was uns fehlt, scheint uns oft ein Anderer zu besitzen, dem wir dann auch alles dazu geben, was wir haben, und noch eine gewisse idealische Behaglichkeit dazu. Und so ist der Glückliche vollkommen fertig, das Geschöpf unserer selbst.

Dies steht im Werther (Buch 2; 20. Oktober). ‚Das Geschöpf unserer selbst‘! Goethen war dies in seinem Liebesleben nicht zum erstenmal widerfahren. Der unreife Jüngling hatte

in Leipzig Käthchen Schönkopf in ein Götterbildchen zum Anbeten zurechtgedichtet. Auguste von Stolberg war ihm, allerdings aus der Ferne und nur aus Briefen, wie ein Engel erschienen, und wie schnell schwand sie aus seinem Gefühlsleben! Von der leidenschaftlichen Schwärmerei für Lotte Buff war er sogleich geheilt worden, als ein schwarzes Augenpaar das blaue überstrahlte. „Ich war ins Ganze so verliebt, und Gott hat gewollt, daß ein Liebhaber ein schlechter Beobachter sei' (1774).

Glühende Phantasiemenschen wie Goethe sind einer dichterischen Selbstberauschung und Selbsttäuschung am ehesten preisgegeben. ‚Siegt mit Netzen', hatte er von der noch nicht gesehenen Stein geschrieben, und ein wunderfeines, unentrinnbares, für uns unentwirrbares Netz bezaubernder Reizungen muß sie ihm um Haupt und Sinne geworfen haben. Goethe selbst hat die Natur dieses Zaubers nie zu enträtseln vermocht: „Ich kann mir die Bedeutsamkeit, die Macht, die diese Frau über mich hat, anders nicht erklären als durch die Seelenwanderung. Ja, wir waren einst Mann und Weib! Nun wissen wir von uns — verhüllt, in Geisterduft' (an Wieland, April 1776.) Jedoch der Zauber band, für lange Jahre unlöslich, ja zunehmend fest, und nicht die reichbegabte Corona, nicht die schöne Branconi schwächte ihn. ‚Sie wußte nicht', schreibt Goethe der Stein über diese verführerische Huldin, ‚woran sie mit mir war, und gerne hätte ich ihr gesagt: Ich liebe, ich werde geliebt und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig' (20. 9. 1783).

Uralt ist das Erfahrungswort vom Zauber blinder Liebe. Eine schaurige Sage läßt Karl den Großen ihm erliegen, und von den zwei bedeutendsten neuzeitlichen Dramatikern vor Goethe, von Shakespeare und Molière, haben wir Überlieferung und Dichtung ihrer unwiderstehlichen Liebe für unwürdige Frauen. Ähnliches läßt sich von Napoleons Zärtlichkeit für Josephine und Marie Louise sagen. Im Gespräch mit einem wenig bekannten Dietmar über Liebe hat Goethe 1786 die Worte gesprochen: ‚Wissen Sie wohl, daß das Herz Geheimnisse hat, wovon der Verstand nichts weiß?'

Lächerliche Vermessenheit wäre es, aus lebloser Ferne, einzig gestützt auf berauschte Briefe eines Berauschten, den Zauber zergliedern und erklären zu wollen, den Charlotte von Stein auf Goethe geübt. Daß es nicht zumeist die körperliche Schönheit war, vermuten wir. Gar süß und, wenn sie wollte, bestrickend konnte diese Frau sein: ‚Recht feierlich, liebe Lotte, möcht ich dich bitten, vermehre nicht durch dein süßes Betragen täglich die Liebe zu dir' (Brief vom Mai 1784). Auch eine ausgezeichnete Zuhörerin wird sie gewesen sein: „Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen, Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen'. Lavater rühmt ihre ‚Kunst, ruhig und mit Teilnahme zuzuhören'. Und gut Zuhören, gar bei der Geliebten, erscheint einem Dichter, der tagüber in sehr prosaischen Akten lebt, schon wie innigster Einklang zweier Menschenseelen. Man bedenke wohl: all die Niedrigkeit, die uns jetzt die Briefe der Stein enthüllen, war ja Goethen verborgen geblieben! — Und zu wägen sind die Worte seines Briefes vom 8. 11. 1777: ‚Ob ich Sie auch wirklich liebe, oder ob mich Ihre Nähe nur wie die Gegenwart eines so reinen Glases erfreut, darin sich's so gut sich abspiegeln läßt?'

Und dann das Entscheidende: ‚Wir fühlen oft, daß uns manches mangelt, und eben was uns fehlt, scheint ein Anderer zu besitzen.' Schien in diesem Falle nicht allein, sondern besaß wirklich:

> Doch ach, ein Gott versagte mir die Kunst,
> Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen (‚Ilmenau').

Sich künstlich zu betragen, war eine unbedingt zu erlernende Kunst für Goethe, wenn er am Hofe ‚Figur machen', nicht bloß geduldet werden wollte:

> Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
> So frage nur bei edlen Frauen an (Tasso).

Und wo gab es in Weimar eine berufnere Lehrerin dessen, was sich ziemt, als die in das Hofleben seit frühen Kinderjahren eingeweihte Hofmarschallstochter, Hofdame, Hofstallmeistersgattin Charlotte von Schardt und Stein? „Ich versuche alles, was wir zuletzt über Betragen, Lebensart, Anstand und Vornehmigkeit abgehandelt haben', schreibt Goethe ihr 1782 vor seiner Gesandtschaftsreise an die thüringischen Höfe. Seine Lehrerin in der Vornehmigkeit ist die Stein gewesen wie keine sonst. Welch ein dünner Firnis die Vornehmigkeit bei dieser Frau war, das weiß der Leser besser, als der berauschte Liebhaber damals ahnen konnte.

Dem Künstler Goethe erschien die vollendete Sicherheit der Künstlerinnen des Hoflebens als etwas Bewundernswertes, und wir brauchen gar nicht darüber zu lächeln. Man lese z. B. seine Briefe vom 11. März 1781 an die Stein über die Großmeisterin jener Kunst, eine Gräfin Werthern auf Neunheiligen; er spricht von ihr wie von einer Offenbarerin erhabener Geisteswerke:

Die Gräfin hat mir manche neue Begriffe gegeben und alte zusammengerückt. Sie wissen, daß ich nie etwas als durch Irradiation lerne, daß nur die Natur und die größten Meister mir etwas begreiflich machen können, und daß im Halben oder Einzelnen etwas zu fassen mir ganz unmöglich ist! Wie oft habe ich die Worte Welt, große Welt, Welt haben usw. hören müssen und habe mir nie was dabei denken können — vergebens sucht' ich mir das zu denken, was mir nicht mit vollem Orchester war produziert worden. Dieses kleine Wesen hat mich erleuchtet. Diese hat Welt oder vielmehr sie hat die Welt. — Was in jeder Kunst das Genie ist, hat sie in der Kunst des Lebens.

Und gab es eigentlich für Goethe eine weltumspannendere Kunst als die des Lebens? ‚Leben zu lernen ist die stete Aufgabe unseres Lebens', heißt es später einmal bei ihm, ‚an der wir studieren und probieren bis an unser seliges Ende'. Die der Stein auffallend wesensähnliche Sophie Laroche hatte der nicht in sie verliebte Goethe richtig erkannt: ‚Sie schien an allem teilzunehmen, aber im Grunde wirkte nichts auf sie'; für die seelische Nichtigkeit der Geliebten war er so blind, wie nur je ein Verliebter gewöhnlicher Art.

Den Tag nach jenem Brief über ‚Welt' und avoir du monde, worin er Sie und Ihnen geschrieben, folgt ein anderer, einer der hingebendsten, rührendsten des ganzen Briefwechsels:

Meine Seele ist fest an die Deine angewachsen, ich mag keine Worte machen, Du weißt, daß ich von Dir unzertrennlich bin, und daß weder Hohes noch Tiefes mich zu scheiden vermag. Ich wollte, daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte, wie wert sollte es mir sein. Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken. Adieu. Ich kann nicht mehr Sie schreiben, wie ich eine ganze Zeit nicht Du sagen konnte. — Die Juden haben Schnüre, mit denen sie die Arme beim Gebet umwickeln, so wickle ich Dein holdes Band (das sie ihm geschenkt) um den Arm, wenn ich an Dich mein Gebet richte und Deiner Güte, Weisheit, Mäßigkeit und Geduld teilhaft zu werden wünsche.

Goethe hat all die Jahre von 1776 bis 1788, mindestens bis 1786, des festen Glaubens gelebt, Charlotte von Stein verstehe seine dichterischen Pläne, folge ihrer Verwirklichung mit innigem Miterleben, würdige das Weltbild in seiner Künstlerseele. Wir lesen seine freudigen Briefe über das Aufsteigen solcher Gebilde wie Iphigenie und Tasso, das Umwandeln des Egmont, das Fortschreiten des Wilhelm Meister; aber — wir kennen ihre Antworten nicht. Wohl jedoch kennen wir die Art ihrer literarischen Bildung aus den zahlreichen Urkunden späterer Jahre, und nach ihnen sind wir zu dem überzeugten Urteil berechtigt: Frau von Stein war im tiefsten Grunde bildungslos, ja unbildsam. Den kläglichen Roman ‚Agnes von Lilien' der Karoline von Wolzogen las sie entzückt dreimal nacheinander; für die Größe der Iphigenie war sie unzugänglich, und Goethes herrlichste Gestalten würdigte sie nach dem Grade ihrer ‚Schicklichkeit' oder ‚Unschicklichkeit'. Tag für Tag lesen wir über das Vorrücken des Wilhelm Meister in Goethes Briefen an die Stein, und sie wird nichtssagende Gegenbemerkungen dazu geschrieben haben. Nach Jahren erscheint der Roman, den Goethe mit ihr bis ins Kleinste durchgesprochen; längst ist der Bruch zwischen ihr und dem Dichter erfolgt, sie braucht sich also nicht mehr zu geben, wie sie nicht ist, — so schreibt sie denn ihrem Fritz: ‚Es sind seine Frauen drin alle von unschicklichem Betragen (Mignon!), und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann (!) in Erfahrung gebracht, da hat er alle (!) mit einem bißchen Kot beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen.' Aus der gleichen Gesinnung einige Jahre später an Fritz über Goethe: ‚Von jeher (!) führte er Einen, ohne daß er eine Ahnung davon hat, in Quark', — nach ihrem Sprachgebrauch gleichbedeutend mit ‚Dreck' (vgl. S. 307).

Den Gipfel erreicht sie wohl in der schmutzigen Verdächtigung Goethes, er habe, ‚da er, wie die Schnecke in ihr Haus, alles um sich zum Nutzen ziehe, die ihm anderswoher zugekommenen ‚Bekenntnisse der schönen Seele' in die Komödiengesellschaft des Wilhelm Meister gezogen, weil die Bogen auch bezahlt würden.' Eine edle Frau bekannte dem Verfasser, daß diese eine Briefstelle genüge, körperlichen Ekel gegen die Stein zu erregen.

Egmonts Klärchen nennt sie eine ‚Dirne', denn die hat sich ja dem Geliebten freudvoll und leidvoll hingegeben und geht für ihre Liebe in den Tod. Über die Römischen

Elegien jammert sie: ‚Ich glaube, daß sie schön sind, sie tun mir aber nicht wohl. Wenn Wieland üppige Schilderungen machte, so lief es doch zuletzt auf Moral hinaus.‘ Hier sehen wir die Stein auf der Höhe ihrer Kunstanschauung: Wielands mit einer moralischen Tunke übergossene üppige Zoten finden ihren Beifall, weil er die Wollust so schön malt und gleich den moralisierenden Teufel dazu; Goethes künstlerische Verklärung gesunder Liebe zwischen Mann und Mädchen ‚tut ihr nicht wohl‘. — An Schillers ‚Handschuh‘ tadelt sie den Vers ‚Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht‘ als ‚unschicklich‘. Die Piccolomini sagen ihr nichts, ‚da sie ganz mit dem Verstand müssen begriffen werden‘, und über die Braut von Messina schreibt die ‚verständnisinnigste Dichterfreundin‘: ‚Ich unterstehe mich nicht, darüber zu urteilen, weil mir unter den Dingen, die mir auf dieser Erde abfallen, auch die Illusion der Poesie vergangen ist. — Ich weiß nicht, warum man sich mit poetisierten Leiden noch plagen soll, da man in der Wirklichkeit schon derer genug besitzt.‘ — Sie bekennt ganz offenherzig, sie könne die Jamben der Natürlichen Tochter erst nach zwei-, dreimaligem Lesen fassen, ‚aber das mag in meinen unpoetischen Organen liegen.‘

Weder Goethes Balladen noch Alexis und Dora machen den geringsten Eindruck auf sie. Zu Hermann und Dorothea bemerkt sie in ihrer Unbildung, es sei, ‚wie Anakreon gedichtet haben würde‘, und aus Dichtung und Wahrheit liest sie in ihrem siebzigsten Jahr nur heraus, ‚daß er von Jugend auf so war, seinen Freunden wehe tat‘.

‚Sein hiesiges häusliches Verhältnis muß ihn ganz abpoetisiert haben‘, schreibt die Stein 1798, als Goethe an Christianens Seite — wie einen neuen Liebesfrühling, so eine Neublüte seines dichterischen Schöpfervermögens erfahren hatte.

Im Grunde war ihre ganze frühere Teilnahme an seiner Dichtung, überhaupt an großer Dichtung nur Schein, nur höfische Maske gewesen. Als sie die lästige Maske fallen lassen durfte, als sie dem Hausfreund zu Liebe nicht mehr zu schöngeistern brauchte, da machte sie sich in den Briefen an Fritz hocherhaben lustig über alle Weimarischen ‚Schöngeister‘ und spottete sogar verächtlich über die ‚schöngeistrischen Turnüren‘ Lotte Schillers, ‚da sie viel mit Goethe umgeht‘. ‚Die schönen Geister sind und bleiben einmal närrisches Volk.‘ — ‚Richter (Jean Paul) ist, wenn er nicht mit andern schönen Geistern zusammen ist, sehr angenehm.‘ — ‚Die schönen Geister trocknen Einem das Leben aus.‘ — ‚Mir deucht, die Kunstgefühle erkälten das Herz‘. Dies sind so Proben ihrer immer wiederkehrenden Verachtung aller höchsten Geisteskultur. Sie trifft bei der Herzogin Luise mit Goethe zusammen, der ‚recht ennuyiert aussah‘, und da ‚ich gar keinen Respekt vor den schönen Geistern mehr habe, so sprach ich die Kreuz und Quer‘. Früher hatte sie in solchen Fällen sehr gebildet geschwiegen.

Aber hatte sie sich nicht schon aus kleinlicher Eifersucht der ersten Aufführung der Iphigenie ferngehalten, weil Goethe darin mit Corona Schröter zusammen spielte? Des einzigen in den Elf Jahren entstandenen und halbvollendeten Dramas; der Schöpfung, die Goethe ihr in Dutzenden von Briefen so innig zugeeignet hatte!

Ihr eigentlicher Klassiker war Kotzebue. Vor ihrem Fritz braucht sie sich nicht zu zieren: ‚Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebueschen Stücke nicht so übel finden.‘ Goethe hatte dieser Frau in wöchentlichen, oft täglichen Briefen Italien geschildert. Er hat nie erfahren, wie langweilig sie ihr gewesen; hingegen: ‚Kotzebues Reisen nach Italien sind sehr unterhaltend. Alle so oft wiederholte italienische Reisebeschreibungen haben mich ennuyiert, diese aber nicht‘. Weil Kotzebue als der angenehme Schwerenöter Anekdötchen und Zötchen einstreut!

In der durch die Xenien aufgewühlten Schlammflut unflätigster persönlicher Schimpfereien der gezüchtigten Kleingeister gegen Goethe und Schiller nimmt die Stein, die Freundin des Schillerschen Hauses, heimlich die Partei der Schimpfer und frohlockt, ‚daß man den zwei Herren, welche glaubten allein auf dem Parnaß zu befehlen, in ihrer Manier geantwortet hatte‘ (an Fritz). Als ob in den Xenien ein Wort des Angriffs gegen die persönliche Ehre der Sudler gestanden hätte!

Noch eine so naheliegende, seltsamerweise nie angestellte Betrachtung zwingt sich auf. Frau von Stein hat noch 40 Jahre nach dem Zerreißen des Liebesbandes mit Goethe hingelebt, mit allen geistigen Menschen Weimars gesellschaftlich verkehrt, mit Wieland, Knebel

und Herder, mit Schiller, den Brüdern Schlegel und deren Frauen, mit beiden Humboldts, mit den meisten flüchtigen oder dauernden Gästen Weimars. Sie ist bei Hof und in den oberen Kreisen zusammengetroffen mit einer der bedeutendsten Zeitgenossinnen, Frau von Staël, mit der feingebildeten Mutter Schopenhauers, mit so vielen andern klugen Männern und Frauen. Und unter all diesen Menschen ist keiner, der in Schriften oder Briefen von der angeblich ‚verständnisinnigsten Würdigerin Goethes', der ‚feinsinnigsten Geistesgefährtin', der ‚zartfühlendsten Mitwisserin seines dichterischen Geheimlebens', oder wie die verzückten Superlative sonst lauten, als von einem irgendwie in Betracht kommenden geistigen Werte Weimars spräche! Frau von Staël hat sie stets kurz abgewiesen und nennt in dem Kapitel ‚Weimar' der ‚Allemagne' ihren Namen nicht. Keiner und keine überliefert uns ein einziges großes oder haftendes Wort aus dem Munde der Stein. Selbst in ihren brieflichen Bosheiten ist sie geistlos. Zwischen jenem allgemeinen unheimlichen Schweigen des bedeutenden Zeitgenossenkreises über die Stein und der Gehaltlosigkeit ihrer gedruckten Briefe besteht durchaus kein Widerspruch. Ist es denkbar, daß diese Frau nur dem einen leidenschaftlich verliebten Manne kostbare geistige Schätze offenbarte, allen andern gegenüber in Seelenstummheit verharrte?

Bis zum ersten Druck von Goethes Briefen an die Stein (1848/51) hat sie in den Darstellungen seines Dichterlebens keine große Rolle gespielt, weil alle übrigen Zeitstimmen Weimars nichts Wichtiges, die meisten sogar nur Tadelnswertes von ihr zu melden wußten. Karoline von Dacheröden schreibt ihrem Bräutigam W. von Humboldt: ‚So viel hab' ich gemerkt, daß sie hin und wieder klein gehandelt hat', — also trotz ihrem höfischen Maskenleben. Bis zu dieser Stunde sind Goethes Liebesbriefe die einzige Quelle der allgemeinen literaturgeschichtlichen Vergötterung der Stein, obwohl aus ihnen mit Sicherheit nur eines geschlossen werden darf: daß Goethe sie heiß geliebt und schwärmerisch angebetet hat. Um welcher besondern sittlichen und geistigen Eigenschaften willen, ist aus seinen Briefen nicht zu erkennen.

In späteren Jahren, nach dem Verfliegen des Rausches, nach dem Erwachen aus dem Traum, wie Goethe selbst sich ausdrückt (S. 297), hat er in keinem Rückblick auf die Vergangenheit, schriftlichem oder mündlichem, der Stein als geistig bedeutsam Erwähnung getan. Zu W. von Humboldt, der wie alle Welt von Goethes einstmaligem Freundschaftsbunde genau unterrichtet war, hat er sich so offenherzig wie nur denkbar ausgesprochen:

> Goethe ist unendlich gut und freundschaftlich, und es lebt sich sehr schön so nah und allein mit ihm. — Er ist so vertraulich, spricht so leicht über die Dinge, die ihm die liebsten sind, wird so schön davon erwärmt und erscheint ganz zugleich in der eignen Zuversicht und Bescheidenheit, die ihm so ausschließend eigen sind. Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller gibt, kommt er sehr oft zurück. Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können, die einzigen wären noch Merck in Darmstadt und Moritz gewesen. — Zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre hätte er also so ganz über sich allein gelebt, und daher sei es mit gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe (W. von Humboldt an seine Braut, 7. 4. 1797).

Wie selbstverständlich wäre in einem solchen ausschließenden Gespräch das Wort gewesen: Früher gab es doch Frau von Stein! Goethe aber nennt sie so wenig als einen geistigen Wert, wie es Humboldt, der ihr überall begegnete, jemals tut. Weder zu Schiller, Eckermann, Soret, Müller, noch überhaupt in einem späteren Brief oder vertrauten Gespräch hat Goethe je der Stein als eines für ihn einst wichtig gewesenen Menschen gedacht!

Klar bezeichnend ist auch das Verhältnis der Frau Rat zur Stein. Mit allen wertvollen Weimarer Freunden Goethes hat seine Mutter in herzlichen Beziehungen, in lebhaftem Briefverkehr gestanden. Einzig an die Stein wurden nur wenige Briefe gerichtet, darunter keiner mit der an Frau Rat bekannten Wärme. Wer die flauen, gehaltleeren Briefe der Stein liest, der begreift, daß es der Mutter Goethes durchaus keinen Spaß machen konnte, diesen Briefwechsel zu pflegen. Der trefflichen Frau konnte die Stein nichts werden noch geben.

Wenn immer wieder in allgemeinen Redensarten von der so unendlich hohen Bildung der Stein, nun gar im Gegensatze zu Christianen, gehimmelt wird, so sage man doch ehrlich, was man eigentlich meint: Die Stein sprach und schrieb französisch, Christiane nicht. Auch sonst hätte sich die Stein gewiß allerlei Gedächtniswissen mehr oder minder oberflächlich

angeeignet, z. B. das Gerede von Anakreon; und wer sie im Besitze solches äußerlichen Wissens für ‚gebildeter‘ halten will, dem sei das bei der Dehnbarkeit des Begriffes Bildung unbenommen. Grammatik und Rechtschreibung der Briefe sind bei den zwei Frauen merkwürdig ähnlich; dagegen schreibt Christiane, die unverbildete, die maskenlose, einen viel frischeren, kräftigeren, unverblümteren Stil, als die gezierte, umschweifige Hofdame. Zur Kenntnis der Steinschen Grammatik stehe hier ein Stückchen aus einem ihrer Briefe: ‚Goethe und Wieland haben sich alle beide hier Gärdens gekauft, sind aber nicht Nachbarn, sondern liegen an verschiedne Tore.‘ Die Präpositionen regieren bei Frau von Stein fast allesamt den Akkusativ, genau wie bei Christiane.

Charlotte von Stein war vor ihrem Bunde mit Goethe eine Frau untadeligen Rufes gewesen, und nicht ohne Kampf ergab sie sich ihrem durch stürmische Anbetung geweckten Gefühl. Auf die Rückseite eines seiner täglichen Briefzettelchen von 1776 schrieb sie:

Ob's unrecht ist, was ich empfinde,
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du! wenn mich's je könnt anklagen.

Auch Goethe hat sich nicht sinn- und widerstandslos seiner Leidenschaft hingegeben. Vorwurfsvolle Empfindungen sind nicht selten, wie die in den Versen:

Ach, wenn du da bist,
Fühl ich, ich soll dich nicht lieben;
Ach, wenn du fern bist,
Fühl ich, ich lieb dich so sehr. (Elgersburg, 7. 8. 1776.)

Ein reines Glück hat er zu keiner Stunde aus dieser Liebe geschöpft; erschütternd spricht er das in seinem Briefe vom 8. Juli 1781 aus: ‚Wir sind wohl verheuratet, das heißt: durch ein Band verbunden, wovon der Zettel aus Liebe und Freude, der Eintrag aus Kreuz, Kummer und Elend besteht.‘

Nicht wie ein verliebter Knabe, der die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe nicht sehen will; — nein, wie der männlich am Steuer seines Lebenskahnes stehende Schiffer, der herrschend auf die grimme Tiefe blickt, ist er trotz Leidenschaft und wieder Leidenschaft sich ganz klar über das, was ist:

Warum soll ich Dich plagen! liebstes Geschöpf! Warum mich betrügen und Dich plagen und so fort. Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Aber eben weil ich die Sachen nur seh', wie sie sind, das macht mich rasend. Ich will dich nicht wiedersehen. Ich hab' mein Herz — es ist alles dumm, was ich sagen könnte. Ich seh' Dich eben künftig, wie man Sterne sieht! (August 1776).

Die Sterne, die begehrt man nicht, Man freut sich ihrer Pracht. Wie oft wird der Vorsatz gefaßt, die Geliebte nicht mehr zu sehen, und wie ebenso oft vergessen: „Zwar wollt ich heut wieder durchs Entbehren erfahren, wie lieb ich Sie hab. Ich denke, doch aber ists besser, Linsensuppe mit Ihnen aus der Pastetenschale zu essen, also komm ich um 12 Uhr (12. 12. 1780).

Goethe fühlt, kein Dritter könne diese Liebe verstehn; kann er selbst sie doch nicht beschreiben: ‚Dein Verhältnis zu mir ist so heilig sonderbar, daß ich erst recht bei dieser Gelegenheit fühle: es kann nicht mit Worten ausgedrückt werden, Menschen können's nicht sehen.‘ Und doch glaubt er das Wesen dieser Liebe genau erkannt zu haben; auch die Geliebte sei sich ganz klar darüber, und ihrer Beider Unglück sei eben, daß sie nicht fähig seien, sich zu täuschen. Dies wird ergreifend ausgesprochen in dem nachzulesenden großen Gedicht vom 14. April 1776 (‚Warum gabst du uns die tiefen Blicke —‘), dessen herzrührende Schönheit eher gesteigert als vermindert wird durch die Überzeugung des Lesers: es war an eine Frau gerichtet, deren Gefühl und Verständnis nicht entfernt an die Höhe dieser Dichtung hinanreichten.

Was in jener unglückseligen Liebe geschehen, was nicht geschehen sein mag, — daß sie für Goethe eine verzehrende Leidenschaft, nicht ein aller Erdenschlacken bares reinplatonisches Liebesempfinden gewesen, kann kein Leser seiner Briefe an die Stein bezweifeln:

Ich bin mit meinem Dasein und meinen Hoffnungen wie zwischen Himmel und Erde aufgehangen.

Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind. (An Lavater, 20. 9. 1780).

Ich habe in einer Nacht recht bitterlich geweint, da ich mir vorstellte, daß ich Dich verlieren könnte; gegen alles, was mir wahrscheinlich begegnen kann, hab' ich ein Gleichgewicht in mir selbst, gegen dies einzige nicht.

Deine Liebe ist mir wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf. Ja, wie ein Gestirn des Pols, das, nie untergehend, über unserm Haupt einen ewig lebendigen Kranz flicht. Ich bete, daß es mir auf der Bahn des Lebens die Götter nie verdunkeln mögen.

Man sagt mir, ich könne in 31 Stunden in Frankfurt sein, und ich kann nicht den flüchtigsten Gedanken haben, dorthin zu gehen; so hast Du meine Natur an Dich gezogen, daß mir für meine übrigen Herzenspflichten keine Nerve übrig bleibt.

Dies im Juni 1784 aus Eisenach, also nach fast neunjährigem Bunde. Einer der Gründe des langen Fernbleibens von der Mutter liegt in diesem einen Briefe.

Und kein sichtbares Abstumpfen der krankhaften Leidenschaft im Fortschreiten der voritalischen Jahre, keines durch Entbehrung oder Besitz, wenn es je vollen Besitz für ihn gab. Sie hat ihn bestimmt, ihr von einer Reise an die thüringischen Fürstenhöfe französisch zu schreiben, zu seiner Übung; doch französisch oder deutsch — der Ausdruck seiner Leidenschaft bleibt auf der gleichen Siedehöhe:

Mon amour pour toi n'est plus une passion, c'est une **maladie** qui m'est plus chère que la santé la plus parfaite et **dont je ne veux pas guérir**.

Johanngeorgenstadt, den 18. Aug. 1785.

Endlich hier, sechs Stunden von Karlsbad, wieder auf dem Wege zu Dir, meine Geliebte, meine Freundin, einzige Sicherheit meines Lebens. Was ist alles andre, was jedes andre menschliche Geschöpf. Je mehr ich ihrer kennen lerne, je mehr seh' ich, daß mir in der Welt nichts mehr zu suchen übrig bleibt, daß ich in Dir alles gefunden habe.

Auf dem Gipfel dieses Liebesglückes stand Goethe im Sommer 1785: einen ganzen Monat waren sie in Karlsbad in täglichem Verkehr. Dort zuerst hat er sie in einem ganz andern Kreise als dem Weimarischen beobachtet, und dort endlich scheint der Bann zerbrochen zu sein. Reizende Frauen hatte er gesehen; an eine allerliebste Gräfin Christine Brühl heißt es bald darauf: ‚Tina charmante'. Das Gesetz der Schwere wirkt noch ein paar Jahre fort, doch lesen sich die Briefe vom Herbste 1785 bis zur Flucht nach Italien anders als die aus der Zeit vorher. Eine gewisse Müdigkeit ist unverkennbar, die Entzauberung hat begonnen und geht unaufhaltsam ihren heilenden Gang.

Der größte Teil der Literatur über Goethes Verhältnis zur Stein beschäftigte sich früher mit der Frage nach Grad und Grenzen dieser Liebe. Ob diese Frau je heiße Leidenschaft empfunden, wissen wir nicht; nach allem, was wir aus ihren Briefen von ihrem Wesen mit Sicherheit erfahren, erscheint sie einer alle Dämme überflutenden Leidenschaft unzugänglich. Das letzte sehr einfache Geheimnis ihres Zaubers hat wohl gerade darin bestanden, daß ihre Sinne nie die Herrschaft gewannen über ihren klaren Verstand, daß ihr selbstischer Wille ungleich stärker war als die sich opfernde Weibeshingabe an den Mann, und wäre er der bedeutendste, liebendste und geliebteste. Ein Menschenleben voll höfischen Selbstbezwingens, voll sicherer Zügelmacht im Kampfspiel der Sinne und der Gefühle lag hinter der siebenfachen Mutter Charlotte von Stein, als Goethe in Weimar erschien. Zu fest war ihr die gesellschaftliche Maske angewachsen, so unabtrennbar, daß selbst ihre Liebe nicht mehr maskenfrei zu atmen vermochte.

Unter den anderthalb Tausend Briefen und Zetteln Goethes an sie ist nicht einer, aus dem unbefangenerweise ihre völlige Preisgabe geschlossen werden muß. Hingegen lesen wir Dutzende solcher Briefe, auch aus der Zeit der größten Innigkeit ihres schriftlichen Verkehrs, die uns das Gegenteil mit einer an Gewißheit grenzenden Wahrscheinlichkeit beurkunden. Nein, das Äußerste ist zwischen den Beiden nicht geschehen. Nicht daß Goethe die Heißgeliebte nicht mit allen holdesten Gewalten bestürmt haben mag; jedoch die immer vollbewußte, klare, dazu wohl sinnenkühle Frau hat ihm gewehrt. Sie mag ihm genug und übergenug gegeben haben, um seine Leidenschaft bis ins Krankhafte emporzupeitschen; nicht genug, um sie zu stillen und in ruhiges Sinnenglück zu wandeln. Seine Verse von der ‚herrlichen Wirkung der endlich befriedigten Liebe' wurden erst an Christianens Seite gedichtet (S. 309).

Vielfach sind die Grade der Schuld zwischen Keuschheit und vollem Besitz: Charlotte von Stein wird gar peinlich, immer selbstsicher die Grade gesteigert oder gemindert haben,

ohne die allerletzte Schranke niederreißen zu lassen. Aus Goethes Gedicht Der Becher (Einen wohlgeschnitzten vollen Becher) hat man bedenkliche Schlüsse ziehen wollen; das Gedicht beweist vielleicht weitgehende Vertraulichkeiten, doch nicht die äußerste Hingabe. Wir ahnen die Art solches Umganges aus den Versen in den Römischen Elegien, worin gesunder Genuß der gehetzten, aber nicht gestillten Begierde entgegengehalten wird:

> Vielfach wirken die Pfeile des Amor: einige ritzen,
> Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre das Herz.

So versteht man denn die wichtige Stelle in Goethes Brief an die Stein aus Rom vom 21. Februar 1787:

> Ach, liebe Lotte, Du weißt nicht, welche Gewalt ich mir angetan habe und antue, und daß der Gedanke, Dich nicht zu besitzen, mich doch im Grunde, ich mag's nehmen und stellen und legen wie ich will, aufreibt und aufzehrt. Ich mag meiner Liebe zu Dir Formen geben, welche ich will, immer, immer — verzeih mir, daß ich Dir wieder einmal sage, was so lange stockt und verstummt.

So schreibt kein Mann, dem sich die Geliebte völlig ergeben hat.

Der gleiche Schluß folgt aus seinem strengen Brief an die Stein vom 1. Juni 1789, aus dessen Sätzen über das ihr so widerwärtige Verhältnis Goethes zu Christiane: ‚Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?' Spricht so der Mann, an dessen leidenschaftlichste Empfindungen die Angeredete den ersten und den letzten Anspruch zu machen das Recht hätte, das aus ihrer schrankenlosen Hingabe geschöpfte Recht? Konnte sie ihn nicht mit dem einen Satze vernichten: Ich gab dir alles, und du gibst mich auf? Aus seinem nächsten Brief, vom 8. Juni 1789, dem letzten mit Du, dem letzten Kapitel dieses langen Romans, folgt bestimmt, daß Charlotte ihm nichts derartiges geschrieben haben kann. Wäre die Stein jemals in dem Sinne wie Christiane Goethes Geliebte gewesen, — wie hätte er ihr dann zu sagen brauchen: ‚Sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an; erlaube, dir ein gelassenes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen' — ? Welchen andern Inhalt hätte sein gelassenes wahres Wort haben können als den: Ich, ein lebensfreudiger Mann von noch nicht 40 Jahren, ein Geistesarbeiter, doch zugleich ein Sinnenmensch, bedarf zur rüstigen Gesundheit Leibes und Herzens der vollen Hingabe eines mich liebenden freien Weibes; diese vermagst du mir nicht zu bieten, — so gönne mir mein stilles Glück, das dir nichts raubt von dem, was du besessen hast.

Und dann über Goethe noch dieses. Er war — alle Zeugnisse seines Lebens bekunden es — ein bei heißestem Blute sauber fühlender und handelnder Mann, noch kürzer: ein Ehrenmann. Er hätte es nicht ertragen, den körperlichen Besitz der Geliebten mit einem andern Manne, ihrem gesetzmäßigen Gatten, zu teilen und gleichzeitig mit diesem immerfort freundlich gesellig zu verkehren. Er hätte z. B. nicht auf eine Briefstelle: ‚Wir sind wohl verheiratet' (S. 221) unmittelbar folgen lassen, was doch unnötig war: ‚Adieu, grüße Steinen', und wie die zahlreichen freundschaftlichen Bezugnahmen auf Herrn von Stein sonst lauteten.

Der Verfasser macht, um der Wahrheit willen, aus seiner Auffassung der Frau von Stein kein Hehl. Er hält sie, auf Grund ihrer eigenen, zum Urteil übervoll hinreichenden Seelenoffenbarungen, für eine unvornehme Natur ohne Größe, ohne Herzenstiefe, ohne Geisteshöhe. Er traut jedoch dieser im Guten wie im Bösen grundmittelmäßigen Seele nicht die schamlose Frechheit zu, Christiane jahrelang zu beschimpfen und zu verleumden, wenn diese nichts Ärgeres, ja lange nichts so Arges getan hätte, als sie selbst: im Gluthauch der Liebe oder nur der Sinne sich dem bestürmenden Manne ganz zu geben. Gerade umgekehrt: zur weltklugen Philosophie dieser immer nur auf der Oberfläche des Lebens hingleitenden höfischen Frau gehörte, daß sie sich mit tiefüberzeugtem Pharisäertum erhaben dünkte über Christiane, die den Mut ihrer Liebe gehabt, während sie, die tugendreine, zwar täglich und stündlich Gefühlsehebruch geduldet und begangen, aber in sicherer Selbstbeherrschung die von ihr für unschuldig gehaltenen Zärtlichkeiten mit feinster Zumessung abgestuft

und vor der letzten Stufe Halt gemacht hatte. Den so merkwürdigen Vers in der Achilleïs: ‚Unbefriedigte Lust welkt nie in dem Busen des Mannes‘ hat Goethe gewiß nicht aus der Luft gegriffen. Liebe bedeutete für Frau von Stein: anbetend geliebt werden; daß Lieben ein Sichaufgeben, war ihr unfaßbar. Sie fand es ganz in der Ordnung, daß Marie Louise ihrem Gatten Napoleon nicht nach Elba folgte, sondern ihn schon nach der Schlacht bei Leipzig verließ.

Welche der beiden in Goethes Leben so wichtigen Frauen die seelisch reinere gewesen, Charlotte oder Christiane, darüber frage man nur bei edlen Frauen an.

Und noch ein Letztes. Als Schiller im Sommer 1787 nach Weimar kam, erfuhr er sogleich, wovon alle Welt sprach: Goethes Verhältnis zu Frau von Stein. An Körner schrieb er (12. 8. 1787): ‚Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben. Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll.‘ Wäre dies anders gewesen, — glaubt man, der geifernde Klatsch von Hoch und Nieder in Weimar hätte nicht schließlich den wahren Sachverhalt erschnobert und aufgedeckt? Ist es denkbar, daß ein schuldiges Verhältnis der Beiden sich vor den tausend Späheraugen schmähsüchtiger Menschen hätte verbergen können? Daß Goethe gewagt, so viele Abendstunden bei Charlotte zu weilen, diese sich erdreistet hätte, so oft im hellen Tageslicht über die Parkwiese zu Goethes Gartenpforte zu wandeln und sie mit eigenem Schlüssel zu öffnen, wenn die gefährlichen Zusammenkünfte nicht durch alle äußeren Begleitumstände unverdächtig bleiben mußten? Nein, Charlotte von Stein ist nicht Goethes Geliebte gewesen wie Christiane; sich selbst ist sie mit ihrer unbesiegten Tugend engelrein vorgekommen, und es war in ihrem Sinne keine Heuchelei, als sie alle solche Verhältnisse für ekelhaft erklärte. Wahrhaft geliebt aber hat Goethen von den beiden Frauen nur Christiane, und nach langem ungerechten Wägen beginnt jetzt endlich die späte Gerechtigkeit ihre Gewichte anders auszuteilen: immer schwerer sinkt Christianens Schale, immer leichter steigt die der einst so schwärmerisch gepriesenen Charlotte von Stein in die Luft.

Die Bedeutung der Stein für Goethes Mannesleben und Dichterwirken in den voritalischen Weimarer Jahren ist auf rein geschichtlichem Standpunkt so gut wie unabhängig von ihrem wirklichen Wesen und Wert. Durch die Aufdeckung ihrer gemütlichen und geistigen Armseligkeit wird nichts von dem zerstört, was Goethe der Dichter — zwar nicht in ihr gefunden, doch in sie hineingedichtet hat. Charlotte von Stein ist Goethes eigentliches, ausfüllendes Dichterwerk der Weimarer Elf Jahre vor Italien gewesen. Nie zuvor, nie nachher wurde Mercks Ausspruch vom Wesenskern des Dichters Goethe: ‚dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben‘, so über alles sonst bekannte Erdenmaß hinaus bestätigt. Für einen Dichter wie Goethe mit der weltüberfliegenden Phantasie kam ja nichts auf irgendein Weib an sich an; ihm zauberte die ewig bewegliche, immer neue seltsame Tochter Jovis ein Götterbild vor die Seele, zu dem er verzückt, stammelnd beten konnte:

> Sie kommen mir eine Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt; vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein tränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht; sie ist nun in den Glanz versunken, der sie umgibt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die ihr überm Haupte schwebt.

Goethes Dichtergeschöpf war die Stein, nicht umgekehrt Goethes Dichtung das Werk dieser Frau. All sein Anbetungsbedürfnis, seinen Durst nach anschmiegender Zärtlichkeit hatte er an sie gewandt, die durch nie völlig zu enthüllende Zauberreize den täuschenden Taumel in ihm erzeugte: hier ist die Erfüllung jeder Sehnsucht, das höchste Erdenglück, die vom Schicksal vorbehaltene Schwesterseele.

Das Trugwesen, dem all jene glühende Andacht unsers größten Dichters gegolten, erscheint uns jetzt wertlos; von unvermindertem Werte, ja teurer noch und rührender für unser Schmerzgefühl von der Schattenhaftigkeit alles Erdenglücks, von den Grenzen der Menschenweisheit des Weisesten, ist uns jede aus der Liebe für die Stein geflossene Dichtung Goethes. Nicht vergällt, vielmehr in ihrem wehmütigen Eindruck vertieft sind uns nunmehr Gedichte wie das ursprünglich in den ‚Geheimnissen‘ stehende ‚Für ewig‘:

Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt;
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt:
Das hatt' ich all' in meinen besten Stunden
In ihr entdeckt und es für mich gefunden.

Bleiben wir immer eingedenk, daß die Ansspornerin seiner dichterischen Begeisterung nur ein seltsames Phantasie- und Traumgeschöpf war, so lassen wir uns ohne Widerstreben den Nachweis alles dessen gefallen, was Goethe aus der Anbetung seines eigenen Geschöpfes an dichterischen Gestalten und Gedanken gesogen habe. Beim Betrachten der drei in der ersten Weimarischen Zeit neu oder wieder aufsteigenden Dramen mag man ruhig die Einflüsse dieses Phantasiewesens nach wie vor aufzeigen. Jene Dichtungen werden uns durch die Erkenntnis der Wirklichkeit ebensowenig verleidet, wie etwa Spinoza etwas einbüßt durch die Tatsache, daß Goethe diese Geliebte teilnehmen ließ an dem erneuten und vertieften Studium seiner Schriften in den Jahren 1783 bis 1786. Was gedächtnismäßig dabei aufzugreifen war, das mag Charlotte von Stein begriffen haben; an die Höhe der Weltauffassung und Sittlichkeit des großen ‚Uneigennützigen' hat nicht von fern die Frau hinangereicht, die für Goethes Menschenwesen, Dichterschaft und Daseinszweck kein Gefühl hatte, sondern einzig an sich, an ihren gekränkten Stolz, an ihre gestörte Ausschließlichkeit dachte. Vollends nicht die langjährige Schülerin Goethes, der Wielands Muse sittlich reiner erschien als die des Dichters der Römischen Elegien und des Wilhelm Meister.

Fünftes Kapitel.

Genietreiben und Amtswirken. — Das Leben von 1776 bis 1786.

Jenes süße Gedränge der leichtesten irdischen Tage,
Ach! wer schätzt ihn genug diesen vereilenden Wert?

In den Kreis dieser Weimarischen Männer und Frauen trat der sechsundzwanzigjährige Dichter und Freund des Herzogs, zunächst ohne eine andre Stellung als eben die eines Freundes des Herzogs, allerdings mit der beiderseitigen Inaussichtnahme eines Verhältnisses auf festerer Grundlage. Aus Goethes Briefen an die Freunde da draußen, an Merck, Fritz Jacobi, Lavater, die Fahlmer, auch an die Mutter — weniger aus den Tagebüchern —, hören wir fast nur Beruhigung über seine neue Lage. An jenem Ufer drüben stehen sie, die Freunde und Lieben: ‚Ach, warum ist er nicht hier geblieben!' Wieder hören wir mit einem der Lieblingsbilder Goethes, wie klingelnd die Schlittenfahrt dieses neuen Lebens vor sich gehe. Dazwischen jedoch erfahren wir aus der Hofgesellschaft, gelegentlich von Goethe selber, mit wie überaus schwierigen Verhältnissen der Neuling am Hofe, der Frankfurter Bürgersohn anfangs, ja noch manches Jahr zu ringen fand.

Von den Guten war er mit Begeisterung aufgenommen worden; wie ein Fest muß es ihnen gewesen sein, als hoch und herrlich der jünglingshafte Mann unter sie trat. Wielands Rauschgedicht an Psyche (S. 206) drückte nur aus, was Goethes Freunde und Bewundrer allesamt empfanden, und jener Kluge sah sogleich voraus: ‚Wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheites werde, so wird es seine Gegenwart tun.' Der nüchternere Knebel sogar berichtete: ‚Wie ein Stern ging er in Weimar auf'. Die jungen Männer am Hofe, der Herzog an ihrer Spitze, legten zu Ehren Goethes die Werthertracht an; wer keine besaß, dem schenkte sie der Herzog, — so wie Fürsten Uniform und Orden eines fürstlichen Gastes antun. ‚Goethe schwimmt auf den goldenen Wellen des Jahrhunderts zur Ewigkeit', schrieb Herder im März 1776 an Zimmermann. Die glückselige Mutter Goethes aber wunderte sich nicht groß über des Sohnes Zauberwirkung, denn: ‚Das ist nun einmal das glückliche Los von Dr. Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt.'

Mit Unterschied! In der Hofgesellschaft, ebenso im Beamtentum, wie schon gezeigt wurde (S. 204), gab es so manche, die den ihnen ‚auf die Nase gesetzten Frankfurter Advokaten' mit ganz andern als liebenden Gefühlen ansahen. Ein Kammerherr von Seckendorf schrieb neidvollen Herzens an einen auswärtigen Freund: ‚Es ist beschlossen worden, allen denen, welche bisher nur die Aufgabe hatten, den Herzog zu amüsieren, wichtige Ämter zu geben. — Man wird sie mit glänzenden Titeln dekorieren, und wir (wir vom Hofadel) werden die Ehre haben, unter ihren Fahnen zu dienen.'

Goethe mit den großen Hellseheraugen war sich der Dornen auf seinem Wege voll bewußt: ‚Fast all der Hof — ist nicht ganz mit dem Herzog zufrieden, weil er ihnen nicht nach der Pfeife tanzt, und mir wird heimlich und öffentlich die Schuld gegeben‘ (19. 2. 1776, an die Fahlmer). Es bedurfte vieler Jahre, um den Widerstand zu entwaffnen; der Neid wurde niemals entwaffnet. Als Goethe 1779, nach vier Jahren, mit dem Herzog in die Schweiz reiste, und dieser bei Goethes Eltern in Frankfurt abstieg, schrieb Wieland: der Haß ‚fast aller hiesigen Menschen gegen unsern Mann ist, seitdem er Geheimrat heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wut grenzt‘. Noch einmal sei's gesagt: ohne die Treufestigkeit des Herzogs hätte Goethe sich nicht ein Jahr in Weimar halten, nicht eins der höchsten Ämter bekleiden können.

Ein wirres Legendengestrüpp hat sich um das ‚Genietreiben der Lustigen von Weimar‘ geschlungen, und etwas von dem Entsetzen der damaligen Residenzphilister hat sich bis in unsere Tage erhalten. Man stellt sich Goethes erste Weimarer Jahre wie ein ununterbrochenes Freudenfest, wie einen Wirbelwind wilder Vergnügungen vor. An Merck schreibt Goethe in den ersten Monaten 1776: „Ich treib's hier freilich toll genug‘, oder ‚Wir treiben des Teufels Zeug‘. An andrer Stelle spricht er von den jungen Lustbarkeitsgenossen als von ‚einer tollen Compagnie von Volk beisammen, wie es sich auf so einem kleinen Fleck wie in einer Familie nicht wieder findet‘.

Was aber war das Schlimmste, was jene jungen Menschen verübten? Man jagte, knallte mit Peitschen, tanzte, trank, hin und wieder wohl nach germanischer Sitte über den Durst, und, schauderhaft zu denken, man lief Schlittschuh, der Herzog, die junge Herzogin, das Hofgesinde, und Goethe, von dem sie alle es gelernt, am eifrigsten. Das Schlittschuhlaufen war eine sehr junge Kunst, Klopstock hatte sie in Deutschland gepredigt und gelehrt, und der Weimarische Philister sah auch sie für Teufelszeug an. Allerlei studentische Späße, feine und weniger feine, wurden gemacht. Einem spaßverstehenden Hoffräulein, der Göchhausen, mauerten der Herzog und seine junge Bande einmal die Schlafzimmertür vor ihrem Nachhausekommen zu, so daß sie ratlos umherirrte, wovon das ganze klatschende Weimar einen Monat hindurch lebte. Beim Blindekuhspiel am Hofe ging es unschuldig geniemäßig zu: ‚Nach Tisch ward Blindekuh gespielt, da küßten wir die Oberstallmeisterin (Stein), die neben der Herzogin stand. Wo läßt sich das sonst bei Hofe tun?‘ (Fritz Stolberg an die Schwester Auguste, November 1775).

Hören wir indessen einmal zur Abwechselung einen Kammerdiener, für den es ja keinen großen Mann geben soll, über das Genietreiben in Weimar. Ein alter Diener Goethes aus der Zeit von 1777 erzählte nach seines Herrn Tode zu Eckermann: Goethe sei mit den Fröhlichen fröhlich gewesen, jedoch nie über die Grenze; in solchen Fällen sei er gewöhnlich ernst geworden; immer gearbeitet und geforscht und seinen Sinn auf Kunst und Wissenschaft gerichtet, das sei im allgemeinen seines Herrn fortwährende Richtung gewesen. — Es kommt eben auf den Herrn, ein wenig auch auf den Kammerdiener an.

Und dann die köstliche Geschichte, die Gleim erzählt! Wie er am Hofe zu Weimar Gedichte aus einem Musenalmanach vorliest; wie dann, ihm persönlich noch unbekannt, Goethe hereintritt, sich höflich erbietet, ihn abzulösen, anfangs bedächtig weiterliest, dann aber seinem Übermut die Zügel schießen läßt: ‚Er las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, er wich in alle nur möglichen Tonarten und Weisen aus, in Hexameter, Jamben und Knittelverse und wie es nur immer gehen wollte, alles unter und durcheinander, wie wenn er es nur so herausschüttelte‘, bis Gleim entsetzt zu Wieland ausruft: ‚Das ist entweder Goethe oder der Teufel!‘ und Wieland erwidert: ‚Beides, er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe.‘ — Doch wie sagt Gottfried Keller? ‚Wer nicht den Teufel im Leibe hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten‘; und wenn wir eines beklagen, so ist es, daß Goethe den Teufel toller Schaffenslaune nicht lange genug im Leibe behalten hat.

Draußen im Reich hallte der Weimarische Klatsch ob des fürchterlichen Lebens zehnfach, hundertfach verstärkt wieder. Der alternde Wieland, in aller Herzensgüte, scheint sich gegenüber dem Treiben, an dem er nicht mehr teilnehmen mochte, wie ein schwatzhaftes

Waschweib benommen zu haben. Aber noch von andern Seiten schwirrten maßlos übertreibende Klätschereien hinaus, so z. B. der Blödsinn, der Oberhofprediger und Oberkonsistorialrat Herder reite nach jeder Predigt dreimal um die Hofkirche herum. Zu Klopstock, der sich als den Patriarchen und Sittlichkeitsaufseher in der deutschen Gelehrtenrepublik aufspielte, — er war damals 51 Jahre alt —, drangen Gerüchte, Goethe sei ein Trinker geworden und mache den Herzog gleichfalls zum Trinker. Diese Verleumdung soll von dem wegen seiner Kaltstellung mißvergnügten Grafen Görtz ausgegangen sein. Ohne sich zu erinnern, wie lustig er selber einst am Zürichersee gebechert und geküßt, setzte sich Klopstock aufs hohe Moralroß und sandte nach Weimar, allerdings in bester Absicht, diesen schulmeisternden Brief:

Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, einreden werde; auch nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in Diesem oder Jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurteile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn sie denkt männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der etwa auch niederhalten? Luisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie sie lieben, wie ich! — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider; im Gegenteil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will. (8. 3. 1776.)

Goethen, der bis dahin die Klätscher hatte klatschen lassen, war diese Salbaderei zu toll; eingedenk seiner früheren Beziehungen zu Klopstock antwortete er ihm nachdrücklich und würdig, ohne den durch weihräuchernde Beschmeichelung seines engsten Kreises verwöhnten Klopstock zu überzeugen:

Verschonen Sie uns ins Künftige mit solchen Briefen, liebster Klopstock. Sie helfen nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich nichts darauf zu antworten habe. Entweder müßte ich als Schulknabe ein pater peccavi anstimmen oder mich sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und dann käm' vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über diese Sache! Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Briefe, auf all solche Anmahnungen antworten sollte. Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, daß es von Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er uns selbst gesehen hat. — Goethe. (21. 5. 1776.)

Herder, mittlerweile in Weimar ansässig geworden, trat dem Lügengewäsch scharf entgegen: ‚Alle die Geschichten sind nicht wahr, und alle grunderlogen. — Goethe ist hier zu sehr edlen Zwecken, und alle Märchen von ihm sind wahre Lobgeschichten seiner, wenn man sie höret. — Ich habe ihn hier weit besser, tiefer und edler gefunden, als ich ihn selbst dachte.‘

Goethes Verhältnis zu Klopstock hat sich nie wieder freundlicher gestaltet. Klopstock gehörte zu den Entwicklungsunfähigen, die keiner fremden machtvollen Entwicklung gerecht werden können. Er ist hingeschieden, ohne von Goethes Größe eine Ahnung zu haben. Iphigenie erschien ihm nur als ‚eine steife Nachahmung der Griechen‘, und da er sich selbst für den Meister des deutschen Verses hielt, so tat er die metrische Iphigenie hochfahrend ab: ‚Und dann die Bildung des Verses!‘ Vom Faust faselte er: ‚Verwünscht Geschrei Der traurigen Genieerei.‘ Wilhelm Meister, Reineke Fuchs, die Römischen Elegien, doch selbst die Balladen ließen ihn kalt, wie ja auch Schillers Wallenstein. In den Venetianischen Epigrammen fand er nur Anlaß zum Unwillen über Goethes halbscherzhaft unmutiges Wort vom schlechtesten Stoff der deutschen Sprache. Schließlich erniedrigte er sich so tief, wie sich einst Gottsched mit seinem plumpen ‚Klopfstock‘ ihm selbst gegenüber erniedrigt hatte: zu platten Späßen über die Namen Schiller und Goethe, die er in ‚Schüler und Gote‘ verdrehte.

Goethe hat ihm all solche Menscheleien nicht nachgetragen, ihm noch in den Sprüchen das schöne Nachwort gewidmet: ‚Ehre, Deutscher, treu und innig Des Erinnerns werten Schatz, Denn der Knabe spielte sinnig, Klopstock, einst auf diesem Platz (Schulpforte).‘ Ohne eine Spur von Gehässigkeit hat er, fünfzig Jahre nach jener Taktlosigkeit Klopstocks, dessen geschichtliche Bedeutung anerkannt:

> Unsere Literatur wäre ohne diese gewaltigen Vorgänger (Klopstock und Herder) das nicht geworden, was sie jetzt ist. Mit ihrem Auftreten waren sie der Zeit voran und haben sie gleichsam nach sich gerissen; jetzt aber ist die Zeit ihnen vorangeeilt, und sie, die einst so notwendig und wichtig waren, haben jetzt aufgehört, Mittel zu sein.

Übers Trinken der Lustigen von Weimar hätte sich Klopstock noch am wenigsten aufzuregen brauchen. Er wird wohl auch von den ‚Mieseleien‘ Goethes und des Herzogs gehört haben; doch daran zu rühren, wäre gerade für Klopstock gar zu lächerlich gewesen. In Goethes Briefen lesen wir von den ‚Miesels‘ in und um Weimar ein bißchen oft: ‚In Stützerbach tanzt' ich mit allen Bauernmädels im Nebel und trieb eine liederliche Wirtschaft bis Nacht Eins‘; aber dies schreibt er an die Stein, also wird es beim Nacherzählbaren geblieben sein. Zu den Miesels, mit denen getanzt und geliebelt wurde, gehörten sogar etliche Geborene, zwei Fräulein von Ilten, eine Bechtoldsheim, eine Waldner, und von den Ungeborenen kennen wir nur eine etwas schattenhafte ‚Christel in Artern‘, die Heldin des verliebten Liedes:

> Hab' oft einen dumpfen, düstern Sinn,
> Ein gar so schweres Blut!
> Wenn ich bei meiner Christel bin,
> Ist alles wieder gut.

Wie gründlich aber würde sich täuschen, wer da glaubte, Goethes erste Weimarische Zeit sei wirklich eitel Saus und Braus gewesen. ‚Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste!‘ hätte Goethe schon damals als das Losungswort seines Lebens verkünden dürfen. Im Januar 1776 schreibt Wieland an Merck: ‚Goethe kommt nicht wieder von hier los. Karl August kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.‘ Im Februar führt der Herzog ihn in den Staatsrat ein, einstweilen nur als Gast, doch schon mit der Absicht, ihn nicht mehr ziehen zu lassen. In alles wird Goethe eingeweiht, Kette auf Kette legt sich um seinen Willen; bald ist er nicht mehr der freie Vogel, er gehört schon jemand an: ‚Ich bin jetzt in einer Lage, da ich mich immer von Tag zu Tag aufzubieten habe, tausend Großem und Kleinem, Liebe und Haß, Hundsfötterei und Kraft meinen Kopf und Brust entgegensetzen muß‘, so schreibt er an Bürger (2. 2. 1776) und fügt hinzu, ihm sei wohl dabei. Dann aber folgt der sehr beachtenswerte Satz: ‚Hätt' ich ein Weib und Kind für das alles, was dünkt' ich mir zu sein!‘ Fast wörtlich wie an Salzmann nach der Rückkehr aus Straßburg und dem Beginn der Arbeit am Götz (S. 107), schreibt er bald darauf von ‚seiner verbreiteten Wirtschaft‘, und an Lavater:

> In meinem jetzigen Leben weichen alle entfernte Freunde in Nebel; es mag so lang währen als es will, so hab ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Not, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Torheit, Freude, Erwartetes und Unversehnes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausstaffiert, es ist eine treffliche Wirtschaft.

Bleiben oder gehen? — sogleich nach dem ersten Wirbeltanz auf fremdem Boden steigt diese Frage vor ihm auf und heischt entscheidende Antwort. Er schiebt sie bedachtsam hinaus, doch dürfen wir von einem Manne mit Goethes Weltklugheit annehmen, er sei nicht wie auf blaue Abenteuer nach Weimar gefahren. Zunächst läßt er das lustige Leben seinen Gang gehen und hofft auf Gutes. An die Fahlmer schreibt er am 22. November 1775: ‚Lieb Täntgen! Wie eine Schlittenfahrt geht mein Leben, rasch weg und klingelnd und promenierend auf und ab. Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, daß ich solche Schulen durchgeführt werde. Diese giebt meinem Leben neuen Schwung, und es wird alles gut werden.‘

An die Stein heißt es am 28. Januar 1776: ‚Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe‘; doch hatte er schon am 22. Januar an Merck geschrieben: ‚Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können.‘ Herdern hatte er einige Wochen zuvor wissen lassen, er wolle dessen Berufung nach

Weimar stiften, ehe er scheide; man fühlt aber schon aus diesem Hin- und Herschwanken der Wage, das Zünglein werde schließlich doch auf Bleiben einstehen. Er scheucht die Sorge um die Zukunft in Weimar von dannen:

Kehre nicht in diesem Kreise
Neu und immer neu zurück!
Laß, o laß mir meine Weise,
Gönn', o gönne mir mein Glück!

Soll ich fliehen? Soll ich's fassen?
Nun, gezweifelt ist genug.
Willst du mich nicht glücklich lassen,
Sorge, nun so mach' mich klug!

Sein Entschluß, in Weimar zu bleiben, fällt etwa in die Mitte des Februars 1776:

An Johanna Fahlmer. Den 14. Februar 76.

Ich werd' auch wohl dableiben und meine Rolle so gut spielen, als ich kann, und so lang als mir's und dem Schicksal beliebt. Wär's auch nur auf ein paar Jahre, ist doch immer besser als das untätige Leben zu Hause, wo ich mit der größten Lust nichts tun kann. Hier hab ich doch ein paar Herzogtümer vor mir.

Bald darauf heißt es an Lavater: ‚Verlaß dich, ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.' — Und im Mai 1776 darf Wieland an Merck melden: ‚Goethe lebt und regiert und wütet und gibt Regenwetter und Sonnenschein und macht uns glücklich, er mache, was er will.'

Wie mächtig auf seinen Entschluß, dazubleiben, die wachsende Leidenschaft für Charlotte von Stein eingewirkt hat, braucht hier nur angedeutet zu werden. Ein wenig beigetragen haben wird das herzogliche Geschenk des Gärtchens ‚am Stern', sowie die ganze herzgewinnende Art des jungen Fürsten, seinen Gast anzuziehen und festzuhalten. Goethe sah eine schöne Aufgabe vor sich, einem in Wahrheit freundlosen, hochstrebenden, ihm vertrauenden Jüngling ein Seelenführer zu sein; erblickte das Ziel seines tiefsten Dranges in erreichbarer Ferne: im großen und im ganzen zu wirken, sich nicht nur als Dichter, nein ebenso wohl als Mann der schaffenden Taten auszuleben, — und er blieb. Der alte Rat Goethe traf in seinem Brief an den Hausfreund Schönborn das Richtige: ‚Je mehr der Herzog den Doktor kennen lernte, desto weniger konnte er ihn entbehren.'

Einmal zum Bleiben entschlossen, erfaßte Goethe seine nächste Lebensaufgabe mit hohem Ernst, und durch alles äußerliche Genietreiben hindurch gewahrten die scharfblickenden unter den Freunden seine Sophrosyne (S. 206). Die Stein, der er sein Innerstes anvertraute, gab es an Zimmermann weiter: ‚Eine Weile muß er's so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften.' An Herder schrieb Goethe im Juli 1776:

Ich bleibe hier und kann da, wo ich und wie ich bin, meines Lebens genießen und einem der edelsten Menschen in manchen Zuständen förderlich und dienstlich sein. Der Herzog, mit dem ich nun schon an die neun Monate in der wahrsten und innigsten Seelenverbindung stehe, hat mich endlich auch an seine Geschäfte gebunden, aus unserer Liebschaft ist eine Ehe geworden, die Gott segne!

Am 11. Juni 1776 war Goethe zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Staatsrat und mit 1200 Talern Gehalt ernannt worden und hatte den Amtseid geleistet.

Mehr und mehr wird Goethe ‚das Rückgrat der Dinge' im Staate Weimar-Eisenach. Immer notwendiger wird er dem Fürsten: ‚Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wird's immer wohler und ist eben eine Kreatur, wie es keine wieder gibt.' — Indessen dieser geliebte, bevorzugte Günstling des regierenden Herrn bleibt in seiner äußerlichen Lebenshaltung noch lange ohne die greifbaren Vorteile der im 18. Jahrhundert sonst üblichen Hofgünstlingschaft. Das Herzogtum Weimar ist ein armes Land, und Goethe nicht der Mann, der sich daran bereichern will. Trotz ihrem, an heutigen Preisen gemessen, damals mehr als doppelten Kaufwert reichen die 1200 Taler bei weitem nicht hin, das teure Hofleben schicklich mitzuleben. Wieviel kosteten nicht allein die gestickten Kleider, die Spitzenwäsche, die Silberschnallenschuhe, seidenen Strümpfe usw. Goethe gerät in peinliche Geldnot und muß den Vater bitten, ‚ob er Sinn und Gefühl ob all der glänzenden Herrlichkeit seines Sohnes hat, ihm 200 Gulden zu geben oder einen Teil davon'. Wolle das der Vater nicht, so solle die Mutter Merck darum angehn. Vor der Anstellung hat

ihm der Herzog eimal 100 Dukaten geschenkt; doch wie weit reichen die gegenüber dem hohen Aufwande für die höfische Lebensführung in der ausgehenden Rokokozeit!

Mit den 1200 Talern Gehalt hat sich Goethe mehr als fünf Jahre begnügen müssen; erst im August 1781 machte ihm, dem Günstling, der Herzog eine Zulage von ganzen 200 Talern jährlich. Zwischen 1778 und 1801 hat Goethe einen Zuschuß aus Frankfurt von zusammen über 6000 Gulden verbraucht und 1792 war er gezwungen, eine Anleihe von 1000 Talern aufzunehmen, die erst 1810 getilgt werden konnte. Noch 1789 stand Herder mit 1800 Talern Gehalt Goethen voran. Allerdings muß man gelegentliche, nicht gar häufige Geschenke des Herzogs hinzurechnen, einmal 100 Louisd'or, ein andermal die ‚Meubles' zu seiner Junggesellenwohnung. Einnahmen aus seinen Werken hat Goethe bis zur Reise nach Italien nur lächerlich geringe gehabt; erst der Verlagsvertrag mit Göschen in Leipzig über die erste Sammelausgabe von 1786 verschaffte ihm nach und nach einen Zuschuß von 2000 Talern.

Aus dieser wenig rosigen Lage heraus beurteile man die liebevolle Unterstützung, die er mit freigebigen Händen an wildfremde Menschen austeilte, so an einen gewissen Krafft, der in Ilmenau fast nur aus Goethes Mitteln lebte. Seine zahlreichen Trost- und Hilfebriefe an jenen Krafft gehören zu den schönsten Urkunden für Goethes Menschentum und fordern einige Proben:

> Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblick zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. — Ist Ihnen mit einem Kleid, Überrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie, ich habe zu entbehren. Nehmen Sie diese Tropfen Balsams aus der Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe.
>
> Ich schicke Tuch und Futter und Geld zu einem Rocke, den lassen Sie sich machen. — Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfang, was das heißt: sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden, aber Sie sollen nicht zugrunde gehen.
>
> Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben. — Es ist mehr eine Wohltat von Gott, wenn er uns, da man so selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt (November 1778).

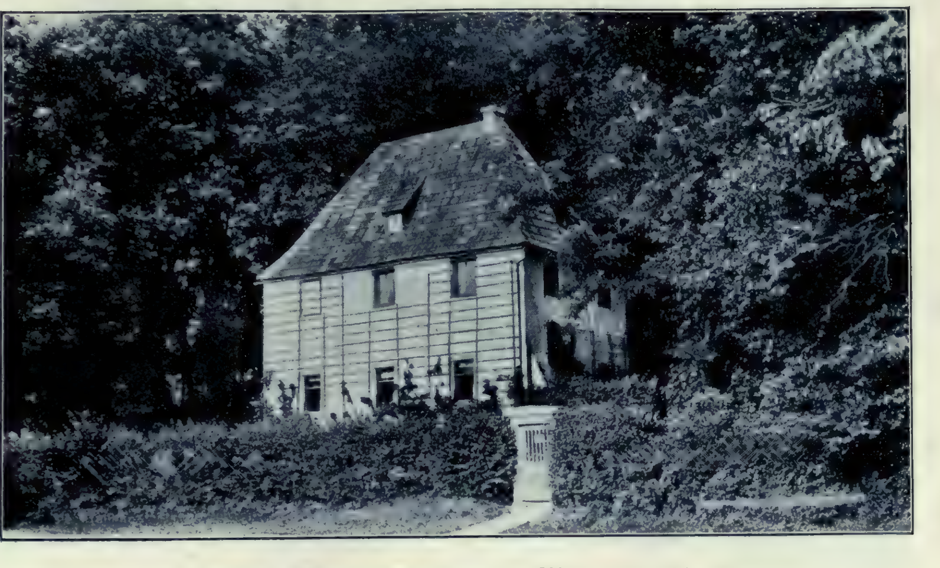
So geht es Jahre hindurch gegenüber einem ihm persönlich völlig unbekannten armen Teufel.

Bevor die Geschichte der ersten Elf Weimarjahre beginnt, muß uns Goethes Heim vertraut sein. Sein allererstes in Weimar ist nicht sicher ermittelt. Den Garten am südlichen Ufer der Ilm nahm er am 21. April 1776 in Besitz, blieb aber noch in der Stadt zur Miete wohnen. Nach der Ableistung der Beamteneides kaufte der Herzog für ihn das Gartenhäuschen am äußersten Rande des Parks, das mitsamt dem Hausgerät 1300 Taler kostete. Von 1776 bis 1782 hat Goethe den größern Teil seines Lebens darin zugebracht; von dort sind die Hunderte der Briefe und Zettelchen an Charlotte von Stein ausgeflogen. Wer heute durch Weimars Park wandert, der sei gedenk, daß unter jenen wehenden Wipfeln, an den sanft rauschenden Ufern der Ilm, die damals näher dem Gartenhäuschen vorüberfloß, die Lieder An den Mond, Der Fischer, Der Erlkönig und so viele andre hochherrliche niedergeschrieben wurden. Im Gartenhäuschen entstand der erste Entwurf zur Iphigenie, — in jenen Räumen, auf die Goethe die lieblichen Verse gedichtet hat:

> Übermütig sieht's nicht aus,
> Hohes Dach und niedres Haus;
> Allen, die daselbst verkehrt,
> Ward ein froher Mut beschert.
>
> Schlanker Bäume grüner Flor,
> Selbst gepflanzter, wuchs empor,
> Geistig ging zugleich alldort
> Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

Solange zwei Steine jenes kleinen Heiligtums aneinander haften, werden sie geweiht bleiben wie nur irgend eine Stätte, die ein großer Mensch betrat. — Zum Eigentum geschenkt hat ihm der Herzog das Gartenhäuschen im Frühjahr 1780.

Und dort begann nun das erdige und das geistige Schaffen, Hegen, Wachsen, ohne das Goethes wirkendes Leben nicht zu denken ist. Mit den schlanken selbstgepflanzten Bäumen hält der Liebende Zwiesprach:



Goethes Gartenhäuschen im Weimarer Park.

Übermüthig siehts nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth beschert
Goethe 1828.



Goethes Weimarer Haus am Frauenplan.

Sag ich's euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt.

Ach, ihr wißt es, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die den reinsten meiner Triebe
Mir noch reiner wieder gibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein!
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter eure Wurzeln ein.

Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag.
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag! (16. 12. 1780.)

In seinem Gartenhäuschen konnte Goethe ganz nach Belieben als Einsiedler oder als Weltkind mit Andern leben. Wieland erzählt:

Es ist keine Möglichkeit, zu ihm zu kommen, seitdem er beinahe alle Zugänge barrikadiert hat, denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm. Nun hat er zwar drei bis vier Brücken machen lassen, aber Gott weiß warum, denn sie sind mit Türen versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen wollte, verschlossen angetroffen habe.

Außer ihm besaß nur Frau von Stein einen Schlüssel zum Gartenpförtchen. ‚Die Schneeglöckchen, Krokus und andere niedliche Frühblumen in Büschel und Reihen' blühten seit dem Frühling 1777, und fromm überlieferte Pflege läßt sie in jedem Frühling an derselben Stätte neu erblühen.

Vom Gartenhäuschen in die Stadt führte und führt der Weg zwischen grünen Gründen durch den Park:

Und ich geh meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh,
Leb in Liebes-Klarheit und Kraft,
Tut mir wohl des Herren Nachbarschaft.
(An die Stein, Juli 1777.)

Der Park war aus Ödland um die Ilm nach dem Vorbilde des Wörlitzer Parkes angelegt worden, hatte sich bis zu Goethes Ankunft nur kümmerlich entwickelt, — so konnte es denn ans Graben, Hacken und Pflanzen gehen nach der Lust seines schaffensfrohen Herzens:

Welch' ein himmlischer Garten entspringt aus Öd' und aus Wüste,
Wird und lebet und glänzt herrlich im Lichte vor mir! (Mai 1782).

Allerliebst hat Wieland über Park und Gartenhäuschen einmal geschrieben: ‚Es ist als ob Goethes Genius das alles vor Jahrhunderten so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte.' Am Hügelhange hinterm Gartenhäuschen steht auf behauenem Stein in verwitterten Zügen das Gedicht an die Geliebte: ‚Erwählter Fels':

Hier im Stillen dachte der Liebende seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: Werde mir Zeuge, du Stein! usw.

Goethes Beamtenschaft und steter Verkehr mit dem Hof machte ihm das Beibehalten einer Stadtwohnung außer dem Parkhäuschen zur Pflicht. Ostern 1777 zog er in das sogenannte Fürstenhaus; 1779 übersiedelte er in ein kleines Absteigequartier in der Stadt, fast unter einem Dache mit der Stein. Seine eigentliche Dauerwohnung blieb sieben Jahre lang das Gartenhäuschen, und noch manchmal, nachdem er längst ein festes Stadthaus besaß, weilte er an jener Stätte seiner Weimarischen Frühzeit. Ja noch als Greis äußerte er zu Holtei den Wunsch, dort, wo er so ‚tüchtige Jahre verlebt', zu sterben.

Welche Tage, welche Nächte hat Goethe in dem niedrigen Haus mit hohem Giebeldach, mit den drei bescheidenen Zimmern und einigen Kämmerchen, hinter den winzigen Fenstern zugebracht! Aber draußen um die Fenster rankten sich die Kletterrosen, innen sprachen die von der Stein geschenkten Tüllgardinchen von dem angebeteten Gebilde seiner berauschten Phantasie, und so genoß er ein liebliches Wohnglück, von dem sein Tagebuch mehr als einmal schwärmt! ‚Es ist eine herrliche Empfindung, da haußen im Feld allein zu sitzen. Morgens früh, wie schön! Alles ist so still. Ich höre nur meine Uhr ticken und den Wald und das Wehr von ferne' (Tagebuch, 18. 5. 1776).

Das eigentliche Goethehaus, das stattliche am Frauenplan, hat der Dichter anfangs zur Miete bewohnt; am 2. Juni 1782 hat er zum erstenmal darin geschlafen. Sein eigen wurde es erst viel später (1806) durch urkundliches Geschenk des Herzogs. Mit einer längern

Unterbrechung vom November 1789 bis in den Sommer 1792, während welcher er im ‚Jägerhaus‘ wohnte, um dem großen Umbau des Hauses zu entgehen, hat er dort bis ans Ende seiner Tage geweilt. Frau von Stein wohnte am entgegengesetzten Ende einer rückwärtigen Straße, genannt die Ackerwand. Auch ihre Heimstätte ist bis heute wohl erhalten, und die Kübel der Lorbeerbäumchen, zwischen denen die Greisin so oft vor dem Hause gesessen, mögen noch dieselben sein wie vor bald einem Jahrhundert.

Reich, überreich an Innenleben; geschäftig, auch wirksam im Beamtenwesen; wenig ergiebig an dichterischem Schaffen und Vollbringen: dies ist das Gesamtbild von Goethes Dasein in den ersten Elf Weimarischen Jahren. Einen unmittelbaren Begriff vom Tagestreiben jener Zeit gewährt nur das Lesen von Goethes, leider nicht bequem zugänglichen, Tagebüchern, die überdies manche Lücken zeigen. Dichtung und Staatsgeschäfte, Hofpflichten und Liebedienste, Amtsreisen und Lustfahrten, Gäste im eigenen Haus und Gastereien bei Andern, ausgefüllte Arbeitstage und stille Abend- und Nachtstunden der Einkehr — auf den Blättern der Tagebücher steht das alles in wirbelndem Reigen durcheinander. Hier können ein paar Auszüge nur dürftigen, aber notwendigen Ersatz bieten:

1776, 1. August: Mit dem Herzog. Dalberg. Trebra, Lyncker. Nach dem Cammerberger Kohlenwerke eingefahren. Dann oben nach dem Karl August-Schacht, der etwa anderthalb Lachter abgeteuft war. Gefrühstückt hunten. Zu Tische. Viel von Bergwerksachen geschwatzt. Nach Tische Scheibenschießen. Viel Guts mit Dalberg. Abends ins Eisenwerk, Nachts bis halb eilfe mit Dalberg von Zeichnung, Gefühl der Anfärbung, Dichtkunst. Composition.

2.: Silberprobe bei Heckern. Trebras Abschied. Abends mit Dalberg und Herzog nach Stützerbach. Gezeichnet. Nacht Dalberg noch weg von Stützerbach.

4.: Früh die Henneberger Bergordnung. Zu Tische nach Ilmenau, Silberprobe bei Heckern selbst gemacht. Unruhe. Gewitter.

6.: Früh nach Cammerberg in den Stollen zum Karl August-Schacht. Nach dem Hermannstein. In die Höhle. Zurück auf die Mühle in die Stadt, nach Unterpörlitz, zu Tische. Zeichnung. Tanz. Gänschatze. Nach Haus, gegen Abend zu Staff. Ins Amtshaus. Illumination. Musik. Trennung.

7.: Früh Regen. Gegen 9 aufs Elgersburg. Gegessen. Mit Miseln gekittert. Nach Tische hohen Felsweg! Allein. Dann Kraus, dann der Herzog. Unser Klettern durch die Schlucht.

1777. 31. Januar: Früh geritten. Mit Herzog gegessen. Redoute sehr voll.

1. Februar: Bei Herzog geschlafen nach der Redoute. Phantasie! Herzklopfen. Conseil. Zu Wieland. Feuerlärm in der Rittergasse. Herumgetrieben. Im Garten.

3.: Bei Herzog mich angezogen zur Feierlichkeit. Um 11 die Beleihung von Schwarzburg im Saale. Auf Herzogs Stube und Bernhards Leben gelesen. Zu Tafel. Neben der Waldnern gesessen gegen Freunden über. Erklärung mit Kalb. Abends Bergers Spiel. Zu Herzogin Amalie zur Tafel. Nachts bei Herzog geschlafen.

11. März: Conseil. Mittag zu Frau von Stein. Nachmittag Bau-Session. Abends Feuerwerk.

12.: Im Garten mit den Arbeitern beschäftigt. Der Herzog kam, bis 12. Ich aß zu Hause. Nach Tisch Bauvisitation im alten Schloß. Zeitig zurück. Signiert und gelesen.

1778. 13. Februar: Früh aufs Eis, waren die Fremden alle da. Zu Stein essen, mit ihr, Nachmittag wieder hinaus. Abends im Garten. Nachts zu Stein, wieder in Mondschein mit ihr spazieren.

14.: Mit Crone gegessen, Nachmittag aufs Eis. Abend zu Herzogin Amalie wegen der holländischen Kompagnie des Prinzen (Constantin).

15.: Zu Hause früh Aristophanes studiert. Zu Stein essen. Nach Tisch in Garten, kam Kraus, dann Herder, abends den ersten Akt der neuen Lila (Singspiel) diktiert.

5. Dezember: Alba und Sohn (Egmont). Aß zu Hause. Machte eine Runde zu Fuß aufs Eis. Abends zu Stein. Galiani gelesen.

6.: Früh in der Ilm gebadet. Mit Wedeln im Jägerhaus zu den Hühnern und Fasanen. Geritten mit ihm nach Tiefurt. Knebel badte. Las sein Tagebuch von vorm Jahr. Der Herzog kam. Mittags zu Hause gegessen, dann zu Wieland, ins Konzert. Zu Stein. War ihre Mutter da.

1779. 5. Januar: Conseil, die Kriegskommission übertragen. Aufs Eis essen. Nach Tisch kam Herzogin Amalie, nach den Äpfeln gelaufen um Preise. Abends zu Stein, sehr lieb und viel geschwätzt. — Mit Militärökonomie beschäftigt. Wenig Baukunst.

1780. 19. Januar: Immer weggearbeitet. Kriegskommission. Mittags Staff und Luck zum Essen. Kam Bertuch. Entsetzlich behaglicher Laps. Bei Herzogin A. Konzert. Alexandersfest (von Händel). Unsre Leute sind nicht dazu. Abends bei Stein, gut.

20.: Weiter aufgeräumt. Bin ein wenig erhitzt, es ist doch des Getriebes zu viel. Schwabhäuser Sache. Ilmenauer. — Auf die Bibliothek wegen Bernhards Leben. Aufträge, zu Crone essen. Sie drückt mich durch eine unbehagliche Unzufriedenheit. Ich ward sehr traurig bei Tisch. —

21.: Aufs Eis. Bei Hofe gegessen. Nach Tafel ausführlich Gespräch mit Herzog. Abends Redoute bis nachts 1 Uhr.

1781. 8. August: Früh um 6 Uhr herein (von der Jagd). Kriegskommission Session. Viel abgetan. Zu Stein essen. Nach Tisch Seckendorf. Crone. Nach Hause. Abends mit Herzogin Luise spazieren, viel geredet. Mit Frau von Stein, Stein, der Waldner (Hofdame) gegessen.

10.: Früh Conseil. Im Wälschen Garten gegessen, Nachmittags Jagd. Abends um 10 Uhr mit Herzogin Amalie nach Tiefurt vom Jagen gefahren. Zu Fuße herein.

1.: Gearbeitet, in die Zeichenstunde. Zur Stein essen. Abends aufs Theater. Elpenor angefangen. Erntekranz in Tiefurt.

1782. 12. Januar: Verschiedne Arbeiten. Zu Kraus. Gezeichnet. Mit der Stein spazieren gefahren, da gegessen. Nach Tisch über Wedells Schicksal und meine Vorschläge. Kam der Herzog. Balletprobe, zur Herzogin-Mutter. War Wieland da und gar gut. Zu Tisch geblieben. Noch zu Frau von Stein. Nach Hause.

13.: Früh Varia. Schubert brachte die Musik zum Aufzug. Kam der Herzog und sprach über Wedells Einrichtung. Crone aß Mittags da. Nach Tische zur Stein. Abends bei Hofe.

Goethes äußeres Leben von Jahr zu Jahr kann gleichfalls nur in einem stark kürzenden Auszuge chronikartig festgehalten werden, wobei die wichtigeren Ereignisse gebührend eingehendere Behandlung fordern.

Im November **1775** kamen die Brüder Stolberg auf der Rückreise aus der Schweiz nach Weimar. — Im März **1776** reiste Goethe mit dem Herzoge nach Leipzig, sah dort Käthchen Schönkopf als glückliche Frau Dr. Kanne, bewunderte aufs neue Corona Schröter und mag sie geneigt gestimmt haben, später gleich ihm nach Weimar überzusiedeln.

Lenz erscheint im April 1776 in Weimar aus keinem andern Grunde, als weil Goethe dort war und den Stürmern und Drängern die phantastische Aussicht auf einen herrlichen Tummelplatz ihres Genietreibens zu eröffnen schien. Dieses Herumzigeunern in der Welt ohne klare Ziele war ja im Wesen von Sturm und Drang begründet. Goethe schrieb nachmals über diese planlose Lebensführung einiger junger Zeitgenossen: ‚Wenn Einer zu Fuße, ohne recht zu wissen, warum und wohin, in die Welt lief, so hieß dies eine Geniereise, und wenn Einer etwas Verkehrtes, ohne Zweck und Nutzen unternahm, ein Geniestreich.‘

Leicht begreiflich, daß Goethe dieser Zigeunerei mit peinlichen Gefühlen gegenüberstand. Lenz verdarb es nach kurzer Zeit in Weimar durch eine unkluge Tat: er ging ungeladen zu einem Hoffest, das er für eine jedermann zugängliche Lustbarkeit hielt, und scheint sich dort ungeberdig benommen zu haben. Er lebte in dem Wahne, das Kraftgenietum entschuldige alles, und bedachte nicht, daß es selbst an diesem jungen Hof einen Oberhofmarschall und eine Oberhofmeisterin gab, die nicht nach der Etikette der deutschen Kraftgenies, sondern nach der des Versailler Hofes ihre Ämter führten. Wieland spricht von Lenz in Weimar wie von ‚einem Kinde, aber zugleich voller Affenstreiche‘, und Goethe schreibt an Merck: ‚Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind, wir wiegen und tänzeln ihn und geben und lassen ihm von Spielzeug, was er will.‘

Als sich im Juni 1776 Klinger zu Lenz gesellte, wurde selbst dem Herzog Karl August diese Art des Genietreibens zu arg, und des Bleibens der Beiden konnte nicht lange sein: ‚Klinger ist uns ein Splitter im Fleisch, seine harte Heterogenität schwürt mit uns, und er wird sich herausschwüren‘ (Goethe an Lavater). Lenz mußte wegen seiner Affenstreiche die Stadt verlassen; Klinger erkannte selbst, daß für ihn dort kein Wirkungskreis sei, und zog in ein tätiges Mannesleben hinaus, das ihm Rang, Reichtum und Betätigung bescherte.

Im August 1776 weilte Goethe längere Zeit in Ilmenau zur Erwägung des Vorhabens, das dortige Bergwerk wieder in Betrieb zu setzen; in derselben Zeit stieg der Plan zur Iphigenie in ihm auf.

Bald nach seiner Ankunft in Weimar hatte er mit Zustimmung des Herzogs Herdern den Eintritt in das oberste Amt des Weimarischen Kirchenwesens angeboten, wohl nebenbei mit dem Gedanken, sich in der noch fremden Welt einen Freund zur Seite zu wissen. Den ersten Anstoß scheint Goethe von Wieland bekommen zu haben: ‚Er wünscht dich her, hatte eh die Idee als ich. — Ich hoffe, du sollst's allein durch mich und aus freier Wahl des Herzogs haben.‘ Und trotz heftigen Widerständen der Weimarischen Geistlichkeit setzt Goethe Herders Berufung

durch: „Habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lang mehr stocken, so hast du den Ruf.‘ Im Oktober hält der Generalsuperintendent Herder seine Antrittspredigt in der Hofkirche und fortan gehört er zu Goethes Weimarischer Familie. Wir werden ihm noch oft im weiteren Verlaufe begegnen, leider nicht so oft als freudigen Förderer Goethes wie als unzufriedenen, krittelnden, sich bis zum Neide, ja zum Haß erniedrigenden Halbfeind.

Herder hat nach einer Jugendzeit voll höchster Hoffnungen und Ziele ein halbes Leben lang gelitten unter dem Gefühle der Unzulänglichkeit für sein höchstes Ziel, das dichterische. Wer will scheiden, was bei ihm angeboren, was Folge seines Berufes war? Ein Riß geht durch sein inneres und äußeres Leben. Er war der höchste Geistliche der Stadt und des Staates Weimar, der oberste Wächter über eine Religionslehre, deren Form längst nicht mehr die seinige war. Den Rechtgläubigen war er ein Stein des Anstoßes, den Aufgeklärten zu gläubig. Der predigende Pfarrer und der Schriftsteller über alle Gebiete der Kunst, sogar über die Plastik, über die Geschichte, die Musik, die Volksdichtung, — der Theologus und der Humanus, wie ihn Goethe gern nennen wollte, standen einander im Wege. Er war lange der Freund des Herzogs, mehr noch der Herzogin Luise, der ‚liebe Bruder‘ Goethes; jedoch der Herzog ging niemals in die Kirche, wo Herder predigte, und Goethe war ein ‚decidierter Nichtchrist‘. Herder hat Goethen gegenüber immer zwischen Bewunderung und Nörgelei geschwankt; hatte ihm seinen ersten Götz verleidet und dann darüber begeisterte Seherworte geschrieben; in den ersten Weimarer Jahren Goethe begönnern und behofmeistern wollen, wie einst in Straßburg, und war, als sich dies nicht durchführen ließ, in widerwillige Anerkennung, gepaart mit Neid, umgesäuert. ‚Loben eines Andern kann er gar nicht leiden‘, schrieb der Schweizer Tobler, ein genauer Kenner Herders, an Lavater (1781); und den buchstäblichen Beweis gibt Herder selbst in einem elenden Brief über Goethe an Hamann vom Juli 1782: ‚Er ist überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das Faktotum der Weimarischen und so Gott will bald der Majordomus sämtlicher Ernestinischen Häuser, bei denen er zur Anbetung umherzieht. Er ist baronisiert (!), und an seinem Geburtstag wird die Standeserhebung erklärt werden.‘

In Weimar gab es kein Hoftheater, — so schuf denn Goethe alsbald das höfische Liebhabertheater, dessen Leiter, Dichter, erster Darsteller und Spielmeister er selbstverständlich wurde. Alle leidlich begabten Mitglieder des Hofes, der Herzog voran, mußten je nach ihren Gaben mitwirken, und nun ging das Theaterspielen an:

An wieviel Plätzen lag, vor euch gebückt,
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt,
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Tal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Galakleid.
(‚Auf Miedings Tod‘.)

Im Dezember 1776 reist Goethe abermals mit dem Herzog in Geschäften nach Leipzig, von hier nach Dessau.

Im Sommer **1777**, zwischen dem Pflanzen von Bäumen und Hecken ums Gartenhäuschen, beginnt er die Ausführung des vielleicht schon längst geplanten Wilhelm Meister.

Am 8. Juni 1777 stirbt Cornelia. Nach seiner gerade im tiefsten Leide kargen Art schreibt er am 16. an die Stein: „Um achte war ich in meinem Garten, fand alles gut und wohl und ging mit mir selbst, mitunter lesend, auf und ab. Um neune kriegt' ich Brief, daß meine Schwester tot sei. Ich kann nun weiter nichts sagen",— und in sein Tagebuch nur: „Brief des Tods meiner Schwester. Dunkler zerrissner Tag. — Leiden und Träumen." — An die Mutter heißt es: „Ich kann nur menschlich fühlen und lasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lang empfinden läßt. Lebe Sie glücklich, sorge Sie für des Vaters Gesundheit, wir sind nur Einmal so beisammen."

Aus dem Widerstreit des Glücksgefühls über seine Liebe zur Stein und des Leids über den grausamen Verlust singt er, in herrlicher Mondnacht aus dem Flusse vor seinem Garten steigend, jene Verse, die wie Seufzer sind: Alles geben die Götter die unendlichen Ihren Lieblingen ganz (S. 27).

Im September 1777 verweilt Goethe mit dem Herzog auf der Wartburg; zu ihnen gesellt sich für eine wertvolle Woche Merck. — Im November erfährt er Schlossers Verlöbnis mit Johanna Fahlmer und schreibt an diese tiefbewegt:

Gott segne Dich und lasse Dich lang leben auf Erden, wenn Dir's wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief, mich freut's und ich kann's noch nicht zurechtlegen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu, also verzeihe meine Tränen bei Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir die Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat.

Vom 29. November zum 16. Dezember macht er, vornehmlich zur Bereicherung seiner Bergwerkskunde, die Harzreise im Winter über Nordhausen, Elbingerode und Wernigerode, Goslar, Clausthal und Eisenach. In Wernigerode besucht er, ohne sich erkennen zu lassen, wie denn die ganze Reise unter fremdem Namen gemacht wurde, einen hilflosen Weltschmerzler Plessing, den Sohn eines dortigen Geistlichen, und versucht, dem Jünglinge, der sich brieflich an ihn gewandt, Trost zu spenden. Die bleibende Frucht jener Winterreise ist das in all seiner Schwerverständlichkeit so seltsam schöne Gedicht ‚**Harzreise im Winter**', das Goethe selbst später ‚abstrus' nannte. Die Forschung hat an diesem Gedicht viel erklärenden Scharfsinn bewiesen; trotzdem wird es dabei bleiben, daß Gedichte, die nicht ohne gelehrte Erklärung von Vers zu Vers ganz verstanden, also nachempfunden werden können, nicht zur reinsten und höchsten Lyrik gehören.

Im Januar **1778** ertränkt sich ein Hoffräulein Christine von Laßberg in der Ilm unweit des Goethischen Gartenhauses aus Liebeskummer um einen Liebhaber, von dem sie sich verlassen wähnte. Goethes Gedicht **An den Mond** wird — nicht mit völliger Sicherheit — auf dieses ihn erschütternde Ereignis zurückgeführt. Das arme Kind wurde mit Werthers Leiden in der Tasche aus dem Flusse gezogen. Das Lied An den Mond war in seiner hier abgedruckten ursprünglichen Form noch dunkler als in der allbekannten späteren von 1778 —:

Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie der Liebsten Auge, mild
Über mein Geschick.

Das du so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand,
Haltet ihr wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Die zweite Fassung hat den Grundmangel dieses bezaubernden Gedichtes nicht ganz zu tilgen vermocht: manches von dem nur dem Dichter ganz verständlichem Stoffe ist unverarbeitet in das Kunstwerk übergegangen und zwingt, wie die ‚Harzreise', zum Enträtseln. Beide Gedichte sind Selbstgesprächspoesie auf einem uns in den Einzelheiten nicht völlig klaren Erlebnisgrunde.

Vom 10. Mai zum 1. Juni 1778 macht Goethe mit dem Herzog eine Reise über Leipzig, wo er Öser besucht, und über Wörlitz, wo er Freund Behrisch wiedersieht, nach Berlin und Potsdam, wo es sich um politische Dinge handelte: die streitige bayrische Erbfolge ließ einen Krieg zwischen Preußen und Österreich als möglich erscheinen. Berlin, die erste Großstadt, die Goethe sah, — er hat außer Rom und Neapel weiter keine gesehen —, machte ihm starken Eindruck: ‚Die Pracht der Königstadt, und Leben und Ordnung und Überfluß' (an die Stein). Doch er sieht auch hinter die Pracht, hinter ‚das große Uhrwerk, das sich vor einem treibt', und da offenbart sich ihm ganz anderes:

Soviel kann ich sagen, je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. — Ich bete die Götter an und fühle mir doch Mut genug, ihnen ewigen Haß zu schwören, wenn sie sich gegen uns betragen wollten, wie ihr Bild die Menschen.

Nach der Rückkehr an Merck: ‚Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören‘ (5. 8. 1778).

Berlin hatte ihm nur den Glauben bestärkt, daß das Schicksal es doch gut mit ihm gemeint, als es ihn nach Weimar geleitete:

Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

Im Dezember 1778 wird die Umarbeitung des von Frankfurt mitgebrachten Egmont begonnen.

Das 30. Lebensjahr, **1779**, häuft auf ihn neue Bürden: Goethe übernimmt zu den mancherlei Amtslasten noch die der Kriegs- und der Wegebaukommission, wird dadurch zu Kreuz- und Querreisen im Herzogtume gezwungen, hebt Rekruten aus, besichtigt Straßenbauten und — arbeitet, zwischendurch, an der Iphigenie in Prosa. Am 28. März ist diese beendigt, schon am 6. April wird sie auf der Liebhaberbühne des Hofes aufgeführt. — Im Sommer weilt Merck sechs Wochen in Weimar als Gast des Herzogs. — An seinem 30. Geburtstage wird Goethe zum Geheimen Rat ernannt.

Vom 12. September 1779 zum 13. Januar 1780 währt die große Schweizerreise des Herzogs in der Gesellschaft Goethes und Wedells, ein wichtiges inneres Ereignis für den Fürsten und den Freund. Jener bedurfte eines Lebensluftwechsels. Er wollte sich einmal ohne Zwang in der Welt umtun, den Freund ganz für sich haben und unter seiner Führung an Dingen und Menschen lernen, was zu lernen war. Für Goethe war die Reise der Abschluß der ersten Mannesjugend, ein Abschiednehmen von schmerzlichlieben Erinnerungen, nicht zum wenigsten eine endliche Wiedereinkehr ins Elternhaus. Der Mutter kündigt er sich und den Herzog an:

Mein Verlangen, Sie einmal wiederzusehen, war bisher immer durch die Umstände, in denen ich hier mehr oder weniger notwendig war, gemäßigt. Nunmehr aber kann sich eine Gelegenheit finden, darüber ich aber vor allem das strengste Geheimnis fordern muß. — Gott hat nicht gewollt, daß der Vater die so sehnlich gewünschten Früchte, die nun reif sind, genießen solle (der Vater war schon einige Jahre geistig im Verfall), er hat ihm den Appetit verdorben, und so sei's. Ich will gerne von der Seite nichts fordern, als was ihm der Humor des Augenblicks für ein Betragen eingibt. Aber Sie möcht ich recht fröhlich sehen und Ihr einen guten Tag bieten wie noch keinen Ich habe alles, was ein Mensch verlangen kann, und komme diesmal gesund, ohne Leidenschaft, ohne Verworrenheit, ohne dumpfes Treiben, sondern wie ein von Gott Geliebter, der die Hälfte seines Lebens hingebracht hat und aus vergangenem Leide manches Gute für die Zukunft hofft und auch für künftiges Leiden die Brust bewährt hat (9. 8. 1779).

Frau Rat jubelt: sie wird nach vier Jahren ihren Wolf wiedersehen als hochgeehrten Begleiter eines jungen verehrten Fürsten, und ihr Haus wird die werten Gäste tagelang beherbergen: ‚So eine Antwort wünscht ich von Ihr, liebe Mutter, ich hoffe, es soll recht schön und herrlich werden‘, schreibt Goethe an sie und fügt eingehende Ratschläge über Bett und Kost hinzu:

Der Herzog schläft auf einem saubern Strohsack, worüber ein schön Leintuch gebreitet ist, unter einer leichten Decke. — Für mich oben in meiner alten Wohnung auch ein Strohsack pp. wie dem Herzog. Essen macht Ihr Mittags, vier Essen (Gänge), nicht mehr noch weniger, kein Geköch, sondern Eure bürgerlichen Kunststück aufs beste.

Und die Gäste kommen, und es wird herrlich, und Frau Rat schwimmt in eitel Wonne und Stolz. An die Herzogin-Mutter geht gleich nach der Abreise des Herzogs ein Jubelbrief:

Den 24. 9. 1779.

Ihro Durchlaucht, unser gnädigster und bester Fürst stiegen, um uns recht zu überraschen, eine Strecke vor unserm Hause ab, kamen also ganz ohne Geräusch an die Türe, klingelten, traten in die blaue Stube usw. Nun stellen Sie sich, Ihro Durchlaucht, vor, wie Frau Aja am runden Tisch sitzt, wie die Stubentüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätschelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft, halb greint, halb lacht, gar nicht weiß, was sie tun soll, wie der schöne Kammerherr von Wedel auch allen Anteil an der erstaunlichen Freude nimmt. — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt sich nun gar nicht beschreiben — mir war Angst, er stürbe auf der Stelle; noch an dem heutigen Tag, daß Ihro Durchlaucht schon eine ziemliche Weile von uns weg sind, ist er noch nicht recht bei sich, und Frau Aja geht's nicht um ein Haar besser. — Ihro Durchlaucht



Goethes Büste von Klauer (1779).



können sich leicht vorstellen, wie vergnügt und selig wir diese fünf Tage über gewesen sind. Merck kam auch und führte sich so ziemlich gut auf, den Mephisthoviles kann er nun freilich niemals ganz zu Haus lassen, das ist man nun schon so gewohnt.

Merck begleitet die Reisenden von Darmstadt ein Stückchen südwärts. Goethe trennt sich vom Herzog in Speier für ein paar Tage: am 25. September 1779 ist er in Sesenheim und schreibt über die Begegnung mit Friederike an die Stein jenen Brief (S. 83), dessen wehmütigen Geheimsinn wir kennen. Der Bericht schließt mit der Zuversicht, daß er ‚nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in sich leben kann.‘

Tags darauf ist er in Straßburg, sucht Lili von Türkheim auf und schreibt darüber, wie auf S. 186 nachzulesen. Der Brief endet: ‚Ihr Mann war abwesend. Ich blieb zu Tische. Ging nach Tisch mit dem Herzog auf den Münster. Dann aß ich wieder bei Lili und ging in schönem Mondschein weg. Die schöne Empfindung, die mich begleitet, kann ich nicht sagen.‘

Noch ein dritter, schmerzlicherer Abschied wird genommen: in Emmendingen steht Goethe am Grabe der seit zwei Jahren von allem Leid erlösten Cornelia. — Dann beginnt die eigentliche Reise in die Schweiz: über Freiburg und Basel, Münster und Biel gelangen die Wanderer nach Bern und steigen in der ersten Hälfte des Oktobers ins Berner Oberland. Am Staubbach in Lauterbrunnen wird der Gesang der Geister über den Wassern (Des Menschen Seele gleicht dem Wasser) gedichtet. Über Brienz, Interlaken, Thun, kehren sie am 15. Oktober nach Bern zurück, wenden sich über Murten und Lausanne, wo Goethe die bezaubernde Branconi sieht (S. 210), und gelangen am 27. Oktober nach Genf. Trotz der vorgerückten Jahreszeit wird der Ausflug in die Eisgebirgswelt um Chamounix gewagt und glücklich ausgeführt. Die Rückreise wird durch das Rhone-Tal und über die Furka im November zum Gotthard vollführt, ein nicht ungefährlicher Weg. In Zürich werden Lavater, Bodmer, Geßner und Bäbe Schultheß (S. 187) besucht.

Die Heimreise im Dezember geht über Stuttgart; am 15. Dezember 1779 wohnt Goethe mit Karl August einer Preisverteilung in des Herzogs Karl Eugen Karlsschule bei und erscheint dem ‚Eleve‘ Friedrich Schiller zum erstenmal wie ein Götterbote aus den Dichtungsgefilden, in die auch er schon heimlich emporstrebt. Wiederum ein paar Tage im Elternhause, ein letzter Abschied vom Vater, den er nicht wiedersehen sollte. Am 13. Januar **1780** treffen die Reisenden in Weimar ein: der Herzog tief befriedigt von diesem Erproben seiner körperlichen und geistigen Kräfte; Goethe gestärkt zu neuer dichterischer Arbeit. Am 30. Januar hören wir zuerst vom Aufkeimen des Tasso.

Im Juni 1780 trat Goethe mit dem Herzog in den Freimaurerorden, nicht aus innerem Drange, sondern weil die Zugehörigkeit eine Zeitmode der oberen Klassen geworden war. Immer mannigfaltiger wird das geschäftliche Treiben: Goethe kümmert sich eingehend um das Feuerlöschwesen, reitet oder fährt fast zu jeder Feuersbrunst in erreichbarer Nähe und greift helfend ein. — Im Oktober beginnt er die Ausarbeitung des Tasso.

Ein Wirbel von Vergnügungen packt ihn in den ersten Monaten von **1781**, und er läßt sich herbei, als Hofdichter ‚im Dienste der Eitelkeit die Feste der Torheit zu schmücken‘. Im April und Mai besonders inniger Verkehr mit Corona Schröter. Im Sommer zeitraubende Arbeit an dem widerspenstigen Bergwerk Ilmenau. — Das Tiefurter Journal (S. 204) wird begründet. — Im Herbst treibt Goethe in Jena beim Professor Loder Studien des menschlichen Knochenbaues und hält bald darauf den Zöglingen der Weimarischen Zeichenschule Vorlesungen über das Gelernte. Allerlei Reisen an benachbarte Fürstenhöfe zerstreuen und zersplittern ihn beim Ausarbeiten des Egmont und Tasso, beim Umarbeiten der Iphigenie.

Das Jahr **1782** beginnt wie das vorangegangene: zeitraubende Hoffeste; fürstliche Besuche in Weimar, denen sich Goethe zur Verfügung stellen muß; Liebhaberaufführungen. — Im März Rundreise durch die Weimarischen Lande zur Rekrutenaushebung. — Im Spätfrühling politische Geschäftsreisen an sämtliche thüringische Höfe und Höfchen. — Goethe siedelt in sein Stadthaus über. — Am 25. Mai stirbt sein Vater nach langem Hinsiechen.

Noch ein nicht unwichtiges Ereignis fällt in dieses Jahr: Goethe bekommt auf Wunsch des Herzogs vom Deutschen Kaiser den erblichen Adel (3. Juni 1782). Sein Leben unter fast lauter Adligen bei Hofe, seine nach vielen anderen Höfen hinübergreifende amtliche Tätigkeit hatten dem Herzog diesen Schritt notwendig erscheinen lassen. Am 24. Dezember 1775 hatte Goethe an Karl August geschwärmt: ‚Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel‘; so nahm er denn in sein Adelswappen den sechsstrahligen Morgenstern auf. An die Stein schreibt er am 4. Juni 1782:

Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du nur auch weißest, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich von dem Streit der politischen Elemente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte.

Zugleich überträgt ihm der Herzog den Vorsitz im Staatsrat.

Goethes Allwissenswille begnügte sich nicht mit der ‚ausgebreitetsten Wirtschaft‘: im November beginnt er geologische Studien und — arbeitet den Werther um.

Das Jahr **1783** beginnt mit schweren Amtssorgen: er hat die arg verfahrenen Finanzen des Landes zu ordnen übernommen, ‚die Rolle des Alhafi‘, und kommt vor Geschäften nicht zur Poesie. Dem Herzog wird am 2. Februar der Erbprinz Karl Friedrich geboren: Goethe feiert das bedeutsame Landesereignis durch ein wenig bedeutendes Gedicht. Dagegen dichtet er am 3. September, des Herzogs 26. Geburtstag, das lebensreiche und kunstvolle ‚Ilmenau‘, am 7ten auf dem Kickelhahn die Krone seiner Naturlieder: Über allen Gipfeln ist Ruh. — Ende September ist er in Göttingen, Anfang Oktober in Cassel; immer in Amtsgeschäften, ohne greifbare Ausbeute für seine Dichtung.

Im Januar **1784** tritt an die Stelle der Liebhaberbühne ein festes Theater unter der Leitung des Wiener Schauspielers Bellomo. Am 24. Februar eröffnet Goethe den Betrieb des Ilmenauer Bergwerks durch eine schöne Rede, bei der er ein Weilchen stecken bleibt, ohne die Fassung zu verlieren, und die er dann gelassen zu Ende führt. Im Frühling setzt er seine Beschäftigung mit der Knochenlehre fort und entdeckt den Zwischenkieferknochen des Menschen. Nach seiner Rückkehr von einer dritten Harzreise empfängt er die Besuche Oesers, Fritz Jacobis und hat an beiden herzliche Freude.

Im Juni **1785** reist Goethe mit Knebel ins Fichtelgebirge und treibt daselbst geologische Studien. Er begibt sich im Juli zum ersten Mal nach Karlsbad, wo er mit der Herzogin Luise, der Herderschen Familie und Frau von Stein längere Zeit gesellig verweilt. Indessen die heitere Stimmung hält nicht vor, die innere Unrast wächst; der Drang nach einer gründlichen Umwälzung des Menschen und des Künstlers schwillt zu bezwingender Stärke, und — Goethe beginnt sich heimlich durch Übungen im Italienischen auf das Land seiner Wiedergeburt vorzubereiten.

Mit der Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig schließt er im Juni **1786** einen Vertrag über die erste Ausgabe seiner gesammelten Werke in 8 Bänden, bereitet die ersten vier zum Drucke vor, dichtet die ‚Zueignung‘ für den ersten Band (Werther), bringt wieder mehre Wochen in Karlsbad zu, zwei davon gleichzeitig mit der Stein, einige weitere mit dem Herzog, und verabschiedet sich von diesem durch einen Brief vom 2. September 1786:

Im allgemeinen bin ich in diesem Augenblicke gewiß entbehrlich, und was die besondern Geschäfte betrifft, die mir aufgetragen sind, diese hab' ich so gestellt, daß sie eine Zeitlang bequem ohne mich fortgehen können; ja, ich dürfte sterben, und es würde keinen Ruck tun. — Dieses alles und noch viele zusammentreffende Umstände dringen und zwingen mich, in Gegenden der Welt mich zu verlieren, wo ich ganz unbekannt bin. — Lassen Sie niemanden nichts merken, daß ich außenbleibe. — Leben Sie wohl, das wünsch' ich herzlich, behalten Sie mich lieb und glauben Sie: daß, wenn ich wünsche, meine Existenz ganzer zu machen, ich dabei nur hoffe, sie mit Ihnen und in den Ihrigen, besser als bisher, zu genießen.

An Frau von Stein nicht einmal so viel des Abschieds; in seinem letzten Brief an sie vor der Abreise nach Italien (1. 9. 1786 aus Karlsbad) nur dunkle Sätze wie:

Ich habe bisher im Stillen gar mancherlei getragen und nichts so sehnlich gewünscht, als daß unser Verhältnis sich so herstellen möge, daß keine Gewalt ihm was anhaben könne. Sonst mag ich nicht in Deiner Nähe wohnen, und ich will lieber in der Einsamkeit der Welt bleiben, in die ich jetzt hinausgehe. — Du hörst bald von mir, adieu.

In der dritten Morgenstunde des 3. Septembers 1786 fährt er heimlich von Karlsbad gen Süden, auf Regensburg zu. Niemand außer dem treuen Philipp Seidel, vielleicht noch dem Herzog, kannte das Ziel dieser Flucht.

Sechstes Kapitel.

Die Dichtungen der Elf Jahre. — 1. Die Lyrik.

Bald ist es Ernst, bald ist es Spaß;
Bald ist es Lieb', bald ist es Haß.
Bald ist es dies, bald ist es das;
Es ist ein Nichts, und ist ein Was.

Wie Goethe bei der Rückschau aus weiter zeitlicher Ferne auf sein Dichterwerk in diesen Elf Weimar-Jahren geurteilt hat, steht in den Annalen unter den Überschriften: ‚Bis 1780' und ‚Bis 1786'. Er beginnt mit dem entsagungsvollen Zugeständnis: ‚An allen vorgemeldeten, nach Weimar mitgebrachten, unvollendeten Arbeiten konnte man nicht fortfahren: denn da der Dichter durch Antizipation die Welt vorwegnimmt, so ist ihm die auf ihn losdringende wirkliche Welt unbequem und störend." Er zählt dann die großen und kleinen dramatischen Arbeiten — nicht vollständig — auf, spricht eingehender von Wilhelm Meister, von „vielen kleinen Ernst-, Scherz- und Spottgedichten bei größeren und kleineren Festen", erwähnt aber mit keinem Worte die Schöpfungen, die allein damals bis zu völliger Reife gediehen waren, die einzigen, die uns noch heute mit ungeschwächter Lebensmusik umklingen, die lyrischen und die ihnen verwandten Gedichte.

Man hat treppenwitzartig versucht, jene ersten Elf Jahre in Weimar als eine auch für den Dichter Goethe schicksalsnotwendige Wachstumzeit auszudeuten. Die Erörterung dieser so schwierigen Frage bleibe einstweilen vorbehalten. Das aber ist unbestreitbar: nach der Masse des in jenem halben Menschenalter, jenen unwiederbringlichen elf Jahren höchster Manneskraft Vollendeten sind sie die unfruchtbarste Zeit in Goethes Leben. Frucht nennen wir bei einem Künstler wie Goethe doch nur die reife Frucht, und wieviel reife Früchte haben jene Elf Jahre gezeitigt, wenn wir vom Liede absehen, das dem Dichter durch alle Menschenalter seines Daseins treu geblieben ist? Man nennt, um die Elf Jahre zu retten, Egmont, Iphigenie, Tasso, Die Geschwister. Nun wohl, Egmont, der ja schon in Frankfurt beinahe fertig geworden, blieb trotz gelegentlicher Weiterarbeit die Elf Jahre hindurch unfertig, mußte zur Vollendung nach Italien mitgenommen werden. Unfertig blieb Iphigenie, denn die eilig und notdürftig hingeschriebene Prosaform mit ihren undichterischen Breiten und Mattheiten ist ganz gewiß kein der Vollendung angenähertes Kunstwerk. Keiner hat das lebhafter gefühlt als Goethe selbst: sie war ihm gut genug zur Aufführung auf der höfischen Liebhaberbühne, wie ihm dazu so vieles gut genug war, — in seine gesammelten Werke hat er sie nicht aufgenommen. Sie mußte nach Italien mit, um dort auf dem Ambos der Kunst zu einem vollen Kunstwerk ausgehämmert und ausgefeilt zu werden. Mit dem nur angefangenen Prosa-Tasso der voritalischen Zeit wird es ähnlich oder schlimmer gestanden haben, sonst hätte Goethe nicht sogar die Handschrift vernichtet. Und das einzig übrig bleibende, in zwei Tagen bald nach der Ankunft in Weimar verfaßte Stückchen Die Geschwister kann doch niemand für eine Schöpfung großen Wurfes ausgeben.

Von den Singspielen, Possen, Maskenzügen, höfischen Gelegenheitsversen wird besser geschwiegen, wenn das dichterische Ergebnis von elf kostbaren Künstlermannesjahren gezogen wird. Warum sich durchaus die Augen zuhalten vor der offensichtlichen Tatsache, daß alle fertiggewordene Dichtungen der Elf Jahre, die Iphigenie in Prosa sogar eingerechnet, nur einen einzigen dünnen Band füllen; ja daß mit Hinzunahme alles schriftstellerischen Nebenwerks, der höfischen Singspiele usw., nur zwei mäßige Bände für Elf Jahre eines Goethe herauskommen! „Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie!" hat Goethe in späteren Jahren geschrieben; es ist aber dem größten Poeten schwer, die Poesie zu kommandieren, wenn man für sie einfach keine Zeit hat. Und daß die Poesie nur in recht viel Zeit, in recht viel Sammlung gedeiht, hat wiederum kein Andrer mit allem Nachdruck gesagt als Goethe.

Das einzige vollendete und vollwichtige Dichterwerk Goethes in den Elf Jahren ist seine Lyrik. Die lyrische Stimmung, flüchtig wie der Herzschlag, überkommt und umfängt den zum Liede geborenen Dichter selbst im Drange des Tages. Eine stille Minute genügt zu ihrer seelischen Ausschöpfung, wenige Minuten zur künstlerischen Ausdrucksform. Eine kurze Wegestunde durch Sturm und Regen hatte Goethen zwischen Darmstadt und Frankfurt genügt, des Wanderers Sturmlied in sich aufsteigen zu fühlen und festzuhalten; eine von den Geschäften entladene freie Minute am Hange des Ettersberges reichte hin, Wanderers Nachtlied zu empfinden und zu formen. Ohne an den viel größeren Umfang eines Dramas oder Romans zu denken, — wie unvergleichlich mehr künstlerische Überlegung, Auswahl, Gestaltung gehört zu einem Werke, worin Menschen nebeneinander lebend, strebend, kämpfend sich zu einer Handlungseinheit entwickeln sollen. Zu einem verhältnismäßig reichen lyrischen Schaffen fand sich selbst in den Elf Jahren Zeit und Sammlung; zu irgend welcher größeren Schöpfung mit reichem Lebensinhalt fehlte beides, oder es blieb bei Entwürfen, Halbvollendung, Unform. Man lese Goethes Bekenntnis zu W. von Humboldt nach! (S. 220).

Goethes voritalisch-weimarische Lyrik umfaßt eine Reihe seiner hochberühmten Lieder, Gedankendichtungen und Balladen. Sie ist an Umfang vergleichsweise bescheiden, steht weit zurück hinter der Ausbeute an Versgedichten aus irgendwelchen späteren elf Jahren, ist jedoch an künstlerischem Glanz und an lebendiger Wirkung reiner Dichtungseele so bedeutsam wie keine zweite lyrische Stufe. Die Zahl der meistgesungenen Lieder dieses Zeitraumes ist größer als die eines andern, und, was bemerkenswert: geringwertige lyrische Stücke sind in den Elf Jahren überhaupt seltener als sonst. Adel der Sprache und Reinheit der Kunstform sind auf gleicher Höhe wie in den nachitalischen Gedichten. Formvollendeteres als den Fischer, den Sänger, Mignons Sehnsuchtslied hat Goethe auch nachmals nicht gedichtet. Es hat bei diesem geborenen Meister der inneren Form wahrlich nicht der Zucht durch den Anblick der alten Kunstwerke bedurft, um dem edlen Kern die würdigste Schale zu leihen.

Da sind zuvörderst die Gedichte, die frühweimarische Stimmungen heißen mögen und fast alle schon am gehörigen Ort erwähnt wurden: Gedanken des Ankömmlings wie ‚Ach, was soll der Mensch verlangen‘, mit der Selbstwarnung: ‚Sehe jeder, wo er bleibe, Und wer steht, daß er nicht falle‘, — oder mit der Selbsttröstung:

Willst du immer weiter schweifen? Lerne nur das Glück ergreifen,
Sieh, das Gute liegt so nah. Denn das Glück ist immer da.

Dann die symbolische Umgestaltung des Eislaufes auf der Ilm zu einem Eislebenslied, später ‚Mut‘ betitelt (Sorglos über die Fläche weg), und die Umdeutung des Ausharrens am Steuer des Staatschiffes in ein Lebensgedicht Seefahrt, in seiner ersten Fassung: ‚Taglang, nachtlang stand mein Schiff befrachtet‘ rhythmisch kraftvoller einsetzend als in der späteren Bearbeitung (S. 193). — Das Lied Sorge (S. 229) gehört zu diesen Stimmungen der Weimarer Frühzeit; ebenso die „Hoffnung‘: ‚Schaff, das Tagwerk meiner Hände‘.

Der Wanderer hat sich eingewöhnt; starke Magnete, einer vor allen, üben ihre Anziehung, und er wird bleiben. Da spricht er vor sich hin: ‚Ich weiß nicht, was mir hier gefällt‘ (S. 192) und schließt:

O, wäre doch das rechte Maß getroffen! Von holder Lebenskraft erfüllt,
Was bleibt mir nun, als eingehüllt, In stiller Gegenwart die Zukunft zu erhoffen?

Einmal zum Bleiben entschlossen, scheucht er die Zweifel, ob's recht getan, mit einem gebieterischen Armausstrecken hinweg:

Feiger Gedanken Allen Gewalten
Bängliches Schwanken, Zum Trutz sich erhalten,
Weibisches Zagen, Nimmer sich beugen,
Ängstliches Klagen Kräftig sich zeigen,
Wendet kein Elend, Rufet die Arme
Macht dich nicht frei! Der Götter herbei.

Aus den einfachsten Daseinsgefühlen heraus steigen ihm lyrische Selbstgespräche auf, wie: ‚Und ich geh meinen alten Gang, Meine liebe Wiese lang —‘; oder er sieht und vernimmt in schweigender Nacht ‚auf Wiesen, an den Erlen‘ einen Elfenreigen und singt ihn nach:

Um Mitternacht, wenn die Menschen
erst schlafen,
Dann scheinet uns der Mond,
Dann leuchtet uns der Stern;
Wir wandeln und singen
Und tanzen erst gern.

Wenn er dann, von sorgenvollen Amtsgeschäften am und im Bergwerk Ilmenau auszuruhen, hinaufsteigt zum Gipfel des Waldgebirgs über dem Tannengrunde, im Bretterhäuschen auf dem Kickelhahn eine Spätsommernacht verschlafen will und hinausblickt über die schweigenden Wipfel ringsum auf allen Hügeln, dann atmet er das scheinbar so kunstlose, in seiner innern Form so vollendete Lied aus: Über allen Gipfeln ist Ruh — (6. September 1780).

Den Dichter ergreift die Leidenschaft zu der Frau, in der er seines Lebens höchstes Glück beschlossen wähnt; die Leidenschaft quält ihn, und er fleht in des Wanderers Nachtlied um den Frieden, der vom Himmel ist. Doch wenige Monate später preist er ‚Dem Schnee, dem Regen, Dem Wind entgegen‘ die rastlose Liebe, sehnt sich nach Leiden in so viel Freuden des Lebens und ergibt sich in sein Geschick:

Alles vergebens!
Krone des Lebens,
Glück ohne Ruh,
Liebe, bist du! (Ilmenau, Mai 1776.)

Der Geliebten sendet er das Gedicht An den Mond. Seinen Briefen und Zetteln an sie legt er die kürzeren Gedichte bei, die ihm unter den Geschäften oder dem Briefschreiben, ja selbst beim Zeichnen im Freien aufklingen:

Hier bildend nach der reinen, stillen
Natur, ist, ach, mein Herz der alten Schmerzen voll!
Leb ich doch stets um derentwillen,
Um derentwillen ich nicht leben soll.

Er sendet ihr das von Liebesentzückungen trunkene Gedicht Der Becher mit den beredten Versen:

Amor trat herein —
O wie freundlich hat er Wort gehalten!]
Da er, Lida, dich mit sanfter Neigung
Mir, dem lange Sehnenden, geeignet.
Wenn ich deinen lieben Leib umfasse
Und von deinen einzig treuen Lippen
Lang bewahrter Liebe Balsam koste —
(22. 9. 1781.)

Mit der absichtlich verschleiernden Überschrift ‚Aus dem Griechischen‘ steht es im 6. Stück des Tiefurter Journals.

Ein ähnlich leidenschaftliches Gedicht: Nachtgedanken richtet er in demselben September an die Stein:

Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne,
Die ihr schön seid und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen:
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe!
Unaufhaltsam führen ew'ge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel.
Welche Reise habt ihr schon vollendet!
Seit ich weilend in dem Arm der Liebsten
Euer und der Mitternacht vergessen.

Anbei ein Blättchen: ‚Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst, so geb ich ins Tiefurter Journal und sage, es sei nach dem Griechischen‘. Dort steht es denn mit der irreleitenden Überschrift.

Für die eifervolle, nur das Ihre suchende Ausschließlichkeit, womit die verheiratete Frau und Mutter den freien Mann an sich gebunden sehen wollte, spricht ein Gedicht vom Oktober 1782 aus Gotha:

An Lida.

Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst,
Forderst du ganz für dich, und mit Recht.
Auch ist er einzig dein;
Denn, seit ich von dir bin,
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor, durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke:
Sie leuchtet mir freundlich und treu,
Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
Ewige Sterne schimmern.

All seine Poesie hat Goethe Gelegenheitsdichtung, das heißt Lebensdichtung, genannt. Leider — oder zum Glück? — kennen wir nicht jedes zugrunde liegende Erlebnis, und ist nur ein Gedicht allgemein menschlich etwas wert, dazu kunstschön, so beruhigen wir uns gern mit unsrer Unwissenheit. An die Entfernte, doch diesmal nicht an die Stein, gerichtet ist das Lied zurückrufender Sehnsucht: ‚So hab ich wirklich dich verloren, Bist Du, o Schöne, mir entflohn?‘ Und bis heute müssen wir, o Kummer! in Finsternissen tappen über die Empfängerin der Verse, die auch Frau von Stein nicht vor dem Druck zu sehen bekam:

Nähe.

Wie du mir oft, geliebtes Kind,
Ich weiß nicht wie, so fremde bist,
Wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind,
Das schlägt mir alle Freude nieder.
Doch ja, wenn alles still und finster um uns ist,
Erkenn' ich dich an deinen Küssen wieder.

Gelegenheitsdichtung großen Stils sind die zwei Lebensgedichte: Auf Miedings Tod (1782), worin einem bescheidenen wackern Manne die Unsterblichkeit in die Gruft hinein gesungen ward, mit den schon wiedergegebenen schönen Versen auf Corona Schröter (S. 207); und Ilmenau (1783), das Gedicht, von dem schwer zu sagen ist, ob es mehr dem Sänger oder dem Besungenen zur Ehre gereicht (S. 197 und 198).

Auch zierlich getändelt wird hin und wieder in Liedern, doch viel seltener als in den Leipziger, Straßburger und Frankfurter Zeiten. Ein Späßchen wie ‚Liebhaber in allen Gestalten' hält Goethe der Aufnahme in die Werke für würdig. Zu Ehren verschiedener Freunde und Freundinnen, die just im November ihren Geburtstag haben, wird das Liedlein ‚Dem Schützen, doch dem alten nicht' gedichtet. Dem höfischen Leben entspringen die ‚Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel', die er in eines seiner Singspiele aufnimmt, mit der berühmten Strophe des ‚Erfahrenen': ‚Geh den Weibern zart entgegen, Du gewinnst sie auf mein Wort —'.

Einige der erhabensten Gebilde der Goethischen Gedankenlyrik entstammen schon den Elf Jahren, zeitlich voran der zu Lauterbrunnen gegenüber dem Staubbach am 9. Oktober 1779 gedichtete Gesang der Geister über den Wassern: Gedankenlyrik, doch wie alle ganz echte Lyrik vom Sinnlichen ausgehend und sich nie ins nur Gedachte verlierend.

In den Grenzen der Menschheit (um 1780): ‚Wenn der uralte Heilige Vater —' erklingt ein völlig andrer Ton als einst im Liede des Prometheus: ‚Bedecke deinen Himmel, Zeus, Mit Wolkendunst' (S. 123). Der Titanentrotz ist innerlich niedergerungen; frommgeworden küßt der Dichter den letzten Saum des Kleides der Gottheit, kindliche Schauer treu in der Brust:

Denn mit Göttern Soll sich nicht messen Irgend ein Mensch.

Wie oft kam Goethen inmitten des ablenkenden Amtslebens der Gedanke an sein höchstes Lebensziel! Wie oft muß er geseufzt haben: ‚Eigentlich bin ich zum Dichter bestimmt!' — ehe er's aus Italien seinem Herzog zurief. In einem Briefe vom 14. September 1780 an die Stein aus Kaltennordheim im südlichen Thüringen stehen die für seine hin und her gerissene Stimmung so wichtigen Sätze: ‚In meinem Kopf ist's wie in einer Mühle' usw. (vgl. S. 256). Dem Briefe lag der wunderherrliche Lobgesang Meine Göttin bei, diese ihm selbst zum Troste gesungene Verherrlichung der Dichterphantasie:

Welcher Unsterblichen Soll der höchste Preis sein?

Aus wie kindlich dankbarem Herzen quoll ihm das Gebet:

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

Denn nicht wie alle die andern armen Geschlechter darf der zum Dichter Bestimmte wandeln und weiden in dunklem Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft:

Begegnet ihr lieblich,
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!

Alle Amts- und Weltweisheit ist ihr gegenüber nur die alte Schwiegermutter, die das zarte Seelchen ja nicht beleid'ge!

Endlich die Krone jener Gedankenlyrik: der 1782 entstandene Psalm Das Göttliche (Edel sei der Mensch, Hülfreich und gut!), das von Fritz Jacobi in einer Schrift ‚Über die Lehre des Spinoza' zuerst veröffentlicht wurde, seltsamerweise zusammen mit dem Empörungsliede des Prometheus. Es ist der überzeugendste Beweis für Goethes Wundergabe, höchste Poesie mit den einfachsten Sprachmitteln auszudrücken.

Unvollendet geblieben ragt ein seltsames Bruchstück aus jener Zeit: eine religiöse Allegorie Die Geheimnisse (1784 und 1785). Auf Wunsch eines Königsberger Studentenvereins nach Erläuterung der Absicht dieses Gedichtes schrieb Goethe 1816 einen Aufsatz, aus dem sich als Plan ergibt, in zwölf Rosenkreuzbrüdern, Ritter-Mönchen, die sich um einen höchsten „Humanus" scharen, zwölf „verschiedene Denk- und Empfindungsweisen" darzustellen. Der Weisheit letzter Spruch sollte lauten, daß jeder Mensch nur ‚auf seinem eigenen Montserrat (dem heiligen Berge bei Barcelona) Glück und Ruhe finden kann', also ein Gedanke, wie ihn Lessing im Nathan und schon vor ihm — Friedrich der Große mit seinem Seligwerden eines Jeden auf eigne Fasson ausgesprochen hatte. Die Schwierigkeit des Festhaltens der reingedanklichen Allegorie, vielleicht auch des anspruchsvollen Versmaßes, der strenggereimten achtzeiligen Stanze, ermüdete Goethen nach 44 Strophen und er ließ die Arbeit liegen. ‚Zu groß angefangen wie so vieles', lautete später sein eigenes Urteil zu Boisserée. Es ist das Gedicht vom Edelmenschentum, vielleicht angeregt durch Lessings großartiges Gespräch ‚Ernst und Falk'. Als Ganzes wenig bekannt, und doch enthält es zwei der schönsten Stücke Goethischer Gedankenlyrik: die ursprünglichen Eingangstrophen: ‚Der Morgen kam; es scheuchten seine Tritte Den leisen Schlaf, der mich gelind umfing —' und die zwei Mittelpunktstrophen des Fertiggewordenen, in denen sich Goethes tiefste Lebensweisheit ausspricht: ‚Wenn einen Menschen die Natur erhoben' bis ‚Befreit der Mensch sich, der sich überwindet' (vgl. S. 595).

Freuen wir uns ohne alle Nebengedanken der an Zahl spärlichen, durch künstlerischen Adel so ausgezeichneten Balladen und Romanzen dieses Zeitraumes! Denn sonst müßten wir uns, beim Gedanken an die reiche Ausbeute des einen späteren Balladenjahres 1797, bitter grämen, daß in elf Lebenshöhejahren nicht weit mehr entstanden sind, — nicht einmal so viele, wie längst vergessene umfangreiche Singspiele.

Das kraftvolle Trotzgedicht Vor Gericht (Von wem ich es habe, das sag' ich euch nicht) klingt fast so, als wäre es noch in Frankfurt entstanden.

Der Fischer kann um 1778 gedichtet worden sein. In einem Brief an die Stein (19. 1. 1778) steht: ‚Diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns.' Nichts andres hat Goethe darstellen wollen, und Bilder zum Fischer erschienen ihm mit Recht lächerlich: ‚Da malen sie z. B. meinen Fischer und bedenken nicht, daß sich das garnicht malen läßt. Es ist ja in dieser Ballade bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmutige, was uns im Sommer lockt, uns zu baden; weiter liegt nichts drin.' Wie wenig ‚tiefsinnig' doch unsere Klassiker oft in ihren schönsten Schöpfungen waren und wie weit sie hinter dem Tiefsinn der Modernen, nun gar der ‚Moderne', zurückstehen.

Durch eine dänische Ballade ‚Erlkönigs Tochter' in Herders Volksliedern angeregt, schuf Goethe seinen Erlkönig (1782), den er zum Eingangslied eines dürftigen Singspielchens ‚Die Fischerin' wählte. Corona Schröter sang die von ihr zuerst vertonte Ballade bei der ersten Aufführung in Tiefurt. Den eigentlichen Anstoß wird Goethe wohl aus eigenem Erlebnis, einem sehr harmlosen, gewonnen haben; sein Tagebuch vermerkt: ‚Abends nach Tiefurt geritten, nahm Fritzen (das Söhnchen der Stein) aufs Pferd.'

Den Sänger (1783) hatte Goethe ursprünglich für das 4. Buch des Wilhelm Meister bestimmt. Eingegeben ward ihm die köstliche Romanze vom eignen Empfinden; kurz zuvor hatte er unter dem wachsenden Druck der hundertfachen Amtsgeschäfte geschrieben: ‚Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben' usw. (vgl. S. 257).

Etwas Absonderliches, Einziges ist das größere Gedicht Hans Sachsens poetische Sendung (Frühling 1776), Goethes Dank an den alten Meister, dem er für viele frühe Dichtungen soviel schuldete, die Form, die Sprache, ja die ganze Darstellungsweise. Die älteren Fastnachtspiele und Satyrdramen sind durchweg Hans Sachsischen Geistes und Ausdruckes voll, und von welchem Einfluß auf die Form des Faust der Nürnberger Schuhmacher und Poet geworden, ist allbekannt. Das noch heute zu Goethes beliebtesten Schöpfungen gehörige Werkchen entzückte gleich beim Erscheinen im Deutschen Merkur die Leser-

welt; Wieland begleitete es mit den preisenden Worten: ‚In weniger als vier Monaten soll keine Seele, die Gefühl und Sinn für Natur, und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtgeistes hat, in Deutschland sein, die Hans Sachsens Name nicht mit Ehrfurcht und Liebe aussprechen soll‘. In der Tat ist erst durch Goethes Gedicht Hans Sachs für die deutsche Leserwelt wahrhaft zurückerobert worden, nachdem man ihn fast zweihundert Jahre für einen kunstlosen Tölpel gehalten hatte. Noch als Greis hat Goethe ihm Dank gesagt: in einem Prolog zu Deinhardsteins Drama ‚Hans Sachs‘. — Wir werden später einen zweiten Fall solches Auferweckens schönen alten Literaturgutes durch den ‚großen Nehmer‘ Goethe zu behandeln haben: beim Reineke Fuchs.

Von den **Liedern im Wilhelm Meister** sind bestimmt vor der italienischen Reise entstanden: ‚Nur wer die Sehnsucht kennt —‘, ‚Wer sich der Einsamkeit ergibt —‘, wohl auch ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß —‘. Mignons Lied: Kennst du das Land?, das meistgesungene von allen Liedern Goethes, die im Auslande meistbekannte seiner Schöpfungen, ist nicht erst in Italien, sondern schon in Weimar gedichtet worden, 1783 oder 1784. Wenn von einem Werke Goethes sein Spruch gilt, daß der Dichter die Welt durch Antezipation, durch Vorwegnahme der Phantasie, besitzt, dann von diesem, das so ganz aus dem Anhauch Italiens eratmet klingt und doch einzig der Ausdruck der verzehrenden Sehnsucht Goethes nach dem Süden war. Seit Beethovens Vertonung (1810) hat fast jeder bedeutende deutsche Tondichter sich daran versucht, dazu die Nichtdeutschen Spontini, Thomas und andere.

Endlich beginnt schon in den Elf Jahren die Dichtung in antiken Maßen, oder wie Goethe diese Gruppe bescheiden überschreibt: ‚Antiker Form sich nähernd‘. Es ist bemerkenswert, mit wie großer Sicherheit und Freiheit er sogleich die damals den deutschen Dichtern noch ungewohnte Form meisterte. Vossens deutsche Odyssee erschien erst 1781; Goethe hatte schon vordem Hexameter und Distichen geschrieben. Lahme Takte wie in ‚Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!‘ werden bald selten und verschwinden fast ganz. Zu dieser kleinen Gruppe, die wie eine Vorübung zu den Römischen Elegien erscheint, gehören: Erwählter Fels (S. 231) für Frau von Stein und der Sinnspruch:

> Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern!
> Tadle sie nicht: sie sucht einen beständigen Mann.

Siebentes Kapitel.

Die Dichtungen der Elf Jahre. — 2. Dramatische Werke und Prosaschriften.

Die Geschwister.

Zum Vollenden eines großen Dramas fand Goethe in den elf Weimarer Jahren weder Zeit noch Sammlung: diese Tatsache wird nicht widerlegt, sondern bewiesen durch die Nichtvollendung des fast fertig mitgebrachten Egmont, das Stocken des Tasso, das Vorliebnehmen mit einer Notbehelfsform der Iphigenie. Bezeichnend für die kunstlähmende erste Weimarer Zeit ist Goethes Sichbescheiden mit der Prosa oder Halbprosa für alle seine dramatischen Arbeiten. Reichte die Zeit noch zum Entwerfen und ersten Ausführen, — zum Verse reichte sie nicht, selbst in solchen Fällen nicht, wo er eine künstlerische Notwendigkeit war: für Iphigenie und Tasso, ja für Egmont. Wie Goethe die weniger Zeit kostende Prosa auch da vorzog, wo er früher fast regelmäßig den Vers gewählt, werden wir bei den Possen und Singspielen sehen.

Das einzige fertiggewordene Drama dieser Jahre ist das einaktige Prosalustspiel **Die Geschwister,** das erste der durch seine Liebe für die Stein gefärbten Werke. Ein Liebender, Wilhelm, lebt geschwisterlich mit einem heißgeliebten Mädchen, der Tochter seiner Jugendgeliebten, das wähnt, seine Schwester zu sein, jedoch zärtlichere Gefühle als geschwisterliche für ihren Beschützer hegt. Wilhelm wagt nicht, der Geliebten seine Gefühle zu gestehen, weil er sich nur als Bruder geliebt glaubt. Erst das Werben eines Dritten um die Hand des Mädchens führt die beglückende Enthüllung herbei. Das Stück ist wie ein dramatisches Gegenspiel zu den Versen aus der ersten Zeit innerer Liebeskämpfe um die Stein: ‚Ach, du warst in

abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau' und wurde ihm vielleicht zum Teil eingegeben von Charlottens Entschluß, ihm nur eine Schwester zu sein. Der verstorbenen Mutter des Mädchens gab er den Namen Charlotte. Der Möglichkeit, daß eine Stelle im 3. Auftritt einem Briefe der Stein entnommen ist, wurde schon gedacht (S. 212).

Das kleine Stück, am 26. Oktober 1776 im Wagen auf dem Rückwege von Jena erfunden, wurde an den zwei folgenden Tagen im Gartenhäuschen zu Weimar niedergeschrieben, am 21. November 1776 auf dem herzoglichen Liebhabertheater zuerst aufgeführt: Goethe spielte den Wilhelm, Amalie Kotzebue die Marianne; deren Bruder August, damals fünfzehnjährig, den Briefträger. Eine Abschrift hatte der Dichter an die Frau Rat gesandt: ‚Hier habt Ihr ein klein Blümlein Vergißmeinnicht. Lest's! Laßt's den Vater lesen, schickt's der Schwester, und die soll mir's wiederschicken, niemand soll's abschreiben. Und dies soll heilig gehalten werden, so kriegt Ihr auch wieder was.'

Die Sprache der ‚Geschwister' deutet schon den Übergang Goethes zum ruhigeren Kunststil an: Sturm und Drang lag hinter ihm.

Die Gefahr des schwülen Stoffes hat Goethe nicht empfunden. Mit ähnlicher Unbefangenheit wie in Stella behandelt er, halb tändelnd, einen so furchtbaren Gegenstand wie den der leidenschaftlichen Geschwisterliebe; und wenngleich der Zuschauer den wahren Sachverhalt alsbald erfährt, — die über das Schwestergefühl hinausgehende Zärtlichkeit Mariannens bleibt peinlich, ja sie bringt etwas Unreines in das so harmlos beabsichtigte Stück. Peinlich bleibt auch der Gedanke, daß Marianne nach der Enthüllung ihre Gefühle für den Bruder plötzlich in die für den Geliebten umwandeln darf und soll. Und wie unerfreulich ist der Zug, daß Wilhelm die Tochter der früheren Geliebten liebt und heiratet. An der Mischung dieser widerstrebenden Empfindungen der Zuschauer wird es liegen, daß das Stück sich auf der neueren Bühne nicht zu halten vermag. Zu Goethes wertvollsten Werken gehört es gewiß nicht.

Fastnachtspiele und Literaturpossen.

Die Quelle des liebenswürdigen Unsinns und literarischen Spottes, die in den Frankfurter Schöpferjahren so wild und reich gesprudelt hatte, versiegte in Weimar nicht sogleich, doch sie floß nicht mehr in so ausgelassen schäumenden Spritzwellen dahin, sondern in dünneren, ruhigeren Fäden. Von der tollen Verwegenheit und rücksichtslosen Jugendderbheit im Pater Brey und Satyros ist so gut wie nichts mehr zu spüren. Noch werden Schläge mit Peitsche oder Pritsche ausgeteilt, aber es sind höfisch gepolsterte, gedämpfte Schläge. Die Schwungkraft der Verssprache fehlt; mit zahmer, oft flauer Prosa wird vorlieb genommen; der Witz ist stumpfer und langsamer geworden. Man merkt, daß alle diese Stücklein nicht zum eigenen und etlicher gleichgestimmter Jugendfreunde Ergötzen geschrieben wurden, vielmehr zur Belustigung einer Hofgesellschaft, die zwar lachen durfte, doch eben nur ein höfisch abgetöntes Lachen in den Grenzen des Schicklichen.

Der Triumph der Empfindsamkeit (oder Die geflickte Braut), ‚eine komische Oper so toll und grob als möglich', sollte den Annalen zufolge sein die ‚harte realistische Gegenwirkung gegen überhandnehmende schale Sentimentalität', also eine Abrechnung mit — dem Verfasser des Werther und seinen Nachahmern. ‚Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, der ist fürwahr nicht von den Besten', heißt es einmal bei Goethe, und in dieser Fastnachtsposse hat er sich, den Entfesseler der deutschen Empfindsamkeit und Naturschwärmerei, gehörig zum Besten gehabt. Ganz wie im Don Quijote, zum Teil mit den gleichen Worten, wird Gericht gehalten über die geschmackverderbenden Modebücher: ‚Da kommt erst die Grundsuppe! — O laßt sehn! — Die neue Heloise! Weiter! Die Leiden des jungen Werthers! Armer Werther! — O gebt's! Das muß ja wohl traurig sein. — Ihr Kinder, da sei Gott vor, daß ihr in das Zeug nur einen Blick tun solltet! — Nur ins Feuer damit!' Ja über das eben aufgeführte Stück selbst wird von den Darstellern gespottet; die späteren Romantiker, die sich auf ihre Selbstironie so viel einbildeten, fanden hier ihren Vorläufer. — Das Werkchen rührt aus dem Jahr 1777 her und wurde 1786 für die gesammelten Werke überarbeitet.

Im vierten Akt wird ein Stück im Stück aufgeführt: **Proserpina** (vgl. S. 259), eine selbständige ernste Dichtung, von der Goethe in den Annalen bekennt: ‚Freventlich in den Triumph

der Empfindsamkeit eingeschaltet und ihre Wirkung vernichtet.' Sie klingt an vielen Stellen schon wie eine Vorausnahme des Gehaltes und Ausdrucks der Iphigenie. Proserpina, von Pluto in die Unterwelt geraubt, hat von den Körnern des Granatapfels gekostet und ist nun für immer dem düstern Reiche verfallen:

Laß dich genießen,
Freundliche Frucht!
Laß mich vergessen
Alle den Harm!
Wieder mich wähnen
Droben in Jugend,
In der vertaumelten
Lieblichen Zeit,
In den umduftenden
Himmlischen Blüten,
In den Gerüchen
Seliger Wonne,
Die der Entzückten,
Der Schmachtenden ward!
(Sie ißt einige Körner.)
Lebend! lebend!
Wie greift's auf einmal
Durch diese Freuden,
Durch die offne Wonne
Mit entsetzlichen Schmerzen,
Mit eisernen Händen
Der Hölle durch! — —
Was hab' ich verbrochen,
Daß ich genoß?
Ach, warum schafft
Die erste Freude hier mir Qual?
Was ist's? was ist's —
Ihr Felsen scheint hier schrecklicher herabzuwinken,
Mich fester zu umfassen!
Ihr Wolken tiefer mich zu drücken!
Im fernen Schoße des Abgrunds
Dumpfe Gewitter tosend sich zu erzeugen!
Und ihr weiten Reiche der Parzen
Mir zuzurufen:
Du bist unser!
Die Parzen (unsichtbar):
Du bist unser!

Der nur zum flüchtigen Vergnügen versammelte Hof wird das Einschalten dieses echten Kunstwerkes in ein recht mattes Scherzspiel nicht als Frevel empfunden haben.

Die 1780 entstandene Literaturposse **Die Vögel**, nach der gleichnamigen Komödie von Aristophanes, gefiel den Weimarer Zuhörern ausnehmend; bei der ersten Hofaufführung (18. 8. 1780) spielte Goethe selbst den Treufreund. An Knebel nennt er sie ‚voller Mutwillen, Ausgelassenheit und Torheit'. Seinen Maßstab für Ausgelassenheit hatte er seit den Tagen, da er Wieland verspottete, wesentlich verringert: von dem Aristophanischen Mutwillen und schrankenlosen Witz ist in Goethes Nachahmung wenig zu spüren. Sagt er doch im Epilog, blanker Prosa trotz der Versteilung, selber:

Der erste, der den Inhalt dieses Stücks
Nach seiner Weise aufs Theater brachte
War Aristophanes, der ungezogene
Liebling der Grazien.
Wenn unser Dichter, dem nichts angelegner ist,
Als euch ein Stündchen Lust
Und einen Augenblick Beherzigung
Nach seiner Weise zu verschaffen,
In ein- und anderem gesündigt hat,
So bittet er durch meinen Mund
Euch allseits um Verzeihung.
Denn wie ihr billig seid, so werdet ihr erwägen,
Daß von Athen nach Ettersburg
Mit einem Salto mortale
Nur zu gelangen war.
Auch ist er sich bewußt,
Mit so viel Gutmütigkeit und Ehrbarkeit
Des alten deklarierten Bösewichts
Verrufne Späße
Hier eingeführt zu haben,
Daß er sich eures Beifalls schmeicheln darf.

Die Zielscheibe des Spottes in Goethes Vögeln ist die Kritikasterei und der durch sie verdummte Leser. Jene wird im ‚Schuhu' verkörpert, und zwar hat Goethe dabei an einen bestimmten ewig krittelnden Kritiker gedacht: an den wie ein Schuhu (so in einem Brief an Lavater vom 3. Juli 1780) auf seinem Zürichberge thronenden Bodmer. Das Salz dieses Spottes wird dadurch dumpf, daß Bodmer damals eine längst abgetane Größe war, auf die man in Deutschland nicht mehr achtete. Wir, die Goethes Brey, Satyros, Götter Helden und Wieland gegenwärtig haben, empfinden es nicht mehr als schlagenden Witz, wenn er seinen Treufreund von Bodmer sagen läßt:

Wir haben gehört, daß auf dem Gipfel dieses überhohen Berges ein Schuhu wohnt, der mit nichts zufrieden ist, und dem wir deswegen große Kenntnisse zuschreiben. Er sitzt den ganzen Tag über zu Hause und denkt alles durch, was die Leute gestern getan haben, und ist immer noch einmal so gescheit als einer, der vom Rathaus kommt.

Und so wahr es ist, sehr witzig ist es nicht, wenn der Leser-Papagei sein kritisches Orakel Schuhu rühmt:

Wir schicken uns recht für einander. Er denkt den ganzen Tag, und ich denke garnichts; er urteilt über alles, und das ist mir sehr recht, da brauch' ich's nicht zu tun. Wenn mir so was recht in der Seele wohl tut, wenn ich's auswendig gelernt habe, ich mich den ganzen Tag mit trage, da gehe ich eben des Abends hin und frage ihn, ob's auch was taugt?

Weit humorvoller ist das Gedicht in Knittelversen zu einem höfischen Geburtstags-Jahrmarktfest für die Herzogin Amalia: **Das Neueste von Plundersweilern** (1781), eine Fortspinnung des ‚Jahrmarktsfestes' von 1773 (S. 126). Goethe selbst trug die Verse als markt-

schreierischer Bänkelsänger vor und erläuterte sie an einem von ihm angegebenen spaßigen Bilde des Malers Krauß, das noch heute im Tiefurter Schlößchen zu schauen ist. Der Dichter erläuterte seine Absicht in dem Vorwort zur Ausgabe von 1816: ‚Die nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde.‘ Auch hierin Selbstverspottung des Dichters des Götz (S. 113) und des Werther:

Unter dem Leichnam (Werthers) auf seinem Rücken
Seht ihr einen jungen Herrn sich drücken,
Ein Schießgewehr in seiner Hand:
So trug er seinen Freund durchs Land,
Erzählt den traurigen Lebenslauf
Und fordert jeden zum Mitleid auf.
Kaum hält er sich auf seinen Füßen,
Die Tränen ihm von den Wangen fließen,
Beschreibt gar rührend des Armen Not,
Verzweiflung und erbärmlichen Tod;
Wie er ihn endlich aufgerafft:
Das alles ein wenig studentenhaft.
Da fing's entsetzlich an zu rumoren
Unter Klugen, Weisen und unter Toren.

Singspiele.

Claudine von Villa Bella, Erwin und Elmire, die zwei Singspiele aus der Frankfurter Zeit, beweisen, daß ihn nicht erst das höfische Leben zu solchen Nebenwerken der dramatischen Dichtung antrieb. Aus dem eigenen Wesen stieg dieser Drang auf: die Musik dem Worte zu verschwistern, den Lebensfrohmut mit allen Kunstmitteln auszuströmen und, nicht zum wenigsten, befreundeten Menschen gesellige Freude zu bereiten, ein unzerstörbarer Grundzug in Goethes Natur.

Noch ein höheres Ziel hatte er sich bei den Bestrebungen dieser Art gesteckt: er wollte eine deutsche Oper schaffen, die es so gut wie nicht gab; denn Gluck, damals der einzige große Musikdramatiker Deutschlands, hatte sich für seine drei ruhmreichen Opern Orpheus, Alceste, Iphigenie italienischer Dichtungen bedienen müssen, wie ja nach ihm Mozart widerwillig tat. Noch lange nach jener Weimarer Erstlingszeit, lange selbst nach der Rückkehr aus Italien, hat sich Goethe damit abgemüht, ein deutscher Operndichter zu werden, — ohne jeden Erfolg. Der Grund der Erfolglosigkeit, den er selbst anführt: ‚Zur Oper bereite ich mich. So etwas zu machen, muß man alles poetische Gewissen, alle poetische Scham nach dem edlen Beispiel der Italiener ablegen‘ (an den Musiker Reichardt, 8. 11. 1790), trifft nicht zu. Gerade weil Goethe dem Beispiel der Italiener folgte, mißglückten alle seine Versuche: seine Operdichtungen sind zu wenig poetisch, zu sehr italienisches Getändel und Geleier, zu tief unter seinem wahren Können. Die Entschuldigung liegt zum Teil darin, daß er sich ganz auf den Vertoner verließ; dieser müsse ‚gleichsam als ein himmlisches Wesen über der irdischen Natur des Dichters schweben.‘ Mozarts drei große Opern beweisen, daß nur ein bedeutender Gegenstand und eine ihm entsprechende Dichtung einem dramatischen Musikwerke Dauer zu verleihen vermögen: die Texte zu Figaro und Don Juan rühren von einem wirklichen Dichter her, Daponte; das überwiegend dumme Zeug von Schikaneder ohne poetisches Gewissen und poetische Scham ist ein Bleigewicht an den Schwungfittichen der Musik zur Zauberflöte.

Goethes **Singspiele** aus dieser Zeit gehören zum Ballast seines dichterischen Lebenswerkes; von je größerem Fleiße bei der Aus- und Umarbeitung wir lesen, desto weher wird uns zu Mut. Wie viele kostbare Schöpfertage wurden in Italien an diese hoffnungslosen Dinge vergeudet! Mit welcher blinden Liebe wurde z. B. eine Nichtigkeit wie Jery und Bätely in den Tagen freiester Muße gehegt und gepflegt, dieweil ein Stoff vom höchsten Werte wie Nausikaa achtlos zur Seite geschoben wurde! Solche uns schwer verständliche Seiten in Goethes Wesen dürfen nicht aus unterschiedloser Verhimmelung bemäntelt werden. Der Mann ist groß genug in jeder Blöße und Menschlichkeit, und über die Dürftigkeit all dieser Singspielereien hat er ja den Purpurmantel seiner erlauchten Lyrik geschlagen.

Zum zwanzigsten Geburtstag der Herzogin Luise (30. 1. 1777), dichtete er das an feinen persönlichen Beziehungen reiche Singspiel **Lila** und ließ es an jenem Tage zuerst vor dem Hof aufführen. Seckendorf hatte die Lieder vertont. Karl Augusts und Luisens sich immer erneuernde Mißverständnisse und Zerwürfnisse grämten den Dichter, der wünschte, ihr ‚moralischer Leibarzt‘ zu werden. An Lavater hatte er über das so wenig beglückte Fürstenpaar geschrieben (16. 9. 1776): ‚Über Karl und Luisen sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel

mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind. Nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte.'

Die gemütskranke Lila, die sich einbildet, ihr Gatte sei tot, wird durch einen Magus geheilt. Die Personen bleiben Schatten, mußten ja Schatten bleiben, denn die allzu deutliche Verkörperung der Urbilder verbot sich durch den höfischen Zweck. Was gesprochen wird, läßt uns kalt, wenn wir gleich die Feinheit der eingestreuten Anspielungen auf Karl und Luise erkennen. Die Verse sind von derselben Beschaffenheit wie in Claudine (S. 131); das leidige Vorliebnehmen des Dichters und der Zuhörer führt zu Arien wie dieser der Lila:

Sterne! Sterne!
Er ist nicht ferne!
Liebe Geister, kann es geschehn,
Laßt mich die Stätte des Liebsten sehn!
Götter, die ihr nicht betöret,
Höret,
Hier im Walde
Balde
Gebt mir den Geliebten frei!
Ja, ich fühl' beglückte Triebe!
Liebe
Löst die Zauberei.

Doch horch! soeben noch sprach der Magus seine trostreiche, aber herzlich matte Prosa, und nun unterbricht er sie plötzlich, geht in den Vers über und, sei Lob und Preis der Poesie, wir vernehmen den Dichter Goethe:

Feiger Gedanken Bängliches Schwanken usw. (vgl. S. 240).

Noch kümmerlicher steht's mit dem von der zweiten Schweizerreise mitgebrachten Stoff und Stück **Jery und Bätely** (1780). ,Die Szene ist in der Schweiz, es sind aber und bleiben Leute aus meiner Fabrik', und in der Tat sind alle Personen nur Schweizerbauern wie in den Schäfereien von Geßner und Nachahmern: ins Niedliche, Höfisch-Zierliche umgedrechselt. ,Eine kleine Operette, worin die Akteurs Schweizerkleider anhaben und von Käs und Milch sprechen werden' (Goethe an den Mannheimer Dalberg). Jery gewinnt die spröde Bätely, indem er sie vor einem groben Zudringling beschützt, worauf der jubelnde Chor der Bauern singt:

Friede den Höhen,
Friede den Matten;
Verleiht, ihr Bäume,
Kühlenden Schatten
Über die junge Frau,
Über den Gatten.
Nun zum Altar!

Doch zwischen dem schwächlichen schäfernden Getändel steht Goethes hübsches Lied: ,Es rauschet das Wasser Und bleibet nicht stehn —'; sodann das Gedichtlein: ,Es war ein fauler Schäfer, Ein rechter Siebenschläfer', das nicht zu verachten ist.

Im Juli 1782 wurde das Singspiel **Die Fischerin** ,auf dem natürlichen Schauplatz im Park zu Tiefurt an der Ilm vorgestellt'. Des Fischers Tochter Dortchen spielt ihrem Vater und ihrem Bräutigam einen kleinen Schreckstreich: ein Schrei aus der Ferne am Ufer des Flusses, man glaubt sie ertrunken, eilt mit Fackeln von allen Seiten herbei, — es war nur ein Spaß.

Der Vorhang rauscht herauf: Corona Schröter als Dortchen macht sich an den Töpfen um ein Kochfeuer zu schaffen und — singt das Eröffnungslied: ,Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?' Danach lassen wir uns die harmlose Spielerei gern gefallen, ja wir wünschen sie selbst einmal so aufgeführt zu sehen, wie es in Tiefurt geschah: an den Ufern der Ilm im Juliabenddämmer, beim Schein der auflodernden Fackeln, die sich im Wasser spiegeln. Noch sonst hatte Goethe das bescheidne Spiel aufs reichste geschmückt: aus Herders Volksliedern streute er das schaurige vom Wassermann, das Fragelied (Es war ein Ritter, der reist' durchs Land), das Brautlied (Ich hab's gesagt schon meiner Mutter) ein und wählte als Schlußgesang aus demselben Schatzkasten das heitere slawische Hochzeitslied: Wer soll Braut sein? Eule soll Braut sein!

Im Sommer 1784 quälte sich Goethe an einer Operette ,in Zwischenstunden': **Scherz, List und Rache**; 1785 geht ein eifriger Briefwechsel mit dem Musiker Kayser hin und her; noch in Rom verliert Goethe köstliche Stunden an diesen, man kann es nicht milder nennen, Plunder und muß sich dann bescheiden: ,All unser Bemühen ging verloren, als Mozart

auftrat; die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam umgearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.' An der verlornen Liebesmüh trug Kayser nicht allein die Schuld.

Von dem unvollendet gebliebenen Singspiel Die ungleichen Hausgenossen (1785) sei nur gesagt, daß darin das schöne Lied ‚Erster Verlust' steht (Ach, wer bringt die schönen Tage —).

Maskenzüge.

Maskenfeste hatte es am Weimarischen Hofe schon vor Goethes Ankunft gegeben; er tat den dichterischen Schmuck hinzu. ‚Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz reichten gar mannigfaltigen Stoff und die verschiedensten Formen dar'. Zum Dreikönigsabend von 1781 schrieb er das Gedicht Epiphaniasfest, das mit verteilten Rollen vorgetragen wurde. In den folgenden Jahren, bis 1784, entstanden noch sechs solcher Maskengedichte, für die sich Goethe nicht mehr Mühe gab, als der flüchtige Zweck forderte, oft sogar noch etwas weniger. Da alles auf Huldigungen für die beiden Fürstinnen hinauslief, so mußten diese auch höfische Flachheiten hinnehmen wie die Verse von Jupiters Lippen:

Ich bin der oberste der Götter;
Wer will sich über mich erhöhn?
Ich schleudre fürchterliche Wetter;
Wer ist's, wer kann mir widerstehn?
Wie würd' es meine Brust entzünden,
Bestritte mir ein Gott das Reich!
Allein in dem, was sie für dich empfinden,
Weiß ich gern alle sie mir gleich.

Von dramatischen Plänen und Bruchstücken dieser Jahre sind zu nennen: **Der Falke** und Elpenor. Von jenem liegen nur einige nicht mit Sicherheit einzureihende Zeilen vor. Aus einem Brief an die Stein (8. 8. 1776): ‚Ich hab an meinem ‚Falken' geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben; du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingieren', dürfen wir schließen, daß es sich um die dramatische Bearbeitung der schönen Erzählung ‚Der Falke' von Boccaccio gehandelt hat, die von Paul Heyse als Musterbild der echten Novelle gepriesen wird. Wir lesen dann noch in Briefen und Tagebüchern von einem Fortgang der Arbeit, doch scheint fast alles Fertiggewordene untergegangen zu sein.

Die Tragödie **Elpenor** hat Goethen zwischen 1780 und 1782 beschäftigt. Das Stück mit dem hoffnungverheißenden Namen war zur Feier eines erwarteten freudigen Ereignisses im herzoglichen Hause bestimmt, blieb aber liegen, weil der Stoff dem Zwecke durchaus widersprach: Rache einer Mutter Antiope und ihres Sohnes Elpenor an einem ungetreuen Pflegevater, wenngleich Goethe den nach seiner Quelle tragischen Stoff versöhnlich umzugestalten beabsichtigte. Als er 1798 mit unabsichtlichem Verschweigen seiner Verfasserschaft das Bruchstück als ‚Beispiel eines unglaublichen Vergreifens im Stoffe' an Schiller sandte, erkannte dieser merkwürdigerweise nicht Goethes Spur; er sei zwar geneigt, günstiger davon zu denken, als Goethe zu denken scheine, doch halte er es für ein dilettantisches Produkt: ‚Es zeugt von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern.' Ihm war der Elpenor nicht als eine Vorstufe zur Iphigenie erschienen, und achtlos hatte er über die kraftvolle Anrufung der Rache im Munde der Antiope (1, 4) hinweggelesen:

Rastlos streicht die Rache hin und wieder,
Sie zerstreuet ihr Gefolge
An die Enden der bewohnten Erde
Über des Verbrechers schweres Haupt.
Auch in Wüsten treibt sie sich, zu suchen,
Ob nicht da und dort in letzten Höhlen
Ein Verruchter sich verberge,
Schweift sie hin und her und schwebt vorüber,
Eh' sie trifft.
Leise sinken Schauer von ihr nieder,
Und der Böse wechselt ängstlich
Aus Palästen in die Tempel,
Aus den Tempeln unter freien Himmel,
Wie ein Kranker bang sein Lager wechselt.
Süßer Morgenlüfte Kinderstammeln
In den Zweigen scheint ihm drohend;
Oft in schweren Wolken
Senkt sie nahe sich aufs Haupt ihm, schlägt nicht,
Wendet ihren Rücken
Oft dem wohlbewußten schüchternen Verbrecher.
Ungewiß im Fluche kehrt sie wieder
Und begegnet seinen starren Blicken.
Vor dem Herrschen ihres großen Auges
Ziehet sich, vom bösen Krampfe zuckend,
In der Brust das feige Herz zusammen,
Und das warme Blut kehrt aus den Gliedern
Nach dem Busen, dort zu Eis gerinnend.

Entschuldigt wird Schillers Übersehen allerdings dadurch, daß Goethe an den Elpenor nicht seine ganze, kaum seine halbe Kraft gesetzt; der nächstliegende höfische Zweck hatte ihn, wie so oft, zum Vorliebnehmen gestimmt.

Von Goethes **Prosaschriften** dieses Zeitraumes wurde damals nichts veröffentlicht. Die Werther-Briefe aus der Schweiz, deren Ursprungszeit nicht feststeht, erschienen erst 1808 und haben schwerlich viel mit der Wertherzeit zu tun (S. 170).

Zu beklagen ist der Verlust von Goethes Erwiderung auf Friedrichs des Großen ungeheuerliche Schrift Über die deutsche Literatur. Daß er sie verfaßt hat, wissen wir; ihre Form: Gespräch zwischen einem Deutschen und einem Franzosen an der Wirtstafel, ist uns überliefert. Im Januar und Februar 1781 hat Goethe eifrig daran geschrieben, einmal bei einer Flasche Burgunders, ‚um wider des Teufels List und Gewalt die ‚Literatur‘ aufs Trockne zu bringen‘; dann: ‚Gestern Abend habe ich während des Konzerts bei der Herzogin auf der Göchhausen Stube gesessen, eine Flasche Champagner ausgetrunken und der ‚Literatur‘ aufgeholfen.‘ Die Herzoginnen Luise und Amalie, Goethes Mutter, Herder und andre Freunde haben Goethes Schrift gelesen; er scheint sie aus Rücksicht auf seine hohe amtliche Stellung vernichtet zu haben, nachdem der erste Unwille verraucht war. Kurz nach dem Erscheinen der Abhandlung des Königs entschuldigte ihn Goethe in einem Brief an Justus Mösers Tochter:

Wenn der König meines Stückes (Götz) in Unehren erwähnt, so ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit seinem eisernen Szepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden.

In vertraulichen Briefen hatte sich Goethe schon vor des Königs Schrift rückhaltloser über dessen Wesen ausgesprochen, so während seines Aufenthaltes in Berlin (1778), wo er von Friedrichs ‚eigensinniger, voreingenommener, unrektifizierlicher Vorstellungsart‘ redet. In einem Brief an Merck, bald nach dem Erscheinen jener Schrift, heißt es mit einem Endurteil, sie beweise, ‚daß man ein großer König, Staatsmann und Feldherr sein könne, ohne ein vorurteilsloser, einsichtsvoller Literaturkenner und Kritiker zu sein.‘

Von größter Wichtigkeit für Goethes Gesamtentwicklung ist die in die Mitte dieses Zeitraums fallende ernste **Beschäftigung mit der Naturwissenschaft.** Sein angeborener Trieb, entgegen Hallers ihm stets verhaßten Worten: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist‘, die geheimnisvolle Sprache der Weltkräfte zu verstehen, hatte ihn schon in Leipzig und Straßburg in die Hörsäle der Chemie und Medizin gezogen, und im Urfaust des Fünfundzwanzigjährigen lesen wir den Schrei der Sehnsucht:

Wo faß ich dich, unendliche Natur?
Euch Brüste, wo?
Ihr Quellen alles Lebens,
An denen Himmel und Erde hängt.

In seiner Rede auf Shakespeare hatte der eben von der Universität ins tägliche Leben Entlassene die Natur, nichts als die Natur, dem geistigen Schnörkelwesen entgegengestellt, und Werther ist ja auf jeder Seite ein Hymnus auf das Leben in und mit der Natur. — Dann war ein Umschwung in Goethes Verhältnis zur Natur eingetreten: das ewige wortreiche Schwärmen für sie im Munde sehr wenig natürlicher Menschen, das Reden von ihr ohne Wissen erschien ihm unwahr, ja läppisch, und im ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ (1777) trieb er seinen Spott mit der ‚künstlichen Natur, die überall dabei sein muß‘, und bei der es nur darauf ankommt: ‚Ach, was das für einen Effekt auf mich macht!‘ (2. Akt).

Goethen war bald nach seiner Ankunft in Weimar die harte Wirklichkeit von Menschen und Dingen entgegengetreten. Vom Gedeihen oder Kranken der Landwirtschaft hing Wohl oder Wehe des armen Landes ab. Kaum eine Woche verging ihm ohne Tage und Nächte in den Bergforsten oder an den verfallenen Schächten des Ilmenauer Bergwerkes:

Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar, und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen praktische Ratschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur. Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte. (Zum Kanzler Müller, 16. 3. 1824).

Ein Zufall, wenn man in einem Leben wie Goethes von reinem Zufall sprechen darf, brachte ihn mit dem Anatomen Loder in Jena zusammen (S. 237), der menschliche Knochenbau wurde erforscht, und sogleich erwachte in Goethe der Drang, den er in gebildeter deutscher Sprache den ‚zum Ganzen‘ nennt; die Forschergier, zu erkennen, ‚wie alles sich zum Ganzen webt, Eins in dem Andern wirkt und lebt‘; der Wunsch, nichts im Halben, nichts stückweis zu begreifen, sondern im Sein und Wissen immer ‚ganzer‘ zu werden. Einige neueste Gelehrte nennen dies in ihrer Geheimsprache ebenso schön und kurz wie allgemeinverständlich sein ‚harmonistisches Totalitätsbedürfnis‘.

Nun begann Goethes innig wissenschaftliches Leben an den Brüsten der Natur, und diesem verdanken wir eines der Meisterwerke seiner lyrischen Prosa, verdankt die Wissenschaft eine der bahnbrechenden Entdeckungen der Neuzeit. Im Winter 1782/83 erschien im Tiefurter Journal ein Aufsatz mit der Überschrift ‚Fragment‘, den Eckermann später **Die Natur** überschrieb, und dessen Verfasserschaft, trotz halbem Verleugnen und Zugeben, ganz gewiß Goethen angehört. Als er ihn in Seidels Handschrift aus dem Nachlasse der Herzogin Amalia zurückerhielt, schrieb er 1828: ‚Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte.‘ Das Bruchstück von nur drei Seiten ist die großartige Dichterverklärung des Waltens der großen Zeugemutter, zugleich eines der schönsten Stücke von Goethes jugendlich gebliebener Mannesprosa:

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend, aus ihr herauszutreten, und unvermögend, tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten; was da ist, war noch nie, was war, kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das Alte. Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie. —

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht, wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns, die wir in der Ecke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Fürs Bleiben hat sie keinen Begriff, und ihren Fluch hat sie ans Stillestehn gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Gesetze unwandelbar. — Auch das Unnatürlichste ist Natur, auch die plumpste Philisterei hat etwas von ihrem Genie. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht. —

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge, an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. Ans Große hat sie ihren Schutz geknüpft. Sie spritzt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor und sagt ihnen nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen; die Bahn kennt sie. —

Ihr Schauspiel ist immer neu, weil sie immer neue Zuschauer schafft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Tod ist ihr Kunstgriff, viel Leben zu haben. — Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen, und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliert, um alles zusammenzuziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos. —

Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Die Stein urteilte nach ihrer Art darüber: ‚Mitunter war mir's (!) nicht wohltätig.‘

Goethes Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen war kein Spiel des Zufalls, sondern floß aus seinem Grundgefühl von den Zusammenhängen zwischen allem Geschaffenen. Die Fachgelehrten hatten bis dahin angenommen, die Natur habe vom Tier zum Menschen einen plötzlichen Sprung getan, das Fehlen des Zwischenkieferknochens beim Menschen sei einer der schlagenden Beweise seines Gattungsunterschiedes vom Affen, der jenen Knochen hat. Für Goethe standen die Einheit der Wesenwelt und der leise Übergang von Art zu Art fest; für ihn gab es keine plötzlichen Sprünge in der Natur: so begreift man seine tiefe Freude, die ihm ‚alle Eingeweide bewegt‘, als er bei aufmerksamer Prüfung des Menschenschädels fand, was die voreingenommenen Fachmänner nicht gesehen hatten.

Helmholtz faßt Goethes Fund zusammen: ‚Er entdeckte auch am menschlichen Schädel

Spuren der Nähte, welche bei den Tieren Oberkiefer und Unterkiefer verbinden, und schloß daraus, daß auch der Mensch ursprünglich einen Zwischenkiefer besitze, der aber später durch Verschmelzung mit dem Oberkiefer verschwinde.' Die weittragende Bedeutung jenes Goethischen Fundes wird von Helmholtz dahin erläutert:

> Goethe lehrt mit der größten Entschiedenheit und Klarheit, daß alle Unterschiede im Bau der Tierarten aufgefaßt werden müßten als Veränderungen des einen Grundtypus. — Es ist das im gegenwärtigen Zustande der vergleichenden Anatomie die leitende Idee dieser Wissenschaft geworden. Sie ist später nirgends besser und klarer ausgesprochen worden, als es durch Goethe geschehen ist.

Jubelnd schrieb Goethe aus Jena an Herder (27. 3. 1784):

> Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das eiligste mit meinem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir eine unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Es soll Dich auch recht herzlich freuen, denn es ist wie der Schlußstein zum Menschen, fehlt nicht, ist auch da!

In einem Brief an Knebel zieht Goethe den dichterischen und philosophischen Schluß aus seinem wissenschaftlichen Funde: ‚Jede Kreatur ist nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie. Sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe.' Für die gelehrte Welt aber verfaßte er einen ganz schlichten, bescheidenen Bericht (1784) mit dem Titel: ‚Dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben.' Die Abhandlung wurde in sauberer Reinschrift an den Holländer Camper in Stavoren, den hervorragendsten damaligen Anatomen, übersandt, von diesem jedoch ebenso wie von der übrigen Gelehrtenwelt mißachtet. Erst als Loder vier Jahre darauf Goethes Entdeckung allgemein bekannt machte, stimmten die Fachmänner zu —: eines der geschichtlich berüchtigtsten Lehrbeispiele für die hochmütige Blindheit der Zunft gegen das unzünftige Genie. — Goethes Abhandlung erschien erst 1820 im Druck.

Achtes Kapitel.

Der Beamte Goethe.

> Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
> So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Manche Forscher geraten in eine gelinde Verzückung, wenn sie auf Goethes Beamtenleben zu sprechen kommen. Mit reichlichem Aufwand großer Worte, besonders geschwollener Fremdworte — auch hier spielt die ‚harmonistische Totalität' ihre Rolle —, wird diese Seite seines Wirkens als unentbehrlich für seinen geistigen Gesamtwert, wenig fehlt, als die Krone seiner Erdenlaufbahn hingestellt. Was diese Lobpreisungen des Beamten Goethe ein wenig parteilich und darum verdächtig erscheinen läßt, ist der nicht zufällige Umstand, daß sie fast ausschließlich von Beamten herrühren. Es ist menschlich erklärbar, daß sie durch diesen größten Beamten sich selbst mit geadelt fühlen. Die Dichter denken über das Beamtentum Goethes wesentlich anders, und die schlichten Verehrer Goethes kümmern sich um den Geheimenrat und Minister sehr wenig, sondern beugen sich nur vor dem großen Menschen und Dichter.

In mehr als einem Buche kann man die Ansicht lesen, Goethe habe durch die Schule des Beamtentums und der Allerweltsgeschäfte hindurchmüssen, um der allumfassende Künstler zu werden. Die Geschichte der Weltliteratur widerspricht solchem Gerede aufs entschiedenste. Weder Homer noch Sophokles sind irgend etwas andres als Dichter gewesen. Dante war ein vaterländisch gesinnter Mann des öffentlichen Lebens, doch kein Beamter. Shakespeare übte als einziges Nebenamt eine Kunst, die seiner Dichtung unmittelbar diente; das Gleiche gilt von Molière. Calderon war kein Beamter, so wenig wie Byron.

Aber auch solche hervorragende Dichter, die nebenbei Beamte, sind es nebenbei gewesen, haben nicht eine Manneskraft den Amtsgeschäften gewidmet, sondern ein bescheidenes Pöstchen bekleidet, das ihnen die dichterische Muße sicherte, nicht verdarb. Von dieser Art waren der träumende Hafenzollbeamte Chaucer, der nie in seiner Bibliothek gesehene Bibliotheksbeamte Musset, der selten, später niemals lesende Geschichteprofessor Schiller, der Archivbeamte Grillparzer, der Polizeischreiber Anzengruber. Gottfried Keller hatte seine Meister-

werke gedichtet, bevor er Züricher Staatschreiber wurde, begab sich noch vor dem Greisenalter in den Beamtenruhestand und dichtete behaglich weiter.

Keinem dieser Beispiele gleicht der Beamte Goethe. Sein Streben nach Ganzheit in jeglichem Menschenwerk, das er unternahm, zwang ihn zur Dransetzung eines, nach Zeit und Kraft gemessen, vollen Menschenlebens an sein Amt. Für den Geheimrat und den Minister Goethe gab es keine Dienststunden; von ihm gilt nicht das Spottverschen: Der Bürokrat tut seine Pflicht Von 9 bis 3, mehr tut er nicht. Ganze Tage vom frühen Morgen bis in den Abend, ganze Wochen so hindurch; dazwischen Dienstreisen durchs Land, die darum nicht weniger mühevoll waren, weil das Land klein war. Amtspflichten so mannigfaltig, so aufreibend, so verantwortlich, wie heute nur die des leitenden Ministers eines Großstaates. Es machte für Goethe, für den Herzog, für das Land Weimar keinen Unterschied, daß es sich nicht um europäische Politik, um Staatshaushalte von Millionen, sondern kaum Hunderttausenden handelte. Er hatte übernommen, der erziehende Berater eines blutjungen Fürsten, der Verwalter eines geachteten deutschen Landes und Volkes zu sein, und ist, über Weniges gesetzt, über Vieles getreu gewesen. Teils weil ein Beamter mit dem Herrschersinne Goethes die Geschäfte unwillkürlich an sich zieht; teils nach der bekannten Amtserfahrung, daß dem Fleißigen und Gewissenhaften mehr und mehr aufgepackt wird; endlich weil er nicht zusehen konnte, wie die wichtigsten Ämter von Unfähigen, gar von Unredlichen geführt wurden: so ist er nach und nach zum Mittelpunkt des ganzen Weimarischen Beamtenkörpers geworden, lange bevor er den Titel eines Ministers führte. Nicht irgend ein einzelnes umgrenztes Amt wie andere Beamte, dichtende oder nichtdichtende, hat Goethe bekleidet; Seelen waren ihm anvertraut, ein Stück deutscher Wohlfahrt und Gesamtkultur hing von ihm ab.

Zunächst einiges Äußerliche. Der herzogliche Bestallungsbrief vom 11. Juni 1776 lautete:

> Wir usw. urkunden hiermit: nachdem Wir den Doctorem juris Johann Wolfgang Goethe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit, daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten treue und nützliche Dienste zu leisten eifrigst beflissen sein werde — usw.

Das Unterstrichene rührte von Karl Augusts eigener Hand her. Für die erste Anstellung ließ der Herzog höflich die Genehmigung von Goethes Eltern erbitten; in dem Briefe des damit beauftragten Kammerherrn von Kalb hieß es, die Anstellung erfolge mit

> Beibehaltung seiner ganzen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will. — Denken Sie sich ihn als den vertrautesten Freund unseres lieben Herzogs, ohne welchen er (der Herzog) keinen Tag existieren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet.

Durch herzoglichen Erlaß vom 11. Juni 1782 wurde Goethen der Vorsitz der Kammer, d. h. des Finanzministeriums, übertragen: von diesem Tage war er auch äußerlich der erste Mann des Landes nach dem Herzog. Ein Erlaß an die Kammer vom 11. April 1788 bestimmte, daß Goethe, damals auf dem Heimweg aus Italien nach Weimar, den Sitzungen ‚des Collegii von Zeit zu Zeit beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für Uns selbst bestimmten Stuhle zu nehmen' habe. — Über die noch spätere Beamtenlaufbahn Goethes zu ihrer Zeit.

Vom Eintritt in Weimar hat Goethe seine Aufgabe, wenn er sie übernähme, nicht als die eines Stiftchens oder Rädchens in der Staatsmaschine, vielmehr als die des Antrieb- und Schwungrades aufgefaßt. Wie er's in Mösers Schriften gelesen und mit dem jungen Herzog in Mainz durchgesprochen hatte, so wollte er in seiner neuen Heimat wirken: einen deutschen Kleinstaat auf den erreichbaren Gipfel menschlicher Kultur heben. Mit wahrhaft frommem Gefühl, mit dem Herzensgebet: ‚Schaff', das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ich's vollende!' hat er seine Aufgabe übernommen. Und hat sie nicht eher vermindert oder aus Händen gegeben, als bis er selbst sich für entbehrlich hielt, d. h. den Herzog gereift und zur sicheren Steuerführung geübt wußte.

Der derbe Merck hatte an Goethes Mutter 1780 berichtet: ‚Die Hauptsache hat er zustande gebracht. Der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein Andrer tun, dazu ist er zu gut.' Goethe sah damals seine Aufgabe noch nicht erfüllt. Die Finanzen Weimars

waren durch einen bis zur Unredlichkeit unfähigen Verwalter in gefährliche Unordnung gebracht, — so harrte er denn männlich auf seinem Steuermannsposten aus und opferte mit 32 Jahren noch fünf weitere dichterische Schöpferjahre, bis die Verzweiflung über dieses Lebensopfer übermächtig wurde.

Nach dem Tode des Vaters schrieb die zur Erbin seines nicht unbeträchtlichen Vermögens eingesetzte Frau Rat an den Sohn:

Den 17. Juni 1781.

Lieber Sohn! Ein Wort vor Tausend! Du mußt am besten wissen, was Dir nutzt. — Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und Dir also ungehindert gute und ruhige Tage verschaffen könnte, so kannst Du leicht denken, wie sehr mich das schmerzen würde, wenn Du Gesundheit und Kräfte in Deinem Dienste zusetzen. Das schale Bedauern hintennach würde mich zuverlässig nicht fett machen. Ich bin keine Heldin, sondern halte mit Chilian (Kilian Brustfleck, vgl. S. 127) das Leben vor gar eine hübsche Sache. Doch Dich ohne Not aus Deinem Wirkungskreis herausreißen, wäre auf der andern Seite ebenso töricht. — Also Du bist Herr von Deinem Schicksal — prüfe alles und erwähle das Beste. Ich will in Zukunft keinen Vorwurf weder so noch so haben. Jetzt weißt Du meine Gedanken, und hiermit punktum.

Goethe konnte sich nicht entschließen, Weimar zu verlassen, und erwiderte der Mutter:

Unverantwortlich wäre es auch gegen mich selbst, wenn ich zu einer Zeit, da die gepflanzten Bäume zu wachsen anfangen, und da man hoffen kann, bei der Ernte das Unkraut vom Weizen zu sondern, aus irgend einer Unbehaglichkeit davon ginge und mich selbst um Schatten, Früchte und Ernte bringen wollte. Indes glauben Sie mir, daß ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und würke, aus dem Gedanken quillt, daß diese Aufopferungen freiwillig sind, und daß ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens, mit einer unbedingten Ruhe, bei Ihnen wieder zu finden. Denn ohne diese Aussicht, und wenn ich mich, in Stunden des Verdrusses, als Leibeignen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müßte, würde mir manches viel saurer werden (11. 8. 1781).

Wir irren schwerlich, wenn wir außer diesen Gründen die gerade damals auf einem Gipfel angelangte Leidenschaft Goethes für Charlotte von Stein als Hauptursache seines Ausharrens ansehen. Wäre diese ihn bannende Leidenschaft nicht gewesen, was konnte er einem liebevollen Mahner erwidern, der ihm zugerufen hätte: Es gibt für dich eine unvergleichlich höhere Aufgabe als die, jetzt ohnehin vollendete, Erziehung eines Herzogs von Weimar und die Förderung der Wohlfahrt seines Ländchens. Es gilt das Ziel, die höchste Menschengabe, die das Schicksal unter Millionen einzig dir verliehen, ihre reichste Blüte treiben zu lassen, zur Freude kommender Geschlechter, zur Steigerung der geistigen Kultur Deutschlands, ja der Welt, auf eine nie zuvor erreichte Gipfelhöhe.

In der Art der Amtsführung war Goethe kein Beamter wie die meisten. Pflichttreu, fleißig, umsichtig wie die besten; gründlich bis zur Kleinlichkeit und Pedanterei wie so viele Beamte; doch neben alledem ein Mensch und, soweit das möglich, ein Künstler des Beamtentums. Ordnung, sehr viel Ordnung mußte um ihn sein: von Goethe rühren eine Menge Verordnungen aller Art her, Akziseordnung, Feuerlöschordung, Wegebauordnungen, Aushebungsordnungen usw. Doch nicht in papierenen Paragraphen sah er das Heil des Staates; ohne Herzensanteil, ohne reine Menschlichkeit schien ihm selbst das Regieren ein Unding. „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt, da sie alle von Menschen geführt‘, heißt es in einer amtlichen Denkschrift Goethes. Und zum Kanzler Müller sagte er über seine Art der Amtsgebarung:

Ich wirke nun fünfzig Jahre in meinen öffentlichen Geschäften nach meiner Weise, als Mensch, nicht kanzleimäßig, nicht so direkt und folglich etwas minder platt. Ich suche jeden Untergebenen frei im gemessenen Kreise sich bewegen zu lassen, damit er auch fühle, daß er ein Mensch sei. Es kommt alles auf den Geist an, den man einem öffentlichen Wesen einhaucht, und auf Folge (23. 8. 1827).

Er begnügt sich nicht, paragraphenreiche Feuerlöschordnungen zu erlassen; auf die Nachricht eines großen Feuers in Apolda reitet er sofort hinüber, ‚ward den ganzen Tag gebraten und gesotten, verbrannten mir auch meine Plane, Gedanken, Einteilung der Zeit zum Teil mit. — Die Augen brennen mich noch von der Glut und dem Rauch, und die Fußsohlen schmerzen mich.‘ Was für Begriffe muß Emerson, der doch ein Verehrer Goethes war, von dessen Beamtenarbeit gehabt haben, wenn er schreiben konnte: ‚Welche Ungereimtheit für das Genie, fünfzig Jahre hindurch auf Staatspolstern zu ruhen!‘ Daß Goethe so wenig

geruht hat, auf Polstern oder nicht, das ist ja gerade unser Kummer. Mit wehem Herzen lesen wir in einem Brief an Lavater (29. 7. 1782): ‚Von mir habe ich nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, in dem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre', und zu Jacobi nennt er sich einen ‚armen Sklaven der Pflicht' (1784). Ach ja, auf Staatspolstern, dieser hohe Staatsbeamte, der aufseufzt: ‚Es ist eine verfluchte Art von Schiffahrt, wenn man oft bei seichten Flecken aussteigen und den Kahn, der einen tragen soll, ziehen muß' (an Jacobi, 1785).

Im Dienste streng, aber menschlich; ordnungliebend, aber gemütlich. Zu Beihilfen und Neujahrszulagen an arme Unterbeamte war der hohe Vorgesetzte leicht zu haben. Einem feierlichen Diensterlaß an einen nachgeordneten Beamten wird die Beischrift angehängt: ‚Wollen Sie gelegentlich, wenn sich gesunde eßbare Schwämme in Ihren Gebirgen finden, so auch wenn die Schafkäse ihre Reife erlangen, an mich denken, so würde ich die Auslagen gerne erstatten und diese guten Bissen nicht ohne Dank genießen.' Seine fortwährenden Dienstreisen und amtlichen Aufenthalte in Jena bezahlt er aus seiner Tasche; zahllose dienstliche Schreiben läßt er auf eigene Kosten durch seinen treuen Seidel herstellen. Ein Beamter großen Stils, kein Pfennigfuchser.

Im Zusammenhange hat sich Goethe über sein Amtswalten zum Kanzler Müller geäußert (31. 3. 1823):

Der Charakter ersetzt nicht das Wissen, aber er suppliert es. Mir ist in allen Geschäften und Lebensverwicklungen das Absolute meines Charakters sehr zu statten gekommen. Ich konnte Vierteljahrelang schweigen und dulden wie ein Hund, aber meinen Zweck immer festhalten; trat ich dann mit der Ausführung hervor, so drängte ich unbedingt mit aller Kraft zum Ziele, mochte fallen rechts oder links, was da wollte. Aber wie bin ich oft verlästert worden; bei meinen edelsten Handlungen am meisten. Doch das Geschrei der Leute kümmerte mich nicht. Die Kinder und ihr Benehmen gegen mich waren oft mein Barometer hinsichtlich der Gesinnungen der Eltern. Ich nahm alle Zustände und Personen, meine Kollegen z. B., durchaus real, als gegebene, einmal fixierte Naturwesen, die nicht anders handeln können, als sie handeln, und ordnete hiernach meine Verhältnisse zu ihnen. Dabei suchte ich rings um mich selbst richtig zu sehen. In die Kriegskommission trat ich nur, um den Finanzen durch die Kriegskasse aufzuhelfen, weil da am ersten Ersparnisse zu machen waren. —

Einen Parvenu wie mich, konnte bloß die entschiedenste Uneigennützigkeit aufrecht erhalten. Ich hatte von vielen Seiten Anmahnungen zum Gegenteil; aber ich habe meinen schriftstellerischen Erwerb und zwei Drittel meines väterlichen Vermögens hier zugesetzt und erst mit 1200 Talern, dann mit 1800 Talern bis 1818 gedient.

Goethe war nicht ein Beamter, er war der Beamte des Herzogtums Weimar. Nacheinander, zeitweilig durcheinander Finanzminister, Bautenminister, Verkehrsminister, Handelsminister, Kriegsminister, Kultusminister, Unterrichtsminister — alles in einer Person; zur Hälfte noch Minister des Innern. Spöttisch nannte ihn Herder den **Pontifex maximus**; aber auch dies traf wörtlich zu, denn Goethe war nebenbei Aufseher über Brücken- und Wegebau. Außerdem das, was heute Minister des fürstlichen Hauses heißen würde. Des Herzogs Bruder Constantin schleppt eine französische Geliebte ins Land, — Goethe muß sie auf den Schub bringen und für ihr Kind sorgen. Bald darauf kommt der Herr Prinz mit einer englischen Geliebten angefahren, — Goethe muß überall herumschreiben und sie schließlich in Frankfurt unterzubringen suchen.

Er fürchtet sich vor der Übernahme der ‚bevorstehenden neuen Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission'; da sich indessen kein Williger findet, so übernimmt er sie. Ein Weimarischer Gastwirt erbittet von hohem Ministerio die Erlaubnis zur Aufstellung eines Billards, — der Dichter der Iphigenie und des Faust muß eingehende schriftliche Verhandlungen darüber pflegen. Der Gastwirt in Stützerbach möchte die Fischereipacht verlängert haben, — Goethe muß über die Rätlichkeit entscheiden. Die gewichtige Frage taucht auf, ob für die Jenaer Bibliothek ein oder mehre Schlüssel herzustellen seien, — Goethe muß sie lösen. Um die Zeit, als die Vollendung des Tasso für einen neuen Band der gesammelten Werke drängt, muß er prüfen und beschließen, ob nach den damaligen Zunftgesetzen einem Seiler genehmigt werden könne, Schläuche zu verfertigen, sintemalen dieses Geschäft bisanhero ein Vorrecht der Schlauchmacher gewesen war.

Ein herzoglicher Husar ist ausgerückt samt den ‚anhabenden ledernen Hosen' — aufregendes Staatsereignis, in das Goethe mit einem Kanzleistil eingreift, vor dem uns graust:

Wir haben referieren hören, was Ihr wegen der bei Gelegenheit der an den für den desertierenden Husaren Thon angetretenen Rekruten Bircke abzugebenden ledernen Hosen zwischen Euch und dem Rittmeister von Lichtenberg entstandenen Differenz mittelst Berichts vom 10ten hujus, welchem die anschlüssig rückfolgenden Akten beigefügt gewesen, anhero gelangen lassen.

So zu lesen im herzoglichen Archiv von Goethes eigener Hand! Es ist eine Frage der Stimmung, ob man darüber lachen oder weinen will.

Für die geringfügigsten Bausachen hat Goethe, immer wieder Goethe, zu sorgen, für ‚die Fußböden, Öfen, Treppen und Nachtstühle' in irgend einem Neubau. Kanzleimäßige Handwerksarbeit, die eines gewöhnlichen Schreibers Sache wäre, muß er selbst übernehmen, so z. B. der Geheimhaltung wegen alle Aktenstücke in Sachen des Fürstenbundes von 1784 eigenhändig abschreiben. Nach der Rückkehr aus Italien gibt er einen großen Teil der Amtsgeschäfte ab und behält sich nur noch die Oberaufsicht über die sogenannten unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst vor. Dieses ‚nur noch' umfaßt: Bibliothek, Münzkabinett, Kunstkabinett, Freie Kunstschule, Gemälde- und Kupferstichsammlung, Lithographisches Institut in Eisenach, die Kabinette für Zoologie, Botanik, Mineralogie, Anatomie, Physik und Chemie; den Botanischen Garten, die Sternwarte und die Tierarzneischule in Jena; endlich die Oberaufsicht über die Universität und ihre Bibliothek in Jena, einen Posten, der selbst damals die volle Tätigkeit eines höheren Beamten erforderte.

Keiner, auch nicht der Größte, kann zwei Herren mit gleicher Treue dienen: das ewig wahre Wort hat sich an dem Dichter und dem Beamten Goethe wie an einem Probefall erhärtet. Wohl lesen wir hin und wieder in Goethes Tagebüchern oder Briefen einen schüchternen Satz, der ihn oder die besorgten Freunde trösten soll über die heillose Zerstreuung, während doch gerade er nichts ohne Sammlung vollbringen kann. So wenn er schreibt (Tagebuch, 13. 1. 1779): ‚Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele. Wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, das Schönste der Gaben wird ihm ekel.' Als ob Arbeit an einem großen Kunstwerk nicht aller Arbeiten schönste wäre. Als ob Goethe das nicht ebenso gut und besser als irgendwer gewußt hätte.

Wie erdrückend jedoch ist die Fülle der entgegengesetzten Aussprüche, der aufstöhnenden Klagen über den zermalmenden Druck der Geschäfte, unter dem die Seele fast erliegt. Man muß es aussprechen: in den Weimarer Elf Jahren hat Goethe die Beamtengeschäfte wie ein Fachmann, die Dichtkunst wie ein Liebhaber betrieben. Aus einem untrüglichen Gefühl heraus hatte er an Kestner geschrieben (25. 12. 1773): ‚Die Talente und Kräfte, die ich habe, brauch ich für mich selbst gar zu sehr. Ich bin von jeher gewohnt, nur nach meinem Instinkt zu handeln, und damit könnte keinem Fürsten gedient sein.' Nun hatte er sich einem Fürsten geopfert, aus Liebe, aus Pflicht, immerhin, — aber doch geopfert, und was wird bei diesem täglichen Opfer aus der Poesie?

In meinem Kopfe ist's wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Öl gestoßen wird.

O thou sweet Poetry rufe ich manchmal und preise den Mark Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in die Dichtkunst und Beredsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Kaskaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen, und alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.

Und so bin ich Reisemarschall und Reisegeheimderath und schicke mich zum einen wie zum andern. (An die Stein, 14. 9. 1780).

Oder an Merck zu dessen Tröstung:

Mein Wesen treibe ich, wie Du Dir es allenfalls denken kannst, und schicke mich nach und nach immer besser in das Beschwerliche meiner Ämter, schnalle mir die Rüstung nach dem Leibe zurecht und schleife die Waffen auf meine eigene Weise. Meine übrigen Liebhabereien (!) gehen nebenher, und ich erhalte sie immer durch ein oder die andere Zubuße, wie man gangbare Gruben nicht auflässig werden läßt, solange noch einige Hoffnung von künftigen Vorteilen erscheinen will (14. 11. 1781).

Das Gefühl, seinem wahren Beruf untreu zu sein, verläßt ihn nicht; wie sollte es auch?

Heute früh habe ich das Kapitel im Wilhelm (Meister) geendigt, wovon ich dir den Anfang diktirte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe. (An die Stein, 10. 8. 1782.)

‚Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren' — dies noch ausdrücklich zu schreiben, hält Goethe mit 33 Jahren für notwendig!

Oder an Lavater (19. 2. 1781):

Ich lade fast zu viel auf mich, und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen, und ich möchte doch so viel anders auch nicht fallen lassen.

Gelegentlich hat er sich zugetraut, ‚den Dichter vom Geheimrat zu trennen'. Als ob dies vom Willen des Menschen abhinge; als ob der Mensch nicht eine unzerlegbare Einheit wäre! Doch Goethe wußte das ja wie wir, er hat es uns ja gelehrt, und wir brauchen nur in seinen Briefen und Gesprächen zu blättern, um das Eingeständnis zu finden: die Prosa und die Poesie in einem Vollmenschen wie ihm lassen sich nicht wie in einer chemischen Retorte genau voneinander scheiden. ‚Mein prosaisch Leben verschlingt die Bächlein Reime wie ein weiter Sand.' — ‚Meine Schriftstellerei subordiniert sich dem Leben. Doch erlaube ich mir nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal (!) eine Übung in dem Talente, das mir eigen.'

So quält sich der Pegasus im Joche auf dem Sturzacker des Amtes ab; er möchte fliegen, doch die Fittiche sind mit Bleigewichten beschwert. Er schreibt am Wilhelm Meister und kommt nicht vorwärts; oder wenn er etwas geschrieben, so fühlt er: ‚Ich bin leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß davon; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im ganzen zu übersehen.' Gerade in den Wilhelm Meister flicht er die beredte Mahnung ein gegen das Unterbrechen des dichterischen Geschäftes durch irgendwelches Hemmnis:

Wie sehr irrst du, wenn du glaubst, daß ein Werk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf das köstlichste begabt ist, der einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch von außen ungestört mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht. Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar an die Kette geschlossen einen Meierhof durch sein Bellen sichern? (Lehrjahre, 2, 2.)

Manchmal hat Goethe Schillern beneidet, weil dieser ‚in seinem Kreise und auf seinem Wege bleiben' konnte. Von sich und seinen Amtsgeschäften dagegen schrieb er dem Freunde: ‚Abends weiß ich wohl, daß etwas geschehen ist, das aber wohl auch ohne mich, und vielleicht ganz und gar anders hätte geschehen können' (29. 5. 1799). — Das ist's! Das meiste dessen, was Goethe als Beamter getan, hätte ein andrer tun können, so gut oder weniger gut, als es eben geschehen konnte, ohne Schaden für die Welt, ja ohne Unheil für das Herzogtum Weimar. Goethe war nicht der Mann, unwiederbringliche Dinge zu bejammern, Nichtgutzumachendes zu bereuen; als Greis aber hat er mehr als einmal in schlichten Worten ausgesprochen, was jeder Unbefangene gegenüber dieser verwirrenden Amtstätigkeit empfindet: ‚Ich habe gar zu viel Zeit auf Dinge verwandt, die nicht zu meinem eigentlichen Fache gehörten. Ich hätte mich mehr an mein eigentliches Metier halten sollen.' Denen aber, die Goethes Beamtentum durchaus als einen notwendigen Bestandteil seiner ‚harmonistischen Totalität' ansehen wollen, hat er längst die so nötige Belehrung erteilt. An Knebel schrieb er im November 1782 mit verzichtender Selbstironie: ‚Wenn du nicht eher kommen willst, bis Harmonie im Ganzen ist und du eine Uniform nicht für Harmonie nehmen kannst, so werd ich dich ewig entbehren müssen.'

Nicht der Dichter allein, auch der Mensch ist oft fast erlegen unter dem furchtbaren Druck seines allumfassenden Amtes. ‚Ich bin vom Morgen bis in die Nacht beschäftigt', heißt es schon 1780. ‚Mir möchten manchmal die Knie zusammenbrechen, so schwer wird

das Kreuz, das man fast ganz allein trägt.‘ Dann später einmal an Schiller (1789): ‚Die Geschäfte sind polypenartig; wenn man sie in hundert Stücke zerschneidet, so wird jedes einzelne wieder lebendig.‘

Dabei immer das peinigende Gefühl, daß er ohne wahren Segen für sich und für andre arbeitet:

Wer sich mit der Administration abgibt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein. — Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts. Man sieht das Unheilbare und wie doch immer gepfuscht wird. — Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieses Fürsten (!) gefaßt werden, hat mich ganz verlassen.

In Italien kommt ihm die tragische Einsicht, wie entbehrlich im Grunde sein ganzes Beamtentum war. Die Dinge gehen ja zwei Jahre ohne ihn, und er schreibt: „Ich muß nichts wieder unternehmen, was außer dem Kreise meiner Fähigkeit liegt, wo ich mich nur abarbeite und nichts fruchte.‘ Aus Neapel bittet er am 27. Mai 1787 den Herzog, ihn in Zukunft ‚nur das tun zu lassen, was niemand als ich tun kann, und das Übrige Andern aufzutragen‘. Dann folgt der erschütternde Aufschrei über den kaum noch gut zu machenden Lebensirrtum: ‚Geben Sie mich mir selbst, meinem Vaterlande wieder, daß ich ein neues Leben anfange!‘

Es wäre die Aufgabe eines feinen Psychologen, der aus eignem Erleben die Seelenvorgänge im Dichter und im Beamten kennte, die Wechselwirkungen beider Tatwelten auf Goethe im Einzelnen nachzuweisen; hier kann nur das Jedem Erkennbare angedeutet werden. Der Tag des größten Geistes hat vierundzwanzig Stunden; von diesen kommt ziemlich die Hälfte auf die einfachsten Bedürfnisse menschlichen Daseins. Die an wertlose Geschäfte verlorene Zeit kann selbst ein Goethe aus keinem Vorrat ersetzen. In der reichlichen Stunde, die er über einem drei gedruckte Seiten langen Schriftstück wegen Freigabe eines Raumes in Jena an den akademischen Fechtmeister verlor, konnte er nichts Eigenes denken noch schaffen. An dieser einfachsten Mathematik jedes Geisteslebens ist nicht zu rütteln, und alles Gerede vom harmonistischen Totalitätsbedürfnis versagt ihr gegenüber.

Vor einigen Jahren wurde ein sieben Folioseiten langes amtliches Schriftstück Goethes aus dem Weimarer Staatsarchiv triumphierend abgedruckt: Gutachten über die abzuschaffende Kirchenbuße gefallener Mädchen (Dezember 1780). Wiewohl es sich hier um einen wichtigeren Gegenstand als die entführten ledernen Husarenhosen handelt, — welch ein Vergeuden edelster Zeit, indessen die große Tragödie vom gefallenen Mädchen, von Gretchen und Faust, unangerührt, unvollendet dalag, wie sie von Frankfurt nach Weimar mitgebracht worden war. Die Reisen, die Beratungen, die Aktenstöße zu dem trostlosen Unternehmen des Ilmenauer Bergwerkes, das schließlich doch ersoff, haben allein mehr Zeit, mehr geistige Arbeit gekostet als der ganze Faust. Sicher haben sie wesentlich dazu beigetragen, die Wiederaufnahme und Beendigung des Faust in der vermögendsten Manneszeit zu verhindern.

Es ist ja nicht wahr, daß Goethe der unmenschlich übermenschliche Zauberkünstler war, trotz Zerstreuung und Zersplitterung durch Hofpflichten, trotz Ablenkung durch Amtsgeschäfte ein größeres Werk zu vollenden. Mit keinem einzigen ist ihm das in den Elf Jahren gelungen.

Zu erfinden, zu beschließen, Bleibe Künstler, oft allein,

lehrte der Greis in den „Wanderjahren“. Ohne stille Abkehr und Einkehr war ihm die künstlerische Arbeit im Großen unmöglich. ‚Plane hab' ich genug‘, heißt es 1780 an Kestner, ‚zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile (lange Zeit).‘ Gluck hatte Wieland 1776 um eine Dichtung zur Trauermusik auf den Tod einer geliebten Nichte gebeten; Wieland erwiderte, außer Klopstock könne das nur Goethe:

Ich sehe, daß er mit Liebe über ihr brütet; nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde, was er mich in seiner Seele sehen ließ, auf dem Papier gestanden sein; aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen diesen Trost nicht. Seine hiesige Lage wurde um selbige Zeit immer unruhvoller, und nun da er seit einigen Wochen zugleich eine Stelle im geheimen Conseil einzunehmen sich nicht entziehen konnte, nun ist beinahe alle Hoffnung dahin, daß er das angefangene Werk bald werde vollenden können. Ich weiß, daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht; aber in einem Verhältnisse, wo er nicht von einem einzigen Tage Meister ist, was läßt sich da versprechen?

Man hat vermutet, das wie so vieles liegengebliebene Bruchstück ‚Proserpina‘ (S. 245), das dann ‚freventlich‘ in den wertlosen ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ eingeschaltet wurde, habe zu der für Gluck bestimmten Dichtung gehört.

‚Mein Tasso dauert mich selbst; er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen. Ich muß allen meinen Weizen unter das Kommißbrot (der Rekrutenaushebung) backen.‘ Einmal macht er den Versuch zur Sammlung: zwei Tage hat er sich für die Iphigenie auf der Dornburg ‚eingesperrt, um an meinen Figuren zu posseln‘ — zwei Tage! Am vierten Buche des Wilhelm Meister hat er genau ein Jahr gearbeitet; aber mit welchen fast täglichen Unterbrechungen! Es mußte schon ein so glückliches Unglück geschehen wie der Achsenbruch seines Wagens bei der Rekruten-Bereisung: der erzwungenen Rast in einem Gasthause verdankte er die paar gesammelten Stunden im August 1784, um die herrlichen Strophen der ‚Zueignung‘ zu dichten: ‚Der Morgen kam. Es scheuchten seine Tritte —.‘

Läßt solch steter Kampf zwischen Trieb und Hemmnis das innerste Wesen eines Künstlers unberührt? Wir brauchen Wieland nicht aufs Wort zu glauben, wenn er an Merck über Goethe schreibt: ‚Seine Einbildungskraft scheint erloschen, statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, politischer Frost um ihn her.‘ Doch Goethen selbst müssen wir wohl oder übel glauben, wenn er alles Ernstes sein Amt für die größte Lebensaufgabe zu halten beginnt: ‚Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünsche ich's den größten Menschen gleich zu tun, und in nichts Größerem‘ (an Lavater, 1780). Also in nichts Größerem, als ein möglichst guter Weimarischer Kammerpräsident zu sein! — Oder an die Stein (1780): ‚Heute in dem Wesen und Treiben verglich ich mich mit einem Vogel, der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel in Floßfedern nach und nach verwandeln.‘ Schwimmen wird dieser Vogel lernen; hoch im Äther über den Erdenwust dahinstürmen, wie er vor Weimar getan, nimmermehr mit gleicher Jugendkraft der Schwungflügel. Ein ähnlicher Vergleich steht im Tagebuch vom April 1780: ‚Doch ist mir's wie einem Vogel, der sich im Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe, und sie sind nicht zu brauchen.‘

Die, zumeist selbst beamteten, Lobpreiser von Goethes Beamtentum wollen seine parteilosen Verehrer, die untröstlich sind über die dem Dichter so gut wie verlorenen Elf Jahre, bereden: die Fülle des Lebens, der Weltkenntnis, der Weisheit konnte sich Goethe nur durch unmittelbares Wirken in den Amtsgeschäften erwerben. Zu dem angeblich vollendeten, unübertrefflichen ‚Kunstwerk seines Lebens‘ sei es einer der unentbehrlichen Bausteine gewesen. Dem ist entgegenzuhalten: Goethe war durch die Lebensnot, nicht durch ureigenen Trieb und freie Wahl in den Weimarischen Staatsdienst gedrängt worden und hatte dann aus der Not um die Zukunft die Tugend pflichttreuen Ausharrens gemacht; während jene Lobpreiser umgekehrt diese Tugend in eine Schicksalsnotwendigkeit umdeuteln. Goethe selbst hat an eine solche Notwendigkeit nicht geglaubt: sein tiefes Wort über die Antizipation des Dichters (S. 239) beweist das. Mußte Shakespeare etwa Hof- oder Staatsbeamter werden, um die Fülle des Lebens, die politische Weisheit seiner Königsdramen zu erlangen? Hat Shakespeares jetzt mehr als dreihundertjährige Bedeutung für die Kunst, für das englische Volk und dessen reiches Leben das Geringste dadurch eingebüßt, daß er nichts als Dramendichter und Dramendarsteller war?

Und was war denn groß aus dem Weimarischen Kleinstaatsdienst an Lebensfülle zu gewinnen? Als später Goethes Zögling Fritz von Stein der Kleinstaaterei den Rücken wenden und in preußische Dienste treten wollte, redete der Erfahrene eifrig zu: ‚Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern.‘

Goethes Gartenkunst in Ehren; aber war es mehr als ein nicht geglaubter Trost, wenn er 1777 schrieb: ‚Gestern fand ich, daß das Schicksal, da es mich hierher pflanzte, vollkommen gemacht hat, wie man's den Linden tut: man schneidet ihnen den Gipfel weg und alle schönen

Äste, daß sie neue Triebe kriegen. Freilich stehen sie die ersten Jahre wie Stangen da' —? Aber Linden haben vierhundert Jahre vor sich, des Menschen Leben währet siebzig oder achtzig. Und wenn Goethe als Weimarischer Staatsbeamter noch zehnfach mehr geleistet hätte, was frommt es uns, ob die Finanzen dieses Herzogtums leidlich in Ordnung gebracht, die Rekrutenlisten um ein Geringes verkürzt wurden, — da wir dieses einzigartigen Schöpfers dichterisches Wachstum gehemmt und verbogen, den Abschluß großer Werke zu ihrer rechten Zeit erschwert sehen!

Hätte er wenigstens menschliches Glück, Herzensbefriedigung, sichtbare Früchte seines Beamtentums erlebt. Aus seinen eigenen zahlreichen Geständnissen in diesem Kapitel und andern wissen wir das Gegenteil. Als Fünfundsiebzigjähriger hat er zu Eckermann bekannt: ‚Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen. Allein wie sehr war dieses durch meine äußere Stellung gestört, beschränkt und gehindert!' Sollen wir in diesem Falle urteilen: hier hat sich Goethe geirrt —?

Oder hat er durch seine Ministerschaft auch nur seinen ‚historischen Horizont erweitert', wie man das redensartlich genannt hat? Aber das großartige geschichtliche Weltbild im Götz hatte ja ein Jüngling von zweiundzwanzig Jahren entworfen, der nie den Fuß in eine Staatskanzlei gesetzt. Mit dem Egmont steht es ähnlich. Welche Horizonterweiterung hingegen weisen alle politische Dramen auf, die Goethe als Weimarischer Minister geschrieben hat? Der Großkophta, der Bürgergeneral, die Aufgeregten, die Natürliche Tochter, Epimenides? Hatte etwa Schiller am Hofe oder in einer Amtstube leben müssen, um Don Karlos, Wallenstein, Maria Stuart, Demetrius zu dichten? Und wie steht es mit den weltgeschichtlichen Dramen von Kleist und Grillparzer, um nicht wieder von Shakespeare zu sprechen? Hatte Goethe aus seinem lebenslangen Befassen mit den Staatsgeschäften, gelegentlich selbst mit der großen Politik wie bei den Verhandlungen über den Fürstenbund, gelernt, den Haß und die Kraft des deutschen Volkes gegenüber Napoleon richtig zu beurteilen? Waren ihm darin die von Napoleon und von Goethe gleich sehr mißachteten deutschen ‚Ideologen' ohne politische Schulung nicht weit überlegen?

So sei denn zusammenfassend über Goethes Beamtentum geurteilt, was das vor allen Augen liegende fertige und unfertige Ergebnis jenes Zeitraumes bezeugt: Deutschlands größter Dichter hat elf der kostbarsten, der schaffenskräftigsten Mannesjahre, die Zeit des Aufstieges zur Mittagshöhe des Lebens, vom 26. zum 37. Jahre, künstlerisch kaum halb genützt verstreichen lassen, um ein Kleinfürstentum von hunderttausend Seelen leidlich verwalten zu helfen



Fünftes Buch.

Leben, Streben, Schaffen in Italien.

Erstes Kapitel.

Die Flucht nach Italien.

Ich fange nun erst an zu leben und verehre meinen Genius. (An die Stein 21. 10. 1786, in der Nacht auf die Ankunft in Rom.)

Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben. (An die Stein, Rom, 1786.)

Flucht dürfen wir sagen; Goethe selbst hat von seiner Hegire (Hedschra) aus Karlsbad geschrieben. Was trieb ihn zur Flucht? Es galt, sein Leben zu retten, menschliches und dichterisches, und die über diesem Abschnitt stehenden starken Worte sprechen aus, wie furchtbarer Ernst es ihm mit der Flucht gewesen. Sie ist gar wohl vergleichbar mit Schillers Flucht aus Württemberg: in beiden Fällen ging es ums Leben, um ein höheres Leben, nur daß Schiller die Flucht im rechten Augenblick, Goethe sie um Jahre zu spät ergriff. Es ist weder Schulmeisterei noch billiges Rückwärtsprophezeien, wenn hier die unheilvollen Wirkungen der Elf Jahre ohne Beschönigung aufgedeckt wurden: nichts von dem, was in dem vorangehenden Abschnitt gesagt ist, in diesem noch zu sagen bleibt, ist willkürliche Vermutung; jeder Satz stützt sich auf gewichtige Bekenntnisurkunden von Goethes Hand.

Goethe hat die Elf Jahre in Weimar hingelebt, als hätte er gewußt, wie wir das heute wissen, ihm seien noch fünfundvierzig weitere Schaffensjahre vorbehalten. Zuweilen packte ihn die Angst um verlorenes Leben: ‚Ich darf mich nicht säumen. Ich bin schon weit in den Jahren, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Turm bleibt stumpf, unvollendet'; also nicht als Pyramide hoch in die Lüfte gespitzt, wie er seinen Lebensbau schon früh ausgesonnen. Wie, wenn das Schicksal ihn wirklich in der Lebensmitte gebrochen hätte? Würden wir auch dann nicht jene Elf Jahre als ein deutsches Unglück zu betrachten haben? Goethes überlanges Verweilen in einem zermürbenden Allerweltsamt bewirkte einen Knick, ja einen Bruch in seiner natürlichen Entwicklung. Zum Dichter geboren, wurde er mit Leib und Seele, beinah mit ganzer Seele, viele Jahre hindurch Beamter. Auf künstlerische Eindrücke angewiesen, lebte er in einer unkünstlerischen Stadt; an einem Hofe, der in der Kunst doch überwiegend nur flüchtige vergnügliche Unterhaltung sah. Noch zehn Jahre später heißt es von Goethe an Schiller: ‚Es ist wirklich eine Art der fürchterlichsten Prosa hier in Weimar, wovon man außerdem (außerhalb) nicht wohl einen Begriff hätte.'

Und wer wagt es einen natürlichen Zustand zu nennen, daß dieser sinnenfrohe Mann, mit seiner glühenden Freude am Weibe, in den Jahren reichster Lebensfülle leidenschaftlich schwärmte und verzehrend schmachtete für die ihn eigensüchtig anziehende, eigensüchtig abwehrende verheiratete, kinderreiche, welkende Frau eines Andern? Man dringt nicht auf den tiefsten Grund in Goethes Seele, wenn man immer von seiner ‚Ehescheu' spricht. In Weimar empfand er sie nicht mehr; da sehnte er sich im Gegenteil nach dem friedlichen Glück einer echten Ehe: aus mehr als einer Stelle seiner Briefe und Tagebücher klingt diese Sehnsucht. Sie klingt nach in dem später entstandenen Wilhelm Meister (7. Buch, Kapitel 7), wo Lothario spricht:

Man ist nicht immer Jüngling, und man sollte nicht immer Kind sein. Dem Manne, der die Welt kennt, der weiß, was er darin zu tun, was er von ihr zu hoffen hat, was kann ihm erwünschter sein, als eine Gattin zu finden, die überall mit ihm wirkt und die ihm alles vorzubereiten weiß, deren Tätigkeit dasjenige aufnimmt, was die seinige liegen lassen muß, deren Geschäftigkeit sich nach allen Seiten verbreitet, wenn die seinige nur einen geraden Weg fortgehen darf! Welchen Himmel hatte ich mir mit Theresen geträumt! Nicht den Himmel eines schwärmerischen Glücks, sondern eines sichern Lebens auf der Erde, Ordnung im Glück, Mut im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen.

Goethe hat die lähmende Wirkung der Elf Jahre auf seine ‚innere Schöpferkraft‘ selbst gefühlt und ausgesprochen. Unzerstörbar ruhte die Kraft in ihm; wo aber war die gesammelte Muße, die allein bewirkte: ‚Daß eine Bildung voller Saft Aus meinen Fingern quölle‘? Die Elf Jahre hätten für einen Dichter, dem der Götz und der Werther in wenigen Wochen gelungen war, vollkommen hingereicht, alle großen Jugendstoffe umformend in Weltdramen auszugestalten: den Sokrates und Cäsar, Mahomet und Prometheus, den angefangenen Ahasver und den unfertigen Faust. Wie hartnäckig sie sich behauptet hatten, zeigt das Wiederauftauchen des Ewigen Juden in Italien (S. 266), des Prometheus in der Pandora des Sechzigjährigen. Am Faust aber erweist sich die Lähmung durch die Elf Jahre am klarsten: Goethe hatte aus mehrfachem Vorlesen seiner Handschrift den tiefen Eindruck dieser Dichtung erkannt und — ließ das Hauptwerk seines Lebens all jene Jahre unangerührt. Aber die bezwingende Schöpfermacht wirkte fort: Iphigenie wurde laut Tagebuch, ohne völliges Unterbrechen der Geschäfte, jedoch mit einiger erzwungener Muße, in den sechs Wochen vom 14. Februar zum 28. März 1779 niedergeschrieben, allerdings nur in rhythmischer Prosa; zum edelgefeilten Vers langte es nicht. In den ersten Weimarer Jahren steigen noch große neue Dichterpläne auf: Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister; nach 1780 bis zur Flucht versiegt der Erfindungsquell, und es beginnt der Wüstensand, von dem Goethe einmal spricht.

Und bedürfte es nach all dem noch eines Beweises, so böte ihn die Wirkung der Flucht: kaum liegt ihm Weimar im Rücken, so sprudelt der Quell wieder empor; herrliche neue Gebilde keimen auf, Nausikaa, Iphigenie in Delphi, und es hat nur an Goethes Art des Lebens in Italien gelegen, daß aus diesen Keimen keine Frucht gereift ist. Die Zeit allerdings war für immer dahin, wo er vermochte, von der Menschheit ganzem Jammer angefaßt zu werden: eine volle Tragödie hat er nie wieder ausgeführt; die im Tasso drohende, unausweichliche hat er nur ahnen lassen, nicht vor Augen zu stellen gewagt.

Goethe, der sonst für seine Jugendwerke kein milder Beurteiler war, hat sich im Alter doch zuweilen gepackt gefühlt von der Kraft der eigenen vermögenden Jahre. Als er 1824 seine Beiträge für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen durchsah, durchfuhr ihn der Gedanke an die Möglichkeit, ‚wie man gehaltlos, roh und ungebildet (was er so nennt) mehr wert könne gewesen sein, als da man sich gehaltvoll, ausgearbeitet und ausgebildet antrifft‘.

Es war bei Goethe in den Elf Jahren, zumal in deren zweiter Hälfte, mit dem Behandeln seiner Dichtergabe nahezu dahin gekommen, wo die deutsche Literatur ein Menschenalter zuvor gestanden hatte, als Gottsched schrieb: ‚Da ich die Poesie allezeit für eine brotlose Kunst gehalten, so habe ich sie auch nur als Nebenwerk getrieben und nicht mehr Zeit darauf gewandt, als ich von andern ernsthaften Verrichtungen erübrigen konnte‘, und als Hagedorn von seiner Versmacherei sang: ‚Gespielin meiner Nebenstunden‘. Was in jener Weimarischen Beamtenzeit von Goethischer Dichtung fertig wird, ist eine Gnade des Zufalls oder die Folge von Gewaltmitteln. ‚Hätt' ich die paar schönen Tage in dem lieblichen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei (Iphigenie!) halb angebrütet verfault‘ (an Knebel, 5. 3. 1779), und um sich künstlich in Stimmung für dieses Werk zu setzen, bedarf es der Musikanten im Nebenzimmer (S. 287). Goethe fühlt das Sündhafte solcher Arbeitsweise, die er an Andern ‚forciert‘, an Schiller ‚pathologisch‘ nennt: ‚Bei dieser Gelegenheit sehe ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen (die Poesie) ein wenig zu **cavalier** behandle‘ (an Karl August, 8. 3. 1779).

Einer der anbetenden Vergötzer Goethes hat dieses Behandeln der Himmelsgabe zu einem Ruhmestitel des Dichters machen wollen und in verherrlichender Absicht geschrieben:

,Sein dichterisches Schaffen vollzog sich unmerklich als eine kaum Zeit in Anspruch nehmende Nebenarbeit.' Schiller hat anderes gesagt, zu Goethe selbst, und zwar mit auffallender Entschiedenheit: ,Die Natur hat Sie einmal bestimmt, hervorzubringen; jeder andere Zustand, wenn er eine zeitlang anhält, streitet mit Ihrem Wesen.'

Das dichterische Schaffen Goethes wurde in der Tat lange zur Nebenarbeit; Hauptarbeit war das Amt, allenfalls noch das Vorbereiten eines Werkes, dessen Nichtausführung niemand beklagt. In den Annalen heißt es:

> Die Anfänge des Wilhelm Meister wird man in dieser Epoche auch schon gewahr. — Die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre (von 1777 bis 1796!). Dagegen wurde manche Zeit und Mühe auf den Vorsatz, das Leben des Herzog Bernhards (des Weimarischen Feldherrn im Dreißigjährigen Krieg) zu schreiben, vergebens aufgewandt. Nach vielfachem Sammeln und mehrmaligem Schematisieren ward zuletzt allzu klar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen.

Dieses Sammeln und Schematisieren füllte einen reichlichen Teil der Jahre 1780—1782; die Prosa der Iphigenie blieb unterweilen Prosa; der Tasso rückte unmerklich vor und stockte dann ganz.

,Entwürfe und Bruchstücke' würde der gemeinsame Titel fast alles dessen zu lauten haben, was außer den Gedichten, den ,Geschwistern' und den Singspielen in den Elf Jahren niedergeschrieben wurde, falls Goethe etwa auf dem Wege nach Italien gestorben wäre. Bruchstücke von Tasso, Egmont, Elpenor, Wilhelm Meister, den Geheimnissen; Entwurf zur Iphigenie, denn als mehr hat Goethe selber die Prosa-Iphigenie nicht angesehen. Auf die erste Schriftstellerepoche Goethes mit ihren großen vollendeten Kunstgebilden folgte eine fast dreimal so lange zweite ohne ein einziges fertiggewordenes größeres Werk. Wir dürfen so schematisch sprechen, denn Goethe selbst schrieb aus Rom an Karl August (11. 8. 1787): ,Meine erste, oder eigentlich meine zweite Schriftstellerepoche denke ich mit Ostern zu schließen.' Wie sehr Goethe auf jener zweiten Stufe seines Dichterlebens für die literarische Welt Deutschlands in den Hintergrund getreten, ja so gut wie verschollen war, sehen wir an der schnell wachsenden Berühmtheit Schillers zwischen 1781 und 1788; sie ist zum großen Teil nur durch Goethes Untertauchen in Weimar erklärlich. Lessing, der verschiedene Male mit Goethe anbinden wollte, ließ ihn öffentlich ungeschoren, weil Goethe der Dichter für abgetan galt. In einem Berliner ,Almanach der Belletristen' für 1782 heißt es von Goethe: ,Er ist der Lieblingsschriftsteller unserer Nation. Was von ihm kam, ward nicht gelesen, sondern hastig und begierig verschlungen. Jetzt hat es sich ein wenig gelegt. Man spricht schon von ihm wie von andern wackern Männern.'

Die Jahre der erschöpfenden Amtstätigkeit Goethes kamen, die Jahre gingen, und mit jedem Jahr schwoll in ihm das Gefühl, sich auf diese Weise selbst zu verlieren. ,Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, So ist das Leben mir kein Leben mehr', heißt es im Tasso, gewiß aus der eigenen voritalischen Stimmung. Unter der heiter dahinkräuselnden Oberfläche des höfischen Lebens in Weimar, hinter den immer noch schwärmerischen Liebesbeteuerungen an die Stein, den Selbstbeschwichtigungen in Tagebüchern und Briefen, den Vertröstungen an die Mutter und die Freunde — wühlt ein stärker und stärker anschwellender Unterstrom tiefer Verzweiflung, die von Menschen nicht gewußt, oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht. Jene Worte aus Rom an die Stein: ,Wie das Leben der letzten Jahre wollt' ich mir eher den Tod gewünscht haben' sind nicht der einzige Ausbruch dieser Qualenfülle. Im Juni 1786 heißt es von Goethes Hand über eine neue Ausgabe des Werther: ,Ich finde, daß der Verfasser übel getan hat, sich nicht nach geendigter Schrift zu erschießen.' In der Anzeige eines Aufsatzes des Franzosen Ampère über ,Goethes dichterische Entwicklung' schrieb der greise Meister: ,Wie richtig hat er bemerkt, daß ich in den ersten zehn Jahren meines Weimarischen Dienst- und Hoflebens so gut wie nichts gemacht, daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben.' Ähnlich in Briefen an die Stein aus Italien: ,Nur die höchste Notwendigkeit konnte mich zwingen, den Entschluß zu fassen. — Ich kämpfte selbst mit Tod und Leben, und keine Zunge spricht aus, was in mir vorging.'

Aber was war ihm denn Charlotte von Stein, diese Frau, mit der er sich durch das Schicksal so rein genau gebunden wähnte; die ihm wie eine Schwester oder Frau in einem

früheren Dasein erschien; der einzige Mensch, der ihn angeblich verstand; von dem er in dankbarem Überschwang gesungen hatte:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen, Spähtest, wie die reinste Nerve klingt, Konntest mich mit einem Blicke lesen, Den so schwer ein sterblich Aug durchdringt.

Hatte diese Frau mit dem vielgepriesenen ‚tiefsten Verständnis für Goethes Seelenleben' gar nichts von dem Grunde seiner Unrast, von der verzweifelnden Sehnsucht nach einer menschlichen und künstlerischen Wiedergeburt erspäht? Nichts hatte sie erspäht noch gespürt! Tiefgekränkt schmollte die durch seine plötzliche Abreise völlig überraschte Geliebte, die ihn längst selber hätte nach Italien treiben müssen, wenn sie eine Ahnung von seinem Innenleben, von den Bedürfnissen dieser Künstlerseele gehabt und ihn, nicht bloß sich, wahrhaft geliebt hätte. Aus keinem der tausend Briefe Goethes an die Stein lesen wir, daß sie ihn je zum Vollenden eines Werkes liebevoll eifernd angespornt!

Gab es irgendeinen Menschen auf Erden, in dessen Busen Goethe seine verzehrende Sehnsucht vom ersten Aufzittern durch alle Qualen hindurch hätte ausströmen müssen, außer Charlotte von Stein, wenn Lebenswahrheit gewesen wäre, was er einst an Lavater geschrieben hatte: ‚Es hat sich ein Band geflochten, wie die Bande der Natur sind' —? Nur dem Herzog andeutend, dem treuen Seidel klar vertraute er das Ziel seiner Flucht; der Einzigeinen verschwieg er sorgsam Vorsatz und Ziel, wie er ihr übrigens seine Harzreise im Winter von 1777 verschwiegen hatte. Alle noch gewohnheitsmäßig fortgesetzten Liebesbriefe von der Reise und aus Rom an die Stein täuschen uns nicht darüber, daß zwischen dem Fliehenden und der Erzürnten schon längst kein volles Vertrauen geherrscht haben kann, — und was ist Liebe ohne Vertrauen? Wie aus den Wolken fiel die Stein, als sie aus Italien zu hören bekam, daß Goethe sich an ihrer Seite doch nicht vollkommen beglückt gefühlt, daß er, ihr verborgen, Höllenfoltern geduldet hatte:

Jetzt darf ich's sagen, darf meine Krankheit und Torheit gestehen. Schon einige Jahre habe ich keinen lateinischen Schriftsteller ansehen, nichts, was nur ein Bild von Italien erneuerte, berühren dürfen, ohne die entsetzlichsten Schmerzen zu leiden. — Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, den ich jetzt ausführe, so wär' ich rein zu Grunde gegangen und zu allem unfähig geworden.

Und dann: wie konnte in einem echtliebenden Manne eine so peinvolle Sehnsucht nach einschneidendem Lebenswechsel fern von der Geliebten, ja nach neuen Lebensquellen erwachsen, wenn er in der Einen, der Liebsten, tiefstes Herzens- und Geistesgenügen gefunden hätte? Wer trennt sich freiwillig von dem, woraus die Seele ihren Atem zieht? Goethe hat sich von der Stein losgerissen, weil sein Jugenddichterrausch seit Jahren verflogen war; heimlich hat er sich losgerissen, weil er ihr, mit gutem Grunde, weder die Seelengröße noch das Verständnis zutraute, um über solche Lebensfrage offen mit ihr zu sprechen. Völlige, dauernde Trennung von der Stein war nicht die bewußte Absicht der Flucht; erst mit der wachsenden Raum- und Zeitferne erging es der Geliebten, wie es auf seinen früheren Lebensstufen den unbedeutenden Freunden ergangen war: sie verschwand ihm in Nebel. In dem Diarium seiner Seele war ein neues Blatt aufgeschlagen, auf das wohl noch der Name der im kimmerischen Norden zurückgebliebenen Frau geschrieben stand, doch mit immer schwächerem Gegenklang aus der Seele dessen, der ohne sie und fern von ihr eine Wiedergeburt zu erleben ausgezogen war.

Zweites Kapitel.

Reise nach und Aufenthalt in Italien.

Das Wehn der Himmelslüfte,
Dem Paradiese gleich,
Des Blumenfelds Gedüfte,
Das ist mein weites Reich.
Das Leben aus dem Grabe
Jahrhunderte beschließt;
Das ist der Schatz, die Habe,
Die man mit mir genießt.

Früh drei Uhr stahl ich mich aus Karlsbad, weil man mich sonst nicht fortgelassen hätte. — ‚Ich warf mich ganz allein, nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend in eine Postchaise.' So beginnt Goethes Bericht seiner Reise nach Italien. Es war am 3. September 1786, in der ersten Woche seines 38. Lebensjahres. Auch die Schnelligkeit der Reise kennzeichnet sie als eine Flucht: in 39 Stunden wurde das 24½ Meilen entfernte Regensburg

erreicht; Goethe war diese ganze Zeit hindurch nicht aus den Kleidern gekommen. Von dort wiederum ohne Nachtruhe weiter gen Süden bis Verona, ohne irgendwo längern Aufenthalt zu nehmen als zum Essen und Pferdewechseln. Er jubelt über das Vorwärtsstürmen: ‚Die Postillons fuhren, daß einem Sehen und Hören verging, und so leid es mir tat, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichen Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freute es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte.' Doch läßt ihm die rasende Eile Muße, seinen nun schon zum Bedürfnis gewordenen scharfen Naturbeobachtungen aller Art nachzugehen, der Wolkenbildung, Bodengestalt, Pflanzenform, Weinzucht.

Wohl könnte er sich aus wissenschaftlichen Reisebüchern über das Gesehene belehren; doch ihm ist's jetzt nur um den sinnlichen Eindruck zu tun, den kein Buch und kein Bild gibt. Er fühlt, wie das bloße Fortbewegen heilend zu wirken beginnt. Er nimmt wieder Anteil an der Welt, versucht, ob sein Auge licht, rein und hell ist; wieviel er in der Geschwindigkeit fassen kann, und ob die Falten, die sich in sein Gemüt geschlagen und gedrückt haben, wieder auszutilgen sind. In Weimar hatte er gemächlich hinleben können, ohne sich viel um die kleinen Alltagsorgen des Daseins zu scheren; hier, wo er sich selbst bedienen muß, bekommt er in ‚wenigen Tagen eine ganz andere Elastizität des Geistes'; denn er muß sich ‚um den Geldkurs bekümmern, wechseln, bezahlen, notieren, schreiben, anstatt daß ich sonst nur dachte, wollte, sann, befahl und diktierte'. Je weiter südlich, desto heimischer fühlt sich dieser Sohn der Sonne: ‚Doch einmal in der Welt zu Hause und nicht wie geborgt oder im Exil'. Sogar der ihm aus seiner süddeutschen Heimat erinnerliche ‚vaterländische Staub, der manchmal den Wagen umwirbelt, von dem ich so lange (in dem feuchteren Thüringen) nichts erfahren habe, wird begrüßt'.

Unterwegs genießt er die Überraschungsfreuden, die jeder Italienreisende kennt: das erste Erklingen der schönen fremden Sprache, in Rovereto; den Anblick des ersten Ölbaums, bei Torbole der ersten ‚weißen kleinen Feigen als gemeiner Frucht'. Er steht am Gestade des Gardasees, der bei stärker wachsendem Winde höhere Wellen gegen die Lände wirft; unterm Anhauch des Südens empfindet er die Verse seiner Iphigenie mit unmittelbarer Lebendigkeit:

Denn ach, mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh ich lange Tage,
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Bei der Weiterfahrt hat er in Malcesine am Gardasee ‚ein gefährliches Abenteuer, das ich mit gutem Humor überstand und in der Erinnerung lustig finde'. Beim Zeichnen eines alten Turms wird er für einen Spion des österreichischen Kaisers gegen die Republik Venedig gehalten, der damals ein großer Teil von Oberitalien gehörte. Er gibt sich selbst als einen Republikaner aus Frankfurt zu erkennen; ein vordem in der Reichsstadt ansässig gewesener Malcesiner wird gerufen, erinnert sich des Hauses Brentano, beschenkt den Reisenden mit einem Fruchtkörbchen, und Goethe scheidet von den beruhigten Einwohnern wie ein werter Gastfreund.

Ein paar Tage weilt er in Verona; dann geht's nach Vicenza, wo er in wenigen Stunden nach der Ankunft ‚die Stadt durchläuft, das olympische Theater und die Prachtbauten Palladios (1518—1580) sieht'. Mit der damals allgemein üblichen Überschätzung dieses Renaissancebaumeisters begeistert er sich für den, heute wieder unterschätzten, Künstler: ‚Es ist wirklich etwas Göttliches in seinen Anlagen, völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein Drittes bildet, dessen erborgtes Dasein uns bezaubert.'

Vom 19. zum 26. September verweilt er in Vicenza, setzt die Reise nach Padua fort, berichtet nach Weimar über die Universität, den Riesensaal im Rathaus, den Botanischen Garten: ‚Hier in dieser neu mir entgegentretenden Mannigfaltigkeit wird jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne', also die Bestärkung seiner Lehre von der ‚Metamorphose der Pflanze'. — Von den Wandgemälden Giottos in der Arena kein Wort.

Zu Wasser geht's auf der Brenta nach Venedig:

So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den 28. September abends, nach unserer Uhr um Fünfe, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die

Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, die Biberrepublik betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat.

Der Anblick der ersten Gondel erweckt ihm Erinnerungen an ein Kinderspielzeug: der Vater hatte aus Venedig ein Gondelmodell mitgebracht; alles grüßt ihn wie eine alte Bekanntschaft.

Dann kommt ein Ereignis: Goethe erblickt — im 38. Lebensjahr! — aus der Höhe des Glockenturmes von San Marco zum erstenmal das Meer. Ein mächtiger Eindruck, dem der schlichteste Ausdruck gegeben wird: ‚Das Meer ist doch ein großer Anblick!‘

In der Nacht des 14. Oktobers verläßt er zu Schiff Venedig und fährt in zwei Tagen nach Ferrara. Hier wo ‚Ariost unzufrieden, Tasso unglücklich wohnte‘, bleibt er nur einen Tag, läßt sich Tassos angebliches Gefängnis zeigen, wird aber durch den damit getriebenen Schwindel — man zeigte ihm ‚einen Holzstall oder Kohlengewölbe‘ — ganz mürrisch und empfängt keine besondere Anregung zur Weiterführung seines auf die Reise mitgenommenen Dramas.

In Bologna werden zwei Tage zugebracht, ‚bestmöglichst angewendet, um zu sehen und wieder zu sehen‘, namentlich Raphaels Cäcilia und die Bilder der Bologneser Malerschule, Guido Renis, Domenichinos, der Carracci. Hier überfallen Goethen der Abscheu und die Ermüdung, die jeder Italienreisende kennt: der Ärger über die ‚meist unsinnigen Gegenstände der Bilder, über die man toll wird, indem man sie verehren und lieben möchte‘. Ohne Kunstheuchelei spricht er es aus: ‚Man ist immer auf der Anatomie, dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, niemals Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch von außen Erwartetes. Entweder Missetäter oder Verzückte, Verbrecher oder Narren.‘ — Der Eindruck all der Schindangerbilder wird ausgewischt durch eine heilige Agatha, deren Gestalt er sich merkt: ‚Ich werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.‘

So reich strömt ihm, seitdem er nicht mehr in dem dumpfigen Weimarer Leben steckt, die Quelle der selbstschaffenden Kunst, daß die Stoffe sich gegenseitig drängen und fast verdrängen. Unterwegs will er die Arbeit an der Iphigenie fortsetzen, das heißt die Versgestaltung. ‚Aber was geschah? Der Geist führte mir das Argument (Inhalt) der Iphigenia von Delphi vor die Seele, und ich mußte es ausbilden.‘ Von einem Auftritt, dem Wiedererkennen zwischen Elektra und Iphigenie, schreibt Goethe, wenn er gelinge, so sei nicht leicht etwa Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wie so viele herrliche Pläne blieb auch dieser nur Plan; neue Ablenkungen, diesmal kein amtsgeschäftlicher Kleinkram, sondern Kunst- und Naturstudien, zerren den Wanderer aus der dichterischen Bahn: ‚Kaum nahe ich mich den Bergen (dem Appennin), so werde ich schon wieder vom Gestein angezogen.‘ Beide Iphigenien mußten zurücktreten hinter die Untersuchung des Bologneser leuchtenden Schwerspates.

Noch andre Pläne steigen auf, alte, halbverschollene und neue. In einem der nicht in die ‚Italienische Reise‘ aufgenommenen Briefe an die Stein (22. 10. 1786) berichtet er von der Fahrt übers Gebirge:

> Heute früh saß ich ganz still im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht der ‚Ankunft des Herrn‘ oder dem Ewigen Juden recht ausgedacht. Wenn mir doch der Himmel nun Raum gäbe, nach und nach das Alles auszuarbeiten, was ich im Sinne habe. Es ist unglaublich, was mich diese acht Wochen auf Haupt- und Grundbegriffe des Lebens sowohl als der Kunst geführt haben. Sagt' ich dir schon, daß ich einen Plan zu einem Trauerspiel Ulysses auf Phäa (bei den Phäaken, später Nausikaa genannt) gemacht habe? Ein sonderbarer Gedanke, der vielleicht glücken könnte.

Gewiß, — würde nur die Hälfte der an die geologischen und botanischen Arbeiten gesetzten Zeit an dieses Drama gewandt.

Florenz wird ‚eiligst durchlaufen, der Dom, das Baptisterium — der Garten Boboli liegt köstlich. Ich eilte so schnell heraus als hinein.‘ Denn nun beginnt Rom alles Dazwischenliegende durch seine übermächtige Anziehung zu verdrängen. Perugia wird nur durchflogen: ‚In Perugia hab ich nichts gesehen, aus Zufall und Schuld.‘ In Assisi läßt er die ‚babylonisch übereinander getürmten Kirchen, wo der heilige Franziskus ruht, links mit Abneigung‘

und fragt sich nach dem in der Oberstadt gelegenen Minervatempel durch, dem ersten vollständigen Denkmal alter Zeit, das er erblickt. ‚Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen.‘

Schon von Ferrara hatte er sich der Vetturinen bedient, wie einfache Reisende tun. Er hat seine arge Not mit ihnen, mit dem verschiedenen Gelde der italienischen Staaten, die er durchfährt, den schlechten Wirtshäusern; aber am Schlusse eines seiner Reisebriefe bricht er doch in den trotzigen Ruf aus: ‚Ich habe nichts gewollt, als das Land sehen, auf welche Kosten es sei, und wenn sie mich auf Ixions Rad nach Rom schleppen, so will ich mich nicht beklagen.‘

Näher und näher rückt er Rom; am 26. Oktober schreibt er aus Foligno:

Wenn ich so denke, heut ist Donnerstag und den nächsten Sonntag wirst du in Rom schlafen nach dreißig Jahren Wunsch und Hoffnung. Es ist ein närrisch Ding der Mensch. — Ich ziehe mich garnicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte! und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da.

Aus Città Castellana noch ein letzter Brief in die Heimat: ‚Morgen Abend also in **Rom**!‘

Am 29. Oktober 1786 fährt Goethe auf der Via Flaminia durch die Porta del Popolo in die Stadt seiner Sehnsucht ein. Wenige Tage nach der Ankunft schreibt er dem Herzog nach Weimar:

Endlich kann ich den Mund auftun und Sie mit Freuden begrüßen. Verzeihen Sie das Geheimnis und die gleichsam unterirdische Reise hierher. Kaum wagte ich mir selbst zu sagen, wohin ich ging, selbst unterwegs fürchtete ich noch, und nur unter der Porta del Popolo war ich mir gewiß, Rom zu haben.

Dann einen Brief an die Mutter:

Wie wohl mir's ist, daß sich so viele Träume und Wünsche meines Lebens auflösen, daß ich nun die Gegenstände in der Natur sehe, die ich von Jugend auf in Kupfer sah und von denen ich den Vater so oft erzählen hörte, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Alle diese Dinge seh ich freilich ein wenig spät, doch mit desto mehr Nutzen. — Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen und mir und meinen Freunden zu größerer Freude leben.

So lange vorher schon hat er mit seinem Herzen in Rom verweilt, daß ihm kein ganz neuer Gedanke darüber kommt, nichts ganz fremd ist.

Goethe nimmt bei dem kurhessischen Maler Wilhelm Tischbein (1751—1829) Wohnung am Corso — das Haus trägt heute die Nummer 18 — und beginnt sein römisches Leben: Arbeit an seinen dichterischen Entwürfen, weit mehr Arbeit am Bewältigen Roms und viel viel Arbeit in allen Künsten, in Zeichnen, Malerei, Tonformerei usw., die er noch immer, mit bald 40 Jahren, heimlich für seinen wahren Beruf hält. Die Zersplitterung, der er entflohen, kommt in andrer Weise wieder über ihn; doch macht sie ihn nicht so unzufrieden wie die in Weimar. Er verfällt dem fast berufsmäßigen Studium der Kunstgeschichte; ein Schweizer, **Heinrich Meyer** aus Stäfa (1759—1832), der ‚Kunscht-Meyer‘ der späteren Tage, wird sein Führer und Lehrer.

Rom gibt ihm seine Rätsel auf; er schaut in die Zeiten zurück, überdenkt ‚eine Existenz, die zweitausend Jahre und darüber alt ist, und wird ein Mitgenosse der großen Ratschlüsse des Schicksals‘. Er lebt in einem ‚wunderlichen, vielleicht grillenhaften Halbinkognito‘, ist nicht der Weimarische Geheimrat und berühmte Dichter von Goethe, sondern ein beliebiger Kaufmann Möller. Die meisten Deutschen wissen seinen wahren Namen, achten jedoch seinen Wunsch, unterzutauchen und nur genießender, lernender Mensch zu sein. Die Römer wollen den Dichter nach alter Sitte auf dem Kapitol krönen; erhaben über solchen Ruhmestand schreibt er: ‚Ich wäre ein großer Tor, zu glauben, daß das alles um meinetwillen geschähe.‘

Mit den verfließenden Wochen läßt die Spannung nach; er lebt ‚in einer Klarheit und Ruhe, von der er lange kein Gefühl hatte‘. Der innere Stilwandel beginnt, das ‚Klassische‘ nimmt ihn gefangen:

Wahrlich es gibt hier nichts Kleines. — Kehr ich in mich selbst zurück, wie man doch so gern tut bei jeder Gelegenheit, so entdecke ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen

Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, gelangt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem gesetzten Wesen mit Freude. Hier liegen die Keime zu Goethes dritter Schriftstellerepoche.

Die Wonne an Rom wird ihm durch die Schmoll- und Grollbriefe der Stein gestört, die das große Ereignis in Goethes Leben nicht begreift, an nichts denkt als an sich und daß er nicht förmlich von ihr Abschied genommen. Doch lange währt diese Störnis nicht, die große Gegenwart erdrückt die kleinliche Vergangenheit, und es gilt Wichtigeres als die Etikette dieser Liebe: ‚Die Wiedergeburt, die mich von innen heraus umarbeitet, wirkt immer fort. — Gebe der Himmel, daß bei meiner Rückkehr auch die moralischen Folgen an mir zu fühlen sein möchten, die mir das Leben in einer weiteren Welt gebracht hat. Ja es ist zugleich mit dem Kunstsinn der sittliche, welcher große Erneuerung leidet.‘ Inhaltschwere, vieldeutige Worte.

Zu Ende des Jahres plant Tischbein ein Bildnis Goethes: ‚Ich soll in Lebensgröße als Reisender, in einen weißen Mantel gehüllt, in freier Luft auf einem umgestürzten Obelisken sitzend, vorgestellt werden, die tief im Hintergrund liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschauend. Es gibt ein schönes Bild.‘ Das herrliche Werk hängt jetzt in der Städelschen Sammlung zu Frankfurt.

Noch eine andre wichtige Freundschaft schließt Goethe in Rom: mit dem Berliner Lehrer, Romandichter und Kunstschriftsteller Karl Philipp Moritz aus Hameln (1756—1793), dessen Erziehungsroman ‚Anton Reiser‘ (1785—1790) ein nicht zu verachtender Vorläufer von Wilhelm Meister ist. Goethe bewunderte an Moritz den sprachlichen und metrischen Formensinn und will aus seiner ‚Prosodie‘ namentlich für die Versbearbeitung der Iphigenie viel gelernt haben. Diese wurde in Rom mit Vollendungseifer vorgenommen: ‚Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde.‘

Das römische Kirchenwesen mit all seinem Pomp macht nur einen theaterhaften Eindruck auf ihn, der

im protestantischen Diogenismus so alt geworden, daß mir diese Herrlichkeit mehr nimmt als gibt. Ich möchte auch wie mein frommer Vorfahre (Diogenes) zu diesen geistlichen Weltüberwindern sagen: ‚Verdeckt mir doch nicht die Sonne höherer Kunst und reiner Menschheit.‘ — Auch da hab ich wieder gefühlt, daß ich für alles zu alt bin, nur fürs Wahre nicht. Ihre Zeremonien und Opern, ihre Umgänge und Ballete, es fließt alles wie Wasser von einem Wachstuchmantel an mir herunter. Eine Wirkung der Natur hingegen wie der Sonnenuntergang von Villa Madama gesehen, ein Werk der Kunst wie die vielverehrte Juno (in der Villa Ludovisi), machen tiefen und bleibenden Eindruck.

Durch Tischbein wird er mit der an einen Italiener verheirateten Malerin Angelika Kauffmann aus Chur (1741—1807) bekannt und verkehrt mit ihr aufs freundschaftlichste. Sein Bildnis zu malen mißglückt ihr; für die Iphigenie hat sie feines Verständnis: ‚Die zarte Seele Angelika nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf; sie versprach mir eine Zeichnung daraus aufzustellen, die ich zum Andenken besitzen sollte.‘ Es ist der Höhepunkt des Dramas: Iphigenie und Pylades treten besänftigend zu Orest, der aus dem Todestraum zum Leben erwacht (Akt 3, Auftritt 3).

Die dichterische Arbeit nach dem Abschluß der Iphigenie gerät ins Schwanken. Die Abreise nach Neapel steht bevor, — noch einmal beginnt das Hetzen durch die Kunstschätze Roms: ‚Seit vierzehn Tagen bin ich vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung; was ich noch nicht gesehen, such ich auf. Das Vorzüglichste wird zum zweiten- oder drittenmal betrachtet.‘ Goethe macht die Krankheit durch, an der so viele Romfahrer leiden: das kunstgeschichtliche Vollständigkeitsfieber. Da nimmt es nicht wunder, wenn er über seine eigentliche Kunstaufgabe in Zweifel gerät: ‚Hätte ich nicht besser getan, nach meinem ersten Entschluß diese Dinge (Egmont, Iphigenie, Tasso!) fragmentarisch in die Welt zu schicken und neue Gegenstände mit frischem Mut und Kräften zu unternehmen, an denen ich frischeren Anteil nehme? Tät ich nicht besser, Iphigenie auf Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen?‘ — Der Tasso ist uns nur durch den Gedanken gerettet worden: ‚Doch habe ich auch da hinein schon zuviel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.‘



Goethe in der römischen Campagna (von Tischbein, 1787).



Maddalena Riggi.
(Zeichnung von Goethe, 1787.)

Der erste römische Aufenthalt geht zu Ende. Wieder, wie an die Mutter nach der Ankunft, entringt sich ihm der bedauernde Seufzer: ‚Warum nicht früher!‘ Er fühlt, daß er mit jüngern Jahren eine noch tiefere Freude an all der Herrlichkeit genossen haben würde. In Winckelmanns Briefen steht ein ganz ähnliches Bedauern. — Immer dichter und bunter wird das Gedränge in seinem Kopf; denn nun wo sich der italienische Frühling, nach der Mitte des Februars 1787, ankündigt, wo Blumen aus der Erde kommen, die er noch nicht kennt, und neue Blüten an den Bäumen, wo die Mandeln blühen und eine neue lustige Erscheinung zwischen den dunkelgrünen Eichen machen, überfällt ihn wieder sein naturwissenschaftlicher Forschertrieb: ‚Meine botanischen Grillen bekräftigen sich an allem diesen, und ich bin auf dem Wege, neue, schöne Verhältnisse zu entdecken, wie die Natur solch ein Ungeheures, das wie nichts aussieht, aus dem Einfachen das Mannigfaltigste entwickelt.‘

Jetzt wird für die Reise nach Süden gepackt, von poetischen Arbeiten nur der Tasso mitgenommen. Über Velletri, durch die Pontinischen Sümpfe geht es zu Lande nach **Neapel**, wo er am 25. Februar 1787 eintrifft. Hier besucht er den damals berühmten Landschaftsmaler Philipp Hackert aus Prenzlau, den Hofmaler des Königs, und gewinnt den Glauben an einen außergewöhnlichen Wert des mittelmäßigen Künstlers. Am 6. März besteigt er, nicht ohne Gefahr, in Tischbeins Geleit den Vesuv. Mit ihm fährt er nach Pompeji, verwundert sich über die Enge und Kleinheit der Straßen und Bauten, hat jedoch seine Kunstfreude an den heitern Wandgemälden. In einem zweiten Bericht steht der berühmte Satz: ‚Es ist viel Unheil in der Welt geschehen, aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte.‘ Das Untersuchen der Ausbruchstoffe des Vesuvs lenkt ihn erst recht von der Dichtung zur Naturwissenschaft, und er schreibt den erschreckenden Satz nieder: ‚Eigentlich sollt ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte.‘ Noch immer ist er nicht darüber klar, daß jeder mit höchster Kraft das treiben soll, was unter allen einzig er vermag.

Gleich danach gerät er wieder auf den Irrpfad zur bildenden Kunst. Hackert hat ihm erklärt: ‚Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monat bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht‘, und Goethe läßt sich halb und halb verlocken. Kurz vor der Abreise aus Neapel wird er noch mit dem Hildesheimer Landschaftsmaler Kniep (1748—1825) bekannt, findet in ihm einen guten Gesellen und besucht mit ihm Pästum. Er faßt den Entschluß, die Reise nach Sizilien mit diesem wackern Künstler zusammen zu machen.

Am Tage vor der Abreise schlägt ihm der Graf von Waldeck in Neapel vor, nach der Rückkehr aus Sizilien mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen; doch Goethe, der nach Italien gereist ist, um griechische Kunst zu sehen, der nach Sizilien fährt, um vermeintlich griechische Landschaft zu genießen, wird durch eine so verlockende Einladung nur beunruhigt: ‚Wenn man sich einmal in die Welt macht und sich mit der Welt einläßt, so mag man sich gar hüten, daß man nicht entrückt oder wohl gar verrückt wird.‘ So hat Goethe, das Land der Griechen mit der Seele suchend, die schönste Gelegenheit verpaßt, wirklich griechischen Boden zu treten, echte griechische Tempelbauten, echte Marmorgebilde von Phidias' Hand zu schauen, lauter schon damals nicht unmögliche Dinge. An den Giebelfeldern des Parthenon hätte er den, damals noch nicht von Lord Elgin geraubten, reichen bildnerischen Schmuck sehen können.

Auf der Meerfahrt nach Palermo wird Goethe seekrank, bleibt ruhig ausgestreckt auf dem Rücken liegen und beobachtet die widrige Krankheit gelassen, wie fünf Jahre später das Kanonenfieber (S. 331). Es gelingt ihm, bei Weißbrot und Rotwein sich auf die Versumarbeitung der zwei ersten Akte des Tasso zu sammeln und im ‚Walfischbauch‘ des Schiffes den Plan des Dramas weiter zu denken.

Am 2. April 1787 landet Goethe mit Kniep in Palermo. Hier bringt er die vergnügtesten Stunden in dem öffentlichen Garten (Villa Giulia) unmittelbar an der Reede zu, und der Eindruck dieses Wundergartens ruft ihm die Insel der Phäaken ins Gedächtnis. Sogleich wird ein Homer gekauft und mit großer Erbauung der siebente Gesang der Odyssee gelesen. Der

Plan zur Nausikaa keimt herauf, bleibt aber ohne liebende Pflege. Statt dessen beschäftigt sich Goethe mit dem Aufsuchen der Familie des abenteuernden Schwindlers Cagliostro, des traurigen Helden seines späteren traurigen Großkophta. Dann wird wieder ein Anlauf für die Nausikaa genommen, — wieder ohne rechten Erfolg:

Es ist ein wahres Unglück, wenn man von vielerlei Geistern verfolgt und versucht wird! Heute früh ging ich mit dem festen, ruhigen Vorsatz, meine dichterischen Träume fortzusetzen, nach dem öffentlichen Garten, allein, eh' ich mich's versah, erhaschte mich ein anderes Gespenst, das mir schon diese Tage nachgeschlichen. — Im Angesicht so vielerlei neuen und erneuten Gebildes fiel mir die alte Grille wieder ein, ob ich nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könnte. Eine solche muß es denn doch geben! Woran würde ich sonst erkennen, daß dieses oder jenes Gebilde eine Pflanze sei, wenn sie nicht alle nach einem Muster gebildet würden? Es machte mich unruhig, ohne daß es mir weiter half. Gestört war mein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan.

Verdrießlich ruft Goethe aus: ‚Warum sind wir Neueren doch so zerstreut, warum gereizt zu Forderungen, die wir nicht erreichen, noch erfüllen können!'

Eine Rundfahrt durch die Insel führt ihn über Girgenti, Catania, Taormina, wo der Plan zur Nausikaa zu Ende gedacht wird; doch eben nur ‚im Geiste durchgearbeitet, wo es denn, durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen geblieben'. So kann denn Goethe die Zerstreuungen, diese immerwährenden Feinde gesammelten Schaffens, in der Fremde so wenig loswerden wie daheim. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Messina wird am 17. Mai 1787 die Rückfahrt nach Neapel angetreten. Dort verweilt Goethe noch ein paar Wochen und reist am 3. Juni, von jetzt ab ohne Kniep, nach Rom, wo er vom 7. Juni bis in den April 1788 bleibt.

Hier gerät er wiederum dem zeitweilig in Rom wohnenden Hackert in die Hände. Da Goethe mehr den Dilettanten der Malerei als den Dichter herauskehrt, so ist jener entschuldigt, wenn er ‚halb im Scherz, halb im Ernst, den Vorschlag tut, achtzehn Monate in Italien zu bleiben und mich nach guten Grundsätzen zu üben'. Man atmet auf, wenn man liest, daß Goethe doch daran zu zweifeln scheint. Die Verführung zum Abirren von dem ‚Gesetz, wonach er angetreten', ist groß: ‚Meine kleinen Talente müssen hier ganz durchgearbeitet, ganz reif werden, sonst bring ich wieder euch einen halben Freund zurück.' Der leidenschaftliche Verehrer Goethes möchte ihm über die Jahrhunderte zurufen: Überlasse die kleinen Talente sich selbst und arbeite dein eines größtes seiner Natur getreu durch!

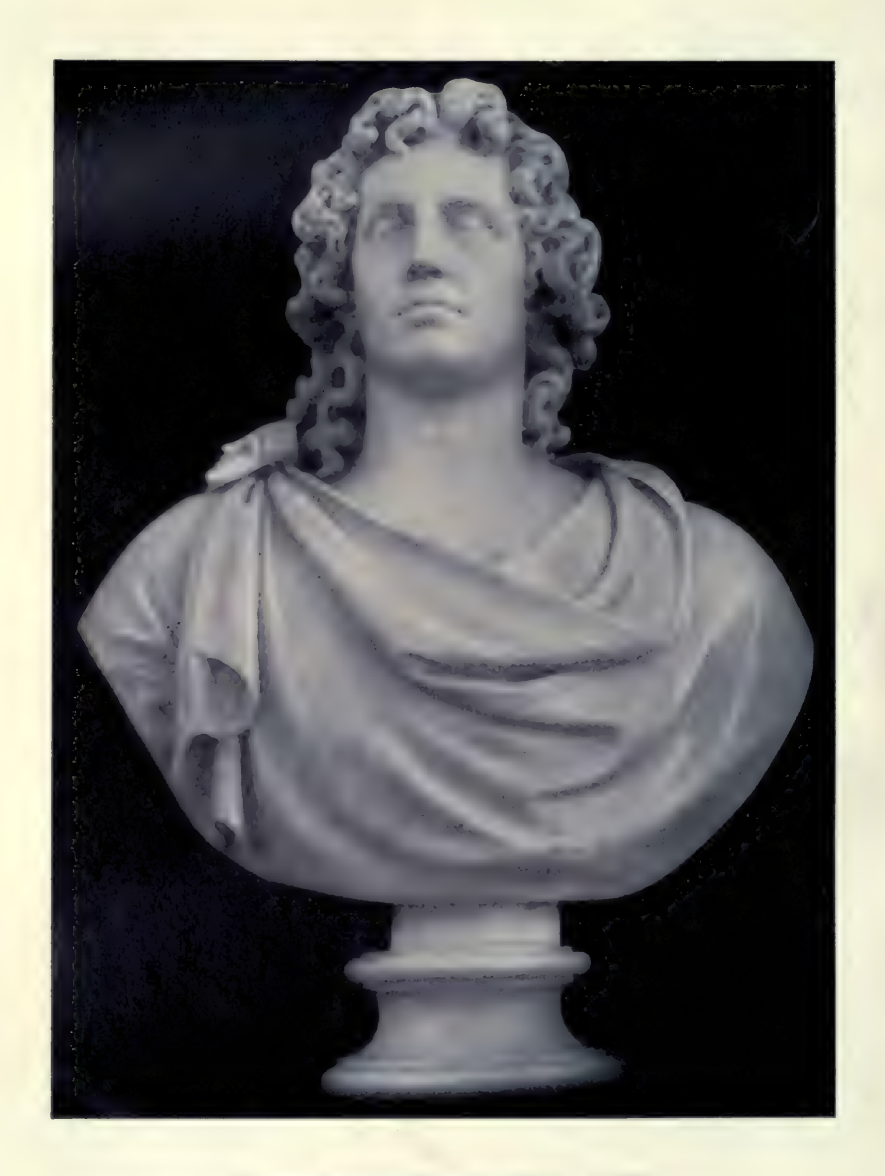
Ausflüge in die Umgegend Roms werden gemacht. Endlich wird der Egmont vorgenommen, und da es ganze Szenen gibt, an die nicht gerührt zu werden braucht, so rückt die Arbeit trotz der Sommerhitze vor. Die deutschen Künstler in Rom bemühen sich, Goethes ‚Talentchen zuzustutzen und zu erweitern'; doch bleibt er diesmal fest und führt den Egmont zu Ende. Dazwischen drängt sich freilich das, was Goethe selbst ‚störende Naturbetrachtungen' nennt, und in seinem Buche ‚Zweiter römischer Aufenthalt' berichtet er: ‚Poesie, Kunst und Altertum, jedes forderte mich gewissermaßen ganz'. Dies aber soll nur das Bedauern erklären, daß an ein geregeltes Studium der Pflanzenkunde in Rom nicht zu denken war!

Nunmehr tritt er in nähern Verkehr mit der italienischen Gesellschaft, und da man in ihr unwillkürlich auf Dante zu sprechen kommt, so nimmt er kein Blatt vor den Mund: er habe nie begreifen können, wie man sich mit diesen Gedichten beschäftigen möge; ihm komme die Hölle ganz abscheulich vor, das Fegefeuer zweideutig und das Paradies langweilig.

Im August 1787 faßt er den Entschluß, noch bis Ostern nächsten Jahres in Italien zu verweilen, er könne jetzt nicht aus der Lehre laufen. Arbeitsfroh traut er sich die baldige Vollendung des Tasso zu, und ‚Faust soll auf seinem Mantel als Kurier meine Ankunft melden'. Ja wenn die Zerstreuungen aller Art im römischen Leben nicht wären, vor allem die noch immer nicht ganz abgetanen bildnerischen Gelüste: ‚Meine Sächelchen muß ich wenigstens mit Sammlung und Freudigkeit enden', — und wenn die Naturforschung nicht immer aufs neue ‚eine leidenschaftliche Bewegung in seinem Geiste hervorgebracht hätte'.

Im August 1787 beschäftigt er sich eingehend mit Raphael, ein wenig auch mit Michel-





Trippels erste Goethe-Büste (1787).
(Nach einer Aufnahme von Molsberger im Schlosse zu Arolsen.)

angelo und sieht zum erstenmal die von einem Engländer mitgebrachten Zeichnungen nach den Giebelfeldern des Parthenon mit ‚unauslöschlichem Eindruck'.

Im Auftrage des Grafen von Waldeck arbeitet der schweizerische Bildhauer Alexander Trippel (1744—1793) an einer Marmorbüste Goethes. Die jetzt in der Weimarischen Bibliothek befindliche Büste wurde 1790 für die Herzogin Amalia als Wiederholung jener ersten, bedeutenderen hergestellt, die sich in Arolsen befindet.

Am 1. September 1787 schreibt Goethe nach Weimar: „Heute, kann ich sagen, ist Egmont fertig geworden'; zwei Tage darauf: „Jetzt gehen hier erst meine Studien an', nämlich die Kunststudien, denn ‚ich bin wieder in die ägyptischen Sachen gekommen'. Wieder nach zwei Tagen erwartet er ‚mit Verlangen die Arbeiten eines geschickten Architekten, der in Palmyra war und die Gegenstände mit Verstand und Geschmack gezeichnet hat'. Und dann lesen wir unterm 12. September: ‚Die Künste werden auch fortgetrieben, daß es saust und braust.'

Inmitten der Zeichnerei empfängt er die vier ersten Bände seiner gesammelten Werke, ‚zarte Bändchen, die Resultate eines halben Lebens', und tut darüber den berühmten Ausspruch: ‚Es ist kein Buchstabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre'. Seine Sorge und Hoffnung ist, ‚daß die vier folgenden nicht hinter diesen bleiben'. Wir erwarten, nun wird es mit gesammelter Kraft an den halbfertigen Tasso und den zu überarbeitenden und auszufüllenden Torso des Faust gehen. Statt dessen lesen wir ein paar Tage darnach aus Frascati, wohin er sich begeben, um ‚auch dort zu mühen und zu arbeiten', die unheimlichen Sätze: ‚Ich bin hier sehr glücklich, es wird den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht, geklebt, Handwerk und Kunst recht ex professo getrieben. Nun hoff' ich, daß auch die Zeit des Vollendens kommen wird', — des Vollendens im Zeichnen, Malen und Tuschen! ‚Meine erste Angelegenheit ist und bleibt, daß ich es im Zeichnen zu einem gewissen Grade bringe.' Man freut sich, wenn man erfährt, daß ein reinmenschliches Erlebnis zwischen all jenes bildnerische Dilettantenwesen fährt, die Begegnung mit der schönen Mailänderin (S. 275).

Am 27. Oktober 1787 schreibt Goethe wieder aus Rom, aber nichts vom Tasso noch vom Faust, sondern von dem Plan zu einer komischen Oper (dem späteren Großkophta) und von der bosselnden Verbesserei der Singspiele Claudine und Erwin mit Hilfe des erwarteten Musikers Kayser, eines Frankfurters (geb. 1755). Faust und Tasso liegen wie zwei Steine vor ihm, doch er hofft, ‚auch diese Klumpen den Berg hinaufzubringen'. Indessen der verhängnisvolle Kayser trifft ein, ‚und es ist ein dreifach Leben, da die Musik sich anschließt'. Ein Klavier mußte herbeigeschafft werden, und nun ging's an die Vertonung der drei Singspiele, — ‚Scherz, List und Rache' war ja auch noch da. So schreibt denn Goethe im November 1787 mit seiner so oft durchbrechenden Hellsicht in seine höchste Lebensaufgabe: ‚Hier zeigte sich gar bald statt des so nötigen Sammelns und Einens neue Zerstreuung und Zersplitterung.' Goethe hat alle Kritik an den labyrinthischen Gängen seiner Kunstentwicklung selbst vorweggenommen, und man braucht ihm nur nachzuschreiben, um urkundlich das festzustellen, was war.

Im Dezember wird abermals Frascati aufgesucht, sodann mit dem Maler Bury Ariccia, Genzano, Albano und Marino; vor Weihnachten ist Goethe in Rom zurück. Statt zu dichten, wird gezeichnet und Kunstgeschichte getrieben, denn — so beschwichtigt Goethe sich und die Weimarer Freunde — dies ‚helfe dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern'. Das Umstilisieren seiner Dichterart geht seinen Weg; Goethe ist schon so weit darin, daß er die Gebilde und Pläne der Frankfurter Schöpferzeit mißachtet: ‚Meine titanischen Ideen waren nur Luftgestalten, die einer ernsteren Epoche vorspukten.'

Im Februar 1788 ‚ging eine neue Not an': Tasso muß umgearbeitet werden, ‚solche Mühe hat Gott den Menschen gegeben'. Und nun, gegen das Ende seines römischen Aufenthaltes, kommt ihm endlich, endlich die Überzeugung: ‚Zur bildenden Kunst bin ich zu alt, ob ich also ein bißchen mehr oder weniger pfusche, ist eins.' Bald darauf schreibt er das uns schon bekannte Geständnis nieder: ‚Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin' usw. (22. 2. 1788).

Hierüber im Reinen, macht er den Plan zur Ergänzung des Faust und bringt den zum Tasso in Ordnung.

Dann naht der Abschied von Rom: ‚Noch bin ich in Rom mit dem Leibe, nicht mit der Seele.‘ Der schönen Mailänderin (S. 275) wird Lebewohl gesagt ‚in freundlicher, mäßiger Prosa‘, und am Abend vor der Abreise macht Goethe bei Vollmondlicht einen letzten Umgang durch alle Lieblingstätten, über den Korso zum Kapitol, abwärts zum Bogen des Septimius Severus, zum Koliseum, wo ihn ein Schauer überfällt und seine Rückkehr beschleunigt.

Über Goethes römisches Leben wissen wir außer seinen Berichten in Briefen und Tagebüchern, aus denen er viele Jahre später die „Italienische Reise‘ zurechtstrich, schnitt und klebte, nur noch wenig aus andern Quellen. Tischbein beschreibt Goethes Tageslauf in einem Brief an Lavater vom Dezember 1786:

> Die große Gesetztheit und Ruhe hätte ich mir in dem lebhaften Empfinder nicht denken können, und daß er sich in allen Fällen so bekannt und zuhause findet. Was mich noch so sehr an ihm freut, ist sein einfaches Leben. Er begehrte von mir ein kleines Stübchen, wo er schlafen und ungehinderter arbeiten könnte, und ein ganz einfaches Essen, das ich ihm dann leicht verschaffen konnte, weil er mit so wenigem begnügt ist. Da sitzet er nun jetzo und arbeitet des Morgens an seiner Iphigenie bis 9 Uhr. Dann geht er aus und sieht die großen hiesigen Kunstwerke.

Mit schlichtmenschlicher Unbefangenheit kaufte sich Goethe zum Abendessen ein Stück Brot, ein Pfund Trauben und verzehrte es in römischer Freiheit auf der Straße. Das war die gesegnete Zeit, ‚wo das bisher beengte und beängstigte Naturkind in seiner ganzen Losheit wieder nach Luft schnappte‘, und noch der Greis erinnerte sich sehnsuchtsvoll an jene Gipfelzeit seines Lebens: „Ich kann sagen, daß ich nur in Rom empfunden habe, was eigentlich ein Mensch sei. — Ich bin, mit meinem Zustand in Rom verglichen, eigentlich nachher nie wieder froh geworden‘ (zu Eckermann).

Erst in Weimar entstand die Römische Elegie, die das Gefühl jenes erhöhten Lebens ausströmt:

> O, wie fühl' ich in Rom mich so froh! gedenk ich der Zeiten,
> Da mich ein graulicher Tag hinten im Norden umfing,
> Trübe der Himmel und schwer auf meine Scheitel sich senkte,
> Farb- und gestaltlos die Welt um den Ermatteten lag,
> Und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes
> Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung versank.
> Nun umleuchtet der Glanz des helleren Äthers die Stirne;
> Phöbus rufet, der Gott, Formen und Farben hervor.
> Sternhell glänzet die Nacht, sie klingt von weichen Gesängen,
> Und mir leuchtet der Mond heller als nordischer Tag.

Wie ergreift uns das so verständliche Gefühl des leidenschaftlichen Schmerzes am Schlusse der „Italienischen Reise‘:

> Wie sollte mir gerade in solchen Augenblicken Ovids Elegie (in dessen Tristia) nicht ins Gedächtnis zurückkehren, der auch verbannt, in einer Mondnacht Rom verlassen sollte. ‚Dum repeto noctem!‘ (Denk ich an jene Nacht —), seine Rückerinnerung, weit hinten am Schwarzen Meere, im trauer- und jammervollen Zustande, kam mir nicht aus dem Sinn, ich wiederholte das Gedicht, das mir teilweise genau im Gedächtnis hervorstieg.

Freunde Goethes berichten, er habe die letzten zwei Wochen vor dem Verlassen Roms täglich wie ein Kind geweint. Wie tief muß schon vor der Rückkehr nach Weimar, vor dem Erlebnis mit Christiane, die trennende Kluft zwischen Goethe und Frau von Stein sich aufgetan haben, wenn der Gedanke an das näherrückende Wiedersehn mit der brieflich noch immer wie vordem geliebten Frau seinen Tränen nicht wehren konnte!

Am Morgen des 23. April 1788 verließ Goethe Rom; er hat es nie wieder betreten. Auf dem Heimwege weilte er mehre Tage in Florenz; doch nicht Michelangelo noch die großen Erz- und Tonbildner des 15. und 16. Jahrhunderts erregten seine Bewunderung, sondern einzig die Venus der Medici, weil er sie für griechisch hielt. Im Boboli-Garten dichtete er am Tasso. In Mailand stand er lange vor Lionardos Abendmahl; den tiefen Eindruck hat er viel später in einem seiner schönsten Kunstaufsätze wiedergegeben. Dann ging's über die Alpen nordwärts, über den Splügenpaß nach Chur und Konstanz, wo er einige Tage die Gesellschaft der Frau

Barbara Schultheß (S. 187) genoß. Über Augsburg und Nürnberg, nicht über Frankfurt, wo die Mutter seiner harrte, reiste er mit Kayser zusammen nach Thüringen und fuhr am Abend des 18. Juni 1788 in Weimar ein.

Drittes Kapitel.

Innere Erlebnisse und Ergebnisse der Reise.

Ich bin von einer ungeheuren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuß, zum Genuß der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen. (An die Stein, Januar 1787).

Wiedergeburt — dieses Wort tönt uns aus den Italien-Briefen Goethes an die Mutter, den Herzog, die Freunde, die Stein mehr als ein Dutzend Mal entgegen. Er hatte ein Leben eingesetzt und ein Leben gewonnen: „Ich habe nur eine Existenz, diese habe ich diesmal ganz gespielt und spiele sie noch' (an die Stein, 20. 1. 1787). In ihrer ‚Dido' äffte die Empfängerin diese ihr unverständlichen Worte höhnend nach. Der Mutter schrieb er schon im November 1786: „Ich werde als ein neuer Mensch zurückkommen.' In andern Briefen steht: „Ich bin wirklich umgeboren und erneuert und ausgefüllt.' — ‚Es wäre besser, ich käme garnicht wieder, wenn ich nicht wiedergeboren zurückkommen kann.' — Im August 1787: „Ich habe eine Hauptepoche zurückgelegt, rein geendigt und bin fast ein anderer Mensch als vorm Jahr.' — Im September desselben Jahres: „Heute ist es jährig, daß ich mich aus Karlsbad entfernte. Welch ein Jahr! Es war der Geburtstag meines Fürsten und ein Geburtstag für mich zu einem neuen Leben. Es war der Jahrestag meiner Hegire von Karlsbad.' An Herders: „Ich zähle einen zweiten Geburtstag, eine wahre Wiedergeburt von dem Tage, da ich Rom betrat.' — ‚Alles geht mir leicht von der Hand, und manchmal kommt ein Hauch der Jugend mich anzuwehen.' Goethe war damals erst achtunddreißigjährig.

Die Arbeitsfreudigkeit erwacht; die Wiederaufnahme der so lange unterbrochenen Schöpferpläne bewirkt ein Auferstehen: ‚Da ich mir vornahm, meine Fragmente drucken zu lassen (vgl. S. 268), hielt ich mich für tot. Wie froh will ich sein, wenn ich mich durch Vollendung des Angefangenen wieder als lebendig legitimieren kann' (an Karl August). Selbst über den Faust soll es hergehn, und ein vereinzelter Anlauf wird ja genommen. Schon auf der Reise nach Rom hatte dieses Glücksgefühl ob des gewichenen Seelendruckes eingesetzt: „Heilsam und gesegnet, daß auf eine lange Stockung wieder eine Lebensregung sich rührt. Ich finde mich viel, viel anders und besser.'

Wie ist auf einmal der Aktenstaub weggeblasen! Mit voller Absicht hatte der Wanderer den Minister Goethe zu Hause gelassen und war ein beliebiger ‚Kaufmann Möller' geworden, wie ihn sein Paß auswies. ‚Täglich werfe ich eine neue Schale ab und hoffe als Mensch zurückzukehren.' Nicht mehr mit papierenen Berichten von Menschensorgen hat er jetzt zu tun, sondern mit sicht- und greifbaren Menschlichkeiten; als besonders ‚moralisch heilsam' empfindet er's, in Italien ‚unter einem ganz sinnlichen Volke zu leben'.

Die wichtigsten äußeren Geschehnisse stehen im vorigen Kapitel. Die tiefsten Herzenserlebnisse kamen ihm, wie selbstverständlich, auch diesmal vom Weibe. Charlotte von Stein, die von Goethes Seelenleben in den letzten Jahren vor der Flucht keine Ahnung gehabt, versagte gänzlich, blieb auch verständnislos für Goethes Rechtfertigung dieses Rettungsmittels aus höchster Seelennot. Nur an sich, an die ihr vermeintlich bereitete Kränkung, nie an Goethes Lebensaufgabe denkend, tat sie, was die kleinen Menschen, nicht die großen, tun: sie schmollte und schmälte, verdarb dem Wanderer, soweit sie das vermochte, den Genuß an den neuen Herrlichkeiten, spielte die Verratene und Beleidigte. Als sie im September 1786 ohne Nachricht über sein Reiseziel geblieben war, dichtete sie in mittelmäßigen Versen ein Klagelied ob ihrer Einsamkeit, das nach Goethes so herzlichen letzten Briefen an sie vor der Flucht innerlich unwahr klingt. Goethe hatte ihr am 2. September geschrieben: ‚Lebewohl, du süßes Herz! ich bin dein', und dieses Blättchen hatte sie erhalten; so noch das nächste, worin es hieß: ‚Ich bin wohl und wünschte nur, das Gute, was ich genieße, mit dir zu teilen, ein

Wunsch, der mich oft mit Sehnsucht überfällt. — Ich bin auf gutem Wege, und diese Reise bringt mir auf einmal große Vorteile.' Über all dies liest sie achtlos weg; kein Versuch, in die Seelengründe des nach Erlösung aus der Weimarer Dürre lechzenden Mannes einzudringen.

Die Liebe dieser Frau bleibt von jener Art, die einzig das Ihre sucht. Sie bespiegelt sich in ihrem eigensüchtigen Schmerz:

Ihr Gedanken, fliehet mich,
Wie mein Freund von mir entwich!
Ihr erinnert mich der Stunden
Mit ihm liebevoll verschwunden.
O, wie bin ich nun allein!
Ewig werd' ich einsam sein. —

Schutzgeist! hüll mir auch noch ein
Seines Bildes letzten Schein,
Wie er mir sein Herz verschlossen,
Das er sonst so gern ergossen,
Wie er sich von meiner Hand
Stumm und kalt fast weggewandt.

Ganz wahr empfunden klingt nur die eine Strophe:

Ach, ich möchte fort und fort
Eilen und weiß keinen Ort,
Weiß mein Herz an nichts zu binden,
Weiß nichts Gutes mehr zu finden:
Alles, alles floh mit Dir!
Ich allein verarmt in mir.

Geistig verarmt muß sie sich allerdings erschienen sein; denn was war sie ohne die tägliche Geistes-Nahrung oder doch -Beschäftigung, die ihr von Goethe kam?

In dieser aus wirklicher und anempfundener Einsamkeit geflossenen Stimmung dichtete sie Goethes Lied an den Mond ‚nach meiner Manier' zu eigenem Gebrauche um:

— — Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

Lösch das Bild aus meinem Herz
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Träne weint.

Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh.
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so. — —

Lauter Halbwahrheiten, denen Goethes liebende Briefe kurz vor und während der Reise widersprechen.

Ein Labsal gegenüber diesem Versagen der Geliebten ist der Brief, den Goethes Mutter ihm auf die überraschende Nachricht von seiner Ankunft in Rom schrieb. Auch ihr hatte er den Reiseplan verheimlicht, doch nur um sie desto freudiger zu überraschen. Wie herrlich ihm dies gelungen, zeigt die Antwort der Frau Rat vom 17. November 1786:

Eine Erscheinung aus der Unterwelt hätte mich nicht mehr in Verwunderung setzen können als dein Brief aus Rom. — Jubelieren hätte ich vor Freude mögen, daß der Wunsch, der von frühester Jugend an in deiner Seele lag, nun in Erfüllung gegangen ist. Einen Menschen, wie du bist, mit deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen — und nicht allein dich, sondern alle, die das Glück haben, in deinem Wirkungskreis zu leben. Ewig werden mir die Worte der seligen Klettenbergern im Gedächtnis bleiben: ‚Wenn dein Wolfgang nach Mainz reiset, bringt er mehr Kenntnisse mit, als andere, die von Paris und London zurück kommen.'

Wie begreift die Mutter, diese nach der Stein-Legende der gefeierten Hofdame angeblich so weit nachstehende Bürgerfrau, die Seele des von ihr geborenen großen Menschen, den sie doch seit sieben Jahren nicht mehr gesehen, während Charlotte von Stein ihm Tag für Tag in seinem gemütlichen und geistigen Wachsen hätte folgen können!

Keinen höheren Gedanken faßt die Stein als den: Er ist ohne Abschied gegangen! ‚Ein bißchen unartig hat er seine Freunde verlassen', schreibt sie an Lotte von Lengefeld. Und da Goethe auf ihre gereizten Schmollbriefe nicht allsogleich umkehrt, da er gar Pläne macht, Italien gründlich auszukosten, so beklagt sie sich in einem Briefe, den die Frau Rat zu lesen bekam, über Goethes ‚Kälte gegen seine Freunde'. Die der Stein an Geist und Herz so hoch überlegene Mutter Goethes fertigt jene scharf ab (in einem Brief an Fritz von Stein): ‚Daß mein Sohn gegen seine Freunde kalt geworden ist, das glaube ich nicht.' Aber ‚ein Hungriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter, weder an Freund noch Geliebte denken, und niemand wird's ihm verargen können.' Zu dieser Höhe der Auffassung von Goethes italienischer Wiedergeburt konnte Charlotte von Stein sich nicht aufschwingen; die so wahren Worte der Mutter hat sie gewiß gar nicht verstanden. Was bedeutete dieser engen Philisterseele Italien? Unsinn! — hübsch zu Hause hocken, den Nebenmenschen beklatschen, gab's was Schöneres?

‚Alles will nach Italien; ich sage alles, und es ist doch nicht so ganz wahr. Ich lobe mir mein Zuhaus, und wem zuhaus nicht wohl ist, dem ist nirgend wohl‘ (an Charlotte von Lengefeld, Januar 1788). Punktum! — damit ist das Italien für sie abgetan.

In der Stunde nach der Ankunft in Rom schreibt Goethe an die Stein: ‚Mein zweites Wort soll an dich gerichtet sein, nachdem ich dem Himmel herzlich gedankt habe, daß er mich hierher gebracht hat.‘ Eine Woche später heißt es an sie: ‚Laß dich's nicht verdrießen, meine Beste, daß dein Geliebter in die Ferne gegangen ist, er wird dir besser und glücklicher wiedergegeben werden.‘

Tags drauf trifft der erste Brief der gekränkten Frau ein; wir ahnen den Inhalt aus Goethes Antwort: ‚Das war also alles, was du einem Freunde, einem Geliebten zu sagen hattest, der sich so lange nach einem guten Worte von dir sehnt. Der keinen Tag, ja keine Stunde gelebt hat, seit er dich verließ, ohne an dich zu denken.‘

Aus demselben Ton gehen die nächsten Briefe Goethes:

Könnt' ich doch, meine Geliebteste, dir sagen und versichern, daß ich dir nah, ganz nah bin, und daß ich mich nur um deinetwillen des Daseins freue. — Du willst mir schweigen, du willst die Zeugnisse deiner Liebe zurücknehmen? Das kannst du nicht, ohne viel zu leiden, und ich bin schuld daran. —

Meine Liebe! meine Liebe! Ich bitte dich nur fußfällig, flehentlich, erleichtere mir meine Rückkehr zu dir, daß ich nicht in der weiten Welt verbannt bleibe! Verzeihe mir großmütig, was ich gegen dich gefehlt, und richte mich auf. —

Seit dem Tode meiner Schwester hat mich nichts so betrübt als die Schmerzen, die ich dir durch mein Scheiden und Schweigen verursacht.

Solches Flehen muß den Zorn der Gekränkten so weit besänftigen, daß sie sich wieder zu ruhigeren Briefen herbeiläßt, und es kommt wieder ein scheinbar liebevoller Briefverkehr wie früher zustande. Die Enttäuschung jedoch wächst und wächst in Goethes Herzen; Monat auf Monat wird dem Reiseplan eingefügt, bis aus einer ursprünglich beabsichtigten Reise von etwa einem halben Jahr ein ganzes und dann noch einmal nahezu ein Jahr wird. Zwei Jahre fern von einer Frau, deren einziger, uns auf immer verborgener Reiz in der persönlichen Gegenwart bestanden haben muß, — und der Zauberbann lockert sich, bricht und verfliegt endlich ganz. Dem Kanzler Müller gestand Goethe 1823: ‚Die Freundinnen teilen sich in zwei Klassen: in solche, die action à distance haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste; diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe.‘ Noch werden die versteinerten Liebesformeln auf Briefpapier von Goethe wiederholt; noch heißt es am Schlusse: ‚Lebe mir und liebe mich‘; daß dies jedoch nur noch Formeln sind, lesen wir aus Goethes eigenem Bericht über eine neue tiefe Liebesneigung.

Im ‚Zweiten römischen Aufenthalt‘ erzählt er von seiner Bekanntschaft mit einer jungen Mailänderin, deren Namen er nicht nennt. Die Forschung hat ihn ermittelt: sie hieß **Maddalena Riggi,** war 1765 geboren, also um die Zeit, da Goethe sie im Oktober 1787 in Castel Gandolfo kennen lernte, 22 Jahre alt. Von Angelika Kauffmann haben wir ein lebensgroßes Ölbild, von Goethe eine farbige Tuschzeichnung; beide Bilder zeigen eine edle, herzgewinnende Schönheit. Goethe schreibt von ihr: ‚Sie zeichnete sich durch ihre Natürlichkeit, ihre Gemeinsinn, ihre gute Art sehr vorteilhaft vor den Römerinnen aus.‘

Bald darauf wird seine Teilnahme wärmer, und der Mann, der vielleicht selbst noch glaubte, Charlotte von Stein zu lieben, ganz aus der Ferne, wird aus gefährlicher Nähe für die schöne Südländerin entzündet: ‚Ich empfand auf die wundersamste Weise, daß meine Neigung für die Mailänderin sich schon entschieden hatte, blitzschnell und eindringlich genug, wie es einem müßigen Herzen zu gehen pflegt.‘ Goethe gibt ihr englischen Unterricht, hat Freude an ihrem schnellen Verständnis, und die Gefahr wächst. Da geschieht, was Goethen sechzehn Jahre zuvor just so geschehen war: er vernimmt, daß es in der Gesellschaft eine Braut gebe, denn man spricht von Aussteuer, Familiengeschenken und dergleichen, von den Verdiensten des Bräutigams, und der nichteingeweihte Goethe ‚fragt auf das bescheidenste, wer denn die Braut sei. Hier ist es nun nicht nötig, auszusprechen, welch Entsetzen mich ergriff, als ich vernahm, es sei eben die kurz erst so liebgewonnene Schülerin‘. Der gereifte Liebhaber faßte sich, ‚obwohl schmerzhaft, doch auf der Stelle. — Es wäre wunderbar genug, wenn ein

Werther-ähnliches Schicksal dich in Rom aufgesucht hätte, um dir so bedeutende, bisher wohlbewahrte Zustände zu verderben'. Goethe will dann den Schmerz durch verdoppelten Eifer in der Landschaftsmalerei bezwungen haben.

Bei seinen Abschiedsbesuchen im April 1788 vergaß er jene anmutige Mailänderin nicht. Ihr Verlobter hatte sich von ihr gewandt, doch war sie inzwischen mit einem wohlhabenden jungen Manne, dem Sohne des berühmten Kupferstechers Volpato, versprochen, den sie bald darauf heiratete. Goethe verabschiedete sich von ihr ‚in freundlicher, mäßiger Prosa'; er schließt jedoch seinen Bericht über jenes Herzensereignis mit Sätzen, die von einer tiefen, dauernden Neigung sprechen: Das Abschiedsgespräch ‚war ein wunderbares, durch innern Drang abgenötigtes lakonisches Schlußbekenntnis der unschuldigsten und zartesten wechselseitigen Gewogenheit, das mir auch deshalb nie aus Sinn und Seele gekommen ist'. — Maddalena Riggi verschwand dann aus Goethes Gesichtskreis; 1825 ist sie gestorben.

Das Lied an Mignon: ‚Über Tal und Fluß getragen' hat er später ihr in den Mund gelegt; die dritte Strophe entspricht genau der Stelle im ‚Zweiten römischen Aufenthalt', wo Maddalena sagt: ‚Schon lange sehe ich vor meinem Fenster (an der Ripetta in Rom) Schiffe kommen und abgehen, ausladen und einladen.'

Über alle sonstige Weiblichkeit in Goethes Rom heißt es einmal bei ihm: ‚Was das Herz betrifft, so gehört es gar nicht in die Terminologie der hiesigen Liebeskanzlei.' Indessen wir lesen doch in einem Brief an den Herzog als einen ‚Doctor longe experientissimus' (16. 2. 1788) über eine römische Liebelei: ‚Eine dergleichen mäßige Bewegung frischt das Gemüt und bringt den Körper in ein köstliches Gleichgewicht.'

Von den bleibenden Ergebnissen der italienischen Reise ist die wichtigste die große Entdeckung, die Goethe erst im fremden Lande gemacht hat, deren wiederholter Ausdruck uns verblüfft: daß er zum Künstler, zum Dichter geboren sei. Gab es außer Goethe je einen Meister, der sich bis dicht vor der Höhe des Mannesalters seiner Meisterschaft nicht bewußt geworden? Hierin liegt etwas ganz Einziges in Goethes Lebensgefüge, etwas so Rätselhaftes, wie außerdem nur noch seine jahrelange Liebe für Charlotte von Stein. ‚So alt muß man werden', ruft er einmal aus, ‚um nur einen leidlichen Begriff von seinem Zustande zu haben! Es sind also die Schwaben nicht allein, die vierzig Jahre brauchen, um klug zu werden.'

Wie lange hat er geglaubt, er sei zum bildenden Künstler geboren, und es tue nur not, Ausdauer dranzusetzen. Aus Rom schreibt er darüber: ‚Es wird recht fleißig nach der Natur gezeichnet werden. Ich mag nun garnichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben. Ich liege an dieser Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, daß sie sich einmal auflöse!' Noch im November 1787 heißt es in einem Brief aus Rom: ‚Leider muß ich jetzt die bildende Kunst ganz zurücksetzen, sonst werde ich mit meinen dramatischen Sachen nicht fertig. — Übrigens kann ich wohl sagen, daß ich nun fast die rechten geraden Wege zu allen bildenden Künsten vor mir sehe und kenne, aber auch nun ihre Weiten und Fernen klarer fasse.' Und dann kommt das widerwillige Geständnis: ‚Ich bin schon zu alt, um von jetzt an nicht mehr zu tun, als zu pfuschen.' Endlich ringt er sich zu der Gewißheit durch:

> Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin und daß ich die nächsten 10 Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf, dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte. — Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue (1788!).

Er hat erst 22 Jahre später ganz Verzicht getan.

Um so eifriger treibt Goethe seine kunstgeschichtlichen Studien weiter. Kurz vor der Rückkehr nach Weimar schreibt er an den Herzog (6. 3. 1788): ‚Die Hauptabsicht meiner Reise war, mich von den physisch-moralischen Übeln zu heilen, die mich in Deutschland quälten und zuletzt unbrauchbar machten, sodann den heißen Durst nach wahrer Kunst zu stillen. — Das Erste ist mir ziemlich, das Letzte ganz geglückt.'

Der Kunstgeschmack des 18. Jahrhunderts, Goethes eingeschlossen, ist nicht mehr der unsrige: es gibt eine Entwicklung nach oben auch in der Art, Kunstwerke zu betrachten und zu würdigen. Darum wäre es verkehrt, wollten wir jede Begeisterung Goethes für das uns heute

minderwertig Scheinende, jedes Übersehen des Bedeutenden bekritteln oder bedauern. Goethe stand unter dem Einflusse des damals herrschenden Geschmackes der unterrichtetsten Beurteiler und hat sich gegen ihn weniger aufgelehnt, als man vermuten sollte. Über die antiken Bildwerke dachte er, wie es ihn und die Zeitgenossen Winckelmann gelehrt hatte, der ja die Meisterwerke der griechischen Kunst fast ausschließlich aus spätrömischen Nachbildungen oder Nachahmungen kannte. Von den wenigen erhaltenen Werken der griechischen Kunst des 5. und 4. Jahrhunderts vor Chr. war damals so gut wie nichts allgemein bekannt. Die Gruppen des Giebelfeldes des Parthenon z. B. lernte Goethe in Italien durch dürftige Abzeichnungen kennen. So erklärt sich manches übertreibende Bewundern des Mittelguts, unter anderm des recht leeren Junokopfes in der Villa Ludovisi: ‚Es war dieses meine erste Liebschaft in Rom. Keine Worte geben eine Ahnung davon. Es ist wie ein Gesang Homers.' Später scheint ihm der Zeus von Otricoli, das entfernte Nachbild eines Nachbildes des Zeuskopfes von Phidias im Tempel zu Olympia, noch lieber geworden zu sein: er stand lange gegenüber dem Bett in seinem Schlafstübchen zu Weimar.

Besonders stark beeinflußt hat ihn sein gelehrter Reiseführer, J. J. Volkmanns „Historisch-kritische Nachrichten von Italien', der damalige Kunstbädeker. Volkmann erwähnt nicht die Denkmäler der Scaliger in Verona; sie fehlen auch bei Goethe, der übrigens kein Wort über die Piazza Erbe sagt. Ein gut Teil von Goethes Schwärmerei für Palladio war aus Volkmann geschöpft. Dieser findet das herrlichste Reiterdenkmal der Welt: Verrocchios Colleone in Venedig, ‚mittelmäßig geraten'; Goethe übergeht es ganz. Donatello war damals allgemein mißkannt; Goethe beachtete ihn nicht, wenigstens so weit seine „Italienische Reise' bezeugt. In einigen, seltenen Fällen allerdings machte er sich von seinem Volkmann frei, so in der rühmenden Hervorhebung der Fresken Mantegnas in Padua.

Längst verflogen ist seine Jugendbegeisterung für die gotische, von ihm auf deutschen Ursprung zurückgeführte Baukunst. Der Jubelrausch, den in Italien die Antike und ihre Nachbildungen erzeugt haben, läßt ihn ungerecht werden. In Venedig schreibt er: ‚Unsere Tabakspfeifensäulen, spitzen Türmlein und Blumenzacken, die ich nun, Gott sei Dank, ewig los bin', und läßt nicht einmal den Dogenpalast gelten.

Alles in allem ist von Goethes nach Italien mitgebrachtem und dort bestärktem Kunstgeschmack zu sagen: dieser war garnicht mehr so weit von dem Friedrichs des Großen für das ‚Polierte' entfernt. Daß er in Guido Reni einen der größten Meister sah, mag hingehen, denn Goethes Zeitgenossen waren derselben Meinung, und in der aufrichtigen Bewunderung Raphaels weicht das gegenwärtige Geschlecht nicht wesentlich von Goethe ab. Michelangelos Größe würde ihn in der Frankfurter schöpferischen Jünglingszeit mit demselben entzückten Grausen erfüllt haben, wie es Shakespeare tat. Angesicht in Angesicht empfindet er jetzt wohl anfangs des Gewaltigen Gewalt: „Ich bin für ihn eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großem Auge wie er sehen kann'; doch es zwingt ihn nicht, sich in ihn zu vertiefen und immer wieder zu ihm zurückzukehren. Mit einem andern Gewaltigen, einem Zeitgenossen, erging es ihm später ebenso: mit Beethoven.

Goethe hat in Italien nicht einfach genießend die bildnerische Kunst auf sich, den Künstler des Empfindens und Gestaltens, wirken lassen, sondern sich aus dem wissenschaftlichen Betrachten der Kunstwerke eine ungeheure, fast ausfüllende, jedenfalls wiederum zerstreuende und ablenkende Arbeit geschaffen. Der Herzog hat ihm ‚einen gütigen mitfühlenden Brief' geschrieben, ihn ‚auf eine unbestimmte Zeit von seinen Pflichten losgebunden und über seine Ferne beruhigt'; Goethe könnte also alle seine mitgenommenen dichterischen Pläne in seliger Muße inmitten einer Welt der Naturschönheiten und Kunstantriebe vollenden. Doch was geschieht?

Mein Geist wendet sich dem ungeheuren Felde zu, das ich ganz unbetreten verlassen müßte (wenn er zu früh zurückkehrte); so hab ich z. B. im Fache der Münzen, der geschnittenen Steine noch garnichts tun können. Winckelmanns Geschichte der Kunst hab ich angefangen zu lesen und habe erst Egypten zurückgelegt und fühle wohl, daß ich nun erst wieder von vorne sehen muß; auch hab ich es in Absicht auf die egyptischen Sachen getan. Je weiter hinauf, desto unübersichtlicher wird die Kunst, und wer sichere Schritte tun will, muß sie langsam tun.

Oder gar, schrecklich zu lesen, ein Satz wie dieser: ‚Man könnte Jahre sehen. Es ist zu sehr Stückwerk, was uns übrig bleibt. Dann übe ich mich, die verschiedenen Gottheiten und Helden zu studieren.‘ Man bekommt fast den Eindruck, als sei es Goethe vor allem andern darum zu tun, nach der Rückkehr Lehrer der gesamten Kunstgeschichte an der Weimarer Zeichenschule zu werden.

Wenn manche Darsteller Goethes auf die Wirkungen seiner italienischen Reise zu sprechen kommen, so geraten sie in ähnliche Verzückung wie gegenüber seinem allumfassenden Beamtenleben in der ersten Weimarer Zeit. Hatte Goethe Italien unbedingt zu seinem künstlerischen Entwirken nötig? Man lese das durchaus klassisch anmutende Jugendgedicht ‚Der Wanderer‘ (S. 86); prüfe Vers für Vers das vor der italienischen Reise gedichtete ‚Kennst du das Land?‘ — bedurfte dieser Dichter mit der neuschöpferischen ‚Antizipation‘ seiner Einbildungskraft notwendig einen zweijährigen Anblick südlichen Himmels, südlicher Landschaft und Volksart?

Man liest Goethes Worte über einen Vers wie: ‚Das Land der Griechen mit der Seele suchend‘ am Gardasee und glaubt einen tiefen Einblick in das Geheimnis dichterischen Schaffens getan zu haben. Aber jener Satz hatte ja schon in der Weimarer Prosa-Iphigenie gestanden: ‚Mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen‘. Oder wagt jemand zu behaupten, daß ein Dichter wie Goethe die endgültige Versform nur in Italien finden konnte? Man mag alles zugeben, was Goethe über seine moralische Wiedergeburt in Italien geschrieben, über die Heilkraft des endlichen Stillens einer krankhaften Sehnsucht (‚Das Sehnsüchtige, das in mir lag, wollte dem Manne nicht mehr ziemen, nicht mehr genügen, und er suchte deshalb die volle Befriedigung‘). Kann ihm nachfühlen: ‚Meine Existenz hat einen Ballast bekommen, der ihr die gehörige Schwere gibt.‘ Gar wer selbst in Italien eine Erneuerung des moralischen Menschen erfahren, wird einstimmen in Goethes Ausruf: ‚Wer das gesehen hat, der kann nie wieder ganz unglücklich werden.‘ Und trotzdem braucht man an keine unabweisliche künstlerische Notwendigkeit Italiens für Goethe zu glauben. Ja man darf, man soll, unbeirrt durch die überlieferte Legende, ruhig prüfen, ob Italien das natürliche Wachstum Goethes nicht mehr geschädigt als gefördert hat.

Nicht die Reise selbst, wohl aber der zweijährige Aufenthalt im fremden Lande mit fremder Sprache und fremder Seele. Kein großer Dichter hat je ohne schwere Einbuße an unwägbaren inneren Werten Jahre hindurch fern vom Mutterboden gelebt. Der bildende Künstler tut das, vielleicht, ohne Schaden; die Ausdrucksmittel seiner Seele sind zum großen Teil Umriß, Form, Farbe. Der Dichter, der in sinnlicher, gemütlicher und sprachlicher Verbannung lebt, erleidet einen inneren Wandel, der seinen natürlichen Wuchs hemmt, verbiegt, unter Umständen dauernd verzerrt.

Im Vaterlande Da sind Liebesbande,
Schreibe, was dir gefällt! Da ist deine Welt.

Goethe will sich in Italien selbst wiedergefunden haben. Das trifft zu, wenn man hinzufügt — wie er ja selbst gelegentlich hinzugefügt hat —: als Dichter. Der wiedergefundene Dichter jedoch gab sich tief umbildenden fremden Einflüssen hin, schuf fortan nur selten in dem Geiste, noch seltener in der Kunstform des deutschen Literaturbodens. Kurz, er ließ sich umstilisieren und stilisierte sich selbst mit vollem Bewußtsein um in eine von außen aufgenommene, nicht ganz natürliche Gestaltungs- und Ausdrucksweise. Die Jagd nach dem einzig wahren ‚Stil‘ beginnt: ‚Ich möchte mich nur mit dem beschäftigen, was bleibende Verhältnisse sind‘; das heißt bei ihm: mit der Gattung, statt mit dem Einzelgebilde. An die Stelle der von dem Straßburger und Frankfurter Dichterjüngling gepriesenen ‚charakteristischen Kunst‘ tritt die zum festen Stil gewordene, über das Einzelne hoch ins Symbolische hinausgehobene unpersönliche Kunst, die notwendig zur Manier wird, wie alles nicht Ursprüngliche, Ungewollte.

Auch menschlich wurde Goethe in Italien umstilisiert, aus dem Neudeutschen ins Antikgriechische. Das Olympiertum Goethes begann schon in Italien: er fühlte sich wie mit einer höheren Weihe umkleidet, und den vertrautesten Freunden in Weimar erschien er nach der Rückkehr menschlich verwandelt. Zugleich trat der Bruch zwischen Goethe und seinem

Leserkreise ein; er hörte auf, ein volkstümlicher Lieblingsdichter, der Dichter der Jugend zu sein, und ist es bis an seinen Tod nicht völlig wieder geworden.

Winzig war die unmittelbare dichterische Ausbeute der italienischen Reise. Zwei so gut wie vollendet mitgenommene Dramen: Egmont und Iphigenie, wurden umgearbeitet, vom Prosa-Tasso nur ein paar Akte in die Versform gewandelt; irgend ein größeres Dichtwerk ist in Italien weder entstanden noch fruchtbar angeregt worden. Herrliche Pläne, wie die Iphigenie in Delphi und Nausikaa, wurden kaum recht angelegt, — ausgeführt nichts. Zum Faust kam eine Szene hinzu: die Hexenküche, die im Borghesischen Garten zu Rom gedichtet wurde. Der römische Ursprung von ‚Wald und Höhle' ist unerwiesen. Wochen, Monate des italienischen Aufenthaltes vergingen mit dem Umarbeiten hoffnungsloser Singspiele wie Erwin und Elmire, Claudine, Lila, oder mit Entwürfen zu komischen Opern wie dem Großkophta.

Auffallend gering war die lyrische Ernte. ‚Nicht in Rom, in Magna Grácia, Dir im Herzen ist die Wonne da'! (vgl. S. 119): das seherische Jugendwort hat sich buchstäblich an Goethes Aufenthalt in Rom und Magna Grácia bestätigt. Wer würde ohne urkundliche Beweise glauben, daß unser größter Lyriker zwei Jahre im Lande seiner Sehnsucht hat leben können, ohne daß ihm ein einzig Mal aus der Fülle des erhöhten Daseins ein bleibendes Lied aufgestiegen wäre? Zwei Gedichtchen, keins mehr, keins weniger, hat er aus Italien heimgebracht, die liebenswürdigen, aber gewiß nicht zu seinen besonders wertvollen zählenden: ‚Amor als Landschaftsmaler' (Saß ich früh auf einer Felsenspitze) und das für die zweite ‚Claudine' gedichtete ‚Cupido, loser, eigensinniger Knabe —', beide reimlos und halb antik anmutend, mehr wie Umarbeitungen nach Catull denn wie ursprünglich Goethische Lyrik zu lesen. Wohl aus der Erinnerung an die Seereise nach Sizilien sind die kleinen Gedichte ‚Meeresstille' und ‚Glückliche Fahrt' (Tiefe Stille herrscht im Wasser, — Die Nebel zerreißen!) entstanden, aber — erst in Weimar, ziemlich lange nachher.

Indessen man lese seine Italienische Reise, gleichviel ob in den ursprünglichen Briefen und Tagebüchern oder in der danach hergestellten Buchform: was finden wir vom ersten Tage bei dem endlich entfesselten Prometheus, bei dem sich und seinem Genius zurückgegebenen Dichter, den wir uns jauchzend über die Berge gen Süden getragen denken; bei dem Wanderer, der vordem im Sonnenschein oder im Sturm und Regen sein Tag-, Abend- und Nachtlied hinausgesungen? In den vertrautesten Briefen an die Geliebte Bemerkungen über den ‚quarzhaften Sandstein' zwischen Karlsbad und Zwota, über das ‚aufgeschwemmte Gebirg' weiterhin, den aufgelösten Tonschiefer hinter Eger, den Granitsand bei Tirschengreuth, und so bis nach Italien, bis nach Sizilien. Er war ausgezogen, um den Beamten abzuschütteln und den Dichter wiederzufinden. Man darf nicht sagen, er habe den Dichter in Italien gelassen; doch er hat ihm dort zwei Gefährten beigesellt, die den heimgekehrten Dichter reichlich ebenso oft und ebenso arg aus seiner Bahn drängen, in seiner gesammelten Muße stören sollten, wie nur je zuvor der Beamte getan: den Kunstgelehrten und den Naturforscher.

Viertes Kapitel.

Egmont.

Ich höre auf zu leben; aber ich habe gelebt (Egmont, Akt 5).

Vier große Dramenentwürfe, mehr oder minder ausgeführt, hatte Goethe nach Italien mitgenommen: Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust. Die ersten zwei wurden in Rom vollendet, der Tasso wesentlich gefördert, am Faust nur ein Auftritt hinzugedichtet.

Die Geschichte seiner ersten Arbeit am **Egmont** hat uns Goethe in Dichtung und Wahrheit erzählt (S. 190). Daraus ergibt sich als Zeit des ersten Aufkeimens des Stoffes vielleicht schon das Jahr 1773, nach den Worten: ‚Man wußte, daß ich noch andere Punkte jener Zeitgeschichte (15. und 16. Jahrhundert) mir in den Sinn genommen hatte.' Die Ausführung begann allerdings erst im Herbst 1775, in den letzten Frankfurter Monaten. Über die Form des nach Weimar mitgebrachten Egmont wissen wir nichts Sicheres; aus einem viel späteren

Satze Goethes bei der Umarbeitung über die ‚studentische Aufgeknöpftheit‘ dürfen wir schließen, daß der Ur-Egmont noch um vieles frischer, volkstümlicher als der jetzige, daß er dem Stil des Götz ähnlicher gewesen.

In Weimar hat Goethe zwischen 1778 und 1782 mit großen Unterbrechungen am Egmont gearbeitet; dann aber lesen wir (6. 4. 1782 an die Stein): ‚Am Egmont ist nichts geschrieben, die Zerstreuung läßt's nicht zu‘. Erst aus Rom hören wir im Januar 1787: ‚Nun geht's an Egmont und die andern Sachen‘; bald darauf: „Ich habe Hoffnung, Egmont, Tasso, Faust zu endigen.‘ Indessen fünf weitere Monate vergehen, bis wir in den Briefen aus Rom lesen: ‚Egmont rückt zum Ende, der vierte Akt ist so gut wie fertig. — Ich fühle mich recht jung wieder, da ich das Stück schreibe; möchte es auch auf den Leser einen frischen Eindruck machen!‘ Noch ein paarmal wird der Egmont ‚fertig‘ genannt, doch währt es bis in den September, daß Goethe melden kann: „Ich muß an einem Morgen schreiben, der ein festlicher Morgen für mich wird. Denn heute ist Egmont eigentlich recht fertig geworden. — Nun freue ich mich schon zum voraus auf die Stunde, in welcher Ihr ihn erhalten und lesen werdet‘ (5. 9. 1787, an die Freunde in Weimar).

Das Werk kommt glücklich an, findet bei Herder und seinem Kreise Beifall, und Goethe dankt am 3. November: ‚Die Aufnahme meines Egmont macht mich glücklich, und ich hoffe, er soll beim Wiederlesen nicht verlieren, denn ich weiß, was ich hineingearbeitet habe, und daß sich das nicht auf einmal herauslesen läßt.‘ Er gibt dann zu verstehen, daß der Egmont ohne die Flucht nach Italien nie fertig geworden wäre: ‚Es war eine unsäglich schwere Aufgabe, die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüts nie zustande gebracht hätte.‘ Mit der bewundernswerten Willenskraft dichterischen Selbstverjüngens und mit Zurückversetzung in eine längst überwundene Gefühl- und Stilwelt hatte Goethe die Umarbeitung vorgenommen, die sich doch im wesentlichsten an den ursprünglichen Entwurf gehalten haben muß, denn jener Brief vom 3. November fährt fort: ‚Man denke, was das sagen will, ein Werk vornehmen, was zwölf Jahre früher geschrieben ist, es vollenden, ohne es umzuschreiben.‘

Im Druck erschien Egmont 1788. Die erste Aufführung in Weimar ging am 31. März 1791, noch unter Bellomo, vor sich; unter Goethes Leitung wurde der Egmont zwischen 1796 und 1816 nur 21mal aufgeführt.

Die geschichtliche Grundlage: des Grafen Egmont Untergang im Kampfe der Niederländer gegen das spanische Joch, ist jedem Leser bekannt und braucht hier ebenso wenig nacherzählt zu werden wie der Inhalt von Goethes Drama. Hauptbücherquellen waren geschichtliche Werke eines Holländers Meteren (1627) und eines Jesuiten Strada (1651). Zu Eckermann hat sich der Dichter über das Entstehen seines Egmont geäußert: „Ich hielt mich treu an die Geschichte und strebte nach möglichster Wahrheit.‘ Es erscheint fraglich, ob Eckermann diesen Satz wörtlich wiedergegeben hat, denn Goethes Egmont steht in einigen wichtigen Punkten im schroffen Widerspruch zur Geschichte; auch hat sich Goethe an andern Stellen, sogar zu Eckermann, über sein dichterisches Recht, die Geschichte mit voller Freiheit umzugestalten, ganz anders ausgesprochen. Der geschichtliche Egmont war verheiratet, Vater vieler Kinder, älter als Oranien und wurde keineswegs wie bei Goethe durch Sorglosigkeit, viel eher durch ängstliche Rücksicht auf seine Familie in Brüssel festgehalten und so ein Opfer Albas. Den Grafen Hoorn, der mit Egmont zusammen enthauptet wurde, hat Goethe gestrichen, aus dem richtigen dramatischen Gefühl, daß unsere Teilnahme sich auf den Untergang eines Helden zuspitzen müsse. Albas Sohn war in der Wirklichkeit ein grausamer Mensch gleich seinem Vater; Goethe schuf ihn zu seinem Ferdinand um, aus ähnlichen Rücksichten dramatischen Abtönens, aus denen Schiller das düstere Grau seiner Wallenstein-Tragödie von den Lichtgestalten Max und Thekla durchstrahlen ließ.

Am stärksten umgewandelt wurde Egmont selbst:

> Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kindern, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen andern Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, mein Egmont. (Zu Eckermann.)

Wie Goethe allgemein von dem schrankenlosen Rechte des dramatischen Dichters gegenüber der Geschichte gedacht, hat er mit starken Worten mehr als einmal ausgesprochen, z. B. in einem Brief an die Stein von 1785: ‚Ich habe es oft gesagt, und werde es noch oft wiederholen: die Causa finalis der Welt- und Menschenhändel ist die dramatische Dichtung. Denn das Zeug ist sonst absolut zu nichts zu brauchen.‘ Später zu Eckermann: ‚Wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten!‘ Und an einer weniger bekannten Stelle, in der Anzeige von Manzonis Drama ‚Graf von Carmagnola‘: ‚Für den Dichter ist keine Person historisch; es beliebt ihm, seine sittliche Welt darzustellen, und er erweist zu diesem Zweck gewissen Personen aus der Geschichte die Ehre, ihren Namen seinen Geschöpfen zu leihen.‘ Daß dieser Grundsatz sich nicht ohne schweren Schaden für die Glaubwürdigkeit, für die von Goethe selbst so stark betonte ‚Faßlichkeit‘ des Dramas durchführen läßt, ist selbstverständlich und Goethen so gut wie uns bekannt gewesen.

Die Frage, was den Dichter an diesem Stoffe zur dramatischen Verarbeitung gereizt hat, ist nicht minder schwer zu beantworten als für den des Götz. Schiller würde in dem geschichtlichen Egmont einen Helden nicht ganz unähnlich seinem Wallenstein gesehen haben: Egmont den tapfern Heerführer, den Beherrscher der Gemüter, den bald treuen, bald untreuen Diener des Königs, den um Gattin und Kinder besorgten Mann; und dessen Untergang hätte er als das Ende eines harten Kampfes zwischen zwei annähernd gleich mächtigen Gewalten geschildert, zwischen der bedenkenlos auf ihr politisches Ziel losgehenden fremden Tyrannei und dem von einem geliebten Helden geführten ringenden Volke: also ein Drama mit dem Grundwesen des Tell. Goethe ist nicht der Dramatiker des äußerlichen Kampfes; er war es nicht im Götz gewesen, er hat dieses seiner Natur Widersprechende nie versucht. Aus Goethes andersartigem dramatischen Wesenskern floß die Umwandlung seines Helden und damit die Vernichtung eines *geschichtlichen* Dramas Egmont. Nicht das Zerschellen der Freiheit eines Volkes, nicht den Untergang seines kämpfenden Führers wollte Goethe darstellen; vielmehr inneren Kampf und Erliegen eines *Charakters*, der zufällig Mittelpunkt einer geschichtlichen Begebenheit wird, ohne nur den ernstlichen Versuch eines entscheidenden Eingreifens ins Rad der Ereignisse zu wagen.

In Dichtung und Wahrheit spricht sich Goethe über das wahre Wesen *seines* Egmonts mit genügender Deutlichkeit aus. Die Macht des Unbewußten, des Unberechenbaren, des von Goethe so oft mit einer Art von bewunderndem Grauen genannten *Dämonischen* wollte er an einem geschichtlich bekannten Menschen aufzeigen, den er sich allerdings zu diesem Zwecke willkürlich modeln mußte:

> Als ich ihn (Egmont) nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen (attrattiva) und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Teilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen.

Der Dämon läßt Egmont keine Gefahr erkennen, verblendet ihn über die größte, die sich an ihn schleicht. Dämonisches erblickt Goethe in dem wie eine Naturgewalt auf sein böses Ziel ausgehenden Gegenspieler *Alba*, und er schreibt den Erfolg seines Dramas dem Dämonischen zu, ‚was von beiden Seiten im Spiel ist, in welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphiert‘. Daneben noch der ‚Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde‘.

Solche Aussicht eröffnet leider der Abschluß von Goethes Egmont keineswegs. Ein einzelner Mensch ist mit seiner kühnen Lebenslust an den finstern Klippen des feindseligen Geschickes gescheitert, und damit ist die traurige Geschichte zu Ende. Was aus dem niederländischen Volke werden mag, erfahren wir nicht, können wir nicht einmal ahnen; denn die letzten Worte Egmonts auf dem Gange zum Blutgerüst: ‚Freunde, höhern Mut! Im Rücken habt ihr Eltern, Weiber, Kinder! — Schützt eure Güter! Und euer Liebstes zu erretten, fallt freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe‘ sind eben nur melodramatische Worte. Der Satz am Schlusse: ‚Ich sterbe für die Freiheit, für die ich lebte und focht, und der ich mich jetzt leidend opfre‘, macht aus dem lediglich leidenden Helden keinen dramatischen, denn dieser müßte

handeln, müßte wenigstens den Versuch zum Handeln gemacht haben, soll uns sein Untergang tragisch erscheinen. Was aber tut Egmont, der doch ein Liebling, ein Trost des unterdrückten Volkes sein soll und will, für die Freiheit dieses ihm ergebenen Volkes in der Stunde, wo gehandelt werden muß? Ohne tatkräftigen Widerstand läßt Egmont sein Volk in Ketten schlagen; ohne Rückendeckung, trotz wohlbegründeten Warnungen, geht er in die Falle des spanischen Henkers; ohne den geringsten Versuch zur Rettung schreitet er in den Tod.

Der einzige Kämpfer dieses sonst kampflosen Dramas, der einzige, der wenigstens zu handeln versucht und heldenhaft erliegt, ist Klärchen, — wiederum, wie im Götz, ein Beweis für Goethes unvergleichlich größere Kraft und Kunst im Gestalten weiblicher als männlicher Charaktere. Tragisch ist nicht Egmonts, sondern Klärchens Geschick, denn nur sie geht kämpfend unter.

Dennoch ist ‚Egmont' ein echtes Trauerspiel in Goethes Sinne. Ein Kampf jenseits der äußeren Begebniswelt rollt vor uns ab: die Tragödie des dämonischen Vertrauens. Der Schlüssel zu Goethes Egmont liegt in dessen Worten:

> Wenn ihr das Leben gar zu ernsthaft nehmt, was ist denn dran? Wenn uns der Morgen nicht zu neuen Freuden weckt, am Abend uns keine Lust zu hoffen übrig bleibt, ist's wohl des An- und Ausziehens wert? Scheint mir die Sonne heut, um das zu überlegen, was gestern war? und um zu raten, zu verbinden, was nicht zu erraten, nicht zu verbinden ist, das Schicksal eines kommenden Tages? — — Noch habe ich meines Wachstums Gipfel nicht erreicht; und steh' ich droben einst, so will ich fest, nicht ängstlich stehn. Soll ich fallen, so mag ein Donnerschlag, ein Sturmwind, ja ein selbstverfehlter Schritt mich abwärts in die Tiefe stürzen; da lieg' ich mit viel Tausenden. Ich habe nie verschmäht, mit meinen guten Kriegsgesellen um kleinen Gewinst das blutige Los zu werfen; und sollt' ich knickern, wenn's um den ganzen freien Wert des Lebens geht?

Und nach der beweglichen Unterredung mit Oranien spricht er aus dem Urgrunde seines Wesens: ‚Dieser Mann trägt seine Sorglichkeit in mich herüber. — Weg! — Das ist ein fremder Tropfen in meinem Blute. Gute Natur, wirf ihn wieder heraus!'

Wer von einem dramatischen Helden verlangt, er solle das Leben ernsthaft nehmen, weil wir ihn selber sonst nicht ernsthaft nehmen können, der urteilt an Goethes Egmont vorbei. Was wird aus einem Menschen, dessen Wesen keine Sorge verträgt, in dessen Lebensweisheit der letzte Schluß lautet: Laßt mich den Augenblick, laßt mich die Gegenwart ausschöpfen —? Als ihm Graf Oliva rät, zu tun, was die Klugheit gebietet, hat Egmont nichts zu erwidern als:

> Guter, ehrlicher Alter! Warst du in deiner Jugend auch wohl so bedächtig? Erstiegst du nie einen Wall? Bliebst du in der Schlacht, wo es die Klugheit anrät, hinten? — Der treue Sorgliche! Er will mein Leben und mein Glück und fühlt nicht, daß der schon tot ist, der um seiner Sicherheit willen lebt. —
>
> Es dreht sich immer um den einen Punkt: ich soll leben, wie ich nicht leben mag. — Soll ich den gegenwärtigen Augenblick nicht genießen, damit ich des folgenden gewiß sei? Und diesen wieder mit Sorgen und Grillen verzehren?

Sich ausleben will Egmont, wenn man dieses schändlich mißbrauchte Wort noch schreiben darf. Hier ist der Punkt, wo auch dieses Drama Goethes ein Bekenntnis inneren Erlebnisses war. Egmonts Augenblicksgenuß war Spiegelbild eigenster Wünsche Goethes in den Frankfurter Schöpferjahren. Nicht bloß um einen schwungvollen Abschluß zu haben, endigte Goethe Dichtung und Wahrheit mit Egmonts Worten: ‚Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch' usw. An der entscheidenden Wende seines Lebensweges fand er selbst keine tiefere Weisheit als die dämonische Sorglosigkeit Egmonts.

Im Septemberheft der Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung von 1788 besprach **Schiller** Goethes Drama; nicht ungerecht, mit voller Anerkennung des Großen und des Schönen, mit scharfem Herausheben des rein dramatischen Hauptgebrechens. Schillers Kritik muß schon darum eingehender betrachtet werden, weil ihr Eindruck auf Goethe so verhängnisvoll für sein Verhalten zu Schiller wurde. Dieser schrieb an Körner: ‚Meine Rezension vom Egmont hat viel Lärm in Jena und Weimar gemacht. — Goethe hat mit sehr viel Achtung und Zufriedenheit davon gesprochen.' Woher Schiller von solcher Wirkung auf Goethe vernommen, ist nicht zu ermitteln. In Wahrheit war Goethe keineswegs zufrieden: ‚In der Literaturzeitung steht eine Rezension meines Egmonts, welche den sittlichen Teil des Stücks gar gut zer-

gliedert. Was den poetischen Teil betrifft, möchte Rezensent Andern noch etwas zurückgelassen haben' (an Karl August, 1. 10. 1788).

Goethe mochte unzufrieden sein, das war sein wie jedes auch nur teilweise getadelten Schriftstellers Recht. Das aber mußte er erkennen: eine so tief eindringende Kritik eines seiner Werke, eine solche Mischung aus verständnisvoller Liebe für das Gelungene, anständiger Schärfe gegen das nach ehrlichem Urteil Mißlungene, zugleich eine solche Höhe der dramatischen Auffassung hatte er zuvor nie erfahren. Schiller hatte Goethes Absicht mit Egmonts Charakter nicht verkannt:

> Durch seine schöne Humanität, nicht durch Außerordentlichkeit, soll dieser Charakter uns rühren; wir sollen ihn lieb gewinnen, nicht über ihn erstaunen. Diesem letztern scheint der Dichter so sorgfältig aus dem Wege gegangen zu sein, daß er ihm eine Menschlichkeit über die andere beilegt, um ja seinen Helden zu uns herabzuziehen.

Sogar das von Goethe beabsichtigte Dämonische in Egmonts Wesen hatte Schiller empfunden und fein ausgedrückt: ,gefährlich wie ein Nachtwandler auf jäher Dachspitze wandelt'.

Was Schiller reinkünstlerisch an Egmont, dem Helden eines Dramas, und damit am Drama selbst nicht duldete, war, daß er so gar nichts von einem Tatmenschen habe:

> Das ist eben das Unglück, daß wir Egmonts Verdienste von Hörensagen wissen und auf Treu und Glauben anzunehmen gezwungen werden, seine Schwachheiten hingegen mit unsern Augen sehen. — Weiterhin: Eine relative Größe, einen gewissen Ernst verlangen wir mit Recht von jedem Helden eines Stückes; wir verlangen, daß er über dem Kleinen nicht das Große hintansetze.

Egmonts Menschlichkeiten läßt Schiller gelten, vermißt jedoch, daß der Dichter ,ihm nicht einmal soviel Größe und Ernst übrigläßt, als unsrer Meinung nach unumgänglich erfordert wird, diesen Menschlichkeiten selbst das höchste Interesse zu verschaffen'. Wenn Egmont nach dem ernsten Gespräch mit Oranien die Sorglosigkeit so weit treibt: ,Und von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, gibt es ja wohl noch ein freundlich Mittel (Klärchen)', so bricht Schiller in den beinah zornigen Satz aus: ,So mögt ihr's haben, wenn sich die Schlinge über euch zusammenzieht. Wir sind nicht gewohnt, unser Mitleid zu verschenken.' Schiller dachte an den Helden eines geschichtlichen Dramas, wie er ihn zuletzt geschildert: an Posa, und wenn nur solch ein Held zulässig war, so hatte er mit dem Verweigern seines Mitleids für einen unheldischen Helden recht. Goethe hingegen hatte einen Menschen geschichtlichen Namens zum Träger einer reinmenschlichen Tragödie machen wollen, und diesem folgt unser Mitleid auf seinem Wege in den Tod. Etwas Derartiges scheint Goethe in den Schlußworten seines Briefes über Schillers Anzeige gemeint zu haben. Nur an dem Widerspruche zwischen der von Goethe so ausführlich dargestellten, also von uns doch nicht zu vergessenden geschichtlichen Wirklichkeit — und dem sich ganz abseits von ihr auslebenden Einzelmenschentum des Titelhelden krankt unsere Teilnahme, wie sie bei Schiller gekrankt hat.

Den andern Gestalten wird Schiller begeistert gerecht. Von Klärchen heißt es: ,Sie ist unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts.'

In der Tat ist Klärchen die Höhe der gesamten Menschenbildnerei Goethes. Sie steht noch über Gretchen im Kerker: ihr Aufschwung im ersten Auftritt des fünften Aktes, ihr darauf folgender Todesentschluß sind Taten freiwilliger Liebestapferkeit, Gretchens Todesmut ist der des halben Wahnsinns. Egmonts Klärchen ist herbsüßer als Gretchen, irdischer als die halbgespenstischen Mädchen Mignon und Ottilie, und sie ist die Heldin des stärksten dramatischen Auftrittes, den Goethe in einem seiner großen Stücke je gedichtet hat: dessen, worin Klärchen die feigen Bürger vergebens zur Rettung Egmonts aufruft. Hier wächst sie heldisch über sich selbst hinaus und wirkt mit überwältigender Tragik. Sie ist Egmont gleich und seiner würdig: auch sie geht unter, weil sie nur dem hohen Augenblick leben will; die Zeit, ,wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann', kümmert sie nicht.

Klärchen, mehr als irgend eine der weiblichen Gestalten Goethes, ist das Ideal dessen, was er am Weibe zuhöchst stellte: der grenzenlosen, aufopfernden Hingebung. ,Sie geht im innigsten Gefühl der Ewigkeit der Liebe ihrem Geliebten nach', so erklärte Goethe sie aus Rom der Stein, die von solcher edlen Menschlichkeit nichts begriff, sondern in Klärchen,

schmählich zu hören, nur die ‚Dirne' sah! Goethe wußte hierauf nichts zu erwidern als: ‚Was du von Klärchen sagst, verstehe ich nicht ganz. Ich sehe wohl, daß dir eine Nüance zwischen der Dirne und der Göttin zu fehlen scheint. — Vielleicht hilft ein zweites Lesen.' Auch ein drittes hätte nichts geholfen. Mit feiner Mischung aus Rücksicht und Vorwurf schreibt Goethe ihr später: ‚Sonntags kam ich zu Angelika (Kauffmann) und legte ihr die Frage vor. Sie hat das Stück studiert und besitzt eine Abschrift davon. Möchtest du doch gegenwärtig gewesen sein, wie weiblich zart sie alles auseinanderlegte.'

Ob Goethe für Klärchen ein lebendes Vorbild gehabt, und welches, wissen wir nicht; unserm miterlebenden, bewundernden Verständnis für diese liebliche, tapfere, rührende Gestalt tut diese Unwissenheit nicht den geringsten Abbruch.

Einen ‚Salto mortale in die Opernwelt' nannte Schiller die Traumerscheinung Klärchens am Schluß, und viele andre Zeitgenossen nahmen an ihr Anstoß. Goethe erwiderte auf Weimarische Einwände dieser Art im Dezember 1787 aus Rom: ‚Alles soll, so will es der behagliche Leser, im natürlichen Gange fortgehen; aber auch das Ungewöhnliche kann natürlich sein, scheint es aber demjenigen nicht, der auf seinen eigenen Ansichten verharrt.' Auch hier stellt er das tiefer dringende Urteil einer Künstlerin dem der Stein entgegen:

> Angelika sagte: da die Erscheinung nur vorstelle, was in dem Gemüte des schlafenden Helden vorgehe, so könne er mit keinen Worten stärker ausdrücken, wie sehr er sie liebe und schätze, als es dieser Traum tue, der das liebenswürdige Geschöpf nicht zu ihm herauf, sondern über ihn hinauf hebe. Ja, es wolle ihr wohl gefallen, daß der, welcher durch sein ganzes Leben gleichsam wachend geträumt, Leben und Liebe mehr als geschätzt, oder vielmehr nur durch den Genuß geschätzt, daß dieser zuletzt noch gleichsam träumend wache, und uns still gesagt werde, wie tief die Geliebte in seinem Herzen wohne, und welche vornehme und hohe Stelle sie darin einnehme.

Die Weimarischen Hüterinnen des Schicklichen hatten sich über die zarte, den Reinen reine Stelle im fünften Aufzug sittlich entrüstet, wo Egmont seines Klärchens Schicksal in Ferdinands Hände legt: ‚Ich kenne ein Mädchen; du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war. Nun ich sie dir empfehle, sterb' ich ruhig. Du bist ein edler Mann; ein Weib, das den findet, ist geborgen.' Goethe hatte gar nicht an das gedacht, was jene Moralpriesterinnen darin zu finden glaubten. In dem schon mehrfach ausgezogenen Brief an die Stein entgegnet er auf diesen Vorwurf wieder mit Angelikas feinem Urteil: ‚daß in der Szene mit Ferdinand Klärchens nur auf eine subordinierte Weise gedacht werden konnte, um das Interesse des Abschieds von dem jungen Freunde nicht zu schmälern, der ohnehin in diesem Augenblicke nichts zu hören noch zu erkennen imstande war.'

Der Einwand der Handlungsarmut gegen den Egmont ist ungerecht, wenn wir Goethes Absicht gelten lassen: es *sollte* ja gerade das Drama der sich nicht wehrenden, also nicht handelnden Sorglosigkeit sein. Goethe selbst hat einem zeitgenössischen Urteil zugestimmt, wonach im Egmont der Mittelpunkt die Szene sei, worin Klärchen vor Egmont kniet und fragt: ‚Bist du der große Egmont, der so viel Aufsehn macht, von dem in den Zeitungen steht, an dem die Provinzen hängen?' — und Egmont antwortet: ‚Nein, Klärchen, das bin ich nicht. — Das ist *dein* Egmont.' Freilich wird hierdurch der Wert alles dessen vermindert, was Goethe denn doch zur Schilderung des Volksgeliebten und des Staatsmannes Egmont auszuführen notwendig fand. Sagt ja Egmont an jener Stelle zu Klärchen: ‚Geliebt von einem Volke, das nicht weiß, was es will; geehrt und in die Höhe getragen von einer Menge, mit der nichts anzufangen ist; umgeben von Freunden, denen er sich nicht überlassen darf.'

Das Urteil der Nachwelt über den Egmont lautet ähnlich wie das über den Götz: kein gutes Drama, aber eine wundervolle Dichtung. Die über das Werk ausgestreuten Schönheiten sind so bezwingend, daß es bis heute fest auf der deutschen Bühne steht.

Goethe hatte das Recht auf *seinen* Egmont, dieses Stück der großen Lebensbeichte. Zuschauer und Leser verlangen mit nicht geringerem Recht *ihr* Drama: den Zusammenprall eines Menschen mit feindlichen Gewalten, denen er kämpfend unterliegt. Getragen wird Egmont wie Götz nicht durch den dramatischen Gehalt, sondern durch den dichterischen Glanz aller Einzelheiten, die tragische Gestalt Klärchens, die klassische saftreiche Sprache. Ob Goethe

Klärchens Wohnung.

Klärchen Mutter.

Mutter

So eine Liebe wie Brackenburgs hab ich nie gesehen, ich glaubte sie sey nur in Heldengeschichten.

Klärchen |: geht in der Stube auf und ab, ein Lied zwischen den Lippen summend :|

Glücklich allein
ist die Seele die liebt.

Mutter.

Er vermuthet deinen Umgang mit Egmont und ich glaube wenn du ihm ein wenig freundlich thä-test, wenn du wolltest; er heurathete dich noch.

Klärchen |: singt :|

Freudvoll
und leidvoll,
gedankenvoll seyn,
Langen
und bangen
in schwebender Pein,
Himmelhoch jauchzend
zum Tode betrübt,
glücklich allein
ist die Seele die liebt.

Mutter

Laß das Heyopopeyo.

bei völliger Muße nicht doch die Prosa des Entwurfes durch den Vers ersetzt hätte, läßt sich nur vermuten. Stoff und Werk würden durch die höhere Kunstform ebenso gewonnen haben wie Schillers Wallenstein. Goethe selbst hat nachmals darüber geschrieben:

Alles Poetische sollte rhythmisch behandelt werden! Das ist meine Überzeugung, und daß man nach und nach eine poetische Prosa einführen konnte, zeigt nur, daß man den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gänzlich aus den Augen verlor. — Alle dramatische Arbeiten sollten rhythmisch sein (25. 11. 1797 an Schiller).

Die rhythmisch bewegte Prosa im Egmont ist kein Ersatz des Verses; ja diese unreine Form gibt dem Gespräch einen stärkeren Schein des Unwirklichen, als es der reine Vers tun würde. Gerade an den rhythmisch lebhaftesten Stellen entsteht der Eindruck einer gewissen Unfertigkeit.

Des Egmont schärfster Kritiker, Schiller, wurde — ein herrliches Zeugnis für Goethes vertrauende Freundschaft — der Bühnenmeister des Stückes: in Schillers Umarbeitung wurde Egmont im April 1796 mit Iffland in der Hauptrolle auf der Weimarischen Hofbühne erfolgreich aufgeführt. Schiller hatte die Rollen der Margarete von Parma und ihres Schreibers Macchiavell ganz gestrichen, da beide für den Fortgang der Handlung gleichgültig seien. Das Stück wird jetzt in Goethes Fassung aufgeführt und gehört unzweifelhaft noch immer zum besten Spielvorrat unserer Theater.

Beethoven schuf seine Musik zum Egmont 1810. An Goethe schrieb er darüber: ‚Auch der Tadel wird mir für mich und meine Kunst ersprießlich sein und so gern wie das größte Lob aufgenommen werden.‘ Ein Urteil Goethes über Beethovens Musik zum Egmont haben wir nicht; nur eine Eintragung in sein Tagebuch und ein ‚im voraus dankbarer‘ Brief an Beethoven beweisen, daß er von ihr Kenntnis genommen.

Fünftes Kapitel.

Iphigenie.

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.

So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alle menschlichen Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

(Goethe zu einem Geschenkband der Iphigenie, 31. 3. 1827.)

So tief hat sich uns durch das Betrachten aller bisherigen größeren Gebilde Goethes die Überzeugung eingeprägt, daß seine Dichtung Kunst-gewordenes Leben war, daß wir vor der Schwelle zum Tempelbau der Iphigenie die Frage aufsteigen fühlen: aus welchem eignen Erlebnis, äußerem oder innerem, aus welchen ‚aufbewahrten Leiden‘ ist ihm dieser Stoff geflossen und dieses Werk aus dem Stoff? Der Inhalt der Iphigenie in dem griechischen Drama, das die Vorstufe des seinigen ist, lautet in kürzester Formel: der von den Furien gepeitschte Muttermörder Orest wird durch die Schwester Iphigenie vom leiblichen Tode gerettet und durch eine Göttin seelisch entsühnt. Was konnte dem Erlebnisdichter Goethe einen solchen Stoff persönlich nahe bringen? Er war nicht der Künstler, der eine beliebige an sich bedeutsame Aufgabe ergriff und mit Dransetzen seiner vollen Kraft zu lösen suchte. Schiller hat die meisten seiner Dramen, alle mit Ausnahme der Räuber und Kabale und Liebe, so gedichtet. Aus welcher innern Notwendigkeit aber bemächtigte sich Goethe eines solchen Stoffes, eines von Griechen und Franzosen so oft vor ihm behandelten: der qualvollen Reue über eine unnennbare Schuld und der göttlichen Lossprechung und Seelenbefreiung?

Wir haben an Claudine von Villa Bella gesehen, wie Goethe mit den fürchterlichsten Zeitmodestoffen umsprang, mit Bruderhaß und Brudermord, wenn sie ihn persönlich nichts angingen: er zwang sie ins operettenhaft Versöhnliche um (vgl. S. 131). Erinnern wir uns aber, daß fast das gesamte dramatische Jugendwerk Goethes vor Weimar, ja noch das erste in Weimar ausgeführte, die Geschwister, Reuedichtung war, Beichte in poetischer Form, keine Zeile, die nicht erlebt, allerdings keine, die genau so erlebt, — dann muß es gelingen, auch für das einzige in Weimar wenigstens zu vorläufigem Abschluß gebrachte größere

dramatische Werk, **Iphigenie**, den Schleier zu heben von Goethes Seelengrunde, aus dem sie emporgestiegen war.

Die von Stück zu Stück, vom Weislingen-Drama im Götz bis zum Faust, sich steigernde Selbstanklage ob der Schuld an eines Weibes tragischem Geschick findet auch in manchen brieflichen Aussprüchen Goethes erschütternden Ausdruck. Was andres als qualvolles Schuldgefühl stöhnt aus den Worten: ‚Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterland‘ (an die Karsch, August 1775 — vgl. S. 80). — ‚Ich brauche deine Liebe täglich mehr, um den bösen Geistern zu widerstehen, die mich anfallen‘, schreibt er an die Stein. — Rachegespenster umstehen seinen Wilhelm in den ‚Geschwistern‘: ‚Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! Warum stehst du da? und du? Verzeiht mir! hab ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! Ich habe unendlich gelitten!‘

Aufs höchste, bis zum Wahnsinn gesteigert sind diese Schuldgefühle in Iphigenie. Da sehen, da hören wir die Furien, die immerwachen, die den schuldigen Orest umlauern (3, 1).

Und deine Gegenwart, du Himmlische,
Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.
Sie dürfen mit den eh'rnen frechen Füßen
Des heil'gen Waldes Boden nicht betreten;
Doch hör' ich aus der Ferne hier und da
Ihr gräßliches Gelächter. Wölfe harren
So um den Baum, auf den ein Reisender
Sich rettete. Da draußen ruhen sie
Gelagert; und verlaß ich diesen Hain,
Dann steigen sie, die Schlangenhäupter schüttelnd,
Von allen Seiten Staub erregend, auf
Und treiben ihre Beute vor sich her.

Gleichviel, ob wir Goethes anfängliche Wertung der Frau von Stein für Selbsttäuschung halten oder nicht, — seinem zerrissenen Herzen in den ersten Weimarer Zeiten erschien die sanftredende, schönaugigte Frau als die heilige Besänftigerin, und an sie richtete er sein Dankgebet:

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf.

In verhüllten Worten, die der Empfänger kaum verstand, sprach Goethe beim Übersenden der Iphigenie an Fritz Jacobi vom Selbstgelebten seines Dramas:

> Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksal geweiht und leide, wo andere genießen, genieße, wo andere leiden. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst du nicht, daß so viel Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen.

Und was mag ihm Tischbein in Rom so Erschreckendes über den Ursprung des Dramas gesagt haben? „Ich las Tischbeinen meine Iphigenie vor, die nun bald fertig ist. Die sonderbare, originale Art, wie dieser das Stück ansah und mich über den Zustand, in welchem ich es geschrieben, aufklärte, erschreckte mich. Es sind keine Worte, wie fein und tief er den Menschen unter dieser Heldenmaske (des Orest) empfunden‘ (an die Stein 14. 12. 1786).

Und von diesem Schuld- und Sühnedrama des Muttermordes, der schwersten Blutschuld auf Erden, sollen wir glauben, es sei, acht Jahre nach dem erschrecklichen Ereignis, der Reue darüber entstanden, daß Goethe Friederike geküßt, aber nicht geheiratet hatte? Goethe ist fürwahr nicht der Dichter, der eine Tat verzeihlicher Leidenschaft gern ins unsühnbar Verbrecherische steigert, in Weimar weniger als zuvor. Zu einem Stoffe wie dem des Orest konnte er sich von unsichtbaren Händen nur hingezerrt fühlen, wenn viel schwerere Schuld in ihm wühlte und nagte als die, mit 21 Jahren in einem geliebten Mädchen unerfüllbare Hoffnungen geweckt zu haben; wenn er selbst von den Eumeniden gepeitscht wurde, wie er unwillkürlich ausbrechend an die Karsch geschrieben, die das weder verstehen konnte noch sollte. Ohne ein schwerlastendes tragisches Schuldgefühl ist das Entstehen der Iphigenie ebenso unbegreiflich wie das der Gretchentragödie im Faust.

Die Sage vom Muttermörder Orest und seiner Schwester Iphigenie hatte Goethe natürlich schon als Knabe kennen gelernt. In der Bibliothek des Vaters konnte er eine lateinische Übersetzung der Iphigenie von Euripides finden, war also nicht auf die französische von Brumoy angewiesen. Kurz nach den Ereignissen in Sesenheim hat ihn der Orest-Stoff beschäftigt. In der Rede zum Shakespearestag ruft er dem bewunderten Dichter zu: ‚Wie gern wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Orest wärst.‘

Nach Riemers Bericht habe ihm Goethe ein Blättchen diktiert: ‚Schwalbenstein bei Ilmenau. Sereno die quieta mente schrieb ich, nach einer Wahl von drei Jahren, den vierten Akt meiner Iphigenie an einem Tage.‘ Danach wäre der Plan schon 1776 aufgestiegen, denn in einem Briefe vom 14. Februar 1779 an die Stein heißt es:

Den ganzen Tag brüt ich über Iphigenie, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht 10 Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphes, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwand-Lumpen gekleidet sei. Gute Nacht, Liebste. Musik habe ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.

Dem entspricht das Tagebuch vom 14. Februar: ‚Früh Iphigenie anfangen diktieren.‘

Der mangelnden Mußestimmung suchte Goethe durch künstliche Mittel nachzuhelfen: ‚Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quattro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber‘ (an die Stein, 24. 2. 1779). Doch die Weimarische Rekrutenauslese tritt störend zwischen die griechischen Gestalten, und nur durch Selbsteinsperren auf Schloß Dornburg erzwingt sich Goethe die Freiheit, an seinen ‚Figuren zu posseln‘. Knebel berichtet, wie er Goethen in Buttstedt gefunden: ‚Am Tische sitzend, die Rekruten um ihn her, und er selbst dabei an der Iphigenie schreibend.‘

Kaum hat er ein paar ruhige Tage in Dornburg genossen, so zerreißt neue Störung den mühsam gesponnenen Faden; er muß nach Apolda reisen, um der Not der Weber zu steuern: ‚Hier will das Drama gar nicht fort, es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwürker in Apolda hungerte‘ (an die Stein, 6. 3. 1779). Dem Dichter kommt zum Bewußtsein, daß er die ‚gute Gabe der Himmlischen ein wenig zu cavalier behandle‘ (S. 262), und er nimmt sich vor, ‚wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will‘ (an Karl August, 8. 3. 1779). Er schließt sich für eine Woche in seinem Gartenhäuschen ein und ‚arbeitet die drei (ersten) Akte zusammen‘. Auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau wird am 19. März der vierte Akt fertig; dann verzeichnet das Tagebuch für den 28. März: ‚Abends Iphigenie geendigt‘, für den 29sten: ‚Iphigenie vorgelesen. War diese Zeit her wie das Wetter klar, rein, fröhlich‘, wie ein Dichter eben fröhlich ist, wenn er ungestört seinem Schaffen leben darf.

Die Iphigenie, deren Entstehen und Fortgang vom 14. Februar zum 28. März 1779 hier berichtet wurde, ist nicht die Iphigenie, die in den Ausgaben von Goethes Werken steht. Sie beginnt wie diese mit einem Selbstgespräch Iphigeniens:

Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, hinein ins Heiligtum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im ersten fremd, denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer mögt ich über's Meer hinüber das Schicksal meiner Vielgeliebten teilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt! Ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stellen wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgeborenen die sanften liebsten Erdenbande knüpften. Der Frauen Zustand ist der schlimmste vor allen Menschen. Will dem Mann das Glück, so herrscht er und erficht im Felde Ruhm, und haben ihm die Götter Unglück zubereitet, fällt er, der Erstling von den Seinen, in den schönen Tod.

Also in Prosa hatte Goethe einen Stoff behandelt, der die höchste Form forderte; gegen die leise Stimme der besseren Einsicht, — nur weil das Amt mit seinen Rekrutenauslesen, Wegebesichtigungen usw., dazu die Hinopferung des größten Teiles seiner Mußestunden an die Stein, ihm nicht die Zeit zur Feinschmiedekunst des Verses ließ. Allerdings ist zu bedenken, daß bis dahin noch keine wertvolle deutsche Dichtung, zumal kein dramatische, in fünfaktigen Jambenversen erschienen war: Lessings Nathan war ziemlich gleichzeitig mit der Beendigung der Prosa-Iphigenie fertig geworden, kam jedoch erst nach deren Aufführung heraus. Goethe gab später als Grund der Prosaform an: ‚Denn warum ich die Prosa seit mehreren Jahren bei meinen Arbeiten vorzog, daran war doch eigentlich schuld, daß unsere Prosodie in der größten Unsicherheit schwebt.‘

Zufrieden ist Goethe mit seiner Prosa-Iphigenie nicht gewesen. Noch während der Arbeit

nannte er das Stück ‚nur ein Skizzo; wir wollen dann sehen, was wir ihm für Farben auflegen‘. Nach der erfolgreichen Aufführung auf der höfischen Liebhaberbühne schrieb er an den Mannheimer Dalberg: „Es ist viel zu nachlässig geschrieben, als daß es von dem gesellschaftlichen Theater sich so bald in die freire Welt wagen dürfte‘.

Die erste Prosaform war eine des Vorliebnehmens, des Dichters wie der befreundeten Zuhörer. Goethe hat so gut wie wir die Unzulänglichkeit der Prosa an den gehobenen Stellen gefühlt. Wenn Iphigenie spricht: ‚Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht‘, und Thoas erwidert: ‚Du sprichst ein großes Wort‘, so erkennt man, dies ist nur Notbehelfsprache, die der vollendenden Arbeit bedarf. Und wenn man fertigen Jambenversen inmitten stockender Prosa und Halbversen begegnet: „Ich kann nicht leiden, daß du, große Seele, betrogen wirst. Ein lügenhaft Gewebe mag mißtrauisch ein Fremder dem Andern zur Falle vor die Füße knüpfen. Ich bin Orest! und dieses schuld'ge Haupt senkt nach der Grube sich und sucht den Tod‘ —, so weiß man, daß ein Künstler wie Goethe solche Unform nicht in die freire Welt hinaussenden konnte.

Schon in ihrer ersten Form klingt Iphigenie wie eine Versdichtung, nur wie eine unfertig liegengelassene. Vielleicht von Lavater, dem Goethe das Werk zur Abschrift geliehen, vielleicht aber von Goethe selbst, wurde danach eine zweite Fassung hergestellt (1780), worin der rhythmische Bau auch äußerlich, durch Verszeilenabsetzung, deutlicher erkennbar gemacht und durch allerlei Veränderungen vervollkommnet wurde, ohne daß dadurch ein reinliches Verskunstwerk entstand. — Eine dritte Umschrift Goethes (1781) änderte wiederum sehr viele Stellen, fügte manches Schöne hinzu, das später in die endgültige Form überging, und versuchte den jambischen Schritt weiter zu verstärken; immer noch ohne den festen Entschluß, ein reines Jambendrama herzustellen.

Inzwischen war der Nathan erschienen, das erste deutsche Meisterdrama im fünftaktigen Jambus, und hatte Goethen ein Muster zum Nacheifern, ja Überbieten dargezeigt. Schon in Karlsbad, kurz vor der Abreise nach Italien, begann er die Iphigenie ‚in Verse zu schneiden‘; doch gleich darauf erkennt er, daß es mit der bloßen Zeilenteilung in Scheinverse nicht getan ist. Am 1. September, zwei Tage vor der Flucht nach Italien, schreibt er an Herder:

Ich bin in große Not geraten, die ich dir sogleich anzeigen und klagen muß. Nach deinem Abschied las ich noch in der Elektra des Sophokles. Die langen Jamben ohne Abschnitt und das sonderbare Wälzen und Rollen des Periods haben sich mir so eingeprägt, daß mir nun die kurzen Zeilen der Iphigenie ganz höckerig, übelklingend und unlesbar wurden. Ich habe gleich angefangen, die erste Szene umzuändern.

Unter den kurzen Zeilen versteht er die der vorläufigen Zwitterform mit ihren unregelmäßigen, meist zu kurzen Versgebilden. Erst jetzt geht ihm auf, daß er Vers um Vers eine Umarbeitung vornehmen muß, und mit dieser beginnt er schon im Reisewagen, der ihn an den Fuß der Alpen führt. Am Gardasee wird daran gefeilt; aus Verona heißt es: „Ich fühle mich müd und ausgeschrieben, denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand.‘ Doch dem geborenen Verskünstler glückt das Umschmelzen, wodurch erst die vollendete innere Form der Iphigenie entsteht, überraschend schnell: ‚Nachdem mir das lang mutwillig verschlossene Ohr endlich aufgegangen, so verjagt nun eine harmonische Stelle die nächste unharmonische, und so wird hoffentlich das ganze Stück rein.‘ Aus dem Vorliebnehmen im Weimarischen Hofkreise und unter dem Druck des Allerweltsamtes steigt der freie Dichter Goethe zur strengen Meisterkunst empor, und dem Meister gelingt, die wundersam schöne und erhabene Versform schon im Dezember 1786 in Rom abzuschließen. Am 29. schreibt er Herdern: ‚Endlich kann ich dir mit Freuden melden, daß meine Iphigenie fertig ist.‘ Noch zwei Wochen lang wird eine allerletzte Feile angelegt, dann geht die Abschrift an Herder: „Hier, mein Lieber, wenn man etwas widmen und weihen kann, die Iphigenie, dir gewidmet und geweiht‘; denn Herder hatte ihm über die Form Freundesrat auf den Weg gegeben. — Das fertige Werk erschien 1787 als dritter Band der ersten Sammelausgabe.

Bei der letzten Durcharbeitung kamen noch viele Herrlichkeiten hinzu, so die Verse: ‚Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt‘, und die Worte Iphigeniens: ‚So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!‘ Hier und da wurde beim Umwandeln in Verse etwas versehen. In der Prosaform sind die mißverständ-

lichen Worte Orests an Iphigenie (3, 1): ‚Schöne Nymphe, ich traue dir nicht!‘ unbedenklich, denn gleich darauf folgt ein Wort über Diana, die strenge Nymphen fordert, und in seiner Erregung hält Orest Iphigenie für eine dieser Nymphen. In der letzten Fassung änderte Goethe Dianas Nymphen in ‚Dienerinnen‘, so daß nun die ‚schöne Nymphe‘ befremdet.

Goethes äußere Quelle und Vorbild war die Iphigenie von Euripides, die er wohl schon in Frankfurt gelesen. Zur vollen Schätzung des inhaltlichen und künstlerischen Wertes des Goethischen Dramas ist die Kenntnis des leicht zugänglichen griechischen Werkes (deutsch bei Reclam) dringend anzuraten; weitere Bücher über Goethes Iphigenie sind alsdann entbehrlich. An sonstigen Vorgängern mit einem Orest hatte Goethe noch Voltaire und seinen Jugendfreund Gotter (S. 133); bei diesem kam schon eine Wahnsinnszene Orests vor.

In des Euripides Drama ist Iphigenie die Priesterin der Artemis bei den Tauriern und hat der Göttin seit Jahren blutige Menschenopfer gebracht. Apollo geleitet Orest und Pylades zu den Tauriern: sie sollen das Bild der Schwester des Gottes mit allen Mitteln rauben und in die Heimat entführen. Orest, von den Furien gepeitscht, greift in seinem Wahnsinn die Rinderherden an und wird von den Hirten ergriffen. Iphigenie ist im Begriff, den Manen Orests ein Totenopfer am Altar der Göttin zu bringen, da meldet ein Bote die Gefangennahme der beiden Fremdlinge. — Iphigenie und die gefangenen Männer stehen einander gegenüber, doch bleibt die Erkennung noch aus. Durch einen von Iphigenie geschriebenen Brief, den Pylades in die Heimat tragen soll, wird die Erkennung der Geschwister herbeigeführt. Iphigenie erfährt die Schicksale ihres Vaterhauses. Der listige Raub des Bildes der Artemis wird geplant und durch Iphigenie ausgeführt. — Als König Thoas die Fliehenden verfolgt, tritt Athene dazwischen und rettet sie; Orest aber soll in der griechischen Heimat der Artemis einen Tempel errichten, zu dessen Priesterin Iphigenie bestimmt ist.

Lesern mit Verständnis für Poesie braucht man das Erhöhen und Verklären des Stoffes durch Goethe gegenüber der Iphigenie des Euripides nicht in allen Zügen auseinanderzusetzen. Den wichtigsten Wandel nahm Goethe mit Orests Entsühnung und Iphigeniens Befreiung vor. Bei Euripides wird Orest einzig durch die dazwischentretende Göttin entsühnt. Der Grieche begnügt sich mit einer solchen, ihm nicht bloß äußerlich scheinenden Lösung. Im altgriechischen Drama schweben noch als dunkel geahnte Gewalten über und zwischen den Menschen die Götter und greifen durch Machtgebote in deren Geschicke ein, die sonst unentwirrbar wären. Daß Götter strafend oder rettend über den Menschen thronen, war zur Blütezeit des griechischen Dramas unerschüttert frommer Glaube.

Eine solche Lösung konnte dem deutschen Dichter des 18. Jahrhunderts nicht genügen; aus tieferen, aus rein menschlichen Quellen mußte die Entsühnung aufsteigen, und der liebende Freund der ‚Madonna‘ Charlotte suchte sie, glaubte sie gefunden zu haben im Ewigweiblichen, in der reinen Menschlichkeit der Schwester Iphigenie. Bei Euripides muß die Göttin aus der hochschwebenden Maschine dem Könige Thoas anbefehlen, Iphigenie ziehen zu lassen. Diese Gebundenheit schuf Goethe um zur erlösenden Macht der Wahrheit auf den Lippen eines edlen Weibes; erst hierdurch hat er den Iphigenien-Stoff für die Weltliteratur erneut und gerettet. Ein Jahrhundert vor Ibsen spricht Goethes Orest die Worte: „Zwischen uns sei Wahrheit!“ Im fünften Aufzug zerreißt Iphigenie die Gewebe des Truges und ruft aus wahrem Sinn den König zur Verherrlichung der Wahrheit auf. Sie spielt das höchste Spiel, gibt das Leben Orests, seines Freundes Pylades, ihr eigenes Leben preis um der Wahrheit willen:

> Uns beide hab' ich nun, die Überbliebnen
> Von Tantals Haus, in deine Hand gelegt:
> Verdirb uns — wenn du darfst.

Und die Wahrheit macht sie alle frei, denn, wie Orests letzte Worte lauten:

> Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
> Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
> Beschämt, und reines, kindliches Vertrauen
> Zu einem edeln Manne wird belohnt.

All dies ist nicht griechisch, und die wenigsten Griechen zu des Euripides Zeiten hätten solche Lösung verstanden; vielleicht nur Sokrates und seine nächsten Freunde. Goethe selbst hat sich über das Ungriechische seiner Iphigenie geistreich ausgesprochen (1811 zu Riemer):

‚Das Unzulängliche ist produktiv. Ich schrieb meine Iphigenie aus einem Studium der griechischen Sachen, das aber unzulänglich war. Wenn es erschöpfend gewesen wäre, so wäre das Stück ungeschrieben geblieben.‘ Shakespeare hätte das Nämliche von seinen Römer-Dramen sagen können, wiewohl diese weit mehr römisch sind, als Goethes Iphigenie griechisch. Und die Perser des Äschylos sind sicher keine Tragödie mit persischer Seele.

Der Eindruck der griechischen Antike, den Iphigenie trotzdem auf den unbefangenen Leser macht, rührt her von dem strengen Stil der Sprache, von einigen aufgesetzten griechischen Lichtern, nicht von der innersten Gedankenwelt. Die Betrachtungen z. B. über das Frauenschicksal, über die Ehe und anderes sind edelstes achtzehntes Jahrhundert. Nicht griechisch sein oder scheinen wollte Goethe, sondern höher als griechisch, höher als irgend ein unterscheidendes Volkstum oder geschichtlicher Glaube zielte seine Dichtung: hinauf zu den Höhen reiner Menschlichkeit, wie er sie, in den Widmungsworten an einen Darsteller Orests, als Sühne für alle menschlichen Gebrechen verkündet hören wollte. In diesem Sinne nannte Goethe seine Iphigenie ‚verteufelt human‘.

Von Schiller gibt es eine wenig bekannte, in den herkömmlichen Ausgaben nicht enthaltene Besprechung der Iphigenie, vom Sommer 1787. Sie erschien erst 1798 in Göschens ‚Kritischer Übersicht der neuesten schönen Literatur der Deutschen‘; da jedoch diese Zeitschrift einging, so blieb Schillers verheißene ‚Fortsetzung‘ ungedruckt, und so entbehren wir seines Endurteils über das Werk. In dem gedruckten Teil des Aufsatzes hebt Schiller hervor, wie weit Goethe seine griechischen Muster hinter sich zurücklasse, rühmt ‚die imponierende große Ruhe, die jede Antike so unerreichbar macht, die Würde, den schönen Ernst, auch in den höchsten Ausbrüchen der Leidenschaft‘, und bemerkt, Goethe hätte gar nicht nötig gehabt, die Illusion (des Griechentums) noch durch gewisse Kunstgriffe zu suchen. Als solche bezeichnet er ‚den Geist der Sentenzen, eine Überladung des Dialogs mit Epitheten, eine oft mit Fleiß schwerfällig gestellte Wortfolge und dergleichen mehr‘.

Schiller hatte recht, daß dies ‚wirklich nichts zur Vortrefflichkeit des Stücks beitrage‘; doch hätte ihm Goethe entgegnen können, daß ohne solche Hilfsmittel der griechischen Stilisierung die beabsichtigte und notwendige Stimmung des Lesers nicht erreicht worden wäre, weit weniger als die des Zuschauers. Der überstrenge Schiller hebt einige metrische Mattheiten in der Erzählung hervor, die mit dem Verse beginnt: ‚Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt‘, bricht dann aber gegenüber dem erschütternden Selbstgespräch Orests: ‚Noch einen! Reiche mir aus Lethes Fluten —‘ (3, 2) in die bewundernden Sätze aus:

> Hätte die neuere Bühne auch nur dieses einzige Bruchstück aufzuweisen, so könnte sie damit über die alte triumphieren. Hier hat das Genie eines Dichters, der die Vergleichung mit keinem alten Tragiker fürchten darf, durch den Fortschritt der sittlichen Kultur und den mildern Geist unsrer Zeiten unterstützt, die feinste edelste Blüte moralischer Verfeinerung mit der schönsten Blüte der Dichtkunst zu vereinigen gewußt und ein Gemälde entworfen, das mit dem entschiedensten Kunstsiege auch den weit schönern Sieg der Gesinnungen verbindet und den Leser mit der höheren Art von Wollust durchströmt, an der der ganze Mensch teilnimmt, deren sanfter wohltätiger Nachklang ihn lange noch im Leben begleitet. Die wilden Dissonanzen der Leidenschaft, die uns bis jetzt im Charakter und in der Situation des Orest zuweilen widrig ergriffen haben, lösen sich hier mit einer unaussprechlichen Anmut und Delikatesse in die süßeste Harmonie auf, und der Leser glaubt mit Oresten aus der kühlenden Lethe zu trinken. Es ist ein Elysiumsstück im eigentlichen wie im uneigentlichen Verstande.

Über die Kernfrage zur Iphigenie: Orests Entsühnung, haben wir leider Schillers Urteil nicht. Goethe hat den Grundgedanken seiner Iphigenie, im Gegensatze zu der des Euripides, in die Worte zusammengedrängt: ‚Alle menschlichen Gebrechen Sühnet reine Menschlichkeit.‘ Trotzdem ist der Einwand nie verstummt: Kann reine Menschlichkeit in ihrer idealsten Gestalt, in der schwesterlichen Priesterin Iphigenie, den Bruder von des Muttermordes Blutschuld entsühnen? Reicht irgend eines Erdgeborenen Macht an dieses Ungeheure hinan? Vermag tiefstes Mitleid eines Andern, verzeihende Liebe eines Allernächsten die fluchbeladene Seele des Mörders zu neuem Leben zu entlasten? Wird nicht das brechende Auge der Mutter, das ihrer Mordwunde entströmende Blut ewig aufs neue Klage heben gegen den Sohn, der, gleichviel aus welchen Gründen, den Mordstahl in die Brust seiner Gebärerin und Säugerin gestoßen?

Goethe selbst hat des dritten Aktes Schlußauftritt ‚die Achse des Stückes' genannt. Nach altgriechischem Glauben war die Entsühnung eines Muttermörders, der aus Beweggründen wie Orests gehandelt, möglich, jedoch nur durch das jeden Zweifel, jeden Widerspruch niederschlagende Machtgebot einer Gottheit. Goethes Drama wurde nicht für Griechen mit dem aus barbarischen Urzuständen überkommenen religiösen Glauben an die Heiligkeit der Blutrache gedichtet, sondern für die Menschen des 18. Jahrhunderts und der folgenden Geschlechter. So müssen wir die Frage nach der Möglichkeit einer Entsühnung des Muttermörders nicht aus der Seele der Griechen, sondern aus der unsrigen beantworten. Hätte Goethe sie im Geiste der Griechen lösen wollen, so brauchte er ja einfach die Göttin Athene entscheiden zu lassen, wie dies Euripides aus seines Volkes Seele getan.

Kann ein Muttermörder je entsühnt werden und mit innerem Frieden weiter leben? Doch nur dann, wenn die Entsühnung aus seinem eignen Wesensgrunde quillt, nicht von außen als Wundergnade geschenkt wird. Goethes Orest selber spricht dies aus:

Bin ich bestimmt, zu leben und zu handeln,
So nehm' ein Gott von meiner schweren Stirn
Den Schwindel weg, der auf dem schlüpfrigen,
Mit Mutterblut besprengten Pfade fort
Mich zu den Toten reißt! er trockne gnädig
Die Quelle, die, mir aus der Mutter Wunden
Entgegensprudelnd, ewig mich befleckt!

Orest fühlt, daß es ewig keine Ruhe für ihn gibt, solange nicht das grausige Bild seiner Tat von den Tafeln des Gedächtnisses weggewischt ist, — und wer vermag es wegzuwischen! Iphigeniens innigste Trostworte:

O wenn vergossnen Mutterblutes Stimme
Zur Höll' hinab mit dumpfen Tönen ruft,
Soll nicht der reinen Schwester Segenswort
Hilfreiche Götter vom Olympos rufen?

überzeugen uns nicht, überzeugen nicht Orest, denn nicht bei den Göttern, einzig in seiner Brust ist Hölle oder Erlösung.

‚Hatte ein moderner Dichter, der solchen grauslichen Stoff in edelster, nahezu christlicher Weise nachbildete, das Recht, einen Muttermörder selbst durch die reinste Liebe entsühnen zu lassen?' Der so fragte, war selbst ein Dichter und ein so edel wie irgendwer empfindender Mensch: Louise von François (in einem Brief an Conrad Ferdinand Meyer), und sie beantwortete die Frage mit Nein. Mit außerordentlicher Feinheit hat Goethe versucht, eine Entsühnung Orests sinnenhaft faßlich erscheinen zu lassen. In seinen Wahnsinnsgesichten erblickt der Gequälte die versöhnten Ahnen:

Zeigt mir den Vater, den ich nur einmal
Im Leben sah! — Bist du's, mein Vater?
Und führst die Mutter vertraut mit dir?
Darf Klytämnestra die Hand dir reichen,
So darf Orest auch zu ihr treten
Und darf ihr sagen: ‚Sieh deinen Sohn! —
Seht euern Sohn! Heißt ihn willkommen.' —
Ihr ruft: ‚Willkommen!' und nehmt mich auf!

Und nachdem dies gesagt, nachdem Iphigenie und Pylades hinzugetreten, spricht Orest beglückt:

Laß mich zum erstenmal mit freiem Herzen
In deinen Armen reine Freude haben! — —
Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz.
Die Eumeniden ziehn, ich höre sie,
Zum Tartarus und schlagen hinter sich
Die eh'rnen Tore fernabdonnernd zu.
Die Erde dampft erquickenden Geruch
Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
Nach Lebensfreud' und großer Tat zu jagen.

Was ist in der furchtbaren Wahnsinnszene Erlösendes geschehen, um diese Jubelworte Orests zu rechtfertigen? Ein Traumeswahn hat im rasenden Fieber der Verzweiflung Orest ein Entsühntsein vorgegaukelt; doch beim Erwachen muß das Wahnsinnsgebilde vergehen, die Erinnyen werden wiederkehren, werden den Mörder umlauern und umbellen wie die hungrigen Wölfe: Wir folgen ihm bis zu den Schatten Und geben ihn auch dort nicht frei! Iphigeniens Reine und Wahrhaftigkeit können den Thoas versöhnen, — gegen die Furien in Orests eignem Herzen sind sie machtlos. Man mag erklärend, entschuldigend sagen, Orests Muttermord geschah halb unfrei, der Mörder empfindet zermalmende Reue, kein lebender Ankläger ist da —: die Priesterkirche freilich könnte einem solchen Sünder Losspruch verkünden; würde sie aber des Mörders eignes Herz geschweigen? Gibt es für den unglückseligen Muttermörder eine andre Ruhe auf dieser Erde als in ihrem alles Leid und Schmerzen stillenden Schoße? Goethe hat mit den höchsten Mitteln seiner Kunst eine ungeheure dramatische Aufgabe zu lösen unternommen und hat sie dennoch ungelöst hinterlassen, weil er vor der einzig-

möglichen Lösung zurückschrak: vor der vollen Tragik des allein sühnenden und versöhnenden freien Todes Orests. Der deutsche Dichter ruft in höchster Not ein Wunder, eine göttliche Gnadentat zuhilfe und läßt dadurch im letzten Grunde das Drama des Muttermörders da, wo Euripides es gelassen hatte:

Orest: Von dir berührt,
War ich geheilt; in deinen Armen faßte
Das Übel mich mit allen seinen Klauen
Zum letztenmal — — dann entfloh's.

Goethes Lösung ist von ähnlicher Art wie die im Tasso: der Held ist nicht gerettet, sein Geschick bleibt unheildrohend aufgeschoben, ist nicht für immer friedlich beschworen. Sicher hat auch Goethe an Orests Erlösung durch den Tod gedacht; er hat sie unterlassen aus einem der Urtriebe seiner Dichternatur, den er in einem Brief an Schiller ausgesprochen: ‚Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte.‘

Die stärkste Umwandlung gegenüber den Gestalten des Euripides weist Goethes Iphigenie auf. Bei jenem ist sie rachsüchtig, ja blutgierig, und nach griechischer erlaubter Art listig; Goethes Heldin sieht als ihre priesterliche Aufgabe an, nach all den Greueln ihres Geschlechtes

Dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen
Die schwer befleckte Wohnung zu entsühnen.

Als Urbild von Goethes Iphigenie gilt nach der Legende Charlotte von Stein. Die wirkliche Frau, die wir aus ihren Seelenbekenntnissen kennen, konnte Goethen fürwahr kein Urbild sein, und es gibt keinen einzigen Ausspruch des Dichters, auch nicht in den Briefen an die Stein, der von einem nachzuzeichnenden Urbilde redet. Bei ähnlicher Gelegenheit hat er sich später sehr entschieden gegen das Aufsuchen solcher Modelle geäußert: ‚Bei Leibe!‘, man solle nicht so deuten; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das Übrige hole er aus sich selbst.

Alt ist der Vorwurf der Handlungsarmut in Goethes Iphigenie, und man ist so weit gegangen, darum von einem Vorrange des Dramas von Euripides zu sprechen. Schiller schrieb an Körner (21. 1. 1802): ‚Goethes Iphigenie — ist ganz nur sittlich; aber die sinnliche Kraft, das Leben, die Bewegung und alles, was ein Werk zu einem recht dramatischen spezifiziert, geht ihr sehr ab. Goethe hat selbst mir schon längst zweideutig davon gesprochen.‘ Und an Goethe schrieb er um die Zeit:

Da überhaupt in der Handlung selbst zuviel moralische Kasuistik herrscht, so wird es wohlgetan sein, die sittlichen Sprüche selbst und dergleichen Wechselreden etwas einzuschränken. — Orest selbst ist das Bedenklichste im Ganzen; ohne Furien ist kein Orest, und jetzt, da die Ursache seines Zustandes nicht in die Sinne fällt, da sie bloß (!) im Gemüt ist, so ist sein Zustand eine zu lange und zu einförmige Qual, ohne Gegenstand (!).

Diese Stelle ist viel bezeichnender für Schillers Ansicht vom Drama als für Goethes Orest.

Ihr sei gegenübergestellt Goethes Wort zu Eckermann (1. 4. 1827) nach einer Vorstellung der Iphigenie: ‚Das Stück hat seine Schwierigkeiten. Es ist reich an innerem Leben, aber arm an äußerem. Daß aber das innere Leben hervorgekehrt werde, darin liegt's; — das gedruckte Wort ist freilich nur ein matter Widerschein von dem Leben, das in mir bei der Erfindung rege war.‘ Iphigenie ist eben, wie ja alle Gebilde Goethes aus seiner reiferen Zeit, ein Innendrama, und von ihnen allen gilt mehr oder minder sein Wort, er habe nicht für, sondern gegen das Theater gedichtet.

An jenen Satz zu Eckermann knüpfte Goethe den andern: ‚Es hat mir noch nie gelingen wollen, eine vollendete Aufführung meiner Iphigenie zu erleben.‘ Das ist bis heute nicht anders geworden, eher noch schlimmer; denn wo sind die Schauspieler, die Goethes Verse sprechen können, z. B. solche mit Gehalt und Musik bis in jede Silbe getränkten wie:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!

Die herrlichste Aufführung muß jene erste auf der herzoglichen Liebhaberbühne am 6. April 1779 in Ettersburg gewesen sein: Goethe in jugendlicher Mannesschöne als Orest, Corona Schröter als Iphigenie, Prinz Constantin als Pylades, Knebel als Thoas. Der Jenaer Arzt Hufeland, einer der Zuschauer, schrieb Jahre danach: ‚Nie werde ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüme machte. Man glaubte einen Apoll zu sehen.' In der zweiten Wiederholung hatte Karl August die Rolle des Pylades übernommen — Die erste Aufführung der Iphigenie in Versen geschah erst am 25. Februar 1802 auf dem Weimarischen Hoftheater.

Vor den überwältigenden Schönheiten der Gefühlswelt und ihres Ausdruckes in Goethes Gedicht beugt sich das Urteil auch dessen, der es für keine vollkommene Lösung des dramatischen Knotens hält, und verehrt hier etwas noch Bedeutsameres, als sie es wäre. Die ‚höhere Menschheit', die Schiller über die höchste Kunst der Griechen hinaus in Goethes Iphigenie erkannte, sie hat dem Werk eine Dauer verliehen, die ganz unabhängig ist vom Scheinleben auf der Bühne. Vischer nannte Iphigenie zusammen mit Lessings Nathan und Schillers Don Carlos ‚die drei priesterlichen, hochreligiösen Dichtungen des Aufklärungszeitalters', und außer dem Faust genießt kein Werk Goethes eine so ehrfurchtsvolle Liebe wie Iphigenie. Als Fritz Jacobi nur die Prosaform gelesen, rief er Goethen zu: ‚Wortlos, bildlos, begrifflos heißt dich mein tiefstes Inneres Bruder!' Ein noch erhöhtes Gefühl menschlicher Bruderschaft empfängt jeder zu solchen Gefühlen geborene Leser aus der vom Vers geadelten Dichtung. Unter den Ruhmestiteln des deutschen Volkes inmitten der großen Bildungsvölker prangt Goethes Iphigenie, zugleich ein Denkmal der innigsten Vermählung deutschen Tiefgedankens mit deutscher Sprachmusik.

Anhang: Iphigenie in Delphi und Nausikaa.

Nicht über einen durchdachten Plan hinaus gelangte die andre Iphigenie, von der schon die Rede war, die in Delphi, oder wie Goethe mit seinem schwachen Gedächtnis fürs Griechische zuerst schrieb, auf Delphos, wobei ihm die alte festländische Heiligtumstätte als Insel vorschwebte. Nur die Briefe aus Italien berichten darüber: ‚Heute früh hatt' ich das Glück, von Cento herüberfahrend, zwischen Schlaf und Wachen den Plan zur Iphigenie auf Delphos rein zu finden. Es gibt einen fünften Akt und eine Wiedererkennung, dergleichen nicht viel sollten aufzuweisen sein. Ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind' (aus Bologna, 18. Oktober 1786).

In der späteren Umarbeitung seiner Briefe für die ‚Italienische Reise' erzählt Goethe den Inhalt dieses nie ausgeführten Dramas. ‚Elektra, in gewisser Hoffnung, daß Orest das Bild der Taurischen Diana nach Delphi bringen werde, erscheint in dem Tempel des Apoll und widmet die grausame Axt, die so viel Unheil in Pelops' Hause angerichtet, als schließliches Sühneopfer dem Gotte.' — Sie erfährt von einem Griechen, Orest und Pylades seien in Tauris geopfert worden. Iphigenie kommt mit dem Bruder und dem Freunde nach Delphi, jener irrende Grieche zeigt Elektren Iphigenie als die Priesterin, welche die Freunde geopfert habe.

Elektra ist im Begriff, mit dem selbigen Beil, welches sie dem Altar entreißt, Iphigenien zu morden, als eine glückliche Wendung dieses letzte schreckliche Übel von den Geschwistern abwendet. Wenn diese Szene gelingt, so ist nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden. Wo soll man aber Hände und Zeit hernehmen, wenn auch der Geist willig wäre!

Goethe war nicht der Dichter, der bloß um einer noch so rührenden einzelnen Szene willen ein großes Kunstwerk zu schaffen unternommen hätte. Mit dem Erscheinen der Iphigenie auf Tauris war der Stoff für ihn abgetan, eine künstlerische Schlangenhaut abgestreift.

Das dramatische Bruchstück **Nausikaa** erschien im Druck zuerst 1827; Aufkeimen und Gestaltung des Planes werden in den Briefen aus Italien mehrfach erwähnt. Aus Palermo schreibt er im April 1787 an die Weimarischen gemeinsamen Leser seiner Briefe, er bereite allen, die ihn lieben, ein Denkmal seiner glücklichen Stunden, sage aber noch nicht, was es wird. Bald

danach liest er im öffentlichen Garten zu Palermo am Meere Homers Erzählung von Odysseus bei den Phäaken und verzeichnet den Plan, ja entwirft und führt einige Stellen aus, die ihn besonders anziehen. Dann aber fährt die Wissenschaft dazwischen und — ‚gestört war mein guter poetischer Vorsatz‘ (vgl. S. 270). Er nimmt den Plan doch wieder auf: was er ausführt, gerät ihm glücklich, ‚ich habe schon Freudentränen vergossen, daß ich Euch Freude machen werde‘. In Taormina durchdenkt er den Plan weiter als ‚eine dramatische Konzentration der Odyssee‘.

In der ‚Italienischen Reise‘ berichtet er eingehend über den beabsichtigten Inhalt der Tragödie von der Tochter des Alkinous:

> Der Hauptsinn war der: in der Nausikaa eine treffliche, von vielen umworbene Jungfrau darzustellen, die, sich keiner Neigung bewußt, alle Freier bisher ablehnend behandelt, durch einen seltsamen Fremdling (Odysseus) aber gerührt, aus ihrem Zustand heraustritt und durch eine voreilige Äußerung ihrer Neigung sich kompromittiert, was die Situation vollkommen tragisch macht.

Aus innerstem Erleben war Goethen auch dieser scheinbar so fern abliegende Stoff ans Herz gewachsen: sich selbst erblickte er mit phantasievoller Spiegelung als einen wandernden Odysseus, ‚selbst auf der Reise, selbst in Gefahr, Neigungen zu erregen, die, wenn sie auch kein tragisches Ende nehmen, doch schmerzlich genug, gefährlich und schädlich werden können‘. Der Plan wurde bis ins einzelne im Geiste durchgearbeitet, blieb aber, ‚durch nachfolgende Zerstreuungen zurückgedrängt, liegen‘. Noch als Greis hat Goethe schmerzlich bedauert, die Arbeit damals nicht verfolgt zu haben: ‚Ich brauche Ihnen (zu Boisserée) nicht zu sagen, welche rührende, herzergreifende Motive in dem Stoff liegen.‘

In Sizilien hatte er sich die Anschauungsverse zur Nausikaa aufgeschrieben: ‚Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer, Und duftig schwebt der Äther ohne Wolken.‘ Wirklich ausgeführt wurden nur zwei Auftritte des ersten Aktes, angelegt noch einige weitere Auftritte; auch haben wir den Aufriß des Ganzen in kurzen Andeutungen. Der beabsichtigte Ausgang ergibt sich aus den Vermerken: ‚Scheiden. Dank. Tochter läßt sich nicht sehn. Scham.‘ Darüber steht: ‚Die Leiche‘. Nausikaa hat sich aus Scham, ihre hoffnungslose Liebe bloßgestellt zu haben, ins Meer gestürzt.

Daß Goethe diesen herrlichen Stoff nicht ausgestaltet hat, ist ewig zu beklagen. Das Drama wäre ein wunderbares griechisches Gegenstück zur deutschen Dichtung Hermann und Dorothea, ein Seitenstück auch zum Tasso geworden: die ganz innerliche Tragödie eines stolzen liebenden Mädchenherzens. Es gehört zu den vielen Opfern der ‚nachfolgenden Zerstreuungen‘.



Sechstes Buch.

Bis zum Bunde mit Schiller.

Ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wiedergefunden; aber als was? — Als Künstler!

Schillers Don Karlos. Uhlands Geburt. — Schiller zuerst in Weimar (1787).

Byron geboren (22. Januar 1788). — Schillers ‚Götter Griechenlands‘, Kants Kritik der praktischen Vernunft, Schillers Abfall der Niederlande (1788). — Erste Begegnung Schillers mit Goethe in Rudolstadt (September 1788).

Rückert und Eichendorff geboren (1788).

Ausbruch der Französischen Revolution (Juli 1789). — Schillers ‚Künstler‘, Geburt August Goethes (1789).

Kaiser Joseph II. stirbt (20. Februar 1790). — Schillers Verheiratung mit Charlotte von Lengefeld (22. 2. 1790).

Merck stirbt (27. Juni 1791), Mozart stirbt (5. Dezember 1791). — Schillers Dreißigjähriger Krieg und Beginn des Erscheinens seiner ästhetischen Hauptschriften. Grillparzers Geburt (1791).

Frankreich wird Republik. Schlacht bei Valmy gegen die verbündeten deutschen Heere; die Franzosen besetzen Mainz und Frankfurt (1792).

Hinrichtung des Königs und der Königin von Frankreich (21. Januar und 16. Oktober 1793). — Belagerung von Mainz durch die Preußen.

Schreckensherrschaft in Frankreich bis zum Sturze Robespierres am 28. Juli 1794. — Bürger stirbt (8. Juni 1794). — Fichte kommt nach Jena. Schillers Horen (1794).

Erstes Kapitel.

Christiane.

Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist.

Wir durch Zeit- und Seelenferne Getrennten werfen die Frage auf: mußte Goethe durchaus einzig in Weimar wohnen bleiben, wenn er denn doch aus Italien nach Deutschland heimkehren wollte? Ja, er mußte: die elf Jahre des männlichen Höhenalters hatten aus Weimar seine dauernde Heimat gemacht; selbst Italien erschien ihm nie als bleibende Stätte. An den Herzog hatte er schon im zweiten Monat nach der Ankunft in Rom die flehende Bitte gerichtet, ihn bei der Rückkehr wieder freundlich aufzunehmen; ‚einsam in die Welt hinausgestoßen, wäre ich schlimmer dran als ein Anfänger‘. Mit Recht, denn ein Anfänger hätte nicht so tiefe Lebenswurzeln ins Erdreich getrieben, hätte noch die unverbrauchte Kraft besessen, sich überall ein neues Leben zu zimmern. Dies traute sich Goethe kurz vor seinem vierzigsten Jahre nicht zu, und wir fühlen es ihm nach. Wie ungern er von Italien schied, hat er damals und nach einem Menschenalter immer aufs neue ausgesprochen:

Ich kann und darf nicht sagen, wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe, wie schmerzlich es mir war, das schöne Land zu verlassen, (an Heinrich Meyer, 19. 9. 1788). — Auch darf ich's wohl gestehen — seit ich über den Ponte Molle heimwärts fuhr, habe ich keinen reinen glücklichen Tag mehr gehabt (zum Kanzler Müller, 1814).

Aus der heitern Ungebundenheit des italischen Lebens zu scheiden, nach den Herrlichkeiten von Venedig, Rom, Neapel, Sizilien, Florenz und Mailand wieder unterzutauchen in die unfrohe Alltäglichkeit eines so wenig Anregung und höchsten Lebensgenuß gewährenden

Nestes wie Weimars, nach dem sanften Wind vom blauen Himmel das ‚infame Klima‘ Thüringens zu erleiden, — ohne den Zwang des Daseins in einem gewohnten und äußerlich bequemen Kreise hätte Goethe diese Rückkehr nicht ertragen:

Aus Italien, dem formreichen, war ich in das gestaltlose Deutschland zurückgewiesen, heitern Himmel mit einem düstern zu vertauschen; die Freunde, statt mich zu trösten und wieder an sich zu ziehen, brachten mich zur Verzweiflung. Mein Entzücken über entfernteste, kaum bekannte Gegenstände, mein Leiden, meine Klagen über das Verlorene schien sie zu beleidigen; ich vermißte jede Teilnahme, niemand verstand meine Sprache.

Eine Reise nach Italien war in jenen Zeiten, weit mehr als heute, ein Vorrecht der Vornehmen und Reichen, oder doch der Gebildetsten. Wer in Italien gewesen, kam als ein Mensch höherer Ordnung zurück, wie etwa ein Moslim, der nach Mekka gepilgert ist und sich, heimgekehrt, als ein grünbeturbanter Heiliger erhaben dünken darf über die Unglücklichen, denen die beseligende Pilgerfahrt nicht vergönnt gewesen. Nicht nur tief unzufrieden, — entfremdet war Goethe nach Weimar zurückgekehrt. ‚Für Weimar taugt er nicht mehr‘, schrieb die scharfblickende Karoline Herder über seine damalige Stimmung. Quälend saß ihm die Sehnsucht nach der reizvolleren Natur, der reichen Kunstwelt, dem freien Leben im Herzen und in allen Sinnen. Den ehemaligen Freunden und Nächsten erschien Goethe erkaltet, teilnahmlos; ‚ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken‘.

Und wer war denn in Weimar, der ihn über den Verlust eines höhergestimmten Lebens trösten, ihm Ersatz hätte bieten können? Keiner hatte ein inneres Wachstum, ein steigerndes Bereichern aus allen Quellen der Sinnen- und Geistesbildung in den zwei Jahren erlebt, wie Goethe; jeder und jede waren zufrieden auf dem Fleck geblieben, auf dem Goethe sie zurückgelassen. Doch schon 1779 hatte er in sein Tagebuch geschrieben: ‚Außer dem Herzog ist niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechselpuppen, wo höchstens der Anstrich fehlt.‘ Eine Ausnahme für die Stein hatte er nicht gemacht.

Sein begeistertes Erzählen von Italien weckte keinen herzlichen Wiederhall, denn man faßte ja garnicht den Wert des fernen Sonnenlandes für die Entfaltung eines Vollmenschen, fühlte kein Verlangen danach. Aus Goethes sehnsüchtigem Schwärmen für die Vergangenheit wird der Vergleich mit der dürftigen Gegenwart mißtönig herausgeklungen haben; die Zuhörer werden sich in der Rolle von Menschen niederen Lebensranges erschienen sein: so begegnete man ihm, der mehr als je das Trostbedürfnis liebender Freundschaft empfand, kühl und fremd, fühlte den mittlerweile noch breiter gewordenen geistigen Abstand unwillig, und ‚in diesen peinlichen Zustand wußt‘ ich mich nicht zu finden, die Entbehrung war zu groß.‘

Und Charlotte von Stein? Die Frau, die angeblich feinsinniger als irgend ein Mensch in Goethes Seele zu lesen, sein tiefstes Innenleben verständnisvoller als alle Freunde und Geliebten zu erspähen, mitzuempfinden vermocht hat? Und die ihn, nach derselben Legende, großgeistiger zu lieben gewußt, als sonst ein Weib auf Goethes Erdenwegen? Begriff sie nicht, daß er, mit Recht oder Unrecht, zunächst nur entbehrte, was ihm Weimar nicht geben konnte: Geistesfülle und Sinnenfreude? Mußte sie ihm nicht zurufen: Es gibt ein Herz in der Welt, das dich ganz versteht, deine Sehnsucht, dein Leid, deine Unbefriedigung, ja die Ungerechtigkeit gegen die deutsche Heimat —? Elf Jahre hast du volles Genügen an diesem Herzen gefunden; in ihm ist deines Herzens Heimat; all seine Liebesschätze sind für dich aufgespart, dir dargereicht; sie werden dir Ersatz bieten für alle Schönheiten der Fremde.

Sie hat ihm nichts dergleichen gesagt, und Goethe hat nichts dergleichen von ihr erwartet. Es war nicht nur der körperlich ernüchternde Eindruck der inzwischen noch mehr gealterten, welken Frau von 46 Jahren; viel grausamer noch muß beim ersten Wiedersehen die seelische Enttäuschung gewesen sein, die ihm die längst gelockerte Binde von den Augen riß. Nicht als der schwärmerisch Liebende mit der Werther-Sprache war er zu ihr heimgekehrt. Er war nicht mehr das Opfer einer verblendenden Phantasie, die ihm elf, zwölf Jahre hindurch den zartesten Ausdruck leidenschaftlicher Anbetung in Rede und Brief eingegeben, und Frau von Stein, plötzlich allein auf ihre eignen Geistesquellen angewiesen, um den Liebhaber abgelebter Zeiten neu zu bezaubern und zu fesseln, schöpfte aus dem Leeren. Es müssen furchtbare Stunden für Goethe gewesen sein, jene des ersten Wiederbegegnens mit dem einst geliebten

Traumgebilde des jüngeren Mannes, Stunden, die ihm offenbarten, was er früher nicht hatte wissen wollen, kaum wissen können: Ich habe ein Wesen geliebt, das nur in meinem Kopf, nicht auf dieser Erde gelebt hat.

Aus Goethes wichtigem Briefe vom 1. Juni 1789 an die Stein, dem vorletzten vor dem Bruch, lesen wir, wie ihn die Frau mit dem legendenhaften feinsten Verständnis für sein Seelenleben bei der Rückkehr empfangen haben muß. Sie setzte die beleidigttuende Schmollerei der letzten zwei Jahre fort; war empört, daß er den Liebesfaden nicht genau da anknüpfte, wo er im Herbste 1786 abgerissen; daß überhaupt irgend ein Gefühlswandel durch den fast zweijährigen Aufenthalt in Italien eingetreten war. Daß es für eine Natur wie Goethe so etwas wie ein Ausschreiten nach vorwärts, nach oben, jedenfalls keinen Stillstand gäbe, war ihr unfaßbar. Goethe schwieg, denn was hätte er ihr sagen können, ohne sie zu kränken? Es war ja alles zwecklos, hätte nur zu widerwärtigem Streit geführt, wobei es zugegangen wäre, wie ihr eigner Sohn Karl an den Bruder Fritz schrieb: ‚Ich finde, daß die Mutter, wenn sie über etwas streitet, nicht allein nichts einräumt, sondern auch durch Beschuldigungen, Vorwürfe und Bemerkungen, die nicht zur Sache gehören, ihre Gegner aus der Contenance zu bringen weiß‘, oder: ‚Ich nehme mich in acht, mit ihr über etwas zu disputieren, weil sie nie diskutiert, sondern gleich beleidigend wird.‘

Goethe schwieg und litt Unausgesprochenes. Erst nach einem Jahr, in jenem Briefe vom 1. Juni 1789, als auch der äußerliche Bruch unvermeidlich war, rückte er ihr vor, immer noch mit höflichem Zurückhalten:

> Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig: daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich andre nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, eh von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mitteilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit; wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich mit vorsätzlicher Laune von dir stießest!
>
> Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchtete, daß es dich bei deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.

Alle die hier berührten Dinge waren zwischen Goethe und Charlotte von Stein geschehen, bevor Christiane in sein Leben getreten war, gleich in den ersten Tagen nach seiner Rückkehr. Wo war sie nun, die er einst gepriesen,

> Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
> Der Freundschaft, die nicht Zweifelssorge kennt —

die er in ihr entdeckt und für sich gefunden zu haben wähnte? In kein Dichtwerk hat der zartfühlende Goethe das tiefe Seelenleid jener Tage ergossen, den Zusammenbruch einer erträumten Lebensgemeinschaft von elf Jahren. Ganz spät, als jener Schmerz durch die Zeit abgestumpft war, hat er an versteckter Stelle von dem entsetzlichen Erlebnis verschleiernd gesprochen, in einer der ‚Biographischen Einzelheiten‘ (mit der Überschrift ‚Bedenklichstes‘):

> Gar oft im Laufe des Lebens, mitten in der größten Sicherheit des Wandels, bemerken wir auf einmal, daß wir in einem Irrtum befangen sind, daß wir uns für Personen, für Gegenstände einnehmen ließen, ein Verhältnis zu ihnen erträumten, das dem erwachten Auge sogleich verschwindet. Und doch können wir uns nicht losreißen, eine Macht hält uns fest, die uns unbegreiflich erscheint. Manchmal jedoch kommen wir zum völligen Bewußtsein und begreifen, daß ein Irrtum so gut als ein Wahres zur Tätigkeit bewegen und antreiben kann.

‚Du liebster Traum meines Lebens!‘ hatte er die Stein schon auf der Höhe seiner Liebe genannt (6. 4. 1782). Noch manche ähnliche Bekenntnisse aus früherer Zeit lassen sich ohne gewaltsame Deutung finden. — In den Venetianischen Epigrammen von 1790 heißt es:

> Seh ich den Pilgrim, so kann ich mich nie der Tränen enthalten.
> O wie beseliget uns Menschen ein falscher Begriff!





Christiane.
(Zeichnung von Goethe um 1789.)

Und im Wilhelm Meister (1, 15) spricht er von der Leidenschaft des Helden für Mariannen, „als er den ganzen Reichtum seines Gefühls auf sie hinübertrug und sich dabei als ein Bettler ansah, der von ihren Almosen lebte“.

In tiefer Verstimmung, voll Sehnsucht nach der Natur, der Kunst und der Daseinsfülle des Südens brachte Goethe die ersten Wochen des wiederaufgenommenen Weimarer Lebens hin. Der noch nicht Vierzigjährige dürstete nach Schönheit, Jugend und Glück. Sich mit der gealterten, verständnislosen, zänkischen Geliebten einer unter ihm liegenden Entwicklungstufe abrechnend auseinanderzusetzen, wohl gar die Unnatur schmachtender Anbetung wieder auf sich zu nehmen, war ihm unmöglich. Freudenbar, hoffnungslos, grau gähnte ihm die Zukunft in dem alten engen Lebenskreise entgegen. An einem Julitage 1788 überreichte dem Neununddreißigjährigen ein dreiundzwanzigjähriges blühendes Mädchen, **Christiane Vulpius**, im Weimarer Park eine Bittschrift für ihren Bruder Christian, den späteren Verfasser von ‚Rinaldo Rinaldini‘ und vielen andern Abenteuerromanen. Sie war die am 1. Juni 1765 geborene Tochter eines nach der Rederei der Weimarer angeblich im Elend des Trunkes verkommenen, 1786 verstorbenen Archivschreibers, wohnte bei ihrer Tante und arbeitete ums Brot in der von Bertuch begründeten Fabrik künstlicher Blumen. Ihr Bruder lebte stellungslos in Weimar und hoffte auf des vielvermögenden Geheimen Rats Goethe Beistand.

Christiane, ein ehrbares Mädchen von tadellosem Ruf, hatte sich, wie man von ihr in Weimar erzählte, der nachstellenden Männer, darunter hochstehender, im Notfalle mit schlagkräftiger Hand erwehrt, und wenn später, nach ihrem Herzensbunde mit Goethe, die Verleumdung bösartiger Weiber sie mit Schmutz zu bewerfen versuchte, so war dies die bekannte Erbärmlichkeit, die nirgend besser als in kleinen Residenzen gedeiht. In der sechsten seiner Römischen Elegien, die ja in Weimar gedichtet wurden und Christianen galten, hat Goethe der Tugend der Geliebten das Ehrenzeugnis ausgestellt:

> Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es dulden! und bin ich
> Etwa nicht schuldig? Doch, ach! schuldig nur bin ich mit dir!

‚Arm war ich leider! und jung, und wohl bekannt den Verführern‘, heißt es weiter; doch allen hat die Geliebte widerstanden, und beschämt ist der Liebende, ‚daß Reden feindlicher Menschen dieses liebliche Bild mir zu beflecken vermocht.‘

‚Das hübsche Mädchen aus dem Volke‘ hat Christianen ein ihr wenig freundlich gesinnter, selbst kleinbürgerlicher Goethe-Darsteller genannt; ‚aus dem Volke‘ sollte auf ihre bescheidene Herkunft deuten. Christiane Vulpius war nicht adlig geboren und nicht die Tochter einer reichen Bürgerfamilie; aber sie war, trotz der spätern Verelendung ihres Vaters, aus einem guten Hause der Mittelstände, und wir werden sie, die sich ihr Brot durch kunstgewerbliche Arbeit verdienen mußte, gewiß nicht geringer schätzen als die geschäftigen Müßiggängerinnen des Weimarischen Hofadels und der höheren Schreiberkaste.

Christianens äußere Erscheinung muß etwas Bestrickendes gehabt haben; einen ‚weiblichen Dionysos‘ nannte Adele Schopenhauer sie noch mit vierzig Jahren. Goethe schildert sie (in der vierten Elegie):

> Ein bräunliches Mädchen, die Haare
> Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne herab,
> Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,
> Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Nach mehr als einem Menschenalter wurde sie von Goethe besungen:

> Frohglänzend Auge, Wange frisch und rot,
> Nie schön gepriesen, hübsch bis in den Tod.

Und der langjährige Hausgenosse Riemer beschreibt sie: ‚Von naivem, freundlichem Wesen, mit vollem, rundem Gesicht, langen Locken, kleinem Näschen, schwellenden Lippen, zierlichem Körperbau und niedlichen tanzlustigen Füßchen.‘

So wird sie Goethen im Frühsommer 1788 erschienen sein wie ein südlicher Sonnenblick am nordischen Tag, ein Willkommgruß des Glückes in der endlos vor ihm liegenden Wüste des Weimarischen Lebens, von dem er nichts Herzwärmendes mehr erwartete. Der schöne Mann auf der Höhe des Daseins, mit dem bezaubernden Blick und Wort, brauchte nicht lange zu

werben: am 12. Juli wurde Christiane ganz die Seinige, und diesen Tag hat Goethe stets als ihrer Beider Hochzeitfeier begangen. An Schiller heißt es im Juli 1796: ‚Mein Ehestand ist eben acht Jahre alt‘, und nach fünfundzwanzig Jahren gedenkt er unterwegs in Teplitz des Tages und schreibt ihr: ‚Den 12. Juli hab ich bei einem großen Gastmahl im stillen gefeiert.‘ ‚Am 26. August 1813‘ überschrieb er für Christiane das liebliche, vielleicht schon früher gedichtete ‚Gefunden‘ (Ich ging im Walde so für mich hin), dieses zartsinnige Gegenstück zum tragischen Heidenröslein Friederike (S. 85). Das Blümchen im Schatten, wie Sterne leuchtend, wie Äuglein schön, hat der reife Mann nicht gebrochen, wie einst der wilde Knabe das Röslein auf der Heide; er hat's mit allen Würzlein ausgegraben, zum Garten am hübschen Haus getragen und dort zum Weiterblühen eingepflanzt.

‚Laß dich, Geliebte, nicht reun, daß du mir so schnell dich ergeben, Glaub' es, ich denke nicht frech, denke nicht niedrig von dir‘, so beginnt Goethes dritte Römische Elegie auf Christiane und seine Liebe. Dann folgt der Vergleich mit dem schleichenden Gift, von dem das Herz auf Jahre krankt (S. 223), der nur auf sein Verhältnis zur Stein deutbar ist.

Christianens geistige Bildung oder doch Bildungsfähigkeit wurde früher, den Urkunden zuwider, ebenso ungerecht unterschätzt, wie die der Stein, einzig auf Grund von Goethes Briefschwärmerei, zuwider den überreichlichen Zeugnissen von ihrer Hand, überschätzt wurde. Heißt Bildung das gedächtnismäßige Aneignen gewisser äußerlicher Fertigkeiten, das Einprägen eines Vorrats von Tatsachen, Namen und Zahlen zum größten Teil bestreitbaren Wertes, so mag Charlotte von Stein die Gebildetere von beiden heißen. In deutschen Landen stempelt ja schon die Kenntnis des Französischen den Menschen, zumal den weiblichen, als zu einem höheren Orden gehörig.

Wir haben von der Stein Hunderte, von Christiane einige Dutzend Briefe und können, ohne ins Blaue zu vermuten, ohne Rücksicht auf Goethes Briefbegeisterung für die Eine, auf seine unwandelbare Herzensliebe für die andre, rein sachlich urteilen. Christiane hatte die damalige Schulbildung der meisten bürgerlichen Mädchen genossen. Ihre Schriftzüge sind flott; ihre ‚Rechtschreibung‘ die spaßig natürliche, der mündlichen Rede nachgeschriebene, wie die fast aller Frauen jener Zeit. Frau Rat schreibt ungefähr dieselbe wildwachsene Orthographie, die Herzogin Anna Amalia keine viel richtigere, und in den Briefen der Stein herrscht nur ein etwas höherer Grad der Schulung in Orthographie, Zeichensetzung und Grammatik (vgl. S. 221). In dem willkürlichen Gebrauch des Dativs und Akkusativs unterscheiden sich Christiane und die Stein so gut wie garnicht.

Auffallend aber ist die größere Lebensfrische in Christianens Stil, die Frucht größerer innerer Wahrhaftigkeit. Die Briefe der Stein lesen sich bis zur Unerträglichkeit flau, geziert und gedreht; ein scharf durchgreifendes offenes Wort, es sei denn ein Schmähwort, ist bei ihr eine Seltenheit. Ihre Satzfügung ist hinterhaltig, unnatürlich, dazu sehr ungeschickt. Christianens Briefe sind von derselben derbkernigen Art wie die der Frau Rat; sie weiß, was sie sagen will, und sagt es ohne Umschweife, ohne Getue. Hier sind ein paar ihrer Briefe in der eigenhändigen ‚Rechtschreibung‘:

> Es wird fieleicht mit den (dem) arbeyden Hier beser gehn als sond (sonst). Du kanns hier wie in Jena in bete dicdiren und ich will des Morchens nicht eher zu dir komm biß du mich verlangst. Auch der Gustell (August) soll Frühe nicht zu dir komm. Komm nur balt. (September 1799 aus Weimar nach Jena.).

Goethe scheint ihr einmal ein vermeintliches kleines Versehen vorgeworfen zu haben; das ordentliche Hausweiblein läßt sich keine Ungerechtigkeit von dem Geliebten gefallen:

> Wegen des Packet an Haidlof bin ich verdrüßlich und alle Bestelung von dir sind mir so Notwendich, daß ich sie nicht geswind genuch aus den Hauße bringen kann und du wirst auch noch nicht gehört haben, daß ein Brif oder Packet das du mir sückdes liegen geblieben währe. . . . Hier währ manches auch nicht besorgt wen ich es nich besorgt. Daß es bey mir nicht wech gekom ist davor wollt ich mit meim leben Stehen. (Mai 1799).

Aus Lauchstädt schreibt sie 1802:

> Das Theater ist hier sehr schön geworden. Es können tausend Menschen zusehen; im ersten Stück, das mit einem kleinen Vorspiel vom Geheimen Rat anfing, betitelt ‚Was wir bringen‘, waren

8 Hundert Menschen. Wir waren auf dem Balkon in einer schönen Loge, und wie das Vorspiel zu Ende war, so ruften die Studenten: ‚Es lebe der größte Meister der Kunst, Goethe!' Er hatte sich ganz hinten hin gesetzt, aber ich stand auf, und er mußte vor und sich bedanken.

Man halte die weiteren Stellen aus ihren Briefen daneben (S. 307), lese, vor dem letzten Urteil, ihre gesammelten Briefe an den Arzt Nicolaus Meyer aus Bremen, einen jungen Gast des Goethischen Hauses, den Vertrauten ihrer kleinen Leiden und Freuden, und gleich danach die Briefe der Frau von Stein!

Aus der maßlosen Überschätzung der Stein, aus den von ihr ausgehenden tückischen Verleumdungen und Beschimpfungen, dazu aus parteiisch herausgerissenen Briefstellen Goethes hat sich über Christiane die Ansicht gebildet, sie sei ihm nicht mehr gewesen als eine sinnliche Freude und nützliche Magd. Aus einigen Zeilen Goethes, wie sie jeder zärtliche Mann seiner wackern Frau schreiben könnte: ‚Richte alles wohl ein und bereite dich, eine liebe kleine Köchin zu werden' (zu werden!), hat man verallgemeinernde Schlüsse gezogen. In demselben Brief, aus Frankreich, steht aber noch: ‚Wäre es möglich, daß ich dich um mich hätte, so wollte ich mir's nicht besser wünschen. Ich denke immer an dich und den Kleinen und besuche dich im Hause und im Garten und denke mir schon, wie hübsch alles sein wird, wenn ich wiederkomme.'

Wie es um Christianens Verständnis für Goethes Dichterwerke gestanden, wissen wir im einzelnen nicht. Auf alle Fälle haben wir von ihr kein einziges Zeugnis so völliger Stumpfheit gegen echte Kunst, wie die zahlreichen von der Stein (S. 218). Sie wird keine Schöngeisterei zu Goethe erheuchelt und sich dann hinter seinem Rücken in vertrauten Briefen über alle Schöngeister verächtlich lustig gemacht haben, wie jene getan. Daß sie jedoch nicht teilnahmlos gegenüber dem Geisteswesen des geliebten Mannes hingelebt hat, das bekunden so manche ihrer Briefe. Das bezeugt W. von Humboldt, der seiner Frau schreibt, ‚Goethes Frau habe Zacharias Werner gesagt, daß das Mystische Goethen unerträglich sei' (um ihn zu warnen, vgl. S. 412). Das beweist uns Goethes Gedicht ‚Die Metamorphose der Pflanze' (1798), worin er der innern Gemeinschaft mit Christiane ein unzerstörbares Denkmal gesetzt hat:

Dich verwirret, Geliebte, die tausendfältige Mischung
Dieses Blumengewühls über dem Garten umher;
Viele Namen hörest du an, und immer verdränget
Mit barbarischem Klang einer den andern im Ohr —

mit den zur Feier des zehnjährigen Bestehens ihrer Liebesehe bestimmten Schlußversen:

O, gedenke denn auch, wie aus dem Keim der Bekanntschaft
Nach und nach in uns holde Gewohnheit entsproß,
Freundschaft sich mit Macht in unserm Innern enthüllte,
Und wie Amor zuletzt Blüten und Früchte gezeugt.
Denke, wie mannigfach bald die, bald jene Gestalten,
Still entfaltend, Natur unsern Gefühlen geliehn!
Freue dich auch des heutigen Tags! Die heilige Liebe
Strebt zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen auf,
Gleicher Ansicht der Dinge, damit in harmonischem Anschaun
Sich verbinde das Paar, finde die höhere Welt.

Christiane hatte mit teilnehmendem Verständnis Goethes Untersuchungen über die Urpflanze verfolgt, ja unterstützt, und so durfte er 1817 von jenem Gedicht schreiben: „Höchst willkommen war es der eigentlich Geliebten, welche das Recht hatte, die lieblichen Bilder auf sich zu beziehen.'

Schon in einer der Römischen Elegien heißt es: ‚Wird doch nicht immer geküßt, es wird auch vernünftig gesprochen', und die Geliebte dient dem Dichter nicht bloß dazu, ihr des Hexameters Maß leise mit fingernder Hand im Schlaf auf den Rücken zu zählen. Nicht suche noch vermisse man in Briefen zwischen liebendem Manne und Weibe eingehende Schriftsätze über dichterische Arbeiten: zwei Menschen, die wie Goethe und Christiane das Zusammenleben im gemeinsamen Heim genossen und sich täglich, stündlich über jedes weltliche und geistige Anliegen von Mund zu Mund verständigen konnten, die brauchten sich bei zeitweiliger Trennung nur des körperlichen Wohlseins zu versichern und ihre wechselseitige Sehnsucht auszuströmen. Was Goethe seiner lieben Kleinen von dichterischen Plänen und Arbeiten zu sagen hatte, das blieb bequemer dem häuslichen Gespräch überlassen. Auch Lessings Briefe an Eva

König und Schillers an seine Lotte nach der Heirat sind arm an literarischem Gehalt. Christiane hat keineswegs wie eine Magd oder ein Dirnchen neben dem sie liebenden Dichter hingelebt, und Goethe hat sie gar wohl fähig und wert befunden, ihn geistig zu begleiten.

Buchgelehrte haben sogar aus seinen häufigen längeren Abwesenheiten in Jena nach der Mitte der neunziger Jahre Schlüsse auf sein Erkalten gegen Christiane gezogen. Wenn sich Buchgelehrte mit so ungelehrten Dingen wie Goethes Manneslìebe befassen, so fordern sie, um daran zu glauben, daß jede Liebesregung urkundlich gebucht sei. Weil es keine Urkunden dafür gibt, daß Goethe selbstverständlich während längerer Arbeitsaufenthalte in Jena zwischendurch zu Christiane gefahren oder geritten, Christiane ihn besucht hat — auf nur zweistündige Entfernung! —, so habe Goethe Christianen nach Ausweis der Akten doch wohl nicht so recht lieb gehabt. Indessen selbst die Buchgelehrten dürfen sich beruhigen: für einen jener Aufenthalte in Jena ist urkundlich bezeugt, daß Goethe wie ein verliebter Student, rein menschlich, oder wenn man will olympisch, wie der Olympier Alkmenen, sein Liebchen in Weimar überrascht hat, sogar bei nächtlicher Weile, im Juni 1798, nach zehnjähriger Ehe. Wir würden bei Goethe auch ungebuchte Überraschungen dieser Art nicht überraschend finden.

Zudem wissen wir, daß Goethe zu jeder größeren Dichtung Einsamkeit und Sammlung brauchte, die ihm das Weimarische Hofleben immer wieder störte; daß er ferner wegen amtlicher Pflichten oft und lange in der Universitätstadt Jena verweilen mußte; daß er sich endlich des innigen Umganges mit Schiller, der ihm Bedürfnis geworden, ja fast nur in Jena erfreuen konnte. Christianen, die unter seiner Abwesenheit litt, tröstete er liebevoll mit guten Gründen, so in einem Briefe vom 1. Mai 1796:

> Ich bitte dich recht herzlich, mein liebes Kind, die schönen guten Tage zu genießen, die du vor so vielen andern haben kannst, und dir das Leben nicht zu verderben, noch verderben zu lassen. Du weißt, daß ich zu Hause nicht zur Sammlung kommen kann, meine schwere Arbeit zu endigen; vielleicht gelingt es mir auch hier nicht, denn ich muß doch nach Ilmenau.

Über das Fortschreiten von Hermann und Dorothea, ‚der großen Idylle, von der du weißt', schreibt er ihr aus Jena von Brief zu Brief, bis er ihr am 9. Juni 1797 melden kann: ‚Die beste Nachricht, die ich dir zu geben habe, ist denn doch wohl, daß das Gedicht fertig ist.' Sie erfährt von ihm, daß er eine große Gespensterromanze (Braut von Korinth) für Schillers Musenalmanach gedichtet hat, hört 1798 von dem Abschluß der Elegie ‚Euphrosyne', von der Umarbeitung des Mahomet, — immer in Wendungen, die beweisen, daß er vorher mündlich mit ihr darüber gesprochen. Sie liest aus Jena von Goethes Verkehr mit Schiller und den Früchten dieses Verkehrs, von der Arbeit an ‚dem bewußten Stück' (der Natürlichen Tochter), und in diesem Falle haben wir auch Christianens Antwort: ‚Ich freu mich recht, wenn du wiederkommst, etwas von dem neuen Stück zu hören.' Von den Wahlverwandtschaften schickt er ihr aus Jena den ersten fertigen Abdruck und erbittet ihr Urteil (vgl. S. 437). Christiane hat sich wenigstens bemüht, aus ihrem kümmerlichen Jugendschatten ins Sonnenlicht des geliebten Mannes emporzuwachsen, und nichts beweist, daß ihr, der so dürftig Vorgebildeten, dies völlig mißlang. Wer hingegen würde aus den so zahlreichen kläglichen, ja abstoßenden literarischen Selbstbekenntnissen der Stein auf eine elfjährige Geistesgemeinschaft mit Goethe schließen! Und man bedenke, daß Christianen die Führung seines großen Hauses oblag und daß sie zwischen 1789 und 1795 vier Kinder getragen und geboren hat.

In der Natürlichen Tochter stehen die sicher mit dem Gedanken an Christiane gedichteten zarten Verse:

> Manches Mißverhältnis
> Löst, unbemerkt, indem die Tage rollen,
> Durch Stufenschritte sich in Harmonie,
> Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
> Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Von seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten nach der Rückkehr aus Italien schreibt Goethe, daß sie ‚ganz einzeln geblieben wären, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältnis in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt'. Bedeutsam fügt er hinzu: ‚Die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit.'

Für Christianens Gabe, sich liebend in Goethes vielseitige Anliegen hineinzufühlen, haben wir manches Zeugnis. Ihre besondere Liebhaberei war das Theaterwesen, und hier konnte sie Goethen geradezu eine Gehilfin sein. Zwistigkeiten unter den Schauspielern zu schlichten,

bei der Ausstattung zu raten, auch sonst fördernd einzugreifen, dazu besaß sie einen feinen Takt, und Goethe schrieb ihr einmal (1808): ‚Beim Theater sind Dinge vorgekommen, die viel gelinder abgegangen wären, wenn du dagewesen wärest.‘

Weibliche Lieblosigkeit hat an Christiane unverzeihlich gesündigt; ein Zeugnis aus Frauenmunde wiegt drum doppelt schwer. Frau von Knebel berichtet über Christiane:

Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen zu stark ihn drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen mußte, wie sie mit ihrem natürlichen Scharfblick immer gleich das Richtige herauszufinden wisse.

Über Christianens Charakter haben wir so viele und so gewichtige Zeugnisse, daß mit gutem Bedacht das Endurteil gefällt werden darf: sie war in all ihrer Anspruchslosigkeit eine anständige, eine vornehme Seele, eine unvergleichlich vornehmere als Charlotte von Stein.

Sie erkundigt sich nie nach neuer Märe, sie spähet
Sorglich den Wünschen des Manns, dem sie sich eignete, nach.

Das Geistesleben der Stein bestand nach den Hunderten ihrer zur Verteidigung ausgewählten Briefe zum großen Teil aus gehässigem, verleumderischem Klatsch. Von Christiane berichten Frauen, in diesem Punkte besonders glaubwürdig, genau das Gegenteil, und ein schöneres Lob, außer dem der Treue, gibt es kaum für ein Weib. Die Schwester der Herzogin von Kurland, Elise von der Recke, die Christianen gut gekannt, schrieb an Johanna Schopenhauer (Juli 1816):

Die im Leben so glückliche, im Sterben aber höchst unglückliche Goethe hatte doch viele gute Seiten. — Wodurch die Verstorbene sich mir empfohlen hat, ist, daß ich sie nie von Andern Böses sprechen hörte. Auch war ihre Unterhaltung immer so, daß ich mir es wohl erklären konnte, daß ihr anspruchsloser, heller, ganz natürlicher Verstand Interesse für unsern Goethe haben konnte, der mir seine Frau mit diesen Worten vorstellte: Ich empfehle Ihnen meine Frau mit dem Zeugnisse, daß, seit sie ihren ersten Schritt in mein Haus tat, ich ihr nur Freuden zu danken habe.

Die aus den besten Kreisen Hamburgs stammende Frau des mit Goethe befreundeten französischen Gesandten von Reinhard urteilte von der Höhe ihrer Herkunft und Rangstellung hinab:

Das Äußere der Frau von Goethe ist gewöhnlich, um nicht zu sagen gemein. Aber sie sieht so aus, als wenn sie einen guten Charakter hätte. Sie hat auf mich einen weniger antipathischen Eindruck gemacht, als sonst Frauen hervorrufen, die aus einer lange Zeit innegehabten niederen Stellung in vornehme Gesellschaft kommen. — Ihre Person, ihre Manieren und Bewegungen sind durchaus die einer gewandten Kammerfrau.

Das will bei dieser Beurteilerin schon etwas heißen.

W. von Humboldt schreibt seiner Frau (7. 12. 1808): ‚Die Geheimrätin Goethe ist ein ganz leidliches Wesen. Caroline (von Wolzogen) sagt mit Recht, daß sehr viele von jeher aufs rechtmäßigste verheiratete Damen um kein Haar amüsanter sind.‘

Christiane war keine schöngeisternde Lilie auf dem Felde gewesen, sondern eine ums nackte Leben ringende Handarbeiterin: drum wurde sie von den vornehmen oder vornehmtuenden Damen Weimars weit mehr nach ihren Manieren und ihrem Aussehen als nach ihrem Herzen geschätzt. Geschminkt, gepudert, bepflastert hat sie sich nicht, — so erschien denn ihr frisches Antlitz den Rokoko-Damen ‚gemein‘. Die Goldprobe aber auf innere Gemeinheit oder Vornehmheit hat sie bestanden, untadliger als die Feinste der Feinen. Goethe, der ihr im engsten Zusammenleben während achtundzwanzig Jahre ins Herz geschaut, wie er es im Besuchsleben mit der Stein nicht vermocht hatte, wußte nach dem Tode der Mutter keinen besseren Vertreter nach Frankfurt zu entsenden als seine Christiane. Dort wohnte sie 1808 der Erbteilung bei und erledigte sie nach Goethes Wort ‚auf eine glatte und noble Weise‘. Henriette Schlosser, Goethes Nichte, der miterbenden fremden, verlästerten Tante im voraus gewiß nicht sehr wohlgesinnt, schrieb nachher über sie:

Wir haben sie alle herzlich gern. — Ihr äußeres Wesen hat etwas Gemeines, ihr inneres aber nicht. Sie betrug sich liberal und schön bei der Teilung, bei der sie doch gewiß verraten hätte, wenn Unreines in ihr wäre. Es freut uns alle, sie zu kennen und über sie nach Verdienst zu urteilen und sie bei andern verteidigen zu können, da ihr unerhört viel Unrecht geschieht.

Ja, unerhört viel Unrecht, und die Quelle, aus der es am schmutzigsten und giftigsten floß, war das Haus der Frau Baronin von Stein. Was hätte näher gelegen, als daß Christiane sich in einem Aufkochen gerechten Zornes nach böser Weiber Art mit den gleichen vergifteten Waffen verteidigt hätte? Gab es gegen jene Frau gar keine Abwehr, die deren unversiegbare Schmähsucht verstummen machen konnte? Christiane hätte ihr durch eine der dienstfertigen Weimarischen Zwischenträgerinnen nur zuzurufen brauchen: Einen verliebten Hausfreund neben dem Manne, dem ich angehöre, habe ich nicht und tägliche Liebesbriefe von einem andern als ihm habe ich mir weder schreiben lassen noch beantwortet.

Ein starker Zug einfachen Menschenadels geht durch Christianens Wesen: schweigend duldete sie jede Niedertracht, die ihr von den Weimarischen Pharisäerinnen angetan wurde. Ein einzig Mal übte sie gegen eins der frechen vornehmen Weiber ihr Hausfrauenrecht: als sie Bettina von Arnim, die als Gast die Wirtin pöbelhaft ins Gesicht ‚Blutwurst' geschimpft hatte, nach Verdienst die Tür wies und mit Goethes voller Billigung für immer verschloß. Kein Schmähwort, keine Pöbelei Christianens ist uns überliefert, trotz den vielen gierigen Späherohren und -Augen, die sie umlauerten. Welch eine Basilio-Liste dagegen von Schimpfereien und Gemeinheiten ließe sich aus den Briefen und Gesprächen der zartesten Seelen Weimars zusammenstellen! In Christianens vertrauten Briefen an Nicolaus Meyer steht nicht ein Satz des Vorwurfs, gar der üblen Nachrede gegen ihre bösartigste Feindin.

Ihre Tapferkeit in den schwersten Lebensprüfungen wird von vielen Zeugen berichtet; selbst ihre gelehrten neuzeitlichen Widersacher rühmen wenigstens ihr Verhalten in den Tagen nach der Schlacht bei Jena, als es in Weimar außer der Herzogin Luise nur wenige Mannesherzen gab. Goethes Hausgenosse Riemer schreibt über sie:

> Die Frau, die überhaupt in diesen Schreckenstagen sich mit großer Standhaftigkeit und Gewandtheit, ohnerachtet sie nicht französisch sprach, zu nehmen wußte und trotz des furchtbaren Aufwandes an Lebensmitteln, den sowohl die Soldaten als der Marschall (Ney) und seine verschwenderischen Köche verursachten, ihr Hauswesen doch so zusammenhielt, daß sie noch andern Bedürftigen aushelfen und ihren Schützlingen aus der Stadt etwas zuwenden konnte.

Goethe schenkte Christianen in allen Fragen des Haushalts schrankenloses Vertrauen. ‚Was deine Ausgaben betrifft, so mache sie nach deiner Überzeugung, ich billige alles', schreibt er ihr aus Karlsbad 1807. Er wußte, was er an ihr besaß, die ihm mehr wahre Lebensfreude und Schaffensruhe gegeben, als irgend ein Weib zuvor; die ihm in schwerer Heimsuchung durch ihre aufopfernde Pflege das Leben gerettet hatte. ‚Wie gut, wie sorgfältig und liebevoll sich meine liebe Kleine bei dieser Gelegenheit erwiesen, werden Sie sich denken, ich kann ihre unermüdete Tätigkeit nicht genug rühmen', berichtete er der Mutter nach der gefährlichen Krankheit zu Beginn des neuen Jahrhunderts.

Der Sohn des Homer-Übersetzers, der junge Heinrich Voß, der in Goethes Hause längere Zeit Wohngast gewesen und dem wir viele Einzelheiten über des Meisters Alltagsleben verdanken, schrieb 1804 über Christiane: ‚Solange ich sie kenne, hat sie nichts getan, was auch bei dem strengsten Rigoristen ihr Renommee verdächtig machen könnte. Man braucht sie wahrlich nicht zu überschätzen, man lasse ihr nur, was sie hat.'

Am schwersten aber wiegt das Urteil der unbeirrten Menschendurchschauerin, der Frau Rat. Nach einem längeren Besuche Christianens in Frankfurt (1807) schreibt sie ihrem Sohne: ‚Du kannst Gott danken! so ein liebes, herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten; wie beruhigt bin ich jetzt über alles, was dich angeht.'

Sollen wir nach solchen Zeugnissen den Weimarer Klatschbasen nachklatschen, daß Christiane eine leidenschaftliche Tänzerin gewesen sei, daß sie in späteren Jahren in ihrer Daseinsfreude zuweilen ein Glas Wein über den Durst getrunken habe? Das nämlich sind die einzigen greifbaren Vorwürfe, die ihr die tugendreinen Sittenrichterinnen Weimars, die Stein an der Spitze, zu machen gewagt. Goethe kannte jene Heuchlerwelt gründlich und tröstete Christianen:

> Karlsbad den 2. Juli 08.
>
> Daß sie in Weimar gegen Frau v. Stael Übels von dir gesprochen, mußt du dich nicht anfechten lassen. Das ist in der Welt nun einmal nicht anders, keiner gönnt dem andern seine Vorzüge, von welcher Art sie auch seien, und da er sie ihm nicht nehmen kann, so verkleinert er oder leugnet sie, oder

sagt gar das Gegenteil. Genieße also, was dir das Glück gegönnt hat und was du dir erworben hast, und suche dir's zu erhalten. Wir wollen in unsrer Liebe verharren und uns immer knapper und besser einrichten, damit wir nach unserer Sinnesweise leben können, ohne uns um andere zu bekümmern.

Und ein ander Mal:

Wenn die Leute dir deinen guten Zustand nicht gönnen und dir ihn zu verkümmern suchen, so denke nur, daß das die Art der Welt ist, der wir nicht entgehen. Bekümmre dich nur nichts drum, so heißt's auch nichts. Wie mancher Schuft macht sich jetzt ein Geschäft daraus, meine Werke zu verkleinern; ich achte nicht darauf und arbeite fort (19. 8. 1808).

Am 12. Juli 1788 hatte Christiane sich Goethen zu eigen gegeben; in sein Haus ist sie erst im nächsten Jahr gezogen. Am 25. Dezember 1789 gebar sie ihm seinen Sohn August, das einzige zu längerm Leben bestimmte von den fünf Kindern, die sie ihm zwischen 1789 und 1802 geschenkt. Herder taufte ihn in Goethes Hause, der Herzog selbst übernahm die Patenschaft. Zwei Kinder wurden tot geboren, zwei lebten nur zehn und sechszehn Tage. Goethe war ein leidenschaftlich zärtlicher Vater; beim frühen Tode eines der Kinder fand ihn ein Besucher verzweifelnd am Boden sich windend. Seinen jungen Toten hat er die wenig bekannten Verse gewidmet:

Dort, wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da, wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht,

Da ruhet unsrer Toten
Frühzeitiges Geschick
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

Die Welt konnte nicht glauben, daß ein Goethe durch eine Christiane volles Lebensglück genoß, und Charlotte von Stein wurde nicht müde zu versichern, er sei in den ‚Sumpf‘ hinabgestiegen, seit er aufgehört, ihr verliebter Hausfreund zu sein und sie unbefriedigt anzuschmachten. Über seines Herzens Glück und Genügen haben wir einzig Goethe selbst zu befragen. Erfüllt war endlich nach dem unnatürlichen Leben der voritalischen Zeit in Weimar der Wunsch, den er schon im Herbst 1775 zu Auguste von Stolberg ausgesprochen: ‚Wird mein Herz endlich einmal in ergreifendem wahrem Genuß und Leiden die Seligkeit, die Menschen gegönnt ward, empfinden und nicht immer auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?‘ Göttin Gelegenheit, die von ihm hochgepriesene, hatte ihm das bräunliche Mädchen zugeführt,

Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende, lieblich
  Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.
O, wie war ich beglückt!

Nun begann endlich der Liederquell, der doch selbst in Italien versiegt war, wieder zu fließen. Still in die eigene Brust muß er sein Glück verschließen,

Keiner Freundin darf ich's vertraun: sie möchte mich schelten;
  Keinem Freunde: vielleicht brächte der Freund mir Gefahr.
Mein Entzücken dem Hain, dem schallenden Felsen zu sagen,
  Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht einsam genug.
Dir Hexameter, dir Pentameter sei es vertrauet,
  Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie des Nachts mich beglückt.

Aus den ersten Liebesflitterwochen rührt das Gedicht her ‚Morgenklagen: O du loses, leidig liebes Mädchen‘, und ‚Der Besuch: Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen‘ —. Warum Karoline Herder so dringend vor der Aufnahme dieses unschuldigen reizenden Gedichtes in die erste Gesamtausgabe warnte, begreifen wir nicht. — Und mit welcher Freude begrüßt der Dichter das ‚Neulebendige‘,

Das in dem lieblichen Schoß immer sich nährend bewegt,
Liebe bildete dich; werde dir Liebe zuteil!

Christianens Zauber widerstand dem Genuß, dem Besitz, der Dauer, wuchs durch die Abwesenheit. Fern von ihr, auf der zweiten italienischen Reise, wurde er sich ihres Wertes erst recht bewußt und dichtete die Venetianischen Epigramme auf die Geliebte:

Oftmals hab' ich geirrt, und habe mich wieder gefunden,
  Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
  Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad.

Und diese beiden andern:

> Lange sucht' ich ein Weib mir, ich suchte, doch fand ich nur Dirnen.
> Endlich erhascht ich dich mir, Dirnchen, da fand ich ein Weib.
>
> Welch ein Mädchen ich wünsche zu haben? Ihr fragt mich. Ich hab' sie,
> Wie ich sie wünsche, das heißt, dünkt mich, mit Wenigem viel.
>
> An dem Meere ging ich und suchte mir Muscheln. In einer
> Fand ich ein Perlchen; es bleibt nun mir am Herzen verwahrt.

Mit allen Mitteln hat man das Unerforschliche zu erforschen getrachtet, ob Goethe Christianen mehr sinnlich begehrt als wahrhaft geliebt habe. So schwärmerisch verstiegene, sinnlich übersinnliche Freiersbriefe wie die zahllosen an die Stein hat er an das Weib seines Herzens und Herdes, an die Mutter seiner Kinder vielleicht nicht gerichtet, wobei zu bedenken, daß seine leidenschaftlichsten Briefe, zumal die von den Reisen in Italien und Schlesien, vernichtet worden sind. Die aufbewahrten Briefe Goethes an Christiane voll herzlicher Neigung und zarter Fürsorge klingen gesünder, echter empfunden, glaubwürdiger als die schwärmerischsten, wertherischsten Briefe an die Stein. Von allerlei Reisen in den Jahren 1792 und 93 in Deutschland und Frankreich schreibt er der Geliebten:

Gotha den 9. August 1792.

Es ist gar nichts nütze, daß man sich von denen entfernt, die man liebt, die Zeit geht hin und man findet keinen Ersatz.

Frankfurt den 17. August 1792.

Heute habe ich deinen Brief erhalten, meine liebe Kleine, und schreibe dir nun auch, um dir wieder einmal zu sagen, daß ich dich recht lieb habe und daß du mir an allen Enden und Ecken fehlst.

Trier den 25. August 92.

Wo das Trier in der Welt liegt, kannst du weder wissen noch dir vorstellen; das schlimmste ist, daß es weit von Weimar liegt und daß ich weit von dir entfernt bin. Es geht mir ganz gut. — Ich vermisse dich sehr und ich liebe dich von Herzen.

Im Lager bei Verdun 10. Sept. 1792.

Behalte mich ja lieb! denn ich bin manchmal in Gedanken eifersüchtig und stelle mir vor, daß dir ein andrer besser gefallen könnte, weil ich viele Männer hübscher und angenehmer finde als mich selbst. Das mußt du aber nicht sehen, sondern du mußt mich für den besten halten, weil ich dich ganz entsetzlich lieb habe und mir außer dir nichts gefällt. Ich träume oft von dir, allerlei konfuses Zeug, doch immer, daß wir uns lieb haben. Und dabei mag es bleiben.

Frankfurt d. 16. Aug. 93.

Wenn du bei mir wärest, so möchte ich wohl noch gern eine Weile hier bleiben, so aber wird mir's gar zu lange, bis ich dich wieder habe, und denke bald wegzugehen und dich wieder in meine Arme zu schließen.

Aus derselben Zeit noch ein paar Briefstellen in bunter Reihe:

Adieu, lieber Engel, ich bin ganz dein. — Es ist doch nichts besser, als wenn man sich liebt und zusammen ist. — Küsse den Kleinen und liebe mich. — Adieu, mein süßes, liebes Kind. — Deine Liebe ist mir so kostbar, daß ich sehr unglücklich sein würde, sie zu verlieren. — Behalte mich lieb. Ich werde mich um deinetwillen schonen, denn du bist mein Liebstes auf der Welt (dies aus dem Feldzug in Frankreich zur Beruhigung der besorgten Christiane).

Mochte sein Gefühl in den allerersten Tagen, als er, von ihrem äußeren Liebreiz berauscht, weniger Acht hatte auf ihren innern Wert, mehr sinnlich als herzlich sein, so hat es sich im Zusammenleben mit ihr gar bald vertieft. In einem Briefe von 1792 deutet er auf jene ersten Tage hin: ‚Solang ich dein Herz nicht hatte, was half mir das Übrige; jetzt da ich's habe, möcht ich's gern behalten, dafür bin ich auch dein.‘

Die Jahre gehen hin, Christianens Jugendreiz verblüht, sie tritt in das Alter der Stein von 1775 und altert weiter. Goethes Liebe verblüht nicht, sie überdauert Jugend und Schönheitreiz; ja sie flammt immer neu auf und äußert sich bis zuletzt in den empfundenen Worten der Leidenschaft. Von seiner dritten Schweizerreise (1797) schreibt er ihr: ‚Nur jetzt wünscht' ich reicher zu sein, als ich bin, daß ich dich und den Kleinen auf der Reise immer bei mir haben könnte. — Nun muß ich dir noch sagen, daß ich dich recht herzlich, zärtlich und einzig liebe. — Mit meinen Reisen wird es künftig nicht viel werden, wenn ich dich nicht mitnehmen kann.‘

Aus Jena fliegt ein Zettelchen nach Weimar (24. 11. 1799): ‚Ich küsse dich und das Kind in Gedanken, und meine Abwesenheit wird mir dadurch leidlich, daß ich für euch arbeite.‘ —

Oder er ruft ihr zu: „Ich muß dich wieder einmal an mein Herz drücken und dir sagen, daß ich dich recht lieb habe. — Liebe mich, wie ich am Ende aller Dinge nicht Besseres sehe, als dich zu lieben und mit dir zu leben.‘ Wie rein menschlich, wie gefühlt ist all dies gegenüber solcher schönen Literatur in den Briefen an die Stein von der gen Himmel fahrenden Madonna, von dem sie beide verbindenden Sakrament und dergleichen!

‚Mein liebes Kind‘, oder ‚Mein liebstes Kind‘, sogar ‚Mein allerliebstes Kind‘ heißt Christiane Goethen in ihrem 50. Jahr. ‚Wenn es mir gut geht, freue ich mich dessen vorzüglich um deinetwillen, so wie ich an allen Orten, wo etwas Angenehmes vorkam, dich im stillen zu mir wünschte‘ (28. 8. 1805).

Welch ein liebenswürdiger, zartsinniger Gatte ist nach zwanzigjährigem Beisammensein der Mann, dessen Ehescheu sprichwörtlich geworden. ‚Ich lege abermals ein Endchen Spitze bei‘, schreibt er aus Karlsbad 1807, ‚daß ja keine Sendung ohne eine kleine Gabe komme‘. Er braucht ihr nichts zu befehlen, Christiane versteht ihn wie keine, — so schreibt er denn in einem Falle nur: ‚Es ist mein Wunsch; du weißt, daß ich nicht gern sage mein Wille.‘ Goethe kennt seiner lieben Kleinen Wert: ‚Da hab ich denn Zeit, allerlei zu überdenken, und da fehlt es nicht, daß ich mich deiner und aller Liebe und Treue erinnere, die du an mir tust und mir das Leben so bequem machst, daß ich nach meiner Weise leben kann‘ (aus Karlsbad, 29. 5. 1808).

Und wie fein trifft er den Brieston an Christiane; wie weiß er sie munter von dem zu unterhalten, was ihr außer den Anliegen des Gatten am meisten Freude macht: Theatergeschichten, Kleiderfragen bei neuen Aufführungen, Rollenbesetzungen. ‚Mein geliebtes Weibchen‘, ‚Meine herzlich Geliebte‘ nennt er sie bis in ihre letzten Jahre. Und damit kein Zug fehle: er ist auf Christiane eifersüchtig (vgl. S. 305), und die Schlußverse in Alexis und Dora (‚Und ein Anderer kommt‘ usw.) sind aus Goethes eigner Glücksfurcht geflossen.

Zu Freunden, bei denen er Verständnis finden konnte, machte Goethe kein Hehl aus seiner tiefen Liebe für Christiane. An Herders schreibt er 1790 aus Venedig:

Ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt. — Ich sehne mich nach Hause; ich habe in der Welt nichts mehr zu suchen. — Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen treu ist, mein Kind lebt, mein großer Ofen gut heizt, so habe ich vorerst nichts weiter zu wünschen.

Gegen solche Briefe halte man die Tränen, die Goethe zwei Jahre zuvor Tag für Tag in Rom vergoß, als die Stunde der Rückkehr nach Weimar, zu Frau von Stein, herannahte!

Goethe hat Christianen erst 1806 durch förmliche Eheschließung seinen Namen gegeben. Sein Verhältnis zu ihr hatte er bald nach dem ersten Rausch, sicher nach Augusts Geburt, als eine Ehe betrachtet. Als er 1796 einem Freunde den Rat gab, sich zu verheiraten, und man ihm die Gegenfrage tat, warum er selbst nicht heirate, erwiderte er mit nachdrücklichem Ernst: ‚Ich bin verheiratet, aber nicht mit Zeremonie‘, und auf die Glückwünsche nach seiner Trauung sagte er schlicht: ‚Sie ist immer meine Frau gewesen.‘

Warum aber — wir müssen es fragen — hat er achtzehn Jahre geduldet, daß das Weib, das liebend an seinem Herzen lag, die Mutter seiner fünf Kinder, die sorgsame Hegerin seines Hauses, zur Märtyrin all des mächtig Niederträchtigen wurde, das vom Dünkel, Neid und Haß der Weimarer Frauenwelt, d. h. der Damenwelt, auf ihr so wenig schuldiges Haupt gehäuft wurde! Daß sie lange wie eine Hausgefangene lebte, ungerecht beschimpft von den Heuchlerinnen mit der unerprobten Tugend, den kühleren Sinnen oder der Sophisterei der Empfindsamkeit. In dieses Dunkel fällt kein Lichtstrahl, und für weißwaschende Beschönigungsversuche steht Goethe zu hoch. Auch dieses schwere Verschulden ist ein Stück seines Lebens, und wie furchtbar hat er unter ihm gelitten, wie tragisch gebüßt durch den vorzeitigen Tod des im Elternhause nie ganz glücklich gewesenen einzigen Sohnes, — vor des greisen Vaters Hinscheiden!

Von den verleumderischen Besudelungen Christianens drangen die wenigsten deutlich bis zu ihm, doch hat er natürlich um das Gerede der Leute gewußt. Sicher hat er die Hauptquelle, das Haus der Frau von Stein, nicht erkannt, denn diese Vornehmste verspritzte ihr Gift nur in die vertrautesten Ohren; sonst hätte er selbst den kühlen Verkehr höflicher Freundschaft mit ihr nachmals nie wieder aufgenommen. Aus seinen wiederholten Trostbriefen

an Christiane wissen wir, daß er ihre Seelenqualen mitgefühlt, und in einem der Venetianischen Epigramme entlädt er die gepreßte Brust:

> Kränken ein liebendes Herz, und schweigen müssen, geschärfter
> Können die Qualen nicht sein, die Rhadamant sich ersinnt.

Mit dem Zartsinn ihrer Liebe suchte Christiane die Pein des sie vor der Welt erniedrigenden Verhältnisses dem Geliebten zu lindern: sie litt ohne laute Klage. Wie groß steht dieses arme Geschöpf vor uns, wenn wir in einem ihrer Briefe an Goethe lesen: ‚Ich habe deine Liebe und bin überzeugt, daß du mich sehr liebst; diese soll mich immer, wenn die Menschen mich betrüben, wieder zufrieden und froh machen.‘ Wenn die Menschen mich betrüben! — kann man sich edler ausdrücken, wo es sich um die pöbelhaften Schmähungen sittlich so viel anfechtbarerer Weiber handelte? Zu Goethe beherrschte sie sich, um seine Ruhe nicht zu stören; ja sie erleichterte ihm das Aufrechterhalten eines Zustandes, unter dem sie so unvergleichlich mehr litt als der Mann, durch eine zur Schau getragene Heiterkeit: ‚Izo gehen bei uns die Winterfreuden an, und ich will mir sie durch nichts lassen verleiden. Die Weimarer täten es gerne, aber ich achte auf nichts, ich habe dich lieb und ganz allein lieb, sorge für mein Bübchen und halte mein Hauswesen in Ordnung und mache mich lustig‘ (November 1798).

Vor Andern ist sie taktvoll unterwürfig, bereitet dem geliebten Manne keine gesellschaftlichen Verlegenheiten, nennt ihn ‚Herr Geheimrat‘, höchstens ‚Lieber Geheimrat‘, spricht auch von ihm zu Freunden nur als von dem Geheimrat, unterzeichnet sich aber in den Briefen an ihn: ‚Dein treuer Schatz‘. Sie führt ihr Hauswesen musterhaft, erhebt jedoch keinen Anspruch an die Schlüsselgewalt der Hausfrau. An Nicolaus Meyer, der Auslagen für übersandte Lebensmittel gemacht hat, schreibt sie: ‚Wegen des Geldes wissen Sie recht gut, daß ich es Ihnen nicht aus meiner Kasse geben kann, weil ich keine Kasse habe.‘

Wie es in der Seele dieser tapfern Lebenskämpferin in Wahrheit ausgesehen, verraten uns ein paar Briefe an denselben befreundeten Arzt in Bremen: ‚Denken Sie sich also mich, die ich außer Ihnen und dem Geheimrat keinen Freund auf der Welt habe. — Ich könnte Freunde genug haben, aber ich kann mich an keinen Menschen wieder so anschließen und werde wohl so für mich allein meinen Weg wandeln müssen.‘ — Als Goethe vor dem Ausbruch der lebensgefährlichen Krankheit von 1801 mißmutig geworden, schreibt sie an Meyer:

> Ich lebe wegen des Geheimrats sehr in Sorge. Er ist manchmal ganz Hypochonder, und ich stehe viel aus. Weil es aber Krankheit ist, so tue ich alles gern, habe aber so gar niemand, dem ich mich anvertrauen kann und mag. Schreiben Sie mir aber auf dieses nichts, denn man muß ihm ja nicht sagen, daß er krank ist. Ich glaube aber, er wird einmal recht krank.

Die Liebe hatte richtig vorausgesehen. In einem Abschiedsgedicht an Christiane hat Goethe diese schönste Seite ihres Wesens mit beredter Schlichtheit besungen: ‚Und habe leidend viel für ihn getan.‘

Der letzte Grund des unvertilgbaren Hasses der Weimarer Damenwelt gegen Christiane war der Neid. Jede glaubte sich berufener als dieses schöne, unverbildete, hingebende Mädchen, die Gefährtin eines Goethe zu sein; jede fühlte sich beleidigt durch seine Wahl. Es schmerzt uns, zu lesen, wie die schwache Charlotte Schiller, durch das stete Lästern der so viel älteren Stein verführt, gedankenlos deren Roheiten wiederholt; wie sie, die später selbst übermäßig dick wurde, das liebliche Wort der Stein von der ‚dicken Hälfte des dicken Geheimrats‘ nachredet und trotz ihrer unerschütterlichen Verehrung für den Meister sich Schändlichkeiten der Stein gefallen läßt wie diese unter Dutzenden: ‚Wer Dreck anfaßt, besudelt sich (wie Sie wissen, ein Lieblingssprichwort von mir), und daß er es angefaßt hat, weiß ich schon lange.‘

Von Schiller haben wir kein Urteil über Christiane selbst, nur den oberflächlichen Satz an Körner über ‚Goethes elende häusliche Verhältnisse‘, dem Goethes so bestimmter Ausspruch in den Annalen gegenübersteht: ‚Angenehme häusliche Verhältnisse‘, und wir haben doch wohl Goethe als den bessern Richter über sein häusliches Behagen anzusehen. Wie schief klingt Körners Gerede zu Schiller: ‚Goethe kann selbst das Geschöpf nicht achten, das sich ihm unbedingt hingab, — und doch mag er nicht leiden, wenn sie geringgeschätzt wird.‘ Indessen der verständige und vornehme Mann schreibt nachmals: ‚Goethes Heirat mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Es fragt sich, ob die schlimmen Gerüchte (d. h. die Verleumdungen

der Stein) von ihr begründet sind.‘ In späteren Jahren befreite sich Charlotte Schiller von dem vergiftenden Einflusse der Stein und redete anständig, ja freundlich über Christiane. Und Schiller ahnte Goethes Sinnesart, als er an die Gräfin Schimmelmann über dessen Verhältnis zu Christiane schrieb: ‚Diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen.‘

Doch jahrelang, über die amtliche Eheschließung hinaus, war Christiane für jede Beleidigung vogelfrei. Als sie es gewagt, jene sich Goethen als naive Gurli an den Hals werfende und auf den Schoß setzende angejahrte Bettina nach deren gemeinem Schimpfwort aus dem Hause zu weisen (S. 303), nahm die Mehrheit der Weimarer Damen für die Schimpferin gegen die Beschimpfte und gegen Goethe Partei.

Und das alles doch nur, weil Goethe an Christiane das Mindeste dessen getan, was ihm Pflicht und Ehre geboten. Weil er das Mädchen, das er sich zu eigen genommen, nicht nach dem ersten Sinnenrausche verstieß, die Mutter nicht samt seinem Kinde irgendwo in der Verborgenheit unterbrachte und notdürftig ernährte. Weil er sich, wenngleich ohne Zeremonie, zu dem Weibe seines Herzens bekannte und treu an ihr festhielt. Selbst Charlotte von Stein, die Gefühlsehebrecherin eines halben Menschenalters, hätte ihm großmütigen Herzens verziehen, wenn er die ‚Füchsin‘ samt ihrem ‚Faulconbridgechen‘ aus dem Hause getan und sich möglichst wenig um beide bekümmert hätte. Alsdann hätte er wieder aus seinem ‚Dreck‘ zu ihrer reinen Höhe emporsteigen dürfen.

Einzig ein paar alte männliche Freunde und die fürstlichen Herrschaften standen abseits des Loderbrandes der gekränkten Eitelkeit und des Hasses. Dem Herzog hatte Goethe schon früh sein Liebesglück anvertraut: „Ich schäme mich vor Ihnen der Studentenader nicht, die sich wieder in mir zu beleben anfängt.‘ Anna Amalia verlor kein böses Wort über Goethes besondere Art, sich Wohl im Hause zu bereiten; und die Herzogin Luise hat trotz den Einflüsterungen der Stein dem Dichter ihre unwandelbare Huld bewahrt.

Daß die übrige Weimarer Damenwelt ihm sein bescheidenes Glücklichsein nicht verzeihen würde, wußte Goethe, doch das kümmerte ihn wenig. Wichtig war ihm außer dem Urteil der paar ‚Guten‘ seines Weimarischen Kreises einzig das der Mutter, und bei ihr fand er, wie für jede Wende seines Lebens, mehr Verständnis als bei irgend einem Menschen. Christiane rückte in der Frau Rat Briefen in schneller Folge von der ‚Demoiselle Vulpius‘ zur ‚Gefährtin des Sohnes‘, zur ‚lieben Freundin‘, zuletzt zur ‚vielgeliebten Tochter‘ auf, und je mehr die Frau mit dem hellen Auge für Menschenkern von Christiane hörte und sah, desto inniger schloß sie die Verlästerte an ihr mütterliches Herz. Goethe hatte ihr bei seinem Besuch in Frankfurt 1793 von der Lebensgefährtin berichtet, und alsbald konnte er Christianen schreiben: ‚Meine Mutter ist dir recht gut, denn ich habe ihr erzählt, wie du so brav bist und mich glücklich machst.‘ Nun entspinnt sich ein regelmäßiger Briefwechsel zwischen den beiden Frauen, der uns leider nur zum Teil erhalten ist, und Frau Rat findet sich vollkommen mit ihres Sohnes Gewissensehe ab. Als Christiane ein Kindlein erwartet, schreibt die Mutter (24. 9. 1795):

> Auch gratuliere zum künftigen neuen Weltbürger — nur ärgert mich, daß ich mein Enkelein nicht darf ins Anzeigeblättchen setzen lassen und ein öffentlich Freudenfest anstellen. Doch da unter diesem Mond nichts Vollkommenes anzutreffen ist, so tröste ich mich damit, daß mein Hätschelhans vergnügt und glücklicher als in einer fatalen Ehe ist.

Im Sommer 1797 reiste Goethe mit Christiane und August nach Frankfurt. Welchen Eindruck die Tochter auf die Mutter gemacht, zeigt uns der Brief der Frau Rat vom 24. 8. 1797:

> Das Vergnügen, so ich in Ihrem lieben traulichen Umgang genossen, macht mich noch immer froh, und ich bin meinem Sohn vielen Dank schuldig, daß er mir solches zu verschaffen die Güte hat haben wollen. So kurz unsere Zusammenkunft war, so vergnügt und herzlich war sie doch, und die Hoffnung, Ihnen, meine Liebe, einst auf längere Zeit bei mir zu sehen, erfreut mich zum voraus.

Sie unterzeichnet sich als ‚treue Freundin und Mutter‘.

Vom nächsten Jahr ab nennt sie Christianen stets ‚liebe Tochter‘. Im September 1797 schreibt sie ihr: ‚Bleiben Sie bei denen Ihnen beiwohnenden edlen Grundsätzen, und Gott und Menschen werden Wohlgefallen an Ihnen haben.‘ Die heitre Bürgerin findet gar kein Arg in Christianens Tanzfreude und andern unschuldigen Vergnügungen; im Gegenteil: ‚Die heiligen Schriftsteller und die profanen muntern uns dazu auf; ein fröhliches Herz ist

ein stetes Wohlleben, sagen die ersten, und ‚Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden‘ steht im Götz von Berlichingen‘.

Christianens frische, herzenswahre Briefe sind der Frau Rat ein Labsal: ‚Sie wissen das Mittel, mich zu verjüngen, geben Sie mir zuweilen solche Lebenstropfen, und ich tanze noch den Ehrentanz auf Augusts Hochzeit.‘ Als Christiane in der schweren Krankheit des Januars 1801 das teure Leben des Sohnes behütet und wohl zumeist durch ihre Pflege gerettet hat, da bricht die Mutter in das Dankgebet aus:

Liebe Tochter! Preis, Dank und Anbetung sei Gott, der vom Tode erretten und der Hilfe gesendet hat! Er stärke meinen geliebten teuren Sohn! — Aber meine liebe, liebe Tochter, wie soll ich Ihnen danken für alle Liebe und Sorgfalt, die Sie meinem Sohne erwiesen haben. Gott sei Ihr Vergelter! Er hat ihn Ihnen jetzt aufs neue geschenkt, Sie werden jetzt ein neues Leben mit ihm leben, Amen! (19. 1. 1801).

Frei von Philisterei hatte Frau Rat ihres Sohnes zeremonielose Ehe für vollwertig angesehen. Als sie indessen die Nachricht von der regelrechten Trauung empfangen, gesteht sie ihm offen: ‚Da hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte euch, meinen Segen habt ihr hiermit in vollem Maße. — Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre‘ (27. 10. 1806). Der andre Brief an den Sohn von dem ‚lieben, herrlichen, unverdorbenen Gottesgeschöpf‘, nach Christianens zweitem Besuch in Frankfurt (1807), wurde schon mitgeteilt; er ist Christianens Ehrenbrief. Darin hieß es weiterhin: ‚Und was mir unaussprechlich wohl tat, war, daß alle Menschen, alle meine Bekannten sie liebten. Es war eine solche Herzlichkeit unter ihnen, wie nach zehnjähriger Bekanntschaft nicht inniger hätte sein können. Alle vereinigten sich mit mir, dich glücklich zu preisen.‘ — An Christiane war der Frau Rat letzter Brief gerichtet, wenige Tage vor ihrem Hinscheiden.

———

Von Christianens ferneren Geschicken wird noch zu sprechen sein. Für diese Lebensstufe Goethes sei zusammenfassend von ihr gesagt: sie hat seinem Herzen Glück, seinen Sinnen Frieden, seinem weltumfassenden Wirken den Untergrund häuslichen Wohles bereitet. Aus der zermürbenden Unnatur des Verhältnisses mit der Stein hat Christiane ihn nach der Rückkehr aus Italien für immer erlöst. Verschleiernd, aber verständlich schreibt Goethe darüber an den herzoglichen Freund: ‚Gebe uns der Himmel, uns ans Nächste zu halten. Man verwöhnt sich nach und nach so sehr, daß einem das Unnatürliche natürlich wird. Ich habe zwar hierüber nicht mehr mit mir zu kämpfen, doch mich immer daran zu erinnern.‘

Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreit, —

heißt es in einem der beziehungsreichen Distichen der ‚Vier Jahreszeiten‘.

Aus der Unzufriedenheit und Unrast hatte Christiane seinen Sinn befreien helfen, und wie zugleich die Geister froher Lebensdichtung durch ihre Gegenwart entbunden wurden, das zeigte sich schon nach den ersten Monaten ihres Besitzes. Kein einziges größeres Kunstwerk der Weimarer Elf Jahre hatte er ausschließlich der Stein verdankt, weder das Aufkeimen noch das Vollenden, mochte er immerhin die eine und andre Gestalt nach dem täuschenden Dichtertraumbilde jener Zeit ‚tingiert‘ haben. Wir finden keine Spur einer zum Abschließen angefangener Werke anspornenden Beflügelung von seiten der Stein! Für Christiane schrieb er die Römischen Elegien; ihr galten viele der Venetianischen Epigramme; bei Alexis und Dora schwebte sie im Hintergrunde; der Neue Pausias und sein Blumenmädchen, die rührende Elegie Amyntas, die Vier Jahreszeiten erinnern vielfach an die Glückspenderin seines reifen Manneslebens. Tasso wurde erst an ihrer Seite vollendet, Reineke Fuchs, Hermann und Dorothea begonnen und ausgeführt, Faust wieder vorgenommen und abgeschlossen. Und wo findet sich eine Andeutung, daß ihn Christiane durch die Gewöhnung des Zusammenlebens in der Folgezeit von seiner dichterischen Höhe herabgezogen hätte, wie das die Stein immerfort versicherte?

Die Heiratsvermittlerfrage: War Christiane die passende Lebensgefährtin eines Goethe? ist grundsätzlich abzuweisen; denn wie mußte das Weib beschaffen sein, das besser als sie für Goethe ‚gepaßt‘ hätte? Eines, das gleichen Schrittes mit dem überragenden Genius von Stufe zu Stufe aufwärts gestiegen wäre? Das wohl gar mit ihm gewetteifert hätte? Das ihn,

wie man so hinschreibt, ganz verstanden hätte? Wo gab es um 1788 dieses Goethen ebenbürtige, im Herzen freie Weib in Weimar? Und wenn es eines gab, und wenn er es zur rechten Schicksalsstunde fand, — hatte Goethe die Muße, die Neigung, ja das Recht, von seinem Geistesleben ein so großes Stück selbst an eines nächsten Menschen Entwicklung zu wenden? Hätte dieser hohe Einsatz den Gewinn für ihn, für uns gelohnt? Und sind wir sicher, daß er durch ein andres Weib, mit reicheren Gaben, mit höherem Geistesflug, so viel beglücktes Genügen gefunden hätte wie durch die ihn demütig, zärtlich umsorgende Christiane? Sollten wir nicht, mehr als allen Goethe-Forschern, Goethen selbst glauben, wenn er uns immer und immer wieder von seinem vollen Glück an Christianens Seite spricht? Ihm, der zwei Jahre, nachdem er sie gefunden, schreibt:

Götter, wie soll ich euch danken! Ihr habt mir alles gegeben,
Was der Mensch sich erfleht. — —

Sage, wie lebst du? Ich lebe! und wären hundert und hundert
Jahre dem Menschen gegönnt, wünscht' ich mir morgen wie heut.

Und ihm, der mit 54 Jahren, nach fünfzehnjährigem Zusammenleben, die achtunddreißigjährige Christiane nach längerer Trennung einmal bittet: ‚Schicke mir mit nächster Gelegenheit deine letzten neuen, schon durchgetanzten Schuhe, daß ich wieder etwas von dir habe und an mein Herz drücken kann!' —

Den Dichter Goethe haben die Dichter auch da verstanden, wo andre nur zu kritteln, die Sittenrichterinnen und Rachefurien der Eifersucht ohne Liebe nur zu schmähen wußten. In seinem herrlichen Weihegesang ‚Das Goethehaus in Weimar' hat Paul Heyse der armen Christiane späte, aber volle Gerechtigkeit gezollt. Lauter und lauter übertönen seine preisenden Worte den endlich verstummenden Chor kleinlicher Niedertracht:

Und auch sein Herz, wie viel ward ihm beschert
In warmer Häuslichkeit, am eignen Herd!
Sieh nur im Saal dich um. Erkennst du nicht das [Bild
Der Blume, die in öden Stunden
Nichts suchend er im Wald gefunden
Und mit den Wurzeln ausgrub, nicht gewillt,
Nur auf den Raub die Freundliche zu pflücken,
Nein, stets an ihrem Duft sich zu erquicken,
Ins Gärtchen sie verpflanzend, daß sie dort
Unscheinbar grün' und blühe nun so fort.

Christiane, Vielgelästerte, dein Blick,
So freundlich harmlos, preiset dein Geschick,
Daß Er dich wählt' und du ihm nichts versagt,
Nicht nur zu flücht'ger Lust als niedre Magd:
Ein Stück Natur, das in dem kühlen Drang
Des Alltags warm den Busen ihm umschlang,
Dem Vielbedürft'gen gab ein heitres Glück,
Demütig, selbstlos, treu ein Leben lang.

Zweites Kapitel.

Römische Elegien, Venetianische Epigramme, und andere Gedichte.

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die Schmutzigen, quälen:
Freilich, der groben Natur dürfen sie gar nichts vertraun!
Bis in die Geisterwelt müssen sie fliehn, dem Tier zu entlaufen,
Menschlich können sie selbst auch nicht das Menschlichste tun.
(Schillers Votivtafeln.)

Zur Sinnenfreude und heitern Lebensbetrachtung hatte Goethen sein Liebesglück mit Christiane aufblühen lassen, und dem ganz von einem Gefühl vollen Herzen entströmten die Feierlieder der Liebe, denen er zur Verhüllung ihres wahren Ursprunges den Titel **Römische Elegien** lieh. Streitig ist und mag bleiben, ob nicht schon in Rom der Plan, die Form, ja einzelne Ansätze entstanden, ob ihm nicht eine römische Faustina den ersten Anreiz zu dieser Gegenwartlyrik antiken Gewandes gegeben. Ein italienischer Philologe hat eine Faustina Carucci als eine Geliebte Goethes in den römischen Tagen aufstöbern wollen, doch reichen seine Nachweise nicht hin und bleiben uns gleichgültig; denn keine römische Faustina, sondern Christiane ist die in den Römischen Elegien verherrlichte Geliebte. ‚Angenehme häuslich-gesellige Verhältnisse geben mir Mut und Stimmung, die Römischen Elegien auszuarbeiten und zu redigieren', heißt es in Goethes Annalen, und mit dem Redigieren ist doch wohl das Umstilisieren aus dem Weimarer Gartenhausidyll ins römische Genußleben gemeint.

An den Verleger Göschen meldete er 1791 mit einer halben Notlüge: ‚Ein Büchlein Elegien,

die ich in Rom schrieb', denn sonst hätte man auf Christiane mit Fingern gedeutet. Aus Briefen an Herder, Zeitangaben in der Handschrift und aus andern Quellen wissen wir von mehren Elegien bestimmt, daß sie nach der Rückkehr aus Italien entstanden sind; für die 19. Elegie kennen wir den Tag der Entstehung, den 24. Dezember 1789, einen Tag vor Augusts Geburt. Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit — das sind die angeblich Römischen Elegien Goethes auf sein Weimarisches Mädchen, zu deren Schutz er den anmutig leidenschaftlichen Roman mit wunderbarer Kraft und Kunst der über Zeit und Raum erhabenen Phantasie nach Rom zurückverlegte und so treu wie möglich die italische Farbe bewahrte.

Die Sammlung war ursprünglich auf 24 gestiegen, doch hat der Dichter selbst vier Elegien vom Druck ausgeschlossen, weil Dichterwerke bei uns nicht wie im alten Rom ausschließlich für reife Männer bestimmt bleiben.

Über die künstlerische Schönheit dieser Triumphlieder einer durch Herzensliebe geadelten Sinnenfreude herrscht kein Zweifel, selbst nicht bei solchen, die an ihrer ‚Unsittlichkeit' Anstoß nehmen. Das geschieht nicht erst jetzt, — schon Herder war empört über Goethes allzu große Offenheit, und Frau von Stein vermißte schmerzlich das ‚moralische' Anhängsel, durch das Wieland seine unentbehrlichen lüsternen Geschichtchen für solche keusche Herzen annehmbar machte (vgl. S. 219). Die Römischen Elegien sind weder für Knaben und Mädchen, noch für Pharisäergemüter von der Art der Stein, sondern für reife, sinnen- und seelengesunde Männer und Frauen gedichtet, die an Werke der Kunst keine andern Maßstäbe als die der Kunst legen. Wer von Gedichten durchaus bürgerliche Sittsamkeit fordert, der mag und soll die Römischen Elegien zusamt manchen andern Schöpfungen Goethes und aller größten Dichter ungelesen lassen. Goethe hat sich über die Sittlichkeit in der Kunst an vielen Stellen unverhohlen ausgesprochen, und durch die Wiedergabe einiger der nachdrücklichsten werden hier und weiterhin Sittenreden entbehrlich. Zu dem Freunde und Hausgenossen Heinrich Meyer äußerte er sich brieflich:

> Die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen! Das Erste haben sie immer getan und müssen es tun; täten sie aber das Zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins Nützlichplatte absterben ließe.

Dieser Ansicht ist Goethe bis ins hohe Greisenalter treu geblieben; unter den Maximen und Reflexionen über Kunst (aus ‚Kunst und Altertum', 1817—1827) steht der Satz:

> Die Kunst an und für sich selbst ist edel: deshalb fürchtet sich der Künstler nicht vor dem Gemeinen. Ja, indem er es aufnimmt, ist es schon geadelt, und so sehen wir die größten Künstler mit Kühnheit ihr Majestätsrecht ausüben.

Daß es sich hier um eine Grundform des Goethischen Denkens handelt, beweist die Stelle eines Briefes an Zelter (15. 1. 1813):

> Wenn man es mit der Kunst von innen heraus redlich meint, so muß man wünschen, daß sie würdige und bedeutende Gegenstände behandle: denn nach der letzten künstlerischen Vollendung tritt uns, sittlich genommen, der Gehalt immer als höchste Einheit wieder entgegen. — Ich wollte nur sagen, daß die Kunst, wie sie sich im höchsten Künstler darstellt, eine so gewaltsam lebendige Form erschafft, daß sie jeden Stoff veredelt und verwandelt.

Wem aber Goethe in solchen Fragen nicht unparteiisch erscheint, der erlese sich das Recht reiner Kunstfreude an den Römischen Elegien aus Schillers Briefen. Es war ganz gewiß kein Zummundereden, wenn Schiller an Goethe schrieb (28. 10. 1794):

> Für die Elegien danken wir Ihnen alle sehr. Es herrscht darin eine Wärme, eine Zartheit und ein echter körnichter Dichtergeist, der einem herrlich wohltut unter den Geburten der jetzigen Dichterwelt. Es ist eine wahre Geistererscheinung des guten poetischen Genius.

An andrer Stelle heißt es bei Schiller, daß in den Elegien ‚zwar die konventionelle, aber nicht die wahre und natürliche Dezenz verletzt sei'. Gegen Fritz Jacobis Angriffe auf die Sittlichkeit des Dichters der Römischen Elegien wandte sich Schiller in seinem Brief an Goethe vom 1. März 1795:

> Könnte er Ihnen zeigen, daß die Unsittlichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objekts fließt, und daß die Art, wie Sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subjekt sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich sein, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem ästhetischen Forum fehlten.

Nur eine Elegie, die dreizehnte, hatte Goethe bald nach dem Entstehen in einer Zeitschrift veröffentlicht; die ganze Sammlung erschien erst 1795 in Schillers ‚Horen‘ und erregte großes, bei den meisten Lesern unliebsames Aufsehen.

Die Mehrzahl der **Venetianischen Epigramme,** zum Teil in der Deutschen Monatsschrift zu Berlin 1791 gedruckt, ist während Goethes zweiter italienischer Reise und zwar in Venedig entstanden, wo Goethe vom 31. März zum 6. Mai 1790 verweilte. Einige waren schon vordem, einige andere wurden nach der Rückkehr, zum Teil auf der Reise nach Schlesien (Juli bis Oktober 1790), geschrieben. Man darf viele der Venetianischen Epigramme als ein Vorplänklergefecht zu den Xenien ansehen: mehr als irgend eine frühere Gruppe seiner Gedichte weisen sie kritischen Unmut über mancherlei Gebrechen des politischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens auf. Einmal spukt schon sein Feldzug für die neue Farbenlehre und gegen Newton vor. Die schönsten dieser Epigramme gelten Christianen und der Sehnsucht nach ihr aus italischen Landen. ‚Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ‘, seufzt der Wanderer, der diesmal nicht freiwillig, sondern im Dienste der Herzogin Amalia über die Alpen gezogen war. Ernüchtert, enttäuscht hat ihn das einst so heiß ersehnte Land; doch was tut's, er ist trotz Staub und Schmutz und Prellerei ‚ganz wie Rinaldo beglückt‘, dünkt sich wie er in Armidas Feengarten, denn:

Es ist mein Körper auf Reisen,
Und es ruhet mein Geist stets der Geliebten im Schoß.

Nicht wie vor vier Jahren zieht es ihn weiter nach Süden:

Keine Sehnsucht fühlte mein Herz; es wendete rückwärts
Nach dem Schnee des Gebirgs bald sich der schmachtende Blick.
Südwärts liegen der Schätze wieviel! Doch einer im Norden
Zieht, ein großer Magnet, unwiderstehlich zurück.

In Venedig berechnet er die Summe seines Liebelebens und bekennt:

Oftmals hab' ich geirrt und habe mich wieder gefunden,
Aber glücklicher nie; nun ist dies Mädchen mein Glück!
Ist auch dieses ein Irrtum, so schont mich, ihr klügeren Götter,
Und benehmt mir ihn erst drüben am kalten Gestad'!

In den Venetianischen Epigrammen überraschte er Karl August durch das Loblied: ‚Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine —‘, ein Dankgedicht, das jeder Leser als wohlverdient empfand. Den Ausfall gegen die deutsche Sprache im 29. Epigramm, wo Goethe sie ‚schlechtesten Stoff‘ nennt, konnte nur ein so humorloser Mensch wie Klopstock wörtlich nehmen und durch ein geistloses Epigramm erwidern. Goethe hat wiederholt im Vergleich mit der so bequemen italienischen Dichtersprache die reimärmere deutsche gescholten, und er allein durfte das.

Zum erstenmal auch zeigt sich uns Goethe in den Epigrammen als scharf urteilenden, meist verurteilenden Politiker. Die französische Revolution war ausgebrochen, ihre ärgsten Greueltaten waren noch nicht verübt; doch sah Goethe, der Menschenkenner, voraus, was das Ende der Demagogenherrschaft sein müßte. Aus dieser ‚Antizipation‘ des dichterischen Politikers entstanden die Epigramme gegen die Freiheitsapostel, deren jeder am Ende nur Willkür für sich suche (50); gegen die politischen Schwärmer, die nach dem dreißigsten Jahr Schelme werden (52); gegen die Tyrannei der Menge (53) usw. — Den deutschen Höfen, die sich vor dem Einfluß des französischen Freiheitphrasentums auf ihre Untertanen fürchteten, rief Goethe treffend zu:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

Die politischen unter den Venetianischen Epigrammen dichtete Goethe im 41. Lebensjahr; die darin bekundeten Ansichten hat er bis an sein Ende festgehalten.

Das Kophtische Lied (‚Lasset Gelehrte sich zanken und streiten‘), mit den Kehrversen ‚Kinder der Klugheit, o habet die Narren Eben zum Narren auch, wie sich's gehört‘, entstand

schon 1787 in Italien und war für den ‚Großkophta‘ bestimmt, der ursprünglich als Oper gedacht wurde. Seinen jetzigen Wortlaut erhielt das Gedicht erst in Weimar. Ähnliches gilt von dem berühmten Spruchlied Ein Anderes (‚Geh! gehorche meinen Winken‘) mit dem allbekannten Schlusse:

Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Ambos oder Hammer sein.

Auf der Reise in Schlesien entstanden ein paar Distichen andern Inhalts. Der ersten Bekanntschaft mit einer Übersetzung (durch Georg Forster) des indischen Dramas Sakuntala von Kalidasa widmete Goethe 1791 die überschwänglich begeisterten Verse: ‚Willst du die Blüten des frühen, die Früchte des späteren Jahres‘ usw.

Aus dem November 1792 stammt das an Vorgänge aus der Jugendzeit anknüpfende kritische Gedicht Künstlers Fug und Recht (vgl. S. 125), in der gleichen bequemen Knittelversform wie die früheren. Goethe wendet sich darin gegen die Unzufriedenen, die an seinen wenig bedeutenden politischen Dramen keine Freude hatten und dem Künstler rieten:

Er sollte sich nicht lassen verführen
Und nun auch Bänk' und Tische beschmieren.
Er sollte bei seinen Tafeln bleiben
Und hübsch mit seinem Pinsel schreiben.

Der Dichter der Iphigenie, des Faust und des Tasso durfte verehrungsvollen Kritikern wohl entgegnen:

Eure gute Meinung beschämet mich.
Es freut mich mehr nichts auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt.
Da aber aus eigenem Beruf
Gott der Herr allerlei Tier' erschuf,
Daß auch sogar das wüste Schwein,
Kröten und Schlangen vom Herren sein,
Und er auch manches nur ebauchiert,
Und gerade nicht alles ausgeführt, —
So hab' ich als ein armer Knecht — —
Von Jugend auf allerlei Lust gespürt
Und mich in allerlei exerziert. —
Nun dächt' ich, nach vielem Rennen und Laufen
Dürft einer auch einmal verschnaufen,
Ohne daß jeder gleich, der wohl ihm wollt',
Ihn 'nen faulen Bengel heißen sollt'.

Was ihm seine Verehrer hätten antworten können, soll seines Ortes gesagt werden.

Drittes Kapitel.

Tasso.

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt
Gab mir ein Gott zu sagen was ich leide.

Die ersten Jahre beglückten Manneslebens an Christianens Seite wurden für Goethe wahre Schöpferjahre. In rascher Folge entstanden die Römischen Elegien und die Venetianischen Epigramme; die ersten kühnen Schritte in die Bereiche der wissenschaftlichen Naturforschung wurden mit Folge getan, die Farbenlehre entworfen, das Gedicht ‚Die Metamorphose der Pflanze‘ ersonnen und vollendet. Die Freude am Theater steigerte sich bis zu dem Entschlusse, dessen Leitung in die eigene Hand zu nehmen; und wie vieles andere, zum größten Teil Bleibende, verdankte seine Entstehung dem durch Christiane geweckten und gesicherten innern Behagen. Was er weder in den mehr als sechs Jahren von 1780 bis 1786 noch in den zwei italischen Jahren hatte vollbringen können, das gelang ihm schon im ersten Jahr nach der Rückkehr: die Umarbeitung und Vollendung des Tasso. Mit welchen Gefühlen liest man angesichts dieses neuen Liebe- und Kunstfrühlings Goethes in den Briefen der Stein die neidvolle Schmähung Christianens: ‚Sie hat ihn ganz abpoetisiert‘!

Wie für Götz und Iphigenie hat es für den **Tasso** eine lange stille Vorkeimzeit gegeben.

Es war einer der Stoffe, die er seit früher Jugend im Herzen getragen und aus mancherlei Lebensquellen mit seinem Blute genährt hatte. Eine deutsche Übersetzung von Torquato Tassos Heldengedicht ‚Das Befreite Jerusalem‘ hatte der Knabe unter des Vaters Büchern gefunden und gelesen; noch im Elternhause las er die italienische Dichtung selbst. Mit der Lebensgeschichte Tassos war er früh bekannt geworden. Ein leidenschaftlicher italienischer Dichter, der an der rauhen Wirklichkeit zerschellt: gab es einen verlockenderen Gegenstand für den jungen deutschen Poeten, dessen künstlerische Zukunft sich nur im Kampfe mit den Wirklichkeiten des engen Lebens erfüllen konnte?

Doch diese dramatischen Antriebe waren zu allgemein, die Gegensätze zwischen Dichter und Welt nicht nachfühlbar genug zugespitzt, — so schlummerte denn dieser fruchtbare Keim, wie der zum Götz aus der Knabenzeit bis in das Jungmannsalter geschlummert hatte. Da führt die große Schicksalswende den schon berühmten Dichter an einen kleinen, kunstliebenden Hof. Einen edlen Fürsten, schöne, dichtungsfreundliche Fürstinnen, neidisch feindliche Hofleute und Staatsmänner sieht er sich gegenüber. Die Gefahren des Lebens an einem Hofe für einen nicht zum Höfling geborenen Dichter bekommt er vom ersten Tage seines Eintritts in diesen Kreis zu spüren, — und die Ähnlichkeit des Schicksals Tassos mit dem seinigen, eine Möglichkeit, die jeder Tag verwirklichen konnte, wird wie ein warnendes Wetterleuchten durch Goethes Seele geflammt sein. Verehrung bis zur Anbetung für die Herzogin Luise hatte er schon von Darmstadt her mitgebracht, und seine Briefe aus den ersten Weimarer Jahren beweisen das Vertiefen dieses für eine so leidenschaftliche Natur wie Goethe nicht über jede Gefahr erhabenen Gefühls. Ein Augenblick des Lockerns der Zügel immerwacher Selbstbeherrschung, ja nur das einmalige Überstraucheln der kaum merklichen Grenze zwischen erlaubtem oder doch geduldetem Geniewesen und unverrückbarer Hofsitte, — und der bürgerliche Gast dieses Herzogshofes war verloren. Hatte doch Goethe an einem ihm nahestehenden Dichter das ihn erschreckende Beispiel erlebt, welche Folgen die Achtlosigkeit gegen die ungeschriebenen Gesetze höfischen Lebens nach sich zögen: an dem Straßburger Jugendgenossen L e n z, der sich durch einen Verstoß gegen die Hofsitte, wohl gar durch ein leidenschaftliches Aufflackern gegen ein weibliches Mitglied des Hofes selbst aus Weimar verbannt hatte. Nicht bloß aus Mitleid mit Lenz, mehr noch unter der Phantasiewirkung auf seine eigene Lage hatte damals Goethe an die Stein geschrieben: ‚Die ganze Sache reißt so an meinem Innersten, daß ich erst dadran wieder sehe, daß es tüchtig ist und was aushalten kann.‘

Die Gefahr für einen bürgerlichen Eindringling in die festumfriedete Sonderwelt eines der Großen dieser Erde lag nicht im Zusammenstoß mit irgend einem der sich im ererbten Besitz wähnenden Hofbeamten von der Art des Antonio; sie lag, zumal für einen sich auch Fürsten gleichdünkenden Dichter, viel höher hinauf. Treffend hat schon Richard Wagner erkannt: ‚Für den sehr tief Blickenden gibt es hier eigentlich nur einen Gegensatz, den zwischen Tasso und der Prinzessin. — Der Konflikt zwischen Tasso und Antonio interessiert den Tieferen weniger.‘

Unter den papierenen Quellen zum Tasso ist die wichtigste die 1785 erschienene wissenschaftliche Lebensgeschichte Tassos von dem Italiener S e r a s s i, ein dicker Quartband, den Goethe zu Rom im März 1788 achtsam las und an den er sich für manche wichtige Einzelheit eng anlehnte. Serassis Widersprüche gegen ältere Werke über Tasso, an die sich Goethe für seine Prosaform gehalten, zwangen zu einer gründlichen Umarbeitung. Indessen da, wo er zu wählen hatte zwischen der unpoetischen geschichtlichen Wahrheit Serassis und den ungeschichtlichen, aber dichterisch verwertbaren Anekdötchen älterer Darsteller, Mansos und Muratoris, entschied sich der Dichter meist für die Anekdote gegen die Wissenschaft. Bei den Charakteren des Herzogs, Antonios und der Sanvitale hielt er sich wesentlich an Serassi. Dieser nennt Antonio einen Störenfried und Neidling (‚torbido ed invidioso‘) und berichtet, er sei gegen Tasso ‚anfangs sehr freundlich gewesen; dann aber, sei es wegen der Gunst, die jener bei Hofe genoß, oder mehr noch wegen des strahlenden Ruhmes, den er sich erwarb, wurde auch er (gleich seinem Vorgänger Pigna) feindselig‘.

Von Serassi entnahm Goethe den Zug, daß Antonio selbst gern Dichter gewesen wäre, aber nichts geleistet hatte. Das Zurückweisen des Kranzes, wenngleich bei andrer Gelegenheit,

das mitleidvolle Verhalten Antonios nach Tassos Zusammenbruch, das Degenziehen — gegen einen von Tasso verdächtigten Diener —, das Aufbrechen der Türen und Schriftenkästen in Tassos Zimmern: all dies fand Goethe bei Serassi, der zu dem letzten Punkte bemerkt, es habe sich aus boshaftem Hofneid eine wahre Verschwörung gegen Tasso gebildet, an deren Spitze Antonio gestanden habe. Entgegen Serassis Widerlegung blieb Goethe bei dem ungeschichtlichen Kuß im 5. Akt.

Die Sanvitale ist bei Serassi die stets wohlgesinnte Freundin Tassos, was zur Beurteilung ihres Charakters bei Goethe zu beachten ist.

Unterm 30. März 1780 vermerkt Goethes Tagebuch: ‚Gute Erfindung. Tasso‘ (auf dem Wege nach Tiefurt), was nicht beweist, daß ihm just an jenem Tage der erste Schöpfergedanke aufgestiegen ist; es mag sich um ein förderndes Weitererfinden gehandelt haben. Der Stoff beginnt zu gären, doch erst im Oktober kommt der Beamte und Hofmann dazu, einen Akt niederzuschreiben. Gleich darauf beginnt er den zweiten, bringt ihn jedoch inmitten der Lebensverzettelung in Weimar erst im November 1781 fertig. Beide Akte, künstlerisch unvollendet, weil in vorläufiger Prosa, bleiben bis zur Reise nach Italien liegen: so wenig wie für den Abschluß des Egmont oder die höhere Kunstform der Iphigenie wirkt die angeblich so innige Teilnahme der Stein an Goethes Dichterplänen spornend aufs Fortführen und Vollenden des Tasso. Wir lesen Goethes verzückte Schwärmerei über Charlottens gewähnten Einfluß auf das neue Stück, einmal von ihrem „gütigen Zureden“; wir lesen aber in keiner Zeile seiner Briefe ein Wort des verstehenden Wiederklanges in ihrer Seele, der Anfeuerung durch ‚ein einziges bedeutendes Wort‘, wie es Goethe von Andern zu schätzen wußte. Alle Tasso-Briefe Goethes an die Stein von 1780 und 1781 sind bloße Selbstgespräche.

Kurz vor dem Verlassen Roms wurde der Tasso wieder vorgenommen: ‚Wie der Reiz, der mich zu diesem Gegenstande führte, aus dem Innersten meiner Natur entstand, so schließt sich auch jetzt die Arbeit, die ich unternehme, um es zu endigen, ganz sonderbar ans Ende meiner italienischen Laufbahn‘ (28. 3. 1788 an Karl August). Am Schlusse der ‚Italienischen Reise‘ heißt es: ‚Ich ermannte mich zu einer freieren poetischen Tätigkeit; der Gedanke an Tasso ward angeknüpft, und ich bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, die mir in diesem Augenblick zunächst lagen.‘ Wie er beim Scheiden von Rom an den verbannten Ovid gedacht (S. 272), so fühlte er mehr als je den Trennungschmerz Tassos nach dem Ausbruch der Leidenschaft, die ihn für immer aus der Nähe der angebeteten Prinzessin vertrieb. ‚Der schmerzliche Zug einer leidenschaftlichen Seele‘, heißt es in der Italienischen Reise weiter, ‚die unwiderstehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird, geht durch das ganze Stück.‘ Auf der Rückreise von Rom, ‚in den Lust- und Prachtgärten‘ von Florenz, im Boboli-Garten, dichtete Goethe die letzten Auftritte des Stückes vorweg, griff den vierten Akt im November 1788 in Weimar an, schritt rückwärts zum dritten Akt und vollendete das Werk im Juli 1789. Im Frühling 1790 erschien Tasso als sechster Band der Göschenschen Gesamtausgabe von Goethes Werken. Die Handschrift des Prosa-Tasso wurde vernichtet.

Über die ‚Idee‘ des Dramas hat sich Goethe mit dem gewohnten Widerwillen gegen das Aufstöbern der Ideen in seinen Werken zu Eckermann ausgesprochen (6. 5. 1827):

> Idee? Daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenschaften zusammenwarf, entstand mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältnisse waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darstellung sagen: sie ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch.

Zu Karoline Herder bezeichnete er den Urgrund des Tasso als ‚die Disproportion des Talents mit dem Leben‘, und hierüber hinaus dringt keine wortreichere Erklärung des Inhaltes. Tasso ist die Tragödie des Dichters, noch allgemeiner des ideal fühlenden Phantasiemenschen und Künstlers im Zusammenstoß mit der phantasiearmen feindlichen Welt. Den Kampf, in dem Tasso, der Nur-Dichter, unterliegt, hatte Goethe geführt und siegreich bestanden, weil seine mächtige Dichterphantasie in den ehernen Zügeln der Weltklugheit

hinschritt, weil seine Seherschaft ihn alle möglichen Handlungsfolgen auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit vorausschauen ließ. Im Tasso stellte er die eine der Möglichkeiten dar, die eintreten mußte, wenn die Zügelführung des Phantasiemenschen auf der schmalen Straße zwischen Abgründen ein einzig Mal erschlaffte.

Aus diesem Grundgefüge zweier verschiedener Menschenwelten folgen dessen Verkörperungen durch einzelne Vertreter. Tasso steht im fein abgestuften Gegensatze zu allen vier Mitspielern, auch zu den ihm freundlich, ja liebevoll gesinnten Menschen. Alphonso ist ihm ein wahrhaft gnädiger Herr, aber — er ist der Herr und läßt es ihn im entscheidenden Augenblick fühlen. Leonore Sanvitale will dem Dichter wahrhaft wohl, doch sich selbst noch wohler. Und die Prinzessin, die ihn doch mit einer tiefen Liebe im Herzen trägt, ist in der Schicksalstunde mehr Prinzessin als liebendes Weib und außerstande, den kleinsten Willensaufschwung über ihr Prinzessinnentum hinauf zu versuchen. So steht denn der Dichter am Hofe zu Ferrara, dem Dichterhofe vor allen andern, einsam da, so einsam wie der Dichter überall auf Erden, und diese Einsamkeit ist die Grundstimmung des tiefsten Seelendramas Goethes, wenn wir den Faust als ein ganz einziges Gebilde seiner einzigen Art hier beiseite lassen.

Über Tassos Gegensatz zu Antonio braucht nicht viel gesagt zu werden; Tasso selbst deutet ihn zuerst einseitig an:

Er besitzt,
Ich mag wohl sagen, alles, was mir fehlt.
Doch — haben alle Götter sich versammelt,
Geschenke seiner Wiege darzubringen, —
Die Grazien sind leider ausgeblieben.

Auch die oft angezogenen Verse im Munde der Sanvitale:

Zwei Männer sind's, ich hab es lang' gefühlt,
Die darum Feinde sind, weil die Natur
Nicht einen Mann aus ihnen beiden formte —

dringen nicht in die Abgrundtiefe dieses Gegensatzes. Tasso allein ahnt und fühlt ihn: den Gegensatz zwischen dem aufrechten Mann und dem Höfling, dem edlen und dem weltklugen; noch schärfer: zwischen dem edlen und dem unedlen. Es ist kein Ausbruch krankhafter Wut, sondern nur die schrille Stimme eines seherischen Gefühls, wenn Tasso zu der Sanvitale ausruft (4, 2):

Ich denk' ihn mir als meinen ärgsten Feind. — Ich muß
Von nun an diesen Mann als Gegenstand
Von meinem tiefsten Haß behalten; nichts
Kann mir die Lust entreißen, schlimm und schlimmer
Von ihm zu denken.

Zwischen den Welten Tassos und Antonios gibt es ewig keine Versöhnung, und es soll auch keine geben.

‚Der Tasso ist Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch', lesen wir bei Eckermann; doch braucht's nicht solcher Selbstbekenntnisse Goethes, um sein Drama vom Kampf eines Dichters mit der Welt, gar mit der Welt eines Hofes, als ein Erlebnisgedicht anzusehen. Mehr fast noch als Werther ist Tasso von Goethes äußerm und innerm Leben durchtränkt, wenn man gleich nicht jeden Auftritt, jeden Vers auf persönliche Bestandteile untersuchen darf. Goethe schaltet wie immer in seinen Erlebniswerken künstlerisch frei mit dem Stoff; er läßt ihn unverändert, mischt ihn nach höheren Zwecken, verschleiert ihn halb, wandelt ihn bis zur Unkenntlichkeit, — kurz, er schafft ein in sich ruhendes Kunstwerk, nicht ein Schlüsseldrama.

Der gelehrte Goethe-Forscher mag den Reiz seines beruflichen Sondergenusses an Dichtungen durch die Kenntnis jeder erforschbaren persönlichen Beziehung im Tasso erhöhen; wäre diese Kenntnis zum vollen Verständnis und Genuß dem gebildeten Leser unentbehrlich, so wäre dies der Todeskeim für die Dauer des vollendetsten Künstlerwerkes Goethes. In Wahrheit braucht man nicht einmal zu wissen, daß der Dichter des Tasso selber an einem Hofe gelebt hat, um die ganze Empfindungstiefe des Dramas auszuschöpfen, jeden feinen reinmenschlichen oder künstlerischen Zug voll zu würdigen. Darum unterbleibt hier der Nachweis der vielen Stellen, wo Weimar und Ferrara ineinander spielen, gleichwie das schulmäßige Nacherzählen der Begebenheiten unterbleibt. Der Leser kennt Goethes Tasso und wird ihn, nicht bloß zum Verständnis des Folgenden, noch einmal und öfter lesen. Nur einige

nicht obenauf liegende, für Goethes Innenleben beim Abschlusse des Tasso wichtige Stellen seien herausgehoben.

Erst nach der Ernüchterung vom Dichterrausche für die Stein wurden die Verse im ersten Auftritt des ersten Aktes geschrieben, die Leonore zur Prinzessin spricht:

Uns liebt er nicht, — verzeih, daß ich es sage! —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder, den wir führen,
Und sein Gefühl teilt er uns mit; wir scheinen
Den Mann zu lieben, und wir lieben nur
Mit ihm das Höchste, was wir lieben können!

Dagegen klingen Tassos Worte in dem leidenschaftlichen Auftritt mit der Prinzessin (5, 4), die in den letzten italienischen Wochen entstanden, wie eine Umschreibung der Prosa des Briefes Goethes an die Stein vom 21. 2. 1787 (vgl. S. 223):

Ja, es ist das Gefühl, das mich allein
Auf dieser Erde glücklich machen kann,
Das mich allein so elend werden ließ,
Wenn ich ihm widerstand und aus dem Herzen
Es bannen wollte. Diese Leidenschaft
Gedacht' ich zu bekämpfen, stritt und stritt
Mit meinem tiefsten Sein, zerstörte frech
Mein eignes Selbst, dem du so ganz gehörst.

Die mancherlei Huldigungen für Karl August findet der Leser selbst, und ein Goethe durfte das edelstolze Prophetenwort wagen:

Und es ist vorteilhaft, den Genius
Bewirten: gibst du ihm ein Gastgeschenk,
So läßt er dir ein schöneres zurück.
Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.

Der sich beim jedesmaligen Lesen erneuende und steigernde Kunstgenuß am Tasso fließt weit mehr aus der Freude an der Lebensfülle und -Wahrheit der Gestalten als aus der Handlung. In keinem zweiten dichterischen Werke hat Goethe diese Feinheit der Menschenzeichnung erreicht. So tief und eigen gefühlt sind die fünf auf und gegeneinander wirkenden Menschen, daß bis zur Stunde ihre Charakterbilder im Urteil der Leser schwanken. Von dem Helden heißt es bei Goethe: „Ich hatte in meinen Tasso des Herzblutes vielleicht mehr als billig ist transfundiert.' Tasso wird von den Meisten vorwiegend als ein zügelloser Phantasiemensch aufgefaßt, bei dem die Leidenschaft alle Klarheit und Ruhe überflute. Leidenschaft in den Zügeln durchdringenden Verstandes: so war Goethe bis weit über seines Lebens Mitte hinaus, — so ist der Held seines Dramas! Was Antonio über Tasso Gegenteiliges sagt, ist die absichtsvolle Einseitigkeit des Feindes. Mit wie vornehmer Mischung aus Selbstbewußtsein und Bescheidenheit des wahren Meisters überreicht Tasso dem Herzog sein Werk, von dem er weiß, ‚noch bleibt es unvollendet, wenn es auch gleich geendigt scheinen möchte':

Allein, war ich besorgt, es unvollkommen
Dir hinzugeben, so bezwingt mich nun
Die neue Sorge: möcht' ich doch nicht gern
Zu ängstlich, möcht' ich nicht undankbar scheinen.
Und wie der Mensch nur sagen kann: ‚Hie bin ich!'
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun,
So kann ich auch nur sagen: ‚Nimm es hin!'

Wir hören Goethe selbst reden, ja es lassen sich gleichgestimmte Briefstellen nennen. Er spricht auch aus Tassos Worten:

Euch zu gefallen, war mein höchster Wunsch,
Euch zu ergötzen, war mein letzter Zweck.
Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.
Hier ist mein Vaterland, hier ist der Kreis,
In dem sich meine Seele gern verweilt —

und wir können diese Verse geradezu als den Ausdruck einer der wesentlichen Seiten seiner Weimarischen Gefühlswelt ansehen.

Man erinnere sich der so natürlichen Dichterfreude Goethes nach den Erfolgen des Götz, des Werther und der von ihr untrennbaren Ehrfurcht vor den höchsten Kunstzielen, um Tassos Zurückschrecken vor dem Lorbeerkranze (1, 3) als aus Goethes Herzblut geflossen zu empfinden:

O laß mich zögern! Seh' ich doch nicht ein,
Wie ich nach dieser Stunde leben soll.

Und ist ein wilder Knabe, für den Antonio diesen Dichter ausgeben will, jener der feinsten Sitte kundige, eben gekrönte, scheu zurückhaltende Mann, der sich beim ersten Auftreten Antonios (1, 4) in den Hintergrund stellt und erst spät ruhig die sachliche Frage tut, ob der so hochgerühmte Papst die Wissenschaft, die Kunst beschütze? Mit wie straffer Gewalt bezwingt sich Tasso beim Zusammenprall mit dem ihn von der ersten Erwiderung an geflissentlich aufreizenden Antonio! Ein des Selbstzügelns unfähiger Mann würde viel früher gegen den

giftigen Aufstacheler losgebrochen sein oder ihm verächtlich den Rücken gewandt haben. Er zieht den Degen erst nach Beleidigungen, die jedes Ehrengericht bestrafen würde. Schnell faßt sich Tasso beim Eintritt des Herzogs:

Ich bete dich als eine Gottheit an, Daß du mit einem Blick mich bändigest.

Und wie gehalten zeigt sich Tasso als Zimmergefangener (4, 1)! Wem solch Unheil nach der Stunde höchsten Glückes widerfahren, wer so aus allen Himmeln gestürzt ist, dem sehen wir ein Übermaß des Schmerzes nach:

Es geht die Sonne mir der schönsten Gunst
Auf einmal unter; seinen holden Blick
Entziehet mir der Fürst und läßt mich hier
Auf düstrem, schmalem Pfad verloren stehn.

Mit Fug empfindet Tasso selbst die leichteste Strafe vom idealen Sittlichkeitstandpunkt als ein Unrecht: das höhere Recht beim Zusammenstoß mit Antonio war auf seiner Seite. Richard Wagner schon fragte: ‚Wer hat hier recht, wer unrecht? — Endlich gewinnt doch unser Herz, wer am meisten leidet, und eine Stimme sagt uns auch, daß er (Tasso) am tiefsten blickt.‘

Sogar Tassos Selbstgespräch am Schlusse des vierten Aktes mit den vorwurfsvollen Zweifeln an der Prinzessin ist nicht Wahnsinn, ist nur das berechtigte Gefühl, sie, die ihn liebt, müsse den Mut ihrer Liebe haben:

Auch Sie! Auch Sie! Entschuldige Sie ganz,
Allein verbirg dir's nicht: auch Sie! auch Sie —
Nun sind erst meine Feinde stark, nun bin ich
Auf ewig einer jeden Kraft beraubt.
Wie soll ich streiten, wenn Sie gegenüber
Im Heere steht? Wie soll ich duldend harren,
Wenn Sie die Hand mir nicht von ferne reicht?
Wenn nicht Ihr Blick dem Flehenden begegnet?
Und eh' nun die Verzweiflung deine Sinnen
Mit ehrnen Klauen auseinander reißt,
Ja, klage nur das bittre Schicksal an,
Und wiederhole nur: auch Sie! auch Sie!

Es ist sehr billige Weisheit, dem Unglücklichen Besonnenheit und kaltes Blut anzuraten; Tasso ist unfähig, auf solche Mahnungen kaltblütiger Ratgeber zu hören. Und wenn er zuletzt im Überschwang der Seligkeit, nach dem scheuen Eingeständnis der Prinzessin:

Ich muß dich lassen, und verlassen kann
Mein Herz dich nicht —

sich einen Augenblick vergißt und die liebende Geliebte ans Herz drückt, — werden wir ihn darum für wahnsinnig oder für verworfen halten? Ist nach allem Vorausgegangenen Tasso allein oder am meisten schuldig? Hat er keinen Anspruch auf ein Wort verzeihenden Abschieds? Wie zart klingt seine nur sich selbst anklagende Verzweiflung:

O daß ich nur noch Abschied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu sagen: O verzeiht!
Nur noch zu hören: Geh, dir ist verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abschied nehmen,
Nur Abschied nehmen!

Goethe fand das Urteil des Franzosen Ampère, Tasso sei ein gesteigerter Werther, sehr treffend, und bei richtigem Verständnis des Wortes ‚gesteigert‘, nämlich ins wahrhaft Tragische, werden wir Ampère zustimmen. Tasso steht so hoch über Werther, wie der sich beherrschende Mensch voll Leidenschaft über dem Willenlosen. Der Zusammenbruch Werthers wirkt nicht mit voller Tragik, denn da vernichtet ein schon Schwerkranker sich selbst; Tasso geht unter beim Scheitern seines edelsten Wollens an den Klippen einer minder edlen Welt.

Alphonsos Wesen bedarf keiner langen Erklärung. Er ist hochherzig, mild, vornehm klug, wahrhaft fürstlich; doch er bleibt der Fürst, der bis zu den äußersten Grenzen edlen Fürstensinnes, nicht darüber hinaus zu den Gipfeln höchster reiner Menschlichkeit emporzusteigen vermag.

Die Prinzessin ist die zarteste Menschenblume, die Goethe je erschaffen, und nie waren seine Pinselzüge ätherischer als in den Versen, in denen sie der Sanvitale ihre sich selbst verhehlte Liebe für Tasso gesteht, nein aushaucht (3, 2):

Er scheide nur! Allein ich fühle schon
Den langen, ausgedehnten Schmerz der Tage, wenn
Ich nun entbehren soll, was mich erfreute.
Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr sein schön verklärtes Traumbild auf;
Die Hoffnung, ihn zu sehen, füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in unsre Gärten
Sucht ihn vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch,
Mit ihm zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen,
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reinern Harmonien auf.
Welch eine Dämm'rung fällt nun vor mir ein!

Nach einer kurzen Zwischenrede Leonorens fallen die rührend deutlichen Worte:

Ihn mußt' ich ehren; darum liebt' ich ihn:
Ich mußt ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.
Erst sagt ich mir: Entferne dich von ihm!
Ich wich und wich, und kam nur immer näher,
So lieblich angelockt, so hart bestraft!

Das Vorbild für solche zarte Holdseligkeit bot nach der Rückkehr aus Italien ganz gewiß nicht mehr Charlotte von Stein.

Leonore Sanvitale leidet unter dem Schlagwort ‚kleine Schlange', das Tasso für sie in der augenblicklichen Erregung prägt (4, 3). Wohl menschelt's bei ihr ein wenig, ihr fehlt ein Letztes an selbstloser Güte; sie ist wirklich etwas berechnend auch da, wo sie dem Andern wohltun will, und Tassos Wort von der Absicht, die verstimmt, trifft nicht ganz an ihr vorbei. Doch nicht ohne guten Bedacht legt Goethe gerade ihr, der mit Bewußtsein Kunstverständigen, die herrliche Lobpreisung des Dichters auf die Lippen (1, 1):

Sein Auge weilt auf dieser Erde kaum;
Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.
Oft adelt er, was uns gemein erschien,
Und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.

Antonio ist eine wichtige, nicht die entscheidende Gestalt. Der Untergang Tassos im Zusammenstoße von Welt mit Welt würde auch ohne Antonio eintreten; durch ihn erfolgt nur die dramatisch notwendige Beschleunigung und Zuspitzung. Man kann nicht sagen, daß Goethe klügelnd kaum entwirrbare Rätsel in Antonios Charakter hineingeheimnißt hat. Dieser ist gar nicht so schwer zu begreifen, und wenn er oft mißverstanden wurde, so liegt das wohl zumeist daran, daß er zu einem Lebenskreise gehört, in den die Erfahrungskenntnis der meisten Leser und Erklärer nicht hineinleuchtet. Antonio ist ein hoher Beamter des Fürsten; seine Charakterzüge sind die eines nur durch Machtrausch beglückten, nach Sicherheit und Mehrung der Macht strebenden Beamten, — alle vertieft und verstärkt durch die engste Beziehung zum Fürsten und dessen Hofe. Ein Machtstreber ist Antonio, einer von den unaufhaltsamen, unerbittlichen, undurchdringlichen, deren Weg — wie man heute sagt und wie Goethe lange vor uns wußte —, wenn's sein muß, ‚über Leichen geht'. Wer nie leibhaftige Menschen dieser Art sich hat auswirken sehen, hat kein deutliches Bild von ihnen; kein Wunder, daß Antonio die meisten scharfsichtigen Forscher täuscht, wie er ja seinen Fürsten und die Seinigen zu täuschen versteht.

Antonio ist der einzige Bösewicht großen Stils, den Goethe zu schildern unternahm, und er ist ihm meisterlich gelungen; die kleinen Schurken in der ‚Natürlichen Tochter' sind gegen ihn Nebenwerk. Auf seine Weise, in seinem Kreise ist er so rund und voll wie Jago im Othello. Im strebenden, sich wechselseitig befehdenden höheren Beamtentum, nun gar am Hofe, verliert die Teufelei ihre groben Außenzüge. Unter ‚Stürzen' versteht man dort nicht den gewaltsamen Sturz die Treppe hinunter oder zum Fenster hinaus; da wird nicht mit trinkbaren Giften, sondern mit Worten, Gebärden, ja mit Schweigen vergiftet. Der aber, dem es gilt, ist so sicher ein toter Mann, wie nur einer, der dem Verbrecher Jago im Wege steht. Nie zuvor, nie wieder hat Goethe in einem Menschen-gestaltenden Dichterwerk mit so tiefdringender Berechnung jedes Wort abgewogen, wie in den Reden Antonios.

Daß er hier nach Vorbildern schuf, ist sicher: eine Gestalt wie Antonio entsteht durch keine noch so seherische Antizipation; die will geschaut und erlebt sein, und Goethe hatte ihrer etliche am Weimarischen Hofe gekannt, zumal in den ersten Jahren. Graf Görtz, der allmächtige Minister während der Unmündigkeit Karl Augusts, für einige Züge auch Fritsch, haben ihm Modell stehen müssen; doch sind damit längst nicht alle Quellen seiner Hofmenschenkunde bezeichnet. Wie viel bittere Erinnerungen mögen ihm die Verse eingegeben haben (2, 4):

Hier dieser Mann, berühmt als klug und sittlich,
Hat roh und hämisch, wie ein unerzogner,
Unedler Mensch, sich gegen mich betragen.

Nicht immer war es bloß bei neidischen Briefen wie dem des Herrn von Seckendorf (S. 225) geblieben, und nicht überall konnte der Arm des jungen Fürsten seinen Dichter vor höfischer Überhebung und Kränkung schützen.

Über den Streber lautet das Urteil der Kenner: frech nach unten, kriechend nach oben.

Man prüfe daraufhin die Worte Antonios (1, 4) zu Tasso gleich bei der ersten Begegnung:

Mir war es lang bekannt, daß im Belohnen
Alphons unmäßig ist, und du erfährst,
Was jeder von den Seinen schon erfuhr.

Welch flegelhafter Angriff auf den edel bescheidenen Dichter in Gegenwart des Fürsten! Doch Antonio weiß, daß die Roheit straflos bleiben, ja überhört werden wird, denn — sie enthält ja zugleich eine Schmeichelei für Alphons; keine von den feinsten, aber just fein genug, um ihm wohlzutun, so daß er sie wortlos gelten läßt.

Tasso ist angedonnert und schweigt; die Prinzessin fühlt sich zur Abwehr gedrängt:

Wenn du erst siehst, was er geleistet hat,
So wirst du uns gerecht und mäßig finden.

Antonio führt den herabsetzenden Angriff auf Tassos Dichterwerk fort, ohne es zu kennen, wiederum in der Form einer Schmeichelei für den Hof:

Er ist durch Euch schon seines Ruhms gewiß.
Wer dürfte zweifeln, wo Ihr preisen könnt?

Er sieht Tasso bekränzt und weiß, wieviel dieser Kranz bedeutet. Er sieht Ariostos Büste bekränzt, und sogleich nutzt er diese zweifache Bekränzung zu einer neuen, unter Redeblumen listig verborgenen Herabsetzung des vor ihm stehenden Dichters. Schwungvoll preist er die bunte Fabelwelt Ariostos als das Höchste, was der Dichtkunst gelingen kann, und schließt mit dem feinbefiederten, tödlichspitzen Pfeil:

Wer neben diesen Mann sich wagen darf,
Verdient für seine Kühnheit schon den Kranz —

wiewohl doch nichts in Tassos Worten, nichts in seiner Bekränzung durch die Prinzessin in zufälliger Nähe einer Büste Ariosts auf ein kühnes Überheben Tassos gedeutet werden darf. Wie edel wehrt dieser im zweiten Akt einen solchen Vorwurf ab:

Ariostens Lob
Aus seinem Munde hat mich mehr ergötzt,
Als daß es mich beleidigt hätte. Tröstlich
Ist es für uns, den Mann gerühmt zu wissen,
Der als ein großes Muster vor uns steht.

Antonios Machtstreben duldet keinen Zweiten in der Gunst des Herrn. Tasso genießt diese Gunst, Antonio neidet sie ihm, wie Jago Othellos Gunst dem Cassio neidet, — folglich muß Tasso vernichtet werden. Alphonso hat Einsicht genug, diesen Neid zu erkennen; aber der Neidkampf zweier Günstlinge ist selbst für den edlen Fürsten eine Huldigung: sie kämpfen ja um seine Gunst, und so läßt Alphonso seinen nützlichen Staatsmann gegen den nur zierenden Dichter gewähren.

Antonio, Mann zu Mann, verhehlt nicht einmal sein brennendes Neidgefühl (2, 3):

Wer angelangt am Ziel ist, wird gekrönt,
Und oft entbehrt ein Würd'ger eine Krone.

Ihm hat die Prinzessin keinen Kranz aufs Haupt gedrückt, obwohl ihm doch nach seiner Meinung große Taten gelungen sind. Übertreibende Wichtigtuerei gehört mit zum Streber; seine gewaltige Tat ist eine Grenzberichtigung mit dem Papst, sie setzt er mit dem Dünkel des Banausen einem großen Dichterwerk entgegen (2, 3):

Doch gibt es leichte Kränze, Kränze gibt es
Von sehr verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen.

Man lese den Brief des Ministers Fritsch, der sonst kein Antonio war, gegen die Berufung des ‚Dr. Goethe' (S. 204), um zu fühlen, aus welcherlei Erlebnissen heraus der große Streitauftritt im Tasso entstand. Der Auffassung vom Dichter als einem glücklichen Spaziergänger ist Goethe unter Hofgesinde und Beamtenschaft sicher gar oft begegnet.

Antonio ist ein Schurke, ein mit feineren Mitteln als Jago arbeitender, aber ein Schurke; der Beiden Ziel ist das gleiche: einen Menschen zu verderben. Weil Antonio kein überlautes Wort spricht, den Degen in der Scheide läßt, seine wahre Absicht dem Mächtigen verbirgt, sie dem Ohnmächtigen je nachdem enthüllt oder verschleiert, hat man ihn vielfach für einen ganz ehrenwerten Mann, höchstens mit einigen unerfreulichen Nebenzügen, gehalten. Bei Hofe sagt man nicht so laute Worte wie Schurke, da vollzieht sich die abgefeimteste Schurkerei in wohlgesetzten Reden, und fällt das Opfer, so hat der Schurke es nach den feinsten Regeln höfischer Sitte zu Falle gebracht. Kann man den dritten Auftritt des zweiten Aktes aufmerksam lesen, ohne hinter jedem Wort Antonios dessen Absicht lauern zu sehen, Tasso aus dem Wege zu räumen? Jeder Vers ein Nadelstich, jeder Satz ein Pfeilwiderhaken. Er will Tasso reizen, und es gelingt ihm trotz dessen bewundernswerter Selbstbeherrschung. Ohne

Antonio schmeicheln zu wollen, kommt ihm Tasso voll Anerkennung, ja Klugheit weit entgegen:

Ich weiß, daß du das Gute willst und schaffst.
Dein eigen Schicksal läßt dich unbesorgt;
An andre denkst du, andern stehst du bei,
Und auf des Lebens leichtbewegter Woge
Bleibt dir ein stetes Herz.

Tasso erbittet sich Antonios Freundschaft nicht ins Leere hinein; er, der weltfremde, unterwirft sich dem Rate des weiseren Mannes:

O nimm mich, edler Mann, an deine Brust
Und weihe mich, den Raschen, Unerfahrnen,
Zum mäßigen Gebrauch des Lebens ein.

Selbst hieraus preßt Antonio den neidvollen Vorwurf:

Du bist gewöhnt, zu siegen, überall
Die Wege breit, die Pforten weit zu finden.

Dann folgt die bekrittelnde Gehässigkeit gegen Tassos Dichtergabe, die hohnvolle Verachtung, die hinterlistige Aufstachelung, bis Tasso den Degen zieht, und das Unheil seinen Lauf nimmt. Mit voller Wahrheit schildert der Dichter dem hinzukommenden Fürsten den Vorgang:

Zutraulich naht' ich ihm, er stieß mich weg;
Beharrlich liebend drang ich mich zu ihm,
Und bitter, immer bittrer ruht' er nicht,
Bis er den reinsten Tropfen Bluts in mir
Zu Galle wandelte — dieser
Hat alle Schuld, wenn ich mich schuldig machte.
Er hat die Glut gewaltsam angefacht,
Die mich ergriff und mich und ihn verletzte.

Schärfer und immer noch wahr in der späteren Rede: ‚Allein, wie tückisch seine Zunge‘ usw.

Der ganze Auftritt zwischen Alphons, Tasso, Antonio (2, 4) erinnert, Goethen sicher unbewußt, im Kern wunderbar an den im Othello (2, 3), wo Jago den verhaßten Cassio, der Wirkung sicher, zur Trunkenheit aufstachelt, bis Othello erscheint und Cassio bestraft.

Am unzweideutigsten, wenigstens für den Leser, der in des Dichters Geheimnis ist, nicht für den Fürsten, enthüllt sich Antonios heuchlerische Niedrigkeit in dem auf den Streit folgenden Auftritt. Er weiß, wie furchtbar er Tasso gereizt hat, weiß, daß er ihn reizen wollte, also selbst ruhig bleiben mußte, und hetzt nun Alphonso auf:

Du findest mich, o Fürst, gelassen stehn
Vor einem, den die Wut ergriffen hat.

Auf den Grund des Zwistes geht er garnicht ein, sondern flüchtet sich hinter die Hofsitte, den Bruch des Burgfriedens. Er spielt den Edelherzigen: ‚Ich kann mit ihm nicht rechten, kann ihn weder verklagen, noch mich selbst verteidigen‘; verweigert ihm sogar die ritterliche Genugtuung, aus einem Grunde, der zur tückischen Angeberei wird:

Denn wie er steht, ist er kein freier Mann.
Es waltet über ihm ein schwer Gesetz,
Das deine Gnade höchstens lindern wird.
Er hat mir hier gedroht, hat mich gefordert;
Vor dir verbarg er kaum das nackte Schwert.

Da es scheint, Alphons möchte Tasso verzeihen, bauscht Antonio den Verstoß gegen den Hofbrauch zu einem todwürdigen Verbrechen auf:

Ob du auch so, mein Fürst,
Ob alle deine Diener diese Tat
So unbedeutend halten, zweifl' ich fast. —
Deine Väter haben — diese Ruhe
Mit schweren Strafen ernst und klug erhalten;
Verbannung, Kerker, Tod ergriff den Schuldigen,
Da war kein Ansehn der Person, es hielt
Die Milde nicht den Arm des Rechts zurück.

Alphons verhängt über Tasso nur Zimmerhaft, und unverschämt, aufreizend, doch wieder mit einem schmeichelnden Blick nach oben, spricht Antonio die gleisnerischen Worte: ‚Erkennest du des Vaters Milde nicht?‘ Erst Tassos hoheitvolle Abfertigung: ‚Mit dir hab ich vorerst nichts mehr zu reden‘ schließt jenem für den Rest des Auftrittes den Mund. Tasso zieht sich zurück, Alphons ist zu völligem Verzeihen geneigt (‚Er ist gestraft, ich fürchte, nur zu viel‘), — da stellt ihm Antonio die Wahl: wolle er gelind mit Tasso verfahren, so möge er das Schwert zwischen den Streitenden entscheiden lassen; er weiß, daß Alphons einen Zweikampf nicht zulassen, also Tassos Haft aufrechthalten wird.

Selbst da, wo sich Antonio scheinbar offenherzig gehen läßt, zur Sanvitale, heuchelt und schmeichelt er: es gebe einen Schatz, den man mit dem Hochverdienten niemals teilen werde, — die Gunst der Frauen. Er greift im Notfall zur blanken Lüge:

Kannst du es leugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sei, zu schmähn, zu lästern wagt?

Bis dahin hat Tasso selbst in der größten Erregung kein unziemliches Wort gegen Fürst und Fürstin gesprochen.

Antonio wägt sorgsam ab: immer genau so viel Wahrheit, wie nötig ist, den Mächtigen oder Einflußreichen zu gewinnen; so viel Unwahrhaftigkeit, um seinen unerschütterlich festgehaltenen Zweck zu erreichen. Zur Sanvitale (3, 4):

Ich will
Den Fehler nicht auf meine Schultern laden;
Es könnte scheinen, daß ich ihn vertreibe,
Und ich vertreib' ihn nicht. Um meinetwillen
Kann er an unserm Hofe ruhig bleiben;
Und wenn er sich mit mir versöhnen will,
Und wenn er meinen Rat befolgen kann,
So werden wir ganz leidlich leben können.

Wenn, wenn, — und doch weiß er ganz genau, daß es beim Wenn bleiben wird, daß es dabei bleiben soll. Die kluge Sanvitale durchschaut ihn:

So ohne Leidenschaft, so unparteiisch
Glaubt' ich dich nicht. Du hast dich schnell bekehrt.

Die Scharfblickende hatte ihn vom ersten Eintreten richtig gesehen:

Eine Wolke stand,
Schon als er zu uns trat, um seine Stirn.

Zweifelhaft könnte Antonios Verhalten zu Tasso im vierten Auftritt des vierten Aktes sein. Mit scheinbar trefflichen Gründen, mit scheinbar herzlicher Aufrichtigkeit widerrät er dem noch immer gefürchteten Gegner, Ferrara zu verlassen. Als dieser bei seinem Wunsche wegzugehen verharrt, verspricht ihm Antonio: ‚Weil ich dir doch, o Tasso, schaden soll, So wähl' ich denn den Weg, den du erwählst'. Wie klingt das biedersinnig! Tasso, allein zurückbleibend, läßt sich nicht täuschen:

Mich will Antonio von hinnen treiben,
Und will nicht scheinen, daß er mich vertreibt.
Er spielt den Schonenden, den Klugen, daß
Man nur recht krank und ungeschickt mich finde,
Bestellet sich zum Vormund, daß er mich
Zum Kind erniedrige, den er zum Knecht
Nicht zwingen konnte. So umnebelt er
Die Stirn des Fürsten und der Fürstin Blick.

Trifft dies nicht wörtlich schon im nächsten Auftritt (5, 1) ein? Antonio vollführt sein Meisterstück höfischer Verlogenheit: mit demselben Atem, der Alphons meldet, er, Antonio, habe das Mögliche getan, Tasso zum Bleiben zu bewegen, ihm zugeredet, ja gedrungen — was ja zutrifft —, stimmt er nun den Fürsten selbst um, sich Tassos zu entledigen! Eine Flut kleinlicher, läppischer Schmähungen gießt er über den Abwesenden aus, so daß Alphons unwillig abwehrt: „Ich hab' es oft gehört und oft entschuldigt.' Aber Antonio legt von neuem los, schließt die widerwärtige Anschwärzung: ‚Willst du von ihm wohl Freude dir versprechen?' und rät dem Fürsten das Gegenteil dessen, was er Tasso so dringend angeraten:

Er kommt, entlaß ihn gnädig, gib ihm Zeit,
In Rom und in Neapel, wo er will,
Das aufzusuchen, was er hier vermißt.

Und diesen Menschen haben vier gescheite Lesergeschlechter für einen edlen Mann, nur behaftet mit einigem entschuldbaren Ehrgeiz, gehalten! Wie war das möglich? Weil Tasso, innerlich ganz zerbrochen, vernichtet, sich zuletzt zu Antonio wendet: ‚O edler Mann!' — mit einem stehenden höfischen Formelwort, nicht einem Charakterlobe, wie der Sprachgebrauch an der früheren Stelle (S. 321 oben) beweist. Weil Antonio, nach der Erfüllung seines einzigen Zweckes, die billige Scheingutmütigkeit des triumphierenden Strebers hervorkehrt gegen den für immer abgetanen Tasso. Unnötige Grausamkeit gehört nicht zum Wesen Antonios; hierin unterscheidet er sich von Jago, dem über die Sättigung der Selbstsucht hinaus das Böse um des Bösen willen Freude macht. Antonio ist ein streberischer Staatsmann, als solcher kennt er nichts über die Erreichung seines nächsten Zieles hinaus. Nun, da der gefürchtete Gegner unschädlich in sich zusammengebrochen ist, kann jener sich gestatten, sein Wohltäter zu scheinen, übrigens auf Kosten des Herzogs, kann ihn sogar seines gerührten Anteils versichern und ein paar inhaltleere Trostworte hinzureden. Und wiederum, wie immer in diesem Drama, zeigt er sich dadurch dem Fürsten, der Prinzessin, aller Welt als den edelherzigen Gemütsmenschen.

Außer der Gretchentragödie hat Goethe nur noch eine volle Tragödie geschaffen: Tasso. Trotz seiner Tragödienscheu hat er sie hier schaffen wollen und unerbittlich bis dicht

vors Ende geführt. Nicht weil der geschichtliche Tasso wahnsinnig im Zwangsgewahrsam endete und dieser bekannte Abschluß eines berühmten Lebens nicht willkürlich gewandelt werden durfte; sondern weil Tassos Untergang eine innere Notwendigkeit seines Dramas war: des Dramas zwischen der Seele dieses Künstlers und der besonderen Welt, in die er gestellt ist. Tassos letzte Verse täuschen uns so wenig wie ihn selbst über den tragischen Ausgang seines Schicksals:

> Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht
> Das Schiff an allen Seiten. Berstend reißt
> Der Boden unter meinen Füßen auf!

Und wir kennen die Natur des Felsens, an dem sich dieser scheiternde Schiffer endlich noch anklammert! Wer den Abschluß nicht für volltragisch hält, weil Antonio den besiegten Gegner nicht ohne Obdach, Speise und Kleidung lassen wird, der hat nicht begriffen, was den Wert des Lebens für einen Menschen wie Tasso ausmacht. Auch die wundervollen Verse, die in ihrer Schlichtheit herzbewegendsten, die Goethe je geschrieben, die er selbst als Leitspruch über die schmerzvoll schluchzende Marienbader Elegie gesetzt:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide —

ändern nichts am völligen Zusammenbruche des Dichters. Nie wieder genesen wird er zu innerem Frieden; verzehren wird er sich in der Qual der Sehnsucht nach dem einen geliebten Wesen, an das er sein Herz verloren; ja selbst die Gabe, zu sagen, wie er leidet, wird verdorren in der Nacht seines Schmerzes.

Wie nichtig ist gegenüber dieser erschütternden Herzenstragödie das Gerede von der Handlungsarmut des Stückes! Wie jammerschade, daß Lessing nicht noch die Jahre bis zum Erscheinen des Tasso gelebt hat, er, der die Sätze über das innere Drama, Goethes eigentlichstes Herrschgebiet, geschrieben: ‚Gewisse Kunstrichter finden in keinem Trauerspiel Handlung, als wo der Liebhaber zu Füßen fällt, die Prinzessin ohnmächtig wird, die Helden sich balgen. Es hat ihnen nicht beifallen wollen, daß auch jeder innere Kampf von Leidenschaften, eine Folge von verschiedenen Gedanken, wo eine die andre aufhebt, eine Handlung sei.‘ Für den Leser, den Goethe sich wünschte, der sich ‚ganz und gar in einem Buche verliert‘, mit Tasso lebt und liebt und leidet, ist dieses Drama von ungeheurer Spannung. Der Sturm unter einer Schädeldecke ist nicht minder Sturm, und ‚nicht da allein ist Handlung, wo sich der Frosch die Maus ans Bein bindet und mit ihr herumspringt‘ (Lessing). Die vielen Selbstgespräche sind vielleicht nicht sehr bühnenbequem, sie sind aber der vollkommene Ausdruck der inneren Form dieser Dichtung, die ganz Seelendrama ist.

Indessen auch äußerlich fehlt die höchste Spannung in diesem Kampfe des Einen gegen alle Andern nicht. Zweimal tritt Tassos ärgster Feind ihn in den Augenblicken an, da er auf des Lebens Gipfeln steht: im ersten Akt nach der Bekränzung, im zweiten nach den beseligenden Worten der Geliebten. Anfangs schreitet die Handlung für Tasso von Höhe zu Höhe aufwärts; dann stürzt sie ihn jählings in einen Abgrund, aus dem er sich noch einmal zum höchsten Glücksgefühl der Erde erhebt, — unmittelbar daran schließt sich der vernichtende Zusammenbruch. Wir sind an einem idealen Hofe mit leisestem Außenleben: da sind Tassos erregte Abwehrung des Kranzes, das Degenziehen und die Haft, das Liebesgeständnis der Prinzessin an Leonore, ihre Umarmung durch Tasso, sein verzweifelter Ausbruch der Anklage, sein noch verzweifelterer Aufschrei nach dem für immer verlorenen Glück wahre Erdbeben von Handlung.

Von Schiller haben wir nur ein flüchtiges Wort über den Tasso. Er hält Hermann und Dorothea für dramatischer als Iphigenie und schreibt an Goethe: ‚Von dem Tasso will ich garnicht reden‘ (26. 12. 1797). Schillers Grundgefühl vom Wesen des Dramas verschloß ihm die gerechte Würdigung eines fast ganz innerlichen Dramas wie des Tasso.

Goethe selbst, in dem Schöpferstolz, diesmal seine letzte Kraft an ein Werk seines Herzens gesetzt zu haben, konnte dem tiefen Mißmut über das Ausbleiben des Wiederklanges in den edelsten Seelen nicht wehren. Bis ans Lebensende ging ihm dieser Kummer nach:

Ich hatte wirklich einmal den Wahn, als sei es möglich, ein deutsches Theater zu bilden. — Ich schrieb meine Iphigenie und meinen Tasso und dachte in kindischer Hoffnung, so würde es gehen. Allein es regte sich nicht und rührte sich nicht und blieb alles wie zuvor. — Es fehlten die Schau-

spieler, um dergleichen mit Geist und Leben darzustellen, und es fehlte das Publikum, dergleichen mit Empfindung zu hören und aufzunehmen (zu Eckermann, 27. 3. 1825).

Wesentlich anders steht es mit dem Tasso noch heute nicht. Das Stück ist zu sehr reinste Kunst, um auf einer unserer Bühnen zu wirken. Es ist ein Lesedrama, nicht weil es undramatisch ist, sondern weil der Zauber des Spiels und Gegenspiels der Charaktere, der aus der Tiefe bewegten Handlung, der wundersamen Seelensprache, des Wogens des Rhythmus gleich den Blutpulsen — nur vor einem ganz kleinen Kreise hochgestimmter Menschen, am ehesten in schweigender Einsamkeit, ungebrochen bleibt.

Tasso ist das einzige bedeutende Künstlerlebensdrama der Weltliteratur. Man glaubt an einen großen Dichter Tasso, dessen Werke ja den meisten Lesern ganz unbekannt sind, weil ein so viel Größerer ihm seine Sprache leiht, diese Sprache glühenden Empfindens, hoheitvollen Sinnes, reinsten Wohllautes.

Wenn trotz allem Goethes Tasso nicht zu den Lieblingswerken der Mehrzahl selbst der gebildeten Leser gehört, so trägt die Schuld daran der Umstand, daß es mit all seiner Menschlichkeit den meisten nicht genug allgemein Menschliches darstellt. Das Leben an einem Hofe kennen nur vereinzelte Leser des Tasso; es ist für sie ein fremdartiger Spiegel, der das Bild menschlichen Lebens verengt und verzerrt. Für das Los eines Dichters im Kampfe mit der feindlichen Welt würde der gebildete Leser zur Not Verständnis haben, denn Dichter leben unter uns, wir sehen sie ringen, siegen oder untergehn. Die von Goethe aus seinem Sonderleben gewählte Sonderform jenes Kampfes kann von nichthöfischen Lesern nicht ganz mitempfunden werden: wir kennen wohl den Kämpfer, wir kennen nicht genau seine Gegenspieler. In Hofkreisen hat der Tasso von jeher seine verständnisvollsten Bewunderer gefunden. Selbst Frau von Stein hat einiges davon begriffen; gewiß nichts von dem ‚schöngeisternden' Tasso, den Antonio aber ganz. Ihrem Sohne Fritz empfiehlt sie, die nach Goethes Trennung von ihr fast jedes seiner Werke mit bildungslosen Urteilen bemäkelt, den Tasso aufs eifrigste.

Viertes Kapitel.

Das Leben der Jahre 1788 bis 1794.

> Persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, gab mir die traurigste Stimmung (Annalen).

Sich nach der Rückkehr von Italien wieder in das Weimarer Leben zu gewöhnen, war für Goethe eine fast noch schwierigere Aufgabe, als dreizehn Jahre zuvor das erste Untertauchen in den Strom einer neuen Welt. Er war im Juni 1788 eigentlich mit Weimar fertig, hatte nichts mehr von dessen Menschen für sich zu hoffen. Eine der abgestreiften Schlangenhäute, die er sinnbildlich so oft erwähnt, lag hinter ihm: welche neue würde ihm anwachsen? Jetzt wenn je mußte er selbst und allein der Zimmerer seines Lebens sein, und nach der tiefen Niedergeschlagenheit in den ersten Tagen der Rückkehr ging er, vom Liebesglück mit Christianen beflügelt, mannhaft an das schwere Werk. Zu Herder heißt es in einem Briefe von 1788: ‚Ich fühle nur zu sehr, was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Elemente (Italien) wieder hieher versetzt sehe; ich suche mir es nicht zu verbergen, aber mich soviel als möglich auch hier wieder einzurichten.' — Am schmerzlichsten empfindet der Gast des Südens die Lichtlosigkeit des Nordens:

> Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben? — — Wir drücken uns unter dem cimmerischen Himmel, der unglaublich auf mich lastet. Alles wollte ich gern übertragen, wenn es nur immer heiter wäre.

Äußerlich verwandelt, wenngleich in seinem Kerne gleich geblieben, erscheint auch uns Goethes Wesen nach der Heimkehr. Weit über seine Lebensjahre hinaus — noch nicht 39! — ist Goethe gereift, ‚solid' geworden, wie er die Wirkung seines Aufenthaltes in Rom bezeichnete. Sich selbst erschien er wie geweiht, und von nun an hielt er, zum Teil bewußt, auf Abstand zwischen sich und den meisten Andern. Die trennende Mauer, von der er später einmal zu Schiller spricht, wurde damals zuerst erhöht, und mit den Jahren wuchs sie zur unübersteigbaren Schranke zwischen ihm und der Welt da draußen empor.

Zu Christianen ist und bleibt er jugendlich wie in der Jungmannszeit; er wußte, warum er seine Briefe an sie aus den ersten Jahren vernichtete. Andern gegenüber, auch den Freunden, verkühlt und versteift er sich; nur im erregenden Gespräch über einen Lieblingsgegenstand, zumal über Italien, belebt sich die Rede, erglänzt das Auge, gibt er sich mit ganzer Seele. So hat Schiller ihn bei der ersten Begegnung im Lengefeldschen Hause gesehen und an Körner geschildert:

Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus viel Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. — Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erinnerungen von Italien. — Im ganzen genommen ist meine in der Tat große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden (12. 9. 1788).

Zum Zurückziehen in sich, zur kalten Abwehr gegen die Welt trug nicht wenig das veränderte, selbstbereitete Verhältnis zur deutschen Literatur bei. Allzulange war der neuschöpferische Dichter Goethe der Schriftsteller- und Leserwelt Deutschlands halb verschollen geblieben. Götz und Werther lagen fünfzehn und vierzehn Jahre zurück, eine neue Lesergemeinde war als ein neuer Pharao erstanden, der von Joseph nicht viel wußte. Goethe erschien der literarischen Welt als der im Ministeramt und Bildkunststreben ganz aufgegangene vornehme Herr, der einst ein großer Dichter gewesen, jetzt wohl noch zuweilen nebenbei dichtete, jedoch für die zukünftigen Lebensbahnen der deutschen Literatur nicht mehr entscheidend in Frage kam. Weder Egmont noch Iphigenie hatten Goethes Ruhm beim Durchschnitt der Leser gesteigert; man vermißte an jenem die höchste Kunstform, den Vers, und stand dem Drama reiner Menschlichkeit im altgriechischen Sagengewande befremdet gegenüber.

Eine tiefe Gärung hatte sich in dem Jahrzehnt vor dem Ausbruche der Französischen Revolution der deutschen Gemüter bemächtigt. Man forderte vom Dichter mehr Gehalt an gemeinsam öffentlichem als eigenem Einzelleben und begrüßte mit stürmischem Beifall Schriftsteller, die in weniger schlackenfreier Form als Goethe mehr von dem aussprachen, was die Völkerwelt erregte. Zu Riemer hat sich Goethe nachmals eingehend über den neuen Zustand der deutschen Literatur und sein Verhältnis zu ihr bei der Rückkehr aus Italien ausgelassen:

Nach meiner Rückkunft aus Italien, wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern auszubilden gesucht hatte, unbekümmert um das, was während der Zeit in Deutschland vorgegangen, fand ich ältere und neuere Dichterwerke in großem Ansehen, von ausgebreiteter Wirkung, leider solche, die mich äußerst anwiderten, ich nenne Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Jener war mir verhaßt, weil er Sinnlichkeit und abstruse Denkweisen durch bildende Kunst zu veredeln und aufzustutzen unternahm; dieser, weil ein kraftvolles aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte. Beiden Männern von Talent verargte ich nicht, was sie unternommen und geleistet: denn der Mensch kann sich nicht versagen, nach seiner Art wirken zu wollen —.

Das Rumoren aber, das im Vaterland dadurch erregt, der Beifall, der jenen wunderlichen Ausgeburten allgemein, so vom wilden Studenten, als von der gebildeten Hofdame gezollt ward, der erschreckte mich: denn ich glaubte, all mein Bemühen völlig verloren zu sehen; die Gegenstände, zu welchen, die Art und Weise, wie ich mich gebildet hatte, schienen mir beseitigt und gelähmt. Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Diese lange nachher getanen Aussprüche enthalten manches auf die Vergangenheit kaum halb Zutreffende. Das Zusammenstellen Schillers, dessen Aufsteigen zur reineren Kunst von den Räubern zum Don Karlos zutage lag, mit Heinse, dem sich immer wieder selbst abschreibenden Kunst- und Sinnenschwärmer mit einem Hauptwirkungsmittel, der Lüsternheit, war schief und ungerecht. Um 1788 durfte Goethe in Schiller längst nicht mehr bloß den Dichter der Räuber erblicken; der Don Karlos und Schillers Briefe darüber (Juli 1788) wiesen ihn als reifenden, seiner Kunst bewußten jüngeren Meister aus, und schon die Adelung der

Form durch den Vers, zu der Schiller als der erste nach Lessing, drei Jahre früher als Goethe in der Iphigenie, gegriffen, hätte diesem bei unbefangener Betrachtung den nach gleichen Zielen Strebenden zeigen müssen. Eingesponnen in die zahllosen Gewebe seiner Ämter; in Schillers zweitem Gipfeljahr, 1786 nach 1781, dem deutschen Leben für Jahre entflohen: so konnte Goethe den Mitstrebenden nicht schon damals gerecht würdigen, und acht Jahre mußten vergehen, bis sich auf ihrer Lebenshöhe unsere zwei Größten fanden, die sich unter glücklicherer Gestirnung gar wohl auf einer der früheren, noch reizvolleren Werdestufen hätten begegnen können. Schiller hatte seiner Nation neuen Gehalt durch das kühne Anpacken großer Völker- und Menschheitfragen geboten; Goethe war auf dem Punkte angelangt, wo ihn der Stil, die Form beinah so wichtig dünkten wie das Wesen.

Sogar gegen Heinse war er nicht ganz gerecht. In Italien hatte sich Goethe auf die alleinseligmachende Antike eingeschworen; alle Kunst, die sich nicht aus ihr herleitete, erschien ihm barbarisch. Auch Heinse hatte jahrelang in Italien geweilt, sich indessen frei gehalten von jener Einseitigkeit der Kunstbetrachtung, die durch Winckelmann mit feurigen Zungen gepredigt worden war. In seinem wüsten Roman ‚Ardinghello' (1786) hatte er innerhalb eines grobsinnlichen, geschmacklosen Erzählungsrahmens eine Kunstansicht vorgetragen, die siegreicher als die Goethische geblieben ist und noch heute fortwirkt. Einer der wichtigsten Sätze im Ardinghello lautete: ‚Jedes Volk, jedes Klima hat seine eigentümliche Schönheit', also nicht bloß die griechische Kunst; und ein anderer Satz: ‚Die Kunst kann sich nur nach dem Volke richten, unter welchem sie lebt.' Heinse war der erste unserer bedeutenden Kunstschriftsteller, der die noch von Lessing geringgeschätzte Landschaftmalerei in ihre Rechte einsetzte und die von Winckelmann und Goethe damals kaum beachteten Rubens und Rembrandt nach Verdienst würdigte.

Das mit der Rückkehr aus Italien und dem Liebesbunde mit Christiane anhebende neue Leben forderte das Aufräumen der wertlosen Trümmer des alten. Der **Bruch mit Charlotte von Stein** wäre erfolgt, selbst wenn Christiane nicht dagewesen wäre. Daß dies kein Vermuten ins Leere ist, beweisen Goethes Briefe an die Stein und sein dürftiger Verkehr mit ihr vom Sommer 1788 bis in den Februar 1789, also aus der Zeit vor ihrer Entdeckung seines Verhältnisses mit Christiane. Zunächst die wichtigsten Briefurkunden selbst:

Weimar, Juli 88. — Heute früh komm ich auch noch einen Augenblick. Gern will ich alles hören, was du mir zu sagen hast, ich muß nur bitten, daß du es nicht zu genau mit meinem jetzt so zerstreuten, ich will nicht sagen zerrissenen Wesen nehmest. Dir darf ich wohl sagen, daß mein Innres nicht ist wie mein Äußres.

22. Juli 1788. — Ich danke dir fürs Frühstück. Fritz soll mir lieb sein, es freut mich immer seine Gegenwart, und wenn ich ihm was sein kann. Laß mir die Archivscheine zurück und lebe wohl. Mögest du in dem stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein (!). Ich will so fortleben, wie ich kann, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist.

31. August 88. — Vergieb mir, meine Liebe, wenn mein letzter Brief ein wenig konfus war, es wird sich alles geben und auflösen, man muß nur sich und den Verhältnissen Zeit lassen.

Ich fürchte mich dergestalt für Himmel und Erde, daß ich schwerlich zu dir kommen kann (!). Die Witterung macht mich ganz unglücklich, und ich befinde mich nirgends wohl als in meinem Stübchen, da wird ein Kaminfeuer angemacht, und es mag regnen, wie es will.

20. Februar 89. — Ich will dich diesen Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden.

Februar 1789. — Wenn du es hören magst, so mag ich dir gerne sagen, daß deine Vorwürfe, wenn sie mir auch im Augenblicke empfindlich sind, keinen Verdruß und Groll im Herzen zurücklassen. Auch sie weiß ich zurechtzulegen, und wenn du manches an mir dulden mußt, so ist es billig, daß ich auch wieder von dir leide. Es ist auch so viel besser, daß man freundlich abrechnet, als daß man sich immer einander anähnlichen will, und, wenn das nicht reüssiert, einander aus dem Wege geht. Mit dir kann ich am wenigsten rechten, weil ich bei jeder Rechnung dein Schuldner bleibe. Wenn wir übrigens bedenken, wie viel man an allen Menschen zu tragen hat, so werden wir ja noch, Liebe, einander nachsehn.

8. Juni 89. — Es ist mir nicht leicht ein Blatt saurer zu schreiben geworden, als der letzte Brief an dich, und wahrscheinlich war er dir so unangenehm zu lesen, als mir zu schreiben. Indes ist doch wenigstens die Lippe eröffnet, und ich wünsche, daß wir sie nie gegeneinander wieder schließen mögen. Ich habe kein größeres Glück gekannt als das Vertrauen gegen dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein andrer Mensch und muß in der Folge mich noch mehr verändern. —

Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich dich gern bitten: Hilf mir selbst, daß das Verhältnis, daß dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehen bleibe, wie es steht.

Schenke mir dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkte an, erlaube mir, dir ein gelassnes wahres Wort darüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen. — —

Über Goethes Briefanfang vom 8. Juni 1789 steht von der Hand der Stein: O ! ! !

Christiane fesselte Goethes Herz und Sinne ausschließlich; die Liebesleidenschaft für die Stein war erloschen. Wo aber war der Reiz ihrer unvergleichlichen Seele, von der die Legende meldet? Konnte sich Goethe, wenn seinem Geiste, nicht seinen berauschten Sinnen, die Stein etwas so Köstliches, so Einziges gewesen wäre, von ihr so schmerzlos trennen ohne den ernsten, wiederholten Versuch einer Aufrechterhaltung des ihm angeblich notwendig gewesenen seelischen Zusammenlebens? Doch der Zauberbann, dessen letzte Geheimnisse nie erforscht werden können, war zerbrochen; sie schien ihm jetzt zu wertlos, um mit allen Mitteln für sich zu retten, was sie, die Verblühte, ihm als geistige Gefährtin immerdar hätte bieten können, wenn sie ein großer oder ein feiner Geist gewesen wäre.

Bis zur Reise nach Italien war sie ihm aus Gründen, die wir nicht begreifen, die Vertreterin höchster Lebenskunst gewesen; in Rom hatte er Frauen mit unendlich reicherer Gesamtbildung kennen gelernt; er hatte verglichen, und Charlotte von Stein hatte diese Vergleiche nicht ausgehalten. Vollends ernüchterte ihn ihr kleinliches Betragen gegen den heimgekehrten Freund von nunmehr dreizehn Jahren. Mit ihrer Schmollerei wuchs seine innere Entfremdung. Im August 1788 schreibt sie, Goethe habe sie ‚auf völlig fremdem Fuß entlassen und ist nichts als Langeweile zwischen uns ausgewechselt worden'. Am 5. September 1788 fährt Goethe mit Karoline Herder und einigen Andern nach dem Steinschen Gute Kochberg, und Karoline berichtet ihrem Gatten darüber: ‚Frau von Stein empfing uns alle freundlich, doch ihn ohne Herz. — Wie sie mit Goethe steht, weiß ich nicht; sie sprach sehr kalt von ihm.' Hier haben wir die Bestätigung des Briefes Goethes an die Stein vom 1. Juni 1789 (S. 223).

Im Februar oder März 1789 erfährt die Stein das auffallend lange bewahrte Geheimnis von Goethes Liebesglück mit Christiane. Diese verheiratete Frau, die in den elf Jahren von Goethes Hausfreundschaft das eheliche Zusammenleben mit ihrem Gatten nie aufgegeben, die z. B. sein besonders artiges Wesen zum heiligen Christ (1787) rühmt und ‚allen guten Frauen ein gleiches Betragen von ihren Männern wünscht', konnte vernünftigerweise nicht annehmen, der von ihr in die platonischen Schranken verwiesene Verehrer habe all die Jahre ein mönchisches Sinnenleben geführt. In so manchem Briefe hatte er ihr von allerlei ‚Miseleien' auf Ausflügen und Reisen geschrieben, halb scherzhaft, aber doch ausreichend, um ihr zu sagen, daß er ein Mann mit gesundem männlichen Triebleben geblieben war. Nun also erfährt sie das ihr Ungeheuerliche: Goethe hat ein, wie er ihr nachdrücklich versichert und sie ohnehin überzeugt war, ausschließlich sinnliches Verhältnis mit einem Weimarer Bürgermädchen. Wie stellt sich dieser angeblich unvergleichbare Frauengeist zu einem Ereignis, das ihr so unangenehm wie nur immer sein, sie aber unmöglich überraschen oder ihr gar wie der Sturz des Engels Luzifer in die Abgründe der Verruchtheit erscheinen durfte? Die Herder berichtet ihrem Gatten nach Italien (8. 3. 1789):

Ich habe nun das Geheimnis von der Stein selbst, warum sie mit Goethe nicht mehr gut sein kann. Er hat die junge Vulpius zu seinem Klärchen und läßt sie oft zu sich kommen. Sie (die Stein) verdenkt ihm dies sehr. Da er ein so vorzüglicher Mensch ist, auch schon 40 Jahr alt, so sollte er nichts tun, wodurch er sich zu den Andern so herabwürdigt.

Jedes Wort hierüber ist entbehrlich, außer etwa der Erinnerung, daß die Stein ‚Klärchen' statt eines niedrigen Schimpfwortes gebraucht, wie wir aus Goethes Brief über Egmont wissen (S. 284). Fortan ist ihr der Einstgeliebte nur ein sittlich Verworfener, und sie wird nicht müde, ihn samt Christianen mit Schmutz zu verfolgen. Ausgetilgt aus ihrem Herzen ist jedes Gefühl für das ungeheure Lebensopfer, das Goethe ihr ein halbes Menschenalter hindurch gebracht hatte; ausgelöscht jede Regung der Dankbarkeit für den geistigen Gewinn, der ihr durch ihn geworden war. Goethe hat ein Liebchen, mit dem er still dahinlebt, ohne es der Weimarer Welt aufzudrängen: das genügt der Stein, um ihn in den Briefen an ihre Söhne, die zu Goethe voll inniger Verehrung hinaufschauen, gleichwie an ihre und seine gemeinsamen Freunde und Freundinnen immer aufs neue zu beschimpfen.

Dabei spiegelt sie sich und Andern vor, Goethe müsse tief unglücklich, ganz prosaisch geworden sein. Sie sieht Werk auf Werk von ihm erscheinen, das umgearbeitete Faust-Bruchstück, den vollendeten Tasso, die Elegien, Balladen, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea; doch ihr ist's ausgemacht, daß Goethe ‚ganz abpoetisiert' ist. An ihren Sohn Fritz schreibt sie 1791: ‚Das Mitleid bemächtigt mich manchmal über ihn, daß ich weinen möchte.' Unterdessen genießt Goethe seines Glückes, vermerkt später für dieses Jahr in seinen Tag- und Jahresheften: ‚Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr' und schreibt an Jacobi: ‚Mein Leben im Ganzen ist vergnüglich und gut, ich habe alle Ursache, mit meiner Lage zufrieden zu sein und mir nur Dauer meines Zustandes zu wünschen' (20. 3. 1791).

Lieblos, freudlos, verständnislos verstreicht das fernere Hinleben der Stein. Ihr einzig unerschöpfliches Vergnügen bleibt das Verlästern Goethes und Christianens. Goethes nicht bloß um Christianens willen; sondern, gleichviel was er schreibt, sagt, tut, — die alternde Frau, die Greisin noch schließt keinen vollen Frieden, und selbst in den Jahren, wo sich im engen Zusammenleben der paar oberen Weimarer ein Höflichkeitsverkehr zwischen ihr und Goethe wieder anknüpft, lesen wir nach wie vor in ihren Briefen die hämischen kleinen und großen Erbärmlichkeiten, die einen so großen Teil ihres Gemüts- und Geisteslebens ausmachen.

Und hiermit scheide Charlotte von Stein endlich aus der Darstellung von Goethes Leben und Werk! Hier und da wird uns ihr Name noch flüchtig begegnen, immer jedoch ohne den geringsten Wert für Goethes ferneres Wachstum, wie sie ja für das Weimarische Geistesleben zu Ende des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts ohne alle Bedeutung gewesen ist.

Das große Aufräumen Goethes zur Gewinnung einer neuen Lebensform in Weimar mußte sich auch auf seine amtliche Tätigkeit beziehen. Wieder einzutauchen in den Wirbel der unzähligen Geschäfte, der großen und namentlich der kleinen, war ihm, nach der Losgebundenheit in Italien und bei erwachtem künstlerischen Schaffensbedürfnis, körperlich wie geistig unmöglich. In einem eingehenden Brief aus Rom (17. 3. 1788) an den Herzog hatte er seine zukünftige Stellung im Weimarischen Staatswesen beleuchtet, nachdem ihm Karl August in einem herzlichen Schreiben den Wiedereintritt in die amtliche Wirksamkeit mit weitestem Entgegenkommen erleichtert hatte. Goethe antwortet mit dem Bekenntnis, er habe sich in Italien als Künstler wiedergefunden (S. 271), und bemerkt seinem Fürsten ohne Schmeichelei, dieser habe sich inzwischen ‚durch fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft':

> Nehmen Sie mich als Gast auf, lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen und des Lebens genießen; so wird meine Kraft, wie eine nun geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten sein. — Ich kann nur sagen: Herr, hie bin ich, mache aus Deinem Knecht, was Du willst.

Die Einzelvorschläge Goethes zu seiner weiteren Beschäftigung gründen sich auf den Begriff, daß der Herzog seiner jetzt nicht unmittelbar, nicht im Mechanischen bedürfe. Hier haben wir Goethes eigenes Zeugnis für sein früheres Aufreiben in mechanischer Schreiberarbeit.

Der Herzog hatte ihm nach Rom den Ehrenvorsitz in der Kammer, d. h. im Ministerrat angeboten, in der Form, daß Goethe ‚berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben, beizuwohnen', um des Freundes Zusammenhang mit den eigentlichen Staatsgeschäften nicht ganz zu lösen. Nach seiner Rückkehr übernahm Goethe, der sich doch entlasten wollte, die ungeheure Fülle der Kulturgeschäfte, die schon erwähnt wurde (S. 256). Aus seinem nachmaligen Briefwechsel mit dem Herzog sieht man, daß jene frühere Angabe bei weitem nicht vollständig war. Und da die Poesie von jetzt ab ihre Rechte gebieterischer forderte, die Naturforschung die einstige mechanische Amtstätigkeit nach Eifer und Zeitaufwand mindestens ersetzte, so trat für Goethe wieder der Zustand ein, den man eben als seinen natürlichen ansehen muß: Arbeit sein Tag vom Morgengrauen bis zum Beginn der Nacht. Der Unterschied dieser neuen amtlichen Lebensspanne gegen die voritalische bestand darin, daß Goethe fortan mehr geistige als rein kanzleimäßige Dinge zu bearbeiten hatte, also weniger kostbare Seelenkraft an Wertloses vergeudete.

Eine seiner folgenreichsten Amtshandlungen als des Obsorgers der Jenaer Universität

war Schillers Bestallung zum Professor der Geschichte (1788). Über sein erstes Begegnen mit dem Genossen der zweiten Lebenshälfte wird weiterhin im Zusammenhange zu berichten sein; das Aktenstück über Schillers Berufung stehe schon hier als Probe Goethischen Geschäftsbetriebes:

An das Geheime Consilium. — Gehorsamstes Promemoria.

Herr Friedrich Schiller, welchem **Serenissimus** vor einigen Jahren den Titel als Rat erteilt, der sich seit einiger Zeit teils hier teils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Namen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so geriet man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixieren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen.

Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von seiten des Charakters und der Lebensart vorteilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.

In diesen Rücksichten hat man ihn sondiert, und er hat seine Erklärung dahin gegeben: daß er eine außerordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferiert werden sollte. Er würde suchen, sich in der Geschichte festzusetzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu sein.

Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab, von akademischen Sachen zu sprechen, sowohl **Serenissimo nostro et Gothano** als auch Herrn Geh. Rat v. Franckenberg die Eröffnung getan, und der Gedanke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist.

Serenissimus noster haben darauf an Endesunterzeichneten befohlen, die Sache an dero Geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget und zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurteilung und Beschleunigung empfiehlt, damit mehrgedachter Rat Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualifizieren könne.

W. d. 9. Dez. 88. J. W. v. Goethe.

Goethe hat mehrfach bekannt, Christianens Gesellschaft sei ihm gerade für seine naturwissenschaftlichen Arbeiten angenehm, ja fördernd gewesen. Wir können uns gar wohl vorstellen, wie dieses wenig buchgewöhnte Mädchen, die ehemalige Blumenmacherin, Verständnis und Freude bekundete, als ihr ein Lehrer wie Goethe die Geheimnisse der Pflanze und des Lichtes auf seine lebensvolle Weise erklärte. Die Abhandlung Die Metamorphose der Pflanze wurde als ‚Herzenserleichterung‘ niedergeschrieben, und gleichzeitig kam ihm, bei der ‚malerischen Farbengebung‘ für die zeichnerischen Beigaben jener Schrift, der Gedanke eines Irrtums der Newtonischen Lehre, daß das weiße Licht aus verschiedenen Farben zusammengesetzt sei. ‚Genaueres Untersuchen bestätigte mir nur meine Überzeugung, und so war mir abermals eine Entwicklungskrankheit eingeimpft, die auf Leben und Tätigkeit den größten Einfluß haben sollte.‘ In der Tat hat die Beschäftigung mit der Farbenlehre während der mehr als vierzig Jahre seit 1790 Goethen zeitlich und geistig, ja selbst gemütlich, stärker beansprucht als irgend ein dichterisches Werk, den Faust nicht ausgenommen.

In demselben Jahr 1790 wurde sein schon früher betriebenes Studium der vergleichenden Anatomie (S. 237) durch ein Ereignis neu angeregt, das nicht Zufall heißen darf. Goethe hatte seit Jahren ‚jene große Wahrheit erkannt: die sämtlichen Schädelknochen (bei Tier und Mensch) seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden‘, und so wurde der geborstene Schafschädel, den er auf den Dünen des Lido bei Venedig fand, ein neues Glied in der längst geknüpften Gedankenkette vom ‚Übergang innerlich ungeformter organischer Massen durch Aufschluß nach außen zu fortschreitender Veredelung, höchster Bildung und Entwicklung in die vorzüglichsten Sinneswerkzeuge‘. Wie sollte nach solcher Bestätigung in einem Menschen wie Goethe die Leidenschaft zusammenfassender Naturbetrachtung nicht mächtig wachsen, nun da er seinen alten Glauben, durch Erfahrung bestärkt, auffrischte, ‚daß die Natur kein Geheimnis habe, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt‘? Fortan stand für ihn fest, was ja die größten Nachforscher nach mehr als einem halben Jahrhundert erst wieder von neuem entdecken mußten — der Grundstein der ganzen neueren, sich nach Darwin benennenden Entwicklungslehre —:

Ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Teilen auf gewissen mittlern Stufen gar wohl be-

obachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.

Mit welcher Gewalt Goethe von dieser neuen Lebensaufgabe ergriffen wurde, bekundet er in den Annalen: „Hierauf waren alle meine Arbeiten, auch die in Breslau, gerichtet; die Aufgabe war indessen so groß, daß sie in einem zerstreuten Leben nicht gelöst werden konnte'. Und an Knebel heißt es 1790: ‚Mein Gemüt treibt mich mehr als jemals zur Naturwissenschaft, und mich wundert nur, daß in dem prosaischen Deutschland noch ein Wölkchen Poesie über meinem Scheitel schweben bleibt.'

Die Chronik des äußern Lebens nach Italien hat zu verzeichnen: einen Besuch mit der Stein in Rudolstadt bei der ihr befreundeten Familie Lengefeld; erste oberflächliche Bekanntschaft in diesem Kreise mit Schiller am 7. September **1788**; zahlreiche Besuche am Hof im November und Dezember; eine Reise nach Gotha. Gegen Ende des Jahres 1788 trifft Moritz (vgl. S. 268) aus Italien in Weimar ein und wird bis zum Februar 1789 Goethes Hausgenosse.

Seit dem Sommer **1789** nehmen die Pläne zum Neubau des Weimarischen Schlosses Goethen in Anspruch. — Am 25. Dezember wird ihm von Christiane sein erstes Kind geboren; erst hiernach nimmt er die Mutter für immer in sein Haus.

In der zweiten Hälfte des März **1790** muß er einem Rufe der Herzogin Anna Amalia folgen, die seit dem August 1788 in Italien verweilt hat und sich nunmehr auf der Rückreise befindet. In Venedig erwartet er, mehre Wochen allein, die Herzogin und vertreibt sich die Zeit mit den Kunstschätzen der wunderbaren Wasserstadt, mit der Naturwissenschaft und den Venetianischen Epigrammen (S. 312). Ganz anders als auf der ersten italienischen Reise steht ihm der Sinn nach der Heimat, nach dem Häuschen — damals nicht dem am Frauenplatz, sondern dem „Jägerhaus' an der Straße nach Belvedere —, wo ihm die liebsten Menschen, Weib und Kind, lebten:

Weit und schön ist die Welt, doch o! wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen beschränkt zierlich mir eigen gehört.
Bringet mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Italien entzückt ihn auf dieser zweiten Reise nicht mehr wie einst; was er früher nur als heitere Natürlichkeit angesehen, erscheint ihm jetzt manchmal als das ‚Sauleben der Nation', und er reist mit dem Gefühl, dem noch heute so viele deutsche Besucher Italiens Ausdruck geben:

Das ist Italien, das ich verließ. Noch stäuben die Wege,
Noch ist der Fremde geprellt, stell' er auch wie er sich will.
Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

Und an den Herzog schreibt er aus Venedig (3. 4. 1790):

Übrigens muß ich im Vertrauen gestehen, daß meiner Liebe für Italien durch diese Reise ein tötlicher Stoß versetzt wird. Nicht daß mir's in irgend einem Sinne übel gegangen wäre, wie wollt' es auch? aber die erste Blüte der Neigung und Neugierde ist abgefallen. — Dazu kommt meine Neigung zu dem zurückgelassenen Erotio (Liebchen) und zu dem kleinen Geschöpf in den Windeln, die ich Ihnen beide, wie alles das Meinige, bestens empfehle.

Seiner ersten italienischen Reise hat sich Goethe immer mit wehmütiger Freude erinnert, doch starb sein Verlangen nach einem abermaligen Besuche mit der Zeit ab, und es gibt einen Ausspruch, allerdings von 1817: ‚Nach Italien, wie ich aufrichtig gestehe, habe ich keine weitere Sehnsucht.'

Wenige Monate nach der Heimkehr von der zweiten italienischen Reise berief ihn Karl August ins preußische Feldlager nach Schlesien: es drohten ernste Zerwürfnisse Preußens mit Österreich, und der Herzog sollte als preußischer General Dienste tun. Goethe verweilte von Juli bis Oktober 1790 in Schlesien, teils im Lager, teils auf Ausflügen ins Riesengebirge, nach Adersbach und Glatz. Im September besuchte er die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz, die Salinen von Wieliczka und kehrte im Oktober über Dresden, wo er mit der Familie Körners, des Schillerverehrers, freundschaftlich verkehrte, wieder nach Weimar

zurück. Unterwegs schrieb er in sein Tagebuch die Sehnsuchtsverschen: ‚Von Osten nach Westen Zu Hause am besten.‘

In das ‚ruhige, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachte Jahr‘ **1791** fällt die für Goethes fernere Tätigkeit so bedeutsame Gründung eines stehenden Hoftheaters unter seiner Oberleitung. Beim Herannahen der Lauchstädter Fremdenzeit siedelte die Theatergesellschaft nach wenigen Vorstellungen in das Badeörtchen über; ihre erste Hauptspielzeit in Weimar begann sie erst am 1. Oktober. — Über Goethes Beziehungen zum Weimarer Theater handelt ein besonderer Abschnitt (S. 344).

Im Juni 1791 empfing Goethe die Nachricht, daß Merck sich in einer verzweifelten äußern Lage, dazu gequält von schwerem häuslichen Kummer, erschossen hatte.

Einen Mittelpunkt geistiger Geselligkeit zu bilden, war die von Goethe begründete Freitagsgesellschaft bestimmt, die sich anfangs bei der Herzogin-Mutter, später meist in Goethes Hause versammelte. Mitglieder waren außer ihm: Wieland, Knebel, Herder, Bertuch nebst andern Schriftstellern und Beamten mit höheren Bildungszielen. Die Seele der Gesellschaft, an der auch Karl August gelegentlich teilnahm, blieb Goethe; in späteren Jahren gesellten sich als Mitglieder hinzu: Goethes Freund Heinrich Meyer, der Maler Krauß, der Jenaische Arzt Hufeland.

Auch hier wird ein Blatt aus Goethes Tagebüchern zur Veranschaulichung des äußeren und inneren Lebens willkommen sein:

1791. 1. Januar: Wenig disponiert. Einige Briefe. Gemmen. Tassie (?). Lippert. Abends Herzogin-Mutter. Coriolan.

2.: Verschiedenes in Ordnung. Briefe. Knebel. Moritz. Voigt. Abends Herder. Berlepsch über die Deutschen.

3. Früh Wilhelm (Meister). Mittag Hof mit Werthern. Krönung Pferde Spazieren mit V. (Vulpius?). Abends Moritz Mythologie pp.

4. Früh Wilhelm. Mittags Hof Herzogin allein. Abends Komödie. Beck spielte.

5. Früh Wilhelm. Abends gezeichnet.

6. Früh Wilhelms Plan neu durchgedacht. Spazieren. Abends Plautus' **Mostellaria**.

7. Früh Wilhelm. Mittags Hof. Abends Lila. **Varia** mit Kirms wegen des neuen Theaters.

Die erste Hälfte des Jahres **1792** wurde hauptsächlich mit dem Vorbereiten bedeutsamer Theateraufführungen (Mozarts Don Juan, Schillers Don Carlos) und durch Arbeiten zur Farbenlehre ausgefüllt. Im Juli gab es in Jena eine kleine Universitätsrevolution als Vorspiel der Weltereignisse: die Studenten wanderten nach Erfurt aus, und Goethe mußte beschwichtigend eingreifen.

Im August reiste er über Frankfurt, wo er nach der überlangen Trennung von dreizehn Jahren endlich seine Mutter wiedersah, sodann über Mainz — nach Trier, bewunderte die Porta Nigra und traf am 28. August in Longwy beim Herzog Karl August im Lager der gegen Frankreich verbündeten deutschen Heere ein.

Den Feldzug selbst in seinen ruhmlosen Einzelheiten hier zu beschreiben, ist um so überflüssiger, als Goethe ihn in seiner Campagne in Frankreich höchst anschaulich geschildert hat. Er machte den Krieg ohne innere Teilnahme mit, da ihm ‚politisch weder am Tode der aristokratischen noch demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen‘, und wie immer, wenn er nicht mit der Seele dabei war, hat er aus dem Leben auf den Schlachtfeldern und im Lager so gut wie nichts für seine Dichtung gewonnen. Es ist überaus bezeichnend für Goethes Ablehnung alles ihm nicht Gemäßen, daß er sich im Felde fast ausschließlich mit naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigte:

Mancherlei Naturerfahrungen schlangen sich für den Aufmerksamen durch die bewegten Kriegsereignisse. Einige Teile von Fischers physikalischem Wörterbuche begleiteten mich; manche Langeweile stockender Tage betrog ich durch fortgesetzte chromatische Arbeiten, wozu mich die schönsten Erfahrungen in freier Welt aufregten. — Papiere, Akten und Zeichnungen darüber häuften sich (Annalen).

Zu diesen Naturerfahrungen gehörte die des Kanonenfiebers in der Geschützeschlacht bei Valmy am 20. September 1792. Die ‚Campagne in Frankreich‘ schildert mit wissenschaftlicher Ausführlichkeit jenen Fieberzustand als einen der ‚am wenigsten wünschenswerten‘. Berühmt

ist sein Wort nach der unentschiedenen Schlacht zu den ums Lagerfeuer versammelten preußischen Offizieren: ‚Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen.'

In diese Zeit fällt ein Brief der Mutter, der ihm den Wunsch des reichsstädtischen Senates mitteilte, er möge eine Ratsherrnstelle in Frankfurt annehmen. Goethe verschob die Antwort einige Monate, überlegte den Vorschlag reiflich und lehnte ihn erst gegen Ende des Jahres ab:

> Des Herzogs Durchlaucht haben mich seit so vielen Jahren mit ausgezeichneter Gnade behandelt, ich bin Ihnen so viel schuldig geworden, daß es der größte Undank sein würde, meinen Posten in einem Augenblicke zu verlassen, da der Staat treuer Diener am meisten bedarf.

In der ‚Campagne' (29. 10. 1792) spricht er sich über seine Ablehnungsgründe aus: er habe sich seit vielen Jahren an Geschäfte gewöhnt, die zu städtischen Zwecken kaum verlangt werden möchten; ja, er sei dem bürgerlichen Zustand nunmehr so entfremdet, daß er sich völlig als einen Auswärtigen betrachte. Der tiefere Grund der Ablehnung, außer seinem Verhältnis zu Christiane, ist wohl gewesen, daß er in Frankfurt im besten Falle nur Einer unter Vielen, vielleicht der Erste unter Gleichen sein würde, während er in Weimar den Ausnahmerang eines mehr neben als unter seinem Fürsten stehenden Ministers einnahm. Die Mutter verstand wie immer ihren Sohn und schrieb ihm: „Ich glaube allemal, daß dir in deiner jetzigen Verfassung nach Leib und Seele besser ist als in einer neuen Laufbahn, denn du bist in dem eigentlichen Sinn des Wortes ein Freiherr.'

Die entsetzlichen Beschwerden des Heeresrückzugs über Luxemburg und Trier ertrug Goethe mit tapferem Gleichmut. An Christiane schrieb er aus Frankreich:

> Wir erleben viel Beschwerlichkeiten, besonders leiden wir vom bösen Wetter. Davon werde ich mich in deinen Armen bald erholt haben. — Ich habe viel ausgestanden, aber meine Gesundheit ist ganz fürtrefflich, es fehlt mir nicht das Mindeste und an Hypochondrie ist gar nicht zu denken. Du wirst einen recht muntern Freund wiederkriegen.

Von Koblenz machte Goethe, ‚aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust verlangend', im November 1792 einen längern Besuch bei Jacobi in Pempelfort (bei Düsseldorf). Fünf Wochen verweilte er im Kreise alter lieber Freunde, machte die persönliche Bekanntschaft Heinses, besuchte die Düsseldorfer Gemäldesammlung und befreundete sich, nach der voraufgegangenen einseitigen Bewunderung der Antike, von neuem mit den Werken der alten Niederländer (vgl. S. 39).

Im Dezember trat er die Heimreise über Münster an, wo er bei der frommen katholischen Fürstin Gallitzin, der liebevollen Beschützerin des Protestanten Hamann, verweilte und trotz dem Gegensatze religiöser Anschauungen geistig und gemütlich genußreiche Tage verlebte. In der ‚Campagne' lese man seine Schilderung jenes vornehm fühlenden Menschenkreises nach. Goethe verstand sich mit dieser wahrhaft frommen, duldsamen Katholikin viel besser als mit einem protestantischen Eiferer und Schwarmgeist wie Lavater. ‚Die bedeutenden Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Kredo, auch sie verharrte bei dem ihrigen.' Man trennte sich freundschaftlich, die Fürstin mit dem Wunsche auf ein Wiedersehn im Jenseits, und Goethe, der alles Echtmenschliche begreifende, bemerkte, er sehe nicht ein, warum er irgend jemand verargen solle, ihn in seinen Kreis zu ziehen, wo sich, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben lasse.

Am 16. Dezember 1792 traf Goethe in Weimar ein, fand das ihm vom Herzog geschenkte, inzwischen umgebaute und wohleingerichtete Haus am Frauenplan schon im wohnlichen Zustande, wurde von Christiane und dem dreijährigen Söhnlein munter begrüßt. Und da Heinrich Meyer sein Mitarbeiter und Hausgenosse geworden, ‚war unser stiller häuslicher Kreis um so reicher und froher abgeschlossen. — Erinnerung und Verbildung italienischer Studien blieb tägliche Unterhaltung.' Meyer, der seit 1791 an der Weimarer Zeichenschule als Lehrer wirkte, hat bis zu seiner Verheiratung (1802) als lieber Freund und steter Tischgast in Goethes Hause gewohnt.

In den ersten Monaten von **1793** wurden die optischen Untersuchungen fortgesetzt, deren schriftstellerische Frucht die ‚Lehre von den farbigen Schatten' war. Unter dem Eindruck

der Schreckensnachricht von der Hinrichtung Ludwigs des XVI. entstanden Der Bürgergeneral und Die Aufgeregten. Die Sammlung der Venetianischen Epigramme wurde durch neue politische Distichen vermehrt, der Reineke Fuchs begonnen.

Am 10. Mai begibt sich Goethe über Frankfurt zum Herzog Karl August nach Marienborn zur Belagerung von Mainz. Im Lager wird Reineke fast vollendet. Wiederum werden Farbenstudien getrieben: während die unglückliche, in die Hände der Franzosen gefallene Stadt von der preußischen Artillerie beschossen wird, gewinnt Goethe ‚in freier Luft, unter heiterm Himmel, immer freiere Ansichten über die mannigfachen Bedingungen, unter denen die Farbe erscheint'. Eifrig schreibt er aus dem Lager an Christiane, die ihm wiederholt ängstlich geraten: ‚Geh ja nicht in Krieg!', und beruhigt sie: ‚Deiner Bitte eingedenk, bin ich erst, da es Tag war und alles vorbei, hinunter geritten. — Ich werde mich um deinetwillen schonen, denn du bist mein Liebstes auf der Welt.'

Mainz fällt am 24. Juli 1793 in die Hände der preußischen Belagerer. Goethe verabschiedet sich vom Herzog, besucht abermals die Mutter in Frankfurt und rät ihr, das väterliche Haus zu verkaufen, um in so bewegten Zeiten freiere Hand zu haben. Er trifft an seinem Geburtstag wieder in Weimar ein. Hier arbeitet er der neuen Spielzeit des Theaters vor, richtet sich im Hause wohnlicher ein, schließt den Reineke Fuchs ab und gibt ihn zum Druck.

Das Jahr **1794** bereitete in Goethe die Stimmung, die ihn endlich Schiller finden ließ; sie bleibt einem spätern Abschnitt vorbehalten.

Fünftes Kapitel.

Die Französische Revolution und Goethes Revolutionsdichtungen.

Schau ich in die vielen Jahre zurück, so seh' ich klar, wie die Anhänglichkeit an diesen unübersehlichen Gegenstand so lange Zeit her mein poetisches Vermögen fast unnützerweise aufgezehrt.'

Am 3. März 1790 schrieb Goethe an Fritz Jacobi: ‚Daß die Französische Revolution auch für mich eine Revolution war, kannst du denken.' Auf unsere großen Dichter des 18. Jahrhunderts hat das weltumwälzende Ereignis in Frankreich je nach ihrer Stellung in Leben und Staat sehr verschieden gewirkt. Klopstock auf seinem idealen Patriarchenthrone neben oder über den Händeln der Welt begrüßte die ersten sich ideal gebärdenden Kundgebungen französischer Freiheit mit Jubeloden wie ‚Die Etats Généraux' (‚Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon') und begleitete den furchtbaren Gang der Revolution von ihren freiheitversprechenden Anfängen bis zum Versinken in Ströme von Blut mit bewegter Teilnahme. Tiefen Schmerzes voll klagte er während der französischen Schreckensherrschaft:

Ach, des goldenen Traums Wonn' ist dahin! Und ein Kummer wie verschmähter
Mich umschwebt nicht mehr sein Morgenglanz, Liebe kümmert mein Herz!

Schiller, dem die Pariser Nationalversammlung das französische Ehrenbürgerrecht — für ‚Monsieur Gille publiciste' — verlieh, der Dichter der Räuber und der Luise Millerin, hegte beim Ausbruche der Revolution vielleicht Hoffnungen auf ihre Früchte für die Menschheit, war jedoch bald danach als Schüler Kants und Erforscher geschichtlicher Umschwünge nicht mehr weit von seiner politischen Grundansicht entfernt: ‚Vor dem Sklaven, welcher die Kette bricht, Vor dem freien Manne erzittre nicht!'

Goethe sogar mußte zugeben, daß in den Seelen der besten Deutschen anfangs reine Begeisterung für die Selbstbefreiung des französischen Volkes geglüht hatte:

Denn wer leugnete wohl, daß hoch ihm das Herz sich erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob? (Hermann und Dorothea.)

Beim Ausbruche der Revolution war Goethe vierzig Jahre alt, seit vierzehn Jahren im Staatsdienst, in seinen politischen Ansichten unerschütterlich gefestigt. Der Grundzug seines Wesens: die Dinge nicht von außen zu wandeln, sondern sie ruhig werden zu lassen, — verstärkt durch die Gewöhnung des vorsichtig prüfenden Staatsbeamten, ließ ihn zurückschrecken vor der Gewaltsamkeit, mit der sich die Revolution von Anbeginn vollzog. Sein langes Leben

am kleinen Hof eines kleinen Staates hatte ihn gewöhnt, die Politik klein zu sehen. Was konnte er in dem Neste Weimar wissen — so, wie Goethe wissen mußte, um zu urteilen: durch Anschauen und Miterleben —, welche ungeheuren Naturkräfte in den Volksmassen einer Weltstadt gären? Und wie konnte er, der wohlwollende Minister eines volksfreundlichen, anständigen Fürsten, sich auf Goethische Art vorstellen, daß unter drei französischen Königen nacheinander ein volles Jahrhundert hindurch ein Volk ausgesogen und ausgepreßt worden war von der mehr asiatischen als europäischen Verschwenderwut gewissenloser Fürsten und ihres schmarotzenden Anhanges?

Nur auf Augenblicke durchzuckt Goethen der Gedanke, daß die Französische Revolution ein Naturereignis sei, selbst ihre Greueltaten sich als der natürliche Ausbruch eines unter unnatürlichem Drucke gehaltenen leidenschaftlichen Volkscharakters begreifen ließen. Zu Schiller vergleicht er einmal die Revolution treffend mit ‚Bächen und Strömen, die sich nach Naturnotwendigkeit von vielen Höhen und vielen Tälern gegeneinander stürzen und endlich eine Überschwemmung veranlassen' (9. 3. 1802). Es fehlt nicht an Aussprüchen Goethes, daß alle Revolutionen nicht von den Regierten, sondern von den Regierungen herbeigeführt werden. In den ‚Aufgeregten' gibt die Gräfin nach ihrer Rückkehr aus Paris als ‚Zögling der großen Begebenheiten' das beste Mittel an, gewaltsame Empörungen zu verhindern:

> Seitdem ich bemerkt habe, wie sich Unbilligkeit von Geschlecht zu Geschlecht so leicht aufhäuft; seitdem ich mit Augen gesehn habe, daß die menschliche Natur auf einen unglaublichen Grad gedrückt und erniedrigt, aber nicht unterdrückt und vernichtet werden kann: so habe ich mir fest vorgenommen, jede einzelne Handlung, die mir unbillig scheint, selbst streng zu vermeiden und über solche Handlungen meine Meinung laut zu sagen. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, und wenn ich auch unter dem verhaßten Namen einer Demokratin verschrien werden sollte.

Ja im eignen Namen spricht der greise Goethe freimütig aus:

> Ich war vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so daß sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.

Der Französischen Revolution gegenüber, die er nicht sah, von der er nur las, versagte diese Weisheit. Seine besondere Stellung, ja seine ganze bisherige Lebensweise verschaffte ihm kein reinmenschliches Verhältnis zur größten Weltbegebenheit seiner Zeit. Er selbst hatte von Kindesbeinen an niemals am eignen Leibe Druck, Gewalt, ja Not von den Regierenden erlitten. Als höchster Beamter und Freund eines Fürsten stand er selbst hoch oben, und von hoch oben nahm er seine Stellung zu der Revolution aus den Tiefen. Sein Urteil über ihre Beweggründe und letzten Ziele war notwendig befangen: er war im Besitze, die Weltumwälzung drohte ihn darin zu stören. Seit den ersten Unheilsvorzeichen der Revolution, so bei der Halsbandgeschichte (S. 335), hatte er sich nach seiner Art, alle Miterlebnisse innerlich zu bemeistern, mit den möglichen Folgen für Deutschland, für seinen Lebenskreis beschäftigt. In den Annalen verzeichnete er später seine Gedankengänge während der ersten Jahre der Revolution:

> Einem tätigen produktiven Geiste, einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Manne wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne daß die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur Anderes daraus erfolgen solle. Man wird ihm beistimmen, wenn es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen sich nach Deutschland erstreckten und vorrückten, ja unwürdige Personen das Heft ergreifen.
>
> — — Wie sollte man sich erholen, da uns die ungeheuren Bewegungen innerhalb Frankreichs jeden Tag beängstigten und bedrohten. — Robespierres Greueltaten hatten die Welt erschreckt, und der Sinn für Freude war so verloren, daß niemand über dessen Untergang zu jauchzen sich getraute.

Zusammenhängend hat er sich zu Eckermann über sein Verhältnis zur Revolution geäußert (4. 1. 1824):

> Ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, daß man in Deutschland künstlicherweise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren.
>
> Ebenso wenig aber war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, daß irgend eine große Revolution nie Schuld des Volkes ist (usw. wie oben).

— Weil ich nun aber die Revolutionen haßte, so nannte man mich einen Freund des Bestehenden. Das ist aber ein sehr zweideutiger Titel, den ich mir verbitten möchte. Wenn das Bestehende alles vortrefflich, gut und gerecht wäre, so hätte ich gar nichts dawider. Da aber neben vielem Guten zugleich viel Schlechtes, Ungerechtes und Unvollkommenes besteht, so heißt ein Freund des Bestehenden oft nicht viel weniger als ein Freund des Veralteten und Schlechten.

Bei allem Wohlwollen Goethes für die Bedrückten tief da unten war sein persönliches Ruhebedürfnis übermächtig. Die Revolution war ihm ein ‚Zeitfieber‘, und alle seine Versuche, sie dichterisch zu verwerten, waren Selbstberuhigungsmittel. Hat er doch die ‚Heilige Allianz‘, diesen widernatürlichen Versuch sonst uneiniger Machthaber, jede politische Regung der Volkseele in ganz Europa vereint zu unterdrücken, um der Scheinruhe willen, die für kurze Zeit geschaffen wurde, übertrieben gepriesen: ‚Es ist nie etwas Größeres und für die Menschheit Wohltätigeres erfunden worden.‘

Als innere Erlebnisdichtungen muß man die zwei fertiggewordenen und die drei unvollendet gebliebenen Dramen betrachten, die den Gang der Revolution seit ihren ersten Vorzuckungen behandeln: den Großkophta und die Natürliche Tochter, den Bürgergeneral, die Aufgeregten, das Mädchen von Oberkirch. Die Natürliche Tochter, in einer etwas späteren Zeit ausgeführt, bekundet einen weiteren Stilwandel und wird deshalb besser ihrem Lebensabschnitt überwiesen.

Keinem der hier zu betrachtenden Revolutionstücke wohnt dichterischer Wert bei: sie leiden alle an dem Kernübel einer Stillosigkeit, die aus dem klaffenden Gegensatze zwischen Gewalt des Stoffes und Winzigkeit der Gestaltung entspringt. Einem welterschütternden Ereignis wie der Französischen Revolution durch schwächliche Krähwinkelkomödien zu begegnen, kommt uns heute vor, als zünde sich jemand an der Feuersbrunst eines Gewitterstrahls ein Gartenfeuerwerkchen oder eine Tabakspfeife an und antworte auf betäubende Donnerschläge mit spöttischen Fingerschnippchen. Von dem bedrückten Volk, das sich unter kühnen Führern gegen eine sich selbst aufgebende Macht erhebt, bekommen wir entweder nichts zu sehen, oder es werden uns, wie im ‚Bürgergeneral‘, kleinliche, ja läppische Zerrbilder der Volkshelden gezeigt. Angesichts der Mirabeau, Danton, Robespierre, St.-Just einen Kerl wie den Barbier Schnaps zum Vertreter der ‚fürchterlichen Bewegung‘ zu machen, war selbst dem Komödien- und Possendichter nicht gestattet. Goethe widersprach mit solchen Oberflächlichkeiten seiner eignen tieferen Auffassung vom Ursprunge der Revolution. Im ‚Bürgergeneral‘, zum Teil auch in den ‚Aufgeregten‘, stellte er sich auf den unpolitischen Standpunkt der damaligen europäischen Fürsten mit ihrer Ansicht von der Revolution als einer künstlich von einigen Schwindlern, Schwärmern und begehrlichen Taugenichtsen angezettelten sinnlosen Empörung.

Trotz alldem beweist die Reihe der fünf Revolutionsdramen Goethes — einschließlich der Natürlichen Tochter —, mit welchem Ernst er sich in den Riesenstoff fortschreitend zu vertiefen suchte. Lassen wir den ganz wertlosen Bürgergeneral als eine Abirrung in die geschmacklose Posse aus dem Spiel, so gewahren wir deutlich eine aufsteigende Reihe vom Großkophta über die Aufgeregten und das Mädchen von Oberkirch zur Natürlichen Tochter. Hermann und Dorothea, gleichfalls ein hinzugehöriger zeitgeschichtlicher Gegenstand, kann als trostreicher Friedenschluß Goethes mit der ablaufenden Revolution gelten.

Der Stoff des **Großkophta** hatte ihn schon in Rom beschäftigt. Am 14. August 1787 schrieb er an den Musiker Kayser: ‚Ich habe nichts weniger vor, als die famose Halsbandgeschichte des Kardinals Rohan zur Opera buffa zu machen‘, und er fügte bei: ‚zu welchem Zweck sie eigentlich geschehen zu sein scheint‘. Dieser Zusatz befremdet um so mehr, als Goethe die schreckhafte Bedeutung der Halsbandgeschichte sogleich voll gewürdigt hatte. Eine genaue Nacherzählung jenes Pariser Schandprozesses von 1785 ist hier unnötig. Nur kurz sei zusammengefaßt: ein wegen seines Lebenswandels in Ungnade gefallener Kardinal und Fürst Rohan ließ sich von einer Schwindlerbande, darunter einem sich Cagliostro nennenden sizilianischen Hochstapler Balsamo, aufreden, er könnte sich die Verzeihung, wohl gar die Liebesgunst der Königin Marie Antoinette verschaffen, wenn er ihr ein heißbegehrtes Diamantenhalsband von beinahe zwei Millionen Livres überreichte. Ein weibliches Mitglied der Schwindlerbande

spielte verschleiert im Abenddämmer die Rolle der Königin, nahm das Halsband an sich, und als der Juwelier von der Königin Bezahlung forderte, kam der Riesenbetrug zutage. In den Annalen erzählt Goethe:

Schon im Jahr 1785 hatte die Halsbandgeschichte einen unaussprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unsittlichen Stadt-, Hof- und Staats-Abgrunde, der sich hier eröffnete, erschienen mir die greulichsten Folgen gespensterhaft, deren Erscheinung ich geraume Zeit nicht los werden konnte; wobei ich mich so seltsam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erste Nachricht hiervon zu uns gelangte, mir nur spät, als die Revolution längst ausgebrochen war, gestanden, daß ich ihnen damals wie wahnsinnig vorgekommen sei.

In Palermo suchte Goethe Cagliostros Familie auf; nach Rom zurückgekehrt entwarf er den Plan zu einer komischen Oper ‚Die Mystifizierten‘. An diese Urform erinnern noch die beiden Kophtischen Lieder: ‚Lasset Gelehrte sich zanken und streiten‘ und ‚Geh, gehorche meinen Winken‘. Die zweite Form Der Großkophta entstand 1791, hauptsächlich zur Bereicherung des Theaterspielplans; die erste Aufführung geschah am 17. Dezember 1791.

Den Titel hatte Goethe nach dem lächerlich prahlerischen Namen gewählt, den sich Cagliostro beilegte und der etwa bedeuten sollte: Herr der altägyptischen (kophtischen) Geheimwissenschaft. Im Zeitalter der Aufklärung flossen die Ströme des Unglaubens und des blödesten Wunderglaubens nebeneinander. Schwärmende Seelen wie Lavater gingen Betrügern wie Cagliostro ins Garn, trotz Goethes ihm schon 1781 erteilter Warnung: ‚Was die geheimen Künste des Cagliostro betrifft, bin ich sehr mißtrauisch gegen alle Geschichten. Ich habe Spuren, um nicht zu sagen Nachrichten, von einer großen Masse Lügen, die im Finstern schleicht, von der du noch keine Ahnung zu haben scheinst.‘ Lavater und viele gebildete Menschen mit seiner Geistesverfassung glaubten an Cagliostros ‚Lebenstrank‘, durch den man mindestens so alt werden könne wie er, nämlich genau 5557 Jahre, wenn man — alle fünfzig Jahre einmal vierzig Tage lang seine Zauberkur durchmache. Dem ‚Geisterseher‘ Schillers liegt gleichfalls der Glaube hoher Kreise an Cagliostro zugrunde.

Um sich einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen, habe er diesem Ungeheuer (der Revolution) eine heitere Seite abzugewinnen gesucht, so erklärt Goethe die Entstehung von Stücken wie des Großkophta, und bis ans Lebensende blieb er von der Trefflichkeit dieses Stoffes und seiner Behandlungsform überzeugt:

Ich sage, so ein gutes Sujet, denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Faktum geht der Französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volks den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein (15. 2. 1831 zu Eckermann).

Hätte nur Goethe in diesem Falle Mut und Stilgefühl gehabt, jenem furchtbar ernsten Stoffe, dem ersten Erdbebenstoß zur Vernichtung des französischen Königtums, die ernste Form zu geben, die er unbedingt forderte. Indessen mit jener seltsamen Sorglosigkeit, mit der er einst die Tragödie des Bruderhasses in eine Operette ‚Claudine‘ verniedlicht hatte, entkleidete er die abscheulichen Pariser Ereignisse ihrer ahnungsvoll vorauskündenden Schrecknisse, machte daraus eine fratzenhafte Gauklerkomödie und ließ selbst diese, wunderbar ähnlich wie in den ‚Mitschuldigen‘, mit schonender Gelindigkeit auslaufen.

Man kann sich gar wohl den Großkophta als eine Komödie denken, von der Art der Hochzeit Figaros von Beaumarchais, worin das drohende Grollen des heraufziehenden politischen Ungewitters so deutlich zu vernehmen war, daß Ludwig der XVI. die Aufführung hartnäckig verbieten wollte. In Goethes Großkophta ahnt man nicht das Geringste von dem gigantischen Schicksal, das bei der Halsbandgeschichte donnernd an die Pforten des Königspalastes pochte. Was hätte Schiller aus einem solchen Stoffe gemacht! Aber von Goethe selbst wissen wir ja: ‚Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt.‘

Vom Standpunkt der Bühne ist Goethes Lustspiel garnicht so schlecht. Die Handlung ist bewegt und spannend, die Gespräche fließend, bei flottem Spiel anregend, und drehte es sich um nichts weiter als das Anstiften und Aufdecken einer abergläubischen Schwindelei gegen Hinz oder Kunz, so wäre alles in Ordnung. Goethe jedoch wollte ein zeitgeschichtliches Drama schreiben, wollte die wahre Begebenheit darstellen, und — verwischte alle auf den großen Hintergrund deutenden Züge. Mit dem Großkophta beginnt Goethes Abkehr vom Einzel-

menschlichen, sein Hang zum Gattungsmäßigen. Genau so wie in der Natürlichen Tochter führen die Menschen im Großkophta keine Namen, sondern Rang- und Titelbezeichnungen. Aus dem Kardinal Rohan ist ein beliebiger ‚Domherr' geworden, es gibt einen ‚Ritter', eine ‚Marquise', eine ‚Nichte', und — wir erfahren nicht einmal, in welchem Lande wir sind! Aus der durch ein Diamantenhalsband zu gewinnenden Königin wird eine im Dunkel bleibende Prinzessin, die sich ‚bei ihrem Vater' um die Begnadigung des Domherrn verwenden soll. Alle Schärfe der Zeitsatire, wie sie Goethe einst so meisterlich im Pater Brey und Satyros zu üben gewußt, ist abgebrochen und verglättet. Zum Teufel ist der Spiritus jugendlichen Zornes; das Phlegma eines sich mit den lebensgefährlichen Narrheiten der Zeit bequem abfindenden Betrachters ist geblieben.

Goethe erklärte sich den völligen Mißerfolg des Großkophta so: ‚Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann, kein Herz klang an; die fast gleichzeitige Nähe des Vorbildes ließ den Eindruck noch greller empfinden.' Er hat sich über die Gründe der Ablehnung selbst vonseiten der Urteilsfähigsten, zu denen diesmal auch der Herzog gehörte, völlig getäuscht. Weder fand man die Behandlung kühn und schonungslos, noch war man durch sie erschreckt; man empfand schon damals nicht den Stoff, sondern die Behandlung als abgeschmackt, weil im grellsten Mißverhältnis zum Vorbilde der Wirklichkeit.

Noch ärger befremdet werden wir, wenn wir die im April 1793 verfaßte einaktige Posse **Der Bürgergeneral** lesen und bedenken, daß Goethe drei Monate nach der Hinrichtung Ludwigs des XVI. den Mut fand, einen erbärmlichen Dorfschwätzer zum Spiegelbild einer blutigen politischen Umwälzung zu machen. Er kannte doch die grausige Tätigkeit der in die Provinzen abgeordneten Mitglieder des französischen Konvents, und es verriet wenig politischen, ja in diesem Falle sogar wenig dichterischen Geschmack, solche Blutsäufer wie St. Just, Carrier, Lebas und Genossen auch nur in einem Lustspiel spottend zu verkörpern durch einen feigen Dorfbarbier Schnaps, der sich eine französische Uniform anzieht, um als angeblich beauftragter ‚Bürgergeneral' — einen Topf Milch zu erobern. Weder das fast übertrieben schlagkräftige Bühnengespräch, noch die abgeklärte politische Weisheit des Edelmanns am Schluß versöhnen mit dem Vergreifen in Stoff und Ton des Ganzen. Wenn der Edelmann zuletzt ausruft: ‚Wieviel will das schon heißen, daß wir über diese Kokarde, diese Mütze, diesen Rock, die so viel Übels in der Welt gestiftet haben, einen Augenblick lachen konnten!' — ach, wie furchtbar wurde solches Lachen gar bald durch einen Bürgergeneral wie Napoleon zum Verstummen gebracht!

Entschieden bedeutender ist das größere Bruchstück **Die Aufgeregten** (1793), das Goethe selbst ‚Politisches Drama' betitelte. Zwar fehlt ein der Zeitgeschichte entsprechender großer Hintergrund, es handelt sich nur um untergeordnete Beschwerden einiger Bauern gegen ihre Gutsherrschaft; doch vermeidet es Goethe diesmal, die Vertreter der neuen politischen Lehre als Schurken oder Narren erscheinen zu lassen. Die aus Paris zurückkehrende Gräfin spricht die vernünftige Auffassung von den letzten Ursachen der Revolution aus: ‚Seitdem ich bemerkt habe' usw. (vgl. S. 334). Zu Eckermann äußerte sich Goethe (4. 1. 1824): ‚Ich schrieb es zur Zeit der Französischen Revolution, und man kann es gewissermaßen als mein politisches Glaubensbekenntnis jener Zeit ansehen. Als Repräsentanten des Adels hatte ich die Gräfin hingestellt, mit den Worten, die ich ihr in den Mund gelegt, ausgesprochen, wie der Adel eigentlich denken soll.'

Die tapfere Grafentochter Friederike (vgl. S. 84) ist eine der dramatisch wirksamsten Mädchengestalten Goethes; der Auftritt, worin sie den schurkischen Amtmann durch das auf ihn angelegte geladene Gewehr zum Geständnis seiner Spitzbüberei zwingt, das Zugespitzteste, was Goethe je für die Bühne geschrieben hat. Das Bruchstück verdient, bekannter zu sein.

Aus dem Nachlasse stammt der Plan zu einer politischen Tragödie **Das Mädchen von Oberkirch,** entstanden um die Wende von 1793/94. Nur zwei Auftritte des in Straßburg spielenden Dramas und Angaben über die Weiterführung sind uns erhalten. Ein schönes deutsch-elsässisches Mädchen weigert sich der Schmach, die nackte Göttin der Vernunft bei

deren wüstem Fest im Münster zu spielen, und geht samt einer zu ihr haltenden vornehmen Familie unter. Allerdings scheint das Stück doch mehr auf ein Familientrauerspiel als auf eine politische Tragödie großen Stils angelegt gewesen zu sein.

Sechstes Kapitel.

Reineke Fuchs und kleinere Dichtungen.

Der **Reineke Fuchs** gehört zu den vielen Dichtungen Goethes, deren Keimtriebe bis in seine Knabenzeit zurückreichen. An Schwester Cornelia hatte er schon 1765 das altdeutsche Heldengedicht von Reineke dem Fuchs erwähnt; aus den siebziger und achtziger Jahren gibt es Zeugnisse seiner dauernden Teilnahme für das Werk.

Reineke Fuchs war sozusagen eine Verlegenheitsarbeit: unter den äußeren und inneren Erschütterungen der Revolutionszeit kam Goethe zu keiner gesammelten Muße für ein aus der eigenen Tiefe geschöpftes großes Werk: so war ihm das Umarbeiten eines fertigen, fast verschollenen älteren Gedichtes eine willkommene Beschäftigung. In der ‚Campagne‘ berichtet er ausführlich über den Zusammenhang zwischen den furchtbaren Weltbegebenheiten — König Ludwig XVI. war soeben hingerichtet worden — und dem Entstehen seiner Arbeit:

> Auch aus diesem gräßlichen Unheil suchte ich mich zu retten, indem ich die ganze Welt für nichtswürdig erklärte, wobei mir dann durch eine besondere Fügung Reineke Fuchs in die Hände kam. Hatte ich mich bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten (während des Feldzuges in Frankreich) bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken: denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich verträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört. Um nun das köstliche Werk recht innig zu genießen, begann ich alsbald eine treue Nachbildung.

Ähnlich in einem Brief an Fritz Jacobi (2. 5. 1793): ‚Ich unternahm die Arbeit, um mich das vergangene Vierteljahr von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, und es ist mir gelungen.‘ Und in den Annalen heißt es:

> Dieser widerwärtigen Art, sich an die unvermeidliche Wirklichkeit halb verzweifelnd hinzugeben, begegnete gerade Reineke Fuchs als wünschenswertester Gegenstand für eine zwischen Übersetzung und Umarbeitung schwebende Behandlung. Meine dieser unheiligen Weltbibel gewidmete Arbeit gereichte mir zu Hause und auswärts zu Trost und Freude. Ich nahm sie mit zur Blockade von Mainz, der ich bis zum Ende der Belagerung beiwohnte; auch darf ich zu bemerken nicht vergessen, daß ich sie zugleich als Übung im Hexameter vornahm.

Zugrunde lag Goethen Gottscheds Übersetzung des alten Reineke in hochdeutsche Prosa von 1752; ihr war als Anhang die niederdeutsche Urdichtung beigegeben, und Goethe hat diese vielfach befragt. Er begann die Arbeit im Februar 1793 und beendete sie schon im Mai. An die Vorlage hielt er sich fast durchweg sehr treu, milderte, wo zweckdienlich zu mildern war, und fügte nur selten etwas hinzu. Zu Goethes eigenen Einschiebseln gehört die aus seiner Zeitstimmung geschöpfte Abwehr im 8. Gesang gegen eigenmächtige Umwälzer:

> Doch das Schlimmste find' ich den Dünkel des irrigen Wahnes,
> Der die Menschen ergreift, es könne jeder im Taumel
> Seines heftigen Wollens die Welt beherrschen und richten.

Es folgt die echt Goethische Lehre vom Kehren vor der eigenen Tür, von der Ordnung im eigenen Hause, die er nie müde wurde in Vers und Prosa zu verbreiten:

> Hielte doch jeder sein Weib und seine Kinder in Ordnung,
> Wüßte sein trotzig Gesinde zu bändigen, könnte sich stille,
> Wenn die Toren verschwenden, in mäßigem Leben erfreuen!

Also das Lob des unpolitischen Menschen im politischen Gemeinwesen!

Die Ähnlichkeit des Reineke-Stoffes mit den Zeitereignissen, wie sie sich in Goethes Kopfe spiegelten, mit der Französischen Revolution fast nur als dem angeblichen Ausfluß verbrecherischer Begehrlichkeit der Einzelnen und der Masse, drückte später das Xenion aus:

> Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
> Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut!

Über die Form des Reineke urteilte der Formschulmeister Voß zu Goethe teils redensartlich dunkel, teils sachlich grundfalsch (1794): ‚Mich deucht, die Wortfüße oder Rhythmen

sollten etwas mannigfaltiger und mehr aus dem Fache des Lieblichen gewählt sein. Es herrschen die trochäisch fallenden Bewegungen. — Spondeen, die zum Gegengewicht kaum entbehrlich sind, fehlen fast ganz; daktylische Fälle kommen zu selten.' An seine Frau schrieb Voß ehrlicher, aber noch anmaßlich törichter: ‚Goethes Reineke Fuchs habe ich angefangen zu lesen; aber ich kann nicht durchkommen. Goethe bat mich, ihm die schlechten Hexameter anzumerken; ich muß sie ihm alle nennen, wenn ich aufrichtig sein will. Ein sonderbarer Einfall, den Reineke in Hexameter zu setzen.'

Warum ein Stoff wie Reineke nicht ebenso gut in Hexameter zu setzen sei, wie das altgriechische komische Tierheldengedicht Die Froschmäuseschlacht, ist nicht einzusehen. Auch im Einzelnen hat nicht Voß, sondern Goethe recht behalten. In den Annalen schreibt dieser über die Verkehrtheit des Versschulmeisters von dazumal: ‚Voß verleugnete seine Übersetzung der Odyssee, die wir verehrten, fand an seiner Luise auszusetzen, nach der wir uns bildeten.' Vossens philologischer Grundirrtum war, daß man den deutschen Hexameter den Gesetzen griechischer Sprache und Verskunst nachformen müsse und könne, wogegen der Dichter Goethe fühlte, daß die Grundgesetze des Deutschen einer solchen Nachbildung widerstreben. Reine Spondeen (⏑́ —) gibt es im Deutschen nicht. Die tonlose oder tonschwache Senkung nach der betonten Hebung kann im Deutschen niemals zu einer Länge im Sinne der griechischen und lateinischen Verslehre werden.

Voß hat seine ursprüngliche Odyssee-Übersetzung dadurch verdorben, daß er ihre natürlichen deutschen Hexameter in unnatürliche griechische mit scheinbar strenger Unterscheidung von Trochäen und Spondeen umbosselte; Goethe ist zum Glück für den Reineke und alle seine späteren Dichtungen klassischen Versmaßes bei seinem Hexameter geblieben, der unbekümmert Trochäen setzt, wo die Griechen und Lateiner Spondeen fordern. So hat Goethe, nicht Voß, den deutschen Hexameter geschaffen. Wer den Reineke unbefangen liest, wird den freien künstlerischen Fluß der Verse trotz oder wegen der vielen Trochäen behaglich genießen. Die Hexameter im Reineke sind sogar flüssiger als die in Hermann und Dorothea, weil Goethe bei jenem weniger in der Furcht vor dem gestrengen Voß lebte. Er gab sich Mühe und es gelang ihm, ‚dem Verse die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muß'.

Schiller war gleichfalls andrer Ansicht als Voß über die Eignung des Hexameters gerade für den Reineke. Sehr fein bemerkte er (21. 3. 1796 an W. von Humboldt):

> Mir deucht, daß sich die alten Silbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen so gut zu naiven Poesien qualifizieren, weil er ernst und gesetzt einherschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt. Nun gibt dieser Ernst im ‚Fuchs' der Erzählung einen gewissen größeren Schein von Wahrhaftigkeit, und dieser ist das erste Erfordernis des naiven Tons —

und zu Körner rühmte er den ‚Homerischen Ton, der ohne Affektation darin beobachtet ist'.

Über die Vossische Versquälerei hat sich Goethe später einmal sehr munter ausgesprochen:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichen Schmaus.
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allemdem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Goethes Reineke Fuchs gehört zu seinen lebendigsten und volkstümlichsten Werken. Erst durch ihn ist unser altes Tiergedicht uns gerettet worden. Ohne die Wiederbelebung durch Goethes geläuterte Sprache und gehobene Form wäre es uns Deutschen ebenso verloren gegangen wie dem Volke seiner ersten künstlerischen Bearbeiter, den Franzosen. Durch Kaulbachs Zeichnungen, des Malers bestes Werk, hat das uralte Gedicht einen prächtigen Schmuck erhalten.

Mit Ausnahme solcher schulmeisternden Philologen wie Voß nahmen die Leser Goethes Reineke unbefangen und meist geradezu entzückt auf. Herder nannte ihn übertreibend ‚die erste und größte Epopöe deutscher Nation, ja aller Nationen seit Homer', und Schiller schrieb: ‚Der Reineke Fuchs ist, wenn man gerecht sein will, das beste poetische Produkt, was seit so vielen, vielen Jahren in Umlauf gekommen ist, und schließt sich mit Recht an die ersten Dichterwerke an.' Goethe selbst liebte seine Arbeit und führte gern im Gespräch Verse daraus an.

Zu den Früchten von Goethes andauernder Gemütsteilnahme an dem Gange der Französischen Revolution gehören ferner einige erzählende Prosaschriften, die erst nach der

Bekanntschaft mit Schiller veröffentlicht wurden. Das Schicksal der vor der französischen Schreckensherrschaft Fliehenden, dessen Eindruck sich nach Jahren zu einem großen Kunstwerk, Hermann und Dorothea, verdichtete, gab ihm um die Wende von 1793/94 eine Reihe kleinerer Erzählungen ein, die ursprünglich in den Wilhelm Meister eingeschachtelt werden sollten: **Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.** Sie erschienen ein Jahr darauf in Schillers Horen. Vielfach nach französischen und italienischen Quellen geschrieben, zum Teil nur frei übersetzt, zeigen sie Goethes Meisterschaft erzählender Prosa, seine Freude am bloßen Erzählen. Sie verdienen mehr Beachtung, als ihnen gewöhnlich zuteil wird: besser als in seinen großen Romanen kann man in diesen echten kleinen Novellen den reinen Erzählerstil Goethes genießen. Es sind Geschichten im Rahmen nach dem Muster der Novellen des Dekameron von Boccaccio. Des Rahmens bediente sich Goethe, um nebenher seine Ansichten über die Revolution vorzutragen, und dies verführte ihn zum überbreiten Ausspinnen der wenig anziehenden Rahmengeschichte. Sie blieb unabgeschlossen: ‚Der Dichter konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel (der Revolution) auf eine so entschiedene und unerwartete Weise (durch Napoleon) gelöst sah.‘ Am merkwürdigsten ist die Erzählung ‚Der Klopfgeist‘, worin die Spiritisterei vorausgenommen wird. Goethes Hang zum Hineingeheimnissen trieb ihn dazu, in manchen dieser Geschichten einen Knoten zu schürzen, aber ungelöst zu lassen.

Die erst nach Goethes Tode gedruckten Bruchstücke der **Reise der Söhne Megaprazons** entstanden in den ersten Jahren der Revolution. Goethe lehnte sich an Rabelais' Gargantua und Pantagruel, erweiterte die Geschichte des zur Belehrung in die Welt ausziehenden Pantagruel dahin, daß er sechs Söhne eines Vaters reisen läßt, um die Zustände ferner Länder kennen zu lernen, und der Plan ging dahin, die Söhne einen politischen Roman erleben zu lassen, etwa von der Art der handlungsleeren, betrachtungsreichen Staatsromane Albrechts von Haller. Das Werk blieb nach kurzem Anlauf liegen; es wäre, vollendet, ein zusammenfassendes Bild von Goethes politischer Weltanschauung geworden.

Ein Anhängsel an die Unterhaltungen ist **Das Märchen,** das erst in der Schiller-Zeit gedruckt wurde, einem Gespräche Goethes zufolge aber wohl schon früher entstand, — wie immer bei ihm aus einem sinnlichen Eindruck, auf einem Spaziergang an den Saaleufern bei Jena. Sicher hat er sich für jede Gestalt und jeden Zug des Märchens etwas Persönliches und Zeitgeschichtliches gedacht, denn die politische Ausdeutung dieses Phantasiestückchens hat die meiste Wahrscheinlichkeit. Die Hauptsache jedoch an einem Dichterwerk bleibt nicht das Rätselraten, sondern die Kunstform, und da ist zu sagen, daß Goethes Märchen unter dem Hineingeheimnissen künstlerisch gelitten hat. Der Scharfsinn vieler Goethe-Forscher hat sich am Enträtseln abgemüht, ohne uns volle Klarheit zu bieten; ja es scheint, als habe Goethe selbst eine einzige alldeutende Auflösung gar nicht beabsichtigt. „Ich hoffe, die achtzehn Figuren dieses Dramatis sollen, als soviel Rätsel, dem Rätselliebenden willkommen sein‘ (an Schiller, 26. 9. 1795), und in den Xenien spottet Goethe:

> Mehr als zwanzig Personen sind in dem Märchen geschäftig.
> ‚Nun, und was machen sie denn alle?‘ Das Märchen, mein Freund.

Selbst Schiller scheint Goethes Absichten im einzelnen nicht gekannt zu haben; doch hat er die zügellose Ausdeuterei vorausgesehen: ‚In dergleichen Dingen erfindet die Phantasie selbst nicht so viel, als die Tollheit der Menschen wirklich ausheckt, und ich bin überzeugt: die schon vorhandenen Auslegungen werden alles Denken überschreiten‘ (an Goethe, 25. 12. 1795).

Goethes Märchen hat den Romantikern, namentlich Tieck, für ihre Nebelgebilde zum Muster gedient.

Siebentes Kapitel.

Der Dramatiker und Theaterleiter.

Was träumet ihr auf eurer Dichterhöhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh.

Tasso ist Goethes letztes vollendetes Bühnendrama reinmenschlichen Inhalts; sein ganzes späteres dramatisches Lebenswerk ist entweder allegorische Gelegenheitsdichtung wie der Epimenides, oder philosophisch-symbolische Ergänzung eines großen Jugendbruchstückes wie der Faust. So ist denn hier Ort und Zeit, Goethes Stellung zum Drama, daneben zum Theater, zusammenhängend zu betrachten.

Daß er noch zu unsern lebendigsten dramatischen Kräften gehört, beweist ein Blick in die Spielpläne Hunderter deutscher Bühnen. Regelmäßig gespielt, nicht bloß bei festlichen Gelegenheiten oder als geistreiche vereinzelte Versuche, werden von allen ernsten Theatern: Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso, Faust. Clavigo darf man, trotz gelegentlicher Auffrischung, ohne Bedauern als versunken betrachten; auch die Geschwister haben sich nicht wahrhaft lebenskräftig erhalten. Fünf gespielte Dramen eines Dichters, jedes über hundert Jahre alt, sind nach allen Erfahrungen der Weltliteratur ein sehr großes Erbe, und der Einfluß des Dramatikers Goethe auf die höhere Empfindungswelt der Nation darf über dem des Lyrikers und des Weisen nicht unterschätzt werden. ‚Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur Seele des Volks wird‘ (Goethe zu Eckermann, 1. 4. 1827).

Goethes menschliche und dichterische Entwicklung vom Sturm und Drang zur männlichen Festigkeit, endlich zur klassischen Ruhe und Klarheit, spiegelt sich vornehmlich im Wandel seiner Art der Menschengestaltung wieder. Der Lyriker Goethe bleibt fast unberührt vom innern Stilwandel: der Greis dichtet so leidenschaftlich wie der Jüngling, und durch alle Versuche mit künstlichen, ja gekünstelten Formen hindurch ist ihm das einfache deutsche Lied bis zuletzt treu. Der dichtende Bildner aber bevorzugt von Lebens-Stufe zu Stufe zunehmend die behaglichere Erzählungsform, die ihm gestattet, die Gestalten ohne Rücksicht auf die sinnlichen Eindrücke nach seinem Willen handeln zu lassen, weisheitvolle Betrachtungen nach Belieben einzuflechten, jedenfalls immer über seinem Werke zu stehen. Sie ist im Grunde Goethes eigentlichste Bildnerform, denn in ihr spricht er zum einzelnen genießenden Leser, wie er ja durch das lyrische Gedicht zunächst nur den Einzelnen bewegt.

Das Drama hingegen ist die Form des Verkehrs zwischen Dichter und Menge; die Menge ist der Feind wahrer Poesie, — so wehrt denn im Vorspiel zum Faust der Dichter den Direktor ab, den natürlichen Freund der Menge.

O sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht!
Verhülle mir das wogende Gedränge,
Das wider Willen uns zum Strudel zieht.
Nein, führe mich zur stillen Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht,
Wo Lieb und Freundschaft unsres Herzens Segen
Mit Götterhand erschaffen und erpflegen.
Ach! was in tiefster Brust uns da entsprungen,
Was sich die Lippe schüchtern vorgelallt,
Mißraten jetzt und jetzt vielleicht gelungen,
Verschlingt des wilden Augenblicks Gewalt.

Dies wurde 1797 geschrieben, acht Jahre nach dem Abschluß des Tasso, zu einer Zeit, als Goethe wohl noch für den Spielplan des Weimarer Hoftheaters, nicht aber mehr für den der deutschen Bühne wirken mochte. Beinah ein Vierteljahrhundert war vergangen, seit er an die nie gesehene Jugendfreundin Auguste Stolberg geschrieben hatte: ‚O wenn ich jetzt nicht Dramas schriebe, ich ging' zugrunde!‘ Jetzt glaubte er nicht mehr an den unwiderstehlichen Innentrieb eines Dichters zum Drama, sondern meinte, der komme von außen:

Leider werden wir Neuern wohl auch gelegentlich als Dichter geboren, und wir plagen uns in der ganzen Gattung herum, ohne recht zu wissen, woran wir eigentlich sind, denn die spezifischen Bestimmungen sollen eigentlich von außen kommen, und die Gelegenheit das Talent determinieren. — Warum gelingt uns das Epische so selten? Weil wir keine Zuhörer haben (wie die griechischen Rhapsoden). Und warum ist das Streben nach theatralischen Arbeiten so groß? Weil bei uns das Drama

die einzig sinnlich reizende Dichtart ist, von deren Ausübung man einen gewissen gegenwärtigen Genuß hoffen kann (an Schiller, 27. 12. 1797).

Für Goethe hat die dramatische Form vor allem den Reiz, daß in ihr ein einzelner Mensch sein Innenleben ganz entfalten kann. Dies ist ihm die Hauptsache; des Menschen Kampf mit andern Menschen dient nur jenem höchsten Zwecke. Das geschichtliche Drama beengt den Dichter in diesem reinen Auswirken des Helden: die Geschichte zwingt ihm zu viel fertige Züge und Geschehnisse auf, die er nicht ganz übersehen darf, will er den Leser nicht durch unverständliche Willkür verwirren. Darum wählt er sich, wo er einen geschichtlichen Helden darstellt — und geschichtlich oder sagengeschichtlich sind alle seine lebendigen Dramen —, einen solchen, der zur Not für sich allein gedacht werden kann, der ohne Rücksicht auf die Menge seinen Lebensweg vollendet und durch das Schicksal in der eignen Brust, durch seinen ‚Dämon‘, untergeht oder gerettet wird. Die Menge, überhaupt die Andern haben so gut wie nichts dazu oder dagegen zu tun.

In der Freiheit, ja der Verachtung gegen den geschichtlich überkommenen Stoff begegnete sich Goethe mit den größten Dramatikern; seine starken Aussprüche darüber wurden schon erwähnt (S. 281). Lessing hatte die ‚Weltgeschichte nur ein großes Repertorium für den Dichter‘ genannt. Schiller, unser eigentlicher Geschichtedramatiker, schrieb in der Vorrede zum Fiesko: ‚Der Dichter ist Herr über die Geschichte‘ und an Karoline von Wolzogen (10. 12. 1788): ‚Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden.‘ Kleist hat nach demselben Grundsatz gehandelt, wie seine Hermannsschlacht zeigt, und Hebbel erklärte die Geschichte für den Dichter höchstens als ‚Vehikel zur Verkörperung seiner Anschauungen und Ideen‘. Indessen alle diese Dramatiker, denen sich Shakespeare mit seinen geschichtlichen Dramen zugesellt, behaupteten ihr Dichterrecht gegenüber der Geschichte vornehmlich zum Zweck einer dramatischen Handlung, die ihrem Genius Raum ließ zum freien künstlerischen Spiel der gegeneinander ringenden Menschen. Goethe bewahrte sich diese Freiheit nicht zum Entfalten von Spiel und Gegenspiel oder zum Zeichnen eines belebten Hintergrundes, sondern einzig zum ungestörten Ausschöpfen des einen Menschen, der im Mittelpunkte steht.

In einem Brief an den Musiker Kayser (23. 1. 1786) schreibt Goethe den verblüffenden Satz: ‚Mein höchster Begriff vom Drama ist rastlose Handlung‘; doch dreht es sich in dem Briefe wesentlich um — die Opernposse ‚Scherz, List und Rache‘, und der Satz ist schwerlich in allgemeinerm Sinne gemeint. Ein andrer Ausspruch Goethes (zu Stephan Schütz, 1806) trifft besser in den Kern seiner dramatischen Dichtung: ‚Ich habe gegen das Theater geschrieben.‘ In keinem seiner Stücke führt ein Held selbst die vorwärtsdrängende Handlung. Götz wird getrieben, hierhin, dorthin, zuweilen auch gegen sein besseres Wollen, und stirbt endlich nicht an einer Tat, nicht einmal an seinem Charakter, sondern genau genommen an einer körperlichen Krankheit, von der er auch hätte genesen können. Von Clavigo und Fernando braucht nicht geredet zu werden. Egmont ist ein wehrloses Opfer des entschlossenen Alba. In der Iphigenie handelt nicht Orest, sondern, soweit gehandelt wird, Iphigenie und Pylades. Die Führung im Tasso hat nicht der edle, aber ohnmächtige Held, sondern sein übermächtiger Gegenspieler. Und von Faust wird niemand behaupten, daß er, trotz seinen schönen Versen: ‚Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, Der täglich sie erobern muß‘, etwas Wesentliches für Freiheit und Leben aus eigner Kraft vollbringt.

Einen zum wirklichen Drama unentbehrlichen Kampf zwischen zwei einigermaßen gleichen Kräften, dessen Ausgang uns nicht von vornherein bekannt ist, gibt es in Goethes Stücken nicht. Nachdem wir Egmonts dämonisches Sichgehen- und Geschehenlassen beobachtet haben, wissen wir, er wird nicht in einem Kampf erliegen, sondern abgeschlachtet werden. Schon nach dem zweiten Akt des Tasso ist uns das Erliegen eines Wehrlosen klar, ein wirklicher Kampf wird nicht weiter geführt. Wo bei Goethe mutvoll gehandelt wird, wo Menschen ihr Schicksal entschlußkräftig in die eigenen Hände nehmen, da — sind es handelnde Frauen! Im Götz ist es Adelheid, die Weislingen aufstachelt: ‚Komm! Victoria ist ein Weib, sie wirft sich dem Tapfer-

sten in die Arme!‘ Der mutvollste Mensch im Egmont ist Klärchen. Im Faust ist es das schwache Gretchen, das sich am Schlusse zu heldenhafter Größe erhebt, indem es die Rettung zurückstößt. In den dürftigen ‚Aufgeregten‘ handelt vornehmlich die tatkräftige Friederike; im ‚Mädchen von Oberkirch‘ lebt das Heldentum in der Brust eines Weibes, und nach dem Plane der Fortsetzung der Natürlichen Tochter sollte Eugenie zuletzt neben dem hilflosen König heldenhaft handelnd untergehen. Mit Ausnahme der Adelheid — die aber im Urgötz einer großen Liebesleidenschaft fähig ist — hat Goethe kein im Vordergrunde stehendes schlechtes Weib geschaffen!

Mehr als ein paar Menschen, nun gar Massen, kämpfend darzustellen, hat Goethe, außer im Götz, niemals versucht; einen Auftritt wie den Reichstag in Schillers Demetrius hätte er nicht gewagt, und den Tell konnte er sich nur als Epos denken. Im Egmont schwätzt das Volk, zieht sich aber feige zurück, sobald Gewalt gegen Gewalt gesetzt werden soll.

Goethes Ausspruch über seine Gabe zur äußersten Tragik im Drama ist hier zu wiederholen und zu ergänzen:

Ohne ein lebhaftes pathologisches Interesse ist es mir niemals gelungen, irgendeine tragische Situation zu bearbeiten, und ich habe sie daher lieber vermieden als aufgesucht. — Ich kenne mich zwar nicht selbst genug, um zu wissen, ob ich eine wahre Tragödie schreiben könnte; ich erschrecke aber bloß vor dem Unternehmen und bin beinahe überzeugt, daß ich mich durch den bloßen Versuch zerstören könnte (an Schiller, 9. 12. 1797).

Schiller suchte ihn zu trösten (12. 12. 1797):

Sollte es wirklich an dem sein, daß die Tragödie, ihrer pathetischen Gewalt wegen, Ihrer Natur nicht zusagte? In allen Ihren Dichtungen finde ich die ganze tragische Gewalt und Tiefe, wie sie zu einem vollkommenen Trauerspiel hinreichen würde. — Ich glaube auch, eine gewisse Berechnung auf den Zuschauer, von der sich der tragische Poet nicht dispensieren kann, der Hinblick auf einen Zweck, den äußern Eindruck, der bei dieser Dichtungsart nicht ganz erlassen wird, geniert Sie, und vielleicht sind Sie gerade nur deswegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie ganz zum Dichter in seiner generischen Bedeutung erschaffen sind.

Wir haben noch andre Bekenntnisse Goethes über diesen Kernpunkt seines dichterischen Wesens — ‚Stets des Lebens dunkler Seite Abgewendet wie Apoll‘ nannte es Rückert —:

Was die Tragödie betrifft, ist es ein kitzlicher Punkt. Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, da meine Natur conciliant ist; daher kann der reintragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor (an Zelter, 31. 10. 1831).

Zu Eckermann sprach er von dem Plan eines einaktigen Stückes in Prosa, ‚grausam und erschütternd, so daß am Ende zwei Leichname zurückbleiben‘. Er habe es lange durchdacht, es sei ihm so vollkommen gegenwärtig, daß er es in acht Tagen diktieren wollte; die Grausamkeit des Gegenstandes ließ ihn zurückschaudern.

Darum ‚haßte‘ er den vierten Akt des Egmont, in dem die kalte Schicksalsfaust den Helden packt, und schob die Arbeit möglichst hinaus. Darum strich er in der zweiten Handschrift des Götz den großartigen, aber grausamen Auftritt zwischen dem unerbittlichen Metzler und der Frau des Helfensteiners, desgleichen die Erdrosselung Adelheids; beseitigte den die tragische Wirkung der Domszene im Faust mächtig steigernden Zusatz des Urfaust, daß die ‚Exequien‘ der Mutter Gretchens begangen werden; erwiderte der verdammenden Stimme am Schlusse des Urfaust: ‚Sie ist gerichtet!‘ mit der verzeihenden des späteren Faust: ‚Ist gerettet!‘ Die durchaus auf ein Trauerspiel angelegte Stella ließ er versöhnlich ausgehen, blutig erst auf den dringenden Einspruch der Freunde. So kann man fast überall da, wo Umformungen älterer Stücke vorliegen, das Abschwächen und Abtönen auf den späteren Stufen nachweisen. Wie bezeichnend ist sein Wort zu Schiller (18. 3. 1799) über den Ausgang von ‚Wallensteins Tod‘: ‚Der Schluß des Ganzen durch die Adresse des Briefes (‚Dem F ü r s t e n Piccolomini!‘) erschreckt eigentlich, besonders in der weichen Stimmung, in der man sich befindet.‘ — Um so besser! mag Schiller gedacht haben.

Wo sich aber Goethe einmal von der Menschheit ganzem Jammer ohne Selbstmitleid grimmig anpacken ließ, da gelang ihm das Äußerste der Tragik, noch über Shakespeare hinaus: die Szenen Gretchen im Dom und im Kerker übertragen durch ihre erschütternde Gewalt, ihren

allgemeineren Menschenschmerz noch den Tod Desdemonas und Cordelias, wie Gretchens Wahnsinn uns noch inniger ergreift als Ophelias.

Wie Goethe als Theaterleiter, beim Umarbeiten alter Stücke, z. B. von Shakespeares Romeo und Julia, glättend und mildernd verfuhr, ist später zu zeigen (S. 463); hier wird zunächst nur des künstlerischen Leiters der Darsteller und der Darstellungen gedacht. Das Tatsächliche erzählt uns, wie immer, am besten Goethe selbst (in den Annalen für 1791 und 1794):

> Damit ich doch von dichterischer und ästhetischer Seite nicht allzu kurz käme (gegenüber den ‚chromatischen Untersuchungen'), übernahm ich mit Vergnügen die Leitung des Hoftheaters (im Januar 1791). Eine solche neue Einrichtung ward veranlaßt durch den Abzug der Gesellschaft Bellomos (eines steirischen Theaterunternehmers), welche seit 1784 in Weimar gespielt hatte. Die Stelle der Abziehenden war desto leichter zu ersetzen, weil man die Theater von ganz Deutschland zur Auswahl vor sich sah. Breslau und Hannover, Prag und Berlin sendeten uns tüchtige Mitglieder. — Sodann blieben auch von jener abziehenden Gesellschaft verdienstvolle Individuen zurück. — Das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol (!) des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte.

Bedenkt man, daß Goethe das Hoftheater übernahm zu einer Zeit, als sein eigener dramatischer Schöpferquell noch nicht ganz versiegt war, daß er ungefähr ebenso viel Zeit und Mühe wie an eigne Werke — an Menschen und Dinge wandte, die ihn künstlerisch gar wenig bereicherten; so mag man zwar Weimar zu diesem Führer und Anfeurer in der Theaterkunst beglückwünschen, für Goethe selbst war der Verlust kostbarer Lebenskraft unendlich größer als der Gewinn. Auch dies, wie so manches frühere kritische Wort über Goethes Zeitverwendung, wird gesagt in dem Gefühl, daß er nicht anders gekonnt, daß ihn sein Wesenstrieb unwiderstehlich zwang, sich da zu betätigen, wo er für das gastliche Land und dessen Fürsten, für die Kunst und das allseitige Entfalten seines Geistes eine Stätte sah, — was alles nicht ausschließt, daß wir uns ein fruchtbringenderes Ausnutzen der kostbaren Tage eines Goethe denken dürfen.

Unter wie engen, armen Verhältnissen hat sich der Theaterleiter Goethe in einer Stadt von 6000 Menschen, mit so viel weniger gebildeten Seelen, abgemüht! Der teuerste Platz kostete zwölf, der billigste zwei Groschen, was selbst bei dem damaligen Doppelwerte des Geldes nicht hinreichte, das Theater sich aus eigener Kraft erhalten zu lassen. Der Herzog mußte alljährlich ansehnliche Zuschüsse leisten, einmal bis zu 7500 Talern im Jahr; unter der sechsundzwanzigjährigen Leitung Goethes hat das Hoftheater über 150 000 Taler Zuschuß gekostet. Dieser wäre noch höher gestiegen, hätte die Gesellschaft nicht im Sommer in dem vornehmen Bade Lauchstädt bei Halle gespielt und meist gute Geschäfte gemacht. Die Aufführung eines Stückes wie Schillers Jungfrau wurde bei der geringen Mitgliederzahl und den dürftigen Gewändermitteln des Weimarer Theaters zu einer schweren Sorge Goethes. In allen personenreichen Stücken mußten die bedeutenderen Darsteller zwei, ja drei Rollen, große und kleine, übernehmen, und das einzige kostbare Prunkstück dieses Hoftheaters, der Krönungsmantel des Königs in der Jungfrau, war aus — unechtem Samt. Gerührt liest man die Briefe Goethes an den trefflichen Kirms, den Regierungsmann für die Theatersachen, und die Erinnerungen von Eduard Genast, dem Sohne des Spielleiters Anton Genast unter Goethe, über die kleinen Leiden und Freuden des Olympiers an der Spitze einer Hofbühne, die bei ausverkauftem Hause vielleicht 120 Taler brachte und doch vorbildlich war für die Theater von ganz Deutschland. Einmal schwang sich das Hofheater zu einem Preisausschreiben mit dreißig Dukaten für das beste Intrigenstück auf; — der Preis blieb unverteilt, da nur Wertloses, oder Unmögliches wie Arnims ‚Ponce de Leon', einlief. Die höchste Bezahlung für die Überlassung eines Stückes erhielt Schiller für den Tell: 150 Taler.

Andre deutsche Bühnen hatten einzelne bessere Darsteller, so das Nationaltheater in Berlin seinen Iffland; doch besaß Weimar unter Goethes Leitung nach dem Urteil der berufensten Zeitgenossen das beste Zusammenspiel. ‚Virtuosität muß von der dramatischen Kunst ferngehalten werden', schrieb Goethe 1807 an den älteren Genast. ‚Keine einzelne

Stimme darf sich geltend machen; Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste beherrschen will.' Und in den Annalen zu 1791 heißt es: ‚Ich verfuhr von vornherein so, daß ich in jedem Stück den Vorzüglichsten zu bemerken und ihm die Andern anzunähern suchte.' Bis zum heutigen Tage gelten diese Grundsätze für jede künstlerisch geleitete deutsche Bühne.

Am 7. Mai 1791 wurde das stehende Hoftheater mit Ifflands ‚Jägern' eröffnet. Wie nahe hätte es nach unserm Gefühl gelegen, es mit einem der großen Dramen Lessings, Schillers oder Goethes selbst einzuweihen! Doch der Leiter kannte seine Zuhörer: der Menge, von der allein das Theater leben konnte, waren die Stücke Ifflands, Schröders, Kotzebues und ihrer französischen Vorbilder bei weitem verständlicher und angenehmer als die hohe Kunst; ja die Vorliebe für jenen Zweig des Dramas reichte sehr weit hinauf in die vornehmen Gesellschaftskreise Weimars. Frau von Stein schreibt z. B. über einen Kotzebueschen Schmarren: ‚Wenn mein Kopfweh nachläßt, gehe ich den Abend in sein Stück ‚Das Epigramm'; im Lesen hat mir's gut gefallen. Ich habe leider den Geschmack des Publikums, also eigentlich den gemeinen, denn ich kann die Kotzebueschen Stücke nicht so übel finden.'

Sie und die ihr bildungsverwandten Zuschauer standen überhaupt auf der Kunsthöhe Kotzebues. Unter den ungefähr 600 verschiedenen Stücken, die während Goethes Theaterherrschaft in Weimar aufgeführt wurden, nehmen die Kotzebueschen an Zahl die erste Stelle ein: 87 mit 410 Aufführungen; dann folgt Iffland mit 31 Stücken und 206 Aufführungen. Goethe wurde 153 mal, Schiller 174, Lessing 42, Shakespeare 46 mal gespielt: diese vier Größten zusammengenommen also nur ebenso oft wie der eine, allerdings unendlich fruchtbarere, Kotzebue.

Eine so kleine Zuhörerschaft vertrug natürlich nur seltene Wiederholungen eines Stückes: daher die ewige Sorge um einen irgendwie brauchbaren Zuwachs zum Spielvorrat. Sie trieb Goethen zur übersetzenden Bearbeitung von fremden Werken wie Voltaires Mahomet und Tancred, an die er sonst sicher nicht gedacht haben würde; auch Schiller mußte sich zu allerlei Übersetzungsarbeit herbeilassen. Mit edler Unbefangenheit ließ Goethe schon im ersten Theaterjahr, trotz seiner damals noch herrschenden Gegensätzlichkeit zu Schiller, dessen Don Karlos würdig aufführen (im Februar 1792), wie er denn, bei aller Rücksicht auf die zahlende Menge, immer bestrebt blieb, sie von Zeit zu Zeit gelinde an die über ihr stehende große Kunst zu gewöhnen. Als er darin einen so einzigen Mitarbeiter wie Schiller gefunden, steigerten sich Liebe und Verständnis der Weimarer Theatergemeinde in wenigen Jahren auf eine in Deutschland zuvor nicht erreichte Höhe.

Der oberste Leiter des Hoftheaters mußte selber Hausdichterdienste verrichten; mit einem Prolog Goethes wurden die Vorstellungen im Mai 1791 eröffnet. Man kann nicht sagen, daß er sich's hat sauer werden lassen. Der Prolog beginnt:

Der Anfang ist an allen Sachen schwer;
Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge,

und stände dies nicht gedruckt in Goethes Werken, man würde ganz gewiß nicht auf ihn als den Verfasser raten. In dem Prolog vom 1. Oktober 1791 gibt es Verse wie diese:

Seid überzeugt: der Wunsch, euch zu gefallen,
Belebt die Brust von jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; vielleicht in Deutschland mehr
Als anderswo!

Schiller rühmte an Goethes vorliebnehmenden, arg prosaischen Theaterreden den ‚so hübsch häuslichen Charakter'. Nicht, daß Goethe für einen flüchtigen Abend und mittelgebildete Zuhörer dergleichen dichten und sprechen lassen konnte, erregt Bedenken; sondern nur, daß es in so viele Ausgaben seiner Werke Aufnahme gefunden hat. Geblieben sind aus den mancherlei Theaterreden Goethes einzig die am Tage der Schlacht bei Leipzig geschriebenen Verse, die hinterher einen so ahnungsvollen Inhalt gewannen: ‚Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag', in dem Prolog zu einem englischen, von dem Leipziger Dyk (S. 418) bearbeiteten Trauerspiel ‚Essex'.

Acht Jahre nachdem Goethe sein Theateramt niedergelegt, äußerte er sich zu Eckermann (22. 3. 1825) über seine Art des Geschäftsbetriebes:

Ich sah nicht auf prächtige Dekorationen und eine glänzende Garderobe, aber ich sah auf gute Stücke. Von der Tragödie bis zur Posse, mir war jedes Genre recht; aber ein Stück mußte etwas sein, um Gnade zu finden. Es mußte groß und tüchtig, heiter und graziös, auf alle Fälle aber gesund sein und einen gewissen Kern haben. Alles Krankhafte, Schwache, Weinerliche und Sentimentale, sowie alles Schreckliche, Greuelhafte und die gute Sitte Verletzende war ein für allemal ausgeschlossen; ich hätte gefürchtet, Schauspieler und Publikum damit zu verderben.

Goethes Ideal des Bühnenspiels läßt sich mit einem Worte bezeichnen: er strebte nach Stil. Ein abgesagter Feind des von Berlin über die Theater hereinbrechenden ‚Naturalismus', hielt er auf feste Regeln, selbst für das Lustspiel und die Posse, ‚im Gegensatz zu dem Schröderischen Stil', der dem Darsteller weite Freiheit, vor allem die der Natürlichkeit ließ. Empört über das von Berlin angesteckte Leipziger Theater schrieb er 1800 an Schiller: ‚Von Kunst und Anstand keine Spur, — des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens kein Ende.' In seinen Regeln für Schauspieler (1803) stehen u. a. die Sätze:

Kein Provinzialismus taugt auf die Bühne. — Zunächst bedenke der Schauspieler, daß er nicht allein die Natur nachahmen, sondern sie auch idealisch vorstellen solle. — Der Schauspieler muß stets bedenken, daß er um des Publikums willen da ist. Sie sollen daher auch nicht aus mißverstandener Natürlichkeit untereinander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen (!), noch den Zuschauern den Rücken zuwenden. Auch merke man vorzüglich, nie ins Theater hineinzusprechen, sondern immer gegen das Publikum. Statt mit dem Kopf sich gleich ganz umzuwenden, lasse man mehr die Augen spielen.

Goethes Ansichten von Theaterkunst entsprachen damals fast durchweg den Regeln der französischen Klassikerbühne, die er schon als Knabe kennen gelernt hatte. Sie haben sich für das klassische Drama bis heute auf dem Pariser Théâtre Français erhalten.

Wie wohl jeder Theatermann hat Goethe weit mehr Ärger als Freude an seinem Amt erlebt. Triumphe wie die bei der Aufführung von Schillers Wallenstein und Tell gab es selten; sie lohnten ihm seine hingebende Mühe um das Gelingen. Für die Ausstattung des Wallenstein hatte er Holzschnitte aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges zurate gezogen, sich um die Gewandung jedes Darstellers bis ins einzelne gekümmert und auf den zahlreichen Proben die Arbeit getan, in die sich heute an jedem größeren Theater vier oder fünf Angestellte teilen.

Die reinste, nur selten beschiedene Freude gewährte ihm das Anleiten einer jungen Kraft wie der von einem verstorbenen Schauspieler Neumann hinterlassenen vierzehnjährigen Tochter, ‚des liebenswürdigsten, natürlichsten Talents, das mich um Ausbildung anflehte'. Vorzeitig verheiratet und mehrmals Mutter geworden, siechte Christiane Becker allzu früh hin und wurde schon mit 19 Jahren weggerafft. Welchen Einfluß sie sogar auf Goethes Gestaltenschöpfung geübt, beweisen seine Worte: ‚Meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres.' In der bei der Kunde ihres Hinscheidens gedichteten Elegie ‚Euphrosyne' (in der Schweiz 1797) hat er seine Erinnerung an ihre schönste Rolle, den Knaben Arthur in Shakespeares König Johann, rührend verklärt. Das liebliche Kind läßt er darin zu ihm, dem liebenden Lehrer, sprechen:

> Warum, mein Vater, so ernst? und hab' ich gefehlet,
> O! so zeige mir an, wie mir das Bessre gelingt.
> Keine Mühe verdrießt mich bei dir, und alles und jedes
> Wiederhol' ich so gern, wenn du mich leitest und lehrst.

Goethe selbst hatte in der Probe die Rolle Huberts übernommen, der Arthur zu blenden kommt.

Von den Ärgernissen eines Theaterleiters wurde Goethen keines erspart; ja die demütigendste Kränkung seines Lebens, die einzige, die er sich ohne Gegenwehr gefallen lassen mußte, kam ihm vom Theater: sein aufgezwungener Abschied (S. 555). Natürlich wurde ein Vorgesetzter wie er von den Künstlern verehrt, ja geliebt; doch erzeugte seine der Sache dienende Strenge bei den davon Betroffenen manchen Widerspruch, der, wie in dem Falle der Schauspielerin Jagemann, der Geliebten des Herzogs, zu geheimen und offenen Zetteleien gegen

den Meister führte. Goethe duldete kein Rollenmonopol, verlangte Unterordnung unter den Kunstzweck und von Jedem allgemeine Dienstbereitschaft. Kein noch so bedeutendes Mitglied durfte sich weigern, im Notfall eine Statistenrolle zu übernehmen.

Eigenmächtigkeiten wie die einer Schauspielerin, die ohne Goethes Erlaubnis als Gast in Berlin aufgetreten war, bestrafte er mit Stubenarrest und einer Schildwache vor dem Hause die von der Sünderin selbst bezahlt werden mußte. Hiergegen erhob Iffland von Berlin Einspruch und erwartete, daß ‚die humane Direktion, in der Hand des ersten Dichters der Welt, gewiß mit Achtung für das Geschlecht' handeln werde. Der Herzog nannte seinen Theaterleiter rundheraus einen ‚kleinen Tyrannen'. Es gibt Strafbefehle von Goethes Hand, die uns verblüffen; doch ist an die strengere Zucht und die viel niedrigere Stellung der Schauspieler jener Zeit zu denken. Er droht Strafen dagegen an, daß ‚Schauspieler sich mit unbesonnenen und unanständigen Reden über die ihnen vorgesetzte Direktion respektswidrig geäußert haben'; erläßt eine ‚scharfe Rüge', als er vernommen, ‚daß Mitglieder der Kapelle, im höchsten Grad der Unverschämtheit, gegen ‚Des Epimenides Erwachen' und dessen Musik leidenschaftlich auftreten, so daß man nicht weiß, ob man über Gemeinheit oder Dünkel sich mehr verwundern solle'. Er schreibt an Kirms über Widersetzlichkeiten unter den Theaterarbeitern: ‚Wenn das sämtliche Personal nach und nach eine Nacht auf der Hauptwache wird zugebracht haben, so, hoffe ich, soll unsere Sache vortrefflich stehen.' Besonders streng verfuhr er gegen Künstler, die ihre Rollen schlecht gelernt oder undeutlich gesprochen hatten: ‚Diese Vernachlässigungen setzen den Schauspieler in die Klasse der Handwerker, und wenn er sogar nicht memoriert hat, unter die Wortbrüchigen.'

Begreiflicher ist es, daß er lächerlich klingende Künstlernamen selbstherrlich in wohllautende verwandelte: aus einem Fräulein Petersilie wurde eine Silie. Wie der alternde Goethe überhaupt von der Stellung des Künstlers zum Machthaber gedacht, zeigt sein seltsamer Ausspruch über die bildenden Künste: ‚Der Grundsatz, daß man den Künstlern nur Unterhalt geben und sie übrigens solle gewähren lassen, wie sie können und wollen, entspringt aus der Anarchie.' Michelangelo und Raphael, die sich in Kunstfragen selbst dem mächtigen Papste nicht fügten, hätten es unter Goethe schwer gehabt.

Gar keine Nachsicht kannte er, wo es sich um einen künstlerischen Zweck handelte; hier ging er gelegentlich bis zur Quälerei. Eine ungeschickte Schauspielerin ließ er in der Probe ihre paar Worte wohl fünfzigmal wiederholen und erwiderte auf ihre Tränen: ‚Nun, mein liebes Kind, gehen Sie jetzt nach Hause und überdenken Sie sich das; dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebensovielmal wiederholen. Da soll es wohl gehen.' Nur darf man solche Anekdoten nicht verallgemeinern; es gibt doch mehr Berichte über seine vornehme, liebenswürdige Art künstlerischer Belehrung, so über die Zurechtweisung: ‚Nun, das ist ja garnicht übel, obgleich ich mir den Moment so gedacht habe. Überlegen wir uns das bis zur nächsten Probe, vielleicht stimmen dann unsere Ansichten überein.' Alles in allem blickten die echten Künstler seiner Bühne mit liebender Ehrfurcht auf zu Goethe; das warme Herz des gewaltigen Mannes, seine Sachlichkeit, sein Anerkennen tüchtiger Leistungen söhnten die gekränkte Eigenliebe immer wieder aus.

An menschlichen Versuchungen konnte es einem Theaterleiter wie Goethe nicht fehlen; mit eisernem Willen hielt er allen stand und durfte später bekennen:

> Es fehlte bei unserm Theater nicht an Frauenzimmern, die schön und jung und dabei von großer Anmut der Seele waren. Ich fühlte mich zu mancher leidenschaftlich hingezogen, auch fehlte es nicht, daß man mir auf halbem Wege entgegenkam. Allein ich faßte mich und sagte: Nicht weiter! Ich kannte meine Stellung und wußte, was ich ihr schuldig war. Ich stand hier nicht als Privatmann, sondern als Chef einer Anstalt, deren Gedeihen mir mehr galt als mein augenblickliches Glück. Hätte ich mich in irgend einen Liebeshandel eingelassen, so würde ich geworden sein wie ein Kompaß, der unmöglich recht zeigen kann, wenn er einen einwirkenden Magnet an seiner Seite hat (zu Eckermann 22. 3. 1825).

Die Theaterzensur übte Goethe selbst und mit aller Strenge, aus politischen und andern Gründen auch gegen ältere, längst gespielte Stücke. Er strich in Kotzebues „Kleinstädtern' jede literarische Satire, wodurch das Stück ganz saftlos wurde, und gab nicht nach, als Kotzebue sich solchem Verwässern mit Recht widersetzte. Scharfe Kritik der aufgeführten Werke oder der

Darsteller duldete er nicht. Als der Weimarische schöngeistige Schuldirektor Böttiger, den er ohnehin nicht ausstehen konnte, ein herbes Urteil über den Schlegelschen Jon erscheinen lassen wollte, drohte Goethe, er werde, wenn es erschiene, die Theaterleitung niederlegen, und erzwang dadurch das Verbot des Druckes. In den Annalen heißt es, für uns fast komisch, darüber: ‚Es war noch nicht Grundsatz, daß in demselbigen Staat, in derselbigen Stadt es irgend einem Glied erlaubt sei, das zu zerstören, was andere kurz vorher aufgebaut hatten.‘ Auch die Zuschauer standen unter seiner Zucht: ‚Bei uns kann kein Zeichen der Ungeduld stattfinden, das Mißfallen kann sich nur durch Schweigen, der Beifall nur durch Applaudieren bemerklich machen, kein Schauspieler kann herausgerufen, keine Arie zum zweitenmal gefordert werden.‘ Und als bei der Aufführung des tollen Alarcos von Friedrich Schlegel gelacht wurde, was sehr verzeihlich war, erhob sich Goethe mitten im Parkett und donnerte die Zuhörer an: ‚Man lache nicht!‘

Achtes Kapitel.

Kleine Prosaarbeiten und Wiederaufnahme des Faust.

Die zusammenhängende Beschreibung seiner italienischen Reise nach Briefen und Tagebüchern hat Goethe erst viel später abgefaßt; nach der Rückkehr aus Italien gab es zunächst die dringendere Arbeit zum Abschlusse des Tasso. Indessen noch übervoll von den Eindrücken des schönen, durch die Ferne verschlungenen Landes, empfand er den Drang, wenigstens einige der reizvollsten und deutschen Lesern zugänglichsten in selbständigen Aufsätzen festzuhalten. Da ihn Wieland um Beiträge für seinen Merkur ersuchte, so bot ihm Goethe vermischte ‚Reisebemerkungen‘ an, die durch Stoff und Form immerhin eine gewisse Einheit bildeten. Als sorgsamer Hausvater, der jüngst nur ausgegeben, erkundigte er sich bei Wieland, ‚damit unser Kontrakt ganz rein werde, was du mir dagegen an Gold oder Silber geben willst? Ob ich gleich keine Kinder zu ernähren habe, so muß ich doch darauf denken, etwas in den Beutel zu leiten, da so viel hinaus geleitet wird‘. Wieland ging mit Freuden darauf ein, und so lieferte ihm Goethe nach und nach Das römische Karneval und die später unter dem Titel Über Italien vereinigten Aufsätze. Als er nach einem Menschenalter seine ‚Italienische Reise‘ als Gesamtwerk herausgab, stopfte er, nach beliebter Gewohnheit, die meisten dieser Schriften wie sie da waren, oder leicht umgearbeitet, in den Text oder den Anhang.

Das römische Karneval (1789) ist der wertvollste dieser Aufsätze, ein Meisterwerk anschaulicher Schilderei, klassisch an Stil und Sprache, für Kenner wie Nichtkenner Italiens ein anmutig belehrendes Lesen, da ja die alten römischen Karnevalsbräuche längst ausgestorben sind. Man beachte den so recht Goethischen Sinn für ordnende Übersicht, der sich in den vielen Unterteilen mit besondern Überschriften ausspricht.

Von den weiteren sechs Stücken haben für uns nur noch zwei höheren Wert. Das Zur Theorie der bildenden Künste stellt Betrachtungen an über den wahrscheinlichen Stufengang der antiken Steinbaukunst aus der Holzbaukunst und schließt mit einem Ausfall auf das ‚Ungeheuer‘ und den ‚erfindungslosen Unsinn‘ des Mailänder Doms, einem Urteil, das längst nicht mehr gilt.

Der Aufsatz Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil leidet an Unklarheit. Goethe hatte sich damals, Ende 1788, selbst noch nicht zum hellen Bewußtsein dessen hindurchgedacht, was er als ‚Stil‘ verehrt sehen wollte; die Schrift zeigt nur das Ringen nach einem festen Standpunkt, noch kein allgemeinverständliches Ergebnis des Ringens. Wir gewinnen wenig, wenn wir lesen: ‚Wie die einfache Nachahmung auf dem ruhigen Dasein und einer liebevollen Gegenwart beruht, die Manier eine Erscheinung mit einem leichten, fähigen Gemüt ergreift, so ruht der Stil auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge.‘

Der Vollständigkeit wegen sei noch eines erst aus dem Nachlaß bekannt gewordenen dramatischen Bruchstückes Falstaff (1792) gedacht, das an einen Auftritt in Shakespeares ‚Heinrich IV.‘ (Teil 2, Akt 5, 3), an Falstaffs Verstoßung durch Heinrich V., anknüpft. Der Stoff bot zu wenig fruchtbare Möglichkeiten, und Goethe ließ ihn nach einigen drolligen Bemerkungen des dicken Ritters fallen.

Die während dieses ganzen Zeitraumes von 1788 bis zur Freundschaft mit Schiller niemals aussetzende Arbeit in allen Zweigen der Naturwissenschaft veranlaßte Goethe zu einer Art von Rechenschaftslegung über seine Art des wissenschaftlichen Versuchs. Wie heilig ernst er selbst es damit genommen und zu nehmen mahnte, lesen wir in seinem noch heute sehr beachtenswerten Aufsatz Der Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt (1793). Sie hätte den Fachgelehrten zeigen müssen, daß Goethe in der wissenschaftlichen Strenge gegen sich selbst hinter keinem von ihnen zurückstand, z. B. wenn er von dem versuchenden Forscher forderte, daß

er auch da, wo er von niemand so leicht kontrolliert werden kann, sein eigner strengster Beobachter sein und bei seinen eifrigsten Bemühungen immer gegen sich selbst mißtrauisch sein soll. — Wir haben von den Mathematikern zu lernen, und selbst da, wo wir uns keiner Rechnung bedienen, müssen wir immer so zu Werke gehen, als wenn wir dem strengsten Geometer Rechenschaft zu geben schuldig wären.

So sehen wir Goethe schon auf dieser Lebensstufe — wie als bahnbrechenden Entdecker, so als Lehrmeister der Richtwege zu ferneren Funden in den Bereichen der Naturerkenntnis.

An jedem tiefen Lebenseinschnitt Goethes fragen wir nach dem Schicksal seines dem Leben entsprungenen, ihn durchs Leben begleitenden Hauptwerkes, des **Faust.** Ein halbes Menschenalter des Dichters ist vergangen, seit das Riesengedicht zuerst vor uns auftauchte; in den dazwischenliegenden Abschnitten konnte von ihm als einem fortschreitenden Gebilde nicht mehr die Rede sein.

Es gibt kein zweites Beispiel einer so übelwollenden Behandlung des gewaltigsten Kunstwerkes durch seinen eigenen Schöpfer, wie des Faust durch Goethe. Im Kopfe dieses ‚singularen Menschen' ist wirklich so ziemlich alles Wichtigste anders zugegangen als sonst in Menschenköpfen. Der Gesamteindruck der Geschichte von Goethes Faust zwischen 1775 und etwa 1789 ist der, daß der Dichter immer nur mit Unlust, ja mit Widerwillen an sein Werk geschritten, es mit so viel übler Nachrede bedacht hat wie kein fremder Widersacher, und daß ihm die Anstöße zum Weiterführen und Vollenden, des ersten wie des zweiten Teils, weit weniger aus unwiderstehlichem Innendrange als aus gutem Zureden und liebendem Anfeuern werter Freunde oder Gehilfen, erst Schillers, dann Eckermanns, kamen. Für die Stufe, bei der wir hier stehen, die erste gedruckte Faust-Probe, hat sogar ein äußerlicher Umstand das Meiste getan: der Zwang, einen neuen Band der Gesamtausgabe der Werke zu füllen.

Die Geschichte des Faust seit 1775 bis zum Bruchstück von 1790 ist gar kurz. An beflügelndem Beifall hat es Goethen wahrlich nicht gefehlt: begeistert waren alle, denen er den Urfaust vorgelesen. Gleich nach des Dichters Weggang von Frankfurt schrieb Merck an Nicolai: ‚Ich erstaune, so oft ich ein neu Stück zu Fausten zu sehen bekomme, wie der Kerl zusehends wächst und Dinge macht, die ohne den großen Glauben an sich selbst und den damit verbundenen Mutwillen unmöglich wären', und ähnlich wird sich Merck, der mit Verstand zu loben wußte, zu Goethe selbst ausgesprochen haben. Nach einer Vorlesung am Weimarischen Hofe gegen Ende November 1775 berichtet Fritz Stolberg seiner Schwester: ‚Einen Nachmittag las Goethe seinen halbfertigen Faust vor. Die Herzoginnen waren gewaltig gerührt bei einigen Szenen.' Über eine im Januar 1776, der Wieland beigewohnt, urteilte dieser wie ein Verzückter.

Dann hören wir erst wieder aus dem Jahr 1780 von einem Vorlesen, vor dem Herzog von Gotha und dessen Bruder; Karl August vermerkt den starken Eindruck. — Kurz vor der Flucht nach Italien, im August 1786, hat Goethe in Karlsbad den Urfaust einigen Damen seiner Bekanntschaft vorgelesen, wieder mit gleichem Erfolg.

Gerade um die Zeit seiner ‚Hegire nach Rom' scheint Goethe einen starken Antrieb zur endlichen Wiederaufnahme des Faust erlebt zu haben: wohl durch das Erscheinen von Lessings Faust-Bruchstücken in dessen ‚Theatralischem Nachlaß'. Wer weiß, ob er sonst die alte Handschrift überhaupt nach Karlsbad mitgenommen hätte. Während zwischen 1775 und 1786 Lücken bis zu vier Jahren ohne die leiseste urkundliche Spur einer Beschäftigung mit Faust klaffen, werden von nun ab die Erwähnungen in den Briefen ziemlich häufig. Zunächst nur in der Form guter Vorsätze zur Arbeit. Im August 1787 schreibt Goethe nach Weimar: ‚Tasso kommt nach dem neuen Jahr. Faust soll auf seinem Mantel (Zaubermantel) als Courier meine Ankunft melden.' Im November 1787: ‚Nun liegen noch so zwei Steine vor

mir: Faust und Tasso. Da die barmherzigen Götter mir die Strafe des Sisyphus auf die Zukunft erlassen zu haben scheinen, so hoffe ich auch diese Klumpen den Berg hinaufzubringen.' Doch schon beginnt das Aufschieben: ,An Faust gehe ich ganz zuletzt, wenn ich alles andre hinter mir habe. Um das Stück zu vollenden, werd' ich mich sonderbar zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine günstige Stätte bereiten möge' (an Karl August, Dezember 1787).

Im März des nächsten Jahres berichtet er: „Zuerst ward der Plan zu Faust gemacht, und ich hoffe, diese Operation soll geglückt sein'; er sei auch getröstet über den Ton des Ganzen, habe schon eine neue Szene ausgeführt, sehe die drei letzten Bände der Werke schon vor sich, aber — wünsche sich Muße und Gemütsruhe, um Schritt vor Schritt das Gedachte auszuführen. Ende März verschiebt er dieses Ausführen auf den nächsten Winter (1788/89); doch in einem Merkbuch für Juni 1789 lesen wir unter anderm den Faust als Aufgabe ,für das nächste Jahr'. Im Juli entschließt er sich, ,Faust als Fragment zu geben', aus mehr als einer Ursache; im November ,ist hinter Fausten ein Strich gemacht; für diesmal mag er so hingehen'. Im Januar 1790 verwendet er ,die meiste Zeit' auf den Schloßbau und die Metamorphose der Pflanze, daneben auf die ,Fragmentierung' des Faust, und im Februar sendet er die Handschrift nach Leipzig an den Verleger Göschen. Im Juli 1790 erscheint bei diesem: **Faust.** Ein Fragment von Goethe.

Der Wortlaut dieses ersten gedruckten Faust ist in seinen veröffentlichten Stücken im wesentlichen der des jetzigen ersten Teiles; der Umfang noch nicht um ein Zehntel größer als der Urfaust. Das äußere Verhältnis des **Fragments von 1790** zum Urfaust und zum späteren ersten Teil ist folgendes. Weggelassen wurden die im Urfaust stehenden Auftritte: Valentins Selbstgespräch vor Gretchens Tür (,Wenn ich so saß bey 'em Gelag') und Gretchen im Kerker. Das Fragment schließt mit der Domszene ab, mit den Worten Gretchens: ,Nachbarin! euer Fläschchen!' — Neu hinzugekommen waren: Fausts Verse von ,Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist' bis zum Schluß der Rede Mephistos: ,Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben, Er müßte doch zugrunde gehn!', zusammen 98 Verse; ferner die ganze Hexenküche, die im Borghesischen Garten 1788 in Rom entstand, vielleicht aber schon in Frankfurt geplant worden war, und der größte Teil des Auftrittes Wald und Höhle (Erhabner Geist, du gabst mir alles, alles).

Die einschneidendsten Stiländerungen betrafen die Schülerszene und den Auerbachskeller. Jene wurde ihres allzu burschikosen, ins allzu Kleinliche des Studentenlebens ausschweifenden Inhalts und Tones entkleidet und bekam die jetzige Form. Der Auerbachskeller, im Urfaust in Prosa hingeschrieben, wurde in Verse gewandelt; Mephisto statt Faust übernahm das Gaukelspiel des Weinzaubers. Das Lied vom König in Thule erhielt die neue, jetzige Fassung.

Aus Goethes gewandeltem Stilgefühl erklärt sich das Umarbeiten aller Prosa des Urfaust in Verse und das Weglassen der ganzen ursprünglich in Prosa geschriebenen Kerkerszene, zu deren Versgestaltung ihm die Muße mangelte.

Im Fragment wie im Urfaust fehlen noch: Zueignung, Vorspiel, Prolog. Auch klafft noch dieselbe große Lücke wie im Urfaust, die der beinah 1200 Verse: Fausts zweites Selbstgespräch mit dem Selbstmordversuch; der Chor der Engel und der Jünger; die Auftritte: Vor dem Tor, Studierzimmer, der Pakt, — also das ganze Herzstück des eigentlichen Faust-Dramas, von ,Darf eine solche Menschenstimme hier' bis zu den Versen ,Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist, Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen', obgleich die hierauf reimendem Verse ,Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, Will ich in meinem innern Selbst genießen' schon gedichtet waren. Das Einschiebsel der Walpurgisnacht erschien erst 1808.

Daß das Faust-Fragment von 1790 auf die weite Leserwelt keinen tiefen Eindruck machte, ist nicht so unentschuldbar, wie es scheinen möchte. Gewiß hätten die großen Schönheiten vieler jetzt allbekannter Stellen schon damals gewürdigt werden müssen; die meisten Leser aber wurden durch die Bruchstücknatur des Buches so verwirrt und erkältet, daß kein Gesamteindruck zustande kam. Was sollte der Leser mit einem Drama anfangen, in dem auf Fausts

Vers zu Wagner: ‚Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet‘ unvermittelt ein Auftritt ‚Faust, Mephistopheles‘ folgt, ohne daß zuvor ein Wort über Mephistopheles gesagt ist, und Faust sogleich einsetzt: ‚Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist‘, worauf der unbekannte Mephistopheles erwidert: ‚O glaube mir, der manche tausend Jahre An dieser harten Speise kaut‘ —? Mit einem Fragment ohne den Pakt und nun gar ohne den Gretchens Schicksal abschließenden Auftritt im Kerker, der doch, in Prosa, schon im Urfaust gestanden hatte?

Einige feine und große Geister allerdings hielten sich einfach an das Gewaltige und Schöne, was vor ihnen lag. Die Herzogin Luise, die ja die Kerkerszene vom Urfaust her kannte, schrieb ihrem Bruder halb scherzhaft: wenn er nicht davon entzückt sei, von Sinnen komme, zugebe, daß es ein Meisterwerk seiner Art sei, so werde sie in Ohnmacht fallen. Auf Fritz Jacobi wirkte das ihm größtenteils schon bekannte Bruchstück ‚doppelt und dreifach‘. Auch Loder gehörte zu den Bewunderern. Und Schiller, der unablässige Aufstachler zur Vollendung des Faust, rief Goethen später ermunternd zu (29. 11. 1794):

> Mit nicht weniger Verlangen würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Szenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den ersten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin atmet, so weit als möglich verfolgen.

Neuntes Kapitel.

Goethes Vereinsamung.

> Nur wenn das Herz erschlossen,
> Dann ist die Erde schön.
> Du standest so verdrossen
> Und wußtest nicht zu sehn. (Zahme Xenien.)

Jene Ruhmesworte Schillers über Faust wurden 1794 geschrieben, und noch stehen wir im Zusammenhange der Betrachtung von Goethes Leben beim Sommer von 1790. Ihm war im Hause Wohl, ja wahres Glück bereitet; das Mädchen seiner Liebe stand treu zu ihm, sein Söhnlein wuchs und gedieh. Keine unfruchtbare Zerrerei wie einst mit der Stein wandelte ihm das Unnatürliche zum Natürlichen. Doch ein die Welt überspannender Geist wie Goethe fand selbst im Frieden des Mannesherzens kein volles Genügen. Der Künstler und der mehr als je zuvor über seine Kunst grübelnde Denker, der Gestalter und der Stilsucher — sie verlangten nach Antrieben, die nur von gleichgestimmten Künstlerseelen ausgehen konnten.

Wir denken bei dem Worte Weimar zumeist an die durch Goethe und Schiller ausgestreute Saat und eingebrachte Ernte auf der Flur des thüringischen Städtchens, vergessen aber, daß Weimar selbst, zumal zwischen 1788 und 1794, eigentlich bis zu Schillers Übersiedelung aus Jena, gar wenig war, wenn man sich seinen einzigen großen Beseeler wegdachte. Wen gab es denn außer Goethe an Säemännern neuer Saaten in dem Weimar jener Jahre? Der fürstliche Hof nahm dankbar hin, was ihm geboten ward, dankbarer für das Angenehme und Unterhaltende als für das Bedeutende. Unter den Hofleuten war manches liebenswürdige Talentchen, gut zu verwenden für allerlei Hofzerstreuungen; ein Andere befruchtender Geist war nicht darunter, nicht Mann noch Weib. Kein Kritiker, der das Mißlungene ablehnte, das Wertvolle verständig schätzte, wie Merck in Darmstadt.

Jahr um Jahr schrieb Wieland seine lüsternen Geschichtchen mit der angehängten Moral, die der Stein so viel besser gefielen als Goethes Römische Elegien, und stellte treufleißig die Hefte seines Merkurs zusammen. Er gab wohl auf Befragen nutzbare Winke für Einzelfragen der Sprache und des Versbaues im Reineke, — eine vorwärtsdrängende Kraft war er nie gewesen und war es um die Zeit gewiß nicht.

Herder stand geistig über Wieland, kam jedoch damals für Goethe ernstlich kaum in Betracht. Ein frühes Verknöchern begann ihn gegen alle kühne, wahrhafte Poesie einzunehmen. Zwar für Goethes Liebe zu Christiane hegte er Verständnis, wie er Hamanns unkirchliche Gewissensehe mit einer treuen Pflegerin des Vaters nicht gemißbilligt hatte, und Goethe richtete vornehmlich an Herder die Bitte um Beschützung seiner zurückgelassenen liebsten Men-

schen während der zweiten italienischen Reise. Doch an die Römischen Elegien und Venetianischen Epigramme reichte Herders Sinn für Lebensdichtung nicht, und er widerriet Goethen den Druck. In den Jahren zwischen 1788 und 1794 lesen wir kein förderndes, anspornendes Urteil Herders über irgendein größeres Werk Goethes; diese einst so reiche Triebkraft war erschöpft, ja nicht einmal mehr zur unbefangenen Aufnahme fremder Arbeiten befähigt. Sein Standpunkt gegenüber den Werken der Kunst war nicht mehr der künstlerische, sondern der beschränkt, ja einseitig sittliche. Herders spätere Urteile gar, z. B. über Goethes Wilhelm Meister sind trostlos: ‚Wahrheit der Szene ist ihm (Goethen) alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. — Die Mariannen und Philinen, diese ganze Wirtschaft ist mir verhaßt. — Vielleicht an keinem Orte Deutschlands setzt man sich über zarte moralische Begriffe so weit weg als hier‘ (an die Gräfin Baudissin).

So war es denn mit Herder noch vor dem eigentlichen Greisenalter dahin gekommen, daß Goethe von ihm schrieb (an H. Meyer): ‚Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und des Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß‘, und Schiller ihn nur noch ‚pathologisch‘ nahm.

Dazu kam Herders mit dem Altern immer unerquicklichere Umgangsform. Goethe nannte Herders Geist ‚mehr dialektisch als konstruktiv‘ und rügte seinen ‚ἕτερος λόγος‘ (Widerspruch) gegen alles, was man vorbrachte. ‚Ja, er konnte einen bitter auslachen, wenn man etwas mit Überzeugung wiederholte, welches er kurz vorher als seine eigene Meinung gelehrt und mitgeteilt hatte‘. Zuletzt ging es Goethen mit Herder so, daß ‚man nicht zu ihm kam, ohne sich seiner Milde zu erfreuen, nicht von ihm ging, ohne verletzt zu sein‘. — ‚Unarten, die in der Jugend sogar interessant und am Manne noch erträglich sind, werden ganz unleidlich, wenn man sie ins Alter hinübernimmt. Je mehr man Herdern geliebt, je mehr habe man sich von ihm entfernt halten müssen, um ihn nicht totzuschlagen‘ (zum Kanzler Müller, 8. 6. 1821).

Also kein verständnisvoller Zuspruch aus der Nähe, schon seit Jahren kein anfeuernder Widerklang aus der Nation da draußen. Weder Iphigenie noch Tasso hatten Goethes Dichterruhm belebt und erhöht, und wie erhaben er sich auch über die öffentliche Meinung dünkte, geschmerzt, ja gelähmt hat ihn die Teilnahmlosigkeit ringsum dennoch. Kein noch so großer Künstler bleibt bei frischer Schaffenslust, wenn ihm nicht die Stimmen der Besten seiner Zeit bezeugen, daß er ihnen genug getan. Die Römischen Elegien wagte er unter solchen Umständen jahrelang nicht zu veröffentlichen. Eisiges Schweigen folgte allen seinen Versuchen, der Revolution dramatisch Herr zu werden. Die freundlichere Aufnahme des Reineke Fuchs, der doch nur die gelungene Überarbeitung eines alten Kunstwerkes war, konnte ihn über die lange Reihe äußerer Mißerfolge nicht trösten. Vollends sein erster Versuch, die Nation an seinem Lebensgedicht Faust teilnehmen zu lassen, war fast gänzlich gescheitert. Bitter klagte Goethe über ‚eine Zeit, wo Deutschland nichts mehr von mir wußte noch wissen wollte‘. Und um seinen schriftstellerischen Mißmut zu erhöhen: alle seine naturwissenschaftlichen Arbeiten, darunter bahnbrechende, stießen auf den ihn am tiefsten verletzenden Widerstand der Fachgelehrten: auf das hartnäckige Totschweigen.

Für diese Vereinsamung des Künstlers und Forschers Goethe konnten all die gelehrten und wackeren Professoren Jenas, die Loder, Göttling, Batsch, Hufeland, Voigt, keinen Ersatz bieten. Goethes Natur verlangte durchaus nach allseitiger Ausfüllung, und die schönsten naturwissenschaftlichen Versuche, die beglückendsten Vorahnungen oder Funde — sie ließen eine Lücke im Allerheiligsten dieser Seele, von dessen Altar her die Kunst ihren großen Jünger zu neuen Taten aufrief.

Und dann brach der Sturm der Weltbegebenheiten in Paris los und bedrohte die friedsame Ruhe, ohne die Goethe nichts Innerliches und Bleibendes schaffen konnte. Die Revolution zwang die deutschen Länder, ihre Grenzen zu schützen; politische Kurzsichtigkeit trieb die Regierungen zum Angriffskriege gegen Frankreich: der Herzog mußte als preußischer

General mit ins Feld und konnte seinen Minister nicht entbehren. Der Ruheliebendste wurde innerlich nicht verschont von der allgemeinen Unruhe. Ja für Goethe kam noch die seelische Pein hinzu, unter den alten Weimarischen Freunden mit seiner entschiedenen Abwehr gegen die Revolution nahezu einsam dazustehen. Knebel, der demokratisch gesinnte Edelmann, blieb selbst nach den Greueln der Revolution seiner Begeisterung für die französischen Freiheitsgedanken treu, und Herder bewahrte zum mindesten eine laue Haltung. So erklärt sich Goethes Brief an Fritz von Stein: er hoffe, mit Schiller ‚in manchen Fächern gemeinschaftlich zu arbeiten zu einer Zeit, wo die leidige Politik alle freundschaftlichen Verhältnisse aufzuheben und alle wissenschaftlichen Verbindungen zu zerstören droht' (29. 8. 1794). Schiller fühlte Goethes Vereinsamung trotz dessen großem Lebenskreise, als er seinem Körner schrieb, Goethe empfinde jetzt ein Bedürfnis, sich an ihn anzuschließen, ‚um den Weg, den er bisher allein und ohne Aufmunterung betrat, gemeinschaftlich mit mir fortzusetzen'.

In Jena rumorte die Zeitgärung selbst unter den Professoren. Mochte Goethe die Politik noch so sehr von sich abweisen, sie zwang sich im Alltagsverkehr und im gehobenen Gespräch gewaltsam auf und gönnte ihm keine Ruhe. Und nun erst die Erlebnisse im Felde und auf dem Rückzug, die herabstimmenden Ereignisse bei der Belagerung von Mainz. Er, der das Elend des Krieges mit Augen gesehen, teilte nicht die ‚traumartige schüchterne Sicherheit im Norden' vor dem Herübertragen der Revolution und ihrer Folgen nach Deutschland; im Gegenteil: seine politischen Dramen sind sämtlich zur Beschwichtigung der eigenen Furcht vor dem Ungeheuren entstanden. So ging er denn in das Jahr 1794 mit den Gefühlen hinein, die er in den Annalen beschreibt:

> Von diesem Jahre durft' ich hoffen, es werde mich gegen die vorigen, in welchen ich viel entbehrt und gelitten, durch mancherlei Tätigkeit zerstreuen, durch mancherlei Freundlichkeit erquicken; und ich bedurfte dessen gar sehr. Ein persönlicher Zeuge höchst bedeutender und die Welt bedrohender Umwendungen gewesen zu sein, das größte Unglück, was Bürgern, Bauern und Soldaten begegnen kann, mit Augen gesehen, ja solche Zustände geteilt zu haben, gab die traurigste Stimmung.

Mit künstlerischer Absicht stellt er diesem trüben Anfang des Abschnittes in den Annalen für 1794 die Schlußsätze gegenüber. Er spricht von seiner steten Sehnsucht nach Italien, von dem nicht ausgeglichenen Zwiespalt, den das wissenschaftliche Bemühen in sein Dasein gebracht, indem es alle übrigen Seelenkräfte, also auch die künstlerischen, für sich forderte, und knüpft daran die Rückschau auf das Neue, das zur richtigen Sternenstunde in sein Leben trat:

‚In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Tätigkeit. — Für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus aufgeschlossenen Samen und Zweigen hervorging.'



Siebentes Buch.

Die Schillerjahre.

Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

Vossens Luise als Buch, Jean Pauls Hesperus, Heinses Hildegard (1795).

Napoleons Feldzug in Italien. Beschießung und Einnahme Frankfurts durch die Franzosen (1796). — Platen und Immermann geboren (1796).

Schlegels Shakespeare beginnt zu erscheinen. — Hölderlins Hyperion, Schellings Ideen zur Philosophie der Natur, Tiecks Volksmärchen, Rinaldo Rinaldini von Vulpius (1797). — Heines Geburt (1797).

Napoleons Feldzug in Ägypten. — Tiecks Sternbald, Aufführung von Wallensteins Lager (1798). — Das Athenäum der Schlegel (1798).

Napoleon Erster Konsul (1799). — Fr. Schlegels Lucinde, Aufführung der Piccolomini und von Wallensteins Tod (1799).

Jean Pauls Titan, Tiecks Genoveva, Schillers Maria Stuart (1800).

Lavater stirbt (2. Januar 1801), Novalis stirbt (25. März 1801). — Schillers Jungfrau von Orleans (1801).

Schillers Braut von Messina, Jean Pauls Flegeljahre (1803). — Der Tod Klopstocks (14. März), Herders (18. Dezember) 1803.

Napoleon Kaiser der Franzosen. Kant stirbt (12. Februar) 1804. — Schillers Tell, Chamissos Musenalmanach, Gedichte der Günderode (1804).

Vermählung des Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar mit der russischen Großfürstin Maria Paulowna (3. August), Schillers Festspiel Die Huldigung der Künste (12. November 1804). — Mörikes Geburt.

Herders Cid erscheint. — Schillers Tod (9. Mai 1805).

Erstes Kapitel.

Meiden und Suchen.

So, als die Zeit mit ihrem stillen Segen
Das hohe Paar einander zugereift,
Da flogen frei die Herzen sich entgegen,
Da war die letzte Fessel abgestreift.
Und mag die Welt vergöttern und verdammen,
Auf sich nur lauschend standen sie zusammen.
(Paul Heyse zum Münchener Schillerfest von 1859).

Dieselben schwungvollen Sätze wie in den Annalen wiederholt Goethe im Eingang seines zusammenhängenden Berichtes: ‚Erste Bekanntschaft mit Schiller':

Alle meine Wünsche und Hoffnungen übertraf das auf einmal sich entwickelnde Verhältnis zu Schiller, das ich zu den höchsten zählen kann, die mir das Glück in späteren Jahren bereitete. Und zwar hatte ich dieses günstige Ereignis meinen Bemühungen um die Metamorphose der Pflanze zu verdanken, wodurch ein Umstand herbeigeführt wurde, der die Mißverhältnisse beseitigte, die mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.

Goethes Aufsatz, der zuerst mit der Überschrift Glückliches Ereignis 1817 erschien, ist die unentbehrliche Grundlage jeder Darstellung seines Bundes mit Schiller und muß hier in wörtlichen Auszügen voranstehen. Nach dem schon wiedergegebenen Bilde des bei der Rückkehr aus Italien vorgefundenen literarischen Zustandes (S. 325) fährt Goethe fort:

Die Betrachtung der bildenden Kunst, die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben, wenn es möglich gewesen wäre; denn wo war eine Aussicht, jene Produktionen von genialem

Wert und wilder Form zu überbieten? Man denke sich meinen Zustand! Die reinsten Anschauungen suchte ich zu nähren und mitzuteilen, und nun fand ich mich zwischen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt.

Moritz, der aus Italien gleichfalls zurückkam und eine Zeitlang bei mir verweilte, bestärkte sich mit mir leidenschaftlich in diesen Gesinnungen; ich vermied Schillern, der, sich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte. Die Erscheinung des ‚Don Karlos' war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen, alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort. Sein Aufsatz über ‚Anmut und Würde' war ebensowenig ein Mittel, mich zu versöhnen. — — Gewisse harte Stellen sogar konnte ich direkt auf mich deuten, sie zeigten mein Glaubensbekenntnis in einem falschen Lichte.

Hier wird ein Zwischenwort nötig. Die Stellen in Schillers ‚Anmut und Würde', durch die sich Goethe mit Recht oder Unrecht verletzt fühlte, konnten nur zwei in der langen ‚Anmerkung' und eine am Schlusse sein. In jener wird ‚die Schönheit des Baues als bloßes Naturprodukt' herabgesetzt gegenüber dem menschlichen Willen und dessen Freiheit; wird auch das Genie, ‚ein bloßes Naturerzeugnis', fast verächtlich angesehen als ein ‚Günstling der Natur', der ‚bei allen seinen Unarten als ein gewisser Geburtsadel, als eine höhere Kaste betrachtet wird, weil seine Vorzüge von Naturbedingungen abhängig sind und dabei über alle Wahl hinausliegen'. Und weiterhin die Sätze von der Erfahrung ‚an denjenigen Dichtergenien, die früher berühmt werden, als sie mündig sind, und wo, wie bei mancher Schönheit, das ganze Talent oft die Jugend ist. Ist aber der kurze Frühling vorbei und fragt man nach den Früchten, die er hoffen ließ, so sind es schwammigte und oft verkrüppelte Geburten, die ein mißgeleiteter blinder Bildungstrieb erzeugt.' — Am Schlusse spricht Schiller von der ‚falschen Würde in den Kabinetten der Minister', die das ‚ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen auslöscht', von der ‚Gravität, die verschlossen und mysteriös wird und sorgfältig wie ein Komödiant ihre Züge bewacht. Alle ihre Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief'. — Daß Schiller in den beiden ersten Stellen nicht an Goethe gedacht, ist sicher; daß er ihn auch in der letzten nicht gemeint hat, höchst wahrscheinlich.

In Goethes Aufsatz heißt es weiter:

An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg (in Erfurt), der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in eins nicht zusammenfallen können.

Er berichtet dann von der Begründung einer Naturforschenden Gesellschaft durch den Jenaer Professor Batsch, die Goethe, Schiller, Wieland zu ihren Mitgliedern ernannte und in der regelmäßige Vorträge gehalten wurden:

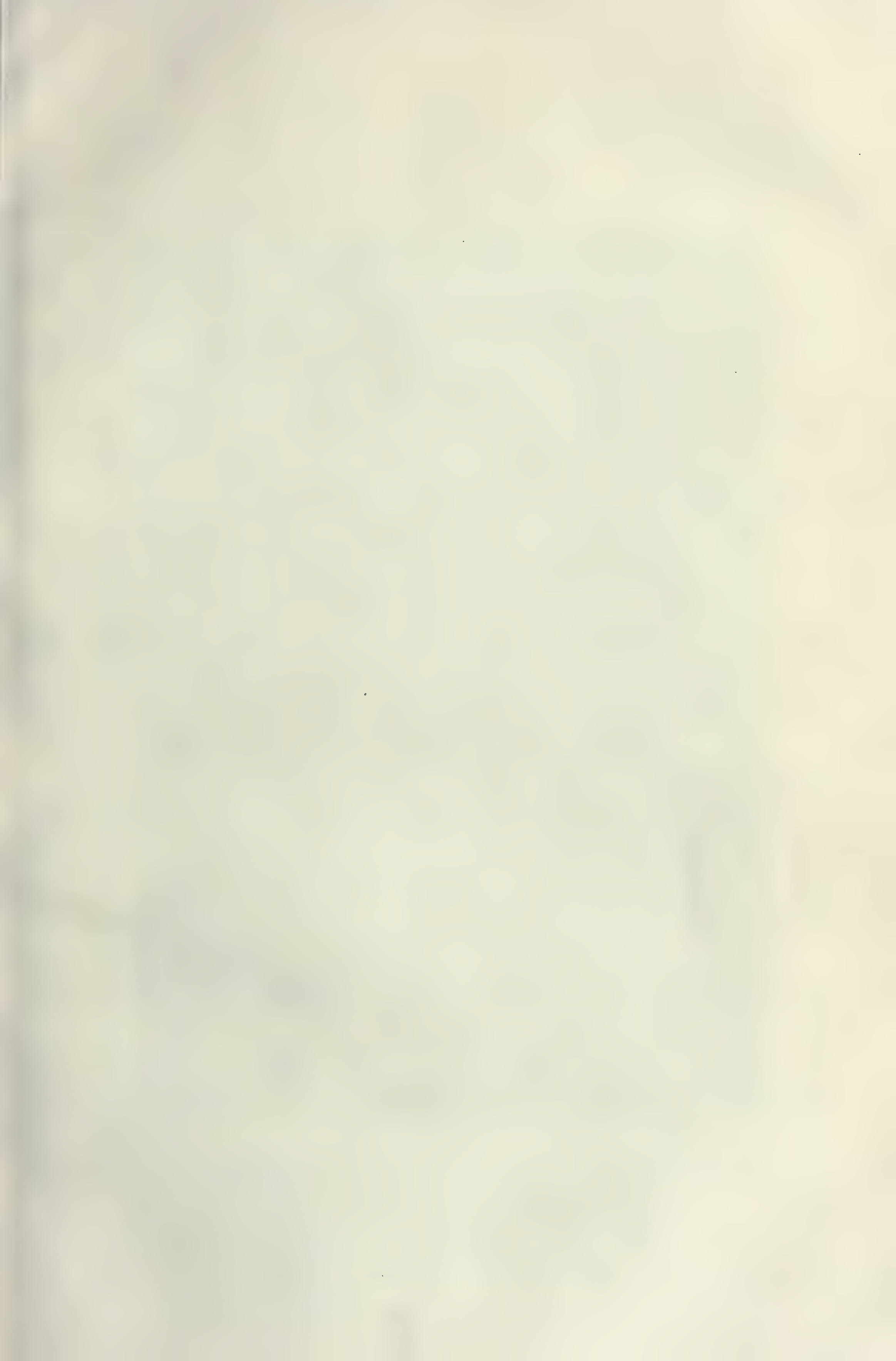
Ihren periodischen Sitzungen wohnte ich gewöhnlich bei; einstmals fand ich Schillern daselbst, wir gingen zufällig beide zugleich heraus, ein Gespräch knüpfte sich an, er schien an dem Vorgetragenen teilzunehmen, bemerkte aber sehr verständig und einsichtig und mir sehr willkommen, wie eine so zerstückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.

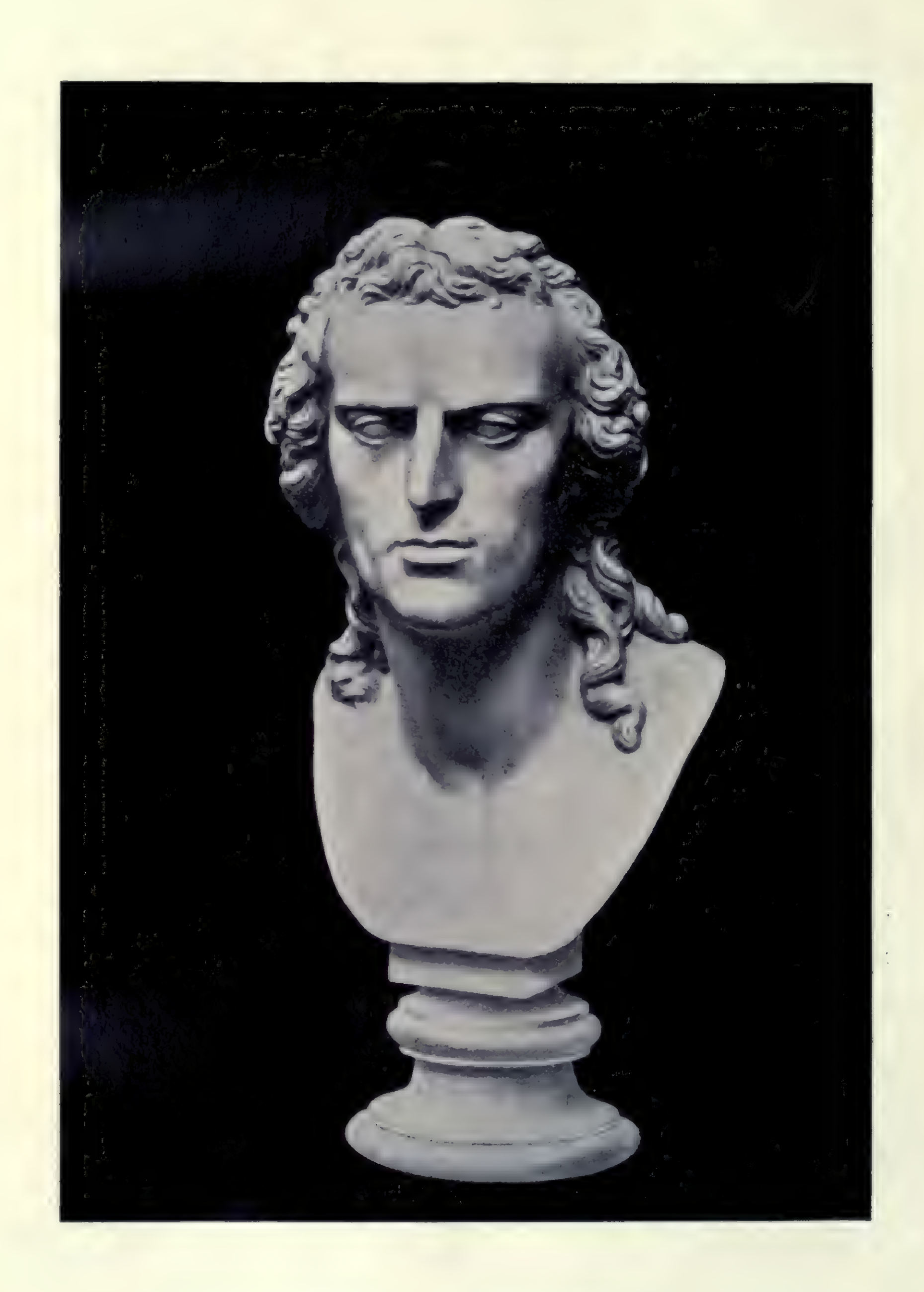
Ich erwiderte darauf: daß sie den Eingeweihten selbst vielleicht unheimlich bleibe, und daß es doch wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen. Er wünschte hierüber aufgeklärt zu sein, verbarg aber seine Zweifel nicht.

Wir gelangten zu seinem Hause, das Gespräch lockte mich hinein; da trug ich die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen.

Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!' — Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen: denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus Anmut und Würde fiel mir wieder ein, der alte Groll wollte sich wieder regen; ich nahm mich aber zusammen und versetzte: ‚Das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe.'

Schiller, der viel mehr Lebensklugheit und Lebensart hatte als ich und mich auch wegen der ‚Horen', die er herauszugeben im Begriff stand, mehr anzuziehen als abzustoßen gedachte, erwiderte darauf als ein gebildeter Kantianer; und als aus meinem hartnäckigen Realismus mancher Anlaß zu lebhaftem Widerspruch entstand, so ward viel gekämpft und dann Stillstand gemacht; keiner von beiden konnte sich für den Sieger halten, beide hielten sich für unüberwindlich. — Der erste Schritt





Schiller (von Dannecker).

war jedoch getan. Schillers Anziehungskraft war groß, er hielt alle fest, die sich ihm näherten; ich nahm teil an seinen Absichten und versprach, zu den ‚Horen‘ manches, was bei mir verborgen lag, herzugeben; seine Gattin, die ich von ihrer Kindheit auf zu lieben und zu schätzen gewohnt war, trug das Ihrige bei zu dauerndem Verständnis, alle beiderseitigen Freunde waren froh, und so besiegelten wir, durch den größten, vielleicht nie ganz zu schlichtenden Wettkampf zwischen Objekt und Subjekt, einen Bund, der ununterbrochen gedauert und für uns und andere manches Gute gewirkt hat.

Den Schluß dieses wichtigen Aufsatzes bildet die Wiederholung des Satzes von dem ‚neuen Frühling‘, der ihm durch Schillers Freundschaft erblühte (vgl. S. 353).

Goethe hat seinen und Schillers erhabenen Bund männlicher Freundschaft und geistigen Schaffens bezeichnet als ‚eine Epoche, die nicht wiederkehrt und dennoch auf die Gegenwart fortwirkt und nicht bloß über Deutschland mächtig lebenden Einfluß ausübt‘. Nie zuvor und nie nachher hat die Welt einen solchen Bund solcher Männer gesehen; einzig und ewig nachleuchtend steht er in der Menschheitgeschichte da.

Viele Urkunden über Goethes und Schillers Verhalten zueinander vor dem Knüpfen ihrer innigen Freundschaft sind uns in Briefen und mündlichen Aussprüchen aufbewahrt, und wir erkennen, so weit das nach Jahrhunderten möglich ist, die Gründe ihres Meidens und Suchens, ihres wechselseitigen Abstoßens und Anziehens. Ein wunderbares Seelengeheimnis aber umhüllt Tag und Stunde, da Goethes Herz sich dem im stillen längst um ihn werbenden Schiller erschloß. Ein Menschenalter später hat Goethe zu Eckermann gesagt: ‚Bei meiner Bekanntschaft mit Schiller waltete durchaus etwas Dämonisches ob‘, und so erscheint es uns in der Tat noch heute. Fast wie in einem edlen Liebesroman lesen wir von Goethes sprödem Abschließen gegen Schiller, von Schillers Sehnsucht nach Goethes Anerkennung und geistiger Nähe, und doch wieder von seinen die ganze Leiter der Gefühle überschreitenden Ausdrücken der Furcht, der Abwehr, ja des Hasses. Und dennoch — als im Leben beider Männer die Schicksalstunde geschlagen, da geschah ihre Vereinigung wie das Selbstverständlichste und Notwendigste. Schiller allerdings hatte im tiefsten Herzen nie gezweifelt, daß er sich Goethen erringen würde; an die Schwestern Lengefeld, die so sehnlich Freundschaft zwischen ihm und Goethe wünschten, hatte er geschrieben: ‚Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben.‘

Verborgen geblieben war Schiller Goethen nicht, vielmehr hatte dieser sich wiederholt über die Erscheinung des Einzigen geäußert, der nach Lessings Tode als Dichter neben ihm genannt werden durfte. Die früheste Urkunde über seine Beschäftigung mit Schiller ist wohl ein Brief Wielands von 1782 nach einer Aufführung der Räuber, wonach Goethe ‚einen eben so großen Greuel als er an der seltsamen Hirnwut habe, die man izt am Neckar für Genie zu halten pflegt‘.

Am 28. August 1787 nimmt Schiller an einer, von Knebel veranstalteten, Geburtstagsfeier für den abwesenden Goethe in dessen Weimarer Gartenhäuschen teil und schreibt darüber an Körner: ‚Schwerlich vermutete er in Italien, daß er mich unter seinen Hausgästen habe, aber das Schicksal fügt die Dinge gar wunderbar.‘

Goethe kehrt aus Italien zurück; am 7. September 1788 bringt er fast einen ganzen Tag bei den Lengefelds in Rudolstadt zu und begegnet dort Schillern. Der ältere Dichter und Minister verkehrt mit dem noch nicht dreißigjährigen Träger eines frischen Ruhmeskranzes nach dem Erscheinen des Don Karlos in höflich kühler, nicht unfreundlicher Art, jedenfalls nicht wie Antonio mit Tasso. Goethe erzählt von Italien und wird, wie immer, warm dabei; von dichterischen Fragen scheint man wenig gesprochen, vom Don Karlos ganz geschwiegen zu haben. Ob Goethe diesen schon 1788 gekannt hat, ist zweifelhaft; er wird in Italien schwerlich von dessen Erscheinen und der Hamburger Aufführung (August 1787) erfahren haben.

Vom November 1788 zum Mai 1789 lebte Schiller in Weimar. An Körner schrieb er in dieser Zeit: ‚Goethe macht seine Existenz wohltätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.‘

Im Dezember 1788 hatte Goethe Schillers Ernennung zum Jenaer Geschichteprofessor vorgeschlagen (S. 329). Dieser macht dem Herrn Unterrichtsminister, als den wir Goethe damals anzusehen haben, seinen Dankbesuch und schreibt an Karoline von Wolzogen (23. De-

zember 1788): ‚Er ist bei dieser Sache überaus gütig gewesen und zeigt viele Teilnahme.‘ Die Teilnahme ging jedoch nicht über die bei solchen Gelegenheiten übliche Liebenswürdigkeit des hohen Beamten hinaus, denn erst im Herbst 1790 lesen wir von einer persönlichen Annäherung Goethes. Als Freund des Lengefeldschen Hauses besuchte er das Schillersche Ehepaar in Jena am 31. Oktober 1790, wobei es zu einem wissenschaftlichen Gespräche kam, über das Schiller an Körner berichtet (S. 358).

Nun folgen mancherlei kleine Freundlichkeiten Goethes: er macht Schillern Vorschläge zum Titelbild für einen Band seiner geplanten Memoirensammlung, spricht sich höchst beifällig über Schillers strenge Kritik der Bürgerschen Gedichte aus, bereitet mit Schillers Zustimmung die Aufführung des Don Karlos vor, die mit allem Glanz und großem Erfolg am 28. Februar 1792 vor sich ging.

Außer den persönlichen Fäden zwischen den beiden Großen durch die Lengefeldsche Familie gab es noch den der gemeinsamen Freundschaft oder doch Bekanntschaft mit den Körners in Dresden. Körners Gattin Minna war die Tochter des Kupferstechers Stock in Leipzig, dessen Schüler der Student Goethe gewesen war; auf der Rückreise von Münster nach Weimar (1793) lernte Goethe diese geistig hochstehenden Menschen persönlich kennen und schätzen. Der Vermittelung des Reichsfreiherrn K. Th. von Dalberg (1744—1817), des damaligen Statthalters in Erfurt, erwähnt Goethe selbst in seiner Rückschau auf Schiller (S. 355).

Das gegenpolige Abstoßen zwischen sich und Schiller bis zur Schließung ihres Bundes hat Goethe an mehren Stellen mit Klarheit, nicht immer mit Genauigkeit in den Tatsachen, ausgesprochen. Die Ungerechtigkeit seines Urteils über Schiller nach der Rückkehr aus Italien wurde nachgewiesen (S. 325). Hätte ihn schon damals Liebe geleitet, ohne die es keine fruchtbare Kritik gibt, so hätte Goethe sich sagen müssen: Hier ist ein um zehn Jahre Jüngerer, der durch Selbsterziehung aufwärts steigt, der in noch weniger Jahren, als ich vom Götz zur Iphigenie, von den Räubern zum Don Karlos fortgeschritten ist. In den Annalen erkannte er nachmals an, daß Schiller sich ‚schon in seinem Karlos einer gewissen Mäßigkeit befliß‘. Goethe las und schätzte Schillers ‚Götter Griechenlands‘, er würdigte dessen hoheitvolles Gedicht ‚Die Künstler‘ zur Neige des Jahrhunderts: durfte dieser rastlos aufsteigende Dichter um 1788, nun gar in den nächsten sechs Jahren, mit einem formlosen Stürmer wie Heinse in demselben Satze genannt werden?

In dieser Vorgeschichte des großen Bundes gibt es dunkle Punkte auf Goethes Seite, die es nicht gilt künstlich weißzuscheuern, sondern als zu Goethes Menschenwesen im Guten wie im weniger Guten gehörend auf sich beruhen zu lassen. Nicht an kleingeistigen Neid des Herrschers im Reiche der Kunst gegen einen vordringenden Mitherrscher brauchen wir zu denken, obwohl selbst die Menschlichkeit eines gewissen Unmutes, nach langer Alleinherrschaft die Stelle neben irgendwem einzunehmen, unsern Begriff von dem Vollmenschen Goethe nicht mindern würde. — Auch das Nachwirken von Schillers Egmont-Kritik ist nicht zu unterschätzen: welcher Dichter würde sie verzeihen oder gar vergessen? Und je besser begründet sie gewesen, desto dauernder mußte sie schmerzen.

Und wieviel vom Wollen Unabhängiges stand trennend zwischen diesen großen Naturen! Zwei grundverschiedene Lebensweisen und Stufengänge geistigen und künstlerischen Wachstums. Dem Leser selbst steht, wenn dem Darsteller seine Arbeit nicht gänzlich mißlang, Goethes menschliche und bildnerische Vergangenheit bis hierher vor der Seele, und die Bekanntschaft mit Schillers Kämpferleben darf mit Fug bei jedem Gebildeten vorausgesetzt werden. Fürwahr, ‚mehr als ein Erddiameter machte die Scheidung‘, und nicht bloß von Goethe zu Schiller! Dieser empfand mit mindestens gleicher Klarheit die Gegensätze in Leben und Kunst, trotz heimlichem Liebesverlangen nach Goethes Eroberung. Solche Schranke wie die zwischen dem hochmögenden Staatsminister, wenngleich nur eines Kleinstaates, und einem erst garnicht, dann schlecht bezahlten Professor darf nicht überschätzt, aber nicht übersehen werden.

Da war zunächst die Grundverschiedenheit der höchsten erreichbaren Lebensziele. Man erinnere sich des stolzen Wortes des kraftstrotzenden Goethe von der immer höher

hinaufzuspitzenden Pyramide und halte des fast immer kränklichen Schiller wehmütigen Verzicht dagegen: ‚Ich werde tun, was ich kann, und wenn endlich das Gebäude zusammenfällt, so habe ich doch vielleicht das Erhaltungswerte aus dem Brande geflüchtet.‘ Denn er hatte früh das strenge Wort vernommen, dem Leiden war er, war dem Tod vertraut, und durch die ganze Geschichte des Bundes mit Goethe ziehen sich die Berichte von Schillers traurigen Körperzuständen.

Seit den Jahren auf der Karlsschule hatte sich Schiller von Goethes Sphäre mächtig angezogen gefühlt, zumal seit den Stunden heimlicher Wonne, da der an den Räubern dichtende Jüngling den Götz und den Werther verschlang. Und dann hatte er den Herrlichen von Angesicht zu Angesicht gesehen: am 15. Dezember 1779, als Goethe mit dem Herzog Karl August einer Preisverteilung in der Karlsschule beiwohnte.

Schon vor seiner ersten Begegnung als Mann mit Goethe hat sich Schiller zu Körner wiederholt über jenen geäußert, so im August 1787, wo er ihm ohne persönliche Kenntnis ‚ein bis zur Affektation getriebenes Attachement an die Natur‘ vorwirft. Gleich nach dem Zusammentreffen im Lengefeldschen Hause schrieb er an Körner: ‚Meine in der Tat hohe Idee von ihm ist nicht vermindert worden; aber wir werden uns immer fern bleiben.‘ Stets von neuem kommt Schiller auf sein inneres Verhältnis zu Goethe zurück: ‚Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden.‘ Ein andermal: ‚Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft aufbieten will. Er hat weit mehr Genie als ich und dabei weit mehr Reichtum an Kenntnissen, eine sicherere Sinnlichkeit und einen durch Kunstkenntnis aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn.‘ Es quält ihn, zum Verständnisse Goethes zu gelangen, — während sich Goethe gar keine Mühe gibt, Schiller zu verstehen —: ‚Goethe ist gar selten allein, und ich möchte ihn doch nicht gern bloß beobachten, sondern mir auch etwas für mich aus ihm nehmen.‘

Goethe bleibt kühl, ja ablehnend, und Schiller, der bei aller Bescheidenheit seinen eignen Wert kennt, Schiller der Warmherzige wird ungeduldig, unmutig, spricht die von so vielen oberflächlichen Beobachtern Goethes ausgesprochene Ansicht von dessen ‚Egoismus‘ nach: ‚Goethe ist noch gegen keinen Menschen zur Ergießung gekommen; sich selbst hat er immer behalten, sich selbst hat er nie gegeben. — Er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der Tat, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade.‘

Zuweilen steigert sich Schillers gekränkter Stolz bis zum Ausbruch eingebildeten Hasses: ‚Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung derjenigen nicht unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen.‘

Nach einiger Zeit bereut er diese übertriebene Äußerung: „Ich muß lachen, wenn ich nachdenke, was ich dir von und über Goethe geschrieben haben mag.‘ Indessen seine sehnsüchtige Ungeduld läßt ihn doch wieder aufstöhnen: ‚Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege! Er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht war sein Genie von seinem Schicksal getragen, und wie muß ich bis auf diese Minute noch kämpfen!‘

Bei allem, was Schiller in den ersten Jahren seiner Goethe-Nähe Dichterisches hervorbringt, denkt er zuerst an dessen Urteil. Er freut sich, daß Goethe über die ‚Götter Griechenlands‘ anerkennend gesprochen habe, und schreibt an Körner über sein Gedicht Die Künstler (Februar 1789): ‘Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht recht gern vollendet wünsche. An seinem Urteil liegt mir überaus viel.‘ Man hört aus all dem die Vorboten einer Stimmung wie des Don Karlos dem Marquis Posa gegenüber:

Als — kein Schmerz mich drückte,
Als von deinem Geiste so sehr verdunkelt mich
zu sehen —
Ich endlich
Mich kühn entschloß, dich grenzenlos zu lieben,
Weil mich der Mut verließ, dir gleich zu tun.

Das längste Gespräch vor der entscheidenden Begegnung, die den Freundschaftsbund einleitete, scheint das bei Goethes Besuch im Schillerschen Hause zu Jena am 30. Oktober 1790 gewesen zu sein. Gleich darauf teilt Schiller seinem Körner den Haupteindruck mit:

Ich möchte nicht über Dinge, die mich sehr nahe interessieren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie sub-

jektivisch, und da hört denn Überzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zuviel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Überhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel.

Schiller schließt allerdings: ‚Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen und strebt, sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.‘ Jenen Gegensatz und diesen Einklang hat Schiller in der Zeit des Bundes mit Goethe in das Distichon gefaßt:

> Wahrheit suchen wir beide, du außen im Leben, ich innen
> In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.

Zweites Kapitel.

Der Bund.

> Jetzt gib mir einen Menschen gute Vorsicht —
> Du hast mir viel gegeben. Schenke mir
> Jetzt einen Menschen.
> Ich bitte dich um einen Freund. — Gib mir
> Den seltnen Mann mit reinem, offnem Herzen,
> Mit hellem Geist und unbefangnen Augen —
> Laß unter Tausenden den Einzigen mich finden.
> (Don Karlos.)

Dieser Einzige unter Tausenden, der Goethen etwas zu geben hatte, war Schiller. Seit Jahren hatte dieser Einzige seine Augen mit ungeduldiger Bewunderung auf Goethe gerichtet, und zuletzt bedurfte es doch nur eines an sich wenig bedeutenden äußeren Anstoßes, um, wie Goethe einst so sinnfällig treffend vom Entstehen seines Werther gesagt hatte, ‚das Ganze von allen Seiten zusammenschießen‘ zu lassen. Sechs Jahre, von 1788 bis 1794, haben Goethe und Schiller in Weimar und Jena höflich nebeneinander, doch aneinander vorbei gelebt. Endlich kam der Tag, da sich ihre Lebensbahnen für immer berühren sollten. Nicht Schillers Dichterwerk, sondern seine große Persönlichkeit bezwang in einem letzten siegreichen Augenblick den vereinsamten und seelenbedürftigen Goethe, wie sie jeden großen in Schillers Nähe kommenden Mann bezwungen hat. Goethen selbst ist das Knüpfen dieses Bundes immer wie eine Schicksalsfügung erschienen: ‚So waltete bei meiner Bekanntschaft mit Schiller durchaus etwas Dämonisches ob; wir konnten früher, wir konnten später zusammengeführt werden, aber daß wir es gerade in der Epoche wurden, wo ich die italienische Reise hinter mir hatte und Schiller der philosophischen Spekulationen müde zu werden anfing, war von Bedeutung und für beide von größtem Erfolg‘ (zu Eckermann, 24. 3. 1829).

Goethe näherte sich dem fünfundvierzigsten, Schiller dem fünfunddreißigsten Lebensjahr. Beide standen auf hohen Stufen der Reife, trotz Goethes einschränkendem Wort: ‚Nun aber ist zu bedenken, daß ich so wenig als Schiller einer vollendeten Reife genoß, wie sie der Mann wohl wünschen sollte.‘ Er meint damit die sich nach der Schließung des Bundes ‚zu der Differenz unserer Individualitäten gesellende Gärung‘ und fügt hinzu, daß deswegen ‚große Liebe und Zutrauen, Bedürfnis und Treue im hohen Grad gefordert wurden, um ein freundschaftliches Verhältnis ohne Störung immerfort zusammenwirken zu lassen‘ (in den Bemerkungen ‚Ferneres in Bezug auf mein Verhältnis zu Schiller‘).

Schon seit einigen Jahren hatten sich durch Schillers künstlerische und philosophische Selbsterziehung die Gegensätze ihrer Grundgedanken über dichterisches Schaffen wesentlich vermindert. Schiller näherte sich dem aus Italien als Verehrer eines festen Stils, eines Kunstkanons zurückgekehrten Goethe weit mehr an, als dieser ahnte: auch er lag im Kampfe mit seiner angeborenen, am liebsten ‚aus der Seele holenden‘ Dichternatur und suchte nach einem außer ihm liegenden höchsten Kunstgesetz, das er, ebenso wie damals Goethe, bei den Griechen zu finden glaubte. Und fast um dieselbe Zeit, als Schiller seine vernachlässigte philosophische Jugendbildung durch das Versenken in Kants Gedankenwelt zu ergänzen trachtete, beschäftigte sich Goethe, da ihm das Feldlager in Schlesien und die aus Frankreich drohende Umwälzung die dichterische Muße verdarben, mit Kants Kritik der Urteilskraft.

In Dichtung und Wahrheit (15. Buch) schreibt Goethe von seinem Gefühlsleben, daß bei ihm ‚eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß‘. Die leidenschaftliche

Einseitigkeit, die ihn bis dahin von Schiller entfernt hatte, ließ ihn nun, in seiner Menschenarmut, mit empfangender und mitteilender Seele dem größten Menschen seines Kreises rückhaltlos entgegenkommen. Bei solcher Stimmung bedarf es nur eines beliebigen Ereignisses, das dann Zufall heißt, um endlich die Erfüllung niedersteigen zu lassen. Das Ereignis war die von Goethe geschilderte Begegnung in und nach der Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena. Neuere Untersuchungen scheinen zu erweisen, daß sie schon im letzten Drittel des Mai 1794 stattgefunden. Trotz Schillers wahrheitliebendem Einwand: ‚Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee' hatte Goethe an jenem Frühlingsabend erkannt, daß er hier den einen Mann neben sich habe, der sein ganzes menschliches und künstlerisches Dasein zu erfassen vermöge. Ja, er wird nach dem Auseinandergehen im ‚alten Groll' doch erwogen haben, daß Schillers scharfgespitzter Einwand eigentlich ein Goethischer war, daß die Urpflanze sich nicht aus der sinnlichen Erfahrung, sondern nur aus der über den Sinnen thronenden allgemeinen Idee herschreibe, daß also Schiller eigentlich den Einwand gemacht, den sich Goethe selbst hätte machen müssen. Zwischen dieser Schillerschen Denkweise und der seinigen klaffte also nicht mehr ‚die ungeheure Kluft'.

In so empfänglicher Stimmung erhielt er am 14. Juni 1794 Schillers Einladung zur Mitarbeiterschaft an den ‚Horen'. Schiller, der seit seinem zweiundzwanzigsten Jahr in kleinen und großen Zwischenräumen literarische Zeitschriften begründet und wieder aufgegeben hatte, bereitete im Cottaschen Verlag ein neues Monatsblatt vor. Vorweg sei berichtet, daß die Horen es schnell bis auf 2000 Abnehmer brachten, aber schon nach dreijährigem Bestehen wegen nicht ausdauernder Teilnahme der Leser, auch wegen des zum Teil wenig reizvollen Inhalts, aufgegeben wurden. Ohne Goethes Mitarbeiterschaft war keine deutsche Zeitschrift ersten Ranges möglich; so schrieb denn Schiller als Herausgeber der Horen an Goethe am 13. Juni 1794:

> Hochwohlgeborner Herr,
>
> Hochzuverehrender Herr Geheimer Rat.
>
> Beiliegendes Blatt enthält den Wunsch einer, Sie unbegrenzt hochschätzenden, Gesellschaft, die Zeitschrift, von der die Rede ist, mit Ihren Beiträgen zu beehren, über deren Rang und Wert nur Eine Stimme unter uns sein kann. Der Entschluß Euer Hochwohlgeboren, diese Unternehmung durch Ihren Beitritt zu unterstützen, wird für den glücklichen Erfolg derselben entscheidend sein, und mit größter Bereitwilligkeit unterwerfen wir uns allen Bedingungen, unter welchen Sie uns denselben zusagen wollen.

Der Brief ist unterschrieben: ‚Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener und aufrichtigster Verehrer F. Schiller.' Der Plan zu den Horen lag bei; darin hieß es von der Zeitschrift: ‚Unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht.'

Goethe fühlte den ganzen Wert des Augenblickes für den Umschwung seines innern Daseins. Er übereilte die Antwort nicht, dreimal setzte er dazu an; die drei Entwürfe von Goethes und seines Schreibers Hand sind uns erhalten. Am 24. Juni 1794 ging sie ab:

> Ew. Wohlgeboren
>
> eröffnen mir eine doppelt angenehme Aussicht, sowohl auf die Zeitschrift, welche Sie herauszugeben gedenken, als auf die Teilnahme, zu der Sie mich einladen. Ich werde mit Freuden und von ganzem Herzen von der Gesellschaft sein.
>
> Sollte unter meinen ungedruckten Sachen sich etwas finden, das zu einer solchen Sammlung zweckmäßig wäre, so teile ich es gern mit; gewiß aber wird eine nähere Verbindung mit so wackern Männern, als die Unternehmer sind, manches, das bei mir ins Stocken geraten ist, wieder in einen lebhaften Gang bringen.

Er schloß mit dem aussichtsreichen Satze: ‚Ich hoffe bald mündlich hierüber zu sprechen und empfehle mich Ihnen und Ihren geschätzten Mitarbeitern (Fichte, W. von Humboldt usw.) aufs beste. Goethe'.

Schon spüren wir, wie sich in Goethe wieder die Arbeitsfreude ankündigt. Schiller sendet ihm den Beitrag eines Mitarbeiters zur Beurteilung; Goethe erwidert, sendet Schriften von Diderot, von Moritz, und schreibt dazu: ‚Erhalten Sie mir ein freundschaftliches Andenken und seien Sie versichert, daß ich mich auf eine eifrige Auswechslung der Ideen mit Ihnen recht lebhaft freue.'

So ist denn endlich die eisige Scheidewand zwischen diesen beiden Gewaltigen zerschmelzend niedergebrochen. Schiller weiß jetzt, wie sehr er sich geirrt, als er schrieb, Goethe sei an nichts zu fassen; erkennt, daß er zu fassen ist an jeder der höchsten Geistesfragen und im Begriffe steht, sich ihm selbst zu geben, und mit dem schönen Vorrecht des Jüngeren, dem verehrten Älteren weit entgegenzukommen, schreibt er an Goethe seinen wundervollen Brief vom 23. August 1794, jene drei Druckseiten mit dem Tiefsten und Umfassendsten, was je über Goethes letzte Seelengründe gesagt wurde. Es war die Goethe überwältigende Liebeserklärung Schillers für den bewunderten Genius, und von dem Tage, da er jenen Brief gelesen, hat er sich Schillern aufgeschlossen, wie keinem andern Menschen zuvor noch nachher.

Goethes und Schillers Briefwechsel wird in den Händen jedes Lesers vorausgesetzt, weswegen nur auf einzelne Absätze jenes Briefes verwiesen zu werden braucht. Was Goethen die Sicherheit gab, zum erstenmal im Leben völlig begriffen und gewürdigt zu sein, waren die Stellen:

(Zur Philosophie): — Ihr beobachtender Blick, der so still und rein auf den Dingen ruht, setzt Sie nie in Gefahr, auf den Abweg zu geraten, in den sowohl die Spekulation als die willkürliche und bloß sich selbst gehorchende Einbildungskraft sich so leicht verirrt. — (Wir kennen Goethes Abneigung gegen die Spekulation). — (Zur Naturwissenschaft): Sie suchen das Notwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr entwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. — (Zur Kunst): Da Sie ein Deutscher geboren sind, da Ihr griechischer Geist in diese nordische Schöpfung geworfen wurde, so blieb Ihnen keine andere Wahl, als entweder selbst zum nordischen Künstler zu werden, oder Ihrer Imagination das, was ihr die Wirklichkeit vorenthielt, durch Nachhülfe der Denkkraft zu ersetzen und so gleichsam von innen heraus und auf einem rationalen Wege ein Griechenland zu gebären.

Ja sogar die gegenwärtigste Stufe auf Goethes Kunstbahnen hatte Schiller geahnt: die Umkehr von der Sinnenwelt zu vorgefaßten Begriffen, von der charakteristischen Kunst zum Stil, vom Gemußten zum Bewußtgewollten; denn dies besagen die Worte:

Jetzt mußten Sie die alte, Ihrer Einbildungskraft schon aufgedrungene schlechtere Natur nach dem besseren Muster, das Ihr bildender Geist sich erschuf, korrigieren, und das kann nun freilich nicht anders als nach leitenden Begriffen von statten gehen. Aber diese logische Richtung, welche der Geist bei der Reflexion zu nehmen genötigt ist, verträgt sich nicht wohl mit der ästhetischen, durch welche allein er bildet. Sie hatten also eine Arbeit mehr: denn sowie Sie von der Anschauung zur Abstraktion übergingen, so mußten Sie nun rückwärts Begriffe wieder in Intuitionen umsetzen und Gedanken in Gefühle verwandeln, weil nur durch diese das Genie hervorbringen kann.

‚Die alte schlechtere Natur‘ — dies war ja damals und bis ans Lebensende Schillers Urteil auch über seine eigene erste künstlerische Stufe.

In seinem ‚Epilog zur Glocke‘ gibt Goethe Schillern neben viel höheren Ruhmestiteln den des ‚Sicherstelligen‘, also des Weltklugen. Schillers Brief vom 23. August 1794 war in der Tat die vollkommene Mischung freudigen Anerkennens einer ihm entgegengesetzten Natur und feinster, nicht unvornehmer Absicht. Frei von plumper Schmeichelei hebt er heraus, was Goethe selbst an sich zuhöchst wertete, und flocht zugleich das Bild ihres Gegensatzes und den so lange gehegten Herzenswunsch Schillers nach einem Ausgleich ein:

Beim ersten Anblicke zwar scheint es, als könnte es keine größeren Opposita geben, als den spekulativen Geist, der von der Einheit, und den intuitiven, der von der Mannigfaltigkeit ausgeht. Sucht aber der erste mit keuschem und treuem Sinn die Erfahrung, und sucht der letzte mit selbsttätiger freier Denkkraft das Gesetz, so kann es garnicht fehlen, daß nicht beide einander auf halbem Wege begegnen werden.

Diesmal zögerte Goethe mit der Antwort nicht; schon am 27. August schrieb er aus Ettersburg an Schiller, mit einer Wärme, wie sie in seinen Briefen jener Zeit an Andere nicht herrscht:

Zu meinem Geburtstage, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigeren und lebhafteren Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine

Epoche rechne und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren, bekannt zu werden. Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können. Alles, was an und in mir ist, werde ich mit Freuden mitteilen.

Auch hier ist der ganze Brief nachzulesen.

Goethe empfand, er habe ein altes Unrecht gegen den endlich gewonnenen Freund auszugleichen. Aus dem Satze: „Ich habe den redlichen und seltenen Ernst, der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, immer zu schätzen gewußt', klingt reuiges Gutmachenwollen, wie denn überhaupt der Ton der ersten Briefe Goethes viel wärmer ist als der verehrungsvolle, gehaltene in Schillers Erwiderungen. Schon in dem Briefe vom 27. August gebraucht Goethe den Ausdruck von Schillers ‚freundschaftlicher Hand', und am 30. August beginnt er: ‚Beiliegende Blätter darf ich nur einem Freunde schicken, von dem ich hoffen kann, daß er mir entgegenkommt.' Tags darauf spricht ihm Schiller seine Freude aus über ihre ‚späte, aber mir manche Hoffnung erweckende Bekanntschaft' und gesteht unverhohlen, wie lebhaft sein Verlangen gewesen, in ein näheres Verhältnis zu ihm zu treten. Genau so, wie Goethe dies nachmals ausgesprochen, bekennt jetzt Schiller, ‚daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten'. Rührend ist sein Geständnis von der ‚Armut an allem, was man erworbene Erkenntnis nennt', und es ist wiederum keine Schmeichelei, wenn er ihre beiden Geisteswelten schildert: ‚Sie bestreben sich, Ihre große Ideenwelt zu simplifizieren, ich suche Varietät für meine kleinen Besitzungen. Sie haben ein Königreich zu regieren, ich nur eine etwas zahlreiche Familie von Begriffen, die ich herzlich gern zu einer kleinen Welt erweitern möchte.'

Am 1. September 1794 teilt Schiller seinem Körner den großen ihm gelungenen Wurf mit, eines Freundes Freund zu sein: „Zwischen diesen Ideen (Goethes und Schillers über Kunst und Kunsttheorie) fand sich eine unerwartete Übereinstimmung, die um so interessanter war, als sie wirklich aus der größten Verschiedenheit der Gesichtspunkte hervorging. Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.'

Menschlich noch inniger wob sich das Freundschaftsband durch Goethes Einladung an Schiller, schon am 4. September 1794, einige Wochen bei ihm in Weimar zu wohnen: ‚Sie sollten ganz nach ihrer Art und Weise leben und sich wie zu Hause möglichst einrichten. Dadurch würde ich in den Stand gesetzt, Ihnen von meinen Sammlungen das Wichtigste zu zeigen, und mehrere Fäden würden sich zwischen uns anknüpfen.' Schiller nimmt mit Freuden an, bittet aber ‚um die leidige Freiheit, bei Goethe krank sein zu dürfen', da er bei seinen Krampfzuständen nie auf eine bestimmte gesunde Stunde zählen könne. In der zweiten Hälfte des Septembers weilt Schiller zwei Wochen in Goethes Hause, ist aber nach der Rückkehr mit seinem Sinne noch immer in Weimar: ‚Es wird mir Zeit kosten, alle die Ideen zu entwirren, die Sie in mir aufgeregt haben', und Goethe schließt diesen ersten Abschnitt seines Lebensbundes mit Schiller: ‚Wir wissen nun, mein Wertester, aus unsrer vierzehntägigen Konferenz, daß wir in Prinzipien einig sind und die Kreise unseres Empfindens, Denkens und Wirkens teils koinzidieren, teils sich berühren' (1. 10. 1794).

Was sind gegen die Gespräche jener Wochen und gegen die der Stunden an Hunderten von späteren Tagen in Jena und Weimar, in Schillers und Goethes Wohn- und Arbeitsräumen, selbst die Hunderte von Briefen, die wir von beiden besitzen? Goethe hat über diese Wechselgespräche einmal geäußert: ‚Wenn doch ein Kurzschreiber unsre Gespräche hätte aufzeichnen können!' Wie wird man sich gerade inmitten eines so kostbaren Besitzes wie jenes Briefwechsels der Wahrheit des Goethischen Ausspruches bewußt von der Literatur als dem Fragment der Fragmente!

Das Edelgepräge dieses so einzigartigen weltgeschichtlichen Bundes bestand vor allem andern im gemeinsamen Vorwärtsschreiten zu den höchsten Kunstzielen, bald in vereinter Arbeit nebeneinander, bald auf abweichenden Wegen, sich immer wieder zum Gruße begegnend, zu neuem Aufstieg anfeuernd, und mit einem gegenseitigen Geltenlassen, wie es nur den freiesten Großgeistern gegeben ist. ‚Mit Schiller, dessen Charakter und Wesen dem meinigen völlig entgegenstand, hatte ich mehrere Jahre ununterbrochen gelebt, und unser wechselseitiger Einfluß hatte dergestalt gewirkt, daß wir uns auch da verstanden, wo wir nicht einig waren.‘ Ja, Goethe steigert seine Wertung dieses Bundes zu dem Satze: ‚Selten ist es, daß Personen gleichsam die Hälften voneinander ausmachen, sich nicht abstoßen, sondern sich anschließen und einander ergänzen.‘ Wie hoch Goethe Schillers große Natur geschätzt, zeigt uns der Briefwechsel auf jeder Seite, sprechen die sich bis zuletzt wiederholenden Verherrlichungen Schillers nach dessen Tode überzeugend, oft tief ergreifend aus. Von keinem Kritiker hat sich Goethe so viel Strenges, manchmal Empfindliches gefallen lassen wie von Schiller, ohne je an ihm irre zu werden. Wie aber wußte Schiller das Gelungene, das Bedeutende anzuerkennen und ohne kleinliche Einschränkung zu preisen, nicht aus Liebedienerei, nein aus dem Gefühl, aus dem sein herrliches Wort geflossen: ‚Dem Vortrefflichen gegenüber gibt es keine Freiheit als die Liebe.‘ Und wie rührt es uns, den gleichen Gedanken bei Goethe später fast mit den gleichen Worten zu finden: ‚Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als die Liebe‘ (in Ottiliens Tagebuch).

Daß Schiller im vertrauten Verkehr mit Goethe manches von dessen Werken um einen Grad wärmer oder milder beurteilte, als es aus der Ferne vielleicht geschehen wäre, — wie begreiflich ist dies. Wer von uns hat nicht erlebt, daß er einen Künstler, in dem er den Menschen liebt, tiefer versteht und liebevoller einschätzt? Schillers Aufrichtigkeit im Lobe war goldecht; er fühlte zeitlebens seinen eigenen Abstand als dichterischen Bildners: ‚Gegen Goethe bin und bleibe ich eben ein poetischer Lump‘ (an Körner, 27. 6. 1796). Aus gleichem Gefühl entsprangen die Verse an Goethe:

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

Dem widerspricht nicht das edle Selbstbewußtsein Schillers dem bewunderten Freunde gegenüber. Beim gemeinsamen Ergründen der tiefsten Fragen ihrer Kunst gibt es für ihn nicht die Rücksicht auf des Freundes Ansicht, sondern einzig auf die Wahrheit. Und als er in der Arbeit am Wallenstein die Grenzen seines Könnens sich um so viel weiter hinaus erstrecken sah, da durfte er wagen, sich als einen nicht bloß Gleichstrebenden, sondern gleichwertig Schaffenden neben Goethe zu stellen, ohne Eifersucht, aber ohne Kleinglauben:

Daß ich auf dem Wege, den ich nun einschlage, in Goethes Gebiet gerate und mich mit ihm werde messen müssen, ist freilich wahr; auch ist es ausgemacht, daß ich hierin neben ihm verlieren werde. Weil mir aber auch etwas übrig bleibt, was mein ist und er nie erreichen kann, so wird sein Vorzug mir und meinem Produkte keinen Schaden tun, und ich hoffe, daß die Rechnung sich ziemlich heben soll.

Entscheidend aber für Schillers Verhältnis zu Goethe war doch sein Gesamturteil über des Freundes erhabene menschliche Einheit. In einem Brief an die Gräfin Schimmelmann von 1800 steht sein hohes Wort über Goethe den Künstler und den Mann:

Nach meiner innigsten Überzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und an Zartheit, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienst auch nur von weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist. — Aber die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern.

Vornehmlich aus dem Briefwechsel, daneben aus andern Quellen erfahren wir, bis zu welcher Innigkeit der Verkehr zwischen Goethe und Schiller im Laufe der Jahre anwuchs. Auf Schillers Gruß (9. 12. 1796): ‚Ich umarme Sie von ganzem Herzen‘ erwidert Goethe: ‚Erhalten Sie mir Ihre so wohlgegründete Freundschaft und Ihre so schön gefühlte Liebe und sein Sie das Gleiche von mir überzeugt.‘ — ‚Geliebter, verehrter Freund!‘ redet der jüngere Schiller Goethen an. Wendungen wie: ‚Ich kann nicht von Ihnen gehen, ohne daß

etwas in mir gepflanzt worden wäre', kehren in Schillers Briefen wieder. Goethe nennt ihren Bund einen des ‚Ernstes und der Liebe'. Im letzten Jahr dieses Lebensbundes bittet Goethe: ‚Schicken Sie mir nun noch einen Akt Tell, so kann mich nichts Böses mehr anwehen', worauf Schiller erwidert: ‚Sie werden mich noch verwöhnen.' In den Annalen heißt es über die Art des Verkehrs mit Schiller: ‚Wir verlebten keinen Tag in der Nähe, ohne uns mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne uns schriftlich zu unterhalten.'

Wie reich doch war die Ernte dieser kostbaren Liebe, die aus dem Boden der Abschließung, der Abneigung erblüht war! Geduzt haben sich Goethe und Schiller nicht: eine Würde, eine Höhe entfernte diese letzte Vertraulichkeit. Die persönliche Herzlichkeit der Beiden hat uns der junge Heinrich Voß, der Sohn des Homer-Übersetzers, als Augenzeuge geschildert: als Goethe und Schiller nach schwerer Krankheit sich im März 1805 zum erstenmal wiedersahen, da ‚fielen sie sich um den Hals und küßten sich mit einem langen herzlichen Kuß, ehe eines von ihnen ein Wort hervorbrachte'.

Und welche schöne Zugabe zu ihrem Freundschaftsbunde war die Teilnahme von Goethes Mutter, die Schillern schon längst geliebt hatte. Nach dem Xenien-Sturm schrieb die herrliche Frau an ihren Sohn die treffendste Kritik der ganzen Bewegung und Gegenbewegung: ‚Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit, und diese armseligen Wische (der Widersacher) zerreißen einem in der Hand.'

Trotz Goethes ‚elenden häuslichen Verhältnissen', wie sie Schillern wegen ihrer Regelwidrigkeit erschienen, herrschte zwischen den beiden Häusern ein mehr als freundlicher Verkehr. Vor einer Niederkunft von Schillers Frau lädt Goethe den kleinen Karl Schiller in sein Haus, um dem Freunde eine Erleichterung zu bereiten. Bei Lotte Schillers schwerer nachheriger Erkrankung schreibt Goethe: ‚Unsere Zustände sind so innig verwebt, daß ich das, was Ihnen begegnet, an mir selbst fühle', und an den Geheimrat Voigt in Weimar: ‚Ich werde wohl noch einige Zeit hier bleiben, denn ich habe nicht den Mut, den guten Schiller in seiner gegenwärtigen Lage zu verlassen: sein Vater ist vor kurzem gestorben, und sein jüngster Knabe scheint auch in kurzem wieder abscheiden zu wollen.'

Von seiner dritten Schweizerreise, 1797, richtete Goethe an Schiller so lange, liebevolle und eingehende Briefe, wie nur je aus Italien an Frau von Stein.

Allerlei zarte Aufmerksamkeiten, immer mit Rücksicht auf Schillers Gesundheit und Sonderrang, erweist Goethe dem hilfebedürftigen Freunde. Um ihm den Besuch des Theaters zu erleichtern, läßt er eigens für ihn eine abgeschlossene Loge herrichten, die einzige außer der für die fürstlichen Herrschaften. Goethe selbst pflegte mitten im Parkett zu sitzen.

Des Jahres letzte Stunden mochte Goethe am liebsten mit Schiller verleben. ‚Ich hoffe, daß es mir so wohl werden soll, das neue Jahr mit Ihnen anzufangen', schreibt Goethe im Dezember ihres ersten Bundesjahres, und Schiller dankt am 2. Januar 1795 herzlich ‚für das verflossene Jahr, das mir durch Ihre Freundschaft vor allen übrigen ausgezeichnet und unvergeßlich ist'. Vor allen mit Schiller wollte Goethe die Jahrhundertwende feiern: in der letzten Nacht des Jahres 1800 haben sie beisammen weilend die ‚großen und guten Gedanken' getauscht.

Schiller hat noch öfter als Gast in Goethes Haus verweilt, ehe er ganz nach Weimar übersiedelte, so einmal einen vollen Monat zwischen März und April 1796. In August Goethes Stammbuch schrieb er sich als Erster ein:

> Holder Knabe, dich liebt das Glück, denn es gab dir der Güter
> Erstes, Köstlichstes, dich rühmend des Vaters zu freun.

Mit scherzendem Ernst plaudern Goethe und Schiller zueinander von künftiger Verschwägerung durch ihre Kinder. Freundnachbarliche Gefälligkeiten, kleine Geschenke und feine Liebesdienste gehen hin und her; Schiller besorgt aus guten Quellen für Goethes Küche Gries, Goethe für Schillers Wohnzimmer Tapeten und schickt seiner Wöchnerin eine Flasche Kölnisches Wasser. — Noch mehr aus Herzenstakt als aus starkem Innendrange geht Schiller auf des Freundes geistige Liebhabereien ein; ihm zuliebe treibt er sogar Naturkunde, ein wenig Farbenlehre und ähnliche ihm fern liegende Studien.

Wie zerschlagen Goethe bei der Kunde von Schillers Tode war, soll uns die letzte Seite dieses Abschnittes sagen. Wie hoch er von Schiller gedacht, das hat er erst nach dessen Tod aller Welt verkünden dürfen. „Ich dachte mich selbst zu verlieren und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins', so beginnt sein Brief an Zelter vom 1. Juni 1805. Wagte sich später je ein verkleinerndes Urteil über Schiller hervor, so entbrannte sein Zorn, und Eckermann bekam dann zu hören: ‚Wenn Schiller sich die Nägel beschnitt, war er größer als diese Herren!' Seine Schwiegertochter Ottilie, die manches von Schiller langweilig fand, fertigte er ab: „Ihr seid viel zu armselig und irdisch für ihn!' — „Im absoluten Besitz seiner erhabenen Natur', — ‚Der letzte Edelmann unter den deutschen Schriftstellern, **sans tâche et sans reproche**', — ‚Er berührte nichts Gemeines, ohne es zu veredeln', — ‚Alle acht Tage war Schiller ein Anderer und Vollendeterer. Jedesmal wenn ich ihn wiedersah, erschien er mir vorgeschritten in Belesenheit, Gelehrsamkeit und Urteil', — ‚Schiller mochte sich stellen, wie er wollte, er konnte garnichts machen, was nicht immer bei weitem größer herauskam als das Beste dieser Neueren' —: solche und viele ähnliche Aussprüche tiefer Verehrung stehen in den mancherlei Berichten der Freunde, zu denen sich Goethe nach Schillers Tode über den Verewigten ausgesprochen hat.

Mit wahrhaft religiösen Gefühlen dachte er im Alter an Schillers Erscheinung; ja er verglich ihn einmal wegen seines leidenden Äußern mit Christus und sagte: ‚Schillern war eben diese Christus-Tendenz eingeboren.' Lange nach des Freundes Hinscheiden schlug er zufällig dessen Dreißigjährigen Krieg auf, las sich fest und brach weinend in die Klage aus: ‚Und den Mann konnte ich verkennen!' Als man einst vor ihm Schillers Bühnenbearbeitung des Egmont tadelte, schob er dergleichen beiseite: ‚Was wißt ihr, Kinder! Das hat unser großer Freund besser verstanden als wir!' Und endlich das Wort über Schillers mächtig gebietende Persönlichkeit: ‚Schiller ist so groß am Teetisch, wie er es im Staatsrat gewesen sein würde. Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein!' (zu Eckermann, 1825).

Über den wechselseitigen Einfluß unserer zwei Großen hat die parteiliche, den reichen, sonnenklaren Urkunden halsstarrig widersprechende Vergötzung Goethes durch einige Verkleinerer Schillers schnell vorübergehende Verwirrung angestiftet. Goethes nachdrückliche eigene Aussprüche lassen all solche himmelnde Verstiegenheit wie Spreu verfliegen. Immer neu ist Goethes gemütlich derbes Wort einzuschärfen, wodurch er dem philisterhaften Streit über die Größe des Einen oder des Andern ein Ende zu setzen wünschte: ‚Nun streitet sich das Publikum seit zwanzig Jahren, wer größer sei, Schiller oder ich, — und sie sollten sich freuen, daß überall (überhaupt) ein paar Kerle da sind, worüber sie streiten können.'

Seinen Geistesbund mit Schiller hat Goethe für immer gekennzeichnet durch sein Wort an den Lebensgenossen selber von dem ‚einzigen Fall, in dem ich mich nur mit Ihnen befinde' (7. 7. 1796). In der Tat ein ganz einziger Fall künstlerischen Gebens und Nehmens zwischen zwei Ebenbürtigen. Abwägen zu wollen, wer von beiden mehr gegeben, mehr empfangen, ist ebenso vermessen wie überflüssig. Nicht Goethe noch Schiller hätten solche Abrechnung zu führen vermocht.

Für Schiller bedeutete sein enger Bund mit Goethe das Beschleunigen und Verstärken des künstlerischen Umschwunges, der sich seit dem Don Karlos durch das Vertiefen in geschichtliche und philosophische Forschungen vorbereitet hatte. Ihm kam Goethes unvergleichlich größere Anschauungsfülle zugute; er lernte mehr mit offenen Augen in die Sinnenwelt außer ihm schauen, während er bis dahin mit geschlossenen die Welt seines Innern dichterisch zu verwirklichen gestrebt hatte. Von der Gedankenpoesie tat er den Schritt zur sichern Menschenbildnerei und gegenständlichen Erzählung: Wallenstein und Die Kraniche des Ibykus, das Meisterwerk unter seinen Balladen, sind die redenden Beweise für Goethes künstlerischen Einfluß. Solche einzelne Anstöße wie die Dreiteilung des Wallenstein (Briefwechsel, 2. Dezember 1797), die feinen Winke zu den Kranichen (ebenda, 22. und 23. 8. 1797), ja das Überlassen eines, allerdings sehr ungoethischen, Stoffes wie des Tell gehören mit zum Wesen dieses einzigen Bundes. ‚Es freut mich', schreibt Goethe an Schiller (12. 12. 1798), ‚daß ich Ihnen etwas habe wiedererstatten können (beim Wallenstein) von der Art, in der ich Ihnen

so manches schuldig geblieben bin'; und am 22. 12. 1798 heißt es bei Goethe einmal ganz allgemein über das Verhältnis: ,Es ist so ein unendlich seltener Fall, daß man sich mit- und aneinander bildet.'

Schillers Bedeutung für Goethe kann von einem besonnenen Betrachter niemals unterschätzt werden. Auf alle Fälle verdient Goethe selbst in dieser Frage unvergleichlich mehr Glauben als der begeistertste unter seinen einseitigen Verehrern. Rückschauend schreibt Goethe einmal an den Staatsrat Schultz:

> Ich weiß wirklich nicht, was ohne die Schillersche Anregung aus mir geworden wäre. Hätt' es ihm nicht an Manuskript zu den Horen und Musenalmanachen gefehlt, ich hätte die Unterhaltungen der Ausgewanderten nicht geschrieben, den Cellini nicht übersetzt, ich hätte die sämtlichen Balladen und Lieder, wie sie die Musenalmanache geben, nicht verfaßt, die Elegien wären, wenigstens damals, nicht gedruckt worden, die Xenien hätten nicht gesummt, und im allgemeinen wie im besondern wäre gar manches anders geblieben.

Selbst diese sehr eingehende Würdigung des Schillerschen Einflusses erschöpft weitaus nicht den Wert dieses Freundes für Goethes Aufstieg seit der Lebensmitte. Mit noch größerm Recht als von Italien hätte er von Schillers Freundschaft eine Wiedergeburt rechnen können, eine ,zweite Pubertät', die er als das Kennzeichen großer Menschen genannt hat. — Doch er hat ja so gerechnet! Am 6. Januar 1798 schreibt er dem Freunde:

> Das günstige Zusammentreffen unserer beiden Naturen hat uns schon manchen Vorteil verschafft, und ich hoffe, dieses Verhältnis wird immer gleich fortwirken. Wenn ich Ihnen zum Repräsentanten mancher Objekte diente, so haben Sie mich von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.

Schon vor diesem Briefe Goethes hatte ihm Schiller zugerufen (17. 1. 1797): ,Jetzt kehren Sie, ausgebildet und reif, zu Ihrer Jugend zurück und werden die Frucht mit der Blüte verbinden. Diese zweite Jugend ist die Jugend der Götter und unsterblich wie diese.'

Eine Schöpferzeit so üppigreich wie diese an schnell aufeinanderfolgenden dauernden Gebilden hatte Goethe nur einmal zuvor durchlebt: in den vier ewig denkwürdigen Jahren von 1771 bis 1775 in Frankfurt. Sogleich nach der innigen Freundschaft mit Schiller gewinnt Goethes Leben und Dichten neue Schwungkraft, Freudigkeit, ja sogar Übermut. Seit Pater Brey und Satyros hatte sich die ,studentische Ader' nicht wieder so lustig geregt wie nun in den Xenien. Die Naturwissenschaft tritt eine Weile zurück, das Leben in Kunst öffnet ihm seine Arme: ,Meine Verbindung mit Schiller rief mich aus dem wissenschaftlichen Beinhaus in den freien Garten des Lebens.'

Keine geringe Rolle spielte hierbei Schillers noch jugendliches Alter; alle Weimarer Freunde, soweit sie überhaupt literarisch in Betracht kamen, waren ebenso alt oder älter als Goethe. ,Daß Schiller so viel jünger war und im frischesten Streben begriffen, da ich an der Welt müde zu werden begann, war von der größten Wichtigkeit. Es sind mir daher unnennbare Vorteile erwachsen.' In seinen ,Kleinen Beiträgen zur Charakteristik Goethes' schildert Vischer, der menschlichste, weil dichterischste seiner Erklärer, Schillers Einwirkung: ,Der Luftstrom einer ethisch straffen Natur wehte mit ihm daher, fegte die verbrühende Föhnluft hinweg und weckte im fast erstorbenen Erdreich die eingeschlafenen Keime eines neuen, zweiten Frühlings.' Das Bild vom zweiten Frühling drängt sich jedem auf, der sich in Goethes Zustand um 1794 vertieft.

Der stärkste Anstoß kam ihm von Schiller daher, daß er an ihm endlich den einen mitverstehenden Leser gefunden, dessen er bedurfte. Sich ganz verstanden zu fühlen, war ihm von jeher höchste Beseligung gewesen. Wieviel bitterschmerzliche Enttäuschungen hatte er gerade hierin erfahren, und wie lechzte er nach einem Menschen, der ihn auch da verstände, wo beide nicht gleich empfanden. Wiederholt gebraucht Goethe zu Schiller den Ausdruck, dieser lege ihm seine Träume aus. ,Fahren Sie fort, mich mit meinem eigenen Werke (Wilhelm Meister) bekannt zu machen' (7. 7. 1796). Als er sich auf Schillers Antrieb endlich entschließt, wieder an den Faust zu gehen, schreibt er jenem:

Nun wünsche ich, daß Sie die Güte hätten, die Sache einmal in schlafloser Nacht durchzudenken, mir die Forderungen, die Sie an das Ganze machen würden, vorzulegen und so mir meine eignen Träume, als ein wahrer Prophet, zu erzählen und zu deuten (22. 7. 1797). — Fahren Sie fort, mir in guten und bösen Stunden durch die Kraft Ihres Geistes und Herzens beizustehen (6. 3. 1799).

Der feine, kluge Körner freut sich

um Goethes willen. Für den deutschen Dichter gibt es keine Hauptstadt. Sein Publikum ist zerstreut. — Die unsichtbare Kirche (der Leser) bedarf eines Repräsentanten, und zu diesem schickt sich niemand besser als du" (an Schiller).

Wilhelm von Humboldt schrieb seiner Frau noch bei Lebzeiten Schillers:

Auf die Freude und den Nutzen, den ihm das Zusammenleben mit Schiller gibt, kommt Goethe sehr oft zurück. Nie vorher, sagt er, hätte er irgend jemand gehabt, mit dem er sich über ästhetische Grundsätze hätte vereinigen können; die Einzigen wären noch Merck in Darmstadt und Moritz gewesen; allein obgleich beide mit ihm in Absicht des Taktes übereingekommen wären, so hätte er sich wenig mit ihnen verständigen können. 20 bis 25 Jahre hätte er also so ganz über sich allein gelebt, und daher sei es gekommen, daß er in einer ganzen langen Zeit so wenig gearbeitet habe. Desto rüstiger scheint er jetzt.

Daß Schiller bei aller Strenge im einzelnen so fruchtbar anzuerkennen vermochte, wo er vor einem wahrhaft bedeutenden Kunstwerke stand, das unterschied ihn völlig von den vielen mittelmäßigen Dichtern, die darum auch mittelmäßige Kritiker waren. Bei Voß hatte sich Goethe für die Kunstform von Hermann und Dorothea Rat holen wollen, und wie hatte der versagt! ‚Daß Voß mein Gedicht nur se defendendo genießt, tut mir sehr leid für ihn, denn was ist denn an unserm ganzen bißchen Poesie, wenn es uns nicht belebt und uns für alles und jedes, was getan wird, empfänglich macht?' (28. 2. 1798).

Liebe, Neigung nannte Goethe das Ding, das heute von so vielen Unberufenen ‚produktive Kritik' genannt wird, denn nur sie konnte wahrhaft fördern:

Wie selten findet man bei den Geschäften und Handlungen des gemeinen Lebens die gewünschte Teilnahme, und in diesem hohen ästhetischen Falle ist sie kaum zu hoffen, denn wie viele Menschen sehen das Kunstwerk an sich selbst, wie viele können es übersehen, und dann ist es doch nur die Neigung, die alles sehen kann, was es enthält, und die reine Neigung, die dabei noch sehen kann, was ihm mangelt (7. 7. 1796).

Schillers Einflüsse auf Goethe genau zu verfolgen, ist, mit einer wichtigen Ausnahme, kaum nötig; der Briefwechsel beweist sie fast auf jeder Seite. Dem Anführen einiger besonders schlagender Beispiele kann man freilich nicht widerstehen. Im September 1794 hat Schiller in Goethes Hause geweilt; schon im Oktober meldet sich bei diesem der frische Trieb. Er sendet Schillern die lange geheimgehaltenen Römischen Elegien, regt schon damals an, ‚ein Büchlein Epigramme' in Schillers Musenalmanach einzurücken, und verspricht ihm die zweite Epistel (S. 375).

Für den Wilhelm Meister muß Schiller durchaus als genießender und beurteilender Mitarbeiter gelten:

Durch den guten Mut, schreibt ihm Goethe, den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buche ausgearbeitet (18. 2. 1795). — Wenn dieses Buch (das achte des Wilhelm Meister) nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln.

Bei seinem Plan der Achilleïs ließ Goethe es geradezu von Schillers Entscheidung abhängen, ob er ein solches ‚Gedicht von großem Umfang und mancher Arbeit unternehmen solle', und Schiller, der Goethen eben alles zutraute, riet eher zu.

Jene eine wichtige, hier eingehender zu behandelnde Ausnahme betrifft Schillers entscheidenden Einfluß auf das Wiederanpacken des Faust. Der den Anstoß gebende erste Brief Schillers (29. 11. 1794) wurde schon abgedruckt (S. 351). Mit bekannter Unlust erwiderte Goethe (2. 12. 1794): ‚Von Faust kann ich jetzt nichts mitteilen, ich wage nicht das Paket aufzuschnüren, das ihn gefangen hält. Ich könnte nicht abschreiben, ohne auszuarbeiten, und dazu fühle ich mir keinen Mut. Kann mich künftig etwas dazu vermögen, so ist es gewiß Ihre Teilnahme.'

Schiller läßt nicht nach: ‚Möchten Sie uns doch einige Szenen aus dem Faust zu hören geben. Ich wüßte nicht, was mir in der ganzen dichterischen Welt jetzt mehr Freude machen könnte‘ (2. 1. 1795). — Noch einmal wiederholt Schiller im August 1795 seine ‚Fürbitte wegen Faust‘: ‚Lassen Sie es auch nur eine Szene von zwei oder drei Seiten sein.‘ — Aus dem Juli 1797 haben wir Goethes Wunsch an Schiller, ‚den Plan zum Faust durchzudenken‘ (S. 367), worauf Schiller mit seinen Bemerkungen über die mögliche Fortführung des Werkes antwortet. Goethe dankt ihm, da es ‚gleich einen ganz andern Mut zur Arbeit gibt, wenn man seine Gedanken und Vorsätze auch von außen bezeichnet sieht, und Ihre Teilnahme ist in mehr als einem Sinne fruchtbar.‘

Durch alle nächsten Jahre gehen die Briefe über den Faust herüber und hinüber, bis Schiller mit gewohnter Weltklugheit zu einem derben Mittel greift. Er gibt Cotta den Rat, Goethen ‚durch anlockende Offerten zu veranlassen, sich noch einmal an diese große Arbeit zu machen und sie zu vollenden‘. Cotta folgt dem Rate, und Goethe weiß es Schillern Dank, ‚denn wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht‘. Wie sehr Goethe solcher Anstöße von außen bedurfte, bestätigt sein Tagebuch vom gleichen Tage (11. 4. 1800): ‚Brief von Cotta. Faust angesehen.‘ Bald darauf schreibt ihm Schiller den hübschen Witz: ‚Sie müssen in Ihrem Faust überall Ihr Faustrecht behaupten.‘

Am 21. September 1800 besuchte Schiller von Weimar aus Goethen in Jena und hörte ihn ein Stück aus der Helena des schon geplanten zweiten Teiles des Faust vorlesen. Mit begeistertem Lobe des ‚edlen, hohen Geistes der alten Tragödie‘ ermutigte ihn Schiller zur Vollendung des Ganzen. — Das Erscheinen des abgeschlossenen ersten Teiles des Faust (1808) hat Schiller nicht erlebt.

Drittes Kapitel.

Die Xenien.

> Dann zuletzt ist unerläßlich,
> Daß der Dichter manches hasse.
> (Goethe im Diwan).

Goethes und Schillers Bündnis hat, mit einer einzigen Ausnahme, zu keiner gemeinsamen Arbeit geführt, wie sie uns in einigen seltenen Fällen bei Dichterpaaren andrer Völker begegnet. Sie haben gelegentlich Stoffe getauscht, fruchtbare Keime zu ganzen Werken und einzelnen Teilen einander überlassen, dichterische Herzensangelegenheiten im Gespräch und Briefwechsel geklärt, — eine Zwiedichtung haben sie nur einmal unternommen, eine einziggeartete, unvergeßliche: die **Xenien** von 1796.

Schiller hatte bei der Herausgabe der Horen viel Unverständnis, ja Böswilligkeit von der mittelmäßigen Schriftstellerwelt erfahren; Goethe war wie nie zuvor geärgert worden durch die gehässige Aufnahme seiner Versuche über die Farbenlehre bei den überlegen tuenden oder totschweigenden zünftigen Naturforschern, so daß gleichzeitig in beiden der Wunsch sich regte, einmal unter die schreibende Stümperwelt zu treten und fürchterliche Musterung zu halten. Im Oktober 1795 schrieb Goethe an Schiller: ‚Sollten Sie sich nicht nunmehr überall umsehen und sammeln, was gegen die Horen im allgemeinen und besonderen gesagt ist, und hielten am Schluß des Jahres darüber ein Gericht? Wenn man dergleichen Dinge in Bündlein bindet, brennen sie besser.‘

Der Gedanke fiel bei Schiller auf wohlvorbereiteten Boden, und er antwortete: ‚Wir leben jetzt recht in den Zeiten der Fehde. Es ist eine wahre ecclesia militans — die Horen meine ich.‘ Einen Monat drauf macht Goethe geradezu den Vorschlag, Epigramme auf die feindseligen deutschen Zeitschriften zu dichten. Er findet gleich den Namen dafür: Xenien sollen sie heißen, Gastgeschenke — nach einem Ausdruck des römischen Epigrammendichters Martial, und die argen Gastgeschenke müsse der regelmäßig erscheinende Musenalmanach des Freundes aufs Jahr 1797 veröffentlichen. Lebhaft greift Schiller diesen Gedanken auf, beginnt sogleich die Probe-Xenien Goethes eifrig zu vermehren, und schon im Januar 1796 kann er an Körner schreiben: ‚Für das nächste Jahr sollst du dein blaues Wunder sehen. Goethe und ich arbeiten schon seit einigen Wochen an einem gemeinsamen Opus für den Almanach, welches eine wahre poetische Teufelei sein wird, die noch kein Beispiel hat.‘

Ein Blatt der Xenien-Handschrift. Xenien von Goethe

Borussias.

Sieben Jahr nur währte der Krieg, von welchem du singest?
Sieben Jahrhunderte Freund, währt mir dein Heldengedicht.

Tassos Jerusalem von Manso

Ein asphaltischer Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

Campe der Verdeutscher

Sinnreich bist du, die Sprache von gallischen Wörtern zu säubern
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

Für Töchter edler Herkunft

Töchtern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen
Um zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

Pantheon der Deutschen

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Form des Buchs.

~~Schlichtegroll der Todtengräber~~

~~Endlich hast du den Stiel mit einer Schaufel vertauschet~~
~~Wer sich liebet in dir, stößt dich zum Glücke nicht mehr.~~

Philosophische Annalen

Würdig Schelmen ziehen den Bettelkarren durch Deutschland
Den auf schmutzigem Bock Jakob der Kutscher regiert.

Ein Blatt der Xenien-Handschrift. Xenien von Schiller.

Eine ungestüme Jagdlust hatte die beiden Xenien-Schützen ergriffen; im Februar waren sie schon beim dritten Hundert dieser ‚Füchse mit brennenden Schwänzen', die sie gegen die reife papierene Saat des deutschen Dilettantentums loshetzen wollten. Goethe, der sonst allem literarischen Streit abholde, geriet prächtig ins Feuer; nun, da es seine mißhandelte Farbenlehre zu rächen galt, wurde er von einer nie zuvor gefühlten Kampfbegier ergriffen, und bei seinen Besuchen im Schillerschen Hause zu Jena gab es beim Austausch der inzwischen entstandenen Xenien oft ‚unbändiges Gelächter'.

Der tiefere Grund dieses geschichtlich so folgenreichen Feldzuges lag nicht in Goethes Ärger wegen der Farbenlehre noch in Schillers wegen der Horen. Der literarische Zustand in Deutschland war wieder einmal auf einem Punkte, wie vierzig Jahre zuvor, als Lessing in seinen Literaturbriefen den fürchterlichen eisernen Auskehrbesen gegen die dummdreiste Mittelmäßigkeit geschwungen hatte. Aus unserer großen Ferne begreifen wir heute kaum, mit welcher Anmaßung sich um die Mittagshöhenzeit Goethes und Schillers die wertlosesten schreibenden Gesellen als gleichberechtigt neben den Dichtern von Götz, Werther, Egmont, Iphigenie, Tasso und Don Karlos aufzuspielen erdreisteten. Ein Rundblick um uns Lebende herum kann uns zeigen, daß es heute mit dem erdrückenden Übergewicht anmaßlicher Unfähigkeit nicht anders steht als vor mehr denn einem Jahrhundert. Die gräßlichsten Stümper und Schmierer, die Manso, Jenisch, Platner, Reinhardt, Ramdohr und Genossen taten so, als gehörten auch sie zur gewichtigen Literatur. Und die Andern, die auf irgend einem Gebiete wirklich etwas Bescheidenes geleistet hatten: die Hermes, Ramler, Adelung, Campe, Eschenburg, Claudius, Stolberg, Stilling, Kotzebue usw. wußten nichts vom Abstand in der Kunst und Wissenschaft. Ihrer Aller Hauptvertreter war der Berliner Aufklärer Nicolai, der beschränkt, rechthaberisch und besserwisserisch gegen alles eiferte, was er nicht fühlte noch begriff, gegen die ganze große Poesie der Gegenwart, der Verkörperer alles Platten und Schädlichen.

In Schillers Musenalmanach für 1797 erschienen also im September 1796 die gesammelten **Xenien,** 414 Stück. Nur eine Auslese: gegen 200 waren ausgeschieden worden, die meisten mit Recht, weil zu matt oder Gesagtes wiederholend. Der Erfolg war für deutsche Verhältnisse außerordentlich: eine zweite Auflage wurde nach wenigen Wochen, eine dritte nach einigen Monaten notwendig. Wer immer an literarischen Fragen schreibend oder lesend teilnahm, kaufte das Büchlein mit den ‚Literarischen Spießruten', wie einer der Nachdrucksverleger die Xenien nannte. Bezeichnend genug für die weit größere Freude an Skandal als an Kunst war die Tatsache, daß der übrige Inhalt des Almanachs kaum beachtet wurde. Zunächst gab es schon unter den Füchsen mit brennenden Schwänzen manches Distichon zum Preise des Großen und Schönen, Xenien auf Lessing, Kant, Shakespeare. Dann aber standen in jenem Almanach einige der anmutigsten Gaben Goethes und Schillers: Alexis und Dora als Einleitung, Schillers Mädchen aus der Fremde, Pompeji und Herkulanum, die Klage der Ceres, die Votivtafeln. Die Xenien bildeten nur den Schluß dieses dichterisch so wertvollen Jahrbüchleins.

Einige Unschuldige oder Entschuldbare mußten mit den Dutzenden der Schuldigen leiden. Ungerecht, aber besonders geistreich wurde der um das Reinigen der deutschen Sprache vom Fremdwörterunfug so ernst bemühte Campe mitgenommen:

> Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
> Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht. (Schiller.)

Ungerecht, weil die deutsche Sprache Campen tatsächlich eine große Zahl ausgezeichneter Bereicherungen verdankte, z. B. Schulfuchs für Pedant, ja sogar solche, die sich Goethe selbst sogleich aneignete (vgl. S. 574). Alles in allem aber wirkte das Xenien-Gefecht doch als eines jener reinigenden Gewitter, wie sie im Kunstleben von Zeit zu Zeit unentbehrlich sind, wenn die gelinderen Mittel nicht mehr wirken.

Daß es sich nicht bloß um eine Katzbalgerei vom Tage für den Tag gehandelt hat, beweist die stattliche Reihe solcher Xenien, die den Namen und das Andenken der durch sie Gegeißelten um ein Jahrhundert überdauert hat. Wer denkt noch an die ursprüngliche Zielscheibe solcher klassischen Sprüche wie:

> Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
> Die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?

Was das entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu sein.

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie **in corpore**, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

Die wertvollsten Xenien sind übrigens garnicht die gegen einzelne Personen. Bedeutsamer noch sind die allgemeinen Betrachtungen über literarische und politische Zustände, ganze Klassen der Geisteswelt, tiefe Lebensfragen, — Xenien wie z. B.:

Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu.

Eine große Epoche hat das Jahrhundert geboren;
Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht.

Sodann die zwei auf die Philologen gemünzten, mit den Überschriften ‚Bedientenpflicht, Ungebühr':

Rein zuerst sei das Haus, in welchem die Königin einzieht,
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, seid ihr da.

Aber, erscheinet sie selbst, hinaus vor die Türe, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin —

auf welche abschließend das Xenion gegen die Herabwürdigung der Wissenschaft überhaupt folgt:

Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

Mit köstlichem Humor verspotten sich zwischendurch die Xenien-Spender selbst, Schiller seine ‚Würde der Frauen', Goethe die Gräcomanie.

Wie Schiller die sechs Eingangs-Xenien, die munter dramatischen von den gefährlichen Passagieren, so hat er allein die fünfundzwanzig sich stetig steigernden des Schlusses beigesteuert, die Krone des ganzen Spottgebäudes: die Xenien aus der Unterwelt, das ebenso geistreiche wie ausdrucksmächtige Gespräch mit Herkules-Shakespeare. Gegen Kotzebue und den Kotzebuischen Geist der deutschen Bühne und Bühnenbesucher wurden diese tödlichen Pfeile von der Senne des gespannten Bogens geschnellt, deren mahnender Klang noch nicht verstummt ist:

Aber ich bitte dich, Freund, was kann denn dieser Misere
Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie geschehn? —

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

Mit völliger Sicherheit läßt sich nicht für alle Xenien die Verfasserschaft ermitteln. Schiller schrieb darüber an Wilhelm von Humboldt: ‚Es ist zwischen Goethe und mir förmlich beschlossen, unsere Eigentumsrechte an den einzelnen Epigrammen niemals auseinanderzusetzen, sondern es in Ewigkeit auf sich beruhen zu lassen'. Und Goethe hat sich zu Eckermann über die Art des Zusammenarbeitens mit Schiller an den Xenien geäußert: ‚Oft hatte ich den Gedanken, und Schiller machte die Verse, oft war das Umgekehrte der Fall, und oft machte Schiller den einen Vers und ich den andern. Wie kann da von Mein und Dein die Rede sein!' Schalkhaft wird in den Xenien selbst einmal gespottet:

Wem die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich erraten,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten (Sonderer), auch hier!

Die Xenien Schillers bezeichnete Goethe als ‚die schärferen und schlagenderen', seine eignen als ‚unschuldig und geringe'. In der Tat sind die nachweislich von Schiller gedichteten den Goethischen fast durchweg an rücksichtsloser Schärfe und zugespitzter Gegensätzlichkeit überlegen. Auch im Abrunden der Form, besonders in den prächtig abrollenden Pentametern, übertrifft Schillers strengere Kunst die Läßlichkeit Goethes.

Daß die Getroffenen aufschrien, ist begreiflich und verzeihlich; daß sie taten, als hätten Goethe und Schiller unsittlich gehandelt, war eine Unwahrhaftigkeit. Gepfeffert und gesalzen waren die Xenien, Gemeines haftete ihnen nicht an. Die Schärfe ihrer Pfeile haben die beiden Dichter selbst empfunden und gerechtfertigt:

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalzen, verzeihet,
Daß dies Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bei euch?
Nicht doch! aber es schwächten die vielen wässrichten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermut nur hilft.

Es ging genau so wie zu der Zeit, als Lessing den Schaumschläger Klotz züchtigte, und dieser sich über den ‚Ton' beklagte. Lessing war ihm die Antwort nicht schuldig geblieben.

So scharf aber die Xenien gewürzt waren, sie trugen nicht den Stempel persönlicher Überhebung der Verfasser, sondern hätten inhaltlich ebensowohl von einem sehr geistvollen Laien herrühren können, der seinem Zorn über die Masse des Wertlosen Luft machen wollte. Durch ihre edle Kunstform, ihren bald schonungslosen, bald anmutig spielenden, immer aber in den Mittelpunkt eindringenden Witz erhoben sie sich über alles Persönliche hinaus auf die höchste Stufe, die dem Epigramm und der Satire überhaupt erreichbar ist. Man prüfe jedes Xenion noch so streng, man wird keines finden, das sich gegen die bürgerliche Ehre des Angegriffenen kehrt. Der schlechte Schriftsteller wird gezüchtigt; dem vielleicht wackern Menschen geschieht kein Leid, selbst dem verhaßten Nicolai nicht. Daß nicht wenigstens einige der Besten jener Zeit empfanden und mutig aussprachen, der Xeniendichter wahres Ziel seien die großen Dinge, nicht die kleinen Menschen, ist beschämend.

Unter den im Musenalmanach nicht gedruckten Epigrammen waren noch manche Perlen, so das auf Bürger:

Zu den Toten immer das Beste, so sei dir auch Minos,
Lieber Bürger, gelind, wie du es selber dir warst.

Eins auf die ‚Unberufenen':

Wissen wollt ihr und handeln, und keiner fragt sich; was bin ich
Für ein Gefäß zum Gehalt? Was für ein Werkzeug zur Tat?

Das ewig wahre:

Was ist das schwerste von allem? Was dir das leichteste dünket,
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Das auf den geckisch französelnden Stil, das heute aufzufrischen lohnt:

Die französischen Bonmots besonders, sie nehmen sich herrlich
Zwischen dem deutschen Gemisch alberner Albernheit aus.

Ein Goethisches auf den Alexandriner:

In das Gewölk hinauf sendet mich nicht mit Jupiters Blitzen,
Aber ich trag euch dafür ehrlich zur Mühle den Sack —

und das wahrscheinlich Schillersche:

Falschheit nur und Verstellung ist in dem Umgang der Menschen,
Keiner erscheint, wie er ist. — Danke dem Himmel, mein Freund!

Hätte es noch eines Beweises bedurft, wie notwendig das von Goethe und Schiller geübte Strafamt in deutschen Landen gewesen, so wurde er durch die von ihrem Richterspruch Betroffenen geliefert. Ein Lärm erhob sich, wie er seitdem aus ähnlichem Anlaß schwerlich wieder gehört ward. Nicolai zeterte gegen den „Furien-Almanach"; Claudius verselte dürftiges Zeug dagegen; Gleim machte sich lächerlich durch einen Rückblick auf die schöne Zeit des deutschen Helikon, ‚Als Klopstock noch Homer, Uz noch Anakreon Gerufen ward auf ihm, noch die Gerufnen hörten', sich also wirklich für Homer und Anakreon hielten. Die gemeinsten offenen und geheimen Erwiderungen und Bekrittelungen wurden verbreitet. Sogar Herder schrieb neidvoll verbittert an Gleim: ‚Und nun den Namen Xenien auf ewig ausgetilgt und nicht mehr genannt! — O, sie sind in dem Besitz der alleinigen Kunst', und führte unnütziglich die edelsten Worte im Munde: „Humanität und Christentum sind hier Kontrebande und verlachenswerte Vorurteile.' Als ob es gegen Humanität und Christentum verstieße, die Händler und Wechsler aus dem Tempel der Kunst hinauszugeißeln!

Zu den geheimen Anhängern der niederträchtigsten Schimpfer, auch solcher, die gegen Goethe und Schiller mit persönlichen Besudelungen ankämpften, gehörte Charlotte von Stein.

Die ehemalige Freundin Goethes, noch jetzt die angeblich so liebevolle Freundin Lotte Schillers, frohlockte, weil die pöbelhaften Schlachtopfer der Xenien sich pöbelhaft rächten (vgl. S. 219), besonders darüber, daß sie Goethen seine ‚unsittliche Verbindung mit Christianen nicht geschenkt haben' (an ihren Fritz). Vergnügt las sie die ‚Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar' von Manso und Gelichter, darin die Verse:

> Jungenhaft nahm er sich immer, der Goethe, und wird sich so nehmen,
> Fünfzig ist er und noch wirft er die Leute mit Kot —

und die noch scheußlicheren ‚Trogalien' eines Schulrektors Fulda zur Verdauung der Xenien, z. B.:

> Wütend fuhren die Teufel zu Gergasa unter die Schweine;
> Friedlich haben sich hier Teufel mit Schweinen gepaart.

Mit den Erbärmlichkeiten all dieser ‚Wische' kam es schnell so, wie Frau Rat vorausgesagt (S. 364). Eines einzigen nicht unwitzigen Verses erinnert man sich noch, des gegen die allerdings nicht immer einwandfreie Form der Xenien:

> In Weimar und in Jena macht man Hexameter, wie der,
> Aber die Pentameter sind noch viel exzellenter.

Weder Goethe noch Schiller ließen sich durch die aufquirlende Grundsuppe literarischer Gemeinheit irremachen. Goethe schrieb dem Freunde (5. 12. 1796):

> Es ist lustig zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, daß einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk der Erscheinung richten, wie wenig sie auch nur ahnen, in welcher unzulänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur immer ernst um sich und die Sachen ist.

Die beabsichtigte Wirkung der Xenien — Goethe nannte sie unberechenbar — war dennoch erreicht. Goethe und Schiller ‚zeigten der erstaunten Welt, daß die Leier ein Instrument ist, womit man unter Umständen auch um sich hauen kann' (Hebbel), und derselbe Dichter hat in einem ‚Historischen Rückblick' das letzte Wort über den Xenien-Kampf gesprochen:

> Nach dem Xenienhagel der beiden deutschen Heroen
> Ward es lebendig im Sumpf, wie man es nie noch gesehn:
> Schiller und Goethe hießen die Sudelköche in Weimar,
> Und der erbärmlichste Wicht warf sie mit Steinen und Kot.
> Doch was bewies der Spektakel? Nichts weiter, als daß das Gelichter
> Noch viel kläglicher war, als es die beiden gemalt.

Goethes und Schillers Lebens- und Schaffensbund wurde durch die Xenien noch fester geknüpft. Sie hatten in einem guten Kampfe zusammengestanden, und gemeinsamer Kampf bindet. Trotz allem Geschimpfe der Mittelmäßigen und Nichtigen gewannen sie durch das Nachwirken der Xenien die Herrschaft über die deutsche Literatur: an die Stelle einer zügellos gewordenen ‚Gelehrtenrepublik' trat die Regierung der großen Duumvirn.

Auf die vernichtenden Literaturbriefe hatte einst Lessing seine drei großen Dramen folgen lassen. Kaum hatte Schiller als Herausgeber, Packer und Versender seinen Musenalmanach in die Welt geschleudert, so begann er die Arbeit am Wallenstein. An die Gräfin Schimmelmann schrieb er: ‚Solche Waffen braucht man nur einmal, um sie dann auf immer niederzulegen', und Goethe aus gleichem Geist an Schiller: ‚Nach dem tollen Wagestück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteïsche Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln' (15. 11. 1796). Der einzige Anständige unter den Erwiderern der Xenien, der Berliner Garve, hatte den Gezüchtigten das Gleiche zugerufen:

> Eine Rache ist süß, die nimm an dem hämischen Tadler,
> Kränke, wenn du es kannst, ihn durch ein Meisterwerk tot.

Im Jahre 1797 dichtete Goethe Hermann und Dorothea, und 1797 heißt in der Geschichte Goethes und Schillers das Balladenjahr. Der Musenalmanach für 1798, auf den alle Welt gespannt war, brachte, trotz Cottas dringender Bitte um eine Fortsetzung der Xenien, nur reine Kunstwerke: die Braut von Korinth, den Zauberlehrling, die Kraniche des Ibykus. Alles, was in Goethes Natur an Neigung zur scharfen Kritik gelegen, war auf einmal losgebunden worden. Nach der Zeit des Kampfes erblühte ihm und seinem Freunde ein neuer Frühling dichterischer Schaffenslust.

Viertes Kapitel.

Balladen und andere Gedichte.

Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und Nacht keine Ruhe. (Goethe in den Annalen.)

Das Wort vom Balladenjahr hat Schiller in einem Brief an Goethe geprägt (2. 9. 1797). Goethes **Balladen** während der Schillerjahre werden hier vorweg im Zusammenhang betrachtet, außer der Reihe der vielen übrigen lyrischen Gedichte dieses Zeitraums, weil sie mehr als die andern auf die Neubelebung seiner Dichtungsfreude durch Schiller zurückzuführen sind. Nach der Zeitfolge des Entstehens kommen hier in Frage: Der Rattenfänger, Die Spinnerin (um 1795), Der Schatzgräber, Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere, Der Zauberlehrling, Die vier Gedichte vom Edelknaben und der Müllerin (alle 1797), — Das Blümlein Wunderschön (begonnen 1797), Hochzeitslied, Wanderer und Pächterin, Ritter Kurts Brautfahrt (um 1802).

Man kann von Goethes Balladen, die in einer Art von Wettstreit mit Schiller entstanden sind, nicht wohl anders sprechen als mit vergleichenden Blicken auf die Balladendichtung des mitstrebenden Freundes. Die Unterschiede sind dieselben wie zwischen Goethes und Schillers Behandlung des Dramas. Goethes Balladen sind handlungsärmer, d. h. ärmer an äußerer Handlung, reicher an Innenleben. Schon die Schauplätze in Goethes Balladen sind enger umgrenzt und weniger weithin sichtbar als bei Schiller. Man betrachte die Handlungsbühnen in den Kranichen des Ibykus, der Bürgschaft, dem Taucher, Kampf mit dem Drachen, Gang nach dem Eisenhammer, Grafen von Habsburg und Handschuh: überall die weiteste Öffentlichkeit, fast in jedem Gedicht eine wie im Theater versammelte Zuschauermenge. Schiller sieht in seinen Balladen ganz so wie in seinen Dramen die unbegrenzte Leserwelt vor Augen und wendet sich als Rhapsode wie als Bühnendichter an den großen aufhorchenden Kreis.

Fast alle bedeutendsten Balladen Schillers sind geschichtlichen Inhalts, die sagenhaften eingerechnet. Nicht an unbekannten Einzelmenschen vollziehen sich die Begebenheiten, sondern an hoch und weit sichtbar aufragenden, an Königen, Fürsten, Grafen, an berühmten Sängern und Tauchern der Geschichte oder Sagengeschichte. Goethes drei Balladenkönige, den in Thule, den Erlkönig und den im Sänger, kannte vordem kein Mensch, es sind Könige von der Poesie Gnaden, und sein Gräflein im Hochzeitslied lebte irgendwo und irgendeinmal. Die Braut von Korinth, die Bajadere, der Schatzgräber und der Zauberlehrling sind gleichfalls so ungeschichtlich wie nur möglich.

Sodann achte man auf Goethes Schauplätze: im Gemach des Königs in Thule, im Saal des königlichen Wirtes des Sängers, in der verschwiegenen Schlafkammer zu Korinth, in der engen Hütte der Bajadere, zwischen dem nahen Flußufer und der Sudelküche des Hexenmeisters, um das Bett des Gräfleins in der Zwergenhochzeit — überall bleiben wir im Rahmen eines Hauses oder der nächsten Umgebung. Vom Beginn der eigentlichen Ballade bis zum Schluß finden kaum noch Ortsveränderungen statt, jedenfalls nicht so weite, ungestüme Fahrten wie in den meisten Schillerschen Balladen.

Nicht minder groß ist der Unterschied der Sprache. Goethe, der Meister sprachlicher Neuschöpfung, ist auffallend schlicht in seinen Balladen, vermeidet das laute, pomphafte Wort, greift selten, dann aber mit tiefer Wirkung, zum malenden Eigenschaftswort. Eine größere Schlichtheit als z. B. im Sänger mit seinem Dutzend Beiwörtern in sechs nicht ganz kurzen Strophen findet sich schwerlich bei irgend einem großen Dichter.

Im einzelnen ist zu den Balladen gebildeten Lesern wenig zu sagen. Schiller liebte den Zauberlehrling vor allen andern; den meisten gilt heute doch wohl die Braut von Korinth als die Krone von Goethes Balladendichtung, über den Erlkönig, den Gott und die Bajadere, selbst über das Meisterstück seiner Jungmannsjahre, den König in Thule, hinaus. An keinem andern Stoffe hat sich die Zaubermacht des Dichters so bezwingend erwiesen wie an dem Umschmelzen der grausigen Vampyrsage zu einem der vollendetsten Gedichte der Weltliteratur. Wilhelm Schlegel bewunderte das Geisterschweben des Rhythmus und schrieb Goethen 1797 aus der Fülle der noch nicht durch persönliche Eitelkeit gekränkten

Begeisterung: ‚Sie haben der Ballade durch die Wahl des Stoffes, durch die Behandlung und selbst durch die erfundenen Silbenmaße ganz neue Rechte gegeben, und für alles bisher Vorhandene in dieser Gattung ist ein andrer Maßstab gefunden.‘ Wie es aber damals mit dem literarischen Urteil in Goethes unmittelbarer Nähe bestellt, wie groß die Einsamkeit um ihn in dem vielgepriesenen Weimar war, das sehen wir aus einem Briefe Herders über die Braut von Korinth sowie Gott und Bajadere an Knebel: Goethe habe wieder zwei Dichtungen vom Stapel gelassen, in denen Priapus eine große Rolle spiele.

Ein Geschöpf ganz eigner Art war die im Mai 1796 in Jena gedichtete Elegie oder wie man sie sonst nennen mag: **Alexis und Dora.** Erinnerungen an die schöne Mailänderin (S. 275) und den Abschied von ihr mögen mitgespielt haben. Wir kennen des liebenden Goethe so menschliche Anfälle der Eifersucht — hatte er doch schon Lenzen die der Stein erteilten englischen Stunden mißgönnt. Der die Fernen der Zeit und des Raumes überfliegenden Phantasie des Dichters steigt am Schlusse dieses vollendeten Werkes das Furchtgebilde eines möglichen Nachfolgers in der Gunst der Geliebten auf, und erst hierdurch gewinnt der Künstler seine letzte notwendige Steigerung:

> Und ein Anderer kommt! Für ihn auch fallen die Früchte!
> Und die Feige gewährt stärkenden Honig auch ihm!
> Lockt sie auch ihn nach der Laube? und folgt er? O, macht mich, ihr Götter,
> Blind, verwischet das Bild jener Erinnrung in mir!

Zu Eckermann berichtet Goethe (25. 12. 1825):

> An diesem Gedicht tadelten die Menschen den starken leidenschaftlichen Schluß und verlangten, daß die Elegie sanft und ruhig ausgehen solle, ohne jene eifersüchtige Aufwallung; allein ich konnte nicht einsehen, daß jene Menschen recht hätten. Die Eifersucht liegt hier so nahe und ist so in der Sache, daß dem Gedicht etwas fehlen würde, wenn sie nicht da wäre. Ich habe selbst einen jungen Menschen gekannt, der in leidenschaftlicher Liebe zu einem schnell gewonnenen Mädchen ausrief: Aber wird sie es nicht einem andern ebenso machen wie mir?

Die Weimarer Neunmalweisen, besonders die weiblichen, nahmen einen uns höchst lächerlichen Anstoß an dem ‚nachbereiteten Bündel‘ der Mutter, über welche Mückenseiherei Schillers und Goethes Briefe vom 6. und 7. Juli 1796 nachzulesen sind. Das schlichte Wort Doras im Vers 101 (‚Ewig!‘) entzückte Schillern: ‚Dieses einzige Wort an dieser Stelle ist statt einer ganzen langen Liebesgeschichte.‘ Wir genießen ebenso die gleich schöne Antwort der Elisabeth im Götz (S. 522).

Einer preisenden Würdigung dieses kleinen holden Kunstwerkes sind wir durch Schillers Brief an Goethe überhoben:

> Die Idylle hat mich beim zweiten Lesen so innig, ja noch inniger als beim ersten bewegt. [Gewiß gehört sie unter das Schönste, was Sie gemacht haben, so voll Einfalt ist sie, bei einer unergründlichen Tiefe der Empfindung. Durch die Eilfertigkeit, welche das wartende Schiffsvolk in die Handlung bringt, wird der Schauplatz für die zwei Liebenden so enge, so drangvoll und so bedeutend der Zustand, daß dieser Moment wirklich den Gehalt eines ganzen Lebens bekommt. Es würde schwer sein, einen zweiten Fall zu erdenken, wo die Blume des Dichterischen von einem Gegenstande so rein und so glücklich abgebrochen wird (18. 6. 1796).

Die bald darauf entstandene Einleitungselegie zu Hermann und Dorothea (‚Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert‘) bleibe von dem größeren Werke ungetrennt (vgl. S. 386).

Im Mai 1797 dichtete Goethe sein stillbewegtes, reizendes Zwiegespräch in Distichen: **Der neue Pausias und sein Blumenmädchen,** für das ihm Christianens ehemaliger Beruf gewiß manchen Zug geliehen hat, so die Verse:

> Keiner hat je mich besucht, und keiner weiß die entlegne
> Wohnung; die Größe der Stadt birget die Ärmere leicht.

Um den Lesern die allzu deutliche Spur zu verwischen, stellte er einen gelehrten Vermerk aus Plinius voran; warum dann aber die Überschrift: Der neue Pausias —?

Wohl aus demselben Maimonat stammt die reizende Legende (Als noch verkannt und sehr gering), eine abermalige Rückkehr zum Geiste Hans Sachsischer Dichtung mitten in der ‚Gräcität‘, ein Beweis mehr für die Tatsache von Goethes gleichzeitiger Herrschaft über alle Stile.

Auf der dritten Schweizerreise, im Herbste 1797, entstanden die rührenden Elegien **Amyntas** und Euphrosyne. Jene galt mit zarter Verhüllung Christianen. An einem Wege in der Schweiz hatte der Dichter einen epheuumsponnenen Apfelbaum erblickt: aus diesem Sinnenbilde erwuchs ihm nach seiner Art das Seelengedicht. Auch ihm hatten wohl Freunde geraten, sich aus Christianens Banden zu lösen; ihnen antwortet er mit der aus den Wipfeln des Baumes lispelnden Klage:

O verletze mich nicht! du reißest mit diesem Geflechte,
Das du gewaltig zerstörst, grausam das Leben mir aus. —
Soll ich nicht lieben die Pflanze, die meiner einzig bedürftig
Still mit begieriger Kraft mir um die Seite sich schlingt?
Tausend Ranken wurzelten an, mit tausend und tausend
Fasern senkte sie fest mir in das Leben sich ein.

Euphrosyne war das Totendenkmal für die Lieblingskünstlerin Goethes, Christiane Becker (S. 346), die während Goethes zweiter Schweizerreise mit noch nicht neunzehn Jahren gestorben war.

Laß nicht ungerühmt mich zu den Toten hinabgehn;
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod —

ruft ihm der Schatten des lieblichen Weibes zu. ‚Liebreiches, ehrenvolles Andenken ist alles, was wir den Toten zu geben vermögen‘, heißt es von ihr schlicht in den Annalen.

Unter den ersten Früchten des Bundes mit Schiller waren die an diesen gerichteten, für die Horen bestimmten zwei **Episteln** vom Herbste 1794, geistreiche Plaudergedichte, die erste mit einer reizenden Schwankanekdote, die zweite mit Winken für Mädchenerziehung. Die ergänzenden Ratschläge für Knaben haben sich im Nachlaß gefunden; darin stehen auch diese Verse über die Nutzlosigkeit der Bühnenzensur:

Willst aber du die Meinung beherrschen, beherrsche durch Tat sie,
Nicht durch Geheiß und Verbot; der wackre Mann, der beständ'ge —
Der beherrschet sein Volk und gebietet der Meinung der Menschen.

In der schon erwähnten Distichensammlung **Vier Jahreszeiten** (S. 309), deren Entstehungszeit von 1796 bis 1805 reicht, finden sich zwischen allerlei anmutigen Betrachtungen innige Verse für Christiane:

Raum und Zeit, ich empfind es, sind bloße Formen des Anschauns,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.

Welche Schrift ich zwei-, ja dreimal hintereinander
Lese? Das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.

Auch einige klassische Sprüche hat Goethe in diese Gruppe versteckt:

Schädliche Wahrheit, ich ziehe sie vor dem nützlichen Irrtum.
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie vielleicht uns erregt.

Gleich sei keiner dem Andern; doch gleich sei jeder dem Höchsten.
Wie das zu machen? Es sei jeder vollendet in sich!

Und der uns, wie so oft bei Goethes Sprüchen, so gegenwärtig berührende:

An den Selbstherrscher.

Du bist König und Ritter und kannst befehlen und streiten;
Aber zu jedem Vertrag rufe den Kanzler herbei!

Gewollte Rätselei steckt in den **Weissagungen des Bakis** (1798), Spruchversen, die außer ihrem Verfasser bis jetzt niemand ganz unzweifelhaft auszudeuten verstand. Goethe selbst machte sich lustig über die Erklärungsversuche und verglich sie mit denen am Hexeneinmaleins im Faust. Am ehesten lassen sich noch die Orakel politischen Inhalts enträtseln.

Eins der köstlichsten Erzeugnisse der schalkhaften Spottlaune Goethes, die ihn durchs Leben begleitete, ist das lange Gedicht Deutscher Parnaß von 1798 (‚Unter diesen Lorbeerbüschen‘). Schon das Einreihen unter die ‚Kantaten‘ war ein guter Witz. Der überaus geistreiche Scherz wurde hervorgerufen durch Gleims weinerliche Erwiderung auf die schrecklichen Xenien —: ‚Wie war's einmal so schön auf unserm Helikon‘ (S. 371). Die scheinbare Selbstverspottung Goethes und seiner Anhänger als einer ins stille Heiligtum deutscher Poesie eindringenden rohen Faunenschar, ist so übermütig wie die besten Fastnachtspiele der Frankfurter

Jahre, nur feiner, überlegener. Schiller, der im Geheimnis war, überschrieb die prächtige Satire: ‚Sängerwürde'.

Gegen ‚eine arrogante Äußerung' Jean Pauls, der sich 1796 in Weimar eingefunden, richtete Goethe seine Distichen Der Chinese in Rom. Die satirische Ader schlägt auch in dem Spottgedicht Musen und Grazien in der Mark über und gegen die hausbackene Versmacherei eines Dichterlings Schmidt zu Werneuchen, des Verfertigers des ernsthaft gemeinten Mailiedes: ‚O sieh, wie alles weit und breit Vom Storche bis zum Spatz sich freut, Vom Karpfen bis zum Stint'. Aus der Freude des Stintes ist ihm aber sichrere Unsterblichkeit erblüht als aus Goethes Satire.

Unter den reinlyrischen Gedichten dieses Zeitraums stehen die **Lieder im Wilhelm Meister** obenan. Der früher entstandenen Stücke dieser Reihe wurde schon gedacht (S. 244). Philinens Verse ‚Singet nicht in Trauertönen', des Harfenspielers Sang ‚An die Türen will ich schleichen', Mignons Lied ‚Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen' stammen aus 1795. Im Jahr drauf kam Mignons Abschied hinzu: ‚So laß mich scheinen, bis ich werde'; 1797 entstand das Mignon in den Mund gelegte ‚Über Tal und Fluß getragen', das auf die schöne Mailänderin zurückweist (S. 276).

Im allgemeinen muß von den lyrischen Erzeugnissen dieser Jahre gesagt werden, daß auffallend viele singbare Stücke darunter sind: ein neuer Lebensfrühling auch im Liede. Daß wir für die meisten nicht den kleinsten Anhalt zum Aufspüren des persönlichen Erlebnisses haben, tut ihrer Schönheit gar keinen Eintrag. Nähe des Geliebten (‚Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer' —), An die Erwählte (‚Hand in Hand, und Lipp' auf Lippe!'), Die Spröde (‚An dem reinsten Frühlingsmorgen'), Nachgefühl (‚Wenn die Reben wieder blühen'), Frühzeitiger Frühling (‚Tage der Wonne, Kommt ihr so bald?'), Schäfers Klagelied (‚Da droben auf jenem Berge'), Trost in Tränen (‚Wie kommt's, daß du so traurig bist —'), der schon für sich wie Musik klingende Nachtgesang (‚O gib vom weichen Pfühle'): fürwahr eine reiche Ausbeute herrlicher deutscher Lyrik. Daneben stehen so anmutige Gedichte wie: ‚Wer kauft Liebesgötter?', — Selbstbetrug (‚Der Vorhang schwebet hin und her'), Abschied (‚Zu lieblich ist's, ein Wort zu brechen'), Sehnsucht (‚Was zieht mir das Herz so?') und einige andere.

Ein sicheres Zeichen gesteigerter Frohlaune in den Schillerjahren sind die **Geselligen Lieder,** darunter so bedeutsame Stücke wie Weltseele (Verteilet euch nach allen Regionen), das gewiß nicht ironisch, etwa gegen Schellings Buch von der Weltseele, beabsichtigt war. Manches in diesen Gelegenheitsgedichten ist klassisch geworden, so der Schluß von Dauer im Wechsel (1802):

> Danke, daß die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheißt:
> Den Gehalt in deinem Busen
> Und die Form in deinem Geist.

Oder die in der Generalbeichte:

> Uns vom Halben zu entwöhnen,
> Und im Ganzen, Guten, Schönen
> Resolut zu leben.

Die studentische Ader regte sich in dem Tischlied (1802), dessen Rhythmus und einige Wendungen an das älteste aller Studentenlieder, das aus dem 12. Jahrhundert stammende **‚Mihi est propositum'**, anklingen.

Nie ist Goethe ein Spielverderber gesunder Fröhlichkeit gewesen. In dem leider echtdeutschen Kriege zwischen Polizei und Volkslust, zumal Kinderlust, hat er stets gegen die Polizei gestritten (vgl. S. 455), und die ewige obrigkeitliche Verbieterei hatte in ihm einen entschiedenen Widersacher. Er bewunderte die jungen Engländer, die sich so frei und sicher in Weimar bewegten, und erkannte gar wohl den wahren Grund: daß sie nicht schon als Kinder von den Bütteln geängstigt und gescheucht worden, wie er an der harmlos um den Brunnen am Frauenplan schlitternden Weimarer Jugend aus seinen Fenstern geärgert mitansehen mußte. Als die Polizei den uralten Brauch der Johannis-Besenfeuer auf den thüringischen Bergen verbieten wollte, setzte Goethe dagegen seinen Spruch:

Johannisfeuer sei unverwehrt, Besen werden immer stumpf gekehrt,
Die Freude nie verloren! Und Jungen immer geboren.

Endlich sei, nicht bloß der Vollständigkeit wegen, schon hier des ersten Versuches in einer Gedichtform gedacht, die sich in Deutschland ziemlich spät einzubürgern begann, im **Sonett.** Wilhelm Schlegel hatte, nach Bürger, sich darin versucht und zum Nacheifern aufgefordert; Goethes Gedicht ‚Das Sonett' (1800) war die Antwort. Noch widerstrebte er dieser Form, die unsere reimarme Sprache zu Künsteleien zwingt:

Nur weiß ich hier mich nicht bequem zu betten,
Ich schneide sonst so gern aus ganzem Holze,
Und müßte nun doch auch mitunter leimen.

Einige Jahre später wetteiferte er mit den Romantikern siegreich in dieser Kunstform, die er lobt, weil auch sie von oben komme.

Fünftes Kapitel.

Wilhelm Meisters Lehrjahre.

Eine der inkalkulabelsten Produktionen, man mag sie im ganzen oder in ihren Teilen betrachten; ja, um sie zu beurteilen, fehlt mir beinahe selbst der Maßstab. (Goethe in den Annalen.)

Wilhelm Meister ist die durch alle Manneszeitalter Goethes neben der am Faust hergehende Dichterarbeit. Zwischen der ersten Bemerkung über die Arbeit am ‚Meister' bis zum Abschluß der Wanderjahre liegt fast ein halbes Jahrhundert. Auch sonst hat die Geschichte Meisters mit einem ersten und zweiten Teil, mit seinem Grundgedanken der läuternden Selbsterziehung, mit seinen Schicksalen von Schuld und Sühne manche innere Ähnlichkeit mit dem Menschheitdrama vom Faust.

Man tut der Schriftstellergeschichte Goethes keine Gewalt an, wenn man die ersten Keimansätze zum Meister in eine noch frühere Zeit verlegt als die im Tagebuch bezeichnete: ‚16. Februar 1777. Im Garten, diktiert am Wilhelm Meister.' Ein Werk wie dieses hat Goethe sicher nicht ohne eine ziemlich lange entwerfende Vorbereitungszeit plötzlich zu diktieren begonnen. Sein längerer Bericht in den Annalen über die Anfänge Wilhelm Meisters deutet auf jene Jahre zurück, in denen er über die bestimmende Anlage seiner Natur in qualvoller Ungewißheit lebte, also auf die Wetzlarer Zeit, auf die Monate oder Jahre der Werther-Stimmung, als der Wanderer im Lahntal das Orakel über seine künstlerische Zukunft warf (vgl. S. 137). Goethe erzählt:

Die Anfänge entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühl der großen Wahrheit, daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Klare kommen und wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus usw. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und läßt er sich wieder gelegentlich von der Stelle, nur halb widerstrebend, fortreißen.

Das 18. Jahrhundert war das eigentliche Zeitalter des Erziehungsromans nach dem des Abenteuerromans im 17. Jahrhundert. Auf der Schwelle steht Defoes Robinson, ein Selbsterziehungsroman ersten Ranges. Fieldings Tom Jones, Wielands Agathon, der Anton Reiser von Goethes Freund und Versberater Moritz sind die wichtigsten Vorläufer des Meister; doch ist daneben an die französischen Erziehungsromane zu denken, die noch weiter zurückführen und Goethe fast sämtlich bekannt waren, an Fénelons Télémaque und J. J. Barthélemys Anacharsis, um nur die zwei meistgelesenen zu nennen.

Für Goethes Sondergattung: die Erziehung durch das Leben inmitten einer wandernden Theatergesellschaft, kommen noch als reiche Fundgruben in Betracht: der ‚Roman comique' (1651) des Franzosen Paul Scarron, des ersten Mannes der Marquise von Maintenon, ein an lustigen und ernsten Stellen fast überreiches Gemälde des Wanderlebens einer französischen Schauspielertruppe, vielleicht mit einigen Zügen aus der Geschichte des Wandertheaterleiters

Molière; ferner Goldsmiths Landprediger von Wakefield, worin ja gleichfalls das Leben einer Wandertruppe erzählt wird. Für eines der wichtigsten Kapitel, die erste Begegnung Meisters mit Melina und seinem entführten Liebchen, hat der noch heute wohlbekannte und beliebte Roman Manon Lescaut (1731) von dem Abbé Antoine Prévost d'Exiles den Rahmen geboten.

Die Arbeit an Wilhelm Meisters Lehrjahren allein hat sich durch zwanzig Jahre nach dem ersten Diktat hingezogen. Einen ursprünglichen Entwurf: ‚Wilhelm Meisters theatralische Sendung', mit einer viel ausführlicheren Schilderung der Kindheit Meisters, hat Goethe vor der endgültigen Umarbeitung vernichtet. Aus früheren vier ‚Büchern' wurden zwei; der größte Teil der Kindheitgeschichte wurde gestrichen; nur das von Wilhelm Meister seiner Marianne im ersten Buch erzählte Puppenspielwesen hat der Dichter in liebevollem Gedenken an glückselige Knabenstunden stehen lassen.

Ähnlich wie beim Faust hat Schillers Einfluß auf die Vollendung des Meister anfeuernd, beratend, anerkennend gewirkt. Die fertiggewordenen Handschriftblätter wurden zuletzt regelmäßig an Schiller übersandt; und wie sehr ihn des Freundes verstehende Teilnahme beflügelt hat, zeigt uns Goethes Brief an ihn vom 7. Juli 1796, nach dem Abschluß des achten Buches:

> Wenn dieses Buch nach Ihrem Sinne ist, so werden Sie auch Ihren eigenen Einfluß darauf nicht verkennen, denn gewiß ohne unser Verhältnis hätte ich das Ganze kaum, wenigstens nicht auf diese Weise, zustande bringen können. Hundertmal, wenn ich mich mit Ihnen über Theorie und Beispiel unterhielt, hatte ich die Situationen im Sinne, die jetzt vor Ihnen liegen, und beurteilte sie im stillen nach den Grundsätzen, über die wir uns vereinigten. Auch nun schützt mich Ihre warnende Freundschaft vor ein paar in die Augen fallenden Mängeln.

Schillers Anteil am Meister kam einer Mitarbeiterschaft ganz nahe:

> Durch den guten Mut, den mir die neuliche Unterredung eingeflößt, belebt, habe ich schon das Schema zum fünften und sechsten Buche ausgearbeitet. Wieviel vorteilhafter ist es, sich in andern als in sich selbst zu bespiegeln.

Die übermäßige Ausdehnung der Arbeit am Meister hatte zuletzt Goethen selbst den Blick über seinen Kunstbau getrübt. Zu seinem Verleger Unger bezeichnete er den Meister als die in mehr als einem Sinne schwerste seiner Arbeiten, und an Schiller klagte er: ‚Nach den sonderbaren Schicksalen, welche diese Produktion von innen und außen gehabt hat, wäre es kein Wunder, wenn ich ganz und gar konfus darüber würde.'

Daß ein solcher Erziehungsroman des Selbsterlebten übervoll sein muß, ist bei Goethe nur natürlich: hat er doch den Wilhelm sein ‚geliebtes dramatisches Ebenbild' genannt. Erinnerungen an das Elternhaus mit dem Puppentheater, mit den lächerlichen Tapeten, an seinen Verkehr mit den Leipziger und Frankfurter Schauspielern und Schauspielerinnen, für die Gestalt Mignons an ein Seiltänzerkind in Leipzig, sind leicht erkennbar und könnten verhundertfacht werden, wenn es beim Betrachten eines dichterischen Werkes auf dergleichen Nebendinge groß ankäme.

Eine noch so ‚analytische' Wiedergabe des Inhalts von Wilhelm Meister Buch für Buch wäre eine Beleidigung der Leser eines Werkes über Goethe. Nicht einmal zur Gedächtnisauffrischung ist solch schulmäßiges Nacherzählen notwendig oder nützlich. Alles Behaltbare des Romans, nämlich alles wahrhaft Poetische, haftet im Leser unzerstörbar; das andre wird in einer Nacherzählung vielleicht gelesen, wahrscheinlicher überschlagen, sicher sogleich wieder vergessen.

Die heutige Auffassung vom Wesen des künstlerischen Romans weicht von der Goethes nicht ab; wir verdanken sie ja ihm. Danach soll der Roman eines Volldichters sein: das Lebensbild eines irgendwie wertvollen Menschen und zugleich das in der Seele dieses Menschen wiedergespiegelte Weltbild. Da war es nun ein verhängnisvoller Notbehelf Goethes in der Weimarischen Zerstreuung und Zersplitterung, durch das fast völlige Streichen der schon ausgearbeiteten Jugendzeit Meisters schneller in den Strom der äußern Begebenheiten hineinzugelangen. Wir wissen infolgedessen von dem Helden, der seine Lehrjahre antritt, so gut wie nichts, sehen ihn sogleich als Jüngling und erfahren durch die, nach dem Streichen alles

übrigen, nunmehr unverhältnismäßig lange Puppenspielgeschichte doch nur eine einzelne Anekdote seiner Knabenjahre.

Und welches Weltbild zeichnet uns dieser Roman? Ganz gewiß kein umfassendes, nicht einmal für die Zeit, da er entstand. Nicht ‚ein reiches, mannigfaltiges Leben‘, wie Goethe es vor den Augen seiner Leser vorbeigeführt zu haben glaubte. Was und wen bekommen wir zu sehen? Anschaulich nur zwei Stände, Schauspieler und Adlige. Über den Kaufmannstand, der das Bürgertum vertreten sollte, wird im Anfang von einem kaufmännischen Philister ein begeisterter Brief geschrieben; wo aber werden uns die Erwerbstände bei ihrer Arbeit, also lebendig, gezeigt? Goethe konnte nicht darstellen, was er nicht genau kannte; dem erwerbenden Bürgertum stand er von Jugend auf fern, durch seinen frühen Eintritt in die Regierung sah er es nur aus der Höhe. Kam er einmal, fast nur auf Reisen unter angenommenem Namen, mit Menschen, die ums tägliche Brot rangen, in näheren Verkehr, so wurde er ergriffen und schrieb gerührte, schöne Bemerkungen über solche Leute an die Stein (vgl. S. 458). Ein inneres Mitleben aber mit diesen Ständen wurde durch solche Zufallstimmungen nicht erzeugt; ‚das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende‘, wie er in der ‚Natürlichen Tochter‘ geschraubt genug den größten Teil eines Volkes umschreibt, war ihm so gut wie verschlossen. Ohne die Heraufbeschwörung des eigenen Elternhauses hätte er für Hermann und Dorothea keinen dichterischen Lebensgrund gefunden. Man denke an den Don Quijote mit seiner Fülle des Lebens **aller** Stände; denke an des Cervantes Meistergriff, dem hochsinnigen tollen Ritter den derben Bauern Sancho an die Seite zu stellen, und man wird den Kernmangel unsers Romans erkennen.

Also im Vordergrunde Schauspieler und Adlige, und zwischen diesen beiden durchs Leben schwankend ein aus dem Bürgerstand entweichender, sich in ihm nicht wohl fühlender, immer reichlich mit Geld ausgerüsteter Jüngling. Nicht einmal der Schauspielerstand wird durch Melinas Wandergesellschaft vollkommen vertreten; denn als Goethe seinen Roman schrieb, gab es in Deutschland schon eine Reihe ansehnlicher stehender Theater, und der Rang des Schauspielers hatte sich befestigt und gehoben. — Doch selbst vom Adel sehen wir nur eine Seite, die unwesentlichste: seinen Verkehr mit den nach der Zeitsitte verachteten herumreisenden Schauspielern. Vom Leben des Adels unter sich bekommen wir so gut wie nichts zu sehen.

Schon Schiller drang auf ‚deutlichere Pronunziation der Hauptidee‘ im Meister. Über diese Hauptidee hat sich Goethe selbst wiederholt ausgesprochen. Nach den Annalen wollte er den Roman verstanden wissen als den ‚der falschen Tendenz, des **Dilettantismus**‘. Noch später, zu Eckermann (18. 1. 1825), hat er sich geäußert:

> Man sucht einen Mittelpunkt, und das ist schwer und nicht einmal gut. Ich sollte meinen, ein reiches mannigfaltiges Leben, das unsern Augen vorübergeht, wäre auch an sich etwas ohne ausgesprochene Tendenz, die doch bloß für den Begriff ist. Will man aber dergleichen durchaus, so halte man sich an die Worte Friedrichs, die er am Ende an unsern Helden richtet, indem er sagt: ‚Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand.‘ Hieran halte man sich. Denn im Grunde scheint doch das Ganze **nichts anderes sagen zu wollen, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höhern Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange.**

Dies wäre derselbe Leitgedanke wie im Faust: ‚Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.‘

Goethe hat sich keinem Irrtum über den Mangel straffer Wesenseinheit seines Romans hingegeben. Er suchte sie nicht so sehr in dem Fortschreiten des Helden auf dessen Lebenslehrwegen, wie in dem eignen Stufengange:

> Ich selbst glaube kaum, daß eine andere Einheit als die der fortschreitenden Stetigkeit in dem Buche zu finden sein wird. — Und da es eine Arbeit so vieler Jahre und, wenn nicht ein Günstling, doch ein Zögling der Zeit ist, so bin ich, wenn man Kleines und Großes vergleichen darf, hier zugleich Homer und Homeride; bei einem obgleich nur im allgemeinen angelegten Plan, bei einer ersten Haltbarkeit (vielleicht Schreib- oder Hörfehler des Schreibers für ‚Halbheit‘?) und der zweiten Umarbeitung, bei einer tausendfältigen Abwechselung der Zustände (des Weimarer Lebens) war es vielleicht das Gemüt allein, das diese Masse bis auf den Grund organisieren konnte (an Schiller, 7. 7. 1796).

Das fortdauernd Lebendigste des Wilhelm Meister sind dessen lebendige Gestalten. Sicher hat Goethe nach seiner Art bei jeder an ein oder mehre bestimmte Urbilder gedacht; auf deren Erforschung kommt nichts an, denn eines Dichters Geschöpfe leben durch ihn, leben für sich, oder sie leben gar nicht. Held Wilhelm ist die schattenhafteste unter den Hauptpersonen; warm werden wir bei seinen bunten Schicksalen nicht, und der redlichen Mühe des Dichters, ihn stufenweise ans Ziel zu führen, gelingt es nicht, uns zu spannen. Stürbe Wilhelm vor dem Erreichen des Zieles, wir würden uns, so hartherzig es klingt, schwerlich sehr grämen. Goethe selbst urteilte nach einem späten Wiederlesen zum Kanzler Müller (1821): ‚Wilhelm ist freilich ein armer Hund', meinte jedoch, ‚nur an solchen lassen sich das Wechselspiel des Lebens und die tausend verschiedenen Lebensaufgaben recht deutlich zeigen, nicht an schon abgeschlossenen, festen Charakteren'.

Wie fast überall sind Goethe die Frauengestalten besser geglückt als die Männer. Ja, man darf behaupten, daß einzig die Frauen im Meister dem Leser nach längerer Zeit noch deutlich vor der Seele stehen: Marianne, Philine, Mignon, sogar die alte Barbara; schon weniger die adligen Damen; von den Männern fast nur des Harfenspielers düstres Schattenbild.

Unsterblich geblieben ist die elfische Erscheinung **Mignons**. Ursprünglich gar nicht als Eigenname gedacht — Goethe schrieb, nach dem Französischen, der und dem Mignon (Liebling) —, ist dieses durch den Roman und durch Meisters Leben huschende Wesen aus einem poetischen Zwischenreich die außerhalb Deutschlands bekannteste aller Goethischen Gestalten, wie ihr Lied ‚Kennst du das Land?' die in der gesamten Kulturwelt bekanntesten Worte Goethes sind. Das Zarteste, was über dieses Menschengebilde gesagt wurde, rührt von Schiller her:

> Alles, was Sie mit Mignon, lebend und tot, vornehmen, ist ganz außerordentlich schön. — In seiner isolierten Gestalt, seiner geheimnisvollen Existenz, seiner Reinheit und Unschuld, repräsentiert es die Stufe des Alters, auf der es steht, so rein, es kann zu der reinsten Wehmut und zu einer wahrhaft menschlichen Trauer bewegen, weil sich nichts als die Menschheit in ihm darstellt. Was bei jedem Individuum unstatthaft — ja in gewissem Sinne empörend sein würde, wird hier erhaben und edel. (An Goethe, 1. 7. 1796).

Auch Goethe legte dieser Gestalt den größten Wert bei; ja er ging, wenn wir dem Gedächtnisse des Kanzlers Müller trauen dürfen, so weit, Mignon für die Hauptperson des Romans zu erklären: ‚Goethe war mit Frau von Staëls Urteil (über den Meister) unzufrieden. Sie habe Mignon bloß als Episode beurteilt, da **doch das ganze Werk dieses Charakters wegen geschrieben sei**' (29. 5. 1819). In demselben Gespräch habe Goethe von seinem Titelhelden gesagt: ‚Meister müsse notwendig so gärend, schwankend und biegsam erscheinen, damit die andern Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten, weshalb auch Schiller ihn mit Gil Blas verglichen habe. Er sei wie eine Stange, an der sich der zarte Efeu hinaufranke.'

Mignons rührende Gestalt kehrt in der späteren Literatur in unzähligen Um- und Nachbildungen wieder. Als die wertvollste darf des großen amerikanischen Erzählers Hawthorne ‚Pearl' in dem Roman The scarlet letter gelten.

Die sittliche Entrüstung über die Wirtschaft der Mariannen und Philinen haben wir schon vernommen (vgl. S. 352). Anstatt zu untersuchen, ob diese leichtfertigen Geschöpfe künstlerisch notwendig und richtig gezeichnet waren, stellten sich die Sittenrichter, darunter Herder, auf jenen Standpunkt außerhalb der Kunst, daß es dem Leser persönlich vielleicht in solcher Gesellschaft nicht gefallen würde. Sich im Leben in sie hineinzubegeben, wird ja niemand durch den Dichter gezwungen. Wer aber keine Mariannen und Philinen in der Kunst dulden will, der muß folgerecht ebenso, ja noch mehr, die verbrecherischen Bösewichter aus Dichterwerken verbannen und für das Muster den Geschmack der Theatergalerie erklären, die Shakespeares Jago und Schillers Franz Moor auspfeift, weil sie gar zu niederträchtige Schurken sind.

Selbst vom sittlichen Standpunkt muß es gebilligt werden, daß ein Erziehungsroman seinen Helden sowohl über die breiten Straßen der Leichtfertigkeit als über die schmalen Pfade der Tugend führt, und wie er das tun will, ohne die Leichtfertigen in ihrer Leichtfertigkeit

zu schildern, ist nicht recht zu begreifen. Umgekehrt sollten die Ehrlichen unter den Sittenrichtern einmal untersuchen, welche Zurückhaltung Goethe grade an Gestalten wie Marianne und Philine übt. Von absichtlicher Lüsternheit ist im Wilhelm Meister keine Spur. Vollends die Besudelung des Romans durch die Stein (vgl. S. 218), durch sie, der Goethe einst jedes Stück fortschreitender Arbeit beglückt anvertraut hatte, fällt ganz auf die Schreiberin zurück, die doch so nachsichtig über Wielands und Kotzebues aufgeputzte Zoten urteilte.

Wilhelm Meister ist kein reines Kunstwerk der Erzählung und sollte nach der Absicht des Dichters keins sein. Noch standen ihm alle Künste des großen Epikers, der er war, zu Gebote wie einst im Werther; doch diesmal hatte er sich das Ziel höher hinauf gesteckt, über die Kunst, in jenes Reich, wo sie angeblich noch wichtigeren Zwecken dient: das der Wissenschaft vom menschlichen Leben, von seinem Stufenwege nach Seelengesetzen, seiner Läuterung zur höchsten je nach der Naturmitgift erreichbaren Vollkommenheit.

Wo Goethe nichts weiter will als gut erzählen, da gelingt es ihm meisterlich: man prüfe nur die dicht beieinander stehenden ersten Auftritte Philinens und Mignons im vierten Kapitel des zweiten Buches, des ‚wohlgebildeten Frauenzimmers' und des ‚jungen Geschöpfes'. Aufs Beschreiben der Gesichter läßt sich der Erzählungskünstler nicht ein, oder nur mit solchen die Phantasie nicht einengenden Allgemeinheiten wie: geheimnisvolle Stirn, schöne Nase, treuherziger Mund, ähnlich wie bei Werthers Lotte (S. 155). Er schildert scheinbare Nebenzüge und erreicht dadurch den Eindruck, der allein dichterischen Gebilden Leben und Dauer verleiht: daß jeder Leser das Gesicht nach dem Geschmacke seiner Neigung, die übrige Erscheinung nach dem Willen des Dichters erblickt. Das durch kein Beschreiben klar zu Veranschaulichende bleibt unbeschrieben; nur die Haare, die Kleider, die Bewegungen werden geschildert, dann beginnt das Leben der Menschen in eigenem Tun und Reden. Was sich da so leicht liest, so fest einprägt, das ist das Geheimnis des echten Künstlers. Hier ist z. B. Philine, noch nicht die ganze, doch welch eine Ankündigung:

> Wilhelm kaufte sich einen schönen Strauß, den er mit Liebhaberei anders band und mit Zufriedenheit betrachtete, als das Fenster eines an der Seite des Platzes stehenden andern Gasthauses sich auftat und ein wohlgebildetes Frauenzimmer sich an demselben zeigte. Er konnte ungeachtet der Entfernung bemerken, daß eine angenehme Heiterkeit ihr Gesicht belebte. Ihre blonden Haare fielen nachlässig aufgelöst um ihren Nacken; sie schien sich nach dem Fremden umzusehn. Einige Zeit darauf trat ein Knabe, der eine Frisierschürze umgegürtet und ein weißes Jäckchen anhatte, aus der Türe jenes Hauses, ging auf Wilhelmen zu, begrüßte ihn und sagte: Das Frauenzimmer am Fenster läßt Sie fragen, ob Sie ihr nicht einen Teil der schönen Blumen abtreten wollen? Sie stehen ihr alle zu Diensten, versetzte Wilhelm, indem er dem leichten Boten das Bouquet überreichte und zugleich der Schönen ein Kompliment machte, welches sie mit einem freundlichen Gegengruß erwiderte, und sich vom Fenster zurückzog.

Die allmählichen weiteren Offenbarungen dieses Erdenkindes verfolge man selbst durch das ganze Kapitel und übersehe dabei nicht solche hier und da fein verstreute Glanzlichter wie die Stelle, wo Philine ‚sogleich nach ihrer lebhaften Art dem Kinde rief und winkte, und da es nicht kommen wollte, singend die Treppe hinunter klapperte und es heraufführte'.

Mit gleicher Künstlerschaft läßt Goethe Mignon auftreten. Sie springt Meistern auf der Treppe entgegen und zieht seine Aufmerksamkeit auf sich:

> Ein kurzes seidenes Westchen mit geschlitzten spanischen Ärmeln, knappe lange Beinkleider mit Puffen standen dem Kinde gar artig. Lange schwarze Haare waren in Locken und Zöpfen um den Kopf gekräuselt und gewunden. Er sah die Gestalt mit Verwunderung an, und konnte nicht mit sich einig werden, ob er sie für einen Knaben oder für ein Mädchen erklären sollte. Doch entschied er sich bald für das Letzte und hielt sie auf, da sie bei ihm vorbeikam, bot ihr einen guten Tag und fragte sie, wem sie angehöre? ob er schon leicht sehen konnte, daß sie ein Glied der springenden und tanzenden Gesellschaft sein müsse. Mit einem scharfen, schwarzen Seitenblick sah sie ihn an, indem sie sich von ihm losmachte und in die Küche lief, ohne zu antworten.

Noch wissen wir nichts von Mignon, doch wie hat sie unsere Teilnahme schon erregt, und wie spannt, wie steigert sich diese nach den Fragen Wilhelms und den Antworten Mignons. Wie fühlt man den Satz: ‚Seine Augen und sein Herz wurden unwiderstehlich von dem geheimnisvollen Zustande dieses Wesens angezogen.'

Gegenüber solchen Meisterschaften kommt nicht allzu viel darauf an, ob Goethes Erzählerweise beim Fortführen der Fabel veraltet scheint, ob stehengebliebene Trümmer, wie die Puppenspielgeschichte des ersten Entwurfs, durch ihren Umfang störend in den zweiten übergreifen; ja selbst ob die langen Kunstgespräche den Erzählungsrahmen oft beinahe sprengen. Goethes Wilhelm Meister ist ja kein bloßer Begebenheitsroman, dessen ideales Muster die ganz gegenständliche altitalienische oder altspanische Novelle wäre. Die Mischform zwischen Abenteuer- und Gedankenroman fordert gradezu das Dazwischentreten des im eigenen Namen sprechenden Dichters, wie denn diese Erzählungsart in neuester Zeit eine Neubelebung erfuhr: durch den ‚psychologischen Roman' der Franzosen, z. B. Bourgets. Wir wissen, daß wir keine naive Geschichte zu erwarten haben wie die von Boccaccio, Bandello, oder den Volksmärchenerzählern, und finden es garnicht unschicklich, wenn der Dichter nach dem Kusse Wilhelms und der Gräfin bedauernd ausruft: ‚O, daß ein solcher Augenblick nicht Ewigkeiten währen kann!' Oder wenn er bekennt: ‚Wir würden zu weitläufig werden und doch die Anmut der seltsamen Unterredung nicht ausdrücken können, die unser Freund' usw. Wir billigen seine Selbstbescheidung beim Umschlingen der roten Uniform und des weißen Atlaswestchens Mariannens durch Wilhelm: ‚Wer wagte hier zu beschreiben, wem geziemt es, die Seligkeit zweier Liebenden auszusprechen!' Da sich die alte Barbara murrend entfernt, so entfernt sich der Verfasser gleich ihr und läßt die Glücklichen allein.

Goethes Leser nahmen keinen Anstoß an solchem Aufdecken der Handwerksgriffe des Erzählers wie: ‚Es ist nun Zeit, daß wir auch die Väter unserer beiden Freunde näher kennen lernen', und sie warteten geduldig, wenn ihnen versprochen wurde: ‚Friedrich erzählte ein Märchen, das er schon oft wiederholt hatte, und mit dem wir ein andermal unsere Leser bekannt zu machen gedenken.'. Sie fanden es natürlich, wenn ihnen der Dichter beteuerte: ‚Lothario und Jarno führten ein sehr bedeutendes Gespräch, das wir gerne, wenn uns die Begebenheiten nicht zu sehr drängten, unsern Lesern hier mitteilen würden', und sie waren ganz einverstanden mit seinem gewiß wohlüberlegten Entschluß: ‚Wir überspringen einige Jahre und suchen ihn (unsern verunglückten Freund Meister) erst da wieder auf, wo wir ihn in einer Art von Tätigkeit und Genuß zu finden hoffen.'

Der Unterschied zwischen dieser von manchen Lesern mitleidig belächelten älteren und der heutigen Erzählungsform ist lange nicht so groß, wie er scheinen könnte. Der ältere Erzähler zieht, scheinbar, den Leser gemütlich ins Geheimnis seiner Kunst, der heutige schließt ihn aus; das Kunstgeheimnis ist bei beiden das gleiche.

Wiewohl sich die Arbeit an dem Roman durch zwei Jahrzehnte hingezogen, hat Goethe doch die Einheit des Stils wunderbar festgehalten. Da wir annehmen dürfen, daß einige der ersten Kapitel, so jedenfalls die über das Puppentheater, ohne allzu große Veränderungen aus der ursprünglichen Fassung von 1777 beibehalten wurden, so stellt Wilhelm Meister mit seinem nur dreijährigen Abstande von Werther eine der erstaunlichsten Stilwandlungen dar, mit der vielleicht nur noch die zwischen Schillers Jugenddramen und dem Don Karlos zu vergleichen ist. Goethe war sehr früh Meister der allerverschiedensten Prosastile; ein merkwürdiges Stück getragener Sprache wurde schon mitgeteilt: der Trostbrief an die Großmutter (S. 88). Für den Wilhelm Meister schuf er sich einen Mittelstil, der je nach den künstlerischen Erfordernissen das Steigern und das Entspannen zuließ. Der Rhythmus ist um manchen Grad ruhiger als im Werther; bis in die geringere Abmessung der Satzlänge im Meister zeigt sich der Stilwandel von der Hymnenprosa zur ruhigen Erzählung. Sein feines Stilgefühl sagte Goethen, daß für einen so umfangreich angelegten Lebensroman wie den Meister der stürmische Vortrag des Werther ermüdend wirken müßte.

Erinnern wir uns der zum Teil überschwänglichen Begeisterung beim Erscheinen des Wilhelm Meister und der noch mindestens ein Menschenalter andauernden Beliebtheit dieses Romans —, und vergleichen wir sie mit dem heutigen Verhalten der Leserwelt zu Goethes größtem Prosawerk, so werden wir uns so recht der Vergänglichkeit literarischen Ruhmes selbst an unsern Klassikern bewußt. Wilhelm Meister ist zwar noch nicht wie manche andre

Schöpfungen Goethes ganz versunken, — ein durchaus lebendiges Kunstwerk ist er heute nicht mehr. Keiner Gelehrtenbegeisterung wird es gelingen, mit frischem Leben ein Werk zu durchdringen, das in seinem überwiegenden Teil nicht Poesie, sondern Lehrdichtung ist. Goethe hatte schon aus Rom geschrieben: ‚Ich habe über allerlei Kunst so viel Gelegenheit zu denken, daß mein Wilhelm Meister recht anschwillt‘ (6. 7. 1787). Nun gehören zwar viele der lehrhaften Einschiebsel an sich zu den schönsten Stücken seiner kunstgeschichtlichen Prosa, z. B. die berühmte Stelle über Shakespeare und dessen Hamlet, und der genauere Kenner Goethes wird sogar an den weniger bedeutungsvollen Lehrstücken seine Freude finden; denn von jedem weben sich Fäden nach andern Kundgebungen seiner Lebens- und Kunstanschauung. Das ändert nichts an der Tatsache, daß derartige Mischgebilde zu schwer an der ihnen aufgepackten Fracht der Lebens- und Kunstweisheit tragen und mit der Zeit untersinken. Goethe sagte selbst vom Wilhelm Meister (an Rochlitz, 29. 3. 1799): ‚Bei solchen Werken gibt es immer eine Art von Konfession (statt reiner Kunst), — die Form behält immer etwas Unreines.‘

Nahe liegt der Vergleich mit einem andern Selbsterziehungsroman, der schon über 50 Jahre lebt und dessen Lesergemeinde sich immer noch erweitert: mit Kellers Grünem Heinrich, von dem es übrigens auch zwei durch ein Menschenalter geschiedene Fassungen gibt. Die stärkere Lebenskraft des Kellerschen Romans beruht doch wohl in der reicheren Fülle sinnenhafter Poesie, die durch das ganze Werk verschwenderisch ausgegossen ist. Gegen solchen unzerstörbaren Grund der Dauer kommt selbst die größere Tiefe und Weite der Weltanschauung Goethes nicht auf.

Vischer, dessen ‚Auch Einer‘ noch zum Vergleich herangezogen werden könnte, meinte vom Wilhelm Meister, er sei der Nation fremd geblieben, werde ihr fremd bleiben, nicht bloß darum, ‚weil er sich wesentlich in der exklusiven Gesellschaft als der einzig wahren bewegt, nicht bloß darum, weil die Gesellschaft vom Turm als Zopf daran hängt, nein schon darum, weil hier nicht unser, des protestantisch gebildeten Deutschlands, Luft und Boden ist.‘ Dies stimmt nicht ganz, denn wer hindert uns, den Wilhelm Meister für protestantisch zu halten? Auch von Hermann und Dorothea wissen wir nicht bestimmt, ob wir durchweg Protestanten vor uns haben. Störend dagegen wirkt im Wilhelm Meister das absichtliche symbolische Ausmerzen alles geographischen Anhalts: kein einziger Ortsname wird genannt, keine Gegend Deutschlands. In den Wahlverwandtschaften herrscht dieselbe Abkehr von aller Geographie.

Von den Menschenschicksalen im Wilhelm Meister schrieb Körner an Schiller, er finde eine besondere Kunst im Verflechten der Schicksale und der Charaktere. ‚Das Persönliche entwickelt sich aus einem selbständigen unentlösbaren Keime, und diese Entwicklung wird durch die äußeren Umstände bloß begünstigt.‘ Goethen gefiel dieses Urteil sehr, er habe ‚auf diesen Punkt eine ununterbrochene Aufmerksamkeit gerichtet, ohne den kein Roman etwas wert sein kann‘. Nun wissen wir leider gar zu wenig von Meisters Charakterkeim, und das Übergewicht der äußeren Umstände erscheint uns erdrückend. Wir bewahren nach dem Lesen des Romans weit mehr den Eindruck einer bunten und ziemlich willkürlichen Reihe von Abenteuern des Helden, als ihrer bestimmenden Einflüsse auf seine Erziehung.

Die bis heute andauernde Nachwirkung von Wilhelm Meister auf den Erziehungsroman, nicht bloß auf den deutschen, gehört der vergleichenden Literaturgeschichte an. Fast der ganze Roman der Romantiker war Meisterisch: Friedrich Schlegels Lucinde, Novalis' Ofterdingen, Arnims Kronenwächter, Eichendorffs Taugenichts, und über die Jungdeutschen, z. B. Gutzkows Wally, über Mörikes Maler Nolten bis zu Auerbach und Spielhagen, zu Kellers Grünem Heinrich, ja bis zu Sudermanns Frau Sorge schlingt sich die unendliche Kette, die mit ihrem ersten Gliede an Goethes Roman geschmiedet ist. An den Wilhelm Meister knüpfte jeder deutsche Erzähler an, der im Roman mehr als ein Unterhaltungsbuch bieten wollte. Wie sehr Goethe auch auf den politischen Roman des 19. Jahrhunderts fortgewirkt hat, wird bei Wilhelm Meisters Wanderjahren zur Sprache kommen.

Schonend schrieb Schiller an Goethe über die Beimischung der romantischen Geheimtuerei im Wilhelm Meister:

Wenn je eine poetische Erzählung der Hilfe des Wunderbaren und Überraschenden entbehren konnte, so ist es Ihr Roman; und gar leicht kann einem Werke schaden, was ihm nicht nützt. Es kann geschehen, daß die Aufmerksamkeit mehr auf das Zufällige geheftet wird, und daß das Interesse des Lesers sich konsumiert, Rätsel aufzulösen, da es auf den innern Geist konzentriert bleiben sollte (7. 7. 1796).

Goethe fühlte die Richtigkeit dieses Einwandes und verteidigte sich (9. 7):

Der Fehler, den Sie mit Recht bemerken, kommt aus meiner innersten Natur, aus einem gewissen realistischen (?) Tic, durch den ich meine Existenz, meine Handlungen, meine Schriften den Menschen aus den Augen zu rücken behaglich finde. So werde ich immer gern inkognito reisen, das geringere Kleid vor dem besseren wählen und, in der Unterredung mit Fremden oder Halbbekannten, den unbedeutenden Gegenstand oder doch den weniger bedeutenden Ausdruck vorziehen, mich leichtsinniger betragen, als ich bin, und mich so, ich möchte sagen, zwischen mich selbst und meine eigene Erscheinung stellen.

Was im menschlichen Leben nur ein unschädlicher ‚Tic', wurde in der Kunst eine höchst verderbliche Gefahr. Das Hineinspielen des Geheimnisvollen, der Genossenschaft des Turmes, das Münden eines Manneslebens in die Geheimbündelei stört, ja zerstört den Eindruck einer reinmenschlichen Entwicklung. Goethe erlag, weit mehr als Schiller, der Zeitstimmung, aus der die Freimaurerei, das Rosenkreuzertum, die Illuminaten-Wirtschaft hervorgewuchert waren. Schillers Geisterseher war die künstlerische Bewältigung des Gaukelwesens, und mitten in der Arbeit bekam der klare Geist den Unfug so satt, daß er nicht weiter vermochte. Da solche Zeitströmungen schnell verfließen, so verlor der Abschluß des Wilhelm Meister bald seinen Reiz, und der Leser von heute lächelt darüber. Selbst ein so romantischer Beurteiler wie Novalis fand die Oberaufsicht, die der Abbé über Meister führt, ‚lästig und komisch'. Sie ist eine äußerliche ‚Maschinerie', deren natürlichen Zusammenhang mit der Entwicklung Meisters man nicht begreift. Der ehrliche Freund Schiller machte dem Freunde auch hieraus kein Hehl:

Bei dem allen aber hätte ich doch gewünscht, daß Sie das Bedeutende dieser Maschinerie, die notwendige Beziehung derselben auf das innere Wesen, dem Leser ein wenig nähergelegt hätten. — Viele Leser, fürchte ich, werden in jenem geheimen Einfluß bloß ein theatralisches Spiel und einen Kunstgriff zu finden glauben, um die Verwicklung zu vermehren, Überraschungen zu erregen u. dgl.

Das 8. Buch gibt nun zwar einen historischen Aufschluß über alle einzelnen Ereignisse, die durch jene Maschinerie gewirkt wurden, aber den ästhetischen Aufschluß, den innern Geist über die poetische Notwendigkeit jener Anstalten gibt es nicht befriedigend genug (7. 7. 1796).

Klarer und schärfer kann man diesen Einwand nicht ausdrücken; der hellseherische Kritiker Schiller hat fast in jedem Falle, wo er sich über eine Dichtung Goethes ausgesprochen, uns Nachgebornen alles vorweggenommen. Was Schiller vielleicht aus freundschaftlicher Rücksicht verschwieg, war der letzte Grund für Goethes Zuhilfenahme der geheimnisvollen Maschinerie. Der erkennbare Erziehungsweg, den er seinen Helden führte, zwischen einer wandernden Theatertruppe und über ein paar Adelschlösser, war eben wenig dazu angetan, aus dem hin und her schwankenden Dilettanten Wilhelm, der ursprünglich Wilhelm Schüler hieß, einen Lebensmeister zu machen. Sein Reisen haben wir trotz dem großen Aufgebot von Menschen und Erlebnissen nicht als ein glaubwürdiges inneres Geschehen empfunden, so wenig wie wir durch den zweiten Teil des Faust von der Läuterung des Helden wahrhaft durchdrungen werden.

Daß ein Roman wie dieser die junge Romantische Schule entzückte, ist begreiflich: enthielt er ja die Hauptbestandteile der romantischen Auffassung des Lebens und der Poesie, wie noch kein eignes Werk der neuen Dichterschule. Die Beruflosigkeit des Helden, sein zielloses Umherwandern, sein Herankommenlassen der Dinge — das alles war ja höchst romantisch. Nun gar die Krone des Ganzen: die geheimnisvolle Gesellschaft vom Turm! Friedrich Schlegel erklärte den Wilhelm Meister für eine von den drei ‚größten Tendenzen des Zeitalters', neben der Französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre; nicht minder begeistert war Tieck. Dem jungen Novalis-Hardenberg allerdings war Goethes Roman noch viel zu wenig romantisch, viel zu klar, viel zu gewöhnlich: ‚Das Romantische geht darin zugrunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß (!) von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mystizismus sind ganz vergessen.' In seinem

unvollendet hinterlassenen ‚Heinrich von Ofterdingen‘, dem Musterwerk der Romantik, hat er alles ‚Gewöhnliche‘, das heißt Reinmenschliche, ausgetilgt und an dessen Stelle das gesetzt, was er unter Naturpoesie und Mystizismus verstand.

Kein andres Werk Goethes, nicht einmal der Faust, hat außer dem Werther einen so tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen gemacht, wie der Wilhelm Meister. Er spaltete die Leserwelt in drei Hauptlager. In die sich ob seiner ‚Unsittlichkeit‘ Entsetzenden, abseits der Kunst Urteilenden, wie Herder (S. 352); wie Fritz Stolberg, der das Buch verbrannte und nur die Bekenntnisse einer schönen Seele aufbewahrte; wie Fritz Jacobi, dem ‚das Reale, noch dazu eines niedern Kreises, nicht erbaulich erschien‘ (Annalen). In die befriedigten Bewunderer des Romanhaften, der Gestalten Mignons und des Harfenspielers, Mariannens, Philinens und der herrlichen Lieder. Endlich in die liebenden Freunde und Nächsten, deren Urteil Goethen für vielen Unverstand trösten mußte. Obenan stand natürlich Schiller. Schon über das erste Buch hatte er dem Dichter geschrieben, er habe es mit wahrer Herzenslust durchlesen und verschlungen, habe Goethes ‚Geist in seiner ganzen männlichen Jugend, stillen Kraft und schöpferischen Fülle darin gefunden‘, und zu Körner bekannte er sein Ergriffensein ‚von einzelnen auffahrenden Funken eines jugendlich feurigen Dichtergeistes‘. Herders Feindseligkeit gegen Wilhelm Meister trieb Schillern zu dem Urteil, jener sei ‚jetzt eine ganz pathologische Natur. Er hat einen giftigen Neid auf alles Gute und Energische und affektiert, das Mittelmäßige zu protegieren‘ (an Körner, 1. 5. 1797).

Weit über den Wilhelm Meister hinaus griff Schillers Verurteilung des Jacobischen Standpunktes: „Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur *ihre* Ideen suchen und das, was *sein soll*, höher halten als das, was *ist*. — Sobald mir einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgendetwas näher anliegt als die innere Notwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf.‘ Es folgt dann die Stelle auf S. 311 (zu den Römischen Elegien).

Beim Erscheinen des Romans schrieb Schiller dem Freunde jenen herrlichen Brief, aus dem das Schlußwort von der Freiheit der Liebe dem Vortrefflichen gegenüber schon benutzt wurde; goldene Worte wie die dürfen wohl zweimal gedruckt und gelesen werden:

> Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner strebenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann; und das schöne Verhältnis, das unter uns ist, macht es mir zu einer gewissen Religion, Ihre Sache hierin zu der meinigen zu machen, alles, was in mir Realität ist, zu dem reinsten Spiegel des Geistes auszubilden, der in dieser Hülle lebt, und so, in einem höheren Sinne des Worts, *den Namen Ihres Freundes zu verdienen*. Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüter auch nur als eine Macht wirken kann, *daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit gibt, als die Liebe* (1. 7. 1796).

Der Brief schließt mit dem ergreifenden Ausdruck der persönlichen Liebe für Goethe und des Bewußtseins eines durch ihn für Deutschland heraufgeführten klassischen Zeitalters:

> Leben Sie jetzt wohl, mein geliebter, mein verehrter Freund! Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der Ferne eines begünstigten Altertums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist. Wundern Sie sich nicht mehr, wenn es so Wenige gibt, die Sie zu verstehen fähig und würdig sind.

Wie ehrlich es Schiller mit diesen begeisterungsvollen Briefen gemeint hat, beweisen seine Briefe an Körner aus denselben Tagen über dasselbe Werk.

Mit dem Wilhelm Meister begann die Schwärmerei für Goethe in *Berlin*. Die Priesterin der dortigen Goethe-Gemeinde war *Rahel Levin* (1771—1833), die spätere Gattin Varnhagens. Ihre Bewunderung für Goethe war grenzenlos, echt und stand ihr gut.

Daß *Frau Rat* vom Wilhelm Meister entzückt war, ist selbstverständlich. Aber was für eine besondere Leserin war das auch, und was für eine besondere Beurteilerin!

> Den 19. Jenner 1795. Den besten und schönsten Dank vor deinen Wilhelm! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich 30 Jahre jünger — sahe dich und die andern Knaben 3 Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen — sahe, wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Mors kriegte, u. s. w. Könnte ich dir meine Empfindungen so klar darstellen, — die ich

empfand — du würdest froh und fröhlich sein, deiner Mutter so einen vergnügten Tag gemacht zu haben. Auch die Romanzen, die Reichart zum Glück vor mich in den Klavierschlüssel gesetzt hat, machten mir große Freude, besonders Was hör ich draußen vor dem Tor, Was auf der Brücke schallen? Die wird den ganzen Tag gesungen.

Den Schlußband mochte sie gar nicht aufschneiden, wenigstens die letzten Bogen nicht, denn sie hätte ‚Angst und Bange, daß das der letzte Band sein möchte'.

Sechstes Kapitel.

Hermann und Dorothea.

Deutschen selber führ ich euch zu in die stillere Wohnung,
Wo sich nah der Natur menschlich der Mensch noch erzieht.
Hab' ich euch Tränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele
Singend geflößt, so kommt, drücket mich herzlich ans Herz!

Aus dem Dezember 1796 haben wir einen Brief Goethes an Voß, worin er seine Künstlerstimmung nach dem Abschluß der ‚Lehrjahre' ausspricht:

Eigentlich bin ich sehr froh, daß ich diese Komposition, die ihrer Natur nach nicht rein poetisch sein kann, nunmehr hinter mir sehe, um an etwas zu gehen, das nicht so lang und, wie ich für mich und andere hoffe, befriedigender ist. Bald werden Sie vielleicht die Ankündigung einer epischen Arbeit sehen; was davon fertig ist, war die Frucht der schönen Herbstzeit, zum Schluß und zur Ausarbeitung muß ich die neuen Frühlingstage erwarten.

Diese neue epische Arbeit war **Hermann und Dorothea.** In der schöpferischen zweiten Jugend, die Goethe durch die Freundschaft mit Schiller erlebte, sehnte er sich mehr als seit lange nach reinpoetischer Arbeit. Wilhelm Meister hatte er nach fast zwanzigjährigem Verschieben und Verzögern zuletzt ebenso sehr aus literarischem Pflichtgefühl als aus innerstem Drange beendigt. An das neue Werk ging er mit einer Freudigkeit im Entwerfen und Vollbringen, wie er sie seit den Frankfurter Jahren noch für keine größere Dichtung empfunden hatte.

Eingeleitet wurden Hermann und Dorothea durch die **Elegie** gleiches Titels; sie entstand im Herbst 1796, noch vor der Vollendung des Epos. Goethe sandte sie sogleich an Schiller und vernahm von diesem den erfreuenden Zuruf, sie mache ‚einen eigenen tiefen, rührenden Eindruck, der keines Lesers Herz, wenn er eins hat, verfehlen kann'. Im Eingang (‚Also das wäre Verbrechen, daß einst Properz mich begeistert') verteidigt sich Goethe gegen die Angriffe auf seine Sittlichkeit, wie sie in den Anti-Xenien laut geworden, und nimmt seine Römischen Elegien gegen die Pharisäer in Schutz, die ihm verargen,

Daß nicht des Lebens bedingender Drang mich, den Menschen, verändert,
Daß ich der Heuchelei dürftige Maske verschmäht.
Solcher Fehler, die du, o Muse, so emsig gepfleget,
Zeihet der Pöbel mich; Pöbel nur sieht er in mir.

Bis in welche Kreise, weibliche wie männliche, sich der Pöbel erstreckte, war Goethen hierbei gar nicht genau bekannt.

Einem Geiste wie dem seinigen war es unmöglich, sich zur Selbstbefreiung von den inneren Erschütterungen der Revolution mit Arbeiten wie dem Großkophta usw. zu begnügen. Hinter all den Greueln und Sinnlosigkeiten in Frankreich stand doch der gewaltige Hintergrund, einer der größten Gegenstände der Geschichte, und fuhr fort, den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen. Nicht durch die mißlungenen Lustspielversuche, auch nicht durch die Tragödie einer unglücklichen Prinzessin, sondern durch die schlichte Erzählung der Folgen der Französischen Revolution für die deutschen Grenzlande vollzog Goethe seine wahre Befreiung von dem ungeheuren Zeitereignis. ‚Noch aus derselbigen Quelle — der Revolution — geflossen' nennt er selbst Hermann und Dorothea.

Die früheste Kunde des Planes stammt aus dem Juni 1796. Zwischen dem 11. und 19. September wurde das Gedicht im ersten Entwurf mit fliegender Feder niedergeschrieben. Schiller berichtet an Körner von einem Schaffen Goethes ‚mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit, so daß er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalb Hundert Hexameter niederschrieb'. Das Durcharbeiten währte bis in den Sommer

1797; im Oktober erschien die Dichtung in einem Taschenbuch für 1798 bei Vieweg in Berlin; ein Teil der Auflage in ungewöhnlich prächtigem Gewande als Geschenkausgabe für Damen.

Das erste Aufkeimen reicht sogar bis ins Jahr 1794 zurück; damals hatte er in einer Schrift von 1732: ‚Das liebtätige Gera gegen die Salzburgischen Emigranten‘ die wichtigsten Personen und Begebenheiten gefunden; außerdem hat er die mit nach jener bearbeitete ‚Vollkommene Emigrationsgeschichte‘ eines Gerhart Göcking von 1734 benutzt. Den letzten Anstoß zur dichterischen Gestaltung empfing er durch Vossens Luise: ‚Diese Freude ist am Ende doch produktiv bei mir geworden, sie hat mich in diese Gattung gelockt, den Hermann erzeugt‘ (28. 2. 1798 an Schiller). Über den Stoff äußerte er sich in einem Brief an H. Meyer: ‚Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.‘ Das gilt doch nur vom menschlichen Kern des Stoffes; sonst ist dieser selbst rein anekdotisch. Man lese zur Würdigung von Goethes umgestaltender Dichterkraft die Anekdote seiner Hauptquelle:

In Alt-Mühl, einer Stadt im Öttingischen gelegen, hatte ein gar feiner und vermögender Bürger einen Sohn, welchen er oft zum Heiraten angemahnet, ihn aber dazu nicht bewegen können. Als nun die Salzburger Emigranten auch durch dieses Städtchen passieren, findet sich unter ihnen eine Person, welche diesem Menschen gefällt, dabei er in seinem Herzen den Schluß fasset, wenn es angehen wolle, dieselbe zu heiraten; erkundigt sich dahero bei denen andern Salzburgern nach dieses Mädchens Aufführung und Familie und erhält zur Antwort, sie wäre von guten redlichen Leuten und hätte sich jederzeit wohl verhalten, wäre aber von ihren Eltern um der Religion willen geschieden und hätte solche zurücke gelassen. Hierauf gehet dieser Mensch zu seinem Vater und vermeldet ihm, weil er ihn so oft sich zu verehlichen vermahnet, so hätte er sich nunmehr eine Person ausgelesen, wenn ihm nur solche der Vater zu nehmen erlauben wolle. Als nun der Vater gerne wissen will, wer sie sei, sagt er ihm, es wäre eine Salzburgerin, die gefalle ihm, und wo er ihm diese nicht lassen wollte, würde er niemalen heiraten. Der Vater erschrickt hierüber und will es ihm ausreden, er läßt auch einige seiner Freunde und einen Prediger rufen, um etwa den Sohn durch ihre Vermittelung auf andere Gedanken zu bringen; allein alles vergebens. Daher der Prediger endlich gemeinet, es könne Gott seine sonderbare Schickung darunter haben, daß es sowohl dem Sohne, als auch der Emigrantin zum besten gereichen könne, worauf sie endlich ihre Einwilligung geben und es dem Sohn in seinen Gefallen stellen. Dieser gehet sofort zu seiner Salzburgerin und fragt sie, wie es ihr hier im Lande gefalle? sie antwortet: Herr, ganz wohl. Er versetzet weiter: ob sie wol bei seinem Vater dienen wollte? Sie sagt: gar gerne; wenn er sie annehmen wolle, gedenke sie ihm treu und fleißig zu dienen, und erzählet ihm darauf alle ihre Künste, wie sie das Vieh füttern, die Kuh melken, das Feld bestellen, Heu machen und dergleichen mehr verrichten könne. Worauf sie der Sohn mit sich nimmet und sie seinem Vater präsentieret. Dieser fragt das Mädchen, ob ihr denn sein Sohn gefalle, und sie ihn heiraten wolle? Sie aber, nichts von dieser Sache wissend, meinet, man wolle sie vexieren, und antwortet: Ei, man solle sie nur nicht foppen, sein Sohn hätte vor seinen Vater eine Magd verlangt, und wenn er sie haben wolle, gedächte sie ihm treu zu dienen und ihr Brot wohl zu erwerben. Da aber der Vater darauf beharret und der Sohn auch sein ernstliches Verlangen nach ihr bezeiget, erkläret sie sich: wenn es denn Ernst sein sollte, so wäre sie es gar wohl zufrieden, und sie wollte ihn halten, wie ihr Aug und Kopf. Da nun hierauf der Sohn ihr ein Ehepfand reichet, greifet sie in den Busen und sagt: Sie müsse ihm doch auch wohl einen Mahl-Schatz geben; womit sie ihm ein Beutelchen überreichet, in welchem sich 200 Stück Dukaten befunden.

Das halbverschollene Einzelereignis der Austreibung Salzburgischer Protestanten bot keinen großen Hintergrund; Goethe hob den Gegenstand auf die Höhe des Epos durch die vergrößernde Umwandlung des Schauplatzes. Zugleich steigerte er die beiden Hauptgestalten: der Bürgerssohn im Oettingischen wird zum deutschen Vertretungsjüngling, die Person aus dem Salzburgischen zur heldenhaften deutschen Jungfrau, und ihre Vereinigung endet nicht mit einer beliebigen Hochzeit, sondern zwei großgeartete, einander würdige deutsche Menschen in bewegter Zeit geloben sich, in dem drohenden allgemeinen Umsturz treu beieinander zu stehn. Zum Schlusse spricht Hermann aus Goethes Seele das Gelöbnis für die Zukunft aus:

> Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
> Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
> ‚Dies ist unser!‘ so laß uns sagen, und so es behaupten.

Den Inhalt von Hermann und Dorothea kennt jeder Leser; die dichterische Schönheit, den Reichtum an kunstverklärter reiner Menschlichkeit weiß jeder nach dem Maße seines Gefühls für Dichterwerke selbst zu würdigen. Goethe nannte seine Dichtung eine ‚bürger-

liche Idylle' und bezeichnete als seine künstlerische Absicht: ‚Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet.' Manche Erinnerung an das Elternhaus wurde, wie in den Wilhelm Meister, so in das Versepos hineingewoben: Züge von Goethes Vater und Mutter, seinem Verhältnis zu beiden, vielleicht Nachrichten über Lili von Türkheims tapferes Verhalten auf der Flucht vor den französischen Gewalttaten.

Das Umgestalten eines dünnen Anekdotenstoffes in das reiche Lebensbild des Epos ist in diesem Falle besonders lehrreich für Goethes Kunstverfahren, weil es sich um eine nahezu unpersönliche Dichtung handelt, mithin der reinkünstlerische Zweck vorschwebt. Man beachte z. B. die so wirksame Gemütsvertiefung durch die hinzu erfundene Gestalt der Mutter, von der die Quelle nichts sagt. Seinen Höhepunkt erreicht das Werk im achten Gesange gegen den Schluß:

> Sorglich stützte der Starke das Mädchen, das über ihn herging;
> Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
> Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
> Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
> Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter;
> Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er,
> Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
> Drückte nicht fester sie an, er stemmte sich gegen die Schwere.
> Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens,
> Und den Balsam des Atmens, an seinen Lippen verhauchet,
> Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.

Wiederum ist der Hauptheld eines Goethischen Werkes ein Weib. Hermann war bis zur Begegnung mit Dorothea der Tatenlose; erst durch den Bund mit ihr wächst er zu dem festen Manne empor, der die Schlußverse spricht:

> Und drohen diesmal die Feinde,
> Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Merkwürdig war der Einwand eines so feinen Beurteilers wie Wilhelms von Humboldt gegen Dorotheas Heldentat zum Schutze der bedrohten Mädchen. Mit vollem Recht verteidigte Goethe seine Heldin (zu Eckermann, 23. 3. 1829): ‚Ohne jenen Zug ist ja der Charakter des außerordentlichen Mädchens sogleich vernichtet, und sie sinkt in die Reihe des Gewöhnlichen herab.' Dorothea zeigt dieselbe edle Mischung von Zartgefühl und heldischer Herbheit wie Gudrun im Epos des 13. Jahrhunderts. Und welche Vertiefung ihres Herzenslebens gelang Goethen durch das von ihm erfundene vormalige Verlöbnis Dorotheas!

Hermanns Mutter hat so viel Züge von der Frau Rat, daß Goethe selbst oder gemeinsame Freunde ihr davon schon vor dem Erscheinen berichtet haben mögen; denn in einem ihrer Briefe an den Sohn (Juli 1797) heißt es: ‚Auf das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll, freue ich mich sehr.'

Über den Götz hatte Goethe einst geschrieben: ‚Ich habe sogleich an die Herzen des Volkes angefragt.' Erst in Hermann und Dorothea tat er das wieder, und das Herz des Volkes antwortete ihm mit einem Jubelruf, wie er ihn seit fast einem Menschenalter über keins seiner Werke vernommen. ‚Sie haben sehr recht gehabt, zu erwarten', schrieb ihm Schiller (18. 5. 1798), ‚daß dieser Stoff für das deutsche Publikum besonders glücklich war, denn er entzückte den deutschen Leser auf seinem eignen Grund und Boden, in dem Kreise seiner Fähigkeit und seines Interesse, und er entzückte ihn doch wirklich, welches zeigt, daß nicht der Stoff, sondern die dichterische Belebung gewirkt hat.'

Die lebendige Liebe für Hermann und Dorothea dauert bei allen Gebildeten unvermindert fort, trotz der nicht zu unterschätzenden Gefahr der verleidenden Ausnutzung dieses großen Kunstwerkes zu Schulaufsätzen. Die Freude an dem echtdeutschen, zugleich allgemein menschlich wertvollen Inhalt erneuet sich mit jedem Lesergeschlecht. Dennoch muß, heute noch strenger als zu Goethes sich im griechischen Formenstil gefallender Zeit, die Frage gestellt werden, ob in Hermann und Dorothea jenes Höchste der Kunst rein und genau erreicht ist: die innere Form, das heißt das vollkommene Ineinanderklingen von Gehalt

und Ausdruck? Derselbe Forscher, dem der ‚Beweis' gelang, daß Goethe einzig in Frankfurt am Main geboren werden konnte, hat, indem er alle möglichen Versmaße durchprüfte, mit Ausnahme des einen notwendigen: des deutschen, ‚bewiesen': ‚Für Goethe blieb also (!) nur der Hexameter übrig, ein fremder, ein griechischer Vers.' Dies kann nicht richtig sein. Der natürliche, der notwendige Vers für einen kerndeutschen Stoff der Neuzeit ist unmöglich ein altgriechischer. Wir wissen ja, daß Goethe zur Wahl des Hexameters wesentlich durch Vossens Beispiel und Erfolg mit der ‚Luise' bestimmt wurde. Dem Homerübersetzer Voß, der in den antiken Maßen lebte und webte, war der Hexameter für eine deutsche Idylle das persönlich nächstliegende, das an sich natürliche keineswegs.

Vischer, ein forschender Dichter, also besser als alle nichtdichterischen Forscher zum Urteil über Fragen dieser Art befähigt, schrieb vorsichtig: ‚Wir können uns dies Meisterwerk nicht anders denken als in Hexametern', nämlich jetzt, da die Schöpfung mit ihrer Jahrhundertgeschichte vor uns steht. Auch er jedoch meinte: ‚Diese Form ist und bleibt wie alle Formen der rein messenden Sprachen ein für allemal nicht unser Landsmann, und so fremdet diese herrliche Dichtung die Mehrheit der Nation ein für allemal an.' Man darf bestimmt aussprechen: Goethe, der Meister der inneren Form, hätte ohne sein damaliges anstilisiertes Griechentum und ohne Voß, allein seinem dichterischen Feingefühl überlassen, ein deutsches Versmaß für die Rede seiner deutschen Menschen getroffen, wie er für den Faust den so unerschöpflich wandelbaren deutschen Vers gewählt hatte, zu dem ja keine neuere ernste deutsche Dichtung ihm ein Muster bot. Wer darf behaupten, daß dieser deutsche Vers, in dem Goethe das Tiefste und Gewaltigste seines Dichterlebens ausgesprochen, für Hermann und Dorothea zu spröde oder zu gewöhnlich gewesen wäre?

So viel ist gewiß: diese prächtigen germanischen Menschen werden durch den griechischen Hexameter mehr als einmal gezwungen, nicht völlig Deutsches zu sprechen. Der Hexameter, höchst stilgemäß für die Römischen Elegien, die Venetianischen Epigramme, die späteren elegischen Gedichte Goethes, wird selbst von vielen Klassischgebildeten als stilwidrig, von den nur Deutschgebildeten als eine Schranke zwischen der deutschen Gefühlswelt des Werkes und dem so gern mitfühlenden Herzen des Lesers empfunden. Kein einziges großes deutsches Dichterwerk von dauernder allgemeiner Geltung ist nachmals wieder im Hexameter geschrieben worden; Vossens Luise aber hält keiner mehr, wie zu ihres Dichters Zeiten, für ein bedeutendes Werk: ein sicherer Beweis für die beherrschende Macht der inneren Form. Einzig der die unüberwindlichsten Schwierigkeiten brechenden, wenngleich nicht ganz besiegenden Kraft unseres größten Dichters gelang es, uns hinter den fremden Gittern das heimische Gewächs in seiner Fülle und Schönheit bewundern zu lassen. In einem ganz deutschen Gewande würde ‚Hermann und Dorothea' eine Volksbeliebtheit genießen, wie von unsern größten Dichtungen doch nur Schillers Tell.

Der Hexameter war ja nicht bloß eine äußere Form. Indem Goethe ihn nach Vossens Vorgang für einen Stoff aus dem deutschen Bürgerleben wählte, machte er sich aus einem freischaffenden Künstler zum Nachahmer. Es war geistreich bescheiden, zu sagen:

> Denn wer wagte mit Göttern den Kampf? und wer mit dem Einen (Homer)?
> Doch Homeride zu sein, auch nur als Letzter, ist schön.

Wir sehen Goethe doch lieber ganz auf der eigenen Spur als in des größten Dichters Gefolgschaft. Grade der mit Homer bekannte Leser wird an vielen Stellen in Hermann und Dorothea durch die bewußte Nachahmung gestört. Liest er z. B. im 5. Gesange die eingehende Schilderung, wie Hermann die Pferde anschirrt, hinausführt, die Peitsche faßt, aufsitzt und abfährt, so lächelt er zwar zuerst vergnügt, denn ihm fallen die Stellen der Ilias und Odyssee ein, wo dergleichen ähnlich geschildert, und Lessings Sätze im Laokoon, wo solche Handlungsbilder empfohlen werden; dann aber fühlt man Absicht und man ist verstimmt. In deutschen Versen hätte Goethe die deutsche Dorothea gewiß nicht sagen lassen:

> Und als ich wieder am Brunnen ihn fand, da freut' ich mich seines
> Anblicks so sehr, als wär' mir der Himmlischen einer erschienen —

Und Wendungen wie ‚Dem ist kein Herz im ehernen Busen', oder: ‚Sorgsam brachte die Mutter des klaren, herrlichen Weines' verletzen das strengere Stilgefühl.

Ja, man darf sagen, die von Vischer nicht grundlos bemängelten Verse im Munde einer deutschen Mutter an ihren Sohn:

> Sohn, mehr wünschest du nicht, die Braut in die Kammer zu führen,
> Daß dir werde die Nacht zur schönen Hälfte des Lebens,
> Als der Vater es wünscht und die Mutter —

diese an Philinens Worte: „Ist die Nacht das halbe Leben Und die schönste Hälfte zwar' erinnernden Verse hätte Goethe nicht geschrieben, hätte er nicht gedacht, so könnte eine altgriechische Mutter bei Homer vielleicht zu ihrem Sohne sprechen.

In Vossens Luise, desgleichen in seinem Siebzigsten Geburtstag empfinden wir die Stilwidrigkeit des Gegensatzes zwischen dem Heldenvers und dem Spießbürgerinhalt an vielen Stellen als erträgliche Possierlichkeit. Mehr als einmal streifen die Reden der wackeren Männer in Hermann und Dorothea, des Vaters, des Apothekers, des Pfarrers an dieselbe gefährliche Stilklippe. In dem komischen Heldengedicht Reineke Fuchs wirkt der erhabene Hexameter durch seinen steten leisen Widerspruch bei weitem stilgerechter, nämlich komischer, wie schon Schiller erkannte, als in einem ernsten, deutschbürgerlichen Epos. Das wohlhabende Haus des 18. Jahrhunderts mit seinen kattunenen Schlafröcken, Klavieren, Rheinweinrömern, Moderomanen war eben nicht so episch einfach wie das Zeitalter Homers, und wenn zwei große Dichter so verschiedener Zeitalter sich der gleichen Kunstform bedienen, so wirkt sie nicht auf die gleiche Art.

Voß, der pedantisch strenge Richter deutscher Verskunst, tadelte Goethes Hexameter in Hermann und Dorothea, wie er die im Reineke getadelt hatte; auch hier fand er zu viel Trochäen, nicht genug Spondeen. Mit Vossens Gründen gegen Goethes deutsche Hexameter müßte man Wielands ganzen Oberon als ein unerlaubtes Abweichen von der reinen italienischen Stanze verwerfen. Falsche Hexameter, deutsch verstanden, gibt es bei Goethe keine; den einen mit $6^1/_2$ Füßen, den man ihm vorgehalten, ließ er als ‚siebenfüßige Bestie' absichtlich einstweilen stehen:

> Ungerecht bleiben die Männer, und die Zeiten der Liebe vergehen (2, 186).

Das deutsche Versgesetz läßt gar wohl einmal solchen Übertakt zu, denn nach ihm entscheidet nicht das Zählen, sondern das Sprechen. Schlimmer steht es mit vereinzelten Härten wie: ‚Dér Apotheker zu sprechen —', oder mit Versen wie:

> Und Heil dem Bürger des kleinen
> Städtchens, welcher ländlich Gewerb mit Bürgererwerb paart.

Wenn aber wegen solcher vereinzelter Unvollkommenheiten ein gerade in den klassischen Maßen so ungeschickter Versebauer wie Platen sich überhebend an Hermann und Dorothea zu nörgeln wagte:

> Holpricht ist der Hexameter zwar, doch wird das Gedicht stets
> Bleiben der Stolz Deutschlands, bleiben die Perle der Kunst —,

so hat er sich, abgesehen von der Plattheit des Ausdrucks, durch die eigene jämmerliche Form selbst gerichtet.

Nach Jahren versuchte Goethe unter Beistand von Vossens Sohn seine läßlichen deutschen Hexameter nach des Vaters Lehren strenger griechisch zu gestalten, doch ist von jenen Schlimmbesserungen zum Glück nichts in unsere Ausgaben übergegangen.

So rückhaltlos wie Hermann und Dorothea wurde bei Lebzeiten Goethes keines seiner Werke anerkannt. Allen voran im Rühmen ging Schiller. Er bezeichnete es als ‚schlechterdings vollkommen in seiner Gattung', als ‚den Gipfel seiner und unserer ganzen neueren Kunst':

> Während die andern mühselig sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches langsam hervorzubringen, darf er nur leis an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen. Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohlangewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eitlen Streben und Herumtappen bewahrt (an H. Meyer. 27. 7. 1797).

Wieland urteilte sehr fein über die Gestalten: „Ich habe mich wieder überzeugt, Goethe

sei eigentlich zum Künstler geboren. Die Figuren sind alle in großen Raphaelischen Umrissen herrlich gezeichnet. Es sind Figuren in Marmor gehauen. — Alles ist im großen Stil.' Wie zur Bestätigung dieser treffenden Worte schrieb Goethe an Schiller (8. 4. 1797): ‚Diejenigen Vorteile, deren ich mich in meinem letzten Gedicht bediente, habe ich alle von der bildenden Kunst gelernt.'

Der junge A. W. Schlegel nannte Hermann und Dorothea in einer Besprechung ‚ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, — ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern, insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellung ist', hierin durchaus ein Schüler Schillers.

Über diesen Urteilen der Dichter und Gelehrten wollen wir das der ungelehrten Mutter Goethes nicht vergessen. Sie dankte der lieben Tochter Christiane ‚für das vortreffliche Exemplar von Hermann und Dorothea' und schrieb: ‚Es ist ein Meisterstück ohne Gleichen. Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen', und erfreute den Sohn durch die Nachricht, ein Frankfurter Geistlicher habe ein Brautpaar mit den Worten getraut, mit denen der Pfarrherr Hermann und Dorothea verlobte (9, 245—248), und gesagt, eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht.

Ehedem wurde unter den Literaturgelehrten eifrig gestritten, ob Hermann und Dorothea ein Epos zu nennen sei, und wenn ja, dann was für eins: ein romantisches oder ein heroisches; oder ob es nicht richtiger ein Idyll heiße; und alsdann, ob ein episches Idyll oder nicht doch eher ein idyllisches Epos. All solcher Wortstreit ist müßig geworden; uns erscheint das Werk heute als die einzig mögliche Art des neuzeitlichen Heldengedichtes: die dichterische Verklärung des ungeschichtlichen Heldentums des Alltaglebens. Nichts fehlt zu den Erfordernissen dieser Gattung des Heldenepos, das den Sieg reinen, tüchtigen, jugendlichen Menschentums über die Enge und Kleinheit väterlicher Philisterei darstellt. Neben dem Jüngling Hermann und der Jungfrau Dorothea erscheinen die meisten Menschen im Wilhelm Meister beinah spielerisch.

Der einzige ernste künstlerische Einwand außer dem des Versmaßes wäre vielleicht der eines nicht ganz angemessenen Umfanges. Wir wissen aus einem Briefe Goethes an Meyer (5. 12. 1796), daß Hermann und Dorothea ursprünglich nur als ein Gedicht vom Umfange der Elegie Alexis und Dora gedacht war. Ob zum Ausschöpfen eines so einfachen Stoffes: Ein sich nach dem edlen Weibe sehnender edler deutscher Jüngling findet in einer Heimatlosen die Erfüllung seiner Sehnsucht und gewinnt die sogleich Geliebte nach einem sogleich besiegten Mißverständnis, — ob dazu über 2000 Verse nötig waren, ob ohne das Vorbild der auch Nebendinge behaglich schildernden Odyssee das Gedicht so angeschwollen wäre, bleibt zweifelhaft.

Unfaßbar erscheint uns heute, wie beim Erscheinen von Goethes Hermann und Dorothea Stimmen laut werden konnten, die Vossens Luise daneben, ja darüber stellten. Wie allen bedeutenden Dichtungen Goethes und Schillers gegenüber, versagte der in sein selbstzufriedenes literarisches Altvatertum eingekapselte Klopstock: ‚Hermann und Dorothea ist unter Vossens Luise.' Gleim teilte diese Ansicht, während sich doch selbst Fritz Stolberg voll Bewunderung äußerte. Die deutsche Philistergemütlichkeit des Kaffeetisches und der Tabakspfeife in der Luise rührte die verwandte Saite mancher Kritiker, so daß sie jeden Maßstab verloren für die menschlichen Werte in den beiden verglichenen Dichtungen. Bei Voß die Wichtignehmerei gleichgültiger Erlebnisse der gleichgültigen Spießbürger; bei Goethe die herzbewegenden Geschicke zweier bedeutender Menschenkinder auf dem düstern Hintergrund einer umwälzenden Weltbegebenheit. Hegel glaubte sehr geistreich zu sein, als er die größere Deutschheit in Goethes Werk gegenüber dem Vossischen dadurch zu beweisen suchte, daß in der Luise arabischer Kaffee aus chinesischen Tassen getrunken werde, in Hermann und Dorothea dagegen deutscher Rheinwein aus deutschen grünen Gläsern. Nein, wahrhaft deutsch ist Goethes unsterbliches Gedicht, weil seine Menschen die wahrhaft deutschen Tugenden zeigen, als deren eine wir beileibe nicht die unfruchtbare Schwatzgemütlichkeit in der Luise betrachten wollen.

Hermann und Dorothea blieb Goethes eigenes Lieblingswerk: ‚Es ist fast das einzige meiner größeren Gedichte, das mir noch Freude macht; ich kann es nicht ohne innigen Anteil

lesen‘ (1825 zu Eckermann). Und Karoline von Wolzogen berichtet: ‚Mit Rührung erinnere ich mich, wie uns Goethe, in tiefer Herzbewegung, unter hervorquellenden Tränen, den Gesang, der das Gespräch Hermanns mit der Mutter am Birnbaum enthält, gleich nach der Entstehung verlas: ‚So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen‘, sagte er, indem er sich die Augen trocknete.‘ Mit inniger Künstlerfreude vernahm er die Worte K. L. von Woltmanns über die Wirkung seines Werkes in großer Zeit: ‚Hermanns Worte am Ende des Gedichtes sind fast sprichwörtlich in Deutschland geworden, und Tausende jener Heldenjünglinge, die gegen den Feind Germaniens erlagen und kämpfen, tragen sie glühend in ihrer Brust‘ (1814).

Bald nach dem Erscheinen wurde Hermann und Dorothea ins Französische und Englische übersetzt. Eine der besten neueren Ausgaben ist die für die Schulen seines Landes veranstaltete deutsche von dem Franzosen Chuquet.

Siebentes Kapitel.

Die Achilleïs und Goethes Griechentum.

„Jeder sei auf seine Art ein Grieche, — aber er sei's!‘

Der endliche Abschluß des Wilhelm Meister, der anfeuernde Erfolg von Hermann und Dorothea bestärkten Goethen in seiner mehr triebmäßigen als gedanklichen Überzeugung, daß für den bald Fünfzigjährigen die ‚epische Dichtungsart sowohl seinen Jahren, als seiner Neigung, so wie auch den Umständen überhaupt am angemessensten‘ sei (vgl. S. 397). Die Zeit des vollkräftigen Menschendramas lag seit dem Abschlusse des Tasso hinter ihm; soweit er sich der dramatischen Form noch fernerhin bediente, wandte er sie auf das ihm eigentümliche, durch ihn auf die höchste mögliche Stufe gehobene Begriffsdrama an. Unvermindert aber dauerte seine Bildnerkraft für das Epos fort, ja erst von jetzt ab schritt sie von Gipfel zu Gipfel.

Einer dieser epischen Gipfelpunkte in Goethes dichterischer Entwicklung ist die **Achilleïs.** Sie gehört zu seinen vielen nichtgelesenen Werken; ‚**Graeca sunt, non leguntur**‘ (Es ist griechisch, wird nicht gelesen), hieß es im Mittelalter von den aus Unwissenheit zurückgeschobenen griechischen Schriften. Und doch bezeichnet gerade dieses Bruchstück die Zeitgrenze, bis zu welcher Goethes Menschenschöpferkunst im Aufsteigen blieb, hinter der sie überraschend schnell in sich zusammensank.

Sein Entstehen können wir nahezu allein aus dem Briefwechsel mit Schiller Tag für Tag verfolgen. Anknüpfend an ihr gemeinschaftliches Erforschen der Grundtriebe und Schranken des Dramas und des Epos (S. 414), denen bei Goethe die Beschäftigung mit Wolfs Prolegomena zu Homer, überhaupt die eingehende Untersuchung der Verfasserschaft der Homerischen Gedichte, natürlich vom Standpunkt eines Dichters, gefolgt war, trug sich Goethe mit allerlei epischen Plänen. Den eines Epos ‚Die Jagd‘ benutzte er nach dreißig Jahren zu der ‚Novelle‘ (vgl. S. 566); den von der dritten Schweizerreise mitgebrachten Plan zu einem Heldengedichte ‚Tell‘ überließ er Schiller zur dramatischen Verwendung (S. 404).

Am 23. Dezember 1797 schreibt er an Schiller im Anschluß an ein vergleichendes Lesen der Ilias und des Sophokles: ‚Schließlich muß ich noch von einer sonderbaren Aufgabe melden, — nämlich zu untersuchen: ob nicht zwischen Hektors Tod und der Abfahrt der Griechen von der trojanischen Küste noch ein episches Gedicht inneliege? oder nicht? Ich vermute fast das Letzte.‘ Eifrig liest er immer wieder die Ilias, die ihn ‚in dem Kreise von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchjagt‘. Er vertraut dem kunstverständigen Freunde so vollkommen, daß er ihm die Entscheidung zuwälzt; er zählt das Für und Wider einer Achilleïs auf und gibt ihm anheim: ‚Glauben Sie, daß, nach diesen Eigenschaften, ein Gedicht von großem Umfang und mancher Arbeit zu unternehmen sei, so kann ich jede Stunde anfangen, denn über das Wie der Ausführung bin ich meist mit mir einig‘ (16. 5. 1798).

Der gewissenhafte Freund rät nicht geradezu ab, aber er warnt: ‚Da es wohl seine Richtigkeit hat, daß keine Ilias nach der Ilias mehr möglich ist (Schiller denkt an die sprichwörtliche ‚**Ilias post Homerum**‘), so glaube ich Ihnen nichts Besseres wünschen zu können, als daß Sie Ihre Achilleïs bloß mit sich selbst vergleichen und beim Homer bloß Stimmung suchen, ohne

Ihr Geschäft mit seinem eigentlich zu vergleichen.' — Schiller sieht voraus und wünscht, daß Goethe, der Dichter einer Achilleïs, den Stoff nach seinem ‚subjektiven Dichtercharakter' gestaltet, ‚daß er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkommt, denn es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegensetzen soll. Ihr schöner Beruf ist es, ein Zeitgenosse und Bürger beider Dichterwelten zu sein.'

Goethe ist nicht unbedenklich, ‚aus der Furcht, mich im Stoffe zu vergreifen, der entweder garnicht, oder nicht von mir, oder nicht auf diese Weise behandelt werden sollte', setzt aber alle diese Sorgen beiseite und erklärt, ‚nächstens mutiglich beginnen' zu wollen. — Im März und April 1799 schreibt Goethe die später in einen zusammengezogenen zwei ersten Gesänge auf; dann bleibt die Arbeit liegen und wird nie wieder aufgenommen. Schiller berichtet den ‚Ausdruck von heiterem Feuer und aufblühendem Leben' in Goethes ganzem Wesen während der Beschäftigung mit der Achilleïs.

‚Achill weiß, daß er sterben muß, verliebt sich aber in die Polyxena (eine Trojanerin) und vergißt sein Schicksal rein darüber nach der Tollheit seiner Natur': so hat Goethe später zu Riemer den geplanten Inhaltskern seines Epos bezeichnet. Also wieder ein Stoff aus dem Seeleninnern, nicht unverwandt dem des Egmont! Leben und lieben will Achill, aber nicht an den sicheren Tod denken, ganz so wie Egmont das ausgesprochen und befolgt hatte (S. 282). Daß diese Gestaltung des Stoffes durchaus modern, daß sie ebenso ‚verteufelt human' war wie bei der Iphigenie, konnte Goethen nicht entgehen. Trotzdem und entgegen den wiederholten Warnworten Schillers bestrebte sich der deutsche Dichter, ‚alles Subjektive und Pathologische aus seiner Untersuchung zu entfernen'. Ja er verkündete zu Schiller als seinen Leitgedanken: ‚Soll mir ein Gedicht gelingen, das sich an die Ilias einigermaßen anschließt, so muß ich den Alten auch darin folgen, worin sie getadelt werden, ja ich muß mir zueigen machen, was mir selbst nicht behagt; dann nur werde ich einigermaßen sicher sein, Sinn und Ton nicht ganz zu verfehlen' (12. 5. 1798).

Das Durchdringen Goethischen Wesens und Homerischer Form, das bei einer solchen Dichterstimmung unvermeidlich war, ist vielleicht der feinste Reiz dieses großartigen Bruchstückes mit den kraftvoll und eigen gestalteten Göttern und Menschen. Goethe will Homeride sein; doch er vermag nicht, bloß nachzuahmen, — außer den Homerischen Formeln, auf die nichts ankommt. Der freischaffende Dichter vergißt Homers Anschauungswelt und begabt seine Himmlischen und Irdischen mit seinen Gedanken:

> Spät kam Aphrodite herbei, die äugelnde Göttin,
> Die von Liebenden sich in Morgenstunden so ungern
> Trennet. Reizend ermattet, als hätte die Nacht ihr zur Ruhe
> Nicht genüget, so senkte sie sich in die Arme des Thrones.

Die Leser Homers hätten große Augen gemacht bei solchem Gemälde der Göttin.

> Nur zu Kronion trat Ganymed, mit dem Ernste des ersten
> Jünglingsblickes im kindlichen Aug', und es freute der Gott sich.

Von einem solchen Ganymed haben die Griechen nichts gewußt.

Ganz Persönliches mischte sich ein, Erinnerung an Selbstdurchlebtes in dem so merkwürdigen Verse der Here über des Zeus andauernde Liebe zu der nie genossenen Thetis: ‚Unbefriedigte Lust welkt nie in dem Busen des Mannes!' (vgl. S. 224) — und Vorausnahme stillgehegter Dichterpläne in den Versen der Pallas von dem so nötigen fürstlichen Manne auf Erden:

> Städte zerstört er nicht mehr, er baut sie: fernem Gestade
> Führt er den Überfluß der Bürger zu; Küsten und Syrten
> Wimmeln von neuem Volk, des Raums und der Nahrung begierig.

Unwillkürlich zwingt sich uns der Gedanke an den Faust im zweiten Teil auf, der sich wünscht: ‚Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn!'

Doch gerade weil wir auf so viel Goethisches in dem herrlichen Bruchstücke stoßen, weil wir so viel eigne Schöpferkraft am Werke sehn, stört uns der nachgeahmte Homer erst recht, wenngleich nicht durch die Stilwidrigkeit wie in Hermann und Dorothea. Was sollen uns solche Homer wörtlich nachgeschriebene Verse wie die von den Äthiopen, ‚welche die Äußersten wohnen von allen Völkern der Erde'? Wer so großartig einzusetzen wußte:

> Hoch zu Flammen entbrannte die mächtige Lohe noch einmal
> Strebend gegen den Himmel, und Ilios' Mauern erschienen
> Rot durch die finstre Nacht —,

der durfte die Ilias ehrerbietig beiseite legen und ganz aus dem Eignen weiter schaffen.

Im Nachlaß hat sich ein Schema zur Fortsetzung gefunden, das der Äußerung zu Riemer entspricht. Über des Achilleus Entbrennen für Polyxena heißt es darin für den fünften Gesang: ‚Eintritt der Trojaner — Aeneas. Polyxena, Cassandra. — Nacht. Achills Leidenschaft'.

Warum Goethe den an sich sehr fruchtbaren Plan so bald aufgab? Er hatte nicht genug Erlebniswert, also nicht genug Notwendigkeit für ihn. Nicht annähernd so viel wie Iphigenie oder Nausikaa. Einen Stoff nur wegen seiner Schönheit, ohne Lebenszusammenhang mit ihm selbst, zu bearbeiten, war Goethen nicht gegeben: dieser Grund ist wohl unser bester Trost angesichts so vieler nur angehauen hinterlassener Marmorblöcke aus dieser ungeheuren Werkstatt.

Daß ein deutscher Dichter auf deutschem Boden und zunächst doch für deutsche Leser ein so tief wie ihm möglich in griechischen Geist getauchtes Heldengedicht von Achilleus zu schreiben unternahm und den Beifall des bedeutendsten Dichters neben ihm fand, muß ungelehrten Lesern von heute wie eine höchst seltsame, naturwidrige Schrulle erscheinen. Und doch war es nach dem Gange deutscher, ja europäischer Bildung die sehr natürliche Folge zahlreicher Vorgänge. Die im 15. Jahrhundert durch die Humanisten begonnene Schätzung und Überschätzung des klassischen Altertums war im 18. in Deutschland vertieft worden wie nie zuvor, zumeist durch Winckelmann, nach ihm durch Lessing. Die Humanisten hatten sich überwiegend an der Sprach- und Verskunst der Alten ergötzt, ohne in die Seele ihrer Schriftsteller einzudringen. Die griechische Sprache war selbst zur Humanistenzeit das Vorrecht weniger Höchstgelehrten; vom Wesen der griechischen bildenden Kunst und Dichtung wußten die Humanisten so gut wie nichts.

Im 17. Jahrhundert und in der ersten Hälfte des 18ten bezog Europa seine Auffassung der Antike von den Franzosen, und diese hatten sich mit ihrem allen fremden Einflüssen gegenüber unwandelbar national bleibenden Bildungssinn eine Antike zurechtgemacht, die sie und Andere für griechisch hielten, die aber nichts als eine Versailler Maskerade war. Die Klassiker des französischen Dramas, Corneille, Racine, später Voltaire, haben überwiegend antike oder der Antike naheliegende Stoffe behandelt, sind sich selbst und ihren Lesern sehr antik erschienen, haben sich aber nicht gescheut, ihre hochantiken Helden und Heldinnen mit den Puderperrücken, Schönheitspflästerchen und Stöckelschuhen des Rokoko-Zeitalters auftreten und sich genau wie in den Salons von Paris und Versailles mit Sire, Monsieur und Madame anreden zu lassen. Nach einigen verunglückten Versuchen mit dem Nachahmen antiker Versmaße im 16. Jahrhundert durch die Mitglieder der sogenannten Plejade, z. B. Jodelle, ist man in Frankreich für das Drama antiker Stoffe ruhig beim heimischen Alexandriner geblieben. Die Franzosen haben das Griechentum stets nur als eine Maske und Mode benutzt.

Den ernsthaften Deutschen war vorbehalten, mit dem Nachbilden der Antike Ernst zu machen. Heute, nach einer Lehre von anderthalb Jahrhunderten, ist es leicht, über Winckelmanns Griechentum abzusprechen. Für seine Zeit war es eine gewaltige Tat, als der Stendaler Schuhflickersohn mit der griechischen Seele in seinen ‚Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke' (1755) schrieb: ‚Der einzige Weg für uns, groß, ja wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten, und wie jemand vom Homer gesaget, daß derjenige ihn bewundern lernt, der ihn wohl verstehen gelernet, das gilt auch von den Kunstwerken der Alten, sonderlich der Griechen.' Welch ein Wagnis, zu einer Zeit, da alle Welt Bernini und seine Nachahmer bewunderte, da in allen Palästen, Schloßgärten und Museen Europas die vorgeblich griechischen Gestalten, in Wahrheit französischen Rokoko-Puppen, mit zierlich verrenkten Gliedmaßen und zärtlich grinsenden Gesichtern prangten, Sätze auszusprechen wie den berühmten: ‚Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke', und der Künstelei der Gegenwart entgegenzuschleudern: ‚Das wahre Gegenteil ist der gemeinste Geschmack der heutigen Künstler'!

Von Winckelmann schreibt sich das Griechentum in der deutschen Literatur her, auch **Goethes Griechentum.** Bis zu ihm hatte Goethe wie alle Welt die französisch gepuderte und geschminkte Antike für griechisch, ihre Nachahmung in Kunst und Literatur, durch Öser und Wieland, für wunderschön gehalten, die aufgeklebte mythologische Verbrämung nachgeahmt, in Leipzig, in Frankfurt, in der ersten Straßburger Zeit. Dann war ihm das große Licht durch Herder aufgegangen, und er hatte den französisch-anakreontischen Flitterplunder abgetan. Nicht mehr äußerlicher Zierat waren ihm seitdem antike mythologische Namen wie im Prometheus, im Liede Ganymeds, im Schwager Kronos oder im Sturmgesang des Wanderers; sondern innigerlebte, wenngleich ursprünglich fremde Gefühlsbilder. Der Dichter selbst sehnte und wähnte sich, der Götterliebling Ganymed zu sein, und aus gläubigem Sinne quoll ihm das Gebet: ‚Aufwärts! Umfangend umfangen! Aufwärts an deinen Busen, Alliebender Vater!‘ In den ‚Grenzen der Menschheit‘ fließt der christliche Gott mit dem obersten der griechischen Götter zu einer höheren Einheit zusammen, den der Dichter, kindliche Schauer treu in der Brust, als den uralten heiligen Vater anbeten darf.

Durch Vossens deutsche Odyssee (1781) wurde das Winckelmannsche Griechentum der deutschen Bildungswelt abermals um viele Grade an Herzenswärme gesteigert. Griechische Bildwerke gab es in Deutschland nirgend zu sehen, selbst Gipsabklatsche nur selten; nun jedoch konnte man aus der echten Quelle griechischen Dichtergeist genießen, und der Trank wirkte auf die edelsten Gemüter berauschend. Erst da entschloß sich Goethe, seine Iphigenie in die höhere Kunstform umzuschmelzen, und je zugänglicher ihm Homer ward, desto heftiger steigerte sich seine Sehnsucht nach den südlichen Fluren, die er, gleichviel ob nur in der Magna Graecia Italiens, mit entschuldbarem Erweitern des Begriffes für die Urheimat antiken Lebens und Kunstschaffens hielt. Nur aus solcher Gefühlswelt der Besten während eines Menschenalters und darüber sind Schillers leidenschaftlich sehnsüchtige ‚Götter Griechenlands‘ zu verstehen; nur aus ihnen das sehnende, verzehrende Suchen der Seele nach dem Lande der Griechen bei Hölderlin:

Mich verlangt ins bessre Land hinüber,
Nach Alcäus und Anakreon,
Und ich schlief' im engen Hause lieber
Bei den Heiligen in Marathon.

Ach! es sei die letzte meiner Tränen,
Die dem heil'gen Griechenlande rann,
Laßt, o Parzen, laßt die Schere tönen,
Denn mein Herz gehört den Toten an.

Der Schrei nach einem Griechenland des Herzens hatte den Schrei nach Natur abgelöst. Schiller und Hölderlin suchten in ihren Sehnsuchtsträumen von Griechenland nicht einen höheren Kunststil, sondern eine höhere Seelenheimat. Goethe war ein zu tief in der Wirklichkeit wurzelnder ‚Realiste‘, um einer Sehnsuchtskrankheit wie Hölderlin zu erliegen; man erinnere sich, daß ihm die Reise nach Griechenland so nahe gelegt und nicht ausgeführt wurde (S. 269). Nicht widerstanden aber hat er dem reichlich ebenso gefährlichen Einflusse der griechischen Sinnen- und Formenwelt auf sein Schaffen als deutscher Dichter; und da ohne diesen Einfluß seine Gebilde seit der Mitte der neunziger Jahre nicht vollkommen zu würdigen sind, so rechtfertigt sich dessen zusammenfassendes Betrachten an dieser Stelle vor dem Weiterschreiten.

Goethes Griechentum, seine bewußte Vergriechung, kann aus den geschichtlichen Zusammenhängen seiner Zeit und seinem eignen Stufengange begriffen und darum verziehen werden, wenn auf Goethe ein Wort wie Verzeihen überhaupt anwendbar ist. Es ist kein Verdienst, nach einer mehrhundertjährigen neudeutschen Kunstgeschichte klar zu übersehen, was Goethen auf einer der ersten Stufen dieser Entwicklung verborgen blieb. ‚Als ich achtzehn war, war Deutschland auch erst achtzehn‘, lautet ein schlagendes Wort Goethes zu Eckermann. Als Goethe und Schiller die deutsche Poesie ins Griechische umzustilisieren versuchten, war unsere schöpferische Literatur nicht viel älter als achtzehn; Goethe und Schiller kannten ja noch keine der neumodischen Literaturgeschichten, in denen so selbstsicher bewiesen wird, wie alles durchaus so und nicht anders kommen ‚mußte‘. Fast all unsre Weisheit in solchen letzten Fragen des Gehaltes und der Form deutscher Literatur verdanken wir ja Goethe und Schiller, nicht zum wenigsten ihren Irrtümern, und es wäre der Gipfel der Geschmacklosigkeit, diese unsre Meister hinterher schulmeistern zu wollen. Nichts aber hindert, aus-

zusprechen, was wirklich geschah und was sich durch irreführende Wirkung oder unfruchtbares Absterben als verfehlt erwiesen hat.

Goethes Stilwandel hatte schon vor der italienischen Reise begonnen: dessen sind die Prosa-Iphigenie, Proserpina, Elpenor untrügliche Zeugen. In Italien hatte sich diese Abkehr von der nordischen Kunst zur südlich klassischen verstärkt; nach der Heimkunft fühlte sich Goethe so sehr als einen Erben der Antike, daß er, nicht bloß zum Verschleiern der Wahrheit, seine Weimarische Liebste und sich selbst ins Altrömische übersetzte. Wie treffend schilderte diese absichtsvolle Verkleidung Schillers berühmter Brief vom 23. August 1794, die Stelle auf S. 361: ‚Da Sie ein Deutscher geboren sind‘ usw.

Dutzendfach sind Goethes Aussprüche über sein Hinwenden zum klassischen Griechentum, zunehmend seit der Mitte der neunziger Jahre. In einem Aufsatz über ‚Philostrats Gemälde‘, in dem Abschnitt ‚Antik und Modern‘, spricht er sich über die Gründe seines Griechentums offen aus:

> Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mitteilung, das ist es, was uns entzückt; und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden wir in den echt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen und immer dort hinweisen. Jeder sei auf seine Art ein Grieche, aber er sei's!

Klarheit, Heiterkeit, Leichtigkeit sind's, die ihn entzücken; von der Kraft und Größe spricht er nicht, sein stärkster Ausdruck ist ‚würdig‘. ‚Klarheit ist jetzt das Lieblingswort Goethes‘, schreibt 1798 der Weimarische Schuldirektor Böttiger.

Je griechischer, desto geringschätziger wird Goethe gegen die deutsche Kunst, wobei er sich selber nicht ausnimmt. Aus dieser Zeit stammen die mancherlei Scheltworte gegen seinen ersten Faust (vgl. S. 532), Wendungen wie: ‚Und so geschlossen sei der Barbareien Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien‘ in dem ‚Abschied‘ aus dem Nachlaß, — ‚barbarische Komposition‘ in Briefen an Schiller und ähnliches. In jenem ‚Abschied‘ heißt es noch: ‚Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten, Nach Osten sei der sichre Blick gewandt‘. Der Faust wird als minderwertige Barbarei abgetan; der Osten, d. h. Griechenland, winkt als höheres Ziel.

‚Sobald ich mündig bin, — Es sind's die Griechen!‘ Und zu Eckermann: „Ich war froh, mein nordisches Erbteil verzehrt zu haben, und wandte mich zu den Tischen der Griechen.‘ Es gibt eine Zeit in Goethes Kunstleben, wo er von der deutschen Kunst, gar von der altdeutschen, nicht viel anders sprach als Friedrich der Große in seiner Schrift Über die deutsche Literatur oder in seinem berüchtigten Brief an einen für Wolfram von Eschenbachs Parzival begeisterten Professor Myller, nur mit dem Unterschied, daß Goethe, der ewig Wandlungsfähige, sich heute nicht mehr nach der abgeworfenen Schlangenhaut von gestern umsah. Seinem Brief an Knebel: ‚Ich habe an der Homerischen wie an der Nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden als die Werke der griechischen Dichter‘, stehen noch entschiednere Lobesworte über das Nibelungenlied gegenüber (vgl. S. 413). Doch schon an Schiller bekannte er (29. 11. 1795): ‚Es ist Ihnen nicht unbekannt, daß ich, aus einer allzu großen Vorliebe für die alte (griechische) Dichtung gegen die neuere oft ungerecht war.‘

Auf dem Gipfel seines Griechentums sehen wir Goethe in seinen Kunstzeitschriften und als Leiter der bildenden Künste in Weimar. Die jährlichen Preisaufgaben für Malerei wählte er aus der griechischen Mythologie oder Sage, und daß nicht ein einziges bezwingendes Kunstwerk aus all diesen weimarisch-griechischen Wettkämpfen hervorging, hat ihn in seinem Bestreben nicht beirrt. Der einzige bedeutende von den Künstlern, die sich an seinen Preisausschreiben beteiligten, Peter Cornelius, blieb ungekrönt. Ganz ernsthaft ist bei Goethes Glauben an Seelenwanderung sein Ausspruch zu nehmen, er müsse schon einmal unter Hadrian gelebt haben. Er war davon durchdrungen, aus eigenstem Kunstgeschmack ein Grieche geworden zu sein. In dem Vorwort zu den Propyläen schrieb dieser Gestalter so vieler lebensvoller Menschen im Drama, Roman und Epos: ‚Dem deutschen Künstler sowie überhaupt jedem neuen und nordischen ist es schwer, ja beinahe unmöglich,

von dem Formlosen zur Gestalt überzugehen und, wenn er auch bis dahin durchgedrungen wäre, sich dabei zu halten.' An den hundertfachen Gestalter Shakespeare kann er hierbei nicht gedacht haben; und was uns heute sogleich einfällt: daß Goethe selbst nur als nordischer Künstler, nicht mehr als griechischer, gestaltet hat, ist dem Meister nicht eingefallen. Heinses Wort: ‚Alle Kunst ist menschlich, nicht griechisch', hat längere Dauer behalten, als alle Verherrlichungen des Griechentums durch Goethe.

Nein, nicht aus einer verstandesmäßigen Überzeugung, vielmehr aus einem triebmäßigen Gefühl ist Goethes mit den Jahren wachsendes Umstilisieren ins Griechische hervorgewachsen. In Wahrheit ist ja seine angeblich den Griechen nachgebildete Kunst gerade im entscheidenden Punkte, in der Menschenbildnerei, so ungriechisch wie nur denkbar. Weder Homer noch die griechischen Tragiker haben Symbolwesen, begriffliche Musterformen geprägt, haben Gattungen, Stände, Schichten verkörpert, wie Goethe das, immer des Glaubens, griechisch zu schaffen, in der Natürlichen Tochter und später versuchte. Die Menschen bei Homer und Sophokles sind Einzelmenschen wie bei Shakespeare, wie bei dem vorweimarischen und noch dem italischen Dramatiker Goethe. Homers Nausikaa ist nicht die Königstochter an sich, sondern eine mit charakteristischer Kunst — das Wort ist von Goethe — erschaffene phäakische Königstochter; und ebenso wenig ist Kreon der Herrscher, noch Antigone die Schwester an sich. Weil für Goethe beim Herannahen des fünfzigsten Lebensjahres die charakteristische Kunst zu erlahmen begann, die der Zweiundzwanzigjährige als die einzige gepriesen; weil sich Goethe nicht mehr das Letzte und Höchste aller Kunst, das Menschenschaffen, zutraute, — darum rettete er, was ihm an darstellendem Vermögen geblieben war, in die Begriffskunst, die er im besten Glauben, zu seinem Troste, für die Kunst der Griechen hält.

Daß nur dieser natürliche Wandel, nicht kunstphilosophisches Denken, dem Griechentum Goethes zugrunde lag, dafür haben wir den zwingenden Beweis in den Dichtungsarten, für die seine Schöpferkraft erst später oder niemals versiegte: im Roman und im Liede. Ein gewisses Versteifen bemerken wir nach Goethes fünfzigstem Jahr auch in seiner Erzählerkunst, doch kann man die Wahlverwandtschaften noch nicht stilisiert nennen. Erst in den Wanderjahren, nach dem Versagen der Menschengestaltung, herrscht der Stil statt der Natur. An der Lyrik hingegen, über die Goethe bis zum letzten Hauche mit ewig staunenswerter Kraft und Kunst gebot, bricht sich die Stilflutwelle, und der deutsche Dichter steht vor uns nach dem Gesetz, wonach er angetreten. Es gibt Goethische Lieder, die ohne Angabe ihrer Ursprungszeit niemand seinen letzten Jahren zuschreiben würde. Inmitten des Suchens nach dem angeblich höheren Griechenstil gelang ihm die Legende vom Hufeisen, die er in den Zeiten von ‚Hans Sachsens poetischer Sendung' nicht einfacher, nicht deutscher hätte schaffen können. Ja, er brachte es fertig, grade auf seiner griechischen Stufe den ersten Teil des Faust so treu dem Geist und der Form des Urfaust auszugestalten, daß ohne die urkundlichen Beweise die kühnsten Erklärer, die das Dichtungsgras wachsen hören, für zahlreiche Stellen nicht einmal bestimmte Jahrzehnte anzugeben wüßten. Man denke nur an den Auerbachskeller, die Rede des sterbenden Valentin, die Kerkerszene.

Heute wissen wir, ohne uns auf solches Wissen etwas einzubilden, daß Goethes Griechentum ein Abirren war; doch, wie immer bei ihm, ein wesensnotwendiges. Er probte sich durch alle Kunststile hindurch, weil seine unersättliche Natur ihn zwang, aus allen Quellen zu trinken, an allen Tafeln zu schmausen. Er teilte den Irrtum Winckelmanns: beide verwechselten den zu durchschreitenden griechischen Weg mit dem wahren Kunstziel, das nicht in Griechenland, sondern nur auf heimischem Boden ragen konnte. Auch Goethes Abkehr von der Gegenwart, von der deutschen Erde während seiner griechischen Zeit war ja durchaus ungriechisch! Wodurch sind Homer, Äschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes unsterblich? Nicht ausschließlich durch ihre Kunst, sondern ebenso sehr weil sie höchster Ausdruck ihres Volksgeistes und ihrer Zeit waren. Man denke nur an ein Drama wie die ‚Perser' des Äschylos, ein Gegenwartstück aus der vaterländischen Geschichte, wie wir Deutsche bis heute keines hervorgebracht haben! Es gibt keine völkischere Kunst als die der Griechen. Goethes Götz hatte in Wahrheit viel mehr vom Zeitgeiste der griechischen Tragiker, als seine Iphigenie.

Keinem griechischen Dichter selbst der nachklassischen Zeit wäre es beigekommen, etwa ein Drama von einer germanischen Priesterin oder einer römischen Vestalin zu schreiben.

Die ewigen Grundgesetze der echten Kunst siegen über den Eigenwillen selbst des Größten. Jedes Abweichen von der eingeborenen Natur führt unfehlbar zur Manier: dieses Weltgesetz hat sich auch an Goethe unerbittlich vollzogen. Hatte er doch selber auf seiner gefährlichen Schöpferwende in Italien noch als Merkmal der ‚wenigen Kunstwerke erster Klasse‘ hervorgehoben, daß sie ‚als die höchsten Naturwerke hervorgebracht worden‘: ‚Alles Willkürliche, Eingebildete fällt zusammen, da ist Notwendigkeit, da ist Gott.‘ Und als Greis von 75 Jahren bekannte Goethe, wie schwer es ihm geworden, gegen seine Natur zu handeln (in einem Aufsatz von 1824 ‚Über die Parodie bei den Alten‘):

> Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit griechischer Art und Sinne möglichst zu befreunden. In jenem Bestreben bin ich immer fortgeschritten. — Inzwischen fand ich noch manche Hindernisse und konnte meine nordische Natur nur nach und nach beschwichtigen, meine deutsche Gemütsart.

Stellt man solche Bekenntnisse aus dem innersten Herzen sämtlichen Aussprüchen Goethes zugunsten des griechischen Stils als des Musters für deutsche Dichtung entgegen, so ergibt sich, was sich bei einem so wahrhaftigen Geiste ergeben muß: daß ihm bei seinem Griechentum niemals ganz wohl gewesen ist. ‚Uns Nordländer kann man auf jene Muster nicht ausschließlich hinweisen‘, schreibt er in den ‚Anmerkungen zu Rameaus Neffen‘ und nennt Hamlet, Lear und Calderon als Muster andrer Art. In all seinen begeisterten Schwärmereien für griechischdeutsche Kunst hören wir einen nicht ganz natürlichen Nebenton. Einen Vers wie: ‚Doch Homeride zu sein, auch nur als Letzter, ist schön‘ kann er selbst ja nur als einen grade in dieses Gedicht, die Vorrede zu Hermann und Dorothea, und in diese Stelle hineinpassenden Augenblickseinfall beabsichtigt haben. Immer wieder regt sich das deutsche Gewissen des nationalen Dichters: ‚Zu dem gepriesenen Glück der Griechen muß vorzüglich gerechnet werden, daß sie durch keine äußere Einwirkung irregemacht worden, denn selbst vollkommene Vorbilder machen irre.‘ Die einheitliche Kunstanschauung Goethes ließe sich aus seinen stärksten Aussprüchen seit den Straßburger Tagen bis zum Verbleichen der Sterne ohne Mühe und ohne Zwang zusammenstellen. Er hatte sie als Zweiundzwanzigjähriger verkündet in seiner Schrift ‚Von deutscher Baukunst‘:

> Die charakteristische Kunst ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, selbständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden; sie ist ganz und lebendig.

Und er hat sich zu ihr auf der Schwelle des höchsten Greisenalters bekannt:

> Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem eignen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen, ohne Nachäffung eines andern. — Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der eigenen Nation wurzelt, sind daher töricht, und alle beabsichtigten Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält.

Schon einmal hatte sich ein großer deutscher Künstler in die Fremde verirrt: Wolfram von Eschenbach, der Dichter des Parzival. Deutsches Empfinden deutscher Menschen hatte er in französische Lebensformen ergossen. An ihn erinnern uns manche Gebilde aus Goethes zweiter Lebenshälfte. Kerndeutsche Menschen, Hermann und Dorothea, müssen Kerndeutsches in griechischen Hexametern aussprechen. Deutsche Siegesfeier kleidet sich in die griechischen Gewänder des Epimenides. Grundfragen menschlicher Kultur dürfen nur von den Schattengestalten der griechischen Pandora-Sage erörtert werden, und der Läuterungsweg Fausts führt durch die klassische Walpurgisnacht.

Schiller, der Dichter des Sehnsuchtliedes von den Göttern Griechenlands, hatte sich eine kritischere Auffassung der griechischen Kunst bewahrt. Als Mittel war sie ihm wertvoll: „Ich bedarf ihrer (der Alten) im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen‘, und gar: „In den nächsten Jahren lese ich keine modernen Schriftsteller mehr‘ (1788). Doch schon 1789 schrieb er in seiner Anzeige von Goethes Iphigenie: ‚Zu der reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil es ihr am freien, sich selbst bestimmenden Wesen fehlte. Die griechische Weiblichkeit und das Verhältnis beider Geschlechter

zueinander bei diesem Volke, so wie beides bei den Poeten erscheint, ist doch immer sehr wenig ästhetisch und im ganzen sehr geistleer‘, und er bezeichnete Goethes Werk als einen Fortschritt über das Drama der Griechen hinaus.

Da sich die Anhänger der ‚humanistischen‘ Jugenderziehung auf vereinzelte Aussprüche Goethes zu berufen pflegen, so sei hervorgehoben, daß Goethe niemals das Griechische, überhaupt die alten Sprachen an sich, für höchstes oder gar einziges Bildungsmittel erklärt hat. Seine Ansicht von den Wegen zur Bildung ist genau dieselbe, die von den heutigen strengen Kritikern unserer humanistischen Schulen vertreten wird. Zu dem großen Philologen Gottfried Hermann hat sich Goethe, der Schüler der Griechen, rückhaltlos über diese so wichtige Frage ausgesprochen:

Schon fast seit einem Jahrhundert wirken Humaniora nicht mehr auf das Gemüt dessen, der sie treibt, und es ist ein rechtes Glück, daß die Natur dazwischen getreten ist, das Interesse an sich gezogen und uns von ihrer Seite den Weg zur Humanität geöffnet hat.

Daß die Humaniora nicht die Sitten bilden! Es ist keineswegs nötig, daß alle Menschen Humaniora treiben. Die Kenntnisse, historisch, antiquarisch, belletristisch und artistisch, die aus dem Altertum kommen und dazu gehören, sind doch so divulgiert, daß sie nicht unmittelbar an den Alten abstrahiert zu werden brauchen; es müßte denn einer sein Leben hineinstecken wollen. Dann aber wird diese Kultur doch nur wieder eine einseitige, die vor jeder andern einseitigen nichts voraus hat, ja, noch obenein nachsteht, indem sie nicht produktiv werden und sein kann.

Aus gleicher Denkweise äußerte sich der Fünfundsiebzigjährige über den Wert der antiken Geschichte für unsere Jugendbildung:

Die römische Geschichte ist für uns eigentlich nicht mehr an der Zeit. Wir sind zu human geworden, als daß uns die Triumphe des Cäsar nicht widerstehen sollten. So auch die griechische Geschichte bietet wenig Erfreuliches. Wo sich dieses Volk gegen äußere Feinde wendet, ist es zwar groß und glänzend, allein die Zerstücklung der Staaten und der ewige Krieg im Innern, wo der eine Grieche die Waffen gegen den andern kehrt, ist auch desto unerträglicher. Zudem ist die Geschichte unserer eigenen Tage durchaus groß und bedeutend; die Schlachten von Leipzig und Waterloo ragen so gewaltig hervor, daß jene von Marathon und ähnliche andere nachgerade verdunkelt werden. Auch sind unsere einzelnen Helden nicht zurückgeblieben: die französischen Marschälle und Blücher und Wellington sind denen des Altertums völlig an die Seite zu setzen.

Achtes Kapitel.

Die Natürliche Tochter und dramatische Kleinigkeiten.

‚Mein Liebling Eugenie‘ (Goethe in den Annalen).

Das Musterstück des aus Goethes Auffassung vom Griechentum geschöpften neuen Stiles ist die **Natürliche Tochter.** Es ist das erste und allein ausgeführte einer Dramentrilogie, von der es bei Goethe heißt: ‚In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich manches Jahr über die französische Revolution und ihre Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernst niederzulegen gedachte.‘ Mit geziemendem Ernst; denn daß ein Dichter und Charakter wie Goethe ein Weltereignis wie die Französische Revolution nicht mit Späßen wie Großkophta und Bürgergeneral innerlich abgetan haben konnte, ist klar. Mehr als ein Jahrzehnt nach dem Ausbruche der Revolution gibt ihm ein scheinbarer Zufall den Anstoß zu einer nach seiner Ansicht würdigen Kunstdarstellung der Grundursachen jener Weltwende. Im November 1799 sieht er bei Schiller in Jena die 1798 erschienenen **Mémoires historiques de Stéphanie Louise de Bourbon-Conti. Ecrits par elle-même.** Schiller empfiehlt sie ihm als merkwürdig, Goethe nimmt den ersten Band mit, liest ihn, bittet schon am nächsten Tage um die Fortsetzung. Am 6. Dezember verzeichnet er im Tagebuch: ‚Die natürliche Tochter.‘

Ein ähnlicher Fall wie mit der Denkschrift Beaumarchais’ ein Vierteljahrhundert zuvor und ihrer Bearbeitung zu dem gegenwartsgeschichtlichen Drama Clavigo. Die Ähnlichkeit lag noch darin, daß die prinzeßliche Verfasserin, die natürliche Tochter Ludwigs von Bourbon-Conti, eines Prinzen von königlichem Geblüt, und einer Herzogin von Mazarin, zurzeit öffentliche Klage führte über ihr angetanes schweres Unrecht. Der König, Ludwig XV., habe ihr zugesagt, sie als Prinzessin anzuerkennen; da habe eine von ihrer unehelichen Mutter

und einem ehelichen Halbbruder angezettelte verbrecherische Kabale sie um Freiheit und Zukunft betrogen. Neuere Forscher haben die Richtigkeit des größten Teiles ihrer Anklagen erwiesen.

Tief ergriffen von dem Schicksal dieser unglücklichen Frau faßte Goethe den Plan, es zum Symboldrama des Ganges der Französischen Revolution zu gestalten. Vom Herbste 1799 bis in den Frühling 1803 dauerte die, durch Krankheit und Zerstreuungen mehrfach unterbrochene Arbeit; am 2. April 1803 schritt das Stück über die Weimarer Hofbühne mit dem Zettelvermerk: ‚Die natürliche Tochter. Erster Teil.‘ Eine zweite Aufführung fand erst 1805 statt.

Das Drama mit dem ungeschickten Titel — Goethe nannte es in Briefen und Tagebüchern mit Vorliebe und schöner Eugenie — war, trotz seinem zeitgeschichtlichen Erlebnisgehalt, eine höchst persönliche Schöpfung, und der Dichter hat ihr bis zuletzt eine besondere Zärtlichkeit bewahrt. Schon dies sollte zu einer weniger lieblosen Betrachtung des Werkes zwingen, als ihm von jeher widerfahren ist. Mitten in die Arbeit an der Eugenie, wie das Drama fortan hier genannt sei, fiel Goethes lebensgefährliche Krankheit zu Anfang 1801. Sein Sohn August war damals elf Jahre alt, und wir fühlen des schwerkranken Vaters quälende Sorge um das Geschick des einzigen ihm gebliebenen Kindes. Die Stein berichtet, diesmal ohne gehässigen Zusatz, Goethe habe in jenen schrecklichen Stunden beim Anblick Augusts heftig geweint. Im Dezember 1802 starb ihm ein Töchterlein bald nach der Geburt, — verzweifelt wand sich der Vater am Boden. Schon vor seiner Erkrankung hatte er in der ‚Achilleïs‘ der Thetis, der Mutter Achills, erschütternde Klagen über den sicher drohenden Tod des geliebten Sohnes auf die Lippen gelegt. Die ersten drei Akte der Eugenie sind beseelt von den Schmerzgefühlen des herzoglichen Vaters um die Tochter, deren Tod ihm von Betrügern vorgespiegelt wird, und es ist unbegreiflich, wie so vielen Zeitgenossen, ja den meisten späteren Lesern dieser Herzensuntergrund der Dichtung verschlossen bleiben konnte. In keinem zweiten Werke hat Goethe so innige, uns ergreifende Töne echten Menschenschmerzes um den Tod eines heißgeliebten Wesens angestimmt:

Herzog: Unsel'ges Licht! Du rufst mich auf zum Leben,
Mich zum Bewußtsein dieser Welt zurück
Und meiner selbst. Wie öde, hohl und leer
Liegt alles vor mir da, und ausgebrannt,
Ein großer Schutt, die Stätte meines Glücks! —
Sie war die Seele dieses ganzen Hauses.
Wie schwebte beim Erwachen sonst das Bild
Des holden Kindes dringend mir entgegen!
Hier fand ich oft ein Blatt von ihrer Hand,
Ein geistreich, herzlich Blatt, zum Morgengruß. —
Die Hoffnung, sie zu sehen, gab den Stunden
Des mühevollen Tags den einz'gen Reiz.

Für die Gefühlsechtheit dieser Klage gibt es einen rührenden Beweis. Als Victor Hugo eine Tochter im Alter von Goethes Eugenie durch einen Unglücksfall verlor und ihr die Totenklage sang, fand er dieselben Gedanken, fast mit denselben, nur gehäufteren Worten, wie der Vater bei Goethe! Und doch hatte der französische Dichter gewiß die Eugenie nicht gelesen, schwerlich je von ihr gehört. Hugos Gedicht in den Contemplations ist zu lang für den Abdruck; man wird nicht ohne Bewegung diese paar Verse lesen:

Elle avait pris ce pli dans son âge enfantin
De venir dans ma chambre un peu chaque matin.
Je l'attendais ainsi qu'un rayon qu'on espère.
Elle entrait et disait: „Bonjour, mon petit père“,
Prenait ma plume, ouvrait mes livres, s'asseyait
Sur mon lit, dérangeait mes papiers et riait,
Puis soudain s'en allait comme un oiseau qui passe.
Alors, je reprenais, la tête un peu moins lasse,
Mon œuvre interrompue, et tout en écrivant,
Parmi mes manuscrits je rencontrais souvent
Quelque arabesque folle et qu'elle avait tracée,
Et mainte page blanche entre ses mains froissée,
Où, je ne sais comment, venaient mes plus doux vers.

Und welchen Ton schlägt Goethe an, als solchem heiligen Gefühl die Liebe des Jünglings zur Geliebten entgegengehalten wird:

Herzog: Vergleiche doch die jugendliche Glut,
Die selbstischen Besitz, verzehrend, hascht,
Nicht dem Gefühl des Vaters, der, entzückt,
In heil'gem Anschau'n stille hingegeben,
Sich an Entwicklung wunderbarer Kräfte,
Sich an der Bildung Riesenschritten freut!

Der Liebe Sehnsucht fordert Gegenwart;
Doch Zukunft ist des Vaters Eigentum.
Dort liegen seiner Zukunft weite Felder,
Dort seiner Saaten keimender Genuß.

An herzrührenden Schönheiten dieser Art ist kein Mangel in dem Stück, das ein zeitgenössischer Kritiker, Huber, nannte: ‚ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die Säle des Herzogs oder Königs dachten‘. Seitdem wurde das Gerede von der Marmorglätte und Marmorkälte immer aufs neue nachgeredet, und den meisten befangenen Verehrern Goethes gilt die Eugenie ungefähr für so unlesbar wie Klopstocks Messias. Wer von der Marmorkälte dieses Dramas spricht, hat es entweder nicht gelesen, oder sein eignes Gefühlsleben ist nicht in Ordnung. Eugenie ist eines der seelenwärmsten Werke Goethes, und wenn sie trotzdem zu seinen verunglückten Dramen gezählt werden muß, so sind die Gründe ganz andre als Kälte des Gefühls, vielmehr Gründe des Stoffes und des Stils.

Die uneheliche, durch teuflische Niedertracht um ihre eheliche Anerkennung betrogene, verfolgte, geknebelte Prinzessin aus königlichem Blut — eine Symbolgestalt des geknechteten französischen Volkes! In dieser seltsamen, unmöglichen Umstilisierung der einfachen Wirklichkeit liegt der Krankheits- und Todeskeim dieser Dichtung. Wie gleichgültig war das Schicksal einer unbekannten gemißhandelten Halbprinzessin angesichts der jahrhundertelangen Unterdrückung und Ausplünderung eines ganzen großen Volkes durch gewissenlose Herrscher und ihre Günstlinge! Um die Wiedereroberung der Menschenrechte wurde gekämpft, und Goethe glaubte, das Symbol dieses Riesenkampfes in dem Rechtstreit einer beliebigen Prinzessin Conti um das Einsetzen in ihre doch sehr zweifelhaften Rechte gefunden zu haben. Dabei hat das traurige Geschick dieser Prinzessin nicht das Geringste mit der Politik, mit dem Aufstreben eines Standes aus dem Sklavenjoche zur Bürgerfreiheit zu tun. Eugenie ist nicht das Opfer eines schändlichen Regierungssystems, sondern ihres schurkischen Halbbruders, der die Teilung des väterlichen Vermögens mit der Schwester nicht dulden will und gefügige Werkzeuge seiner Verbrechen mit Geld erkauft.

Die brüchige Symbolik seines Dramas ist Goethen nicht ganz entgangen. Hier und da versucht er, hinter dem Einzelgeschick Eugeniens den Staat erscheinen zu lassen (3, 1):

Weltgeistlicher: O! dieses Mädchens trauriges Geschick
Verschwindet wie ein Bach im Ozean,
Wenn ich bedenke, wie verborgen ihr
Zu mächtiger Parteigewalt euch hebt
Und an die Stelle der Gebietenden,
Mit frecher List, euch einzudrängen hofft.
Nicht ihr allein; denn andre streben auch,
Euch widerstrebend, nach demselben Zweck.
So untergrabt ihr Vaterland und Thron.

Oder wenn Eugenie klagt (4, 2):

Der inn're Zwist unsicherer Parteien,
Der nur in düstern Höhlen sich geneckt,
Er bricht vielleicht ins Freie bald hervor;
Und was mich erst als Furcht und Sorg' umgeben,
Entscheidet sich, indem es mich vernichtet,
Und droht Vernichtung aller Welt umher —

und wenn der Gerichtsrat ihr erwidert:

Du jammerst mich! Das Schicksal einer Welt
Verkündest du nach deinem Schmerzgefühl.

Natürlich können solche nicht aus dem Wesen des Stückes, sondern aus der Absicht des Dichters geschöpften Sätze die Eugenie nicht zu einem wahrhaft weltgeschichtlichen Drama machen, und Börnes Wort: ‚Statt in der Hofgeschichte eine Weltgeschichte zu sehen, sieht Goethe in der Weltgeschichte eine Hofgeschichte‘, enthält mehr als ein Körnchen Wahrheit.

Bezeichnend für Goethes Stilwandel ist die Stelle, wo ihm einfällt, daß es so zu sagen auch ein Volk gibt. In ihrer äußersten Bedrängnis will Eugenie es zu ihrer Befreiung aufrufen; sie führt ihr Vorhaben erfolglos aus, also ein ganz ähnlicher Auftritt wie Klärchens Aufrufung des Volkes zur Befreiung Egmonts. Doch Goethe wagte auf dieser Stufe nicht mehr, uns ein solches, allerdings der Stilisierung widerstrebendes Bild des wirklichen Lebens vor die Augen zu stellen; diese so wichtige Begebenheit wird uns nur erzählt, wie die französischen Nachahmer des griechischen Dramas alles Entscheidende und Lebensvolle hinter die Kulissen verlegten.

Und der König? Dieser gütige, weisheitvolle, hochgesinnte Herrscher läßt ja jeden Gedanken an eine irgendwie berechtigte Veränderung, geschweige eine blutige Umwälzung, als vollkommen verrückt und verbrecherisch erscheinen. Welch ein idealer König, der da verheißt (1, 5):

O! wäre mir zu meinen reinen Wünschen
Auch volle Kraft auf kurze Zeit gegeben,
Bis an den letzten Herd im Königreich
Empfände man des Vaters warme Sorge;
Begnügte sollten unter niederm Dach,
Begnügte sollten im Palaste wohnen,
Und hätt' ich einmal ihres Glücks genossen,
Entsagt' ich gern dem Throne, gern der Welt.

Und dieser König soll als eine Symbolgestalt Ludwigs des **XVI.** erscheinen?

Aber Ludwig **XVI.** war garnicht gemeint, überhaupt kein König der Geschichte. Menschen und Dinge sollten ja nicht wirklich, sondern symbolisch, typisch sein, — ‚Keine Personen, sondern Rubriken', wie es einmal in den Wanderjahren für einen ähnlichen Fall heißt. Schiller, der sich selbst wohl hütete, seine Lehre in Tat umzusetzen, schrieb über die Eugenie an W. von Humboldt (18. 8. 1803): ‚Die hohe Symbolik, mit der Goethe den Stoff behandelt hat, so daß alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert'. Die ganz unter Goethes geistigem Einfluß geschriebenen Worte sind, bei aller Hochachtung für Schiller, nicht viel mehr als Worte, denn was ist ein Drama mit einer so hohen Symbolik, daß aller Zeit- und Menschenstoff vertilgt ist? Und hat uns nicht Goethe selber gelehrt, daß hinter jedem Besondern ohne alle Absicht des Dichters das Allgemeine steht, wenn nur das Besondere künstlerisch bedeutsam ist? Zu Eckermann sagte er einmal (11. 6. 1825): ‚Der Poet soll das Besondere ergreifen, und er wird, wenn dies nur etwas Gesundes ist, darin ein Allgemeines darstellen', — und: ‚Allgemein und poetisch wird ein spezieller Fall eben dadurch, daß ihn der Dichter behandelt.' In den ‚Maximen und Reflexionen' steht die gewichtige Bemerkung:

Es ist ein großer Unterschied, ob der Dichter zum Allgemeinen das Besondere sucht, oder im Besonderen das Allgemeine schaut. Aus jener Art entsteht Allegorie, wo das Besondere nur als Beispiel des Allgemeinen gilt; die letztere aber ist eigentlich die Natur der Poesie; sie spricht ein Besonderes aus, ohne ans Allgemeine zu denken oder darauf hinzuweisen.

Goethe hatte im Werther, Schiller in Kabale und Liebe Sonderfälle dargestellt, und welcher großartige Symbolsinn wohnt beiden ganz unsymbolisch beabsichtigten Werken bei! Aber auf der Höhe seines Strebens nach dem Symbolstil, im Faust-Vorspiel auf dem Theater, ließ ja Goethe seinen Dichter sprechen: ‚Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?'

Zum Vertilgen alles Stoffartigen mußten Zeit, Land, Menschen unbenannt bleiben; nur seiner geliebten Heldin verlieh Goethe, in Auflehnung gegen den weltlichen Makel der ‚Natürlichkeit' ihrer Geburt, den Namen Eugenie, ‚die Edelgeborne'. In Hermann und Dorothea gab es zwar nur diese beiden Namen, doch wurden Ort und Zeit deutlich bezeichnet. In der Eugenie erfahren wir niemals, wo wir sind, — aber was gewinnt der Dichter damit? Daß er weitläufige Umschreibungen statt einer kurzen Ortsangabe machen muß. Der König fragt: ‚Wo sind wir, Oheim?' und der Herzog muß antworten: ‚Der Bach, der uns umrauscht, mein König, fließt Durch deines Dieners Fluren, die er' usw., wodurch der König schwerlich genau unterrichtet wird. Und wenn der Weltgeistliche fragt: ‚In welche Gegend habt ihr sie geschickt?', so muß der Sekretär der Symbolik zu Liebe antworten: „Zu dieses Reiches letztem Hafenplatz.'

Das zweite unheilbare Übel, gleichfalls eine Folge des absichtlichen Stilisierens, ist die Unnatur der Sprache sämtlicher Personen. Sie sprechen nicht eigentlich, sondern uneigentlich, denn das Uneigentliche erschien damals Goethen als Stil. Edle und Schurken sprechen die gleiche getönte und geschönte höchste Bildungssprache. Hören wir den einen der Banditen, den Sekretär, zu seiner Mitverschwornen deklamieren:

Wenn ich des Glückes Füllhorn dir auf einmal,
Nach langem Hoffen, vor die Füße schütte,
Wenn sich die Morgenröte jenes Tags,
Der unsern Bund auf ewig gründen soll,
Am Horizonte feierlich erhebt —

so empört sich nicht nur unser Herz, sondern ebenso sehr unser Kunstgefühl: wir sehen die innere Form zu schwer verletzt.

Statt Schicksal heißt es ‚ein Herrschendes', statt Fürst ‚die obere Macht', statt Mittelstand oder Bürgertum ‚das in der Mittelhöhe des Lebens wiederkehrend Schwebende', und der Gerichtsrat macht zuvor lange Umschweife, z. B.: ‚Der eitlen Schöpfung himmlisch Erdenglück', um dann kurz und verständlich zu sagen: ‚Der Ehstand ist es!' Goethe, unser

großer Künstler der Natur, fiel derselben unnatürlichen Stilmode zum Opfer, an der die französischen Akademiker, die Delille, Lebrun usw. damals litten. Um das ‚unedle‘ Wort poire zu vermeiden, drechselte Delille drei Alexandriner mit zusammen 36 Silben. Und als Alfred de Vigny in seiner Othello-Übersetzung handkerchief durch mouchoir wiederzugeben wagte, fiel Shakespeares Drama in Paris durch. Bis zur Sprachwidrigkeit artete Goethes stilisierter Stil aus: „Im Hafen regt sich emsig schon die Fahrt‘. Ja bis zum Schwulst; der nüchterne Gerichtsrat will sagen: Wenn die Sonne untergeht, muß aber auf Goethes Geheiß deklamieren: ‚Wenn Phöbus nun ein feuerwallend Lager sich bereitet.‘

Die Gestalt der Eugenie, eine der rührendsten in Goethes Dramen, stände lebensvoller, heldischer vor uns, hätte der Dichter seinen jahrelang im Herzen gehegten Lieblingsplan einer Trilogie ausführen dürfen. Doch wieviel Dichterkraft wäre drangesetzt und größtenteils verloren worden! Und sein Symbolziel, den Gang der Revolution bis zu einer entscheidenden Wende zu führen, wäre nach dem uns vorliegenden Schema der Fortsetzung trotzdem unerreicht geblieben. Eugenie allerdings, die sich Goethe zuletzt als Beistand des untergehenden Königtums gedacht, wäre ins Großartige gesteigert worden.

Über das eine vollendete Stück der Trilogie hat Frau von Staël aus mangelnder Sprachkenntnis, wohl nach ihres Beraters, W. Schlegels, Urteil das Wort vom ‚noble ennui‘ geprägt. Die Handlung in der Natürlichen Tochter, soweit sie nicht durch das blutlose Stilisieren gelähmt wird, ist keineswegs langweilig. Die Unbehaglichkeit, ja der Widerwille des unbefangenen Lesers hat einen andern Grund: Spiel und Gegenspiel stehen allzu sehr außer Gleichgewicht. Auf der einen Seite Eugenie in fürchterlicher Einsamkeit, denn der Himmel ist hoch, König und Herzog unerreichbar fern; der sich ihr als Erretter von der Todverbannung ins Fieberland anbietende Gerichtsrat handelt für sich, nicht für sie. Gegen sie verschworen ist eine Bande von Nichtswürdigen in wenig unterscheidbaren Abstufungen. So leidet man geradezu körperlich unter dem Anblick dieses völlig ungleichen, darum undramatischen Kampfes. Körners Urteil an Schiller traf den Kern der Sache: ‚Für jeden, den der Stoff überwältigt, muß dies Stück unausstehlich sein, je lebhafter er fühlt.‘ Und wem gelänge das Unmögliche, bei einem Drama mit Menschengeschicken von diesem Stoffe des Dramas ganz abzusehen!

Hinzu kommt das Übermaß der Niedertracht des Sekretärs und des Weltgeistlichen in den Gesprächen mit dem schmerzgebeugten Herzog. Wenn diese Schurken in feierlich stilisierten Reden den trostlos jammernden Vater ansalbadern: (‚Das ungeheuer Unerwartete Bedrängt dich fürchterlich, erhabner Mann‘ — ‚Des edlen Pflichtgefühles Übung gibt, Ach! unsrer Unvergeßlichen den Tod‘ — ‚So tiefer Schmerzen heiße Qual verbürgt Dem Augenblick unendlichen Gehalt‘), so wird unser Ekel unerträglich, und alle Stilisierungskünste des Dichters erzeugen nur den Eindruck innerster Stillosigkeit. Der Herzog wird durch dieses Gerede im Stelzenstil nicht getröstet, wir aber werden gemartert, und die dramatisch sühnende Strafgerechtigkeit bekommen wir nicht zu sehen.

Im Kopf und im Herzen aber des vielseeligen Dichters, den das symbolische Schicksal des Opfers einer Weltumwälzung zu Tränen rührte, fanden zugleich des Lebens heitere Spiele Raum, wie der Tag sie ihm bot und von ihm forderte. Inmitten der entwerfenden und ausführenden Tätigkeit an der Eugenie legte das Jahrhundertende dem Theaterleiter Goethe Pflichten auf. Zum letzten Geburtstag der Herzogin Amalia im alten Jahrhundert, dem 24. Oktober 1800, dichtete er ein kleines Maskendrama **Paläophron und Neoterpe** (Altgesinnt und Neuvergnügt), ein symbolisches oder allegorisches Bühnenspiel der Gegensätze der alten und der neuen Zeit. Herr Altgesinnt, begleitet von Griesgram und Haberecht, streitet mit Frau Neuvergnügt, welcher Gelbschnabel und Naseweis folgen, wie eben alte und neue Kunst zu streiten pflegen. Nachdem die Vertreter der beiden Menschenalter ihre garstigen Begleiter davongeschickt, versöhnen sie sich und huldigen vereint der fürstlichen Bürgerin zweier Jahrhunderte. Von den höfischen Festspielen Goethes nach der Lebensmitte ist dieses eines der geistvollsten.

Zur Weihe des Neubaues des Lauchstädter Theaterchens (vgl. S. 344) im Juni 1802 schrieb Goethe ein Vorspiel in Prosa: **Was wir bringen,** in dem muntern Ton etwa der ‚Fischerin', mit einem liebenswürdigen Gemisch aus gemütlicher Alltagswirklichkeit und allegorisch-mythologischem Aufputz. Merkur, Phone (Stimme), Pathos behaben sich ganz menschlich, und die Nymphe wird uns lieb, wenn sie das schöne Sonett spricht, dessen Schlußverse wir alle kennen:

Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Doch mit Recht nannte Schiller zu Körner solche ‚treffliche Stellen auf einen platten Dialog wie Sterne auf einen Bettlermantel geflickt'.

Wären die **Maskenzüge,** die Goethe 1798 und 1802 für Hoffestlichkeiten schreiben mußte, ungedruckt geblieben, niemand weinte solchen Verlusten eine Träne nach. Wir trösten uns sogar über die hieran vergeudete Zeit, wenn wir wahrnehmen, daß Goethe sich's gar leicht gemacht hat. In dem Maskenzuge von 1798 stehen z. B. diese Verse, die Kotzebue oder Matthisson ebenso gut oder besser verfertigt hätte:

In Sicherheit und Ruhe zu genießen
Und zu vergessen alles, was es litt,
Dies ist der Wunsch, der jedes Herz belebet,
Das wieder frisch ins neue Leben strebet.

Die stete Not des Hoftheaterleiters Goethe um neue spielbare Stücke, dazu gelegentliche ‚Ermangelung des Gefühls eigner Produktion' ließen ihn sogar zum Übersetzer anderwärts erprobter Dramen werden: im Herbste 1799 bearbeitete er den **Mahomet,** im Sommer und Herbst 1800 den **Tankred** von Voltaire, beide nicht sklavisch, sondern mit künstlerischer Freiheit und meist zum Gewinn für diese wesentlich rednerischen Stücke des Franzosen. Als die beste Frucht dieser Nebenarbeiten Goethes ist uns Schillers schönes Gedicht geblieben: ‚An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte'. Schiller wußte, daß der Herzog trotz Goethes erziehendem Beispiel dem französischen Drama im Herzensgrunde mehr als dem deutschen seiner Weimarischen Dichter zuneigte. Nicht gegen Goethe, sondern gegen das höfische Franzosentum richtete er die stolzen Verse:

Einheim'scher Kunst ist dieser Schauplatz eigen,
Hier wird nicht fremden Götzen mehr gedient;
Wir können mutig einen Lorbeer zeigen,
Der auf dem deutschen Pindus selbst gegrünt.
Selbst in der Künste Heiligtum zu steigen,
Hat sich der deutsche Genius erkühnt,
Und auf der Spur des Griechen und des Britten
Ist er dem bessern Ruhme nachgeschritten.

Auf allen seinen Lebensstufen ließ Goethe Kunsttrümmer zurück. ‚Wenn etwas ins Stocken gerät, so weiß man immer nicht, ob die Schuld an uns oder an der Sache liegt' (Goethe an Zelter). In den meisten Fällen liegt sie ‚an uns': bei Goethe zumeist an seinem zu geringen Widerstande gegen höfische Ablenkungen. Schiller wußte, warum er an Goethe schalt: ‚Es waltet ein unholder Geist über Ihren guten Vorsätzen und Hoffnungen. — Noch dazu läßt sich's gewissen Leuten nicht einmal begreiflich machen, welches das Opfer ist, welches Sie bringen.' Nicht schade ist es um die Nichtvollendung eines Zweiten Teils der Zauberflöte, mit einer gewiß absichtsvoll an die Stein erinnernden zornwütigen Königin der Nacht; ebenso wenig um das Fallenlassen des Planes zu einem Epos Wilhelm Tell. Wenn Vischer meinte, ‚das wäre Goethes wahres Meisterwerk geworden', so ist der Zweifel erlaubt, ob Goethe nicht das Töten eines unmenschlichen Tyrannen ins Halbgemütliche, ja ins Idealische und Symbolische umgebogen haben würde (vgl. S. 428). Heil dem Tage, wo er dem gebornen Gestalter eines solchen Stoffes sein Vorhaben förmlich abtrat!

Aus dem Nachlaß ist uns noch ein kleines dramatisches Bruchstück der Befreiung des Prometheus von 1797 bekannt geworden, ein Chor der Nereiden, — der Beweis, wie treu Goethe an den Lieblingsplänen seiner Jugend festhielt. Nach zehn Jahren nahm er seinen Prometheus-Stoff abermals auf und gewann ihm seine letzte bedeutsame dramatische Dichtung Pandora ab.

Neuntes Kapitel.

Goethe der Symboliker.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Stil und Symbol sind die zwei Leit-Worte und -Begriffe des Dichters und des Denkers Goethe nach der Mitte seines Lebens. Was er unter Stil verstand und übte, hat uns die Natürliche Tochter am deutlichsten gezeigt; auch für die symbolische Auffassung der Menschenwelt und ihrer Geschehnisse ist sie das Musterbeispiel. Das Symbolwesen spielt aber eine so beherrschende Rolle in Goethes späterem Schaffen und Forschen; es durchdringt sein Dichterwerk, einen Teil der Lyrik eingeschlossen, seine Naturwissenschaft, ja sein Leben mit solcher umformenden Gewalt, daß eine nähere Betrachtung dieses seines Wesenstriebes unerläßlich ist.

Anschauen und Bild hatten seiner Dichtersprache, sogar seinem Briefstil, von frühauf das Gepräge aufgedrückt. Jede dichterische Probe, jeder Brief in den ersten Abschnitten dieses Buches zeigt den Bildstempel. Kestner schreibt aus Wetzlar über Goethe an einen Freund: ‚Er pflegt selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken kann; wenn er aber älter werde, hoffe er, die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen.‘ Das Gegenteil trat ein: je älter, desto uneigentlicher wurde sein Ausdruck, noch uneigentlicher seine Denkweise; ‚Sie wissen, wie symbolisch mein Dasein ist‘ (an die Stein, 10. 12. 1777).

Der Hang zum Versteckspiel mit der eigenen Persönlichkeit, von ihm selbst an Schiller berichtet (vgl. S. 384), wurzelte so tief im Kern seines Menschenwesens, daß er ihm an vielen Wendepunkten des Lebens nachgab. Verkleidet trat er zuerst in das Sesenheimer Pfarrhaus; unter angenommenem Namen besuchte er auf der Winterreise im Harz seinen Schützling Plessing; als ein Kaufmann Möller reiste er nach Italien und bewahrte diese Verkleidung hartnäckig in Rom den deutschen Künstlern gegenüber.

Die höfischen Maskenfeste mit ihrer Symbolik in Gestalten und Worten waren ganz nach seinem Wunsche, und mit Vergnügen beteiligte er sich an ihnen als Mitspieler, nicht bloß als Festdichter. Am Hofe war ja das Uneigentlichsein die Regel; nur im vertrautesten Verkehr mit den fürstlichen Freunden durfte man den eigentlichen Menschen zeigen.

Doch schon viele der Frankfurter Jugendwerke waren ja Verkleidungstücke gewesen, Schlüsseldramen fast sämtliche Fastnachtspiele. Uneigentlich sah und hörte man einen Pater Brey, eine unbekannte Leonora, einen ebenso unbekannten Balandrino; die Eingeweihten, zu denen heute die Goethe-Forscher bis zum gewissen Grade gehören, sahen hinter den uneigentlichen Menschen die eigentlichen: Leuchsenring, Karoline Flachsland, Herder. Dasselbe gilt vom Satyros und den beiden Jahrmarktsfesten zu Plundersweilern.

Uneigentlich tritt im Götz ein Bruder Martin auf; er sollte das Symbol sein für den eigentlich gemeinten Martin Luther. Ist aber nicht schon der ganze Götz aus einer symbolischen Denkform entstanden? Götzens Lebensgeschichte war eine bunte Kette von Rauf- und Fehdehändeln, spannend zu lesen, ohne starken Nachklang bei allen andern, die sie vor Goethe gelesen hatten. Mit seinen Symbolaugen, denen das Vergangene nicht vorüber, erblickte dieser Jüngling eine unsichtbare, nie wirklich gewesene Welt hinter der sichtbaren; ahnte er ein Empfinden und Streben, das hoch hinausragte über das Einzelwesen Götz von Berlichingen; drang er in die Urtriebe der deutschen Menschheit und schuf ein Werk, bei dem wir fühlen: hier klopft der Herzschlag eines höheren Lebens als der geschichtlichen Wirklichkeit. Die Traumgestalt Klärchens am Schlusse des Egmont war schon reinsymbolisch beabsichtigt: sie bedeutet nicht einen Menschen, sondern einen Begriff, die Freiheit, geht also in die Allegorie über, deren Grenzlinien gegenüber dem Symbol ohnehin nicht scharf gezogen sind, auch nicht bei Goethe.

‚Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären‘, heißt ein Goethischer Spruch aus dem Alter. Mit vereinzelten Ausnahmen ist sein ganzes dramatisches und episches Dichterwerk ein großes Gleichnis, Symbolgebild, zugleich uneigentlich und eigentlich gemeint. Wie sollte das anders sein bei einem Dichter, der nur Selbsterlebtes, äußeres oder inneres, künstlerisch nachbilden konnte! Hinter jeder Gestalt steht ja er selbst oder ein ihm bekannter Mensch; in jedem Satze klingt ja ein von ihm gedachter oder gehörter

Gedanke mit. Egmont ist eine Symbolgestalt für Goethe selber; doch schon Weislingen war eine gewesen, — nur daß man Symbol und Abklatsch nicht verwechseln darf. Wenn sich der junge Goethe als von Faustischem Wissensdurst gequält und getrieben bekennt und im Sturm eines erschütternden Ereignisses den Plan zu einer Fausttragödie faßt, so haben wir hier das Symboldrama der geistig ringenden Menschheit, erwachsen aus einer ringenden Jünglingseele.

Nicht das Geschick eines einzelnen, Orest genannten unseligen Menschen, der des grausigsten Verbrechens unschuldig schuldig geworden, ließ in Goethes Hirn den Gedanken an ein rührendes Drama Iphigenie aufsteigen. Orest wird ihm zur Symbolgestalt für unsühnbare Schuld überhaupt, zunächst allerdings für des Dichters eigene Gewissensqual; Iphigenie, ursprünglich nur die Schwester des Muttermörders, steigert sich zum Symbol für die sühnende reine Menschlichkeit aller Zeiten, aller Zonen.

Ebenso hat nicht die unerquickliche Einzelgeschichte eines unglücklichen altitalienischen, nur von Wenigen noch gelesenen Dichters an einem gleichgültigen alten Fürstenhofe zu Ferrara, sondern der symbolische Wert dieser Begebenheiten für das Verhältnis des Idealmenschen zur ideallosen Wirklichkeit in Goethe das Drama Tasso als eine dichterische Notwendigkeit aufsteigen und sie bezwingen lassen. Und nimmermehr hätte sich Goethe durch die hübsche Anekdote in einem alten Zeitbericht über die Salzburgischen protestantischen Auswanderer zu Hermann und Dorothea anreizen lassen, wäre nicht seinen Seheraugen hinter diesen armen Menschen der Vorhang unendlich größerer Weltbegebenheiten emporgerollt. So darf, ohne den Dingen Gewalt anzutun, auch Hermann und Dorothea als eine Goethische Symboldichtung gelten.

Von solchen Werken wie Epimenides, Pandora, dem zweiten Faust braucht ihre Symbolnatur nur ausgesprochen zu werden, und für die Natürliche Tochter haben wir Goethes eigenes Zeugnis. Ein Gegenstand wie die Stiftung des Weimarischen Ordens vom weißen Falken war für ihn wie geschaffen zum Schwelgen in symbolischen Beziehungen: man genieße sie in seiner Feierrede vom 30. November 1816.

Der Unterschied zwischen der Goethischen Symbolik in den Werken der ersten und der zweiten Schaffenshälfte ist einer des Grades, nicht des Wesens. Die Vollkraft der Jugend mindert, die sinkende des Alters steigert seinen Trieb zur Symboldichtung. Unbewußtes Symbol war ihm Götz für den Kämpen der kaiserlichen Gewalt gegen die Kleinfürsten. Auch beim Werther war sich Goethe nur bewußt, eigne Leiden auszusprechen; erst nachher kam ihm der Gedanke, zugleich der Zeitstimmung den Ausdruck geliehen zu haben. Schon bewußteres Symbol war Egmont für die Lebenskunst, die eben nur sorglos leben lehrt. Vollbewußte Symbolwerke waren Urfaust, Iphigenie, Tasso, nur daß hier die Wage noch zu gunsten des reinen Menschenschaffens ausschlug. Bei Hermann und Dorothea, ja noch beim Epos von Achilleus' Tode schwebten die Schalen zwischen Symbol und Einzelbildnerei im Gleichgewicht. Den Wendepunkt bezeichnet ein wichtiger Brief an Schiller vom 16. August 1797. Von da ab senkte sich die Schale der Symbolik tiefer und tiefer, bis der mehr als Achtzigjährige sein Lebenswerk abschloß mit dem Triumph des Symbolismus: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Goethe war sich über diesen natürlichen Vorgang klar: ‚Die Jugend habe Varietät und Spezifikation, das Alter aber die **Genera**, ja die **Familias**', und er berief sich auf den greisen Tizian, der zuletzt den Samt nur symbolisch gemalt habe. Vom Faust meinte er, ‚er endet als Greis, und im Greisenalter werden wir Mystiker'.

Bis in solche Schriften, die nur ein berichtendes Abbild der geschauten Wirklichkeit bieten wollen, dringt das Goethische Symboldenken ein. Nach dem glänzenden Gemälde des Römischen Karnevals ergeht er sich unter der Überschrift ‚Aschermittwoch' in Vergleichen des ausschweifenden Festes mit dem Menschenleben, und diese Betrachtungen klingen nicht wie hinterher angestellt, sondern wie unmittelbar aus der Sinnenwelt geschöpft:

> Noch mehr erinnert uns die schmale, lange, gedrängt volle Straße an die Wege des Weltlebens, wo jeder Zuschauer und Teilnehmer mit freiem Gesicht oder unter der Maske vom Balkon oder vom Gerüste nur einen geringen Raum vor und neben sich übersieht, in der Kutsche oder zu Fuße nur Schritt

vor Schritt vorwärts kommt, mehr geschoben wird als geht, mehr aufgehalten wird als willig stille steht, nur eifriger dahin zu gelangen sucht, wo es besser und froher zugeht, und dann auch da wieder in die Enge kommt und zuletzt verdrängt wird.

Selbst dem Pferderennen des Karnevals sieht er eine lebenssymbolische Bedeutung ab.

Mit welcher Lust er, wo es anging, auch wo es übel anging, hineingeheimnißt hat, zeigen uns die Weissagungen des Bakis, das Märchen, Wilhelm Meister, besonders die Wanderjahre, das Bruchstückgedicht Die Geheimnisse und so vieles andere. Man achte ferner auf solche stilistische Symbolik wie das Verstecken des Ichs hinter das unbekannte ‚Man'. In den Annalen behandelt er sich selbst symbolisch: ‚Man fühlt die Notwendigkeit einer freieren Form und schlägt sich auf die englische Seite.' Dieses Man ist der Berichterstatter Goethe. Ja selbst in Familienbriefe schleicht sich das symbolische Man ein; an Christiane heißt es 1813 einmal: ‚Nun wünscht man, recht wohl zu leben, und hofft auf die Fortsetzung.' Eines der Goethischen Lieblingsworte, zumal im Alterstil, ist ‚bedeutend'; er gebraucht es fast durchweg in dem Sinne, daß es etwas Anderes, Jenseitiges ‚bedeute'.

In zahlreichen Aussprüchen hat er selbst bekannt, daß er sich und sein ganzes Tun symbolisch betrachte. Hinter allem Einzelnen sah er und wollte er gesehen wissen das Allgemeine: ‚Das ist die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentiert, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig-augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen' (in Kunst und Altertum, 1826). Zum Kanzler Müller äußerte er sich über den Wilhelm Meister (22. 1. 1821): ‚Es mache ihm Freude und Beruhigung, zu finden, daß der ganze Roman symbolisch sei, daß hinter den vorgeschobenen Personen etwas Allgemeines, Höheres verborgen liege'. Ging er doch so weit, zu behaupten: ‚Den anscheinenden Geringfügigkeiten des Wilhelm Meister liegt immer etwas Höheres zugrunde.' Und ganz allgemein über sein Lebenswerk: ‚Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln' (zu Eckermann, 2. 5. 1824). Bei solcher Auffassung mußte ihm, der sonst auf die Philosophen nicht viel gab, Schellings Wort von der Kunst als der ‚Darstellung des Unendlichen im Endlichen' aus der eignen Seele gesprochen sein.

Mit zunehmendem Alter steigert sich die Symbolik bei Goethe so sehr, daß jedes seiner Werke neben dem offen daliegenden Inhalt noch einen zu enträtselnden verbirgt. Darum sind die Werke seiner Greisenzeit das eigentliche Entzücken mancher Goethe-Forscher, leider weit weniger das der verehrenden Goethe-Genießer. Ein vor Bewunderung nicht zum Götzendiener gewordener Verehrer Goethes, Vischer, schrieb von dieser allegorischen Rätselei:

Hier ist nie ein Ding es selber; Löwen, Hunde, Ochsen, Kälber
Männer, Weiber, acta, facta, Sind Begriffe, sind abstracta.

In der Tat artet Goethes Symbolik, auch sie nach jenem unerbittlichen Geistesgesetz, das alles nicht ganz Natürliche beherrscht, in Manier aus. Nicht frei von Manier sind z. B. solche Titel wie ‚Novelle, Das Märchen, Elegie, Ballade'. Und wer es darauf ablegt, die einfachsten Dinge zu verrätseln, der ermüdet den Leser, der doch oft genug für das mühsame Enträtseln mit einem das Kopfzerbrechen nicht lohnenden Ergebnis abgefunden wird. Man kann dem in die Zeiten schauenden Greise die Freude nachfühlen, wenn er kommenden Geschlechtern Geheimnisse zu lösen geben möchte, wenn er über die Wanderjahre schreibt: ‚Alles ist ja nur symbolisch zu nehmen, und überall steckt ja noch etwas Anderes dahinter, jede Lösung eines Problems ist ein neues Problem.' Oder wenn er von den Wahlverwandtschaften zu Riemer sagte, er habe soziale Verhältnisse und ihre Konflikte symbolisch gefaßt darstellen wollen. Auch wenn er über den Abschluß des Faust am 1. Juni 1831 an Zelter schreibt, es handle sich, dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache'. Die Nachwelt hält es mit Schiller, der, ohne dabei an Goethe zu denken, von solcher symbolischen Dichtweise, die nicht mehr aus der Anschauung holt, an Goethe selbst schrieb (2. 8. 1799): ‚Er (der Geist solches Dichters) empfängt dann seine Objekte von innen, und die Mißgeburten der allegorischen, der spitzfindigen und mystischen Darstellung entstehen.'

Zuletzt war Goethe, unser gegenständlichster Dichter und Denker, da angelangt, wo die Romantiker standen: ‚Wo der Kunst der Gegenstand gleichgültig, sie rein absolut wird, da ist die höchste Höhe‘ (September 1815). Und: ‚Alles, was geschieht, ist Symbol‘ (2. 4. 1818 an Schubarth). Darum wollte er solche Stoffe wie Michael Kohlhas von Kleist nicht gelten lassen, weil sie nicht ‚typisch für den Weltlauf‘ seien! — Ja noch übler: zuletzt dichtete Goethe um des Symbols willen das, was er nicht empfand: Kirchenfrömmigkeit am Schlusse der Wahlverwandtschaften, katholische Mystik am Schlusse des zweiten Faust.

Wie jedoch immer in solchen Fällen der zur Manier ausartenden Abkehr von der reinschaffenden Kunst, so kann man hier wieder Goethe selbst zum Richter über Goethe anrufen. An Schiller schrieb er während der Arbeit an der Eugenie (6. 4. 1801):

> Die Dichtkunst verlangt im Subjekt, das sie ausüben soll, eine gewisse gutmütige, ins Reale verliebte Beschränktheit, hinter welcher das Absolute verborgen liegt. Die Forderungen von oben herein zerstören jenen unschuldigen produktiven Zustand und setzen, für lauter Poesie, an die Stelle der Poesie etwas, das nun ein für allemal nicht Poesie ist.

Ja, er konnte sich gründlich ärgern, wenn er diesen Hang zur Symbolik bei andern Künstlern fand. Sein junger Freund Boisserée berichtet aus Goethes siebenundsiebzigstem Jahr:

> Lebhaftes Gespräch über die Symboliker. Der alte Herr ist im Zorn gegen Schorn. ‚Ich bin ein Plastiker‘, auf die Büste der Juno Ludovisi im Saal zeigend, ‚habe gesucht, mir die Welt und die Natur klar zu machen, und nun kommen die Kerls, machen einen Dunst, zeigen mir die Dinge bald in der Ferne, bald in der erdrückenden Nähe, wie ombres chinoises; das hole der Teufel!‘

Von welchem Einfluß Goethe der Symboliker auf die Romantiker gewesen, werden wir alsbald erfahren.

Zehntes Kapitel.

Goethe und die Romantik.

> Von dem kränklichen Klosterbruder (Wackenroder) und seinen Genossen rechnen wir kaum 20 Jahre, und dieses Geschlecht sehen wir schon in dem höchsten Unsinn verloren (Goethe in dem Aufsatz ‚Neudeutsche religios-patriotische Kunst‘).

Es hat schwerlich je einen zweiten großen Dichter gegeben, der mit solcher Unbefangenheit wie Goethe jeder neuen künstlerischen Erscheinung mit irgend einem fruchtbaren Kern seine Künstlerseele geöffnet hatte. Noch an viel mehr Tafeln als an der Homerischen und der Nibelungischen hat er geschmaust; er ist bei Shakespeare und den Franzosen zu Gast gewesen, hat mit den römischen Liebesdichtern und den Persern gebechert, und ob er gleich, mündig geworden, die Griechen allen Andern vorzog, für diesen Lebensabschnitt und noch lange nachher spielte die Nibelungische Tafel eine mindestens so große Rolle wie nur je die Homerische.

Mit der Nibelungischen Tafel bezeichnete Goethe kurz die **Deutsche Romantik.** Seltsam genug, besonders unangenehm für die Anbeter der Macht des ‚Milieu‘: die Sehnsucht nach der mondbeglänzten Zaubernacht und der wundervollen Märchenwelt war ein Gewächs des nord- und mitteldeutschen Bodens; noch seltsamer: in Berlin, am Hochsitze der deutschen Aufklärung, unter den Augen ihres eifervollen Papstes Nicolai, war die Romantik in ein System gebracht worden. Dort lebten Tieck und Wackenroder; dort lernten Friedrich Schlegel und Dorothea Veit, die Tochter Moses Mendelsohns, einander kennen und lieben; in Berlin traten Tieck und Friedrich Schlegel zuerst in Verkehr (1797); in der Berliner Dreifaltigkeitskirche predigte Schleiermacher über die Notwendigkeit einer Wiedergeburt der Religion, in Berlin schrieb er seine Verteidigungsbriefe für Friedrich Schlegels Lucinde. Neben Weimar gab es fortan eine zweite Hauptstadt des deutschen Geistes; und konnte sie auch gegen die Wirkstätte Goethes und Schillers an Glanz nicht aufkommen, — als das große Mischgefäß neuer Gärstoffe wurde Berlin ein Jahrzehnt nach Friedrichs des Großen Tode von entscheidendem Wert für die deutsche Bildung.

Die ersten Keime allerdings zum Aufblühen der deutschen Romantik waren in Jena gelegt worden, von den norddeutschen Brüdern Schlegel, dem Berliner Tieck, dem Thüringer Hardenberg. Jena wurde um die Mitte der neunziger Jahre eine der Residenzen der jungen

Fürsten von der Romantik, die romantische Tochtersiedelung der klassischen Mutterstadt Weimar. ‚Du und dein Bruder Friedrich‘, so schrieb Tieck nach Jahren in seiner Widmung des Phantasus an Wilhelm Schlegel, ‚Schelling mit uns, wir alle jung und aufstrebend, Novalis-Hardenberg, der oft zu uns herüberkam: diese Geister und ihre vielfältigen Plane, unsre Aussichten in das Leben, Poesie und Philosophie bildeten gleichsam ununterbrochen ein Fest.‘

Von den unzähligen Versuchen der Romantiker, die Romantik zu erklären, aus denen wir mit Recht schließen, daß den Romantikern das Wesen ihrer angeblich nagelneuen Kunst ein wenig dunkel gewesen, gibt es eine, von dem romantischsten der Frühromantiker, dem einzigen Dichter unter ihnen, von Novalis, die mit Goethes Ansicht von der Kunst nach der Mitte seines Lebens vollkommen übereinstimmt: ‚Romantisieren heißt, dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Ansehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein geben‘. Diese Seite der Romantik, ihr symbolisches Ausdeuten der Wirklichkeit, hat Goethen angezogen und bis zum gewissen Grade dauernd festgehalten, so widerwärtig ihm manche Personen unter den Romantikern waren:

> Der große Zwiespalt, der sich in der deutschen Literatur hervortut, wirkte besonders wegen der Nähe von Jena auf unsern Theaterkreis. Ich hielt mich mit Schillern auf der einen Seite, wir bekannten uns zu der neuern strebenden Philosophie und einer daraus herzuleitenden Ästhetik, ohne viel auf Persönlichkeiten zu achten, die nebenher im besondern ein mutwilliges und freches Spiel trieben (Annalen).

Weder eine Geschichte der Romantik noch eine genaue Schilderung der einzelnen Romantiker darf hier gegeben werden; sondern nur eine knappe Zusammenfassung des Wichtigsten aus dem Verkehr Goethes mit dem jungen neben ihm empordrängenden Schriftstellergeschlecht. Da sind zunächst die beiden Schlegel, Wilhelm und Friedrich, mit ihrer für alle literarische Fragen der Zeit so wichtigen weiblichen Nebenlinie: Karoline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling und Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel. Die männliche Hauptlinie schwärmte anfangs für Goethe mit all der wortreich überschäumenden Begeisterung, die zum Wesen der Romantiker gehört. Besonders Friedrich konnte sich garnicht erschöpfen in Überschwänglichkeiten wie der schon angeführten über Wilhelm Meister (S. 384), oder in gutgemeinten Verstiegenheiten wie in den ‚Fragmenten‘: ‚Goethes rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie der Poesie.‘ Seine Briefanrede an Goethe lautet ‚Verehrungswürdiger Freund!‘, während Wilhelm schreibt: ‚Mein verehrtester Freund und Meister!‘, ohne daß Goethe ihnen den ‚Freund‘ vor- oder nachgeschrieben. Wilhelm dichtete eine Riesenelegie ‚Die Kunst der Griechen‘ und widmete sie Goethen; Friedrich plante mit dem Bruder ein gemeinsames Werk über Goethe, das allerdings nie begonnen wurde.

Schiller bezeichnete an Körner Goethes Stellung zu den Schlegeln (5. 7. 1802) scharf, aber treffend: ‚Es ist seine Krankheit, sich der Schlegel anzunehmen, über die er doch selbst bitterlich schimpft und schmält‘. In der Tat hat Goethe sich von den romantischen Brüdern bald angezogen, bald abgestoßen gefühlt, bis es schließlich doch zum völligen Bruche kam. Wilhelms Drama Jon und Friedrichs Alarcos brachte er auf seine Bühne, nahm sich des ausgelachten letzten Stückes herrisch gegen die Lacher an (vgl. S. 348), beriet sich mit Wilhelm über die metrische Feile an den Römischen Elegien und Venetianischen Epigrammen, erkannte überhaupt mit sehr weitgehender Nachsicht alles Versprechende in ihrem Kunststreben an. Friedrichs Schrift ‚Fragmente‘ mit ihrer selbstbewußten Rücksichtslosigkeit schien ihm ein nicht zu verachtendes Gegengift gegen die ‚Olla potrida unseres deutschen Journalismus‘, als eine Art nützlicher Fortsetzung der Xenien:

> Diese allgemeine Nichtigkeit, Parteisucht fürs äußerst Mittelmäßige, diese Augendienerei, die Katzenbuckelgebärden, diese Leerheit und Lahmheit, in der die wenigen guten Produkte sich verlieren, hat an einem solchen Wespennest, wie die Fragmente sind, einen fürchterlichen Gegner. — Bei allem, was Ihnen daran mit Recht mißfällt, kann man denn doch den Verfassern einen gewissen Ernst, eine gewisse Tiefe und von der andern Seite Liberalität nicht ableugnen (an Schiller, 25. 7. 1798).

Schiller konnte sich mit den Romantikern, zumal mit den Brüdern Schlegel, nie wahrhaft befreunden. Er gab Goethen ‚einen gewissen Ernst und ein tieferes Eindringen in die

Sachen' bei den Schlegeln zu; ‚aber diese Tugend ist mit so vielen egoistischen und widerwärtigen Ingredienzien vermischt, daß sie sehr viel von ihrem Wert und Nutzen verliert.' Mit der Zeit wurden seine Urteile immer strenger: ‚Weder für die Hervorbringung noch für das Kunstgefühl kann dieses hohle, leere Fratzenwesen ersprießlich ausfallen', und über Friedrich im besonderen: ‚Mir macht diese naseweise, entscheidende, schneidende und einseitige Manier physisch übel.'

Als Friedrich Schlegel aus seiner einseitigen Verhimmelung des Mittelalters den folgerechten Schluß zog, katholisch zu werden, war er für Goethe abgetan. — Wilhelms Verhalten zu Goethe wurde überwiegend von der Eitelkeit bestimmt. Solange der verehrteste Freund ihn mit gleichberechtigender Höflichkeit neben sich gewähren ließ, war Schlegel sein lobreicher Herold; im Grunde des Herzens beanspruchte er, als Dichter neben Goethe und Schiller, jedenfalls über Schiller, zu stehen, und als der Briefwechsel der zwei Großen erschien, schrieb er läppische und zugleich tückische Verseleien darüber, eingegeben von dem grimmigen Ärger: ‚Euch schien's, ihr wäret allein da.'

Goethes letztes Urteil über die Schlegel lautete (an Zelter, 20. 10. 1831):

> Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von Natur vergönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten. — Friedrich Schlegel erstickte am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten, deshalb er sich in den Katholizismus flüchtete. — Schiller liebte sie nicht, ja er haßte sie. Mich ließen sie bei der großen Umwälzung, die sie wirklich durchsetzten (?), notdürftig stehen, zum Verdrusse Hardenbergs, welcher mich auch wollte deliert (ausgetilgt) haben.

Die bedeutendere der beiden weiblichen Schlegel, Karoline, von Schiller ‚Dame Luzifer' genannt, blieb bis zuletzt die glühende und verständnisvolle Verehrerin des Künstlers Goethe. Solange sie Wilhelm Schlegels Frau war, hat sie das ewige Kunstgeschwätz der Romantiker erduldet oder mitgemacht; von ihr aber rührt das starke Wort, an Wilhelm, her über den Unterschied zwischen Kunstschöpfung und Kunstschreiberei:

> O mein Freund, wiederhole es dir unaufhörlich, wie kurz das Leben ist und daß nichts so wahrhaftig existiert als ein Kunstwerk. Kritik geht unter, leibliche Geschlechter erlöschen, Systeme wechseln; aber wenn die Welt einmal aufbrennt wie ein Papierschnitzel, werden die Kunstwerke die letzten lebendigen Funken sein, die in das Haus Gottes gehen, — dann erst kommt Finsternis.

Der mit kaum 29 Jahren gestorbene Friedrich von Hardenberg-Novalis wurde aus einem der leidenschaftlichsten Goethe-Bewunderer fast zum Goethe-Hasser. Er warf außer anderm dem Wilhelm Meister ‚künstlerischen Atheismus' vor, verglich dessen gesamte Poesie mit der Herstellung der englischen Feintöpferware von Wedgewood und forderte: ‚Goethe wird und muß übertroffen werden.' Der Grund dieses Hasses ist leicht zu begreifen: Novalis sah in Goethe, außer dem Unchristen, den Bildner und fühlte sich selbst, mit all seiner Stimmungspoesie, als unheilbaren Nichtbildner. Er verwarf den Wilhelm Meister aus den Gründen, die uns das Werk lieb machen und allein vor dem völligen Untergang retten, und vermißte, was wir schon im Übermaß darin finden (vgl. S. 384).

Auffallend mild lauten Goethes Urteile über Tieck; dessen größere Vorsicht und Bescheidenheit wird ihn entwaffnet haben. ‚Sternbalds Wanderungen', eine Nachahmung Wilhelm Meisters, nannte er ‚ein unglaublich leeres, aber artiges Gefäß', fand an Tiecks dürftiger Novelle ‚Die Verlobung' ein uns unbegreifliches Wohlgefallen und ließ sich von ihm dessen endlos lange Genoveva vorlesen, die ihn ‚so sehr hinriß, daß er die nah ertönende Turmglocke überhörte und Mitternacht unvermutet herbeikam'. Recht aber hat Schiller behalten mit seinem Urteil über Tiecks Genoveva: ‚Schätzbar nur als Stoff, voll Geschwätzes wie alle seine Produkte. Es fehlt ihm an Kraft und Tiefe und wird ihm stets daran fehlen.' Man sollte es heute nicht für möglich halten, daß es eine Zeit gegeben, wo man Tieck für den eigentlichen Dichter Deutschlands erklärte. Mit überlegener Ruhe hat Goethe über diese Verirrung des Geschmackes gerichtet:

> Tieck ist ein Talent von hoher Bedeutung, und es kann seine außerordentlichen Verdienste niemand besser erkennen als ich selber; allein wenn man ihn über ihn selbst erheben und mir gleichstellen will, so ist man im Irrtum. Ich kann dieses gerade heraussagen, denn was geht es mich an, ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der

sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe. (Zu Eckermann, 30. 3. 1824.)

Die Anziehung der Romantik für Goethe bestand, außer ihrem Hange zum symbolischen Ausdehnen des Weltbildes, vornehmlich in ihrem Streben nach einem Zeitalter der Weltliteratur. ‚Unsere größte Freude war, die verkannten oder in Vergessenheit geratenen Urkunden des Genius zu entdecken', heißt es darüber bei Wilhelm Schlegel. Hierin begegneten sich die Romantiker, namentlich die übersetzenden Vermittler Tieck und die Brüder Schlegel, mit Goethe, auf den ja Begriff und Wortgepräge der Weltliteratur zurückführen. Die Inder und Griechen, Spanier und Portugiesen, alten Italiener und neuen Hellenen, altprovenzalischen Troubadours und mittelhochdeutschen Heldenlieddichter — dieses ungeheure Ausweiten der poetischen Weltseele, das zum großen Teil den Romantikern zu verdanken, mußte Goethes Begeisterung und Dankbarkeit erregen. Der Schlegelsche Shakespeare allein, diese eigentliche Eroberung des großen Dichters für Deutschland, söhnte ihn mit manchen menschlichen und schriftstellerischen Mängeln des Begründers einer neuen Übersetzerschule aus.

Mit der Zeit überwog doch die Schale des Abstoßenden in der Romantik, ihrer zwei Hauptgegensätze gegen Goethische Wesensgrundzüge. Sie beleidigte seinen bildnerischen Sinn und reizte seinen Widerwillen gegen alles gekünstelte Bekenntniswesen. Die schrankenlose Phantasie der Romantiker war nicht die gestaltende, sondern nur die launenhaft mit Augenblickseinfällen spielende, wie sie auch der stümpernde Kunstliebhaber hat. Sie blendete durch ihre scheinbare Fülle, bis Goethe aus ihrer Unfähigkeit zum künstlerischen Bilden erkannte, daß sie nicht Kraft, vielmehr hilfloses Umhertasten der Ohnmacht und Unkunst war. Nichts als Ohnmacht war auch die romantische Ironie, auf die sich Friedrich Schlegel und Tieck wie auf eine großartige neue Errungenschaft Gewaltiges einbildeten, z. B. auf das Hineinreden des Kunstwerkes in das Kunstwerk, wie es Goethe in seiner grünen Jugend selbst einmal zu vorübergehendem Spaß und ohne alle Einbildung geübt hatte (vgl. S. 245). Die ironischen Romantiker taten so, als wären sie hocherhaben über ihren Stoff, weil sie nicht die Kraft besaßen, einen Gegenstand mit schöpferischem Ernst zu einem Kunstwerk zu formen. Goethe erkannte in dieser unbildnerischen Spielerei den Todeskeim der Romantik, nannte sie das Kranke im Gegensatze zum gesunden Klassischen, und unterschied beides (1808 zu Riemer): ‚Das Antike erscheint mir als ein idealisiertes Reales; das Romantische ein Unwirkliches, dem durch die Phantasie nur ein Schein des Wirklichen gegeben wird.' Also wiederum der Gegensatz zwischen dem dichterischen Schaffen Goethes und dem der Stümper, wie ihn ein Menschenalter zuvor der strenge Merck herausgefunden hatte (vgl. S. 104).

Nicht hoffnungsvoller dachte Goethe von den späteren Romantikern, den vielen Begabten, denen doch so wenig Bleibendes gelang:

> Deswegen bringen mich auch ein halb Dutzend jüngere poetische Talente zur Verzweiflung, die bei außerordentlichen Naturanlagen schwerlich viel machen werden, was mich erfreuen kann. Werner, Oehlenschläger, Arnim, Brentano und andere arbeiten und treiben's immerfort, aber alles geht durchaus ins Form- und Charakterlose. Kein Mensch will begreifen, daß die höchste und einzige Operation der Natur und Kunst die Gestaltung sei, und in der Gestalt die Spezifikation, damit ein jedes ein Besonderes, Bedeutendes werde, sei und bleibe. Es ist keine Kunst, sein Talent nach individueller Bequemlichkeit humoristisch walten zu lassen; etwas muß immer daraus entstehen, wie aus dem verschütteten Samen Vulkans ein wundersamer Schlangenbube entsprang. (An Zelter, 30. 10. 1808.)

Entsetzen erregte ihm Arnims unerträglich wirre ‚Gräfin Dolores': „Ich fürchte sehr, aus dieser Hölle ist keine Erlösung.'

Noch stärker wirkte Goethes Unwille gegen das romantische Frommtun. Die deutsche Gegenwart erschien den Romantikern allzu prosaisch: so flüchteten sie aus ihr ins Mittelalter, das ihnen als der Gipfel aller Poesie erschien. Auf dieser Flucht entdeckten sie zwar keine eigene neue Dichtung, wohl aber die versunkenen Schätze altdeutscher Poesie. Die meisten Romantiker glaubten, dabei noch etwas anderes entdeckt zu haben: den Seelenfrieden im Schoße der alten Kirche. Bis zu den Romantikern war die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich protestantisch gewesen; durch die Romantiker schien sie eine Zeit-

lang katholisch werden zu sollen. Schon vor Friedrich Schlegels Übertritt hatte der Berliner Wackenroder (1773—1798) in den „Herzensergießungen eines Klosterbruders' ein glühendes Bild der katholischen Messe gemalt; sicher wäre er Katholik geworden, hätte ihn nicht ein früher Tod hingerafft. Novalis verteidigte den Papst, daß er ‚den kühnen Denkern gewehrt hat, öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein Wandelstern sei'. Nichts war Goethen an der romantischen Schule so zuwider wie ihre ‚Rücktendenz nach dem Mittelalter, das klosterbruderisierende, sternbalderisierende Unwesen, die neukatholische Sentimentalität'. Friedrich Schlegels katholischer Übereifer reizte ihn, denn er habe ‚den leidigen Teufel und seine Großmutter mit allem ewigen Gestanksgefolge auf eine sehr geschickte Weise wieder in den Kreis der guten Gesellschaft eingeschwärzt'. Nicht die wahre, sondern die erheuchelte Frömmigkeit widerte ihn an. In dem muntern Gesellschaftsliede ‚Rechenschaft' weist er die Betbrüder ab:

Fürchten hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffierten Schmerz,
Diesen tiefen Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Die bekehrten Romantiker vergalten ihm seine Abneigung, indem sie ihn als Unchristen verleumdeten, und die neukatholische ehemalige Jüdin Dorothea Schlegel schalt ihn ‚den alten Heiden'. Goethe war auf dieses Scheltwort stolz und schrieb darüber an Fritz Jacobi: ‚Ein solches Lob hatte ich wohl zu verdienen gewünscht, aber nicht gehofft, und es soll mir nunmehr höchst angenehm sein, als letzter Heide zu leben und zu sterben.'

Mit dem Philosophen der Romantiker, Schelling, vertrug sich Goethe vortrefflich: der Verfasser der ‚Weltseele' erschien ihm als Genosse seines aus Spinoza und der Naturkunde geschöpften Pantheismus. Schellings frühe Berufung nach Jena ist auf Goethe zurückzuführen.

Von den späteren Romantikern haben nur Clemens Brentano und Achim von Arnim Goethes Gunst erfahren, und diese beiden hauptsächlich durch ihr Aufgraben der verschütteten Quellen deutschen Volksgesanges, durch ihre Liedersammlung Des Knaben Wunderhorn (1806—1808). Die erste Ausgabe war Goethen zugeeignet, und dieser schrieb über das Werk einen seiner schönsten kritischen Aufsätze. Der Philologe Heinrich Voß schimpfte über ‚mutwillige Verfälschungen' der Herausgeber, während Goethe die Untersuchung, in wiefern das alles völlig echt sei, ablehnte, da er begriff, daß bei der Unsicherheit des Wortlautes aller Volkslieder eine künstlerische Mitarbeit des herausgebenden Dichters notwendig sei.

Clemens Brentano war ein Sohn jener Maximiliane Laroche, die Goethen einst so tief aufwühlende Qualen bereitet hatte. Näher als Clemens trat ihm dessen Schwester Bettina (1785—1859), die Gattin des märkischen Dichterjunkers Arnim. Sie drängte sich Goethen mit einem Gemisch aus echter Bewunderung und krankhafter Anbetung auf und wurde ihm schließlich lästig. Als sie mit 39 Jahren Goethen gegenüber den verliebten Backfisch spielen wollte, schaffte er sich die Anempfinderin, die obendrein gegen Christiane Roheiten beging, vom Halse und kennzeichnete ihr Gebahren (zum Kanzler Müller): ‚Was sie in früheren Jahren sehr gut gekleidet, die halb Mignon-, halb Gurli-Maske, nimmt sie jetzt nur als Gaukelei vor, um ihre List und Schelmerei zu verbergen.'

Nach Goethes Tode hat sie aus einigen wirklichen Briefen Goethes und Briefstellen der Frau Rat einen durch frei erfundene Zusätze erweiterten Roman gemacht: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde (1835). Darin bezog sie Gedichte Goethes, die unzweifelhaft an Minna Herzlieb (S. 433) gerichtet waren, wider besseres Wissen auf sich. Vollkommene Glaubwürdigkeit wohnt keiner einzigen nicht urkundlich belegten Stelle ihres Romans bei; doch ist er, mit größter Vorsicht benutzt, immerhin eine sogenannte Quelle.

Von den Spätromantikern ist der Königsberger Zacharias Werner (1776—1823) Goethen nahe gekommen. Dieser duldete ihn auffallend lange, und hier stoßen wir auf eine der Endlichkeiten des Meisters. Werner entwaffnete ihn durch eine so betäubende Schmeichelei, daß nichts übrig blieb, als dulden oder hinauswerfen. Goethe wird von ihm Helios genannt; sogar vor Christiane, die ‚die Marthe meines Meisters und Herrn zu sein verdient', kriecht

der erbärmliche Wicht, der sich für seine Bekehrung zum Katholikentum auf eine Stelle in Goethes Wahlverwandtschaften als Antrieb zu berufen wagte. Zum Hinauswerfen wäre es doch beinah gekommen: als Werner Goethen ein himmelndes Sonett vorlas, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich.

Gegen E. T. A. Hoffmann (1776—1822) hat sich Goethe durchaus ablehnend verhalten. Er sprach von der ‚Trauer, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen, und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemütern eingeimpft worden'.

Durchweg erfreulich waren Goethen die Beziehungen zu den **Brüdern Grimm.** Vornehmlich aus dem brieflichen Verkehr mit ihnen ist seine Beschäftigung mit altdeutscher Poesie, besonders mit dem Nibelungenliede, hervorgegangen. In seinem Maskenzug Die romantische Poesie (1810) hat er seiner Dankbarkeit für diese neu erschlossene Quelle der Kunst Ausdruck geliehen. ‚Die Neigung der sämtlichen Jugend zum Mittelalter halte ich für einen Übergang zu höheren Kunstregionen' heißt es in einem Briefe von 1810, wobei unter ‚Mittelalter' dessen Literatur gemeint wurde. Für das Nibelungenlied hat er sich wahrhaft begeistert, es im Freundeskreise aus dem Mittelhochdeutschen leicht übersetzend vorgelesen und es einmal sogar neben Homer gestellt: ‚Das Klassische nenne ich das Gesunde, und da sind die Nibelungen klassisch wie Homer, denn beide sind gesund und tüchtig.' Eine mythologische Ausdeutung des Liedes von deutschen Heldenmenschen gab er nicht zu. — Gleichgültig ließ ihn die mittelhochdeutsche Minnedichtung; er spottete über den ‚Singsang der Minnesänger', wie ja Schiller verächtlich von ihrer Sperlingspoesie sprach.

Der Einfluß der Romantik auf Goethes Dichterwerk nach der Mitte der neunziger Jahre kommt ungefähr dem seines Wilhelm Meister auf die Romantiker gleich. Der einzelnen Einwirkungen wird noch oft zu gedenken sein. Mit seiner starken Empfänglichkeit für künstlerische Anstöße, die nicht allzu weit von den Richtlinien seines Geistes abwichen, hat Goethe von der Romantik allerlei Bereicherungen für Gehalt und Form seiner größeren Arbeiten nach Hermann und Dorothea erfahren. Schon auf die zwischen 1790 und 1806 gedichteten Stellen des ersten Teiles des Faust übte sie ihren Einfluß; im zweiten Teil sind ganze Auftritte, fast der ganze 5. Akt, als romantisch zu bezeichnen. In dem katholischen Himmel des Schlusses gewahrt man den Nachglanz des von Goethe doch so entschieden abgewiesenen Neukatholizismus. — In den Wahlverwandtschaften macht sich sogar der Einfluß der Schicksalstragödie bemerkbar, so in den ahnungsvollen Vorausdeutungen eines Glases mit den Anfangsbuchstaben Eduards und Ottiliens. Epimenides und Pandora sind romantisch gefärbt, und die ‚Novelle' könnte zur Not Tiecks Namen tragen.

Die Bereicherung des dichterischen Formenschatzes durch die Anleihen der Romantiker bei allen fremden Literaturen kam Goethes Altersdichtungen zugute. Eifriger versuchte er sich im Sonett und wagte sich sogar an die so enggefesselte Terzine.

Elftes Kapitel.

Prosaschriften zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft. Übersetzungen.

> Natur und Kunst, sie scheinen sich zu fliehen,
> Und haben sich, eh man es denkt, gefunden.

Das enge Bündnis mit Schiller, der stärksten schriftstellerischen Kraft in Deutschland neben Goethe, wirkte auf diesen noch in anderer Weise förderlich: es steifte ihm den Rücken gegen die Angriffe und Widerstände, die ihm aus der Welt der Dummheit und Mittelmäßigkeit widerfuhren. Fortan stand er nicht mehr allein im Kampfe; er kannte Schillers streitbare Natur, wußte, wie treu jener zu ihm hielt, und das stolze Gefühl ihres siegreichen Männerbundes wurde mächtig in ihm. Nun kam die Zeit, wo er sich nichts mehr gefallen ließ, die Xenienstimmung, die Freude am rücksichtslosen Heraussagen seiner Verachtung der Roheiten und Nichtigkeiten, die der künstlerischen und wissenschaftlichen Kultur in Deutsch-

land entgegenwirkten. Und da ihm zugleich die Formen der Französischen Revolution als politische Urbilder solcher zerstörenden Mächte vor Augen standen, so mischte sich in seinen Zorn gegen deutsche Schädlinge etwas von seinem Haß gegen die französischen Jakobiner.

In einer Berliner Zeitschrift hatte im März 1795 ein kläglicher Dichterling Jenisch einen albernen anmaßlichen Aufsatz ‚Über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen‘ veröffentlicht, worin er die angebliche Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen, klassischen Werken bedauert. ‚Er hebt seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinweg zu schreiten, die er nicht nennt‘ (Goethe). Nicht um sich oder Schiller gegen diese Frechheit zu verteidigen, sondern um den erreichten Hochstand der deutschen Literatur gegen solche Bausch und Bogen-Kritikasterei zu schützen, schrieb Goethe seine Entgegnung in den Horen: **Literarischer Sansculottismus.** Als Sansculottismus, als rohe Zerstörungswut, erschien ihm mit Recht die Art des schnöden Aburteilens über Ruhmesschätze der Nation.

Wer Goethe auf der Höhe seines kritischen Vermögens, an der Seite Lessings, sehen will, der lese diesen Aufsatz! Er geht von der Tatsache aus, ‚daß kein deutscher Autor sich selbst für klassisch hält‘, untersucht dann, unter welchen Umständen ein klassischer Schriftsteller überhaupt möglich sei, und kommt zu dem Schluß, daß beim Betrachten der ‚Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern und das, was ihnen mißlang, anständig bedauern wird‘. Als Beispiel der Sorgfalt der besten deutschen Prosaschreiber führt er Wieland an und weist auf dessen gewissenhaftes fortwährendes Verbessern seines Stiles hin. Goethe überschaut von seiner Lebens- und Kunsthöhe den Fortschritt der deutschen Literatur, ahnt das Vorhandensein eines klassischen Zeitalters und vergleicht es mit dem früheren Zustand, in den er hineingeboren wurde:

> Dadurch (durch die Vorgänger der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts) ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hereintritt, kommt in einen viel größeren und lichteren Kreis als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerschein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. — (Und dann wird der Krittler beiseite geschoben): Viel zu spät kommt der Halbkritiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Der Aufsatz ist auch deswegen so wertvoll für die Kenntnis Goethes, weil er zeigt, daß er, der in seinem Streben zum immer Vollkommneren zwar oft seine Unzufriedenheit mit den Vielzuvielen in der Literatur streng genug aussprach, doch keine verallgemeinernde Ungerechtigkeit begehen oder mitansehen wollte. — Der Aufsatz jenes Jenisch gehörte zu den Vorbereitern der Xenienzeit, und eines der bittersten Gastgeschenke wurde ihm, dem Verfasser einer schrecklichen ‚Borussias‘, nach Verdienst zuteil.

Die kleine Abhandlung Über epische und dramatische Dichtung (1797) ist überschrieben ‚Von Goethe und Schiller‘: sie war die Frucht ihres mündlichen und brieflichen Gedankenaustausches über die unterscheidenden Gesetze der beiden Dichtungsarten. An der Spitze steht als wesentlicher Unterschied: ‚Daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, der Dramatiker sie als vollkommen gegenwärtig darstellt‘.

Für einen 1799 geplanten gemeinschaftlichen Aufsatz über den Dilettantismus ist leider nur ein loses Schema vorhanden. Goethe legte der Schrift die ‚größte Wichtigkeit‘ bei und schrieb darüber an Schiller (22. 6. 1799):

> Wenn wir dereinst unsere Schleußen ziehen, so wird es die grimmigsten Händel setzen, denn wir überschwemmen gradezu das ganze liebe Tal, worin sich die Pfuscherei so glücklich angesiedelt hat. Da nun der Hauptcharakter des Pfuschers die Inkorrigibilität ist und besonders die von unserer Zeit mit einem ganz bestialischen Dünkel behaftet sind, so werden sie schreien, daß man ihnen ihre Anlagen verdirbt. — Wir wollen unsre Teiche nur recht anschwellen lassen und dann die Dämme auf einmal durchstechen. Es soll eine gewaltige Sündflut werden.

Die reiche schöpferische Fülle dieser Jahre ließ Beide nicht zur Ausführung des Planes kommen, der uns zeigt, daß bei Goethe der durch die Xenien gesteigerte kritische Trieb noch lange fortwirkte. Bemerkenswert ist die gesunde Derbheit, mit der Goethe das immer noch viel zu vornehm klingende Wort Dilettantismus mit Pfuscherei abwechseln läßt.

Der Höhepunkt des Aufsatzes wäre die Ausführung des Satzes geworden:

Was dem Dilettanten eigentlich abgeht, ist Architektonik im höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert; er hat davon nur eine Art von Ahndung, gibt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen.

Seit seinem Ausscheiden aus dem kritischen Stabe der Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Jahre 1772 hatte Goethe nur selten die Rezensentenfeder geführt. Durch die Freundschaft mit dem noch kritischer angelegten Schiller, durch seine literarischen Gespräche mit ihm über die neuesten Erscheinungen wurde er jetzt häufig zum Aussprechen seiner Ansichten bestimmt. Seine Gegenstände wählte er ausschließlich nach höheren Gesichtspunkten; nicht dem zufällig in die Hände geratenen Buch, sondern dem Buch als Vertreter einer Gattung galt seine Betrachtung. So besprach er 1798 ausführlich den Sammelband des Nürnberger mundartlichen Volksdichters Konrad Grübel, weil ihn dessen Freisein von Sittenpredigerei erfreute:

Wodurch kann dieses (das Nachdenken des Lesers über sich selbst) eher geschehen als durch eine heitere Darstellung des Fehlers, die ihn nicht schilt, aber ihm auch nicht schmeichelt, die weder übertreibt noch verringert, sondern das Natürliche, Leidenschaftliche, Tadelnswerte eines Hanges klar aufstellt, so daß derjenige, der sich getroffen fühlt, lächeln muß und in diesem Lächeln schon gebessert ist, wie einer, der vor einen hellen Spiegel tritt, etwas Unschickliches an seiner Kleidung alsbald zurechtrückt?

In gleichem Geiste schrieb Goethe eine Reihe von Aufsätzen für die Jenaische Allgemeine Zeitung, unter denen die über die lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß und über Hebels Alemannische Gedichte besondere Beachtung verdienen. Wie wird der Oberdeutsche Goethe dem eigenen Zauber der niederdeutschen Mundart in manchen der besten Vossischen Gedichte gerecht! Er bezeichnet sie als ‚liebenswürdige Äußerung der Selbstigkeit‘, mit einer, bei ihm so häufigen, vortrefflichen ‚puristischen‘ Verdeutschung der abgedroschenen ‚Individualität‘, und erkennt das ‚urdeutsche‘ Wesen des Niederdeutschen, das er ‚von allem, was undeutsch ist, abgesondert‘ nennt. In der Tat ist geckenhafte Fremdwörterei im Niederdeutschen unmöglich. — Hebels Alemannische Gedichte rühmt er nach Gebühr, und alle Stücke, die Goethe heraushebt, haben sich bis heute in der Liebe des deutschen Volkes erhalten. Als die Perle betrachtet Goethe ‚Sonntagsfrühe‘ und druckt es wörtlich ab.

Zahlreicher sind die kunstkritischen Aufsätze dieses Zeitraumes. Da Goethe hierfür in den wenigen deutschen Zeitschriften nicht genug Ellbogenfreiheit fand, so schuf er sich eine eigne Rednerbühne durch eine Zeitschrift, bei deren Herausgabe ihm sein unentbehrlicher Kunst-Meyer zur Seite stand. **Die Propyläen** brachten in ihren drei Jahrgängen (1798—1800) vieles von dem, was Goethe über bildende Kunst im allgemeinen und im einzelnen zu sagen hatte. Die Leserwelt einer so hochgreifenden Zeitschrift konnte damals in Deutschland nur gering sein — vom ersten Heft wurden noch nicht 500 Stück verkauft —, so daß Goethe sie eingehen ließ. Von den darin enthaltenen großen und kleinen Aufsätzen ist der bedeutsamste der Über Laokoon, worin er in einem wichtigen Punkte von Lessing abweicht. Dieser hatte dem Bildner nur einen einzigen Augenblick, ‚der nicht fruchtbar genug gewählt werden kann‘, zur Darstellung anheimgegeben. Goethe hingegen fordert:

Wenn ein Werk der bildenden Kunst sich wirklich vor dem Auge bewegen soll, so muß ein vorübergehender Moment gewählt sein; kurz vorher darf kein Teil des Ganzen sich in dieser Lage befunden haben, kurz nachher muß jeder Teil genötigt sein, diese Lage zu verlassen; dadurch wird das Werk Millionen Anschauern immer wieder neu lebendig sein.

Auch darin weicht er von Lessings Gedankengange ab, daß er bezweifelt, ‚ob die Begebenheit (mit Laokoon) an sich ein poetischer Gegenstand sei‘.

In den Propyläen ließ er 1799 eine Art von Kunstnovelle in Briefen erscheinen: **Der Sammler und die Seinigen.** Darin gibt Goethe, entsprechend dem Wandel seiner Kunstansicht, eine der früheren Erklärung des Charakteristischen (S. 398) schnurstracks zuwiderlaufende. Danach soll der Künstler sich nicht mit der Darstellung eines einzelnen belebten Wesens, z. B. eines artigen Schoßhundes, beruhigen, sondern ‚sich nach mehr Individuen, nach Varietäten, nach Arten, nach Gattungen umtun, dergestalt, daß zuletzt nicht mehr das Geschöpf, sondern der Begriff des Geschöpfs vor ihm stünde und er diesen

endlich durch seine Kunst darzustellen vermöchte‘. Und zu dieser verblüffenden Erklärung läßt er einen Zuhörer sagen: ‚Bravo! Das würde mein Mann sein. Das Kunstwerk würde gewiß charakteristisch ausfallen.‘ Wer aber Goethen an seine früheren Aussprüche über charakteristische Kunst erinnert hätte, dem würde er geantwortet haben: Nur die Dummköpfe sind konsequent, — und Bismarck, der genau so dachte, würde ihn verstanden haben.

Eine Anzahl kleinerer Aufsätze beschäftigt sich mit den Preisaufgaben zu Weimarischen Kunstausstellungen (vgl. S. 396); sie sind versunken wie die preisgekrönten Werke und sind nur noch Urkunden einer der wenigst fruchttragenden Tätigkeiten in Goethes unendlichem Wirken.

Von der Theaterkunst, hauptsächlich von der Weimarischen, handeln allerlei meist kurze Aufsätze, darunter zwei ziemlich farblose über die Aufführung von Schillers Wallenstein und eine Rückschau über die ersten elf Jahre des weimarischen Hoftheaters. Der 1803 niedergeschriebenen Regeln für Schauspieler wurde schon gedacht (S. 346).

Die hervorragendste kunstgeschichtliche Schrift dieser Jahre ist die 1805 erschienene: **Winckelmann und sein Jahrhundert,** zu deren Abfassung ihn die Winckelmannschen Briefe an den Weimarer Hofbeamten Berendis angeregt hatten. Nach Inhalt und Stil ist dieses Menschenbild eines unserer Großen von einem noch Größeren ein klassisches Werk. Bemerkenswert ist auch hieran Goethes Sinn für ordnendes Einteilen, viele Überschriften, viele kleine Abschnitte. Eine zusammenhängende Lebensgeschichte hatte Goethe nicht bieten wollen, nur ein Herausarbeiten der wichtigsten Seiten in Winckelmanns Entfaltung. Gewiß nicht ohne Absicht ließ Goethe den Stil seiner liebevollen Schrift durch den Winckelmannschen färben, am sichtbarsten in dem Schlußabschnitt ‚Hingang‘:

> So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen, alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen: denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.

Daß Goethe sich in diesen Jahren neubelebter dichterischer Schöpferlust und anhaltender Beschäftigung mit Kunstfragen nicht von seiner geliebten Naturwissenschaft abbringen ließ, wird sich der Leser, dem der Meister schon jetzt als der weltumspannende Geist erscheinen muß, selber gesagt haben. Ein vollständiges Aufzählen aller in diesem Zeitraum entstandenen oder veröffentlichten Schriften würde eben nur das Bild von Goethes schrankenlos ausgreifendem Forschen verstärken, ohne fruchtbare Kunde von den dargestellten Ergebnissen zu bieten. An der Farbenlehre wurde rastlos weitergearbeitet, dazwischen Anatomie getrieben und jeder Fund vorweltlicher Geschöpfe in den thüringischen Landen mit fachmännischem Eifer untersucht. Wer, ohne Fachmann zu sein, auch an dieser Tätigkeit Goethes seine Freude haben will, dem seien empfohlen die ‚Betrachtungen über eine Sammlung krankhaften Elfenbeins‘: hier vereinigt sich der Forscher mit dem Prosaklassiker, und man genießt dieses Stück Goethischer Beschreibungskunst trotz der Fremdheit des Gegenstandes wie ein kleines Meisterwerk.

Immer noch ist diese flüchtige Überschau der wissenschaftlichen Kleinarbeit Goethes nicht am Ende. Da ist z. B. ein Geplänkel mit Fritz von Stolberg, der einer Übersetzung von auserlesenen Gesprächen Platons eine salbungsvolle Vorrede beigegeben mit einer, bejahenden, Untersuchung der Frage, ob Platon nicht schon eine christliche Vorweihe erhalten habe. Goethe fertigt den zurückgebliebenen Jugendgenossen ab in dem Aufsatz: Plato als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung, worin er Stolberg zu denen zählt, ‚die um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und

Wunder für ganz natürlich halten'. — Und im Jahre drauf, 1797, dem Balladenjahr, fand der Unersättliche Muße und Laune zu einer Nachprüfung der Zeitangaben der Bibel über Israel in der Wüste, wobei er die vierzig biblischen Jahre auf kaum zwei herabminderte.

Goethe war ein zu großer Eigener, um ein Übersetzungsmeister zu sein. Seine für Schillers Horen von 1796 und 1797 angefertigte Verdeutschung von Benvenuto **Cellinis** (1500—1572), des Florentiner Goldschmiedes und Bildhauers, selbstverfaßter Lebensgeschichte ist mehr Goethisch als treu, doch gerade darum ein sehr beachtenswertes Prosawerk.

Nach der von Diderot hinterlassenen Handschrift übersetzte Goethe im Herbst 1804 dessen berühmten **Neveu de Rameau**, der somit früher deutsch als französisch bekannt wurde. Der Übersetzer mit seinen 55 Jahren und dem sich versteifenden Alterstil war nicht mehr der Berufene, dem Feuerwerk von gallischem Geist und Witz in des Franzosen Meisterwerk sprachlich gerecht zu werden. Das hätte der Frankfurter Advokat, der Umdichter von Beaumarchais, ganz anders gemacht. Von dem beflügelten Rhythmus Diderots bekommen wir in Goethes Übersetzung wenig zu spüren. — Von Diderot, der ihn immer wieder anzog, hat Goethe noch den ‚Versuch über die Malerei' übersetzt (Herbst 1798).

Zwölftes Kapitel.

Das Leben in den Schillerjahren.

> Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht. (An Schiller, 6. 1. 1798.)

Von einer großen Freude und einem großen Leid wird dieser Lebensraum umgrenzt: von Schillers Gewinn und Schillers Verlust. Wichtigeres als die Freundschaft, das Arbeitsgeleit, die Persönlichkeit Schillers konnten ihm diese reichen Elf Jahre nicht geben. Sie wohnten einander so nahe, bis zum Übersiedeln Schillers nach Weimar (3. 12. 1799) auf zwei Stunden, nachher auf nur fünf Minuten, daß ein, notwendig kurzer, Bericht des äußern Lebens über ihren fast täglichen Verkehr eben nicht mehr als diese Tatsache zu verzeichnen hat. Es gibt in den Tagebüchern jener Jahre ganze Monate, wo es mindestens jeden zweiten Tag heißt: abends bei Schiller, Schiller bei mir, Schiller zu Tisch, nachts bei Schiller, Konferenz mit Schiller.

Im Hause Wohl, am Dasein Freude. Sein Söhnlein August, beim Beginn dieses Lebensabschnittes im fünften Jahr, wächst gesund heran, Goethe nimmt ihn gelegentlich auf eine Reise mit und freut sich an des Kindes Art, die Welt zu sehen. Als er **1795** nach Ilmenau gerufen wird, wo ihn das unglückliche Bergwerk beschäftigt, läßt er sich von August begleiten:

> Erheiternd war mir die Gesellschaft meines fünfjährigen Sohnes, der diese Gegend, an der ich mich nun seit 20 Jahren müde gesehen und gedacht, mit frischem, kindlichem Sinn wieder auffaßte, alle Gegenstände, Verhältnisse, Tätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die Tat aussprach: daß dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.

So bringt er den drohenden Untergang des Ilmenauer Bergwerkes und das junge Leben seines Kindes in symbolisch gegensätzlichen Zusammenhang!

In jenem Jahr verkaufte Goethes Mutter, der Kriegswirren wegen, das väterliche Haus am Hirschgraben und zog in eine aussichtsreiche heitere Wohnung im Hause zum Goldenen Brunnen am Roßmarkt. — Heinrich Meyer, der sich noch immer für einen hoffnungsvollen Künstler hielt, ging nach Italien zurück, und Goethe beklagte die Beraubung ‚alles Gespräches über bildende Kunst'. Er tröstete sich durch die Vorarbeiten zum Xenien-Feldzug, die den ganzen Winter 1795/96 munter fortgingen, und durch die Geschäfte des Theaterleiters.

Das Jahr **1796** brachte ihm liebe Hausgäste: Schiller und seine Frau wohnten vom 23. März bis zum 20. April bei Goethe; gleichzeitig erschien der für Deutschlands größten Schauspieler geltende Iffland in Weimar und trat vierzehnmal auf, zuletzt als Egmont in Schillers Bearbeitung des Dramas. Es ist das Jahr, in dem der Wallenstein begonnen,

der Faust wieder vorgenommen wurde, dieser ‚bei dem unablässigen Tun und Treiben, was zwischen uns stattfand, bei der entschiedenen Lust, das Theater kräftig zu beleben'. Im Frühling weilt Körner bei seinem Schiller in Jena, und Goethe verkehrt mit beiden als inniger Dritter im Bunde.

Wir stehen im Xenienkampfjahr 1796; es ist zugleich das Jahr des Abschlusses von Wilhelm Meister; Hermann und Dorothea wird ‚ausgedacht und entwickelt, die Ausführung während des Septembers begonnen und vollbracht', die Lebensgeschichte Cellinis übersetzt, und zu all dem berichten die Annalen: ‚Auch die Naturwissenschaften gingen nicht leer aus.' Goethe treibt neben der Braut von Korinth, neben Hermann und Dorothea noch — Wurm- und Insektenanatomie! Er findet Zeit zu allem: ‚Galvanismus und Chemismus drängten sich auf; die Chromatik ward zwischen allem durchgetrieben.'

Im Sommer 1796 war Jean Paul nach Weimar gekommen. Goethe, der ihn schon gesehen, bereitet Schillern auf ihn vor: ‚Ein kompliziertes Wesen. Man schätzt ihn bald zu hoch, bald zu tief, und niemand weiß das wunderliche Wesen recht anzufassen.' Schiller liest Jean Pauls Hesperus und findet den Verfasser ‚fremd wie einer, der aus dem Mond gefallen ist'. Er nimmt ihn kühl auf, und Jean Paul schreibt darüber: ‚Ich trat gestern vor den felsichten Schiller, an dem wie an einer Klippe alle Fremden zurückschrecken', nämlich alle, die Schiller nicht ausstehen konnte, und zu denen gehörte Jean Paul. Bald ist auch Goethe mit ihm fertig, dichtet auf ihn seinen ‚Chinesen in Rom' und nennt ihn das ‚personifizierte Alpdrücken der Zeit'. Herder ist, schon aus Gegensatz gegen Goethe und Schiller, von Jean Paul entzückt; ihm ist dieser ‚ein fein klingender Ton auf der großen Goldharfe der Menschheit'.

Um die Wende von 1796/97 begleitete Goethe den Herzog nach Leipzig, wo er auf einem Balle mit dem Buchhändler Dyk zusammentraf. Dieser betrachtete den großen Weimarer ‚wie das böse Prinzip', wozu er als Herausgeber der in den Xenien so bös angegriffenen ‚Bibliothek der schönen Wissenschaften' einiges Recht hatte.

Von Ende Februar bis Mitte April **1797** weilte Goethe in Jena im täglichen Verkehr mit Schiller, der seinen Wallenstein förderte, während Hermann und Dorothea zum Druck besorgt wurde. Im Sommer wird am Faust gearbeitet: die Zueignung, der Prolog im Himmel, Oberons und Titaniens goldene Hochzeit entstehen, außerdem einige der schönsten Balladen.

Am 30. Juli 1797, nach einem Abschiedsbesuche Schillers in Weimar, trat Goethe seine letzte größere Reise an, die ihn wieder nach Italien führen sollte. Der genauere Bericht steht in seiner ‚Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797'. Nach Frankfurt zur Mutter begleiteten ihn Christiane und August; nach einigen glücklichen Tagen bei der Frau Rat kehrten diese wieder nach Weimar zurück. In Frankfurt sah Goethe Hölderlin und riet ihm, ‚kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen', was leider Hölderlin nach seiner dichterischen Anlage nicht befolgen konnte. An Schiller wurden von unterwegs ausführliche Reiseberichte und Bemerkungen über gemeinsame literarische Anliegen geschrieben.

Am 25. August geht die Reise südwärts. In Stuttgart besucht Goethe Schillers Jugendfreund den Bildhauer Dannecker, in Tübingen wohnt er bei ihrem jetzt gemeinsamen Verleger Cotta. Unterwegs entstehen die Lieder vom Edelknaben und der Müllerin. Am Rheinfall bei Schaffhausen verweilt er einen vollen Tag. In Zürich trifft er mit dem treuen Meyer zusammen und bereist im Frühherbst mit ihm die Urkantone. Unterwegs steigt ihm der Plan zu einem Epos Wilhelm Tell auf (vgl. S. 428). Schmerzlich erschüttert von der ihn im Gebirg ereilenden Nachricht vom Tode der Schauspielerin Christiane Becker, dichtet er die Elegie Euphrosyne (S. 375). Napoleons Feldzüge in Italien machen die Weiterreise bedenklich; Ende Oktober von Zürich abreisend, langt Goethe am 6. November in Nürnberg an und weilt dort zehn Tage. Zusammen mit Knebel werden die Kunstwerke der alten Reichsstadt gründlich besichtigt. Am 19. November treffen die Reisenden in Weimar ein. Meyer wird Leiter der dortigen Kunstschule und entschließt sich zum dauernden Verbleiben.

Aus Frankfurt hatte Goethe Mappen voll Zeitungen, Preislisten, Theaterzetteln, städtischen Verordnungen usw. mitgebracht; ihr Inhalt muß nach der Rückkehr sorgsam geordnet werden. Desgleichen die zahllosen Aufzeichnungen für eine Geschichte der Farbenlehre. Mitten hinein in die eigene Arbeit auf allen Gebieten der Naturwissenschaft trifft Schellings Werk von der ‚Weltseele' und ‚beschäftigte unser höchstes Geistesvermögen'. Und da Goethe der Natur ‚auch von der andern Seite', nämlich von der des Lebens mit ihr und von ihr, nahe kommen wollte, so kaufte er sich im März **1798** ein Landhaus in Oberroßla und lud sich mit dessen Bewirtschaftung durch einen Pächter neue Sorgen und manchen Ärger auf. Er wurde dort der Nachbar Wielands, der sich in Osmannstedt angekauft hatte.

Auf Schillers Antreiben wird am Faust gearbeitet, bis neue Ablenkungen dazwischenkommen, z. B. der Ausbau des Theatergebäudes. Die neue Bühne wird am 12. Oktober mit Wallensteins Lager eingeweiht.

Das Jahr **1799** beginnt mit einem längern Besuche Schillers, der in Gemeinschaft mit Goethe die Piccolomini zur Aufführung vorbereitet. Am 30. Januar schreiten diese über die Bretter; am 20. April folgt Wallensteins Tod. Goethe dichtet an der Achilleis, übersetzt Voltaires Mahomet und empfängt den Besuch Tiecks, der ihm seine Genoveva vorliest (S. 410). Gegen Ende des Jahres faßt er den Plan zur Natürlichen Tochter. Durch Tieck angeregt, liest er zum erstenmal Ben Jonson und andre Dramatiker aus Shakespeares Zeit.

Der briefliche Verkehr mit dem Berliner Maurermeister, Leiter der Singakademie und liebenden Freunde **Zelter** beginnt in diesem Jahr; er dauert bis in die letzten Lebenstage Goethes. Die Anknüpfung hatten Zeltersche Vertonungen von Liedern Goethes gegeben.

Ein Blättchen aus den Tagebüchern darf auch für diesen Lebensabschnitt nicht fehlen:

1799, 4. Januar: Register griechischer Künstler. Mittags bei Hofe auf dem Zimmer. Vorher Geh. Rat Voigt besonders wegen Böttigers Ruf. Abend Herzogin-Mutter. Nachts Redoute.

5.: Verschiedene Besorgungen wegen des Theaters. Mittags Hr. Hofrat Schiller. Abends bei Herzog wegen der Böttigerischen Sachen. Im Schauspiel Doktor und Apotheker.

6.: Früh einige Promemoria. Wallenstein dritter Akt. Mittags Geh. Rat Voigt und Hofrat Schiller.

8.: Verschiedene Expeditionen. Um 12 Uhr der Bürger Gonrad. Mittags der Erbprinz, Schillers, Frau von Wolzogen, Geh. Rat Voigt und Sohn zu Tische. Abends Leseprobe der drei ersten Akte Piccolomini.

9.: Bei Hofe auf dem Zimmer, mit Hofrat Schiller zur Tafel. Abends kam Herder wegen der Böttigerischen Angelegenheit.

Im Ausgangsjahr des Jahrhunderts tritt ihm der nach Weimar übersiedelnde Schiller hilfreich zur Seite bei den Theaterproben. Am Faust wird gearbeitet; daneben verfolgt die Naturwissenschaft ‚still ihren Gang'. Durch Herschels Riesenfernrohr wird einen Monat hindurch der Mond auf Lichtgrenze und Oberfläche beobachtet. Die Farbenlehre gewinnt Form; Botanik wird nach einem neuen System getrieben: ‚Ich erhielt dadurch eine Anschauung der einzelnen Gestalten und eine Übersicht des Ganzen, welches sonst nicht zu erlangen gewesen wäre.' Zum Erlangen der Übersicht des ganzen Faust braucht er noch weitere sieben Jahre.

Des Jahrhunderts letzte Stunden werden mit den zwei wertesten Freunden verlebt. Das Tagebuch vermerkt für den 31. Dezember **1800**: ‚Abends Hr. Hofrat Schiller und Prof. Schelling zum Abendessen.'

‚Zu Anfang des Jahres (**1801**) überfiel mich eine grimmige Krankheit': beim Übersetzen des Tankred (S. 404), wozu er sich in das feuchtkalte herzogliche Schloß zu Jena vergraben, hatte er sich einen heftigen Katarrh zugezogen, aus dem nach einigen Tagen eine lebensgefährliche Gesichtsrose wurde. Sein rechtes Auge verschwollen, das Sehen gehindert, er selbst in erbärmlichem Zustande. Am 9. Januar erreichte die Krankheit ihre Höhe und brach sich dann. Die Freunde waren in ernster Besorgnis, der Herzog bot jede erreichbare ärztliche Hilfe auf; Frau von Stein erinnerte sich, daß dieser Kranke einst ihr Freund gewesen, und beweinte sein Geschick mit Schillers Frau. Noch nicht ganz genesen, übersetzte er, gegen die Langeweile des Zustandes, das Büchlein ‚Von den Farben', das auf Theophrastus' Namen ging, aber von Aristoteles herrührte; die Übersetzung steht jetzt im geschichtlichen Teil der

Farbenlehre. Erst am 24. Januar konnte er wieder aus beiden Augen sehen, und die Mutter jubelte bei der guten Nachricht. Schiller war sein regelmäßiger Besucher im Krankenzimmer gewesen.

In der erzwungenen Augenruhe hatte er sich gedanklich mit Faust beschäftigt, im Februar wurde die Walpurgisnacht des ersten Teiles ausgeführt. Die Natürliche Tochter ging derweilen immer nebenher. ‚Doch fehlte es nicht an Ableitungen, besonders naturwissenschaftlichen'. Und nun begannen für den Dichter des Faust die Plackereien mit dem erworbenen Landgut: ‚Der erste Pachter war auszuklagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrungen für etwas rechnen, die man im Verfolg so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte.'

Den ganzen Sommer 1801 brachte Goethe fern von Weimar zu. Über Göttingen reiste er ins Bad Pyrmont ‚nach dem damaligen Stärkungssystem'. In Göttingen versammelten sich die Studenten unter Achim von Arnims Führung vor Goethes Gasthof und brachten ihm ein freudiges Lebehoch, das ihn um so mehr erfreute, als ‚dergleichen Beifallsbezeugungen verpönt seien'. Ein Sohn der Kestners, der dort studierte, stellte sich dem berühmten Freunde der Eltern vor. Unter des gelehrten Naturforschers Blumenbach Geleit wurden die Sammlungen der Universität besucht, mit dem Philologen Heyne Bekanntschaft geschlossen; dann ging es ans eigentliche Ziel der Reise. In Pyrmont studierte Goethe die Naturgeschichte der Heilquelle und — der Spielhölle. Im Juli traf Herzog Karl August in Pyrmont ein; doch Goethe reiste bald ab, das aufregende Bad hatte ihm eher geschadet als genützt. Über Göttingen, wo er fast einen Monat weilte und unter vielem andern mit den ‚Kryptogamen, die für ihn immer eine unzugängliche Provinz gewesen, näher bekannt ward'; weiter über Kassel, wo er die ihm unter Meyers Geleit entgegenkommende Christiane traf und mit ihr die Gemäldesammlung und das Theater besuchte, ging die Heimreise gemächlich vor sich. Am 30. August war er wieder in Weimar ‚und vergaß über den neu andringenden Beschäftigungen, daß ihm noch irgend eine Schwachheit als Folge des erduldeten Übels und einer gewagten Kur möchte zurückgeblieben sein'.

Die eingesandten Arbeiten zur Weimarer Kunstausstellung, der Schloßbau, das Theater beanspruchten ihn. Mit Schiller richtete er Nathan den Weisen für die erste Weimarer Aufführung, die erste anständige in Deutschland, ein, die am 28. November mit starkem Erfolge vor sich ging. — Den schon 1800 vollzogenen Übertritt Fritz Stolbergs zur katholischen Kirche erwähnt Goethe mit dem Zusatz, daß er die schönsten früher geknüpften Bande zerriß. ‚Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältnis zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. — Ich hielt ihn längst für katholisch.'

Das Jahr **1802** brachte allerlei Theater-Freuden und -Ärgernisse. Schillers Übersetzungen von Gozzis Turandot, Goethes Iphigenie in Schillers Bearbeitung fanden Beifall; Ion von Wilhelm, Alarcos von Friedrich Schlegel wurden mit Gähnen oder Gelächter abgelehnt (vgl. S. 348).

Zu den unentbehrlichen Dichtern jedes deutschen Theaters, auch des Weimarischen, gehörte damals August von Kotzebue (1761—1819), der Verfasser von mehr als 200 Stücken. Seine Trauer-, Schau- und Lustspiele konnte der Theaterleiter Goethe nicht entbehren (vgl. S. 345); den Menschen schloß er von seinem nähern Umgang, besonders von der Teilnahme an der Freitagsgesellschaft, aus. Um sich zu rächen, wollte der kleinsinnige Kotzebue eine Huldigungsfeier für Schiller veranstalten, um dessen ‚Wohlwollen zu erschleichen, mich durch ihn zu gewinnen oder, wenn das nicht gelingen sollte, ihn von mir abzuziehen'. Schillers Widerwille und die Einsicht des Bürgermeisters, von dem das Überlassen des Festsaales abhing, verhinderten die ‚fratzenhafte Verehrung'; Schiller wünschte sich, krank zu werden, um sich der Zudringlichkeit zu entziehen.

Heinrich von Kleist betritt Goethes Haus, ein engeres Verhältnis entwickelt sich leider nicht. Nur von Wieland wird er freundlich, ja begeistert aufgenommen (vgl. S. 442).

Am 13. Juni 1802 wurde Goethes Sohn August konfirmiert; **Herder** hatte die Feier vollziehen wollen, mußte sich aber im letzten Augenblick wegen Krankheit vertreten lassen;

er war dem Tode verfallen. Seit Jahren war das Freundschaftsband zwischen den Beiden gelockert, so gut wie zerrissen. Herders Frau Karoline, als ‚Blauäugig wie das Himmelszelt, Ein schwebender Engel auf der Welt', als ‚Blume der Menschheit' einst von ihrem Bräutigam besungen, hatte mit den Jahren manchen spitzen Dorn getrieben. Von Goethe forderte sie schrankenlosen Beistand in ihren übertriebenen Ansprüchen an des Herzogs Wohltätigkeit für ihre vielen Söhne, und da ihr nicht jede Forderung erfüllt werden konnte, so schalt sie auf Goethe, sagte ihm ‚eine Wolfsnatur' nach und schrieb ihm, auf ihr eingebildetes Recht pochend, grobe Briefe. Goethes scharfe Zurechtweisung stehe hier als Urkunde für seine Art des Abtuns so peinlicher Geschäfte. Im Oktober 1795 erwidert er ihr, Punkt für Punkt ihre Beschwerde sachlich widerlegend, und schließt:

Wie ich Ihre heftigen, leidenschaftlichen Ausfälle, Ihren Wahn, als wenn Sie im vollkommensten Rechte stünden, Ihre Einbildung, als wenn niemand außer Ihnen Begriff von Ehre, Gefühl und Gewissen habe, ansehen muß, das können Sie sich vielleicht einen Augenblick vorstellen. Ich erlaube Ihnen, mich wie einen andern Theaterbösewicht zu hassen; nur bitte ich, mich klar zu deuten und nicht zu glauben, daß ich mich im fünften Akt bekehren werde. — So denke ich und so werde ich denken, wenn nicht ein Wunder oder eine Krankheit meine Organe verändert; wie Sie denken, sehe ich aus Ihrem Brief. Meine Absicht ist nicht, auf Sie zu wirken. Ich werde keine Replik auf dieses Blatt lesen. — Können Sie sich in Absicht auf die Unterhaltung und Versorgung der Kinder dem Herzog nähern, so lassen Sie es mich durch Knebeln wissen. Ich weiß wohl, daß man dem das Mögliche nicht dankt, von dem man das Unmögliche gefordert hat; aber das soll mich nicht abhalten, für Sie und die Ihrigen zu tun, was ich tun kann. Goethe.

Über die Natürliche Tochter hatte sich Herder aufs günstigste ausgesprochen, und Goethe hoffte auf eine Wiederannäherung. Eines Abends besuchte ihn Herder ‚und begann mit Ruhe und Reinheit das Beste von gedachtem Stück zu sagen'. Goethe freute sich innig, doch Herder verdarb ihm die Freude ‚mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf'. Herder hatte ihm leichthin gesagt: ‚Am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn lieber als deine Natürliche Tochter'. Goethe führt diesen, gut beglaubigten, Satz selbst nicht an, schließt aber seine Rückschau: ‚Der Einsichtige wird das schreckliche Gefühl nachempfinden, das mich ergriff; ich sah ihn an, erwiderte nichts, und die vielen Jahre unseres Zusammenseins erschreckten mich in diesem Symbol (!) auf das fürchterlichste. So schieden wir, und ich habe ihn nicht wiedergesehen.'

Überhaupt beginnt jetzt die Zeit der großen Verluste für den sich dem dritten Menschenalter nähernden Goethe. Am 28. August 1802 starb Corona Schröter mit 51 Jahren in Ilmenau an der Schwindsucht. Er erinnerte sich des ihr schon vor Jahren gesetzten dichterischen Denkmals in dem Gedicht auf Miedings Tod (S. 207) und bemerkt in den Annalen: ‚Sie hätte wohl noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.'

Natürlich bleibt kein Jahr ohne Naturforschung. In Jena treibt er mit dem Professor Ritter Physik, mit Loder von neuem Anatomie, mit Himly ‚subjektives Sehen und die Farbenerscheinung. Oft verloren wir uns so tief in den Text, daß wir über Berg und Tal bis in die tiefe Nacht herumwanderten'. Doch alles das genügt nicht, er muß sich ‚vervollständigen': da es gerade viele und kräftig ausgebildetete Wolfsmilchraupen in jenem Jahr gab, so studierte er deren ‚Wachstum bis zu dessen Gipfel sowie den Übergang zur Puppe', versäumte jedoch darüber nicht die vergleichende Knochenlehre.

Gegen Ende 1802 verheiratete sich Freund Meyer und bezog eine eigne Wohnung. Die Freundschaft mit diesem ‚herrlichen Menschen' erlitt dadurch weder Hindernis noch Pause. Das innige Verhältnis dauerte bis zu Goethes Tode an; Meyer starb bald nach des großen Freundes Hinscheiden. ‚Den Tod dieses Mannes wünsche ich nicht zu überleben', hatte Goethe einst bewegt gesagt.

Das Jahr **1803** ist zunächst wieder ein reiches Theater-Erntejahr. Im März und April werden zum erstenmal aufgeführt: Schillers Braut von Messina, Goethes Natürliche Tochter, Schillers Jungfrau von Orleans, alle nach ‚viel Vorarbeit, durchgreifenden Lese- und Theaterproben'. Auf der Lauchstädter Bühne werden zwei Lustspiele von Terenz möglichst stilgerecht,

sogar mit den Masken des antiken Theaters, dargestellt, was ganz nach Goethes symbolfreudigem Herzen ist.

Riemer, ein früherer Hauslehrer in W. von Humboldts Familie, zog zu Goethe als Lehrer seines August. Der Berliner Freund Zelter weilte zwei Wochen in Goethes Hause, und ‚man war wechselseitig in künstlerischem und sittlichem Sinne um vieles näher gekommen‘. Goethe liebte Zelters seltsame Vereinigung ‚zwischen einem ererbten, bis zur Meisterschaft durchgeführten Handwerk und einem eingeborenen, kräftigen, unwiderstehlichen Kunsttriebe‘, der Maurerei und der Musik, und hatte seine Freude an dessen ernstem Streben nach sittlicher Bildung. Zelter war der Einzige, mit dem er sich noch in höherem Alter duzte. Mit rührendem Zartsinn begann Goethe nach jahrelangem Briefwechsel auf die Nachricht vom Selbstmord eines Stiefsohnes Zelters einen Brief ohne weitere Erklärung mit dem brüderlichen Du, zum tiefsten Troste des schwerbetroffenen Freundes.

Seinem Liebling Jena drohten und widerfuhren in diesem Jahr schmerzliche Verluste: Hufeland, der große Arzt, folgte einem Rufe nach Berlin; Loder einem nach Halle; Schelling zog nach Würzburg. Fichte hatte schon früher wegen hartnäckiger Unbotmäßigkeit gegen die Weimarische Regierung entlassen werden müssen. Was aber Goethen am ärgsten traf: die von zwei Jenaer Professoren herausgegebene hochgeschätzte Allgemeine Literaturzeitung wurde von Jena nach Halle verbracht. Goethe schaffte Ersatz: unter der Leitung des Professors Eichstädt trat von 1804 ab die Jenaische allgemeine Literaturzeitung ins Leben und behauptete ihren Vorrang durch die eifrige Mitarbeiterschaft Goethes.

Im Anfang Dezember 1803 kam ein Gast von Weltberühmtheit nach Weimar: die von Napoleon wegen ihres ihm feindseligen Verhaltens aus Frankreich ausgewiesene Frau von Staël (1766—1817), die Tochter Neckers, des französischen Finanzministers in den ersten Jahren der Revolution. Sie blieb in Weimar zunächst bis in den Februar 1804, kam im März wieder und versetzte Goethe und Schiller gründlich in Aufruhr. Schiller nannte sie ‚unter allen lebendigen Wesen, die mir noch vorgekommen, das beweglichste, streitfertigste und redseligste‘ und warnte Goethe vor der ganz ungewöhnlichen Fertigkeit ihrer Zunge; ‚man müsse sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können‘.

Am 18. Dezember 1803 starb Herder nach langen schweren Leiden. Goethe kehrte erst Ende Dezember aus Jena nach Weimar zurück.

Im Januar **1804** konnte er mündlich mit der Staël verkehren. Er war auf seiner Hut, denn ihre Absicht, alles in Weimar Gehörte drucken zu lassen, war ihm sofort klar geworden. Seine häufig schweigsame Zurückhaltung reizte sie zu dem Ausspruch: ‚Überhaupt mag ich Goethe nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken hat‘, worauf Goethe erwiderte: ‚Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben.‘

Am 17. März 1804 wurde Schillers letztes vollendetes Drama Wilhelm Tell aufgeführt; Frau von Staël wohnte dem Ereignis bei. — Schiller reiste auf großartige Anerbietungen des Königs von Preußen, denen keine ernste Folge gegeben wurde, nach Berlin, entschloß sich jedoch, nach einer Erhöhung seines Ehrengehaltes, in Weimar zu bleiben. Am 9. November zog der Erbprinz mit seiner jungen Gemahlin Maria Paulowna ein: diesmal hatte Goethe, dem nichts Rechtes hatte einfallen wollen, Schillern das Abfassen eines Festspieles überlassen. Am 12. November wurde dessen Huldigung der Künste aufgeführt. Um der jungen musenfreundlichen Fürstin die Ruhmestitel Weimars zu zeigen, wurde eine Reihe auserlesener Aufführungen veranstaltet: nacheinander Wallensteins Lager, Jungfrau von Orleans, Tell, Die Geschwister, Götz, Nathan. Zwischendurch arbeitete Goethe an seiner Schrift über Winckelmann und begann die Übersetzung von Diderots Gespräch ‚Rameaus Neffe‘.

Das letzte der Schiller-Jahre, **1805**, begann für die beiden Freunde mit schwerer Krankheit. Schiller wurde an der Vollendung des Demetrius gehindert und füllte die erträglicheren Stunden mit der Übersetzung von Racines Phädra aus; Goethe beendigte seine Übersetzung von Diderots ‚Neffen Rameaus‘, die noch Schiller an die Leipziger Druckerei sandte. Die Aufregung von zwei nächtlichen nahen Feuersbrünsten wirft Goethen in sein

Übel, Nierenkrämpfe, zurück; Schillers letzte Krankheit nimmt zu und führt zum Ende. Die letzte gemeinsame Stunde der erhabenen Freunde (1. Mai) naht; von ihr berichte Goethe selbst:

Unsere persönlichen Zusammenkünfte waren unterbrochen; wir wechselten fliegende Blätter. Einige im Februar und März von ihm geschrieben zeugen noch von seinen Leiden, von Tätigkeit, Ergebung und immer mehr schwindender Hoffnung. Anfangs Mai wagt' ich mich aus, ich fand ihn im Begriff, ins Schauspiel zu gehen, wovon ich ihn nicht abhalten wollte; ein Mißbehagen hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Haustüre, um uns niemals wiederzusehen. Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen. Er war am Neunten verschieden, und ich nun von allen meinen Übeln doppelt und dreifach angefallen.

Der letzte Eintrag in Goethes Tagebuch vor Schillers Tode ist vom 3. Mai; die nächste erst wieder vom 13. Juni. Keiner der Hausgenossen Goethes wagte, ihm die Todesnachricht zu bringen. Erst als Christiane auf seine Frage: ‚Schiller ist wohl sehr krank?‘ in Weinen ausbrach und das Zimmer verließ, da wußte er, daß er den einzigen vollen Genossen seines Geisteslebens verloren hatte. In seinem ersten Brief an Zelter nach der Genesung (1. 6. 1805) klagte er:

Ich dachte, mich selbst zu verlieren, und verliere nun einen Freund und in demselben die Hälfte meines Daseins. Eigentlich sollte ich eine neue Lebensweise anfangen; aber dazu ist in meinen Jahren auch kein Weg mehr. Ich sehe also jetzt nur jeden Tag unmittelbar vor mich hin und tue das Nächste, ohne an eine weitere Folge zu denken.

Der Schauspieler Genast hatte Schillern bei dessen letzter Anwesenheit im Theater (1. Mai) gesehen. Am nächsten Tage besuchte er ihn und fand ihn im Bett. Schiller wußte von Goethes andauernder Krankheit und sagte: ‚Wer weiß, was uns die nächste Stunde schwarzverschleiert bringt? Unsere Körper werden scheiden, aber unsere Seelen werden ewig zusammenleben.‘

Dem hingeschiedenen Freunde ein Denkmal zu setzen, auf seine Art, also keins von Stein, war Goethes erster Gedanke: er wollte den Demetrius vollenden. Das Stück war ihm so lebendig wie dem Dichter selbst.

Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte. Unsere gemeinsamen Freunde hofft' ich zu verbinden; das deutsche Theater, für welches wir bisher gemeinschaftlich, er dichtend und bestimmend, ich belehrend, übend und ausführend, gearbeitet hatten, sollte bis zur Herankunft eines frischen ähnlichen Geistes durch seinen Abschied nicht ganz verwaist sein. Genug, aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verlust in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Totenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbnis überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichnam in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand (Annalen).

Den Demetrius im Geiste des Freundes zu vollenden, war eine Unmöglichkeit. Keine äußeren Hindernisse, — künstlerische Bedenken ließen ihn abstehen. Gefeiert aber sollte der große Tote werden, und Goethe fand die würdigste Form: ‚Nach meiner Überzeugung soll die Kunst, wenn sie sich mit dem Schmerz verbindet, denselben nur aufregen, um ihn zu mildern und in höhere tröstliche Gefühle aufzulösen; und ich werde in diesem Sinne weniger das, was wir verloren haben, als das, was uns übrig bleibt, darzustellen suchen‘ (an Cotta, 1. 6. 1805).

Am 10. August 1805 ging die Feier auf dem Theater in Lauchstädt vor sich. Schillers Lied von der Glocke wurde bildlich dargestellt und vorgetragen, und nach den letzten Versen: ‚Friede sei ihr erst Geläute!‘ erklang Goethes **Epilog zur Glocke**: ‚Und so geschah's!‘ Von dem jetzigen vervollständigten Wortlaut fehlten bei der ersten Schillerfeier die Strophen

Denn er war unser: Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig übertönen.
Er mochte sich bey uns, im sichern Port,
Nach wildem Sturm zum Dauernden gewöhnen.
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Ewige des Wahren, Guten, Schönen.
Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Nun
da glühte seine Wange roth und röther
Von jener Jugend die uns nie verfliegt,
Von jenem Muth, der, früher oder später,
Den Widerstand der stumpfen Welt besiegt,
Von jenem Glauben, der sich, stets erhöhter,
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig schmiegt,
Damit das Gute wirke, wachse, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

Doch hat er so
~~Und~~ so geübt, ~~gewandt~~ so vollgehaltig
~~Gebr...~~ dies Bretter Gerüste nicht verschmäht;
Hier schildert er das Schicksal, das gewaltig,
Von Tag zu Nacht die Erdenachse dreht,
Und
~~Er~~ manches tiefe Werk hat, reichgestaltig,
Den Werth der Kunst, des Künstlers Werth erhöht.
Er wendete die Blüthe höchsten Strebens
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

Aus Goethes Epilog zu Schillers Glocke (Strophen 4, 7, 8).

6, 12, 13; diese kamen bei Wiederholungen 1810 und 1815 nach und nach hinzu. Goethe hatte ursprünglich eine andre dichterische Totenfeier geplant: eine symbolisch-dramatische mit Gestalten aus Schillers Werken und Leben mit Chören von Jünglingen, Jungfrauen, Männern, Greisen. Aus dem Entwurf sind die zwei Verse der Studierenden bemerkenswert: ‚Seine durchgewachten Nächte Haben unsern Tag gehellt.‘ Der Schluß sollte ausklingen in ein Gloria in excelsis.

Der Epilog zur Glocke ist eines der Meisterwerke Goethes, das schönste Totengedicht der Weltliteratur neben Manzonis ‚Fünftem Mai‘ auf Napoleons Tod. Ehrfürchtige Liebe und bis in Schillers Urgrund eindringendes Verständnis sind zu einem Kunstgebilde verschmolzen, das zugleich als der Gipfel Goethischen Ausdruckes des Erhabenen gelten muß. Die große Literatur über Schiller, auch in ihren gründlichsten und begeistertsten Erzeugnissen, ist in der Würdigung des Bleibenden an Schiller über Goethes gewaltiges Klage-Trostlied nicht hinausgekommen.

So war denn der erlauchte Wirklichkeitsroman des Suchens und Meidens, des Findens und Bindens und Festhaltens dieser zwei größten deutschen Geistesmenschen schmerzlich, doch herrlich ausgeklungen. Wer die Urkunden dieses Lebensbundes, von den frühesten bis zum letzten Briefe von Schillers Hand, zwei Wochen vor seinem Tode, dazu die oben wiedergegebene Stelle aus den Annalen (S. 423) gelesen und dann den Epilog zur Glocke auf sich wirken läßt, der wird schwerlich trocknen Auges den Band mit Goethes Gedicht niederlegen. Mochte der Freund mit dem wiederholten stolzen Wort ‚Denn er war unser!‘ den lauten Schmerz gewaltig übertönen, — wir fühlen durch das ganze unbeschreiblich schöne Gedicht das im Tiefsten getroffene Herz Goethes erzittern und leiden mit seinem unersetzlichen Verlust, der ja auch der unsrige war.



Achtes Buch.

In den Weltstürmen.
(1805–1816.)

Nord und West und Süd zersplittern,
Throne bersten, Reiche zittern.

Auflösung des Deutschen Reiches und Gründung des Rheinbundes. — Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806). Napoleon in Weimar (1806).

Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano (1806).

Die Herzogin Anna Amalia stirbt (10. April 1807). — Fichtes Reden an die deutsche Nation (Winter 1807/08). — Von der Hagen gibt das Nibelungenlied heraus. Werners Martin Luther. — Fr. Th. Vischer geboren (1807).

Napoleon in Erfurt (Oktober 1808). — Goethes Mutter stirbt (13. September 1808).

Kleists Zerbrochener Krug, Penthesilea, Käthchen, Hermannschlacht — (Aufführung, Druck oder Entstehung). — Fr. Schlegels Sprache und Weisheit der Inder. — A. von Humboldt Ansichten der Natur (1808).

Krieg Österreichs gegen Napoleon, Schlachten bei Aspern und Wagram (Oktober 1809).

A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur.

Königin Luise stirbt (19. Juli 1810).

Arnims Gräfin Dolores, Kleists Prinz von Homburg und Erzählungen. — Fritz Reuter und Freiligrath geboren (1810).

Niebuhrs Römische Geschichte, Hebels Schatzkästlein (1811). — Kleist stirbt (21. November 1811).

Napoleon in Rußland, Untergang des französischen Heeres (1812).

Die Volksmärchen der Brüder Grimm. — Byrons Childe Harold (1812).

Schlacht bei Leipzig (18. Oktober 1813). — Theodor Körner fällt (26. Oktober 1813).

Wieland stirbt (21. Januar 1813). — Hebbel, Otto Ludwig und Richard Wagner geboren (1813).

Einnahme von Paris durch die Verbündeten, Napoleon auf Elba (1814). — Fichte stirbt (29. Januar 1814).

Chamissos Peter Schlemihl, E. T. A. Hoffmanns Phantasiestücke. — Byrons Corsar, Scotts Waverley.

Schlacht bei Waterloo (18. Juni 1815).

Uhlands Gedichte, Schenkendorfs Gedichte. — Bismarck und Geibel geboren (1815).

Einführung einer ständischen Verfassung in Weimar. — Christiane stirbt (6. Juli 1816).

Der Brüder Grimm Deutsche Sagen, Müllner Schicksalsdrama Die Schuld (1816).

Erstes Kapitel.

Von Schillers Tod bis nach der Jenaer Schlacht.

Meine Tagebücher melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sich sonst noch an Nachrichten findet, zeugt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.‘ So beschreibt Goethe selbst in seiner gehaltenen Art die trostlose

Gefühlsöde nach Schillers Tode. Man hat mit 56 Jahren nach großen Verlusten nicht mehr die Wiederherstellungskraft der Jugend: von Schillers Verlust dürfen wir Goethes beginnendes Alter rechnen. Noch nicht das Greisenalter, dieses begann bei ihm viel später als bei Andern; wohl aber ein mähliches Versickern und Versiegen der eigentlichen Menschenschöpferkraft; ihr immer bewußteres, regelmäßiges Ersetzen durch Symbolik und Allegorie, beide ja nur Ersatzmittel für Poesie; ein immer stärkerer Hang zur Lehrhaftigkeit. Einzig in der Lyrik sehen wir keine Abnahme der Gefühlskraft; nur der Ausdruck versteift sich hier und da, doch stehen mitten zwischen den feierlicheren Stücken der Alterslyrik so jugendlich warme Gedichte, daß es ohne die Zeiturkunden schwer, ja unmöglich wäre, sie ihrem Jahr oder Jahrzehnt zuzuweisen.

Die fühlbarste Folge von Schillers Tod ist der Verlust eines Lesers auf gleicher Höhe. Der Zustand vor 1794 erneuert sich: Goethe dichtet für sich und einen engen nächsten Kreis, hört keine Stimme der Kritik eines Gleichen, und da er die der öffentlichen Meinung verachtet, über das nützliche Maß hinaus, so fehlt ihm fast jeder lebendige Wiederhall. Die Anerkennung eines neuen Werkes nimmt er als selbstverständlich hin, und die Freunde kargen damit nicht; jeden Widerspruch aus der Ferne hält er für Stumpfheit oder Böswilligkeit. Der künstlerische Alterseigensinn beginnt und wächst; anbetende, ihm dienstbare junge Leute in seiner unmittelbaren Umgebung bestärken ihn darin. Von nun an dichtet er mehr und mehr für sich allein; geheimnißt in seine Dichtungen Rätsel hinein, die nur er lösen kann; wird so gleichgültig, ja rücksichtslos gegen die weite Lesergemeinde, daß er Bücher äußerlich fertig macht durch Hineinstopfen älterer selbständiger Schriften. Vieles dieser Art wäre nicht geschehen, hätte er Schiller als seinen ersten und einzig wichtigen Leser länger neben sich gesehen.

Goethe hat sich im tiefsten Schmerze stets manneshart zu beherrschen gewußt, wenigstens vor den Menschen und in Briefen. Darum ergreift uns doppelt der Ausdruck seines nachhaltigen Kummers über den Tod des großen Freundes. Den Brief an Zelter vom 1. Juni 1805 kennen wir schon (S. 423). Am 12. Juni schreibt er an Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen:

> Ich habe noch nicht den Mut fassen können, Sie zu besuchen. Wie man sich nicht unmittelbar nach einer großen Krankheit im Spiegel besehen soll; so vermeidet man billig den Anblick derer, die mit uns gleich großen Verlust erlitten haben. Nehmen Sie für sich und Ihre Schwester (Charlotte Schiller) die herzlichsten Grüße aus diesem Blatt.

Mit seinem Schmerze vermischt sich Bitterkeit beim Anblick menschlichen Kleinsinns selbst gegenüber einem solchen Verluste. Iffland spielt als Gast auf dem Frankfurter Theater und plant eine Totenfeier Schillers, deren Ertrag für dessen vier Kinder bestimmt wird. Goethe ist sehr damit einverstanden. Da fordert das Frankfurter Journal für die Totenfeier ‚freien Eintritt, da die Würde des Gegenstandes es erheischt'. Nun braust Goethe gegen seine knausrigen Frankfurter Landsleute auf (an Zelter, 19. 6. 1805):

> Man setzt in die Zeitung: er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen, und gewährt dem lieben Publikum einen freien Eintritt zu einer Totenfeier! — Das tiefe Gefühl des Verlustes gehört den Freunden als ein Vorrecht. Die Herren Frankfurter, die sonst nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser getan, ihren Anteil realiter auszudrücken, da sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuskript honoriert haben, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für 12 Groschen haben konnten (gedruckte Dramen durften damals ohne Erlaubnis und ohne Entschädigung des Dichters aufgeführt werden).

Goethes nächster Freundeskreis wird enger und ärmer. Knebel wohnte nach seiner Heirat mit einer Schauspielerin schon seit 1797 nicht mehr in Weimar, seit 1804 in Jena. Der Herzog Karl August blieb Goethes Freund, doch gab es längst kein herzinniges Zusammenleben mehr mit dem nun fast fünfzigjährigen Fürsten, dessen Lebensaufgaben gewachsen waren. Mit der Stein hatte sich ein kühler Nachbarnverkehr wieder angeknüpft, der in dem Leben Beider keine wichtige Rolle mehr spielte. Zum Glück bot Goethen sein Haus die Freude und Behaglichkeit, deren er bedurfte, und grade in diesem Zeitabschnitt wurde ihm das Heim zur friedsamen Insel in den Stürmen der Welt.

Sein Lebensweltkreis aber erweitert sich von Jahr zu Jahr, wie sein Ruhm sich über ganz Deutschland, über die Kulturwelt ausbreitet. Schon seit den Xenien, dann nach Wilhelm Meister, noch mehr nach Hermann und Dorothea galt er als der erste Dichter des Vaterlandes; nun, da Schiller gestorben, als der einzige große deutsche Name unter den Lebenden. Selbst die in den Xenien Gezüchtigten wagten nicht mehr laut zu murren; Gemeinheiten wie in den Anti-Xenien waren schon in den letzten Jahren des Freundschaftsbundes mit Schiller unmöglich geworden. Nach dem Erscheinen des vollständigen ersten Teiles des Faust (1808) stand Goethes Oberherrschaft in der deutschen Literatur fest, und die Dichter des Auslandes verehrten in ihm ihren Weltfürsten, den Lehnsherrn seiner Vasallen, wie Byron das so schön ausdrückte. Frau von Staël wäre ganz gewiß nicht nach Weimar gereist, um den politisch unwichtigen Hof und die Dorfstadt kennen zu lernen; sie besuchte Weimar, weil Goethe und Schiller dort lebten, und dann erst Berlin, um sich der Königin Luise vorzustellen.

Von jetzt ab schwindet für den Darsteller die Möglichkeit, allen Beziehungen Goethes zu den neuen Menschen seines Gesichtskreises ausführlich nachzugehen, und ein bloßes Herzählen von Namen wäre nutzlos. Die Verzeichnisse der Personen, die von ihm Briefe empfingen, füllen Seiten. Die Wenigsten haben ihm geistig etwas gegeben; die Beschränkung auf die Bereicherer seiner Welt ermöglicht das eingehendere Betrachten der paar Ausnahmemenschen.

Als die Fürsorge eines gutgesinnten Genius preist Goethe es, daß ihm bald nach Schillers Tode ein schätzenswerter Mann näher rückte, zwar kein Dichter, nur ein gebildeter Philologe, Friedrich August Wolf (1759—1824) in Halle, der Verfasser der Untersuchungen über den Ursprung der Homerischen Gedichte. Im Juni 1805 war er einige Wochen Goethes Hausgast, und so machte dieser einmal nähere Bekanntschaft mit der Philologie und ihrer Betrachtungsweise der Kunst. Es ergaben sich Verschiedenheiten der Art, sich die Vergangenheit zu vergegenwärtigen, und Goethe fand den großen Philologen unzugänglich für irgend eine andre Denkform als die eigene, ‚denn es ist schwer, ja unmöglich, denjenigen, der nicht aus Liebe und Leidenschaft sich irgend einer Betrachtung gewidmet hat, auch nur eine Ahnung des zu Unterscheidenden aufzuregen‘. Persönlich blieb der große Gelehrte Goethen wert; die unkünstlerische Ansicht Wolfs von der fabrikmäßigen Herstellung der Odyssee und Ilias, dem Zusammenleimen großer Kunstwerke aus kleineren Halbkunstversuchen, widerstrebte dem Künstler Goethe, der besser wußte, wie große Kunstgebilde entstehen. Indessen durch den Widerstreit der Beweisgründe war jeder nach größerer Helle und Klarheit für sich zu streben gezwungen worden. — Wolf vergalt Goethen die Gastfreundschaft in Halle, und dieser wohnte hinter einer Tapetentür verborgen dessen Vorlesungen bei.

Trostreich war Goethen in seiner beraubten Lage ein Besuch Fritz Jacobis: ‚Wie sehr hätt' ich gewünscht, hier Schillern als dritten Mann zu sehen, der auch da eine schöne Vereinigung vermittelt hätte, die sich zwischen den beiden Überlebenden nicht mehr bilden konnte‘.

Im Juli 1805 hörte Goethe die Vorträge des damals hochberühmten Arztes Gall (1758—1828) über Schädel- und Gehirnkunde und wurde lebhaft von ihnen angeregt. Gegen Galls zu ‚sehr ins Spezifische gehende‘ Verlegung bestimmter seelischer Eigenschaften in bestimmte Gehirnteile hatte er Bedenken; im allgemeinen aber erschien ihm dessen Lehre vom Gehirn ‚als der Gipfel vergleichender Anatomie‘. Bei dieser Gelegenheit war's, wo Gall aus Goethes Stirnbau, mehr noch aus seiner Neigung zum bildlichen Ausdrucke schloß, er sei eigentlich zum Volksredner geboren.

Mit Wolf und begleitet von seinem Sohne August machte Goethe alsdann einen Besuch bei dem höchst wunderlichen Kauz Beireis (1729—1809) in Helmstedt, einem Professor der Medizin und Naturwissenschaft, aufschneidendem Sammler von Kostbarkeiten und Schnurrpfeifereien, einer Art unschädlichen, mehr humoristischen Großkophtas. In Magdeburg wurde im August 1806 der Dom besucht, darin ein erzenes Bischofsdenkmal von Peter Vischer bewundert; Stadt, Festung, Umgegend ‚mit Aufmerksamkeit und Teilnahme betrachtet‘. Abermals in Helmstedt weilte Goethe oft und lange vor Beireis' Sammelkästen,

namentlich vor dessen antiken Münzen; seine eigne Sammelwut wird sich dort mit einigem Neide gemischt haben. Als der gelehrte Schalk zuletzt einen hühnereigroßen angeblichen Diamanten vorwies, kamen Goethen ‚einige Zweifel gegen die Echtheit dieses gefeierten Schatzes'. Im allgemeinen aber scheint der ältere Sammler mit seinem unerschütterlichen Ernst den jüngeren gutgläubigen ein wenig hinters Licht geführt zu haben.

Auf dem Rückwege wurde Halberstadt besucht, wo Gleim ein so langes Leben als Unterstützer aller hilfsbedürftigen deutschen Poeten geführt hatte. Gleims ‚Freundschaftstempel' mit Hunderten von Bildnissen der befreundeten Zeitgenossen wurde ehrerbietig betreten, zuletzt sein Grab im Garten besehen. Gleim war 1803 gestorben; Goethe unterdrückt in den Annalen jedes Wort des Spottes über den Hingeschiedenen, rühmt dessen Bürgersinn und ist bemüht, Gleims Verdienste um das Verbreiten eines ‚allgemeinen reinen menschlichen Gefühls' herauszuheben.

Im September kehrt er nach einem Abstecher ins Bodetal nach Weimar zurück und leitet die letzte der von ihm veranstalteten Kunstausstellungen, natürlich wieder mit einem seiner klassischen Preisausschreiben: ‚Die Taten des Herkules.'

Vor der Reise nach Helmstedt stoßen wir einmal auf einen Brief an die Stein, ohne Herzenswärme, ohne Reiz. Beinah anzüglich klingt darin die Stelle:

> Zelter hat mich auf einige Tage besucht und mir durch seine Gegenwart große Freude gemacht (die Stein hat also nichts von Zelter zu sehen bekommen). Man fängt wieder an, ans Leben zu glauben, wenn man solche Menschen sieht, die so tüchtig und redlich wirken, gegen so viele, die nur wie das Rohr vom Winde hin und her geweht werden. — (Der Schluß ist formelhaft): Lassen Sie mich Ihnen selbst und den Freundinnen empfohlen sein und versäumen Sie nicht, mich Durchlaucht der Herzogin zu Füßen zu legen. Zu Ende dieses Monats hoffe ich wieder aufzuwarten (aus Lauchstädt, 12. 8. 1805).

Außer dem Epilog zur Glocke vom Juli ist aus der ganzen Zeit dieses Jahres nach Schillers Tode keine literarische Arbeit zu vermerken.

Das Jahr **1806**, das siebenundfünfzigste seines Lebens, weist zwei Hauptereignisse für den Dichter und Menschen auf: der erste Teil des Faust wird endlich abgeschlossen; Christiane wird auch vor der Welt Goethes Frau.

Vom fertigen Faust wird in einem eigenen Abschnitt gehandelt (S. 531); hier nur einige äußerliche Angaben. Die Arbeit wurde am 25. April 1806 beendet; der Druck verzögerte sich wegen des drohenden Krieges bis 1808. In den letzten sechzehn Jahren war alles das umgewandelt oder neu gedichtet worden, was wir jetzt beim Vergleich mit dem Urfaust und dem Fragment von 1790 als abweichende oder ergänzende Stücke erkennen. Das Anschwellen zeigen folgende drei Zahlen: Urfaust 1441 Verse und 388 Zeilen Prosa; Fragment von 1790: 2137 Verse, keine Prosa; Faust von 1808: 4612 Verse, 81 Zeilen Prosa. — Das Tagebuch verzeichnet für den Tag des Abschlusses des Faust außerdem: ‚Elektroskope und Elektrometers.'

Von andern literarischen Arbeiten in diesem politischen Unheilsjahr sind nur zu nennen: der Aufsatz über Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano, die Fortsetzung der ‚Farbenlehre', die Durchsicht der Werke für eine neue, zwölfbändige Gesamtausgabe bei Cotta, wobei Goethe sich enthielt, etwas umzuschreiben oder wesentlich zu verändern.

Der wieder hervorgeholte Plan zu einem Epos Tell mußte beiseite gelegt werden: in dem Aufruhr der Zeit war an ein Ausführen nicht zu denken. Er hätte ihn in Hexametern, ‚dieser herrlichen Versart', gedichtet und dem Werke den Ton des ‚Episch-ruhig-grandiosen' gegeben. Aus Wilhelm Tell wollte er symbolisch stilisierend

> eine Art von Demos machen, einen kolossal kräftigen Lastträger, die rohen Tierfelle und sonstigen Waren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Lebenlang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern (!), sein Gewerbe treibend und die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen. — Geßler erschien ihm als ‚einer von den behaglichen Tyrannen, welche herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übrigens aber sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch gelegentlich dies oder jenes verüben, was entweder gleichgültig wirken oder auch wohl Nutzen und Schaden zur Folge haben kann'.

Goethe fügt noch hinzu, daß die Anlage seines Gedichtes von beiden Seiten (Tells und

Geßlers) etwas Läßliches hatte und einen gemessenen Gang erlaubte. Wie bei einer solchen Anlage Geßler ermordet werden konnte, bleibt unklar. Aber vielleicht hatte Goethe gar einen versöhnlichen Ausgang beabsichtigt (vgl. S. 465)!

Im April 1806 besuchte der deutschschreibende dänische Dichter Adam Öhlenschläger (1779—1850) Goethen und las ihm sein Drama ‚Hakon Jarl' vor; bald darauf ‚Aladdins Wunderlampe'. — Daß die naturwissenschaftlichen Studien ununterbrochen weitergingen, wird von jetzt ab hier nicht mehr regelmäßig erwähnt.

‚Die großweltischen Ereignisse', wie Goethe sprachschöpferisch die Weltpolitik dieser Jahre nennt, werfen ihre Unheil verkündenden Schatten voraus. Am 29. Juni 1806 reist er von Jena nach Karlsbad; unterwegs besichtigt er das Schloß in Eger mit dessen Erinnerungen an Wallensteins Ermordung. Christiane war ins Lauchstädter Bad gegangen. Preußische Truppenmärsche durch Weimar hatten seit dem Beginn des Jahres die Augen auf den Ernst der politischen Lage gerichtet. ‚Zwar brannte die Welt in allen Ecken und Enden, Europa hatte eine andere Gestalt angenommen, zu Lande und See gingen Städte und Flotten zu Trümmern; aber das mittlere, das nördliche Deutschland genoß noch eines gewissen fieberhaften Friedens, in welchem wir uns einer problematischen Sicherheit erfreuten.' Am 12. Juli 1806 wurde auf Befehl Napoleons und unter seiner ‚Schutzherrschaft' der Deutsche Rheinbund gegründet; am 6. August erklärte der österreichische Kaiser Franz II., sich der deutschen Kaiserwürde entkleidend, das Deutsche Reich für aufgelöst.

In Karlsbad, schon damals dem Kurort der vornehmen und reichen Welt, war Goethe ‚recht in die Mitte von Angst und Bekümmernis' geraten. Ein Fürst Reuß der Dreizehnte, ‚der mir immer ein gnädiger Herr gewesen', wie Goethe in den Annalen, für heutiges Empfinden komisch wirkend, beifügt, enthüllte ihm das von Frankreich her Deutschland bedrohende Unheil; doch gab es in Böhmen wenigstens keine Truppenansammlungen wie die, denen Goethe bei der Rückkehr nach Thüringen begegnete. Karl August, General im preußischen Heere, bereitete sich zum Abmarsch auf den mutmaßlichen Kriegsschauplatz; Goethe hatte mit ihm am 24. September eine ‚prägnante Unterhaltung' im Hauptquartier zu Niederroßla, gewiß über die möglichen Folgen einer Niederlage für das Herzogtum Weimar. Zehn Tage vor der Schlacht bei Jena sah er den Prinzen Louis Ferdinand, ‚nach seiner Art tüchtig und freundlich', speiste bei dem Fürsten Hohenlohe, einem der Unterfeldherren des preußischen Heeres, und kehrte am 6. Oktober nach Weimar zurück. Dort fand er schon alles in voller Unruhe und Bestürzung. ‚Die großen Charaktere waren gefaßt und entschieden, man fuhr fort zu überlegen, zu beschließen; wer bleiben, wer sich entfernen sollte? das war die Frage.' Die kleinen Charaktere entfernten sich; die Herzogin Luise und Goethe blieben.

Eine genaue Geschichte der politischen und kriegerischen Begebenheiten, die in der Zerschmetterung des preußischen Heeres und Staates durch die **Schlacht bei Jena** (14. Oktober 1806) gipfelten, ist hier überflüssig. Goethes Annalen schweigen über die furchtbare Heimsuchung des Weimarischen Landes, der beiden Hauptstädte und des eigenen Hauses. Seine Tagebücher berichten:

Oktober 14. früh Kanonade bei Jena, darauf Schlacht bei Kötschau. Deroute der Preußen. Abends um 5 Uhr flogen die Kanonenkugeln durch die Dächer. Um ½6 Einzug der Chasseurs. 7 Uhr Brand, Plünderung, schreckliche Nacht. Erhaltung unseres Hauses durch Standhaftigkeit und Glück.

15. Marschall Lannes im Quartier und General Victor. Bei Hofe wegen Ankunft des Kaisers. Nach Hause. Beschäftigt mit Sicherung des Hauses und der Familie.

16. Lannes ab. Gleich darauf Marschall Augereau. In dem Intervall die größte Sorge. Bemühung um Sauvegarden usw., bis endlich das Haus ganz voll Gäste war. Mit dem Marschall gespeist. Viele Bekanntschaften. Tätige Teilnahme mancher Militärpersonen. Ankunft des Kommandanten Dentzel.

17. Marschall Augereau ab. Der Kaiser ging ab.

18. Denons (Pariser Museumverwalters) Ankunft. — Begräbnis des (preußischen, bei Jena gefallenen) Generals Schmettau.

19. Trauung.

Mit den Worten: ‚Plünderung, schreckliche Nacht' werden alle Greuel der damaligen Kriegführung angedeutet, von denen auch Goethe nicht verschont blieb. Plündernden Sol-

daten trat Christiane mutvoll entgegen; ja sie soll geradezu Goethes Leben durch ihre entschlossene Dazwischenkunft gerettet haben. Ein Zeitbericht darüber lautet: ‚Goethe war geplündert, und ein paar brutale Kerls drangen mit ihren Degen auf ihn ein und hätten ihn vielleicht umgebracht oder wenigstens verwundet, wenn die Vulpius sich nicht auf ihn geworfen und ihn teils dadurch, teils durch einige silberne Leuchter, die sie sogleich hergab, gerettet hätte.‘ Sicherheit des Lebens wurde erst durch eine Schildwache auf Befehl Neys geschaffen; der schweren Quartierlast entging Goethe so wenig wie andere. Nach einem Briefe von Christiane an Nicolaus Meyer habe die Plünderung 36 Stunden gedauert; nicht zehn Häuser, selbst das Schloß nicht, seien davon verschont geblieben. Goethen habe die Plünderung über 2000 Taler gekostet; er habe zuweilen 28 Betten mit einquartierten Franzosen im Hause gehabt.

Von dem tapfern Verhalten der Herzogin Luise wurde schon gesprochen (S. 202); ebenso von Christianens hilfreichem Sinn für die Notleidenden in der Stadt (S. 203).

Dem gewichtigen Tagebuchvermerk ‚Trauung‘ vom 19. Oktober 1806 sei ergänzend folgender Brief Goethes vom 17. Oktober an den Weimarer Prediger Günther, Herders Nachfolger, beigefügt:

> Dieser Tage und Nächte ist ein alter Vorsatz bei mir zur Reife gekommen; ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine. Sagen Sie mir, würdiger geistlicher Herr und Vater, wie es anzufangen ist, daß wir, sobald möglich, Sonntag oder vorher getraut werden. Was sind deshalb für Schritte zu tun? Könnten Sie die Handlung nicht selbst verrichten? Ich wünsche, daß sie in der Sakristei der Stadtkirche geschähe. Geben Sie dem Boten, wenn er Sie trifft, gleich Antwort. Bitte!
> Goethe.

Und so geschah's! In die Trauringe hatte Goethe den ‚14. Oktober 1806‘ eingraben lassen zum Gedächtnis an Christianens Beistand in größter Not, wohl aber auch an seinen entscheidenden Entschluß. Die Worte an den Geistlichen von dem ‚alten Vorsatz‘ waren sicher vollempfunden: Christianens hingebende Liebe und Sorge sowie das Heranwachsen seines Sohnes hatten den Gedanken an das bürgerliche Siegel auf seine Liebes- und Gewissensehe verstärkt, und nur der Abscheu vor dem Geklatsche der Weimarischen Gesellschaft hatte ihn nicht zur Entschlußreife kommen lassen. In jenen schrecklichen Tagen aber hatten die Weimarer zusamt den Weimarerinnen so reichlich mit sich selber zu tun, daß Goethes stille Trauung fast unbemerkt blieb. Frau von Stein allerdings ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, lügenhafte Berichte über Zeit und Ort der Handlung gehässig zu verbreiten und sich zu entrüsten, daß Goethe weniger durch die Plünderer eingebüßt hätte als sie (vgl. S. 216).

Vor bald zehn Jahren hatte Goethe Christianen und August letztwillig sichergestellt. Frau Rat hatte der Bitte des Sohnes, auf seine Erbschaft zu verzichten, sogleich willfahrt; so setzte er denn 1797 August als Gesamterben ein, bestimmte aber Christiane zur lebenslänglichen Nutznießerin seines Besitzes, verschrieb ihr außerdem ein Viertel dessen, was dereinst aus der Frankfurter Hinterlassenschaft an Goethe fallen würde. In demselben Jahr schrieb er an Christiane aus der Schweiz: ‚Ihr allein bedürft meiner, die übrige Welt kann mich entbehren.‘

An Knebel, der Christiane schon vor ihrer Verheiratung immer als ‚Frau‘ oder ‚Hausfrau‘ Goethes bezeichnet hatte, schrieb dieser: ‚Daß ich mit meiner guten Kleinen seit vorgestern verehelicht bin, wird euch freuen.‘ Dem Herzog teilt er an Augusts 17. Geburtstage das Ereignis mit:

> Ich konnte mir Eurer Durchlaucht Einwilligung aus der Ferne versprechen, als ich in den unsichersten Augenblicken durch ein gesetzliches Band ihm (August) Vater und Mutter gab, wie er es lange verdient hatte. Wenn alle Bande sich auflösen, wird man zu den häuslichen zurückgewiesen, und überhaupt mag man jetzt nur gerne nach innen sehen.

Der Herzog antwortete ihm aus Berlin: ‚Dein Hauswesen ist berichtigt — lauter gute erfreuliche Dinge.‘ Erst jetzt erbat und erhielt Goethe die amtliche Eigentumsurkunde für das Haus am Frauenplan, die bis dahin nur auf des Herzogs mündlichem Wort beruht hatte.

Als in Cottas Allgemeiner Zeitung dumme Schwätzereien über seine Heirat verbreitet wurden, schritt Goethe durch einen Brief an den Verleger kräftig dagegen ein: ‚Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältnisse einen Zeitungsartikel verdienten; soll aber was davon erwähnt werden, so glaube ich, daß mein Vaterland mir schuldig ist, die

Schritte, die ich tue, ernsthaft zu nehmen; denn ich habe ein ernsthaftes Leben geführt und führ' es noch.'

Einmal regelrecht verheiratet, hielt Goethe es für seine Ehemannspflicht, Christiane in die ihm zusagenden Kreise einzuführen. Eine den Weimarischen Philisterinnen hoch überlegene Frau half ihm großen Sinnes dabei: die Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer (1766—1838), Witwe eines reichen Danziger Kaufmanns, die Mutter Arthur Schopenhauers. Seit dem Frühling 1806 wohnte sie in Weimar und machte ein gastfreies Haus, das geistig bedeutendste außer dem Goethischen. Zwei Tage nach der Trauung erschien Goethe mit Christiane bei ihr; wir haben ihren anschaulichen Bericht über dieses für die Frau Geheimrat von Goethe entscheidende Ereignis:

Ich empfing sie, als ob ich nicht wüßte, wer sie bisher gewesen wäre. Ich sah deutlich, wie sehr mein Benehmen ihn freute. Es waren noch einige Damen bei mir, die erst formell und steif waren und hernach meinem Beispiel folgten. Goethe war so gesprächig und freundlich, wie man ihn seit Jahren nicht gesehen hatte. — Als Fremden und Großstädterin traut er mir zu, daß ich die Frau so nehmen werde, als sie genommen werden muß. Sie war in der Tat sehr verlegen, aber ich half ihr bald durch.

Johanna Schopenhauer erfreute sich in Weimar eines solchen Einflusses auf die Frauenwelt, daß ihr Beispiel vorbildlich wurde: nach und nach öffneten sich Christianen die ‚guten Häuser', sie durfte die ‚großen Weiber', wie Otto Ludwig in einem ähnlichen Falle die vornehme weibliche Welt solcher thüringischen Nester nennt, sogar bei sich empfangen, und nach einigen Jahren genoß sie den Triumph, ihrem in Heidelberg studierenden August schreiben zu können: ‚Wir hatten einen Tee von 30 Personen, alle Damen, die du kennst, Frau von Wolzogen, Stein, Schiller und mehrere.'

Ja, auch die Stein! Goethes Haus war das erste nach oder neben dem herzoglichen Schloß, und wer nicht bei Goethe verkehrte, gehörte nicht zur obersten Schicht. So hatte denn die stete Beschimpferin Christianens seine Einladung angenommen und schrieb darüber ihrem Fritz: ‚Angenehm ist es mir freilich nicht, in der Gesellschaft zu sein, indessen da er das Kreatürchen sehr liebt, so kann ich es ihm wohl einmal zu Gefallen tun.' Sie ist dann noch manchmal in dem Hause erschienen, dessen Herrin Christiane geworden, und wenngleich sie von ihrer eigensüchtigen, selbstzufriedenen, splitterrichterlichen Art niemals völlig abließ, mit der Zeit stellte sich zwischen ihr und Goethe doch ein leidlicheres Verhältnis her, in dem sie die gnädig Herablassende, Goethe der gütig Ritterliche war. Kleine Geschenke gingen zwischen den beiden Häusern an der ‚Ackerwand' hin und her; so dankt einmal Goethe für ein Halstuch, ‚so vortrefflich, daß ich mich kaum getraue es umzutun'. In einem ihrer Briefe von 1803 heißt es: ‚Da Sie manchmal, lieber Goethe, übermäßig gut sein können'; in einem andern unterzeichnet sie sich ‚Ihre treue Verehrerin'.

Und am Ende: Charlotte von Stein war ein Weib und eine Mutter; die Urgefühle des Weibes lebten auch in dieser Hofdame mit der Hofmaske. Goethes Söhnchen kam ihr, der nur um die Ecke Wohnenden, oft vor die Augen, und die Vereinsamte, deren Söhne in die Welt gezogen waren, konnte dem unschuldigen Kinde nicht gram sein. Ja sie schrieb einmal an Goethe die gefühlten Worte: ‚Sie müssen meinem Herzen eigentlich sehr natürlich finden, daß ich Ihr Kind so lieb haben muß', und Goethe an sie: ‚Erlauben Sie ferner meinem armen Jungen, daß er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung denken, daß Sie ihm so wohl wollen.' Sie entschädigte sich in einem Brief an ihren Fritz: ‚Ich kann manchmal in ihm (August) die vornehmere Natur des Vaters und die gemeinere der Mutter erkennen.'

Christiane wurde in späteren Jahren als rechtmäßige Frau des Ministers von Goethe gelegentlich auch zu Hofe geladen, und die Herzogin Luise erwies sich ihr ‚außerordentlich gnädig'.

Goethe war nicht der Mann, lange über ein doch nur äußerliches Unglück zu jammern. ‚Allen Gewalten Zum Trotz sich erhalten Rufet die Arme Der Götter herbei', und: ‚Narre, wenn es brennt, so lösche, Hat's gebrannt, bau wieder auf!' — oder wie er nach den Schreckenstagen des Oktobers 1806 an Knebel in Prosa schrieb: ‚Jeder muß sich in diesen ernsten Augen-

blicken zusammennehmen und möglichst wiederherstellen, so wird auch dem Ganzen geholfen.' Seinem lieben Weimarer Park war kein Unheil widerfahren: das ist es, was ihn, ‚nach entsetzlichen Klagen der besten Freunde, immer noch erfreut'. So an den Herzog, dem er noch berichtet: ‚Wenn man übersieht, was verloren ist, so freut man sich billig doppelt des Erhaltenen. Die Bibliothek ist wundersam erhalten. — Das Münzkabinett ward in der Angst der letzten Tage nach Alstedt geflüchtet. — Der Botanische Garten hat wenig gelitten.'

In Goethes Tagebüchern lesen wir schon unterm 20. Oktober: ‚Verschiedene Aufsätze geschrieben. Akten geheftet und sonst das Nächste besorgt. — Einquartierung.' Und da Cotta die neue Ausgabe der Werke vorbereitet, so nimmt Goethe allerlei zur letzten Durchsicht vor, erledigt Elpenor und die Fischerin, versucht, ‚etwas Chromatisches (zur Farbenlehre) zu arbeiten', die ‚komparierte Anatomie' findet sich ein, Korrekturbogen der Farbenlehre werden gelesen, und vom November meldet uns ein Tagebuch: ‚Astronomica zur Ableitung der Politicorum'. Andere Einträge lauten:

1806, 10. November: Hexameter zur Morphologie. An der Einleitung einiges verändert. Die Hälfte der chemischen Farben paragraphiert. Zu dem Erbprinzen, wo ich Prof. Meyer fand. Zur Prinzeß. Mittag Legationsrat Bertuch und Familie, Major von Knebel und Familie, Mad. Schopenhauer, Dr. Müller, Dr. Voigt. Darmstädtischer Major zur Einquartierung. Abends zur Herzogin-Mutter, wo der Prinz und Prinzessin waren.

15.: Chemische Farben revidiert. Bei der Herzogin-Mutter. War Mounier daselbst.

16.: Mit Voigt wegen der eingegangenen Ordres und Befehle die neue Einrichtung betreffend. Der blessierte Offizier. Abends zu Hause.

Bald ist die vielstimmige Fuge des Goethischen Lebens wieder im vollen Gange, und um Weihnachten lehrt er seine Weimarer, selber heiter zu sein, wenn der Tag nicht hell ist. Er eröffnet das seit den Kriegstagen im Oktober geschlossene Theater, und siehe da: ‚Balkon und Logen, Parterre und Galerie bevölkerten sich gar bald wieder, als Wahrzeichen und Gleichnis (!), daß in Stadt und Staat alles die alte Richtung angenommen.'

Zweites Kapitel.

Pandora.

Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt!
(Epimetheus in Pandora.)

Über den äußern Anstoß zu dem Dramabruchstück **Pandora**, oder wie es im Tagebuch heißt: Pandorens Wiederkehr, berichtet Goethe in den Annalen zu 1807:

Als das wichtigste Unternehmen bemerke ich, daß ich ‚Pandorens Wiederkunft' zu bearbeiten anfing (laut Tagebuch am 19. November). Ich tat es zwei jungen Männern, vieljährigen Freunden, zu Liebe. Leo von Seckendorf (aus Weimar) und Dr. Stoll (ein Wiener Schriftsteller), beide von literarischem Bestreben, dachten einen Musenalmanach in Wien heraus zu fördern; er sollte den Titel ‚Pandora' (Gedächtnisfehler Goethes für den wirklichen Titel einer Zeitschrift ‚Prometheus') führen, und da der mythologische Punkt, wo Pandora auftritt, mir immer gegenwärtig und zur belebten Fixidee geworden, so griff ich ein, nicht ohne die ernsthaftesten Intentionen, wie ein jeder sich überzeugen wird, der das Stück, soweit es vorliegt, aufmerksam betrachten mag.

Was ihn so freudig dem Wunsche der zwei jungen Herausgeber folgen ließ, war neben vielem auch deren Absicht, durch ihre Zeitschrift ‚menschliche Schönheit auf Erden gedeihen zu machen'. Goethes Pandora sollte der Hochgesang menschlicher Schönheit in ihrem siegreichen Aufstieg zur Gipfelkultur werden.

Die Gefährdung des stillen Werdeganges der Kultur war ihm durch das letzte Jahr drohend vor die Augen gerückt worden. Das Herzogtum Weimar hatte der französische Kaiser in seinem Bestande belassen, wohl zumeist aus Rücksicht auf die verwandtschaftlichen Beziehungen der Erbprinzessin zum Zaren Alexander. Dauernder Frieden aber stand für Deutschland, für Europa nicht in Aussicht, und wer verbürgte, daß plündernde Horden das nächste Mal nicht alles zerstörten, was Goethe für die Kunst und die Wissenschaft in seinem Wirkungskreise geschaffen hatte? Aus diesem Gefühl entstand das ernste, dichterisch wertvolle **Vorspiel** zur Eröffnung des Weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie. Die Kriegsgöttin tritt auf und droht Schrecken und Tod mit ihrem Blitzgeschoß. Eine Flüchtende jammert: ‚Verkohlt so vieler

Menschenjahre werter Fleiß.‘ Dann erscheint die ‚Majestät im Krönungsornat‘ und verheißt:

Neuer Kunstwald hebt sich in die Lüfte.
Sieh! des Meisters Kränze wehen droben,
Jubel schallt ihm, und den Weltbaumeister
Hört man wohl dem irdischen vergleichen.

Der Friede gesellt sich zur Majestät, ‚Gerechtigkeit und Friede küssen sich, o Glück!‘

Mit der ‚Fixidee‘ des Stoffes des Prometheus und der Pandora hatte er sich ja schon ein Menschenalter hindurch beschäftigt. In jenem jugendlichen Bruchstück Prometheus (S. 123) war Pandora, gegen alle Mythologie, zur Tochter des titanischen Götterfeindes und Menschenfreundes geworden. Seitdem hatte sich Goethes Begriff von Prometheus umgestaltet, noch mehr der von Pandora, der unheilvollen ‚Allgabenbringerin‘ der Sage, und es bedurfte nur solches äußerlichen Anstoßes wie von den zwei Herausgebern eines ‚Prometheus‘, um den für dergleichen Antriebe höchst empfänglichen Goethe an die Arbeit gehen zu lassen. In Jena entstand die erste Hälfte des Bruchstückes der Pandora im Herbst 1807 und erschien in der Wiener Zeitschrift 1808. Die zweite Hälfte wurde im Frühling 1808 in Karlsbad gedichtet. Das Fertiggewordene, zusammen 1086 Verse, erschien 1810.

Inzwischen waren die persönlichen Herzenstriebe zu der Dichtung erlahmt, und Goethe schrieb an Zelter (26. 6. 1811): ‚Die Gestalten sind mir etwas in die Ferne getreten, und ich verwundere mich wohl gar über die titanischen Gestalten, wenn ich in den Fall komme, etwas daraus vorzulesen.‘ Ohne andauerndes Miterleben gab es für Goethe kein Schaffen, selbst nicht auf dieser symbolistischen Stufe seiner Kunst, — so blieb denn das großangelegte Werk nur als eins der vielen, vielen Bruchstücke beim Weiterschreiten hinter ihm liegen.

Das innere Miterleben, das ihn anfangs beseelte, deutet Goethe in den Annalen mit dem Satze an: ‚Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften drücken das schmerzliche Gefühl der Entbehrung aus und konnten also nebeneinander gar wohl gedeihen.‘ Sie sind gar nicht wohl nebeneinander gediehen: die menschlich lebensvolleren Wahlverwandtschaften, ein besseres Gefäß für das Ausströmen seiner persönlichen Innenerlebnisse, verdrängten das griechische Symbolwerk. Lesen wir für den verschleiernden Ausdruck ‚Entbehrung‘ deutlicher Entsagung und erfahren wir, wodurch ihm dieses Schmerzgefühl bereitet ward, so empfinden wir die persönliche Stimmung mit, aus der die Pandora entstand.

Vom November bis gegen Ende 1807 weilte Goethe in Jena, verkehrte viel mit Knebel, mehr noch im Hause des literarisch gebildeten Buchhändlers Frommann, sah dessen Pflegetochter Wilhelmine (Minna, Minchen) Herzlieb, die Waise eines Züllichauer Predigers, die er schon als Kind gekannt und nun als neunzehnjähriges blühendes Mädchen wiederfand. Die Malerin Luise Seidler schildert sie: ‚Die lieblichste aller jungfräulichen Rosen, mit kindlichen Zügen, mit großen dunkeln Augen. — Die Flechten glänzend schwarz, das anmutige Gesicht vom warmen Hauche eines frischen Kolorits belebt, die Gestalt schlank und biegsam, vom schönsten Ebenmaß und graziös in allen Bewegungen.‘

Vor der Schwelle zum Greisenalter, mit 58 Jahren, wurde Goethe von einer tiefen Leidenschaft für dieses liebreizende Kind gepackt. Wie ein letzter Scheidegruß der Jugendfreuden erschien sie ihm:

Der Seligkeit Fülle, die hab' ich empfunden!
Die Schönheit besaß ich, sie hat mich gebunden;
Im Frühlingsgefolge trat herrlich sie an.
Sie erkannt ich, sie ergriff ich, da war es getan!

Eine bittersüße Liebe des Alters zur Jugend, reich an andersartigen, nicht weniger quälenden Schmerzen als in Wetzlar und Frankfurt, wo der Jüngling die Braut und das Weib eines Andern geliebt hatte. Minna Herzlieb scheint Goethes Liebe kaum erkannt, sicher nicht erwidert zu haben. Einer Freundin schreibt sie von ihm:

> Er war immer so heiter und gesellig, daß es einem unbeschreiblich wohl und doch so weh in seiner Gegenwart wurde. Ich kann Dir versichern, daß ich manchen Abend, wenn ich in meine Stube kam und alles so still um mich herum war und ich überdachte, was für goldene Worte ich den Abend wieder aus seinem Munde gehört hatte, und dachte, was der Mensch doch aus sich machen kann, ich ganz in Tränen zerfloß.

Goethe sprach ihr nie von seiner Liebe; er kämpfte sich, wie schon manches Mal, durch diesen Aufruhr des Herzens zum Verzichte hindurch, strömte seine Leidenschaft im Sonett, im

Drama und Roman aus und fand dann die Ruhe wieder, aus der er Christianen nach zwei Jahren bekennen konnte: ‚Gestern Abend habe ich auch Minchen wieder gesehen. — An Gestalt, Betragen u.s.w. immer noch so hübsch und so artig, daß ich mir garnicht übelnehme, sie einmal mehr als billig geliebt zu haben‘ (6. 11. 1810). — Minna Herzlieb heiratete 1821 den Jenaer Professor Walch, verfiel später in Geisteskrankheit und starb hochbetagt erst 1865.

Zur Pandora gibt es viele gelehrte Erklärungen, einige von weit größerem Umfang als das Werk selbst. Zum Verständnis des ausgeführten Bruchstückes bedarf es für denkende Leser keiner weitschweifigen Ausdeuterei. Aufzufrischen ist nur die altgriechische Sage von Pandora, der Sendbotin von Zeus' Rachegeschenk an den Rebellen Prometheus und an seine Menschengebilde, von dessen klugem Verschmähen der Botin zusamt ihrer ‚Büchse‘, vom Bestricken seines Bruders Epimetheus durch die liebliche Pandora und den bösen Folgen der Erschließung ihrer Lade voll Unheilsgaben, denen nur die Hoffnung als Ausgleich beigesellt ist.

Mit der vollkommenen Freiheit des Dichters gestaltete Goethe die unerfreuliche Sage adelnd um. Pandora ist ihm kein Strafgeschenk eifersüchtiger Götter, vielmehr die Verkörperin des höchsten Zieles, dem die Menschheit zustrebt: der edlen Gesittung, des lautern Frommseins, der verklärten Kunstschönheit. Pandora war zuerst dem Prometheus erschienen, doch von dem ihren Wert nicht Erkennenden abgewiesen worden. Epimetheus, der sanfter gesinnte Bruder, hatte sie aufgenommen, aber auch er sie nicht im Tiefsten gewürdigt; sie entschwebte ihm, nachdem sie ihm zwei Kinder geboren, Elpore, die Hoffnung, und Epimeleia, die Fürsorglichkeit. Elporen hat sie mit sich zum Olymp entführt, doch zu Zeiten erscheint jene dem in Sehnsucht um Pandora tatenlos hinsinnenden Vater im Traum und verheißt ihm tröstend Pandorens Wiederkehr.

Des Prometheus Sohn Phileros, der die Liebesschönheit Ersehnende, liebt heimlich Epimeleia, glaubt sich von ihr getäuscht, verwundet sie im Zorn, stürzt sich verzweifelt ins Meer. Beide werden gerettet, Eos verkündet die hohe Feier der Vereinigung der Liebenden:

Aus den Fluten schreitet Phileros her,
Aus den Flammen tritt Epimeleia;
Sie begegnen sich, und eins im andern
Fühlt sich ganz und fühlet ganz das Andre.
So, vereint in Liebe, doppelt herrlich,
Nehmen sie die Welt auf. Gleich vom Himmel
Senket Wort und Tat sich segnend nieder,
Gabe senkt sich, ungeahnet vormals.

Prometheus wünscht keine neuen Gaben, das Menschengeschlecht scheint ihm genugsam ausgestattet. Ihm erwidert Eos vorausdeutend:

Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;
Was zu geben sei, die wissen's droben.
Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
Zu dem Ewigguten, Ewigschönen,
Ist der Götter Werk; die laßt gewähren!

Dann verschwindet Eos, vom strahlenden Helios fürder getrieben; das Bruchstück ist zu Ende. — Mit der Eos letzten Worten beschloß Goethe den letzten Band seiner damals erscheinenden Gesamtausgabe.

Bis hierher ist alles verständlich. Weder Prometheus noch Epimetheus sind die Träger höchster Menschenbildung; diese wird erst einem kommenden Geschlecht, den Kindern der Brüder zuteil, wenn Pandora die Heilspenderin zur Erde wiederkehrt. Das Bruchstück enthält nur die Ausgangstufe des Werdeganges, die durch Prometheus und Epimetheus symbolisch vertretenen Hindernisse höchster Kultur und einen verheißungsvollen Ausblick in die Zukunft.

Prometheus hat seinen Titanentrotz längst abgetan, wie sich ja Goethe von dem Jugendbruchstück ‚Prometheus‘ zu den ‚Grenzen der Menschheit‘ (S. 242) aus dem Trotze des Sturmes und Dranges zur Ehrfurcht mit kindlichen Schauern treu in der Brust hindurchgeläutert hatte. Doch der frühere Empörer, der seinen Frieden mit den Göttern gemacht, hat mit der Empörung auch alles höhere Streben eingebüßt: ‚Das höchste Gut? Mich dünken alle Güter gleich‘; er ist zur Symbolgestalt der selbstgenügsamen Alltäglichkeit und Nützlichkeit geworden, und klänge es nicht gar zu stillos, so dürfte der Prometheus in der Pandora als der Stillstandsphilister gelten: ‚Neues freut mich nicht‘. Sein Machtmittel ist die

Gewalt, Krieger folgen im Notfalle seinem Ruf. Feste liebt er nicht, zum Erholen genügt ja der Schlaf. Arbeit ist das Höchste: ‚Des echten Mannes wahre Feier ist die Tat!‘

Epimetheus ist, wie sein Name besagt, dazu geschaffen:

Vergangnem nachzusinnen, Raschgeschehenes
Zurückzuführen mühsamen Gedankenspiels
Zum trüben Reich Gestalten-mischender Möglichkeit.

Nun ist ihm die kräftige Jugendzeit dahingeflohn, zwischen Genußfülle und Entbehren wechselte sein Leben; nur im Schlafe noch findet er Glück, denn Pandora hat sich von ihm gewandt. So ist Epimetheus der Mensch, der vor lauter Denken und Sehnen nicht zum Handeln kommt, und es ist gewiß nicht vermessen, in den beiden Brüdern nach Goethes naheliegender Absicht die beiden Haupthindernisse der deutschen Entwicklung zu erblicken: das im Nützlichen versunkene Philistertum und die tatenlose Grübelei.

Der Plan dieses Symboldramas vom Aufstieg der Kultur ergibt sich mit genügender Deutlichkeit aus Goethes hinterlassenem wortkargen Schema: ‚Pandorens Wiederkunft zweiter Teil, Karlsbad 18. 5. 1808.‘ Eine göttliche Truhe, die Kypsele, schwimmt übers Meer heran, ‚willkommen dem Phileros, mißkommen dem Prometheus‘. Dieser will die Truhe mit den hohen Göttergaben beseitigen, seine Krieger wollen sie zerschlagen, um den Inhalt der Truhe zu rauben. Epimeleia deutet den Inhalt der Truhe aus. Als ihre Zerstörung von neuem droht, erscheint Pandora, hemmt die Gewaltsamen, alle friedlichen Gewerbe fallen ihr zu. Das Reich der ‚Schönheit, Frömmigkeit, Ruhe‘, der große Menschen-Sabbat beginnt, dem sich Prometheus widersetzt. Die Truhe tut sich auf, wandelt sich in einen Tempel der Wissenschaft und Kunst; das neue Geschlecht, Phileros und Epimeleia, übernehmen die Priesterschaft dieses Menschheittempels. Epimetheus, verjüngt, wird mit Pandora zum Olymp emporgehoben. Zum Schlusse tritt hinter dem Vorhang **Elpore thraseia**, die kühne Hoffnung, hervor und wendet sich an die Zuschauer.

Nach dem zerstörenden Kriege ein Reich des Friedens in Schönheit, mit dem jungen Menschengeschlecht als der Priesterschaft einer frommen Religion von Kunst und Wissenschaft, von besonnener Tatkraft gepaart mit Schönheitsglauben: dies haben wir von Pandorens Wiederkunft zu hoffen. Wie Goethe diesen durchsichtigen Plan im einzelnen ausgeführt haben würde, vermag keine Forschung zu ergründen, die da Wissenschaft sein will, nicht Spielerei.

Auch ohne Goethes ausdrückliches Eingeständnis würden wir die Pandora für ein Symbolwerk erkennen. ‚Das Ganze kann nur auf den Leser gleichsam geheimnisvoll wirken. — Das Einzelne hingegen, was er sich auswählen mag, gehört eigentlich sein und ist dasjenige, was ihm persönlich konveniert‘, schrieb Goethe über das Bruchstück. Den meisten Lesern geht es umgekehrt: man begreift eher den Symbolsinn des Ganzen als des Einzelnen; denn in die Einzelheiten hat der Dichter nach der Richtung seines Altersstils Erlebtes und Gedachtes so persönlicher Art hineingeheimnist, daß ein vollständiges Enträtseln unmöglich ist. Er mag bei Prometheus, der seine Krieger zu barschem Siege weiht, an Napoleon gedacht haben, bei Epimetheus ein wenig an sich selbst, bei Pandora an Minna Herzlieb, einmal gar an Christiane (‚Das übervolle, strotzend braune krause Haar, Ein Büschel flammend warf sich von dem Scheitel auf‘, vgl. Christianens Schilderung S. 298), — all dies ist nebensächlich und trägt nicht das Mindeste zur Dauer oder Vergänglichkeit der Pandora bei.

Ebensowenig zum Kunstwert der Dichtung, die wunderschön überall da ist, wo der Lyriker, nicht der Symboliker Goethe zu uns spricht. ‚Pandora‘ ist ein ganz einzigartiges Gemisch aus Künstelei und leidenschaftlicher Herzenspoesie; aber so übermächtig bricht die Poesie immer wieder durch, daß sie das Ganze mit unsterblicher Lebensglut erfüllt. Was sind alle Symbolgestalten des Werkes mit ihren Geheimbedeutungen gegen die von jedem Leser gefühlte leidenschaftliche Glut der ergossenen Lyrik? Und was sind die den Griechen und Spaniern äußerlich nachgeformten fremdartigen Versmaße gegen die deutschen Lieder dieses aus zwei, drei Stilen zusammengeschweißten seltsamsten unter Goethes Dramen? Hier schlägt der Dichter Töne von solcher Kraft und Innigkeit an, wie nur in den herrlichsten Gedichten seiner Jünglings- und Jungmannsjahre; ja es gibt Stellen darin, die in Goethes

Lyrik überhaupt einzig dastehen an großartiger Leidenschaft geadelt durch höchste Schönheit. Von dieser Art ist des Epimetheus' Lied ‚Wer von der Schönen zu scheiden verdammt ist', darin vor allem die gewaltige Strophe:

Fasse sie wieder! Empfindet selbander
Euer Besitzen und euren Verlust!
Schlägt nicht ein Wetterstrahl euch auseinander:
Inniger dränget sich Brust nur an Brust.

Wem dieses Lied verzweiflungsvollen Verzichtes ursprünglich gegolten haben mag, das versinkt vor dem uns mitergreifenden Schmerzgefühl des Fliehens, Umkehrens, Zusammenstürzens und wiederum Fliehens.

Und mag Epimeleia nur eine symbolische Begriffsgestalt sein, — das Mädchen, das uns in dem Liede ‚Einig, unverrückt, zusammenwandernd' ihr Begegnis mit dem fremden Hirten und den Irrtum des Phileros erzählt, wird zu einem Menschengeschöpf, das uns hinreißt, wie der Dichter hingerissen war.

Goethe beschäftigte sich um die Zeit, als Pandora in ihm keimte, lebhaft mit Calderon. Die Romantiker hatten auf ihren Entdeckerfahrten nach unbekannten Schönheitsreichen die spanischen Dramatiker des 17. Jahrhunderts gefunden und sich überschwänglich für sie begeistert. Einiges von dieser Begeisterung teilte sich Goethen mit, und gewisse reigenartige Lieblingsformen des spanischen Dramas reizten ihn zum Nachbilden. Jenes Erzählungslied Epimeleias ‚Einig, unverrückt, zusammenwandernd' mit seinen lieblichen Kehrversen:

Sternenglanz und Mondes Überschimmer,
Schattentiefe, Wassersturz und Rauschen
Sind unendlich, endlich unser Glück nur —

wurde ähnlichen Formgebilden bei Calderon, Lope und Andern mit neuschöpferischer Freiheit nachgedichtet.

Am übelsten sind Goethen in der Pandora die griechischen Maße geraten. Die jambischen Trimeter schlottern vielfach in lahmen Cäsurgelenken. Die Nachahmung der griechischen ‚Stichomythie' (Wechselrede mit je einer Stoß um Stoß folgenden Verszeile) klingt nicht wie bei den griechischen Tragikern stilgerecht, sondern arg gekünstelt, durch ihre Länge ermüdend. Vollends die abgehackten ‚Jonici a minore' (◡ ◡ – –) in der Rede Epimeleias:

Meinen Angstruf,
Um mich selbst nicht:
Ich bedarf's nicht,
Aber hört ihn!
Jenen dort helft,
Die zugrund gehn:
Denn zugrund ging
Ich vorlängst schon.
Als er tot lag,
Jener Hirt, stürzt'
Auch mein Glück hin;
Nun die Rach rast,
Zum Verderb strömt
Sein Geschlecht her —

und die in den folgenden des Epimetheus und Prometheus wirken nahezu komisch. Goethe wollte das Unbezwingbare zwingen und ist daran gescheitert.

Auch sonst hat das Streben nach griechischer Stilisierung zu allerlei Schnörkelei verführt. ‚Friede findend geht ihr nicht' für: Ihr werdet beim Gehen keinen Frieden finden; ‚Wen treff ich noch den Wachenden' für: wachend, weil man griechisch so sagen konnte; Verzerrungen des Satzgefüges: ‚Wohin mich nicht dem Alten zu begleiten ziemt' für: Wohin dem Alten nicht ziemt mich zu begleiten; schwerverständliches Umschreiben ‚Weitre Seelenpforten öffn' ich gleich' für: Ich werde dir noch andre tötliche Wunden schlagen; übertriebene Ansprüche an griechische Kenntnisse im Gebrauch eines Wortes wie ‚pyropisch', das selbst manchem plötzlich befragten Philologen dunkel klingt, — gestehen wir nur: all dies hat mit echter Kunst nichts zu tun, ist eigensinnige Schrulle und schreckt zahllose Leser vom Genusse des Werkes für immer ab. Die unfruchtbaren Romantiker, besonders die beiden Schlegel, durften sich dergleichen unfruchtbare Spielereien erlauben; an Goethe sind sie ein heilloser Schaden, ein wahres Kunstunglück geworden.

Dazu kam die unleidliche Singspielsprache, die wir schon aus den früheren Opernbüchern Goethes kennen. Wenn die Hirten von ihrem Vieh singen:

Überall findet's was,
Kräuter und tauig Naß;
Wandelt und sieht sich um,
Trippelt, genießet stumm,
Was es bedarf —

oder wenn der Chor der Schmiede ertönt:

Fische, sie wimmeln da,
Vögel, sie himmeln da,
Ihr' ist die Flut.
Die unbeständige,
Stürmisch lebendige,
Daß der Verständige
Manchmal sie bändige,
Finden wir gut —

so läßt man das Buch verzweifelnd sinken. Schwerlich wäre dergleichen bei Schillers Lebzeiten geschrieben worden.

Pandora war Goethen ans Herz gewachsen wie Eugenie; ‚sie ist mir eine liebe Tochter‘, schreibt er 1808 darüber an Reinhard, den befreundeten deutschen Gesandten Napoleons, und noch zwei Jahre später: ‚Vielleicht kostet es einige Mühe sich hineinzulesen, die aber nicht ganz ohne Frucht bleiben wird‘. Wir bedauern, daß ein so gegenständlicher Dichter wie Goethe die großen Zukunftsträume der Menschheit damals nur noch mit Hilfe von Gestalten aus dem urmythischen Schattenreiche der alten Griechen aussprechen konnte; kommen aber doch zu dem Endurteil, daß die poetische Frucht der Pandora in ihren lyrischen Stücken köstlich genug ist, um sich's einige Mühe des Hineinlesens kosten zu lassen. Daß sie zum Verständnis der symbolischen Dichtweise Goethes das eigentliche Lehrbeispieldrama ist, mehr noch als die Eugenie; daß sie nach Inhalt und Form die Vorstufe bildet zum zweiten Teil des Faust, macht sie zu einem der unbedingt zu lesenden Werke Goethes für jeden, der seinem dichterischen Stufenwege Schritt um Schritt folgen will.

Drittes Kapitel.

Die Wahlverwandtschaften.

Überall ist nur *eine* Natur, und auch durch das Reich der heitern Vernunftfreiheit ziehen sich die Spuren trüber, leidenschaftlicher Notwendigkeit unaufhaltsam hindurch, die nur durch eine höhere Hand und vielleicht auch nicht in diesem Leben völlig auszulöschen sind. (Goethes Selbstanzeige der Wahlverwandtschaften im Stuttgarter Morgenblatt.)

Über das äußere Entstehen dieses Romans von brüchiger Ehe und unglücklicher Liebe berichten uns Goethes Tagebücher: aus Weimar, 11. 4. 1808, ‚an den kleinen Erzählungen (zu den ‚Wanderjahren‘) schematisiert, besonders den **Wahlverwandtschaften** und dem Mann von 50 Jahren‘; zwischen Jena und Weimar 1. 5. 1808, ‚Hofrat Meyer die erste Hälfte der Wahlverwandtschaften erzählt‘; aus Karlsbad, 1. 6. 1808, ‚die zwei ersten Kapitel der Wahlverwandtschaften diktiert‘. Vollendet wurde die Arbeit erst im Frühling und Frühsommer von 1809. Ganz hingegeben an sein Werk, bittet Goethe aus Jena Christianen (1. 5. 1809): ‚Wende alles, was du kannst, die nächsten 8 Tage von mir ab; denn ich bin gerade jetzt in der Arbeit so begriffen, wie ich sie seit einem Jahre nicht habe anfassen können. Würde ich jetzo gestört, so wäre alles für mich verloren, was ich ganz nahe vor mir sehe.‘ Zuletzt schuf sich Goethe, wie schon manchmal zuvor, selbst einen Zwang zum Dabeibleiben: er übergab dem Drucker Frommann in Jena das Fertiggewordene und ließ sich von der Druckerei antreiben.

Im September 1809 schickte er Christianen aus Jena den gedruckten ersten Teil, ‚aber nur unter folgenden Bedingungen: 1. daß ihr es bei verschlossenen Türen leset; 2. daß es niemand erfährt, daß ihr's gelesen habt; 3. daß ich es künftigen Mittwoch wieder erhalte; 4. daß mir alsdann zugleich etwas geschrieben werde von dem, was unter euch beim Lesen vorgegangen‘. Da sich die Leserinnen, Christiane und ihre Freundin Ulrich, ‚so freundlich geäußert haben‘, so sollen sie auch die Fortsetzung bekommen. — Im Oktober war der Roman fertig gedruckt und erschien mit der Jahreszahl 1810.

Den Annalen zufolge hatte ihn ‚die erste Konzeption schon längst beschäftigt‘. Die Gefühlswelt, aus der sich die Wahlverwandtschaften innerlich herausgebildet haben, ist dieselbe, aus der Pandora starke Triebe empfing, aus der die Novelle ‚Der Mann von 50 Jahren‘ hervorging: der Abschied des alternden Dichters von der Jugend, der Schmerz des Entsagens und Entbehrens. Gesteigert wurde diese Stimmung durch die hoffnungslose Liebe des achtundfünfzigjährigen Goethe zur neunzehnjährigen *Minna Herzlieb*. Ein weiteres Aufspüren persönlicher Anstöße und Vorbilder ist unfruchtbar; daß die Charlotte des Romans mehr als den Namen mit Charlotte von Stein gemein hat, ist ganz unwahrscheinlich.

‚Ich habe viel hineingelegt, manches hinein versteckt' (an Zelter), und zu Eckermann sagte Goethe nach Jahren über die Wahlverwandtschaften: ‚Kein Strich ist darin enthalten, der nicht erlebt, aber kein Strich so, wie er erlebt worden.' Deutlicher noch heißt es in den Annalen: ‚Niemand verkennt an diesem Roman eine tiefe leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet.' Und sein Freund Boisserée berichtet, wie Goethe ihm 1815 auf einer Fahrt zwischen Karlsruhe und Heidelberg ‚von seinem Verhältnis zu Ottilie gesprochen, wie er sie lieb gehabt, und wie sie ihn unglücklich gemacht. Er wurde zuletzt ganz rätselhaft ahndungsvoll in seinen Reden'.

Gleich nach dem Erscheinen wollten die Leser wissen, ob die Wahlverwandtschaften ‚wahr' seien, ob sie auf Tatsachen beruhen. Goethe erklärte sich heftig gegen solches Nachschnüffeln, man müsse der bloßen Neugierde nicht Rede stehen, gab jedoch allgemein zu: ‚Das Benutzen der Erlebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt (der Menschen und der Dinge) stets für genialer gehalten als mein Genie.'

Ursprünglich sollten die Wahlverwandtschaften nur als eine kurze Novelle wie einige andere in die Wanderjahre eingeschaltet werden; doch sprengte der reiche seelische Stoff diese knappe Form und schwoll zu einem selbständigen Roman an. Vorbilder zum Kern der Fabel hatte Goethe in einer oberflächlichen Geschichte Wielands ‚Freundschaft und Liebe auf der Probe', von einer Art Liebe übers Kreuz zwischen vier Personen, und in einer ähnlichen Geschichte von Tausendundeiner Nacht (166. Nacht) gefunden. Wieland hatte seiner leichtfertigen Novelle (in einem Taschenbuch von 1804) hinzugefügt: ‚Man könnte diese Anekdote zu einem der artigsten Romane ausspinnen.' Vorklänge zu den Wahlverwandtschaften finden sich übrigens schon in Goethes eigener Erzählung: ‚Die guten Weiber'.

Der alternde Mann, der sein Herz rettungslos an ein Weib in der Jugendblüte verliert: dieser von Goethe damals schmerzlich gelebte Stoff; dazu die dichterische Gedankenbahn, auf der er schon wiederholt gewandelt: der schwache Mann zwischen zwei Frauen — diese beiden Hauptantriebe beseelen den Roman von den ‚Wahlverwandtschaften'. Was er einstmals als Einzelgeschehnis des Gefühlslebens selbst erfahren oder beobachtet hatte, das wurde auf dieser Stufe in eine natursymbolische Formel gebracht, die der Hauptmann erklärt:

> Denken Sie sich ein A, das mit einem B innig verbunden, durch viele Mittel und durch manche Gewalt nicht von ihm zu trennen ist; denken Sie sich ein C, das sich ebenso zu einem D verhält; bringen Sie nun diese Paare in Berührung! A wird sich zu D, C zu B werfen, ohne daß man sagen kann, wer das andere zuerst verlassen, wer sich mit dem andern zuerst wieder verbunden hat.

Goethe, der wiederholt so nachdrücklich vor dem Suchen nach der ‚Idee' eines Kunstwerkes warnt, gesteht selbst zu, daß die Wahlverwandtschaften ‚das einzige Produkt von größerem Umfang, wo ich mir bewußt bin, nach Darstellung einer durchgreifenden Idee gearbeitet zu haben'. Er selbst hat das Urteil vorweggenommen: ‚Der Roman ist dadurch für den Verstand faßlich geworden; aber ich will nicht sagen, daß er dadurch besser geworden wäre.' Als seine Idee bei den Wahlverwandtschaften bezeichnete er: ‚soziale Verhältnisse und die Konflikte derselben symbolisch gefaßt darzustellen'.

Wir haben es also eingestandenermaßen nicht so sehr mit geschauten Einzelwesen zu tun, wie mit Verkörperern vorgefaßter Symbolbegriffe, und die unausbleibliche Folge solcher Abwegdichtung zeigt sich in dem Schattenwesen so ziemlich aller Gestalten mit Ausnahme Ottiliens. Trotz dem nicht geringen Spannungsreize der Fabel gehören die Wahlverwandtschaften zu den nicht wenigen Werken Goethes, die der größte Teil selbst seiner Verehrer nur einmal gelesen hat, aber nicht, jedenfalls nicht oft, wieder liest. Weder Charlotte noch der Hauptmann noch der Architekt noch der Mittler stehen als bluterfüllte Menschen vor dem innern Auge; keine dieser Gestalten wirkt mit des Lebens Urgewalt, über die der Dichter des Götz, des Egmont, des Faust, der Dorothea gebot. Goethe fand seinen Eduard, einen der schlappen Männer, deren er gar zu viele geschildert hat, darum ‚unschätzbar, weil er unbedingt liebt'. Dies aber tun ja alle Goethische Helden von Eduards Natur: sie lieben unbedingt, aber nur für diesen Augenblick, und im nächsten lieben sie ebenso unbedingt eine Andere. Eduards Schicksal, selbst sein Tod, bewegt uns nicht das Herz. Und wie schattenhaft muß

Eduards Wesen und Geschick vor Goethes Seele geschwebt haben, wenn er dessen Teilnahme am Kriege mit ein paar Formelworten abtut (‚Der Hauptzweck des Feldzugs war erreicht, und Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen'). Der Krieg wird wie ein nebensächliches Ereignis behandelt, und von diesem Eduard glaubt kein Leser, daß er ein hervorragender Offizier gewesen sein kann.

Einzig Ottilie macht den Eindruck einer geschauten Gestalt. Sie ist von Mignons Stamme, im Grunde auch ein Schattengebilde, aber eines von denen, die unheimliches Leben gewinnen, wenn ihnen der beschwörende Dichter von seinem Herzblut zu trinken gibt.

Das Wort ‚Wahlverwandschaften' war nicht Goethes Schöpfung: er hatte es der Übersetzung einer naturwissenschaftlichen Schrift (‚De attractionibus electivis') des Schweden Bergmann entliehen. In einer selbstverfaßten Voranzeige des Romans schrieb Goethe von sich:

> Es scheint, daß den Verfasser seine fortgesetzten physikalischen Arbeiten zu diesem seltsamen Titel veranlaßten. Er mochte bemerkt haben, daß man in der Naturlehre sich sehr oft ethischer Gleichnisse bedient, um etwas von dem Kreise menschlichen Wissens weit Entferntes heranzubringen, und so hat er auch wohl in einem sittlichen Falle eine chemische Gleichnisrede zu ihrem geistigen Ursprunge zurückführen mögen.

Kein Goethisches Werk hat seit dem ersten Drucke bis heut ein so ungerechtes Urteil vom sittlichen Standpunkt erfahren wie die Wahlverwandtschaften. Als ein Angriff auf die Heiligkeit der Ehe wurde und wird noch vielfach ein Werk verschrien, das geradezu ein Hymnus auf sie ist. Goethe hat sich wiederholt in Gesprächen ebenso geäußert wie Mittler aus des Dichters Seele:

> Wer mir den Eh'stand angreift, rief er aus, wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, gibt's gar keinen hinreichenden Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub' ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?

In einem Briefe von 1821 an Professor Zauper hat Goethe bekannt: ‚Der einfache Text dieses einfachen Büchleins sind die Worte Christi: Wer ein Weib ansieht, ihr zu begehren', usw. An Zelter schrieb der Achtzigjährige, er sei in den ‚Wahlverwandtschaften die innige wahre Katharsis so rein und vollkommen als möglich abzuschließen bemüht' gewesen. Das von kurzsichtigen Eiferern für unsittlich erklärte Werk ist das absichtlich sittlichste unter allen. Goethe läßt Eduard und Ottilie untergehen, weil ‚sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph' (zu Eckermann, 30. 3 1824). Als ihm gar ein so gescheiter alter Knabe wie Knebel mit sittlichen Bedenken kam, soll Goethe ihm majestätisch erwidert haben: ‚Ich habe es ja nicht für dich geschrieben, sondern für die Mädchen!' Seltsamerweise schrieb die Stein, die einer Vorlesung der Wahlverwandtschaften bei der Herzogin Luise beigewohnt hatte und sonst so eifrig nach der ‚Schicklichkeit' von Kunstwerken ausspähte, ‚von den feinen Gefühlen, der Sittlichkeit, dem Verstand und Anstand' darin.

Die Wahlverwandtschaften waren als Novelle erfunden; Goethes Herzensanteil an dem Stoff machte daraus einen Roman. Das Kunstwerk leidet an den Folgen dieses durch den Stoff nicht genügend bedingten Streckens. Der herkömmliche Umfang eines Romans wird nur erreicht durch das bei Goethe in späteren Jahren immer häufigere Mittel des Hineinstopfens fremder Bestandteile. Lange, an sich wertvolle, für die Handlung entbehrliche, für die Charaktere gleichgültige Gespräche, ausführliche Abhandlungen von Nebenpersonen, nun gar ein ganzes Tagebuch Ottiliens, das mit seiner tiefen Lebenserfahrung unmöglich von ihr geschrieben wurde, — dies alles erzeugt den Eindruck einer unreinen Kunstform, und die nicht notwendige, außer Verhältnis zum Stoffkern stehende Ausdehnung droht dem an Schön-

heiten nicht armen Werke den Untergang. Die Zartheit im Schildern aufkeimender Liebe bei Eduard, mehr noch bei Ottilie, ist schwerlich je übertroffen worden, und alle Mittel künstlerischer Vorbereitung und Spannung beherrscht Goethe in diesem letzten seiner großen Erzählungswerke noch als vollkommener Meister.

Viertes Kapitel.

Das Leben von 1807 bis zum Erscheinen von Dichtung und Wahrheit (1811).

Ich und meine Nächsten suchten also dem Theater seine alte Konsistenz wiederzugeben': im Februar **1807** wurde Tasso zum erstenmal aufgeführt. Die Schauspieler hatten ihn heimlich einstudiert; der Dichter fügte sich zuletzt, ließ sich gern durch den Beifall beschämen und überzeugen, daß das hartnäckig für unmöglich gehaltene Stück bei guter Darstellung und vor hingebenden Zuschauern gar wohl möglich sei.

Am 10. April 1807 starb die Herzogin-Mutter Amalia, oder, wie Goethe das schmerzliche Ereignis berichtet: ‚Sie verließ den für sie im tiefsten Grund erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden'. Tod und Sterben waren ihm zuwidere Ausdrücke, deren er sich im Alter immer seltener bediente. Goethe widmete ihr einen Aufsatz ‚Zum feierlichen Andenken', der von den Kanzeln des Landes verlesen wurde.

Unterm 23. April verzeichnen die Tagebücher: ‚Mamsell Brentano', — den ersten Besuch der ihn mit ihrer aufdringlichen, gemachten Liebe belästigenden Bettina, der Tochter jener Maximiliane Brentano, die ihm 34 Jahre zuvor so viel Unruhe bereitet hatte.

Eine wertvolle neue Bekanntschaft wurde die mit dem französischen Gesandten Grafen von Reinhard, einem geborenen Württemberger. Goethe lernte ihn im Mai 1807 in Karlsbad kennen und schätzen; ein gehaltreicher, vertrauter Briefwechsel knüpfte sich an. Reinhard nahm lebhaften Anteil an Goethes ‚Farbenlehre' und übersetzte sogar einiges daraus.

In Karlsbad erfährt Goethe den Tod des ihm von Italien her befreundeten Landschaftmalers Philipp Hackert (vgl. S. 269) und faßt den Plan, dessen Leben darzustellen. Er verweilt bis in den September im Bade; gegen das Ende des Aufenthaltes empfängt er den Besuch seines Sohnes.

In das Ende des Jahres 1807 fällt die nähere Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede. Goethe erzählt, wie er die nur geheftete Ausgabe des Schweizers Myller von 1782 lange achtlos habe liegen lassen, wie dann zufällig sein Blick eine Seite getroffen: die Stelle, wo die Meerfrauen dem trotzigen Hagen weissagen. Sie fesselte ihn so, daß er den Stoff zu einer Ballade formen wollte. Nach seiner Art suchte er sich des Werkes im Ganzen dadurch zu bemächtigen, daß er sich ein Verzeichnis der Personen und Charaktere verfertigte, ja zum ersten Teil des Liedes eine Landkarte entwarf. Ins Mittelhochdeutsche arbeitete er sich dermaßen hinein, daß er Vers für Vers vom Blatt übersetzend vorlesen konnte. Dies geschah im nächsten Jahr vor befreundeten Zuhörerinnen in seinem Hause.

Die Tagebücher zeigen, wie nebenher oder obenan die Naturwissenschaft unablässig Goethes Zeit beansprucht. Jedes Jahr hat seine Merkwürdigkeit: nach der Wolfsmilchraupe ist es diesmal ein seltsamer Flossenkrebs, an dem die Verwandlung eines Gliedes in eine andre Gestalt beobachtet wird.

Gesellschaftlich wurde ihm jetzt das Haus der Schopenhauer von hohem Wert: er verweilte dort oft mehre Male in der Woche.

Im November suchte ihn Bettina Brentano von neuem heim. Sie wähnte sich von ihm geliebt, bezog seine Sonette an Minna Herzlieb aus jener schmerzlichen Zeit Goethes im Frommannschen Hause auf sich und gebärdete sich von nun ab so überromantisch, daß es dem geduldigen Meister zu viel ward.

Der Dezember 1807 brachte ihm eine innige Freude: ein Sohn Lilis von Türkheim besuchte ihn; Goethe verwechselte ihn mit einem Dürkheim, behielt ihn aber, da er ihm gefiel, lange im Gespräch bei sich und erfuhr erst durch einen Brief Lilis den Sachverhalt. In einem herzlichen Briefe vom 14. Dez. richtete er an sie die schon früher abgedruckten Zeilen (S. 186).

In den ersten Monaten von **1808** treibt Zacharias Werner sein Wesen in Weimar, als gewandter Vorleser von eignen und fremden Dichtungen bei Goethe und der Schopenhauer, auf der Bühne mit seiner verrückten Tragödie ‚Wanda, Königin der Sarmaten'. Goethe läßt sich den dichterisch begabten Schwarmgeist und Schaumschläger als belustigenden Gesellschafter gefallen und führt mit ihm Gespräche über Heidentum und Christentum, von denen uns leider nichts aufgezeichnet ist. Mit einer gewissen Schadenfreude sieht er zu, wie der Gaukler mit seinem romantischen Geschwätz alle Welt zu betören weiß:

Werner macht mir Spaß, wenn ich sehe, wie er die Weiblein mit artig aufgestutzten Theorien von Liebe, Vereinigung zweier prädestinierten Hälften, Meisterschaft, Jüngerschaft, verastralisierten Mignons zu berücken weiß; die Männer mit ineinander geschachtelten Mönchs- und Rittergraden, mit nächtlichen Kirchen und Kapellen, Särgen, Falltüren so künstlich als listig anzuregen, ihre Neugierde zu hetzen und sie dadurch sämtlich für ihn zu interessieren versteht. Dem ich denn allem bestens Vorschub tue, um einen so vorzüglichen Mann zu fördern und die Menschen dabei glücklich zu machen (an Fritz Jacobi, 7. 3. 1808).

Goethes schwindelnder Großkophta hatte den Leuten mißfallen; so mochten sie sich jetzt von diesem ‚Sohn der Zeit' beschwindeln lassen.

Am 2. März 1808 wurde **Heinrich von Kleists** Zerbrochener Krug, ‚ein problematisches Theaterstück', unter Goethes Leitung in Weimar aufgeführt und hatte, wie es in den Annalen heißt, ‚eine höchst ungünstige Aufnahme zu erleben'. Goethe mildert noch, — das Stück war ausgelacht, ja ausgepfiffen worden; ergrimmt ließ der Herzog einen der Pfeifer, wegen der Beleidigung gegen sich und die Herzogin, vom Fleck verhaften.

Goethes persönliches und künstlerisches Verhältnis zu Kleist ist ein dunkles Blatt in des Meisters Lebensbuch. Es götzendienerisch zu übertünchen, wäre ebenso unnütz wie würdelos; versuchen wir, Goethes Verhalten aus seinem gesamten Kunstwesen heraus zu verstehen.

Bei seinem Besuch in Weimar 1802 auf der Heimreise von der Schweiz war Kleist, der noch kein reifes Werk aufzuweisen hatte, Goethen nicht so nahe getreten, daß dieser sich eine Ansicht über ihn bilden konnte. Durch seinen Reisegefährten, den jungen Wieland, wurde Kleist bei dessen Vater eingeführt, weilte vom November 1802 bis in den Februar 1803 auf dessen Gut Osmannstedt, las ihm Bruchstücke seines Robert Guiskard vor und erregte das Entzücken des alten Dichters. Weder Goethe noch Schiller haben damals von Kleists Jugendarbeiten Kenntnis bekommen. Am 24. Januar 1808 sandte Kleist aus Dresden an Goethe das erste Heft seiner Zeitschrift ‚Phoebus', worin die Penthesileia erschienen war, mit der flehenden Bitte um ein Urteil: ‚Es ist auf den Knieen meines Herzens, daß ich damit vor Ihnen erscheine'. Goethe antwortete ihm am 1. Februar 1808:

Mit der Penthesileia kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden. Auch erlauben Sie mir, zu sagen, daß es mich immer betrübt und bekümmert, wenn ich junge Männer von Geist und Talent sehe, die auf ein Theater warten, welches da kommen soll. Ein Jude, der auf den Messias, ein Christ, der aufs neue Jerusalem, und ein Portugiese, der auf den Dom Sebastian wartet, machen mir kein größeres Mißbehagen. Vor jedem Brettergerüste möchte ich dem wahrhaft theatralischen Genie sagen: **hic Rhodus, hic salta!** Auf jedem Jahrmarkt getraue ich mir auf Bohlen über Fässer geschichtet, mit Calderons Stücken, **mutatis mutandis**, der gebildeten und ungebildeten Masse Vergnügen zu machen. Verzeihen Sie mir mein Geradezu: es zeugt von meinem aufrichtigen Wohlwollen.

Bald darauf ging die Aufführung des ‚Kruges' vor sich, deren schauderhaften Mißerfolg der in allen seinen Hoffnungen getäuschte Kleist einer bösen Absicht Goethes zuschrieb. Von einer solchen kann keine Rede sein, und doch traf den Leiter des Weimarer Theaters ein großer Teil der Schuld am Mißlingen einer Aufführung, die nicht hätte mißlingen müssen. Ein halbes Jahr zuvor hatte Goethe an Kleists Freund, Adam Müller, geschrieben: ‚Der Zerbrochene Krug hat außerordentliche Verdienste, und die ganze Darstellung dringt sich mit gewaltsamer Gegenwart auf. Nur schade, daß das Stück auch wieder dem unsichtbaren Theater angehört; das Talent des Verfassers, so lebendig er auch darzustellen vermag, neigt sich doch mehr gegen das Dialektische hin.' So viel Treffendes in diesen letzten Worten liegt — wie konnte Goethe ein Stück mit so ‚gewaltsamer Gegenwart', das wie ein ununterbrochenes Hagelwetter über die Bühne prasseln mußte und das vom Dichter nicht in Akte geteilt war,

nicht geteilt werden darf, in 3 Akte mit zwei Pausen zerreißen? Der schon erwähnte Schauspieler Genast berichtet, das Stück sei hauptsächlich durch den breiten, langweiligen Vortrag des Darstellers des Richters Adam durchgefallen; Goethe habe dessen schlechtes Spiel auf den Proben gerügt. Hätte er dem größten dramatischen Zeitgenossen unter den Lebenden nur halb so viel tätiges Wohlwollen erwiesen, wie er damals an den elenden Werner verschwendete, wie anders könnte sich Kleists Schicksal gefügt haben!

Durch den unglücklichen Ausgang der ‚Krug'-Aufführung ließ Goethe sich an Kleist selbst nicht irre machen: er bezeichnete ihn bald darauf zu Knebel als kein gemeines Talent, und mehr als ein Urteil Goethes aus späterer Zeit beweist, daß er Kleists Bedeutung nicht völlig mißkannt hat. Über den Amphitryon hat er sich mit Gentz, dem Gehilfen Metternichs, unterhalten, aber schwerlich das rechte Wort hiermit gefunden: ‚Nach meiner Einsicht scheiden sich Antikes und Modernes auf diesem Wege mehr, als daß sie sich vereinigten.' Ein andermal heißt es von dem Amphitryon, ‚er erschien als ein bedeutendes, aber unerfreuliches Meteor eines neuen Literaturhimmels', und schließlich vermerkt er: ‚Kleist geht bei den Hauptpersonen auf die Verwirrung des Gefühles hinaus.' In Wahrheit geht Kleist in diesem wie in andern Dramen von der Verwirrung des Gefühles aus und stellt sich die Aufgabe, aus der Verwirrung zur Klarheit des Gefühles aufzusteigen.

In einer lange nach Kleists Tode geschriebenen Anzeige Goethes von Tiecks ‚Dramatischen Blättern' (1826) stehen dann die Sätze:

Seine (Tiecks) Pietät gegen Kleist zeigt sich höchst liebenswürdig. Mir erregte dieser Dichter, bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Teilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionierter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre. Tieck wendet es um: er betrachtet das Treffliche, was von dem Natürlichen noch übrig blieb; die Entstellung läßt er beiseite, entschuldigt mehr, als daß er tadelte; denn eigentlich ist jener talentvolle Mann auch nur zu bedauern, und darin kommen wir dann beide zuletzt überein.

Einige andre Urteile Goethes in Gesprächen über Kleist sind nicht wörtlich beglaubigt, so das über das Käthchen: ‚Ein wunderbares Gemisch aus Sinn und Unsinn! Das führe ich nicht auf, wenn auch halb Weimar es verlangt. Die verfluchte Unnatur!' Und das zu Falk über ‚die nordische Schärfe des Hypochonders' an Kleist: ‚Auch in seinem Kohlhas, artig erzählt und geistreich zusammengestellt, wie er sei, komme doch alles gar zu ungefüg. Es gehöre ein großer Geist des Widerspruchs dazu, um einen so einzelnen Fall mit so durchgeführter gründlicher Hypochondrie im Weltlaufe geltend zu machen.' Er stellte dem Unschönen und Beängstigenden im Kohlhas die Heiterkeit und Anmut altitalienischer Novellen entgegen.

Es grämt uns, bei Goethe eine solche Kälte dem Dichter gegenüber zu spüren, der durch den Meister hätte gefördert, gerettet werden können. Es grämt uns doppelt, wenn wir lesen, wie Kleist von Wieland erkannt wurde: ‚Nichts ist dem Genius der heiligen Muse, die Sie begeistert, unmöglich.' Nur ein bißchen Liebe, und Kleist hätte Goethen in mancher Hinsicht ein Ersatz für Schiller werden können.

Wie ist Goethes Kälte, ja Abneigung, bei aller Anerkennung des Kleistischen ‚Talentes', zu erklären? ‚Man kann einen Meister nicht von seinem Irrtum überzeugen', heißt es einmal tief bei Goethe, ‚weil er (der Irrtum) ja in seine Meisterschaft aufgenommen und dadurch legitimiert wird.' Goethes Abwenden von Kleist gehörte zum Kern seiner Menschennatur. Er haßte alles Krankhafte in Leben und Kunst; es war ihm so zuwider, daß er die Meisterschaft übersah, wenn sie an einen krankhaften Stoff gewandt war. Hartmanns Armen Heinrich mußte er wegwerfen: er fühlte sich beim Lesen selbst wie vom Aussatz angesteckt. ‚Mir will das kranke Zeug nicht munden, Autoren sollen erst gesunden!' so schalt er über die krankhaften Romantiker in einem der ‚Zahmen Xenien', und in einem andern mahnte er: ‚Seid gesund und wirkt gesund!' Daß Kleist einen bedenklichen Hang zu krankhaften Gegenständen und Menschen zeigt, ist nicht zu leugnen: Käthchen und Penthesileia konnten Goethe in der Tat keine reine Freude bereiten, und die Wahl eines so widerlichen Stoffes wie in der ‚Marquise von O.' zeugt entschieden von ungesundem Geschmack. Gerade der Widerspruch zwischen Kleists kranker Veranlagung und seinem starken Können verursachte Goethe Unbehagen.

Und dann, wir stehen vor der Lebensstufe Goethes, auf der ihm die volle Freude an der Kraft in der Kunst zu schwinden begann. Seine Bewunderung Byrons steht dem nicht entgegen: den Engländer konnte er aus der Ferne unbefangen würdigen; Kleist griff in Goethes eigenes Kunstleben ein, in die Gestaltung der nächsten Zukunft deutscher Literatur, beunruhigend, aufregend. Goethe hätte innerlich mit ihm ringen, ihn ganz verstehend sich aneignen müssen, und dazu fehlte ihm die Hingebung, die aus der Liebe entspringt. Gegen Tieck und Werner, deren enge Grenzen er abmaß, war er nachsichtig bis zur Schwäche; gegen den für viel bedeutender erkannten Kleist unduldsam und überstreng. Wir werden einem ganz ähnlichen Fall in seinem Verhalten zu Beethoven begegnen. ‚Hätte Gott mich anders gewollt, So hätt' er mich anders gemacht!' heißt es bei Goethe.

Im April 1808 bezieht August von Goethe die Universität Heidelberg, um die Rechte zu studieren. Er reist natürlich über Frankfurt und wird von der Großmutter verhätschelt. Der ‚Primas' des Deutschen Rheinbundes, Dalberg, gibt Goethen zu Ehren der Mutter und dem Enkel ein Fest.

Im Mai sechste Reise nach Karlsbad; Goethe weilt dort bis in den September und arbeitet an den für die Wanderjahre bestimmten kleinen Erzählungen: Der Mann von 50 Jahren, Die pilgernde Törin usw. Liebe Gesellschaft findet er an Reinhard, an einer ihm längst befreundeten thüringischen Familie von Ziegesar, im Kreise der Herzogin von Kurland und deren Schwester Elise von der Recke. Bei der Rückkehr nach Weimar trifft ihn die Schmerzenskunde vom **Tode der Mutter:** sie war am 13. September 1808 hingeschieden.

Vor 11 Jahren hatte Goethe zuletzt bei ihr geweilt. Die sehr langen Zwischenräume des Wiedersehens von Mutter und Sohn haben Verwundern, ja Befremden erregt: man hat aus ihnen auf Goethes Herzenskälte geschlossen. Unsere durch die Eisenbahnen von Grund aus gewandelten Ansichten vom Reisen wirken hier beirrend. Besuchsreisen auf weite Entfernungen, selbst bei den Nächsten und Liebsten, waren bis tief ins 19. Jahrhundert große und seltene Unternehmen. Wie selten hat Klopstock seine Eltern besucht! Lessing ist nach dem achtzehnten Jahre nicht oft wieder in Camenz gewesen, Herder nach dem neunzehnten nie wieder in Mohrungen, und Schiller hat die Heimat nur ein einzig Mal nach der Flucht wiedergesehen. Die Kinder liebten im 18. Jahrhundert ihre Eltern nicht weniger und nicht schlechter als wir; sie empfanden jedoch Besuchsreisen mit Tagen und Nächten unterwegs nicht als eine leicht zu erfüllende Herzenspflicht, wie wir, die morgens abfahrend meist am gleichen Tage das Ziel erreichen. Auf alle Fälle hat Goethes Mutter dem Sohne keinen der Vorwürfe gemacht, die von manchen neuzeitlichen Darstellern erhoben wurden.

Wenige Tage nach der Kunde vom Tode der Mutter beanspruchten ihn die großweltischen Ereignisse. In Erfurt wollte **Napoleon** den Zaren Alexander treffen, um in förmlichem Kongreß die Geschicke Europas zu ordnen. Mehr als drei Dutzend Könige, Herzöge und Fürsten fanden sich ein; der Herzog von Weimar, dessen Fürstendasein noch immer gefährdet war, durfte nicht fehlen. Und wie er einst beim Feldzug in Frankreich seinen wahrsten Freund und Berater Goethe nicht entbehren wollte, so berief er ihn auch diesmal dringend nach Erfurt: am 29. September 1808 reiste Goethe ab; am 2. Oktober fand seine erste Begegnung mit Napoleon in Erfurt statt. Sie geschah auf Befehl des Kaisers, der durch seinen Polizeiminister Goethes Ankunft erfahren hatte.

Die weltgeschichtlich denkwürdige Stunde, das Gespräch zwischen dem größten Manne der Tat und dem größten des schaffenden und forschenden Geistes, ist uns von Goethe selbst geschildert worden, leider nicht unmittelbar darauf, sondern erst in einem 1823 niedergeschriebenen Bericht: ‚Unterredung mit Napoleon'. Er fehlt in den verbreitetsten Goethe-Ausgaben, drum wird ein Auszug des Wichtigsten willkommen sein:

> Ich werde hereingerufen. In demselben Augenblick meldet sich Daru, welcher sogleich eingelassen wird. Ich zaudre deshalb. Werde nochmals gerufen. Trete ein.
>
> Der Kaiser sitzt an einem großen runden Tische frühstückend; zu seiner Rechten steht etwas entfernt vom Tische Talleyrand, zu seiner Linken ziemlich nah Daru, mit dem er sich über die Kontributions-Angelegenheiten unterhält.

Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: **Vous êtes un homme.** Ich verbeuge mich.

Er fragt: Wie alt seid Ihr? — Sechzig Jahr. — Ihr habt Euch gut erhalten. — Ihr habt Trauerspiele geschrieben. Ich antworte das Notwendigste.

Er wandte sodann das Gespräch auf den Werther, den er durch und durch mochte studiert haben. Nach verschiedenen ganz richtigen Bemerkungen bezeichnete er eine gewisse Stelle und sagte: Warum habt Ihr das getan? es ist nicht naturgemäß; welches er weitläufig und vollkommen richtig auseinandersetzte. — Der Kaiser kehrte zum Drama zurück und machte sehr bedeutende Bemerkungen wie einer, der die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit gleich einem Kriminalrichter betrachtet und dabei das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfunden hatte.

So kam er auch auf die Schicksalsstücke mit Mißbilligung. Sie hätten einer dunkleren Zeit angehört. Was, sagte er, will man jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.

Goethe wohnt, als einer der ‚Könige im Parterre‘, den Vorstellungen der aus Paris berufenen Gesellschaft des französischen Theaters bei, sieht den berühmten Talma und unterhält sich mit ihm. Am 8. Oktober empfängt Napoleon in Weimar Goethe noch einmal, daneben Wieland: beide werden mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückt. Napoleons dringende Einladung nach Paris ließ Goethe ebenso unerfüllt wie dessen Aufforderung, etwas über die Erfurter Tage zu veröffentlichen.

Seine Begegnungen mit Napoleon sind Goethe stets als etwas ungemein Wertvolles erschienen, und nie hat er aus seiner Bewunderung für den gewaltigen Schicksalsmann ein Hehl gemacht. ‚Die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war‘, ‚das Kompendium der Welt‘, ‚das wundersamste aller Heldenleben‘: so und ähnlich lauten seine Aussprüche über Napoleon. Die ungeheure Persönlichkeit hatte ihn überwältigt, ganz so wie er sich beim Reformationsfest von 1817 über Luther aussprach: das Interessanteste an der ganzen protestantischen Sache sei doch nur Luthers Charakter, ‚alles Übrige ist ein verworrener Quark‘. An Cotta schrieb er im Dezember 1808: „Ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser und zwar auf eine solche Weise (Gleich gegen Gleich) zu stehen.‘ Ihn freute besonders, daß Napoleon ihn ‚gleichsam gelten ließ und deutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm gemäß sei‘. Seine Bewunderung bewahrte er dem Kaiser bis über dessen Sturz und Tod, gegen die verkleinernden Herabwürdiger. Die Gottheit läßt er am jüngsten Tage zum krittelnden Satan sprechen:

Wiederhol's nicht vor göttlichen Ohren!
Du sprichst wie die deutschen Professoren —
Getraust du dich ihn anzugreifen,
So magst du ihn nach der Hölle schleifen.

Nachdem in Weimar wieder leidliche politische Stille eingetreten, kommen Naturforschung, Kunst-Sammelei und -Wissenschaft wieder zu ihren angestammten Rechten. Ringe mit geschnittenen Steinen, Abgüsse griechischer Münzen, Steindrucke Dürerscher Federzeichnungen beschäftigen ihn neben dem Entwurf der Wahlverwandtschaften.

Ungefähr gleichzeitig — bei Goethe nehmen solche Gleichzeitigkeiten nicht wunder — begeistert er sich für Calderon von neuem. Er liest bei Hof dessen Drama ‚Der standhafte Prinz‘ vor, über das er schon 1804 entzückt an Schiller geschrieben: ‚Wenn die Poesie ganz von der Welt verloren ginge, so könnte man sie aus diesem Stücke wiederherstellen.‘ Die spanischen Versmaße in Pandora (S. 436) und das Bruchstück zu einem Trauerspiel aus der Zeit Karls des Großen in Calderons Stil sind die unmittelbaren Folgen dieser erneuten Begeisterung.

In seinen Mittwochsgesellschaften, die an die Stelle der früheren vom Freitag getreten sind, liest er das Nibelungenlied vor und schreibt darüber an Knebel (25. 11. 1808): ‚Der Wert des Gedichts erhöht sich, je länger man es betrachtet, und es ist wohl der Mühe wert, daß man sich bemühe, sein Verdienst aufs Trockne zu bringen und ins Klare zu setzen; denn wahrlich die modernen Liebhaber desselben, die Herren Görres und Konsorten, ziehen noch dichtere Nebel über die Nibelungen‘, nämlich durch ihr Ausdeuten der Gestalten und Begebenheiten als urgermanischer Mythologie.

Das Jahr 1808 schloß mit Ärgernissen beim Theater. Des Herzogs Geliebte, die begabte Schauspielerin Karoline Jagemann, lehnte sich wiederholt gegen Goethes selbstherrliche

Theaterleitung auf. Da ihr der Herzog weiten Spielraum ließ, so gab es Zetteleien, die Goethe nicht länger dulden wollte. Durch den ihm ergebenen Minister Voigt übersandte er sein ‚Ultimatum', worin es ‚sub No. 5' hieß: ‚Der Geheime Rat von Goethe besorgt das Kunstfach beim Schauspiel allein und unumschränkt.' Die Nr. 5 wurde genehmigt, und für eine Reihe von Jahren herrschte erträgliche Ruhe.

Stillere Zeiten folgen. Sein sechzigstes Lebensjahr, **1809**, verbringt Goethe, diesmal auf Karlsbad verzichtend, nur in Weimar und Jena, ‚wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere'. Die Wahlverwandtschaften werden fertig; zugleich taucht, beim Beginn des Niederstieges von der Manneshöhe, der Plan zu einem Geschichtsbilde des eignen Lebens auf: ‚Der Vorsatz dazu ward endlich gefaßt, mit dem Entschluß, gegen sich und andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, insoweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte.' Um freie Hand für ein so arbeitreiches Werk zu haben, wurde alles dran gesetzt, endlich ‚das Farbenwesen loszuwerden'.

Von fremder Dichtung war es in diesem Jahr fast ausschließlich die altdeutsche, die seine Aufmerksamkeit festhielt: König Rother, Tristan und Isolde, Stücke der Edda wurden gelesen und vorgelesen. Wilhelm Grimms Besuch im Dezember 1809 steigerte die Teilnahme für deutsche Sprachaltertümer.

Noch eines neuen Kunstzweiges sucht Goethe sich von jetzt ab kräftiger zu bemächtigen: ‚Die häuslichen musikalischen Unterhaltungen gewannen durch ernstere Einrichtungen immer mehr an Wert.' Ein von Zelter empfohlener Künstler Eberwein, Mitglied der Weimarischen Hofkapelle, leitet einen Sängerchor, der Donnerstags probt, Sonntags aufführt. Goethe ist mit Leib und Seele dabei und lernt, soviel er mit nicht genügend gepflegter Musikvorbildung lernen kann. Zelter hält von Berlin aus dieses Streben in regem Gange.

Daß dabei die Naturkunde und das Sammeln nicht zu kurz kommen, dafür ist gesorgt: die Farbenlehre wird mit aller Kraft dem Ende entgegengeführt; Werke über antike Baukunst werden studiert; Münzabgüsse, Medaillen, bei Köstritz ausgegrabene metallene Geräte beschäftigen ihn das Jahr hindurch. Beiträge zu seiner Handschriftensammlung bestärken ihm den Glauben, ‚daß die Handschrift auf den Charakter des Schreibenden entschieden hinweise, wenn man auch mehr durch Ahnung als durch klaren Begriff sich und andern davon Rechenschaft geben könne'.

Körperlich steht Goethe noch auf der Höhe des Mannes. Der Shakespeare-Übersetzer Graf Wolf Baudissin sieht ihn 1809 und beschreibt ihn:

> Ich schwöre, daß ich nie einen schönern Mann von 60 Jahren gesehen habe. Stirn, Nase und Augen sind vom olympischen Jupiter und letztere ganz unmalbar und unvergleichbar. — Man kann keine schönere Hand sehen als die seinige, und er gestikuliert beim Gespräch mit Feuer und entzückender Grazie. — Er spricht leise, aber mit einem herrlichen Organ und weder zu schnell noch zu langsam. Und wie kommt er in die Stube, wie geht er! Er ist ein geborener König der Welt.

Ja noch ist er der geborene Geisterkönig der Welt, doch von jetzt ab nicht mehr als Gestaltenschöpfer. Ottilie in den Wahlverwandtschaften war sein letztes dichterisches Menschengebilde; fortan bleiben ihm von den drei Meisterschaften seiner Kunst, vom Bilden, Singen, Weissagen, nur die zwei letzten. ‚Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden' (zu Eckermann, 11. 3. 1828). Die zeugende Erfinderkraft, das schöpferische Schauen erlahmt. Mehr als einmal sind seine Dichtungen aus dem letzten Lebensalter Texte zu Kupfern, Zeichnungen, Wandgemälden: so im zweiten Teil des Faust. Es hat große Männer mit ausdauernderer Kunstzeugung gegeben; ein Dichter ersten Ranges außer Sophokles ist allerdings nicht unter ihnen. Michelangelo malte mit 66 Jahren das Jüngste Gericht in der Sixtinischen Kapelle, Tizian mit 95 seinen dornengekrönten Christus; Händels Meisterwerke entstanden in seinen Sechzigern, Haydns Jahreszeiten im neunundsechzigsten Lebensjahr.

Im Mai **1810**, 20 Jahre ‚nach dem Gewahrwerden eines uralten Irrtums', des angeblich Newtonischen von der Lichtbrechung, wurde endlich, endlich die Farbenlehre abgeschlossen, und Goethe ‚sah das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern. — Die

bisher getragene Last war so groß, daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren'. Er hatte vorausgesehen, daß die Fachgelehrtenwelt seine Riesenarbeit mißachten würde; ‚einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig'. Nicht im mindesten abgeschlossen war mit der Farbenlehre seine rastlose Hingabe an die Naturwissenschaften. Ein Physiker Dr. Seebeck, ein Botaniker F. S. Voigt in Jena sorgten dafür, daß Goethe ‚in seinem Fache festgehalten wurde'.

Die Abschlußarbeit an der Farbenlehre, vom März bis in den Mai 1810 in Jena, war ihm besonders erschwert worden — durch das erbärmliche Essen. Nach dem Vorsatze des Verfassers, den Erdenmenschen Goethe nie ganz hinter dem Olympier verschwinden zu lassen, soll er uns auch einmal von solchen Leiden etwas sagen.

(Aus Jena an Christiane vom 17. April 1810): ‚Unsere Geschäfte (seine und Riemers Arbeit an der Farbenlehre) gehen hier sehr gut; nur bringt mich leider das Essen beinahe zur Verzweiflung. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage bloß von Cervelatwurst, Brot und rotem Wein gelebt. — Ich bitte dich also, aufs allerinständigste, mir mit jedem Botentage etwas gutes Gebratenes, einen Schöpsenbraten, einen Kapaun, ja einen Truthahn zu schicken, es mag kosten was es will, damit wir nur zum Frühstück, zum Abendessen, und wenn es zu Mittag gar zu schlecht ist, irgend etwas haben, was sich nicht vom Schweine herschreibt.

Das Jahr 1810 brachte noch einen zweiten Abschluß: es war das letzte, in dem er regelmäßig gezeichnet hat, diesmal besonders Landschaften, gesehene und solche, ‚von denen im Gespräch die Rede war'. ‚Dieser wundersame Trieb erhielt sich lebhaft auf meiner ganzen Reise (vom Mai bis tief in den September nach Karlsbad und Teplitz) und verließ mich nur bei meiner Rückkehr, um nicht wieder hervorzutreten.' — Und damit nur ja keine überflüssigen Lücken in seinen sechzehn täglichen Arbeitstunden einrissen, ‚ergab sich bezüglich auf bildende Kunst gleichfalls eine merkwürdige Epoche': Sulpiz Boisserée in Köln (1783—1854), ein feingebildeter junger Kunstliebhaber und Sammler, sandte ihm köstlich ausgeführte Zeichnungen des Kölner Doms. Das Gedenken an die Münster-Begeisterung in Straßburg erwachte, und sogleich ‚ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst (der gotischen) abermals ernstlich und gründlich aufgeregt'.

Hackerts Leben wurde begonnen. Der Plan zu einem Ausbau von Wilhelm Meisters Lehrjahren durch die Wanderjahre nahm festere Gestalt an. — Ein längeres erzählendes, nicht vorlesbares Gedicht ‚Das Tagebuch' wurde geschrieben, doch nur Wenigen in der Handschrift mitgeteilt. Es gehört in das Gesamtbild des Menschen und des Dichters Goethe, darum aber noch nicht in die allgemein zugänglichen Ausgaben der Werke.

Aus seinem Leben mit Menschen in den zwei böhmischen Bädern ist zu berichten: aus Karlsbad von einem anregenden täglichen Zusammensein mit Körner, Fr. A. Wolf und Zelter; einem ihn beglückenden Verkehr mit der zartsinnigen Kaiserin Maria Ludovika von Österreich, der er vier Gelegenheitsgedichte widmete, und deren Begleiterin Gräfin Josephine O'Donell, der Witwe eines österreichischen Finanzministers. Aus Teplitz: wiederum mit seinem lieben Zelter, daneben mit einem geistreichen österreichischen Fürsten von Ligne und einem der Brüder Napoleons, Ludwig, der sein holländisches Königtum freiwillig aufgegeben hatte, um sich von dem gewalttätigen Bruder nicht schurigeln zu lassen. Goethe verkehrte mit dem bescheidenen, feingebildeten Manne aus freundschaftlichste.

Nach der Heimkehr beschäftigt ihn seine so entbehrliche Lebensgeschichte Hackerts Tag für Tag, ‚eine Arbeit, die viel Zeit und Mühe kostete'; nur nebenher gehen die Pläne zur Beschreibung des eigenen Lebens und zu den Wanderjahren. — Die dichterische Ausbeute des Jahres ist gering: ein Maskenzug für den Geburtstag der Herzogin Luise; ein paar kleine Gedichte, darunter ‚Ergo bibamus' und die ‚Schneidercourage'; die Erzählung ‚Das nußbraune Mädchen' als Einschiebsel für die Wanderjahre.

Der Anfang des Jahres **1811** befreite Goethen von der Arbeit an Hackerts Leben, und das Erscheinen des Buches gab ihm ‚Ursache, sich zu fragen, warum er dasjenige, was er für einen Andern tue, nicht für sich selbst zu leisten unternehme'. Sein Tagebuch bestätigt die

Angabe in den Annalen, daß er sich von nun an mit ‚Dichtung und Wahrheit‘ so lebhaft beschäftigte, ‚daß sein wirklicher Zustand den Charakter einer Nebensache annahm‘.

Im Mai kam Sulpiz Boisserée nach Weimar, um Goethes Teilnahme für mittelalterliche Kunst zu wecken, und es gelang ihm, durch seine liebenswürdig bescheidene Persönlichkeit und den Wert der mitgebrachten Zeichnungen und Kupfer. Zugleich legte er dem Meister Blätter von Cornelius zum Faust vor.

Von Mitte Mai bis Ende Juni 1811 weilte Goethe in Karlsbad, schon zum achten Mal. Seine Annalen bekennen nur ‚tagverzehrende Zerstreuung in Gesellschaft von lebenslustigen Freunden und Freundinnen‘; die Tagebücher hingegen verzeichnen fleißiges Arbeiten an den ersten drei Büchern von Dichtung und Wahrheit.

Im August erscheint Bettina in Weimar, diesmal als Arnims Gattin. Im September verbietet ihr Christiane, mit Goethes voller Zustimmung, das Haus wegen einer pöbelhaften Beschimpfung (vgl. S. 303).

Fritz Jacobi ärgert ihn durch eine Schrift ‚Von den göttlichen Dingen‘, worin er die Anschauung verteidigt: die Natur verberge Gott. Für Goethe, überzeugt, Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen, bedeutet diese Schrift die vollständige innere Trennung ‚von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte‘. Er tröstete sich über diesen ja nicht überraschenden Verlust: „Ich rettete mich zu meinem alten Asyl und fand in Spinozas Ethik auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung.‘

Erfreulicheres bot ihm Hebels ‚Schatzkästlein‘. Dagegen konnte er dem von Fr. v. d. Hagen übersandten ‚Heldenbuch,‘, einer verzerrenden, zum Teil lächerlichen spätmittelalterlichen Verarbeitung der mittelhochdeutschen Heldengedichte, keinen Geschmack abgewinnen, und Hartmanns Armer Heinrich bereitete ihm ‚physisch ästhetischen Schmerz‘ (vgl. S. 442). Wie eine Art Gegengift genoß er die neuitalienischen ‚Galanten Novellen‘ (1800) von Verrocchio und die alten von Bandello (um 1550); las von neuem Prévosts Manon (S. 378) und, wohl zum Zwecke von Dichtung und Wahrheit, den Landprediger von Wakefield (S. 74).

Gegen Ende des Jahres 1811 hatte er die Freude, daß der Jugendfreund Klinger, der mittlerweile Generalleutnant und Kadettenhausleiter in Petersburg geworden war, sich ihm brieflich näherte. Goethe sandte ihm den kürzlich erschienenen ersten Band von Dichtung und Wahrheit zur Erinnerung an das ‚räuchrige Zimmerchen neben der Klingeltüre (in Frankfurt bei Klingers Mutter), ein gutes Nest, wo manches brütete‘.

Der berühmte Geschichtschreiber Barthold Niebuhr (1776—1831) hatte sein Werk über die älteste römische Zeit übersandt; Goethe las es sorgfältig durch, erkannte sogleich dessen hohen Wert, ‚die Sonderung von Dichtung und Geschichte, indem keine von beiden dadurch gestört, ja vielmehr jede erst recht in ihrem Wert und Würde bestätigt wird‘.

Die Arbeit an Dichtung und Wahrheit nimmt ihn so ein, daß er ‚vor der Naturbetrachtung einigermaßen auf der Hut‘ ist; ‚doch studierte ich zwischendurch die Geschichte der Physik, um das Herankommen dieser höchsten Wissenschaft mir möglichst zu vergegenwärtigen‘.

Die übliche Seite aus den Tagebüchern mache den Beschluß:

1811, 28. August: Geburtstagsbesuche und Angebinde. Mittags Arnims und Hofrat Meyer. Kunstgeschichte, um sie an die Tabellen anzuschließen. Abends kam man wieder zusammen.

29.: Der 22. und 23. Bogen (von Dichtung und Wahrheit) zur Revision. Nachher Theatersession. Kapellmeister Müller trug mir einige der Radziwillschen Kompositionen (zum Faust) vor. Mittags bei Hofe. Gegen Abend die Damen von Stein, Schiller, Wolzogen, Egloffstein und Arnims.

31.: Riemer nicht wohl. Dennoch einiges mit ihm durchgegangen. Manon Lescaut. Mittag bei Hofe. Graf Beust. Konzilium. Preußische Verwaltung. Abends Hofrat Meyer. Kunstgeschichte bis zu den Schülern der Caracci. Blieb Meyer bei Tische.

Fünftes Kapitel.

Das Leben von 1812 bis zu Christianens Tode (1816).

Das Jahr **1812** zeitigt vornehmlich die Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit: im Oktober konnte das 10. Buch in die Druckerei gehen. Die Bücher 11 bis 15 beanspruchten den Rest dieses Jahres und das ganze nächste.

Im Februar kommt Shakespeares Romeo und Julia in Goethes seltsamer Bearbeitung (vgl. S. 463) auf die Weimarer Bühne; im April Theodor Körners Toni, Zriny und Rosamunde. Goethe schreibt dem Vater des jungen Dichters anerkennend über ‚das entschiedene Talent des lieben Sohnes'. — Der Hausgenosse Riemer wird Lehrer am Weimarer Gymnasium und zieht in ein eignes Heim, bleibt aber noch lange Goethes betriebsamer Hilfsarbeiter.

Der Ärger über Jacobis Buch gärt weiter; Goethe entlädt ihn in einem Brief an Knebel darüber, ‚wie dieser Freund, unter fortdauernden Protestationen von Liebe und Neigung, meine redlichsten Bemühungen ignoriert, retardiert, ihre Wirkung abgestumpft, ja vereitelt hat'. Wie sehr überschätzte Goethe im Grunde die Bedeutung solcher Schriften! Ohne Goethe wäre ja selbst der Name Fritz Jacobi längst verschollen.

Vom 10. Mai bis 13. Juli wiederum in Karlsbad; erneuter herzlicher Verkehr mit der österreichischen Kaiserin, für die er eine Begrüßung dichtete. Das Gleiche geschieht für Marie Louise, Napoleons Gemahlin; in dem Gedicht an sie steht der für die damalige Zeit sehr kühne Vers: ‚Der alles wollen kann, will auch den Frieden.' Dies wurde geschrieben, als Napoleons Große Armee schon die russische Grenze überschritten hatte.

Von Mitte Juli bis Mitte August in Teplitz: täglicher Verkehr mit der Kaiserin Ludovika, der zu Liebe er in zwei Tagen ein Lustspielchen ‚Die Wette' schreibt oder schreiben hilft. Dann noch einen Monat in Karlsbad zur Nachkur; um die Mitte des Septembers wieder zu Hause, wo ihn die Naturwissenschaft packt, u. a. die Beschäftigung mit den Verdauungswerkzeugen der Insekten.

In der Nacht des 15. Dezember fährt ein eiliger Reisender im Schlittenwagen durch Weimar, trägt beim Pferdewechsel Grüße an Goethe auf und fährt in die Nacht hinaus weiter nach Westen: Napoleon kehrt aus Rußland nach Paris zurück, um ein neues Heer für die Feldzüge des nächsten Jahres zu sammeln.

In Teplitz hatte Goethe **Beethoven** kennen gelernt und seinem Spiel wiederholt gelauscht. Er fand es köstlich, nannte Beethovens Vertonungen seiner Gedichte ‚mit bewundernswertem Genie in meine Intentionen eingegangen', fühlte sich aber durch dessen harte Natur abgestoßen. An Zelter schrieb er von Beethovens ‚ganz ungebändigter Persönlichkeit'. Nach 1812 hat er Beethoven nicht wiedergesehen, auch nie ein herzlicheres Verhältnis zu ihm gewonnen, trotz den Empfehlungen der musikbegeisterten Freundin Marianne Willemer. Beethoven hing mit rührender Treue an dem geliebten Dichter; 1823 schrieb er an Goethe einen Brief, der begann: ‚Immer noch wie von meinen Jünglingsjahren an lebend in Ihren unsterblichen, nie veraltenden Werken —'. Der Brief blieb unbeantwortet. Beethovens Riesenkraft erschreckte Goethen; als Felix Mendelssohn ihm 1830 den ersten Satz der C moll-Symphonie vorgespielt, rief Goethe aus: ‚Das ist sehr groß, ganz toll! man möchte sich fürchten, das Haus fiele ein. Und wenn das nun alle die Menschen (eines Orchesters) zusammen spielen!' Sechzig, vielleicht noch fünfzig Jahre früher hätte er nicht gefürchtet, sondern begeistert verehrt.

Goethes Stellung zur Musik im allgemeinen läßt sich etwa bezeichnen als die eines aufnehmenden, aber nicht kräftig entgegenkommenden Liebhabers. Er hatte im Elternhaus ein wenig Klavier, in Leipzig und Straßburg das Violoncell gespielt; doch muß der Trieb für Musik nicht ausdauernd gewesen sein. Wiederholt hat Goethe Anläufe genommen, sich auch diese Gabe der Musen anzueignen, durch Besuch von Konzerten und Oper, durch eifriges Bemühen bei seinen Singspielen, und daß die Musik auf ihn fruchtbaren Eindruck machte, erfahren wir u. a. aus ihrer Heranziehung beim Entstehen der Iphigenie (vgl. S. 287). Dennoch bekannte er zu Zelter: ‚Ich weiß recht gut, daß mir ein Drittel des Lebens fehlt, aber man muß sich einzurichten wissen.' Beethoven war ihm, wie Michelangelo, gar zu gewaltig, ging ihm über die Grenze des der Musik Gestatteten hinaus, wiewohl Goethe kein Freund sanften Geleiers war. Der Kanzler Müller berichtet ein unzufriedenes Urteil Goethes über Preziosas Lied von Weber: ‚Einsam bin ich, nicht alleine': ‚Solche weichliche, sentimentale Melodien deprimieren mich; ich bedarf kräftiger, frischer Töne, mich zusammenzuraffen, zu sammeln. Napoleon, der ein Tyrann war, soll sanfte Musik geliebt haben; ich vermutlich, weil ich kein

Tyrann bin, liebe die rauschenden, lebhaften, heiteren. Der Mensch sehnt sich ewig nach dem, was er nicht ist' (24. 6. 1826).

Nachgedacht hat Goethe, dem es ja in Weimar an guter Musik nicht fehlte, oft und tief auch über diese Kunst. So heißt es 1818 einmal über die Ausdrucksgrenzen der Musik in dem Brief an einen jungen Tonsetzer Schöpke:

Auf Ihre Frage, was der Musiker malen dürfe? wage ich mit einem Paradox zu antworten: nichts und alles. Nichts, wie er es durch die äußeren Sinne empfängt, darf er nachahmen; aber alles darf er darstellen, was er bei diesen äußern Sinneseinwirkungen empfindet. — Das Innere in Stimmung zu setzen, ohne die gemeinen äußern Mittel zu brauchen, ist der Musik großes und edles Vorrecht.

Beethoven hat außer der Musik zum Egmont ein Lied in Claudine, ein Stücklein aus dem Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, drei Lieder im Faust und einige Einzellieder, wie ‚Kennst du das Land?', ‚Wonne der Wehmut', ‚Das Mailied' gesetzt.

Zu Franz Schubert, dem eigentlichen Vertoner Goethischer Lieder, hat der Meister leider auch keine rechte Beziehung gefunden. — Von Robert Schumann rühren 26, von Felix Mendelssohn 14 Vertonungen Goethischer Gedichte her, von Brahms 13, darunter der Gesang der Parze. — Liszt, Richard Wagner und Rubinstein haben zum Faust große Tonwerke geschrieben.

Das erste Jahr der deutschen Freiheitskriege, **1813**! Über Goethes Verhalten zu ihnen handelt ein besonderer Abschnitt (S. 459); darum hier nur einige kurze Hinweise. Von Gleichgültigkeit Goethes gegen das deutsche Ringen um die Befreiung vom fremden Joche darf nicht gesprochen werden; nur von der ‚Eigentümlichkeit meiner Handlungsweise: wie sich in der politischen Welt irgendein ungeheures Bedrohliches hervortat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste'. Was auch Großweltisches geschehen mochte, Goethe suchte seine eigene innere Welt in geistige Sicherheit zu bringen. ‚Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reich widmete!'

Auf China folgte der arabische, türkische und persische Osten, und da wir dieser Flucht aus der politischen Welt ein Liederbuch wie den Diwan verdanken, so wollen wir es doch als Gewinn preisen, daß Goethe nicht die Zahl Derer zu vermehren versuchte, die wie Arndt, Körner, Schenkendorf das Lied in den Dienst des Vaterlandes stellten: wir besäßen schwerlich einen Goethischen Vaterlandsgesang, der uns Freude machte.

Den Eintritt Theodor Körners in das Lützowsche Regiment mißbilligte Goethe; seinen Sohn August, der sich, wie die meisten jungen Weimarer, den freiwilligen Kriegern zugesellen wollte, behielt er zurück. Er glaubte nicht an die Möglichkeit eines Abschüttelns des Napoleonischen Joches, fürchtete aber für Deutschland, zumal für Weimar, das Schlimmste von einem abermaligen Siege der Franzosen, der doch nicht ganz unwahrscheinlich war. Den Gedanken, der hoch über allen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten steht, daß ein großes Volk in äußerster Not Sieg oder Untergang wagen muß für das aufrechte Dasein unter den Völkern, hätte der Dichter der Verse begriffen: ‚Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!' Goethe dachte ihn nicht, weil der außerhalb seiner politischen Anschauungswelt lag, von Jugend auf gelegen hatte. Wie er mit 22 Jahren fast zornig gegen die ‚ewigen Klagen, wir haben kein Vaterland' losgefahren war (vgl. S. 168), so hatte er 1807, nach der Auflösung des Deutschen Reiches, ärgerlich an Zelter geschrieben: ‚Wenn die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat; so muß ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden, oder als Egoist zu erscheinen' (vgl. S. 459). In einer Naturgeschichte des seltsamsten aller politischen Wesen, des deutschen Volkes, wird dermaleinst ein eigenes Kapitel handeln müssen von der widersinnigen Erscheinung, daß der Dichter, dem wir mehr als irgend einem einzelnen Menschen den Begriff der großen Einheit deutschen Geistes verdanken, selber nicht den Begriff einer politischen Einheit Deutschland besaß noch anerkennen wollte.

Am 20. Januar 1813 stirbt Wieland im 80. Jahr; ‚unser guter Wieland hat uns in diesen Tagen verlassen', schreibt Goethe an Reinhard. Am 18. Februar wird in einer Trauer-

loge im Beisein des Hofes Goethes feinsinnige Rede ‚Zum brüderlichen Andenken Wielands‘ vorgelesen.

Der Völkerkrieg gegen Napoleon entbrennt; preußische Truppen, Kosaken, Franzosen schwärmen um Weimar. Am 17. April reist Goethe nach Teplitz, über Leipzig, Meißen — wo die Porzellanfabrik und der Dom besichtigt werden — nach Dresden. Hier sieht er am 24. April zum letztenmal Napoleon vorüberreiten. In Teplitz weilt er bis in den August, arbeitet an Dichtung und Wahrheit, reist wieder über Dresden, wo er einige Tage rastet, nach Hause, zunächst nach Jena. In Dresden hatte er mit dem Weimarischen Regierungsassessor von Peucer auf den Ausgang des Krieges gewettet, Goethe auf Napoleons Sieg.

Und indessen die Völker atemlos gespannt vom Anmarsch der vier großen Heere auf Leipzig vernehmen, wo die eisernen Würfel um das Schicksal der deutschen Lande geworfen werden sollen, zeichnet Goethe, unterstützt durch Wilhelm von Humboldt, geographische Karten zu sinnlicher Darstellung der über die Welt verteilten Sprachen und bringt, durch Alexander von Humboldt veranlaßt, ‚die Berghöhen der alten und neuen Welt in ein vergleichendes landschaftliches Bild‘. Goethe, der uns dies in den Annalen berichtet, macht dazu die allgemeine Bemerkung, die wir schweigend gelten lassen müssen: ‚Von dem Standpunkte aus, worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebte, sah ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervortaten und andauernd wirkten. Ich meinesteils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen.‘

Am 18. Oktober, dem Tage der Leipziger Schlacht, dichtet er den Epilog zum ‚Essex‘, darin die Verse:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag, Ein letztes Glück und einen letzten Tag —

und ihn durchfährt ein ahnungsvoller Schreck, als des Schlachtenkaisers Brustbild in seinem Arbeitzimmer plötzlich von der Wand fällt. Die Franzosen werden durch die heranrückenden Österreicher aus Weimar verjagt. Die Staatskanzler Metternich und Hardenberg, dieser mit dem preußischen Staatsrat Wilhelm von Humboldt, treffen in Weimar ein und haben Unterredungen mit Goethe. In Jena führt dieser ein denkwürdiges Gespräch mit dem Geschichtschreiber Luden über Deutschlands Zukunft (vgl. S. 460).

Ein neues Jahr, **1814**, ein neues Leben: die ‚zweite Pubertät‘, die Goethe genialen Naturen zuschreibt, wird ihm beschert, ein neuer Liebe- und Liederfrühling. ‚Der westöstliche Diwan ward gegründet‘, heißt es zunächst kurz hierüber. Bei den Proben zu einem neuen Stück rief er um jene Zeit den ihm zu kühlen Darstellern zu: ‚Seid ihr denn garnicht verliebt? Verdammtes junges Volk! Ich bin 60 Jahr alt und ich kann's besser!‘

Im April gelangt die Nachricht vom Einmarsch der verbündeten Heere in Paris nach Weimar: seine Wette mit Peucer hatte Goethe schon im Februar verloren gegeben. — Aus Berlin kommt der musikbegabte Fürst Radziwill nach Weimar, legt Goethen seine Musik zum Faust vor, läßt aber ‚doch nur entfernte Hoffnung sehen, das seltsame Stück auf das Theater zu bringen‘.

Vom Mai zum Juli Aufenthalt in dem nahegelegenen Bade Berka. Unter dem 7. Juni verzeichnet das Tagebuch: „Hafis Diwan‘; es handelte sich um die Übersetzung des persischen Liederdichters durch Joseph von Hammer. Alsbald strömt ihm selbst die Flut der Lieder, die dann in das herrliche Brunnenhaus des Westöstlichen Diwans gefaßt wurden.

Am 25. Juli trat Goethe seine Reise nach den Rhein-, Main- nnd Neckargegenden an, über die er in den Annalen nur bemerkt, daß sie ‚eine große Ausbeute und reichlichen Stoff an Persönlichkeiten, Lokalitäten, Kunstwerken und Kunstresten gewährte‘. Sie führte ihn nach Wiesbaden, wo er Zelter traf; in den Rheingau, wo er das Rochus-Fest bei Bingen am 16. August mitfeierte; nach Winkel am Rhein zur Familie Joseph Brentanos, eines Sohnes aus der ersten Ehe von Maximilianens Gatten; nach Heidelberg, wo er in der Sammlung der Boisserée die Niederländer studierte; nach Darmstadt, wo er die ersten Abgüsse der Bildwerke vom Parthenon betrachtete. — Im Oktober traf er in Frankfurt ein, zum erstenmale wieder seit 17 Jahren. Seine Mitbürger benahmen sich kühl; die Festvorstellung mit Tasso, von der die Rede gewesen war, fand nicht statt.

Vom 11. zum 20. Oktober 1814 weilte Goethe auf der ‚Gerbermühle' bei Frankfurt, dem Landwohnsitz des Geheimrats Willemer und seiner Frau. Über diesen Aufenthalt und seine Frucht für Goethes Herzensleben und Dichtung wird in dem Abschnitt des Diwans zu sprechen sein, der erst jetzt seine Heldin gewann: Marianne Willemer.

Am 27. Oktober fuhr Goethe wieder in Weimar ein. — In den letzten Monaten von 1814 diktierte er seinen neuen Schreibern Kräuter und John die ‚Italienische Reise', studierte den persischen Heldenlieddichter Firdusi, trieb Mineralogie, Zoologie, Astronomie, Geologie, und dichtete mit nicht versiegender Fruchtbarkeit weiter an den Liedern des Diwans.

Goethes schon im Juni 1814 nach Berlin gesandtes politisches Festdrama Epimenides wurde am 30. März **1815** auf dem dortigen Nationaltheater aufgeführt. — Vom 24. Mai zum 11. Oktober war Goethe von Weimar abwesend: über zwei Monate in Wiesbaden, zwischendurch mit dem großen Freiherrn vom Stein unterwegs nach Köln. Vom 12. August zum 18. September wieder auf der lieben Gerbermühle bei Willemers: unschuldiges Herzensglück, körperliches Behagen, wie seit Jahren nicht, dann herber Entsagungschmerz beim Abschied von Mariannen. ‚Heitre Luft und rasche Bewegung geben sogleich mehreren Produktionen im östlichen Sinne Raum', welche umschreibende Symbolik besagt, daß auf dieser Reise die Liedersammlung des Diwan weiter schwoll. — In Heidelberg genoß er abermals die Sammlungen der Boisserée, ‚in eben dem Maße historisch wie artistisch belehrt'. Eigentümlich berührt der Stoßseufzer Goethes in den Annalen über die künstlerische Enge seines Weimarischen Gesichtskreises: ‚So wurd' ich denn auch (!) auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Teil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte.'

Auf der Heimreise bis Würzburg von Sulpiz Boisserée begleitet, traf Goethe wunderbar erfrischt in Weimar ein und machte sich sogleich an die Beschreibung der zurückgelegten Reise. — Schon vor Goethes Rückkehr waren die Weimarischen Truppen, die bei Waterloo mitgefochten, der Heimat zurückgegeben.

Ein neuer Zuwachs seiner Freude an den Schätzen der Weltliteratur wurde ihm durch eine handschriftliche Sammlung von Texten und Übersetzungen neugriechischer Volkslieder zuteil; wir werden ihren Nachwirkungen noch begegnen (S. 559 und 566).

Im Januar **1816** erschien der Bildhauer Schadow aus Berlin bei Goethe, um mit ihm Rat zu pflegen über das in Rostock zu errichtende Denkmal Blüchers. Daß Goethe sich für die antike Gewandung des preußischen Feldherrn aus Mecklenburg entschied, nimmt uns nicht wunder.

Am 30. Januar hielt Goethe in Weimar eine ‚Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens': er und Minister Voigt wurden neben dem Herzog Karl August die ersten Großkreuzritter des Ordens.

Goethes, des 61jährigen, Tagewerk lesen wir, wie früher, am besten in seinem Tagebuch:

1816, 14. März: Bei Zeiten spazieren gegangen und die Geschäftsgegenstände im ganzen überlegt. Mittag für uns. Helldorfische Bilderszenen. Nach Belvedere gefahren. Die warmen Häuser und das Erdhaus besehen.

15.: Kleine Expeditionen. Im Garten. Spazieren gegangen. Die Geschäfte durchgedacht. Manches vorbereitet. Mittag für uns. Neue Entdeckungen an den entoptischen Farben. Nach Berka gefahren. Spät zurück. Aufsatz über die entoptischen Farben angefangen.

16.: Kommunikat an das Oberkonsistorium wegen Einrichtung des Zeicheninstituts. Brizzi meldete sich an. Im Garten. Frau Major von Knebel. Frau von Stein. Badeinspektor. Leutnant von Knebel. Hatten die Kammermusici ihren Dank abgestattet. Hofrat Meyer. Jungfrau von Orleans. Brief an Herrn Bergrat Voigt in Jena.

Eifrig wird an einer neuen Gesamtausgabe der Werke gearbeitet. Goethe vermerkt: ‚Wunderliche Menschen, wie es gibt, verlangten, verführt durch die Schillersche Ausgabe in chronologischer Folge, das Gleiche von mir. Meine Gründe, dieses abzulehnen, wurden indes gebilligt (von wem?), und das Geschäft ging unbehelligt seinen Gang.' Bis zu diesem Tage

leiden wir an der Folge jenes Ablehnens: der grenzenlosen Verwirrung des Gesamtbildes von seinem dichterischen Fortschreiten, besonders durch die zeitwidrige Folge der Gedichte.

Am 7. April 1816 feierliche Huldigung für Karl August als Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach; zugleich Erlaß einer ständischen Verfassung mit Kammer, Haushaltsprüfung, Preßfreiheit usw. Goethe als erster und ältester Staatsdiener steht neben dem fürstlichen Throne; seine Gedanken über den Segen dieser neuen Verfassung sind die eines Zweifelnden, ja Ungläubigen. Er bleibt Minister für Wissenschaft und Kunst, erhält fortan 3000 Taler Jahresgehalt und einen Zuschuß für Pferd und Wagen.

Der Tod der Kaiserin von Österreich (7. April) betrübt ihn aufs tiefste: er hatte ihr eine geradezu schwärmerische Verehrung geweiht.

Schon seit einigen Jahren hatte Lord Byron Goethes Aufmerksamkeit erregt. Seinen Korsaren und Lara las er ‚nicht ohne Bewunderung und Anteil‘; er ist Byrons dichterischem Gange bis zu dessen Tode mit wachsender Teilnahme, ja Liebe gefolgt (vgl. S. 603).

In den für die Welt bestimmten Annalen spricht Goethe kaum von je von **Christiane**, erwähnt nicht ihren Tod. Die Welt hatte sie unfreundlich behandelt, was brauchte sie von Goethes lieber Kleinen zu erfahren? In den Tagebüchern aber lesen wir jetzt:

1. Juni 1816, gefährliches Befinden meiner Frau. — 2. Juni, verschlimmerter Zustand meiner Frau. — 3. Juni, eine unruhige sorgenvolle Nacht verlebt. Frau von Heygendorf (Karoline Jagemann) bei meiner Frau, die noch immer in der größten Gefahr. — 4. Juni, meine Frau noch immer in äußerster Gefahr. Plötzlicher heftiger Fieberanfall (Goethes). Ich mußte mich zu Bett legen. — 5. Juni, den ganzen Tag im Bett zugebracht. Meine Frau in äußerster Gefahr. Mein Sohn Helfer, Ratgeber, ja einziger haltbarer Punkt in dieser Verwirrung. — 6. Juni, nahes Ende meiner Frau. Letzter fürchterlicher Kampf ihrer Natur. Sie verschied gegen Mittag. Leere und Totenstille in und außer mir. Ich den ganzen Tag im Bett. — 8. Juni, meine Frau früh um 4 Uhr beerdigt.

Die Ärmste hatte auf ihrem letzten Lager Unsagbares geduldet; sie starb nach mehrjährigen Leiden mit 51 Jahren an einer Frauenwechselkrankheit. Der Arzt Huschke berichtete, Goethe sei bei ihrem Hinscheiden weinend niedergekniet und habe gejammert: ‚Du sollst, du kannst mich nicht verlassen!‘ — Johanna Schopenhauer schrieb an Elise von der Recke: ‚Es kränkt mich, daß niemand mit Mitleid ihres Todes gedenkt, daß alles das viele Gute, welches doch in ihr lag, vergessen ist und nur ihre Fehler erwähnt werden, selbst von denen, welchen sie wohltat und die ihr im Leben auf alle Weise schmeichelten.‘ Die Antwort der edlen Recke steht auf S. 302; ihr Brief schloß: ‚Wir, liebe Teure, wir wollen immer der guten Seiten der Verstorbenen gedenken und ihre Schwächen in Vergessenheit zu bringen uns bemühen.‘

Einer hatte Christiane nicht vergessen und vergaß sie nie. ‚Ob er gleich gefaßt scheint‘, so berichtet Riemer, ‚und von allem andern spricht, so überfällt ihn doch mitten unter anderm der Schmerz, dessen Tränen er umsonst zurückzudrängen strebt.‘ Knebel, der Urgetreue, schrieb ihm: ‚Du weißt, daß wir deine Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältnis zu Dir jederzeit sehr achtungswürdig erschien.‘ Auch die Herzogin Luise sandte ein herzliches Wort der ‚Teilnahme an Ihrem Verlust‘. Ob Frau von Stein Christianen im Tode ihr Glück verziehen, wissen wir nicht; ihre Briefe aus jenen Tagen sind zurückgehalten worden. Bei Christianens Tode stand sie im 74. Jahr.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch düstre Wolken zu scheinen,
Der einz'ge Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Diese schlichten Worte rief Goethe seinem Weibe ins Grab nach. Sie sind weniger schwungvoll, weniger phantastisch als manches Gedicht auf und an Charlotte von Stein, und sie gehören nicht zu seinen kunstreichen Schöpfungen; an ergreifender Gefühlswahrheit stehen sie hinter keiner andern von ihm zurück.

An Zelter, der selbst Leids genug erfahren, schrieb er am Begräbnistage: ‚Wenn ich dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, daß meine liebe kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen, so weißt du, was es heißen will.‘ Dem verehrenden Arthur Schopenhauer berichtete er den Tod der ‚lieben Frau‘; zu Boisserée stöhnte er: ‚Leugnen will ich Ihnen nicht, und

warum sollte man großtun, daß mein Zustand an die Verzweiflung grenzt' (24. 6.). Und an Cotta hieß es: ‚Meine liebe kleine Frau, deren Anmut Sie kannten, hat mich in diesen Tagen verlassen' (26. 6.).

Ein letztes Denkmal setzte er ihr in den Sprüchen:

Wäre Gott und Eine,
So wäre mein Lied nicht kleine.
Gott hab ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.
So laßt mir das Gedächtnis
Als fröhliches Vermächtnis.

Nach Jena hatte er an die Malerin Luise Seidler geschrieben: ‚Bei dem großen Verluste kann mir das Leben nur erträglich werden, wenn ich nach und nach mir erzähle, was Gutes und Liebes mir alles geblieben ist.' Zu dem Guten gehörte ihm vornehmlich die Naturwissenschaft: mit wahrer Verzweiflung stürzte er sich in alle ihre Reiche, studierte Mißbildungen der Gewächse und Pflanzenkrankheiten, Pilze und Schwämme; ‚aus dem Tierreiche ein Wundergeschöpf, den Proteus anguineus', einen lebendigen seltenen Molch; eine neue Mineralien-Sammlung in Jena; die neue Wolkenlehre des Engländers Howard; den ersten Versuch einer Gasbeleuchtung in Jena.

Arthur Schopenhauer, damals 28jährig, ‚trat als wohlwollender Freund an meine Seite; doch stellte sich nach dessen Schrift ‚Über das Sehen und die Farben' ein gewisser Gegensatz heraus, und so ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden'. — Über das persönliche und geistige Verhältnis zu Schopenhauer nur ein paar Angaben des Wichtigsten. Im November 1813 hatte Goethe den Verfasser der Doktorschrift ‚Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde' zuerst bei dessen Mutter angetroffen und ihm Lob über seine bedeutende Arbeit gespendet. Seitdem besuchte Schopenhauer wiederholt das Haus des von ihm grenzenlos Verehrten, und Goethe schrieb von ihm an Knebel:

Der junge Schopenhauer hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; Du wirst weniger Berührungspunkte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt, ein Paroli und Sixleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich, und das übrige lasse ich dahingestellt. (24. 11. 1813).

Der junge Gelehrte wird ihm um so werter, als er zunächst ganz auf des Meisters Farbenlehre schwört. In Schopenhauers Stammbuch schreibt sich Goethe mit den Versen ein:

Willst du dich deines Wertes freuen, So mußt der Welt du Wert verleihen.

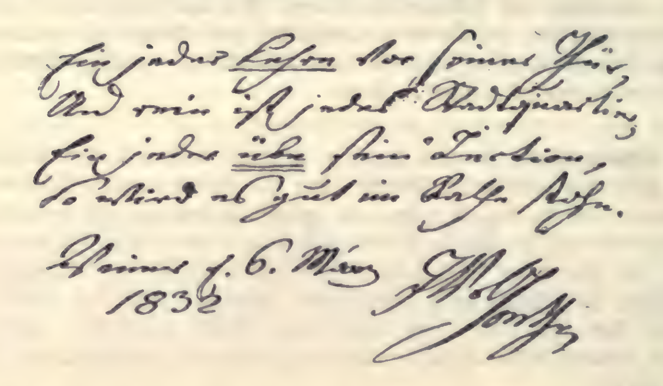
Im Gefolg und zum Andenken mancher vertraulichen Gespräche.

Im Mai 1814 verabschiedet sich Schopenhauer vor seiner Reise nach Dresden. Im September sendet er Goethe seine Schrift über die Farben, die in wichtigen Punkten von dessen Farbenlehre abweicht. Goethe verharrt bei seinen Ansichten. Dann tritt eine gewisse Entfremdung ein, bis Schopenhauer nach Italien reist, Goethen um Empfehlungen dorthin bittet und eine an Lord Byron in Venedig erhält (1818). Bald darauf trifft Schopenhauers Hauptwerk ‚Die Welt als Wille und Vorstellung' ein, und Goethe liest das dicke Buch mit anhaltendem Fleiß. Nach der Rückkehr aus Italien besucht Schopenhauer sogleich Goethen, wird erst kühl, gleich darauf mit herzlicher Umarmung empfangen; am nächsten Tage, dem 20. August 1819, sahen sich die Beiden zum letztenmal. Dann reißen die Fäden ab, bis Schopenhauer 1830 einen gedruckten Nachtrag zu seiner Schrift Über die Farben an Goethe sendet. Die volle Bedeutung seines jüngern Zeitgenossen hat Goethe nicht durchschaut; daß sie ihm nicht ganz verborgen geblieben, zeigen seine Worte über ihn an den Staatsrat Schultz schon von 1816: ‚Dr. Schopenhauer ist ein bedeutender Kopf', und ein Brief an Schopenhauer selbst aus Karlsbad von 1818: ‚Das angekündigte Werk (Die Welt usw.) lese gewiß mit allem Anteil. Geben wir uns doch viel Mühe, zu erfahren, wie unsere Ahnherren gedacht, sollten wir unsern werten Zeitgenossen nicht gleiche Aufmerksamkeit widmen?' In den Annalen für 1819 schreibt er von Schopenhauer als einem ‚meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mann.'

Für den 25. September 1816 verzeichnen die Tagebücher: ‚Mittags Riedels und Mad. Kästner von Hannover;‘ für den 19. und 21. Oktober werden von dieser Dame Besuche des Theaters in Goethes Loge, aber ohne ihn selbst, verzeichnet. Die Mad. Kästner aus Hannover war Charlotte Buff-Kestner, die mehr als einen Monat in Weimar weilte, von Goethe, wie es scheint, nur einmal empfangen wurde und ohne Abschiedsbesuch wegreiste (vgl. S. 596). Wie weltenfern lag dem nunmehr 67 jährigen die Herzensnot oder Herzensphantasterei des 23 jährigen!

Sechstes Kapitel.

Der Politiker Goethe.



Ein jeder kehre vor seiner Thür,
Und rein ist jedes Stadtquartier;
Ein jeder übe seine Lection,
So wird es gut im Rathe stehn.

Weimar d. 6. März
1832 J W v Goethe

In den letzten Kapiteln haben wir Goethe inmitten der größten Umwälzungen seines Zeitalters vielfach von der damals, ja noch heute verbreitetsten Denk- und Handelsweise vollkommen abweichen sehen. Wäre er nichts als ein Minister gewesen, so ginge uns seine politische Weltanschauung wenig an, denn um einen herzoglich Weimarischen Minister Goethe im 18. Jahrhundert, selbst um einen trefflichen, kümmerte sich heute niemand. Jedoch die nur dieses einzige Mal in der Weltgeschichte dagewesene Vereinigung eines großen Dichters und eines öffentlichen Mannes zwingt zu einem zusammenfassenden Betrachten seiner Stellung zum Staat und dessen Trägern. Seine politische Innenwelt ist ein so großes Stück des Gesamtmenschen Goethe, daß wir diesen ohne jene nicht ganz begreifen. Nicht im Nebenamt war er mehr als ein halb Jahrhundert Staatsbeamter und Staatsmann gewesen, und nicht als bloßer Zeitungsleser hatte er die Ereignisse vom Ausbruch der Französischen Revolution von 1789 bis zu dem vom Juli 1830 verfolgt. Seine menschliche und dichterische Entwicklung vollzog sich in dem Strom der Welt, und in dem Vorwort zu seiner Lebensgeschichte weist er selbst hin auf die ‚ungeheuren Bewegungen des allgemeinen politischen Weltlaufs, die auf mich, wie auf die ganze Masse der Gleichzeitigen, den größten Einfluß gehabt‘.

Goethes politische Weltanschauung wurde, abgesehen von der angebornen, unerforschlichen Anlage, wesentlich bestimmt durch die Art seiner Lebensstufenfolge: vom staatlosen einzelstädtischen Frankfurter Ratsverwandtensohn zum kleinstaatlichen hohen Beamten und leitenden Minister. Von Jugend auf hat er das Menschengewimmel im Gemeinwesen von oben gesehen. Hierin sind die Tugenden seiner politischen Denkart, hierin die Fehler der Tugenden begründet. Weder die äußere Not des Lebens noch das Unterdrücken jeder freien Geistesregung durch übergeordnete Gewalten hat er am eignen Leibe gespürt. Soviel Freiheit, wie er brauchte, hatte ihm nie gemangelt, und da er sich nichts lebendig denken konnte, ‚was ihm nicht mit vollem Orchester war produziert worden‘, so konnte er sich bei dem Worte Freiheit nichts Besonderes, nichts schöpferisch Fruchtbares denken. Daher seine enge Auffassung von der Französischen Revolution wesentlich als dem Werke einzelner schlechter, begehrlicher Kerle von der Art eines Bürgergenerals Schnaps; daher

der Satz schon im Egmont: ‚Ein ordentlicher Bürger, der sich ehrlich und fleißig nährt, hat überall so viel Freiheit, als er braucht‘, was doch nur die Freiheit des Essens, Trinkens und Schlafens sein konnte. Daher sein oft wiederholter Rat vom Kehren vor der eignen Tür, der über diesem Abschnitt steht.

Dabei fehlte es ihm keineswegs an dem Seherblick für den Kern der politischen Freiheit: alles Vernünftige tun zu dürfen, was man ohne Schaden für einen andern tun will, ohne von der Polizei gehindert zu werden. Wie immer Goethe von der Freiheit gedacht, die Polizei hat er nicht geliebt. Einen Ausspruch über ihre ewige Verbieterei kennen wir schon, jenen zu gunsten der volkstümlichen Johannisfeuer (S. 377). Es gibt ein hübsches Gespräch mit Eckermann über den Kampf zwischen Polizei und Jugend, das wertvoller ist als die tiefste Abhandlung über politische Freiheit:

> Ich brauche nur in unserm lieben Weimar zum Fenster hinaus zu sehen, um gewahr zu werden, wie es bei uns steht. Als neulich der Schnee lag und meine Nachbarskinder ihre kleinen Schlitten auf der Straße probieren wollten, sogleich war ein Polizeidiener nahe, und ich sah die armen Dingerchen fliehen so schnell sie konnten. Jetzt, wo die Frühlingssonne sie aus den Häusern lockt und sie mit ihresgleichen vor ihren Türen gern ein Spielchen machten, sehe ich sie immer geniert, als wären sie nicht sicher und als fürchteten sie das Herannahen irgend eines polizeilichen Machthabers. Es darf kein Bube mit der Peitsche knallen, oder singen oder rufen, sogleich ist die Polizei da, es ihm zu verbieten. Es geht bei uns alles dahin, die liebe Jugend frühzeitig zahm zu machen und alle Natur, alle Originalität und alle Wildheit auszutreiben, so daß am Ende nichts übrig bleibt als der Philister (12. 3. 1828).

Den gebüttelten Weimarer Jungen stellt er die in der Freiheit ihres Vaterlandes aufgewachsenen Engländer gegenüber und spricht die bis zu diesem Tage geltenden gewichtigen Worte:

> Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. — Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei andern Nationen beiwohnt, kommt schon den Kindern zugute, so daß sie einer weit glücklich-freieren Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

Und wie dieses Wort, so sollte zur Stunde in Deutschland noch ein andres von diesem Weisesten aller Menschen gelten: ‚Meine Hauptlehre ist vorläufig diese: Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freude nicht!‘

Mit noch nicht 27 Jahren trat Goethe unter die Regierenden im Zeitalter der aufgeklärten Selbstherrschaft. Sich selbst hatte er kaum je regiert gefühlt. Dürfen wir uns da wundern, daß er, dessen bahnbrechende Kraft nicht in der Politik, sondern in der Poesie lag, die Denkweise seines Zeitalters teilte? Der aufgeklärteste Selbstherrscher des 18. Jahrhunderts, Friedrich der Große, mag uns zeigen, was man damals unter einer guten Regierung verstand. Pflichttreu, wohlwollend, zu allen verständigen Verbesserungen der Lage des Volkes, zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes geneigt; freidenkend in Glaubensfragen, nachsichtig, ja gleichgültig im Handhaben der Zensur, mit Ausnahme der politischen Bücher und Zeitungen; redlich bemüht um den Unterricht; schonend gegen die Steuerkraft des Volkes, besonders der Armen. Dabei der selbstverständlichen, garnicht erörterten Überzeugung, daß einzig die kleine regierende Klasse, der Fürst und seine höchsten Beamten, wissen, was dem Volke frommt. Alles für das Volk, nichts durch das Volk.

In allen diesen Grundsätzen stimmte Goethe mit Friedrich überein, nur daß er größere Herzenswärme für deren Betätigung im Leben mitbrachte. Unerschütterlich aber galt ihm der Grundsatz, den ja auch Bismarck sein Lebelang verteidigt hat: Die Politik ist eine Kunst, die nur ausüben soll, wer sie gelernt hat. An diesem Satze hielt Goethe noch fest, nachdem ihn doch der nichtzünftige Politiker Napoleon eines andern belehrt und nachdem die vielen Zünftigen bewiesen hatten, daß die erlernte Kunst höchstens für den Alltag ausreicht, in entscheidenden Schicksalsprüfungen versagt. Alles bloße Kannegießern war Goethen in den Tod zuwider; wer nicht zum Metier gehöre, solle schweigen: ‚Genau besehen ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, worin

wir nichts wirken können' (an Zelter). Ein Engländer hätte dies nicht verstanden, denn der besaß ja zum Mitwirken an den öffentlichen Dingen die ideale Freiheit, die nach Goethe besteht in der ‚Möglichkeit, unter allen Bedingungen das Vernünftige zu tun'. Fast sämtliche Aussprüche Goethes über innere Politik sind nur zu begreifen aus der politischen Unfreiheit des deutschen Lebens im 18. und im vormärzlichen 19. Jahrhundert; sie sind die Spiegelung des ‚Menschen in seinen Zeitverhältnissen'.

Wie bezeichnend ist Goethes Gespräch mit dem Kanzler Müller über die Kernfrage aller Politik, das Recht der kritischen Aufsicht über die Regierung:

Hätte ich das Unglück, in der Opposition sein zu müssen, ich würde lieber Aufruhr und Revolution machen, als mich im finsteren Kreise ewigen Tadels des Bestehenden herumtreiben. Ich habe nie im Leben mich gegen den übermächtigen Strom der Menge oder des herrschenden Prinzips in feindliche, nutzlose Opposition stellen mögen; lieber habe ich mich in mein eigenes Schneckenhaus zurückgezogen und da nach Belieben gehauset. Zu was das ewige Opponieren und übellaunige Kritisieren und Negieren führt, sehen wir an Knebel; es hat ihn zum unzufriedensten, unglücklichsten Menschen gemacht (3. 2. 1823).

Für Goethe, der ein seiner Verantwortung bewußtes Parlament nie an der Arbeit gesehen, gab es zwischen Nörgelei und ernster Kritik keinen Unterschied.

Die Machtstellung des englischen Parlaments war ihm bekannt; was er gegen Volksvertretungen gesagt und geschrieben, galt den deutschen Verhältnissen. In den Zahmen Xenien steht der zweifelnde Spruch:

Was die Großen Gutes taten,
Sah ich oft in meinem Leben;
Was uns nun die Völker geben,
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten,
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben.

Großherzog Karl August hatte das Versprechen einer Volksvertretung ehrenhaft erfüllt. Es gab nach den Freiheitskriegen eine Weimarische Ständekammer mit dem Rechte der Genehmigung der Staatsausgaben, und an Goethe trat das Verlangen, seine ‚Oberaufsichtsrechnungen für die weimarischen Einrichtungen zur Kunst und Wissenschaft' der Prüfung des Landtages vorzulegen. Seinen heftigen Widerstand gegen diese unerträgliche Zumutung brach erst der Tod.

Zu den Errungenschaften der neuen Zeit in Weimar gehörte die Preßfreiheit, die allerdings nur die Beseitigung der dem Drucke voraufgehenden Zensur bedeutete. Man sollte denken, ein Schriftsteller, der Jahr aus Jahr ein drucken ließ, müßte die Preßfreiheit als ein Urrecht des denkenden und schreibenden Menschen begrüßt haben. Natürlich war Goethe kein Verteidiger der gehässigen und lächerlichen Art, wie in manchen Ländern die Zensur geübt wurde; für unbedingte Preßfreiheit indessen schwärmte er durchaus nicht, und wo sie sich gegen ihn selbst zu richten drohte, hat er sie, wenn nicht durch Gewalt, so durch die stärksten andern Druckmittel beschnitten (vgl. S. 348). Auch hier sehen wir den Standpunkt des Regierenden: die Zensur hätte nur wagen sollen, ihm die Freiheit zu beschneiden, ‚zu drucken für und für'!

Für die Tagespresse hatte er nichts übrig, eben weil sie nur dem Tage diene:

Für das größte Unheil, das nichts reif werden läßt, muß ich halten, daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage vertut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen. Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten! (in den Wanderjahren).

Dies um 1828; was würde er zu der zeitungspapiernen Flut unserer Tage sagen! Gelegentlich las er gar keine Zeitung, stapelte die Blätter übereinander und ging sie dann durch: ‚Wenn man einige Monate die Zeitungen nicht gelesen hat, und man liest sie alsdann zusammen, so zeigt sich erst, wieviel Zeit man mit diesen Papieren verdirbt.'

Und trotz dem allem, auf die Frage: Zu welcher politischen Richtung der Gegenwart würde sich der heute lebende Goethe bekennen? müßte die Antwort lauten: zur liberalen. Schwerlich würde er sich einer bestimmten Partei angliedern, obwohl er seinen Prometheus, allerdings den in der Pandora, verkünden läßt: ‚Des tät'gen Manns Behagen sei Parteilich-

keit!' Sicher jedoch stände er bei denen, die den steten, ruhigen Fortschritt zur Selbstregierung und wahren Bildung fördern, sich Freiheit und Leben durch tägliches Erobern verdienen wollen. Aussprüche wie: ‚Welche Regierung die beste sei? Diejenige, die uns lehrt, uns selbst zu regieren', oder: ‚Wo ein Volk zur Freiheit reif ist, kann keine Macht der Erde sie ihm rauben', offenbaren uns seine tiefste Überzeugung. Als nach Kotzebues verhängnisvoller Ermordung Metternich und seine Gesinnungsgenossen durch das Unterdrücken jeder freien Regung den deutschen Geist zu dämpfen suchten, zürnte Goethe über diese Kurzsichtigkeit: ‚Im Prinzip, das Bestehende zu erhalten, Revolutionen vorzubeugen, stimme ich ganz mit ihnen überein, nur nicht mit den Mitteln dazu. Sie nämlich rufen die Dummheit und Finsternis zu Hilfe, ich den Verstand und das Licht' (zum Kanzler Müller 18. 9. 1823). Noch stärker, für den greisen Goethe unerhört stark, heißt es in einer Nachtragstrophe zum ‚Epimenides':

Verflucht sei, wer nach falschem Rat
Mit überfrechem Mut
Das, was der Korse-Franke tat,
Nun als ein Deutscher tut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh' es, trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!

Aber wir haben sogar das ausdrückliche Bekenntnis Goethes zum Liberalismus. Einen schweizerischen Schriftsteller Dumont, einen Verwandten seines jungen Freundes Soret (S. 583), nennt er einen ‚gemäßigten Liberalen, wie es alle vernünftigen Leute sind und sein sollen, und wie ich es selber bin, und in welchem Sinne zu wirken ich während eines langen Lebens mich bemüht habe' (zu Eckermann, 3. 2. 1830), und erläutert dann klassisch, was liberal sei:

Der wahre Liberale sucht mit den Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, so viel Gutes zu bewirken, als er nur immer kann; aber er hütet sich, die oft unvermeidlichen Mängel sogleich mit Feuer und Schwert vertilgen zu wollen. Er ist bemüht, durch ein kluges Vorschreiten die öffentlichen Gebrechen nach und nach zu verdrängen, ohne durch gewaltsame Maßregeln zugleich oft ebenso viel Gutes mit zu verderben. Er begnügt sich in dieser stets unvollkommenen Welt so lange mit dem Guten, bis ihn das Bessere zu erreichen Zeit und Umstände begünstigen.

Er wußte, daß man ihn für einen Rückschrittler, einen Anhänger Metternichs, wohl gar für einen Volksfeind hielt, und verteidigte sich gegen diesen ungerechten Vorwurf:

Es ist wunderlich, gar wunderlich, wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich wüßte nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein. Freilich bin ich kein Freund des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord und Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten egoistischen Zwecke im Auge hat. Ich bin kein Freund solcher Leute, ebensowenig als ich ein Freund eines Ludwig des Funfzehnten bin. Ich hasse jeden gewaltsamen Umsturz, weil dabei ebensoviel Gutes vernichtet als gewonnen wird. Ich hasse die, welche ihn ausführen, wie die, welche dazu Ursache geben. Aber bin ich darum kein Freund des Volkes? Denkt denn jeder rechtlich gesinnte Mann etwa anders?

Sie wissen, wie sehr ich mich über jede Verbesserung freue, welche die Zukunft uns etwa in Aussicht stellt. Aber, wie gesagt, jedes Gewaltsame, Sprunghafte ist mir in der Seele zuwider, denn es ist nicht naturgemäß (zu Eckermann, 27. 4. 1825).

Weil Goethe den ihm angetragenen, fast aufgezwungenen Adel angenommen hatte, Minister und Freund eines Herzogs war, hieß er vielen, die nichts von seinem Seelenleben wußten, der Aristokrat. Er war einer, wenn das Wort wörtlich übersetzt wird; doch dann sind wir's alle: Anhänger der Herrschaft der Besten. Bedeutet Aristokrat sein das Überheben einer verdienstlosen Kaste über alle andern, so war Goethe ganz gewiß keiner. Er selbst hielt Schiller für den eigentlichen Aristokraten von ihnen beiden:

Man beliebt einmal, mich nicht so sehen zu wollen, wie ich bin, und wendet die Blicke von allem hinweg, was mich in meinem wahren Lichte zeigen könnte. Dagegen hat Schiller, der, unter uns, weit mehr ein Aristokrat war als ich, der aber weit mehr bedachte, was er sagte, als ich, das merkwürdige Glück, als besonderer Freund des Volks zu gelten. Ich gönne es ihm von Herzen und tröste mich damit, daß es andern vor mir nicht besser gegangen (zu Eckermann, 4. 1. 1824).

Wie Goethe über seinen Briefadel gedacht, wissen wir schon (vgl. S. 237); er hat seine Ansicht über Adel und Fürstlichkeit nie geändert:

Ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwert dahintersteckte, nie viel Respekt. Ja es war mir selber so wohl

in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte, ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein, unter uns, es war mir nichts, garnichts! Wir Frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich, und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken eben nichts weiter, als was ich längst besessen.

Selbst der Geburtsadel schien ihm nur wertvoll als Vermutung, daß ‚ein tüchtiger Mann von tüchtigen Vorfahren' abstammen möchte. Unendlich höher stand ihm der Genius und dessen fortzeugende Kraft: ‚sie sollten täglich und stündlich Gott bitten, daß von Zeit zu Zeit eine Kreatur geboren würde, mit deren Namen Jahrhunderte könnten durchstempelt werden' (an Zelter, 1831).

Aus ähnlicher Sinnesart beurteilte er sichtbare Auszeichnungen: ‚Diese Ehrenzeichen', schreibt er an Zelter, dem ein Orden verliehen worden, ‚gereichen eigentlich nur zu gesteigerten Mühseligkeiten, wozu man aber sich und Andern Glück wünschen darf, weil das Leben immerfort, wenn es gut geht, als ein stets Kämpfend-Überwindendes zu betrachten ist'.

Die Menge war ihm zuwider; wem ist sie's nicht? Menge und Volk aber sind und waren Goethen zweierlei. Nur die **Kraft** der Menge erkannte er an:

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel;
Urteilen gelingt ihr miserabel.

Was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn! hatte Schiller im Demetrius sprechen lassen und selbst gedacht. ‚Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität', heißt es bei Goethe, und ein andermal: ‚Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkommodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.' — Von den Tugenden der armen Volksklassen dachte er nicht gönnerhaft herablassend, sondern aus Überzeugung hoch. Als er in Frankfurt 1774 bei einem Brande in der Judengasse helfend seine Mithelfer am Werke gesehen, schrieb er an Schönborn: ‚Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder kennen gelernt und bin aber- und abermals vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.' Aus dem Dezember 1777: ‚Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gut, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren.' Andere Äußerungen an die Stein wurden schon wiedergegeben.

Auch wie er, der mit der persönlichen Not unbekannte Haussohn, die des ‚gemeinen Volkes' mitgefühlt, haben wir wiederholt gehört. Wie er durch einen mahnenden Brief den Herzog zum Abstellen des Wildschadens bewog, so erinnerte er ihn in dem großen Erziehungsgedicht ‚Ilmenau' (S. 197) an den ‚Landmann, der leichtem Sand den Samen anvertraut Und seinen Kohl dem frechen Wilde baut'. Er hat sich's nicht leichtherzig wohl sein lassen an der stets gedeckten, vom Volke bezahlten Fürstentafel: ‚Die Verdammnis, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen', und:

Ich sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftigste abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann (an Knebel, 17. 4. 1782).

Nicht zustimmend, sondern ironisch gemeint ist der Satz in Dichtung und Wahrheit (Buch 12): ‚Die Finanzen, deren Einfluß man für so wichtig hält, kommen weniger in Betracht; denn wenn es dem Ganzen fehlt, so darf man dem Einzelnen nur abnehmen, was er mühsam zusammengescharrt und gehalten hat, und so ist der Staat immer reich genug.'

Goethes **sozialpolitische Grundanschauung** läßt sich in das eine Wort zusammenfassen: **Abgeben**, die Besitzenden an die Nichtbesitzenden, freiwillig und nach der Möglichkeit, so wie er's jahrelang mit dem unbekannten Krafft getan (vgl. S. 230). Über die soziale Zukunft dachte er in jüngeren Jahren mit Wohlwollen zweifelnd: ‚Ich halt' es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürchte ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes

Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde' (aus Italien, 27. 5. 1787). Wie er sich hierin später gewandelt hat, werden uns die ‚Wanderjahre' zeigen.

Über die großen völkischen Fragen Deutschlands hat er anders gedacht als wir, als die besten Männer seiner Zeit, Stein, Fichte, Arndt, Wilhelm von Humboldt, Steffens. Dies sollte nicht beschönigt, sondern begriffen werden. Goethe teilte die Denkweise des Lebenskreises, dem er als Regierender angehörte: Die Weltgeschichte ist das Werk der Regierenden; versagt deren Kraft und Einsicht, oder tritt ein Regierender von höherer Kraft und Einsicht auf, wie Napoleon gegenüber den deutschen Fürsten, so gibt es weiter keine Macht gegen ihn, und man muß sich ins Unabänderliche schicken. ‚O ihr Guten!', sprach er 1813 zu Theodor Körner, der in den Volkskrieg gegen Napoleon zog, ‚schüttelt nur an euren Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen'. Das anfangs im Verborgenen schwelende, dann in verzehrende Flamme auflodernde Volksgefühl zwischen 1807 und 1813 nannte er ‚eine Fratze'. Mit welchen Empfindungen mag Goethe, der sich ja auch zornig lustig gemacht hatte über das Gerede von einem deutschen Vaterlande, das nie ein Mensch gesehen (S. 449), später die Stelle in Kleists Hermannschlacht gelesen haben, wo der Ubierfürst Aristan ähnlich fragt: ‚Was gilt Germanien mir?' und Hermann fürchterlich ausbrechend ihm die Antwort gibt:

> Diese Denkart kenn' ich.
> Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,
> Fragst, wo und wann Germanien gewesen?
> Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?
> Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;
> Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
> Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
> Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!

Goethe glaubte nicht an eine handelnde Volkskraft, weil er sie weder in seinem menschlichen noch geheimrätlichen Leben jemals am Werke gesehen: so wurde er von der stürmischen Begeisterung der Freiheitskriege völlig überrascht, durch ihre Siege allerdings erfreut, weil sie die Wiederkehr friedlicher Zustände verhießen, doch niemals begeistert. An Reinhard schrieb er 1812: ‚Daß Moskau verbrannt ist, tut mir garnichts'; inmitten des Volkssturmes von 1813: ‚Wer es jetzt möglich machen kann, soll sich ja aus der Gegenwart retten' (21. 7. 1813), und er rettete sich — nach China als einem ‚Opium für die jetzige Zeit'. ‚Ich habe gefunden, daß der Enthusiasmus eigentlich nur die große Masse wohl kleidet' (an Arnim, 22. 2. 1814). Aber fehlte nicht in seinem Roman von der Mannesausbildung, im Wilhelm Meister, der Dienst fürs Vaterland als eines der Lebensbildungsmittel? Und wie nebensächlich tat er in den Wahlverwandtschaften das Indenkriegziehen des liebeskranken Eduard ab.

Goethes deutsches Vaterlandsgefühl war nicht, konnte nicht das unsrige sein. Der Fluch deutscher Geschichte, die jahrhundertelange Vaterlandslosigkeit, hatte den größten Mann nicht verschont, den die Lande deutschsprechender Menschen je hervorgebracht haben. Er war unter unsern Großen nicht der einzige. Lessing konnte im römisch-habsburgischen Reich deutscher Nation den Patriotismus ‚höchstens eine heroische Schwachheit' nennen, das Weltbürgertum vorziehen, und Schiller durfte fragen:

> Deutschland! aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
> Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

Als Napoleon den preußischen General Karl August wegen seiner Soldatentreue mit dem Verlust seines Landes bedrohte, soll Goethe — der Bericht klingt wenig glaubwürdig — zu dem Weimarischen Legationsrat Falk ausgerufen haben:

> Ich sage, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! er muß so handeln! Ja, und müßte er darüber Land und Leute, Krone und Szepter verlieren. — Mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der Franzosenkaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war. Ich will ums Brot singen! ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück in Liedern verfassen. Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden, und damit meinen Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen.

Doch selbst wenn diese nicht sehr Goethischen Worte wirklich in einer hocherregten Stunde gesprochen wurden, sie galten ja zunächst und zumeist dem Verluste des kleinstaatlichen Vaterlandes. War dieses nicht mehr bedroht, so konnte sich Goethe beruhigen, wie sich so viele Fürsten und Minister, wie sich Millionen deutscher Männer in den Rheinbundstaaten beruhigt hatten.

Und woher sollte bei ihm jener tödliche Haß gegen die Franzosen kommen, der bei den Söhnen und Enkeln der von 1806 bis 1813 mißhandelten und geplünderten Preußen noch 1870 nicht ganz erloschen war? Mit Ausnahme der einen ungemütlichen Nacht des 14. Oktobers 1806 hatte Goethe persönlich unter der Raubsucht der französischen Eroberer nicht zu leiden gehabt: er gehörte auch in dieser Hinsicht zu den Regierenden, nicht zu den ‚Achivern', die die Schuld der Könige büßen müssen. Und endlich trifft zu, was er über sein Verhältnis zu den Freiheitskriegen als Achtzigjähriger zu Eckermann gesagt hat (14. 3. 1830):

Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war.

In demselben Gespräch fielen die berühmten Worte über das innerste Wesen seiner Poesie:

Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen — das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, jene Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!

Goethe war in jenem Jahrhundert aufgewachsen, als der Gedanke eines über den Vaterländern stehenden Weltbürgertums die Herzen der Besten erfüllte, — am lebendigsten die Herzen der Deutschen: denn welches andere Vaterland zum Stolzdraussein als die ‚Welt' bot ihnen das lächerliche Gebilde, das sich Deutsches Reich nannte und nicht einmal mächtig genug war, gewalttätigen Landraub eines frechen Nachbarn zu rächen? Bei aller Teilwahrheit, die in Goethes Worten kurz vor der letzten tödlichen Krankheit liegt, welcher andre Dichter als ein deutscher könnte sie gesprochen haben:

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Preußen oder Sachsen! als ob sich's um solche Unterschiede handelte! Doch Goethe wußte natürlich wie wir alle, daß selbst die erhabenste Kunst, ja gerade sie, nicht vaterlandslos ist, daß zu ihrer Größe das Ausatmen des besonderen Volksgeistes im Künstler durch das Kunstwerk gehört, und daß er selbst, Goethe, in diesem Sinn ein durchaus vaterländischer Dichter zu nennen war. Bleiben wir uns dessen stets bewußt, so können wir Goethes Ausspruch gelten lassen: ‚Es gibt keine patriotische Kunst und keine patriotische Wissenschaft', um so mehr als patriotisch und vaterländisch nicht genau das Gleiche sind.

Ganz ohne Eindruck auf Goethe ist übrigens die gewaltige Volkserhebung von 1813 doch nicht geblieben. Es gab in dem Meer dieser Seele einen verborgenen Unterstrom, den die Außenwelt nicht gewahrte. Der gewissenhafte Jenaer Geschichtsprofessor Luden hat uns aus einem langen bewegten Gespräch im November 1813 über die deutschen Dinge Worte Goethes aufbewahrt, an die wir uns halten wollen, wenn uns andere, meist zusammenhangslose Aussprüche schmerzen:

Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland! Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unsers Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch mir liegt Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bittern Schmerz

empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volks mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.

Von noch greifbarerer Gegenwärtigkeit erfüllt sind die Seherworte, die er mit fast 80 Jahren zu Eckermann über Deutschlands Zukunft gesprochen hat:

Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige tun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Taler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten wird, als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel, und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag. Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum (23. 10. 1828).

Siebentes Kapitel.

Ein vaterländisches Festspiel

und andere dramatische Gelegenheitsdichtungen.

Gedenkt unendlicher Gefahr,
Des wohlvergossnen Bluts,
Und freuet euch von Jahr zu Jahr
Des unschätzbaren Guts.

Am 7. Mai 1814 richtete Iffland, der Leiter des königlichen Schauspielhauses in Berlin, an Goethe die Bitte, er möge ‚irgend eine Art theatralischer Einleitung zu jenen Festen geben, die man der Rückkehr der Monarchen (aus Paris) und ihrem Aufenthalt in Berlin bereitete‘. Wie sich Friedrich Wilhelm III. die Siegesfeier seines Heldenvolkes dachte, beweist die Anordnung, daß ‚die zu veranstaltenden Festlichkeiten nichts enthalten sollten, was sich auf die Zeitverhältnisse bezöge‘. Also je farbloser, zeitfremder, undeutscher, desto besser. Daß man sich an Goethe wandte, verstand sich von selbst: einen andern großen deutschen Dramatiker gab es um 1814 nicht, und der für Menschen hohen Sinnes so nahe liegende Gedanke, mit Kleists Hermannschlacht, dem gewaltigsten Rache- und Siegesdrama der Weltliteratur, die Errettung des Vaterlandes von gleichem Geschick zu feiern, wie es einst Germanien durch die Römer gedroht, kam den Zeitgenossen des unglücklichen preußischen Dichters nicht, der seit drei Jahren unter dem Hügel am Wannsee ruhte.

Goethe folgte einem richtigen Gefühl, als er zuerst Ifflands Bitte ablehnte. Dann besann er sich anders; die Verwandlung der ihn störenden Wirklichkeit in ein abgeklärtes Symbolgebilde war geschehen, und im Juni ging ein Teil seines Festspieles **Des Epimenides Erwachen** nach Berlin ab. In dem Begleitbrief an Iffland dankte Goethe für die ‚so würdige Gelegenheit, der Nation auszudrücken, wie ich Leid und Freude mit ihr empfunden habe und empfinde‘. Im Juli war das Stück fertig; die Aufführung verzögerte sich bis zum 30. März 1815, dem Jahrestag des Einzuges der Verbündeten in Paris. Napoleon bereitete in den Tuilerien fieberhaft seinen letzten Feldzug vor.

Man hat den Epimenides als Goethes ‚Drama der Selbstbeschämung‘ bezeichnet. Das ist natürlich falsch: Goethe war nicht der Mann, sich vor dem deutschen Volke selbst als einen Siebenschläfer anzuklagen, der die große Zeit nur verträumt habe. In vollem Ernst hielt er, der doch keinen tätigen Anteil an der Selbstbefreiung des Vaterlandes genommen, sich für berufen, die glorreiche jüngste Vergangenheit zu verherrlichen und Ausblicke in die Zukunft

zu tun. Daß er um diese Zeit keine andre Form als die Symboldichtung wählte, erscheint uns selbstverständlich; daß er glaubte deutsche Not und deutsche Erhebung nur unter dem Bilde von Schattengestalten der griechischen Sage vorführen zu dürfen, ist eine Tatsache seiner Entwicklung, söhnt uns aber mit dem Erzeugnisse selbst nicht aus.

Nach der Sage geriet Epimenides, Sohn einer Nymphe auf Kreta, beim Suchen eines verirrten Schafes in eine Höhle, fiel in einen vierzigjährigen Schlaf und fand natürlich bei seinem Erwachen alles verändert. Goethe wandelte die Sage für seinen Zweck: ‚Die Götter lassen den weisen und hilfreichen Mann zum zweiten Male einschlafen, damit er eine große Unglücksperiode nicht miterlebe, zugleich aber auch die Gabe des Weissagens, die ihm bisher noch versagt gewesen, erlangen möge‘.

In Goethes Festspiel schläfern Genien den Epimenides ein; während er schläft, kämpfen die Dämonen des Krieges, der List, der Unterdrückung, der Pfaffe, Jurist, Diplomat, Hofmann gegen die Genien der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung, der Einigkeit einen symbolischen, recht unklaren Kampf, bis sich die Pforten des Schlafgemachs des Epimenides wieder auftun und der Schläfer heraustritt. Der Jugendfürst naht unter kriegerischer Musik, ein mutiger Chor singt:

Brüder, auf! die Welt zu befreien!
Kometen winken, die Stund' ist groß.
Alle Gewebe der Tyranneien
Haut entzwei und reißt euch los!
Hinan! — vorwärts — hinan!
Und das Werk, es werde getan!

Das Werk ist schon getan. Die Einigkeit verkündet: ‚Von der Gefahr, der ungeheuren, Errettet nur gesamte Kraft‘. Epimenides jubelt: ‚Und wir sind alle neugeboren, Das große Sehnen ist gestillt‘. Ein Chor beschließt: ‚So rissen wir uns ringsherum Von fremden Banden los. Nun sind wir Deutsche wiederum, Nun sind wir wieder groß‘. In einer letzten Chorstrophe wird — für Berlin Friedrich Wilhelm, für Weimar Karl August gefeiert: ‚Nun töne laut: Der Herr ist da‘.

Nach einem Briefe Goethes an Knebel sollte das Drama ‚symbolisch wiederholen, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, daß sie nämlich viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesem Leiden befreit haben‘, und als die Achse, worauf das Stück sich herumdrehe, bezeichnete er die getrennte Fesselung von Glauben und Liebe durch den Dämon Unterdrückung. ‚Ohne diesen furchtbaren Knoten wäre das Ganze eine Albernheit‘ (an Zelter). Auch mit ihm ist das Festspiel keine Herzensdichtung, sondern ein uns frostig anhauchendes Abfinden mit einem Gegenstande geworden, dem, sagen wir es nur rückhaltlos, der Lebensdichter Goethe nicht gewachsen war. Wer den Jammer des Gesamtvaterlandes so wenig am eignen Leibe und im eignen Empfinden gespürt, wer so wenig die Hände zur Befreiung gerührt hatte, wie Goethe, der durfte einfach die ihm aufgetragene Aufgabe nicht übernehmen.

Dem Dichter selbst war bei der Sache nicht wohl zu Mute; zu Knebel nannte er den Epimenides ‚ein seltsames Dokument einer so merkwürdigen Epoche‘, und mit launiger Selbstkritik schrieb er der Herzogin Luise: ‚— ob man gleich dem gemeinen Menschenverstand gemäß wohl sagen könnte, der weise Mann hätte früher aufwachen oder länger schlafen sollen‘. Darum dürfen wir des Epimenides Worte:

Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin —

als ein sehr persönlich gefühltes Wort Goethes deuten, denn Epimenides, der Schläfer nach der Götter Willen, hatte keine Ursache zum Schämen. Es ist denn doch undenkbar, daß Goethen sein laues Verhalten zu den Kämpfern von 1813 und 1814 garnicht zum Bewußtsein gekommen und in einem solchen Stück irgendwo verkörpert worden wäre.

Epimenides ist das einzige größere Werk, das Goethe ohne vollen Herzensanteil, vielmehr in einer Art öffentlicher Pflichterfüllung abgefaßt hat, und die Folgen liegen zu Tage. Was an Begeisterung mit lauten Tönen daraus spricht, klingt nicht ganz echt. Wenn der Chor singt: ‚So erschallt nun Gottes Stimme, Denn des Volkes Stimme, sie erschallt‘, so singt er nicht aus Goethes Herzen. Und die an sich großartigen Verse:

Komm, wir wollen dir versprechen
Rettung aus dem tiefsten Schmerz,
Pfeiler, Säulen kann man brechen,
Aber nicht ein freies Herz;
Denn es lebt ein ewig Leben,
Es ist selbst der ganze Mann,
In ihm wirken Lust und Streben,
Die man nicht zermalmen kann

haben einen falschen Nebenton für den, der sich erinnert, daß dies nicht als Anfeuerung zum Widerstande, sondern aus dem gemächlichen Port des Friedens hinterher geschrieben ward, gleichwie der dröhnende Marsch: ‚Brüder auf! die Welt zu befreien'. — Unecht klingt auch die Rückwärtsprophezeiung:

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muß es doch zurück —

doppelt unecht aus der Feder eines Bewundrers Napoleons, der die freiwilligen Heldenjünglinge hatte zurückhalten wollen: ‚Rüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß!'

Und mußte der deutsche Dichter sich durchaus ans griechische Altertum wenden, um die ruhmwürdige deutsche Gegenwart zu feiern? Warum fiel dem Bewundrer der Griechen nicht das unsterbliche Beispiel eines griechischen Siegesfestdichters ein, der die Bewahrung seines Volkes vor ähnlicher Gefahr mit einem lebendigen Drama aus der jüngsten Vergangenheit gefeiert hatte: ‚Die Perser' von Aeschylos —? Zu welchen Unmöglichkeiten das Eingießen jungen deutschen Weines in die altgriechischen Schläuche führen mußte, beweisen Verse wie:

Und wir sind alle neugeboren,
Das große Sehnen ist gestillt;
Bei Friedrichs Asche war's geschworen
Und ist auf ewig nun erfüllt

im Munde des kretensischen Schäfers und Siebenschläfers Epimenides! Forderte die Symboldichterei durchaus Schattengestalten, — nun, die Schatten teurer deutscher Toten, Scharnhorsts, Kleists und Körners, wären des deutschen Dichters Beschwörungsrufe gefolgt, und Schauer der Ergriffenheit würden uns noch heute aus einem deutschen Festspiel Goethes anwehen, während das jetzt eisig vor uns liegende nicht *ein* Wort des Dankes an die Tausende der fürs Vaterland gefallenen Männer und Knaben enthält.

Der Mensch, auch der hundertseitige, ist in seinen Grundfasern *einer*. Wandeln sich von diesen einige in Stoff oder Form, so wandeln sich alle ihre Lebensspuren. Wir wissen, welche Erweckung der Dichter Goethe einst durch den Anhauch Shakespeares erfuhr. Das Verhältnis zu diesem gehörte zu den Gerüstpfeilern seines geistigen Aufbaues; es konnte beim Wandel vom anschauenden Menschengestalter zum symbolischen Begriffsdichter nicht so bleiben wie in den Jünglingstagen von Straßburg und Frankfurt.

Schon mit 18 Jahren hatte sich Goethe damit getragen, ‚einen neuen Plan zu *Romeo und Julia* zu machen' (S. 40). Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle: mit 63 Jahren konnte er Shakespeares erste große Tragödie nicht nur umarbeiten, sondern auf der ihm unterstehenden Bühne aufführen (30. 12. 1812). Was aber war unter Goethes Altershänden aus diesem Jugenddrama Shakespeares geworden!

Ein Teil des Winters ist damit zugebracht worden, das Shakespearische Stück Romeo und Julie zu konzentrieren und diesen in seinen Hauptteilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen: welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer frühern Zeit und einer fremden Nation angehört. — Ich habe wohl niemals dem Shakespeare tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich (an Reinhard, 13. 2. 1812).

In einem andern Briefe heißt es, er habe ‚alles, was nicht zur Haupthandlung gehört, entfernt'. Darunter verstand er das Streichen des größten Teiles der Rollen von Mercutio und der Amme, dazu die Entstellung dieser Gestalten bis zur Wertlosigkeit. Nach seiner Ansicht zerstöre Shakespeare ‚den tragischen Gehalt von Romeo und Julia beinahe durch die zwei komischen Figuren, — diese beiden Figuren und was an sie grenzt, treten nur als possenhafte Intermezzisten auf, die uns bei unserer folgerechte Übereinstimmung liebenden Denkart auf der Bühne unerträglich sein müssen'. Mit solchen Gründen könnte man Just und den Wachtmeister in Minna von Barnhelm, die Volkszenen im Götz und Egmont, Martha Schwerdtlein im Faust streichen oder verkümmern. Der Brief an Reinhard vollends klingt verblüffend ähnlich der Stelle in Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur, worin Shakespeare und Goethes Götz verworfen wurden: ‚Dem Shakespeare kann man indessen seine

sonderbaren Ausschweifungen wohl verzeihen; denn er lebte zu einer Zeit, da die Wissenschaften in England erst geboren wurden, und man also noch keine Reife von denselben erwarten konnte.' Einen Satz wie Goethes an Karoline von Wolzogen, daß ‚Shakespeare nach seinem Genie, seiner Zeit und seinem Publikum viele disharmonische Allotria zusammenstellen durfte, ja mußte, um den damals herrschenden Theatergenius zu versöhnen', hätte auch Friedrich schreiben können. In dem Maße wie sich Goethe vom eigentlichen Menschendrama abwandte, mußte er sich von Shakespeares Lebensfülle entfernen. Den meisterlichen Eingangsauftritt Shakespeares mit den streitenden Dienern der beiden feindlichen Häuser ersetzte er durch eins seiner tändelnden, höfisch stilisierten Singspielliederchen; die Dienerschaft im Hause der Capulet singt:

Zündet die Lampen an,
Windet auch Kränze dran,
Hell sei das Haus!
Ehret die nächtige
Feier mit Tanz und Schmaus!
Capulet der Prächtige
Richtet sie aus.

Selbst die unentbehrliche Versöhnung der hadernden Eltern am Schlusse war gestrichen worden.

Goethe als Verunstalter Shakespeares — es ist zum Weinen. Doch es kam fast noch schlimmer: in einem zwischen 1813 und 1816 entstandenen Aufsatz Shakespeare und kein Ende. Shakespeares Größe wird nicht bestritten, aber ‚Er gehört notwendig in die Geschichte der Poesie; in der Geschichte des Theaters tritt er nur zufällig auf!' Und warum? ‚Genau genommen, so ist nichts theatralisch, als was für die Augen zugleich symbolisch ist: eine wichtige Handlung, die auf eine noch wichtigere deutet'. Zwar gebe es hier und da Symbolisches bei Shakespeare; ‚dieses sind aber nur Momente, ausgesäte Juwelen, die durch viel Untheatralisches (lies: Unsymbolisches!) auseinandergehalten werden.' Schließlich kommt Goethe zu dem ungeheuerlichen Satze, Shakespeare sei gar kein Dramatiker im strengsten Sinn, und: ‚Will man ein Shakespearesches Stück sehen, so muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen', Schröders, der den Hamlet mit versöhnlichem Ausgang für das Hamburger Theater bearbeitet hatte!

Der dramatischen Form bediente sich Goethe nach Schillers Tode nicht mehr für die Bühne, sondern für das Symbol, das Festspiel oder die Oper. Seine Dramendichtung wird von da ab Gelegenheitsarbeit im engsten Sinn. — Aus den Jahren 1813 und 1814 sind Bruchstücke einer Oper Der Löwenstuhl geblieben: es handelt sich um den in der Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen behandelten Stoff.

Als die Weimarischen Freiwilligen im März 1814 ausmarschierten, dichtete Goethe einen Auftritt als Einschiebsel zu Wallensteins Lager. Darin trägt ein Sänger den Soldaten ein sehr empfindsames Lied vor mit der Strophe:

Ins Feld hinaus! das heißt nicht meiden;
Denn meine Seele scheidet nicht.
Ja, mich erwarten hohe Freuden,
Und ich erfülle meine Pflicht.

Nein fürwahr, Kriegslieder zu schreiben war des alten Goethe Sache nicht.

Das einaktige Lustspiel Die Wette entstand 1812 in Teplitz auf Wunsch der österreichischen Kaiserin: sie stellte Goethen ‚die Aufgabe, das Betragen zweier durch eine Wette getrennter Liebenden' zu schildern. An einem Tage entstanden, diente das Stückchen einem Tage und hätte eben nie gedruckt werden sollen. Aus einem Briefe Goethes an Christiane kann man schließen, daß die Kaiserin daran mitgeschrieben hat.

Von den Theaterreden in Versen wurde die zum ‚Essex' schon erwähnt (S. 450). Diese ziemlich lange zur Eröffnung des Berliner Hoftheaters (1821) zeigt, wie wenig sich Goethe für solche höfische Tagesware anzustrengen liebte. Er tat wohl daran; nur hätte er Sorge tragen sollen, daß dergleichen nicht in die Werke geriete.

Wertvoller sind zwei seiner **Maskenzüge**: Die romantische Poesie zum 30. Januar 1810 (dem Geburtstage der Herzogin Luise) in kunstreichen Stanzen, mit anmutigen, wenngleich nicht gerade tiefen Selbstschilderungen von Gestalten der mittelalterlichen Dichtung, Siegfrieds, Brunhildens, Königs Rother usw., — und der über Weimar hinaus Aufsehen

erregende Maskenzug von 1818 für die anwesende Zarin-Mutter, an dem über 150 Personen mitwirkten: ‚Einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens‘ darstellend, wie der Hof gewünscht hatte. Die Weimarischen Dichter, Wieland, Schiller, Goethe, wurden durch einige Hauptgestalten ihrer Werke vertreten, Goethe durch Götz und Faust, Schiller u. a. durch Tell, und in Goethes Erklärung zu dieser Gruppe heißt es: ‚Ja sogar die Gestalt Geßlers wagt es, versöhnt unter seinen Widersachern aufzutreten.‘ Unendliche Mühe wandte Goethe auf die richtige Wahl der Gewänder, die Anordnung der Gruppen, Tänze usw. Sein Sohn erschien in der Maske des Mephistopheles, ein Sohn Schillers als Götz. Würdige Verse werden Schiller geweiht, dem ‚Sinnenden, der alles durchgeprobt‘. Über Goethe spricht die Ilm:

Weltverwirrung zu betrachten,
Herzensirrung zu beachten,
Dazu war der Freund berufen,
Schaute von den vielen Stufen
Unsres Pyramidenlebens
Viel umher und nicht vergebens.

Goethe selbst wohnte weder diesem Maskenzuge noch fortan ähnlichen Hofvorstellungen mehr bei.

Achtes Kapitel.

Der Hofmann und sein Publikum.

Goethe behagt die Hofluft zu sehr, mehr als einem Dichter ziemt. (Beethoven an Breitkopf und Härtel, 9. 8. 1812).

Einen sehr großen Teil seines Weimarischen Lebens, besonders des voritalischen, hat Goethe am Hof oder in stetem Verkehr mit den Hofkreisen zugebracht. Es wäre gegen Goethes, es wäre gegen die Menschennatur, wenn aus dieser Lebensweise nichts in seine Dichtung übergegangen wäre. Goethe, der Dichter der allgemeinen Menschlichkeit, ist zugleich der höfische Dichter, der höfischste in unserer ganzen Literatur. Diese Tatsache leugnen oder vertuschen zu wollen, gehört zum Götzendienst, nicht zur Wissenschaft. Das ist ja eben Goethes Größe, daß ihr die strengste Untersuchung selbst solcher Seiten seines Auslebens nichts von dem rauben kann, was uns ewig mit ihm verbinden wird.

Im Wilhelm Meister (5, 16) läßt Goethe seinen Serlo über das Wesen des vornehmen Hofmannes sagen: ‚Man soll sich nie vergessen, immer auf sich und andere acht haben, sich nichts vergeben, andern nicht zu viel, nicht zu wenig tun, durch nichts gerührt scheinen, durch nichts bewegt werden, sich niemals übereilen, sich in jedem Momente zu fassen wissen und so ein äußeres Gleichgewicht erhalten, innerlich mag es stürmen, wie es will.‘ Lauter nützliche Fertigkeiten, doch nicht gerade die wichtigsten für den Dichter. In seinen vorweimarischen Fastnachtspielen, die für niemand und für alle bestimmt waren, hatte sich Goethe um das äußere Gleichgewicht bei inneren Stürmen nicht gekümmert; in Weimar dichtete er sie alle für die Hofgesellschaft, dichtete für diese sogar die alten Singspiele um, ja es konnte nicht ausbleiben, daß er bei all seiner Arbeit — wenn überhaupt an die Leser oder Hörer, wie jeder Dichter, dann zunächst an die des Hofes dachte.

Wie furchtbar der Druck der Amtsgeschäfte bis zur Flucht nach Italien auf ihm gewuchtet, haben wir gesehen. Der Druck wäre nicht so schwer gewesen, hätten nicht die Stein und die höfischen Pflichten ihm einen so großen Teil seiner amtsfreien Zeit geraubt. ‚Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll, So ist das Leben mir kein Leben mehr‘, und wie selten kam er im Wirbel des Hoftreibens zum Sinnen oder Dichten. Nach einem Besuch in Weimar 1779 soll Merck aus eignem Augenschein des zerstreuten Lebens Goethes geäußert haben: ‚Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen. — Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu tun?‘ Aber Goethe selbst hatte ja als freier Dichter seinen Götz dem Weislingen zurufen lassen: ‚Da hielt dich das unglückliche Hofleben und das Schlenzen und Scherwenzeln mit den Weibern.‘ Wir brauchen nur zu beobachten, wie Goethe jedesmal menschlich und dichterisch auflebt, so oft er für Tage oder Wochen dem Hofe den Rücken kehrt, auf Ausflügen, auf kleinen oder größeren Reisen.

Die gefährlichste Folge des dauernden Verkehrs mit der Welt des Hofes war die Entfremdung vom Volksleben. Das bißchen Tanzen mit Bauernmädchen, das Plaudern mit

Förstern, Bergleuten, Wegebauern, Handwerkern tat's nicht; da war er der vornehme Herr, der hohe Vorgesetzte, der Freund des Herzogs, nicht der Bürger mit dem Bürger. Er selbst, der menschlichste der Menschen, wie ihn Wieland so schön genannt, fühlte den belebenden Einfluß des schlichten Umganges von Mensch mit Mensch, und seine Reisen unter angenommenem Namen hatten ja nebenbei den Zweck, ins einfache Menschenwesen unterzutauchen. Von seiner Winterharzreise 1777 schreibt er der Stein: ‚Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich.‘ So durchtränkt vom Blutstrom der Wirklichkeit Goethes größte Dichtungen sind, saftiges Menschenleben blüht doch vor allen in denen seiner Frankfurter Schöpferjahre, als er mit seinesgleichen verkehrte, mit zu teilen Lust und Qual; als er noch erfüllt war von Herders Lehre, daß die Dichtkunst eine Welt- und Volksgabe sei, nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer. Nach einem Menschenalter in Weimar war er so weit, an Knebel zu schreiben (12. 1. 1798): ‚Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmung zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von rechtswegen die beste Wirkung der Poesie sein.‘

Was ihm, was uns das Hofleben Goethes gekostet, wieviel reines Dichterwerk es ganz oder halb verhindert, verbogen, gefärbt hat, das läßt sich ahnen, nicht berechnen. Schon von der Zerstreuung des Lebens vor Weimar durch den gewaltigen Erfolg des Werther heißt es:

Es lagen angefangene Arbeiten genug vor ihm, ja es wäre für einige Jahre hinreichend zu tun gewesen, wenn er mit hergebrachter Liebe sich daran hätte halten können; aber er war aus der Stille, der Dämmerung, der Dunkelheit, welche ganz allein die reinen Produktionen begünstigen kann, in den Lärmen des Tageslichts hervorgezogen, wo man sich in andern verliert (Dichtung und Wahrheit, Buch 13).

Und dies schrieb Goethe in Weimar nach einem Hofleben von mehr als 40 Jahren! In seinem Tagebuch von 1778 lesen wir:

In stiller Trauer (um den Tod der Laßberg, vgl. S. 235) einige Tage beschäftigt um die Szene des Todes, nachher wieder gezwungen zu theatralischem Leichtsinn. Verschiedene Proben (zu Hofaufführungen). — Oder: Mir ist dieser ganze Winter für das poetische Fach ungenutzt verstrichen. Geschäfte, Theater, Sozietät haben mir alle meine Stunden entweder weggenommen oder unbrauchbar gemacht (an W. Schlegel, Februar 1798). — Oder: Es käme jetzt nur auf einige ruhige Monate an, so sollte das Werk (Faust) zu männiglicher Verwunderung und Entsetzen wie eine große Schwammfamilie aus der Erde wachsen (an Schiller, 1. 7. 1797). — Oder: Sie sagten neulich, daß zur Poesie nur die Poesie die Stimmung gäbe, und da das sehr wahr ist, so sieht man, wie viel Zeit der Dichter verliert, wenn er sich mit der Welt abgibt, besonders wenn es ihm an Stoff nicht fehlt (an Schiller, Juli 1797). — Oder: Ich befinde mich in einem ganz zerstückelten Leben (an denselben, Dezember 1799). — Oder: Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen gedenkt (Wilhelm Meister 4, 2).

Mit urkundlichen Beweisen ähnlichen Inhalts lassen sich ganze Seiten füllen.

Allgemeines Reden vom Hofleben Goethes erzeugt kein Bild; wir müssen ihn für den Hof dichten, zeichnen, proben, Masken erfinden, Gruppen ordnen, Musik wählen, sich ankleiden, umkleiden, mitspielen sehen. Hier einer von den vielen Zeitberichten über Goethe inmitten der Hoffestlichkeiten:

Goethe und Herr von Stein stellten bei einer Repräsentation Zauberer vor. Frau von Fritsch und Fräulein Voß wurden in Portechaisen hinter ihnen hergetragen, baten aus den Chaisen herausgehn zu dürfen, welches geschah, und die Zauberer tanzten mit den beiden Damen. Hierzu kamen, nachdem die Zauberer vor Müdigkeit eingeschlafen waren, zwei Helden, der Herzog und Herr von Schardt, tanzten um die eingeschlafenen Zauberer herum; letztere erwachten, wollten mit Gewalt die Helden vertreiben, diese zuckten ihre Schwerter, worauf sie bezaubert wurden und auf ihrem Platz unverrückt bleiben mußten. Die Tänzerinnen wunden endlich die Zauberstäbe den Zauberern aus den Händen, befreiten die Helden, und die Zauberer wurden in den Portechaisen hinausgetragen. Kleidung, Vorstellung und Musik waren sehr gut gewählt (1782).

Goethe hat in derlei geistreichen Maskeraden mitgewirkt, für die er sich in einer Stunde dreimal umkleiden mußte. Für ein elendes Stück ‚Kalliste‘ von Seckendorf hatte der Dichter

der Iphigenie selbst ein paar Rollen auswendig zu lernen und darzustellen. Beim Vorführen des Neuesten von Plundersweilern (S. 246) erklärte Goethe als Bänkelsänger die einzelnen Gruppen eines großen Jahrmarktbildes, spielte außerdem den Hamann und den Mardochai des Zwischenspiels und mußte sich dreimal umziehen. Unter seinen höfischen Maskenzügen sind solche vom Umfang eines mittleren Dramas; der von 1818 ist so lang wie alles Fertiggewordene der Pandora.

Wie wenig Goethen bei dieser Arbeit für die ‚Feste der Torheit' wohl gewesen, sagen uns zahllose Briefe und Tagebuchstellen. Den ‚Großmeister der Affen' nennt er sich einmal mit galligem Humor, und Karoline Herder, die boshafte, bezeichnet ihn kurzweg als Directeur des menus plaisirs des Herzogs. Er weiß, ‚man übertäubt mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigne und fremde Not', versucht sich jedoch zu trösten: ‚Ich traktiere diese Sachen als Künstler, und so geht's' (an Lavater, 1781). ‚Ich werde auch Balletmeister', schreibt er 1782. Er ist es allerdings geworden und geblieben: die Märsche und Tänze des großartigen Maskenzuges von 1818 waren sein Werk, das Ergebnis tagelanger Arbeit. ‚Ich bin mit theatralischen Arbeiten und Sorgen beschäftigt. Die drei Geburtstage (der herzoglichen Herrschaften), die zu Anfang des Januars und Februars so schnell aufeinander folgen, machen uns viel zu schaffen.' — Und was ist die Frucht all der vielen Arbeit? ‚Mit der größten Pfuscherei in dem gedankenlosesten Raum die zerstreutesten Menschen zu einer Art Nachdenken zu nötigen.' Man stelle einmal alles zusammen, was Goethe für den Hof, allein oder überwiegend für den Hof, gedichtet hat, und vergleiche es mit dem Gesamtumfang seiner dichterischen Werke: man wird erschrecken. War ja doch selbst die Iphigenie in Prosa ursprünglich zu einem Festspiel bestimmt gewesen!

Wie der Hof auf Goethes Schreibweise abgefärbt hat, lehrt die Untersuchung seiner Sprache. Hier eine einzige überzeugende Probe. Der freie Dichter des Urfaust hatte seinen Mephistopheles sprechen lassen: ‚Ich sag euch, es sind Sachen drein, Um eine Fürstin zu gewinnen'; der Minister und Hofmann Goethe änderte dies in: ‚Ich tat euch Sächelchen hinein, Um eine Andre zu gewinnen', und so ist's stehen geblieben. Über Goethes hoffähige Sprache hat sogar der immer natürliche Herzog sich gelegentlich lustig gemacht: ‚Goethe schreibt mir Relationen, die man in jedes Journal könnte einrücken lassen. Es ist gar possierlich, wie der Mensch feierlich wird' (an Knebel, 1797).

Nicht irremachen lassen wir uns durch Goethes Formelsprache in Hofsachen. Mußte er denn einmal bei Hofe leben, so mußte er des Hofes Sondersprache reden. Es steht uns frei zu lächeln, wenn wir in der ‚Campagne' lesen, daß ihm ‚der Fürst Reuß der Dreizehnte immer ein gnädiger Herr gewesen'; oder wenn in einem Bericht über den Maskenzug von 1818 steht: ‚Als Ihro kaiserliche Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen- und Weimar-Eisenach hiernächst beschriebenen Festzug gnädigst anordneten, befahlen Höchstdieselben' usw.; oder wenn die Annalen erzählen: ‚Hierauf ward mir das unerwartete Glück, Ihro des Großfürsten Nikolaus und Gemahlin Alexandra kaiserliche Hoheiten im Geleit unserer gnädigsten Herrschaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Der Frau Großfürstin kaiserliche Hoheit vergönnten, einige poetische Zeilen in das zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.' Das alles ist ja nicht der Goethe, der uns angeht. Erinnern wir uns lieber seines Ausspruches über den Respekt vor der bloßen Fürstlichkeit (S. 457), und hören wir ihn sich selbst gegen törichte Vorwürfe verteidigen:

> Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte, und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern (zu Eckermann, 27. 4. 1825).

Dagegen hat sich Karl August wiederholt über seines Ministers ‚Tyrannei' und ‚Herrschsucht' beklagt.

Goethe glaubte an die Notwendigkeit einer Ständegliederung der Gesellschaft, forderte von jedermann die Achtung vor den Kennzeichen ihrer Stufenfolge und legte sie als vorbildliche Pflicht sich selber auf. Hierdurch erklärt sich manches uns heute befremdliche äußere Formelwesen in Schriften und Briefen, ohne daß seine innere Freiheit dadurch gemindert scheint.

Die Masse und die dumme Kritik verachtete er: dies freut uns, denn es schützte ihn in seiner Höhe. Aber er verachtete das ‚Publikum' überhaupt und zuletzt jede nicht unbedingt einstimmende Kritik: daraus ist vielen seiner Werke im Entstehen und fürs Dauern unermeßlicher Schaden erwachsen. Goethes Verachtung war alt und ruhte auf traurigen Erfahrungen: welche Albernheiten und Roheiten hatte die Kritik gegen seinen Werther begangen! Und ähnliches wiederholte sich fast bei jedem bedeutsamen Werk, bei den Römischen Elegien, dem Wilhelm Meister, den Wahlverwandtschaften. Wendungen wie die vom ‚Berliner Hundezeug', von ‚einer Herde Schwein' in jungen Jahren; wie die aus späterer Zeit: ‚Ich verwünsche alles, was diesem Publikum irgend an mir gefällt'; oder: ‚Eigentlich ist das, was nicht gefällt, das Rechte' — sie beweisen ein gleichbleibendes Gefühl des sich in sich selbst zurückziehenden Schöpfers, dem alles fremde Urteil gleichgültig ist. In der Zueignung zum Faust steht der Vers gegen die bunte Menge: ‚Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang'.

Indessen der größte Künstler schafft nicht ausschließlich für sich, und der Dichter, der drucken läßt, beweist eben dadurch, daß er auf andere wirken will. Ihr Beifall oder Mißfallen darf ihm nicht gleichgültig sein, natürlich mit der Einschränknng: Beifall oder Mißfallen der Besten. Leider kam Goethe bald dahin, kaum einen Unterschied zwischen den Besten und den Dümmsten zu machen, vielmehr das Urteil des Publikums ganz allgemein zu verwerfen. Knebel sagte zu Luden, der sich mit Freimut zu Goethe über den Faust geäußert hatte: ‚Dem da drüben ist ganz Recht geschehen, daß ihm einmal eine freie Meinung ausgesprochen worden ist, gleichviel ob sie richtig war oder nicht. Er hört sonst nur Schmeicheleien' (1806). — Ähnliches vernahm Luden von dem gewissenhaften Hufeland:

> Goethe ist an Bewunderung, ja an Anbetung gewöhnt. — Er betrachtet sich wie ein geheiligtes Haupt und verlangt, daß ein jeder ihm seine unbedingte Huldigung und Hingebung darbringen soll. Wer das nicht tut, wer ihm sogar widerspricht, den betrachtet er als seinen Feind. Das glaube ich, und ich habe gute Gründe zu diesem Glauben.

In einem Briefe Goethes an Reinhard (31. 12. 1809) heißt es von hochoben: ‚Das Publikum, besonders das deutsche, ist eine närrische Karikatur des Demos; es bildet sich ein, wirklich eine Art von Instanz, von Senat auszumachen und im Leben und Lesen dieses und jenes wegvotieren zu können, was ihm nicht gefällt.' Aber zum Publikum, das heißt zur Lesergemeinde, gehörte ja Goethe selbst, gehörten alle Menschen mit einem Urteil, und wie sollte denn die Lesergemeinde eines Volkes anders verfahren?

Im allgemeinen hielt er sich die Kritik vom Leibe, las sehr wenig von dem, was über, was gegen ihn geschrieben wurde. Selbstverständlich erkannte er die Berechtigung, ja die Notwendigkeit eines Urteils der Mitwelt an:

> Es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder (an Schiller, 7. 12. 1796).

Wagten aber die Schlegel, Goethes Faust über seine späteren Werke zu stellen, so fuhr er mit äußerster Grobheit los:

> Da loben sie den ‚Faust'
> Und was noch sunsten
> In meinen Schriften braust,
> Zu ihren Gunsten.
>
> Das alte Mick und Mack
> Das freut sie sehr;
> Es meint das Lumpenpack,
> Man wär's nicht mehr!

Ja er setzte gar noch den Trumpf drauf: ‚So sei doch höflich! — Höflich mit dem Pack? Mit Seide näht man keinen groben Sack.'

Und doch war dieses Verachten von Publikum und Kritik nur eine gute Wehr und Waffen gegen die Urteilslosen im Publikum und die Böswilligen in der Kritik. Im letzten Grunde

hat Goethe über beide ‚Instanzen‘ nicht anders gedacht als alle großen Künstler. Mitfühlende, verstehende, genießende Menschen zu liebevollen Teilnehmern am Kunstwerk zu haben, — welchem noch so gewaltigen Meister könnte das jemals gleichgültig werden! ‚Wer nicht eine Million Leser erwartet, sollte keine Zeile schreiben!‘ und: „Ich möchte keinen Vers geschrieben haben, wenn nicht tausend und abertausend Menschen die Produktion läsen und sich etwas dabei, dazu, heraus oder hinein dächten‘, heißt es bei Goethe, dem Verächter der Menge. Wie schmerzlich hat er den Wiederhall bei seinen edelsten Gebilden entbehrt: „Hätte ich Wirkung gemacht und Beifall gefunden, so würde ich euch ein ganzes Dutzend Stücke wie die Iphigenie und Tasso geschrieben haben‘ (zu Eckermann, 23. 3. 1825). Und ganz allgemein schon in einem Brief an Rochlitz, einen Leipziger Schriftsteller (30. 1. 1812):

Mehrere meiner spätern Arbeiten brauchten zehn und mehr Jahre, bis sie sich ein größeres Publikum unmerklich erschmeichelten; wie denn ja mein Tasso über zwanzig Jahr alt werden mußte, ehe er in Berlin aufgeführt werden konnte. Eine solche Langmut ist nur dem zuzumuten, der sich beizeiten den Dédain du succès angewöhnt hat, welchen die Frau von Stael in mir gefunden haben will. Wenn sie den augenblicklichen leidenschaftlichen Succès meint, so hat sie recht. Was aber den wahren Erfolg betrifft, gegen den bin ich nicht im mindesten gleichgültig; vielmehr ist der Glaube an denselben immer mein Leitstern bei allen meinen Arbeiten.

Das Dichten für einen kleinen Kreis, zunächst ohne einen Gedanken an die große Lesermasse, gehörte von frühauf zu Goethes Wesen: den Clavigo dichtete er für die Mariage-Gesellschaft einiger Freunde und Freundinnen (S. 162), und wie vieles hat er in Weimar für seine Mittwochs-, Donnerstags-, Freitagsgesellschaften geschrieben! ‚Geselle dich zur kleinsten Schar!‘ lautet eine seiner Künstlerregeln. Von seinen Dichtungen allgemein heißt es zu Eckermann: ‚Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind.‘ Dies kann nicht einmal für alle in Weimar entstandenen Werke gelten. Indessen, hätte Goethe wenigstens die Sicherheit gehabt, daß die kleinste Schar in seiner Nähe wirklich die feinste Auslese der Auslese darstellte! Der Herzog, die Herzoginnen, beide Herders, Knebel, Meyer, nun gar die Stein, später die anbetenden dienenden Geister Riemer und Eckermann: vereinigten sie das Höchste an Welt- und Kunstanschauung, das Tiefste an Einblick in die Absicht und Ausführung des Dichters? Hätte Goethe nur für einen Leser, den idealen, geschrieben, für Schiller, so ließe sich wenig einwenden, obwohl selbst Schillers Urteil bei der Gemeinsamkeit vieler ihrer Untersuchungen über Gehalt, Stil und Form nicht ganz unbefangen war.

Zuletzt erlitt Goethe einiges von dem Schicksal, das keiner schärfer als er verurteilt hatte: ‚Alles Vorliebnehmen zerstört die Kunst‘, und wir erinnern uns seines Satzes in Dichtung und Wahrheit über das ‚wechselseitige Schöntun, Geltenlassen, Heben und Tragen‘, oder des andern: ‚Frauenzimmer, Freunde, Gönner werden nicht schlecht finden, was man ihnen zuliebe unternimmt und dichtet.‘ Ach wie vieles hat Goethe zunächst und überhaupt nur für die ja immer dankbar vorliebnehmende kleine Schar der Freunde und Gönner geschrieben! Ihres Beifalls konnte er stets sicher sein, und das Mißfallen derer da draußen, die nicht zum Vorliebnehmen verpflichtet waren, verachtete er. Ohne dieses sehr weitgehende Vorliebnehmen wäre ein gutes Dutzend kleinerer Dichtungen, wäre manches Befremdende in größeren nicht da. Gewiß hat Schiller so wenig wie Goethe für den Beifall der urteilsunfähigen Masse geschaffen; nie aber hat er den Blick auf die ganze große Leserwelt Deutschlands verloren, nie sich mit dem Urteil eines so kleinen und oft so klein denkenden Kreises wie des Weimarischen begnügt. An Wolzogen schrieb er 1803: „Ich sehe mich hier in so engen kleinen Verhältnissen, daß es ein Wunder ist, wie ich nur einigermaßen etwas leisten kann, das für die größere Welt ist.‘ Die Nachwelt, soweit sie nicht aus einigen Götzendienern besteht, nimmt nicht vorlieb; sie wird von Geschlecht zu Geschlecht strenger, und für sie lebt nur, was auch für die größere, ja für die größte Welt ist.

Neuntes Kapitel.

Lebensbeschreibungen.

Dichtung und Wahrheit. — Tag- und Jahreshefte. — Tagebücher. Italienische Reise. — Campagne in Frankreich, usw.

Dichtung und Wahrheit.

Anfangs ist es ein Punkt, der leise zum Kreise sich öffnet;
Aber wachsend umfaßt dieser am Ende die Welt. (Hebbel).

An seinem 59. Geburtstage, dem 28. August 1808, faßte Goethe den Entschluß, sein Leben zu schildern. Auf der Schwelle zum Greisenfrühalter, zum 60. Jahr, erschien er sich selbst geschichtlich genug, um den Versuch zu wagen, und symbolisch genug, um hinter seiner merkwürdigen Entfaltung etwas Allgemeines, Höheres zu erblicken. Der Jüngling hatte Rousseaus Bekenntnisse gelesen und nicht vergessen; der selbstbiographische Roman Anton Reiser seines Freundes Moritz hatte ihm lebhafte Teilnahme erregt, Cellinis eigne Lebensgeschichte ihn zum Übersetzen getrieben. So schrieb er denn im Oktober 1809, laut Tagebuch, das ‚Schema einer Biographie' auf, das sich erhalten hat: 76 Blättchen verteilen den Stoff der Zeit bis 1809. Bestärkt wurde Goethe in diesem Vorhaben durch den Abschluß seiner Lebensgeschichte des Malers Philipp Hackert im Anfang des Jahres 1811 (S. 477).

Die Arbeit begann am 29. Januar 1811. Über die Schwierigkeit, sich die ersten Jugendjahre nach beinahe 60 Jahren ins Gedächtnis zu rufen, heißt es:

> Bei meiner Mutter Lebzeiten hätt' ich das Werk unternehmen sollen, damals hätte ich selbst noch jenen Kinderszenen näher gestanden und wäre durch die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe völlig dahin versetzt worden. Nun aber mußte ich diese entschwundenen Geister in mir selbst hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem notwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen.

Eine der Hauptquellen für die Kinderjahre waren die Berichte Bettina Brentanos aus dem Munde der Frau Rat. Goethe bat sie (25. 10. 1810) um Mitteilungen:

> Ich will dir bekennen, daß ich im Begriff bin meine Bekenntnisse zu schreiben; daraus mag nun ein Roman oder eine Geschichte werden, das läßt sich nicht voraussehn; aber in jedem Fall bedarf ich deiner Beihülfe. Meine gute Mutter ist abgeschieden und so manche Andre, die mir das Vergangne wieder hervorrufen könnten, das ich meistens vergessen habe. Nun hast du eine schöne Zeit mit der teuren Mutter gelebt, hast ihre Märchen und Anekdoten wiederholt vernommen und trägst und hegst alles im frischen belebenden Gedächtnis. Setze dich also nur gleich hin und schreibe nieder, was sich auf mich und die Meinigen bezieht.

Und Bettina setzte sich hin und schrieb, Dichtung und Wahrheit, nach ihrer Art sicher mehr Dichtung als Wahrheit, und dessen sollten wir uns stets bewußt bleiben.

Die Arbeit zog sich bis kurz vor Goethes Tode hin. Im Oktober 1812 wurde das 10. Buch beendigt, im Januar 1814 das 15te. Dann ruhte das Lebenswerk einige Jahre; erst im Oktober 1831 wurde der letzte Federstrich am 20. Buche getan. Die Bücher 15 bis 20 kamen 1833 heraus. Der erste von den 4 Bänden war Ende 1811 erschienen.

Die Darstellung schließt mit dem Antritt der Reise von Heidelberg nach Weimar im November 1775. Daß Goethe sich mit einer Fortsetzung getragen, beweist das Versprechen eines fünften Bandes von Dichtung und Wahrheit: ‚Bis in den September 1786' (Flucht nach Italien) in seiner Anzeige der Ausgabe letzter Hand noch von 1826. Das hohe Alter und die Rücksichten auf noch Lebende — die innigsten Freunde seiner Weimarischen Jugend lebten ja noch alle, der Herzog, die Herzogin, die Stein, Knebel — ließen ihn von der Weiterführung abstehen. Zum Kanzler Müller äußerte er sich über die Möglichkeit: ‚Die wahre Geschichte der ersten zehn Jahre meines Weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder des Märchens darstellen; als wirkliche Tatsache würde die Welt es nimmermehr glauben.' Einiges vom Schema der beabsichtigten Fortsetzung hat sich erhalten. Über den Eintritt in Weimar heißt es:

> Mein früher dargestelltes Naturell. — Wie es in dieser Lage zur Erscheinung kommt. — Art von Voltärischem Huronen. — Verwunderung, anregend und belustigend. — Den Frauen und

Jünglingen gefällig. — Zutrauenerregend durch die Schriften, welche viel gaben und viel versprachen. — Mein Wesen, so durchsichtig es war, älteren Personen apprehensiv und unbequem.

Als Beamten wollte sich Goethe nach diesem Entwurf schildern:

Tätiges Selbstvertrauen. — Sisyphisches Übernehmen. — Unbegriff des zu Leistenden. — Sichere Kühnheit, daß es zu überwinden sei. — Eigentlich konstruktiv, nicht empirisch tätig. — Zum technischen Geschäft gleichsam untauglich. — Nicht homme à ressources. — Geschickter zu allem, was auferbaut, planmäßig behandelt werden sollte. — Dabei vorschnell im Entschließen wie im Antworten. — Tat steht mit Reue, Handeln mit Sorge in immerwährendem Bezug. — Hauptaperçu, daß zuletzt alles ethisch sei.

Für Stimmung, Erlebnisse, Vorsätze nach der Rückkehr aus Italien sollte dieses Schema dienen:

Lust der Gereisten, von ihrem Erfahrenen und Bemerkten zu sprechen. — Tick der Zuhausegebliebenen, minderen Anteil zu zeigen, wodurch das Glück dessen, (was) man entbehrte, nur desto lebhafter wird. — Die vier ersten Bände meiner Schriften finde ich gedruckt. Aufnahme derselben in Deutschland. — Gleichgültigkeit gegen alles, nach dem Verluste des römischen Glückes. — Isolement. — Neues Verhältnis nach innen. — Vorsätze nach außen. — Fortsetzung des drinnen angefangenen Praktischen. — Nur gar zu schnelles Gewahrwerden, daß man aus dem Elemente gefallen sei. — Reflexion über das Erlebte. — Schwierigkeit, die große Masse zu ordnen.

Dem ersten Teil setzte Goethe den griechischen Spruch voran: *Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται* (Der nichtgezüchtigte Mensch wird nicht erzogen). Der Haupttitel lautete Aus meinem Leben und bekam den Untertitel **Dichtung und Wahrheit.** Den Vorschlag Riemers: ‚Wahrheit und Dichtung' verwarf Goethe wegen des Zusammenstoßes der zwei D. In Jena gab es um die Zeit ein Unterhaltungsblättchen ‚Wahrheit und Dichtung'; sicher schreibt sich Goethes Titelwahl daher.

Über Biographie und Selbstbiographie hat sich Goethe oft ausgesprochen, zuletzt noch mit einem zustimmenden Wort zu Cellinis Rat, die eigene Lebensbeschreibung im vierzigsten Jahr zu beginnen:

Cellini hat ganz recht; denn es ist keine Frage, daß die anmutige Sinnlichkeit (später) verschwindet und ein gebildeter Verstand durch seine Deutlichkeit jene Anmut nicht ersetzen kann. Auch müsse man, fügt Goethe hinzu, den eigenen Irrtümern und Fehlern noch nahe genug stehn, um sie liebenswürdig und in dem Grade reizend zu finden, daß wir uns lebhaft damit abgeben, unsere Mängel mit Nachsicht betrachten und mancher Fehler uns nicht schämen mögen.

Goethe fühlte, er habe ein Werk dieser Art in einem zu weit vorgerückten Alter begonnen, und seine schlichten Verehrer pflichten ihm bei. Der Vierzigjährige hätte die Geschichte des Knaben und Jünglings bis zum 26. Jahre mit größerer Frische, darum stilgerechter erzählt.

Ursprünglich doch wohl überwiegend als bloße Lebensgeschichte, wenngleich natürlich mit dem Blick aus der Höhe, beabsichtigt, wurde dem Greise zwischen 60 und 80 sein eignes Leben mehr und mehr symbolisch:

Es sind lauter Resultate meines Lebens und die erzählten einzelnen Fakta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen. — Ich dächte, es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung', weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt. — Ein Faktum unsers Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte (zu Eckermann, 30. 3. 1831).

In ähnlichem Sinne erklärte er Titel und Inhalt an Zelter:

Was den freilich einigermaßen paradoxen Titel der Vertraulichkeiten aus meinem Leben: Wahrheit und Dichtung betrifft, so ward derselbige durch die Erfahrung veranlaßt, daß das Publikum immer an der Wahrhaftigkeit solcher biographischen Versuche einigen Zweifel hege. Diesem zu begegnen, bekannte ich mich zu einer Art von Fiktion, gewissermaßen ohne Not, durch einen gewissen Widerspruchsgeist getrieben; denn es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen und auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben; so ist es klar, daß man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde. — Dieses alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Worte: Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewußt war, zu meinem Zweck bedienen zu können. Ob ich ihn erreicht habe, überlaß ich dem günstigen Leser zu entscheiden, da denn die Frage sich hervortut: ob das Vorgetragene kongruent sei? ob man daraus den

Begriff stufenweiser Ausbildung einer, durch ihre Arbeiten schon bekannten, Persönlichkeit sich zu bilden vermöge?

Man bedenke, daß mit jedem Atemzug ein ätherischer Lethestrom unser ganzes Wesen durchdringt, so daß wir uns der Freuden nur mäßig, der Leiden kaum erinnern. Diese hohe Gottesgabe habe ich von jeher zu schätzen, zu nützen und zu steigern gewußt (15. 2. 1830).

Ergänzend hierzu ist der dem Werke vorausgehende, von Goethe selbst herrührende ‚Brief eines Freundes‘ zu beachten und die Bemerkung auf S. 74 dieses Buches.

Halten wir fest: Goethe war weder gewillt noch verpflichtet, die lautere Urkundenwahrheit über sein Leben zu berichten. Nicht als ein Geschichtewerk, sondern als ein Kunstgebilde lebensbeschreibenden Inhalts haben wir Dichtung und Wahrheit zu lesen und zu würdigen. Jede andre Auffassung tut Goethen unrecht, läßt seinen Wahrheitstrieb in falschem Licht erscheinen und schädigt unsre Kenntnis vom wirklichen Verlauf der Dinge in diesem Leben. Wir dürfen, ja wir sollten zunächst die urkundliche Richtigkeit der meisten bestreitbaren Angaben in Dichtung und Wahrheit anzweifeln, ohne daß dem Werte des Buches und dem Charakter Goethes dadurch der mindeste Abbruch geschieht. Denn welchen Zwang fühlte er der Mit- oder Nachwelt gegenüber, z. B. sein jugendliches Herzens- und Sinnenleben haarklein und polizeimäßig treu zu berichten? Nur ihn ging das etwas an, und wo er von der geschichtlichen Wirklichkeit abwich, da hatte er seine menschlichen und schriftstellerischen Gründe, die wir zu achten haben. Dazu kommt, daß es sich um Angaben, meist ohne schriftliche Grundlagen, aus dem Gedächtnis handelt, die ein Greis zwischen 62 und 82 über die Lebenseinzelheiten eines Knaben, Jünglings und Jungmannes zwischen Frühzeit und 26 macht.

Die eindringende Forschung hat erwiesen, daß sehr viel bewußte oder unbewußte Dichtung der Wahrheit beigemischt ist. Vischer meinte, es sei gefährlich, wenn ein Dichter sein Leben beschreibe; Art lasse nicht von Art, er werde schwer dem Reize widerstehen, zu erfinden, hinzuzudichten. Und Goethe selbst sprach einmal (in einem Brief an die Stein) von seinem ‚Lebensmärchen‘. Betrachten wir Dichtung und Wahrheit ruhig als einen geschichtlichen Roman oder eine Novellenreihe, ungefähr wie Kellers Grünen Heinrich; bedenken wir namentlich das Nachlassen des Gedächtnisses, das ihn Knebeln um Ausschluß zur Geschichte des ersten Zusammentreffens in Frankfurt und Mainz bitten ließ (‚Über diese sowie einige andere Epochen hat der Fluß Lethe so ziemlich seine Gewalt ausgeübt‘): dann werden die ganz unberechtigten Vorwürfe gegen die Unglaubwürdigkeit so vieler Einzelheiten in dieser Lebensdichtung verstummen. Bismarcks um die 80 verfaßten ‚Gedanken und Erinnerungen‘ leiden an ganz ähnlichen Gedächtnisfehlern.

Goethe war in einem solchen Werke nicht verpflichtet, uns von dem Hufschmied und dem Schneider unter seinen Vorfahren zu berichten, obwohl das garnichts geschadet hätte. Manche Auslegung seiner frühesten Versuche krankt am Treppenwitz; manches in der Geschichte seiner Jünglingsliebschaften ist kühler als die Wirklichkeit, weil der Greis garnichts mehr dabei empfand. Aus Dichtung und Wahrheit erfahren wir nichts von der glut- und qualvollen Leidenschaft, sondern nur von einer sanftheitern Freundschaft für Käthchen Schönkopf. Die Schlüsse, die wir aus solcher Umwandlung der Tatsachen auf die Tragödie von Sesenheim ziehen dürfen, liegen auf der Hand (vgl. S. 74). Dabei ist allgemein zu bemerken: Goethe hat über keine entscheidende Frage eine bewußte Unwahrheit geschrieben; er hat verschleiert oder verschwiegen und er hat für den mit Goethes eigentümlichem Umhüllungstil vertrauten Leser alles gesagt, was zu wissen nötig ist, oft eigentlich weit mehr, als wozu er verpflichtet war.

Daß trotz allem der biographische Wert von Dichtung und Wahrheit unschätzbar ist, braucht kaum gesagt zu werden; nur übertreibe man die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Buches nicht! Es stünde um unsre Kenntnis des Innenlebens Goethes schwach, wären wir allein oder überwiegend auf seinen Bericht angewiesen und besäßen nicht seine Briefe für die Zeit bis 1775. Wie wenig hören wir über den Faust! Über Stella nicht ein Wort, und vom Inhalt des ersten Egmont erfahren wir auch nichts Rechtes.

Einer andern herkömmlichen Übertreibung: von dem außerordentlichen erzählerischen Kunstwert des Buches, widerspricht die unbestreitbare Tatsache, daß Dichtung und Wahrheit

nicht zu den durchweg lebendigen, von jedem Verehrer des Dichters Goethe immer wieder ganz gelesenen Werken gehört. Überall, wo wir solches Zurücktreten eines Goethischen Buches gewahren, dürfen wir auf Gebrechen des Inhalts oder der Form schließen. In diesem Falle ist der Inhalt der bedeutendste: der äußere und innere Lebensgang des Größten unter unsern Großen, und ein Buch solches Inhalts müßte unbedingt zu den meistgelesenen gehören.

Verhindert wird dies durch Mängel der Kunstform, die zumeist der viel zu späten Abfassung zur Last fallen. Goethes Erzählerkunst steht nur an einigen Stellen ganz auf ihrer Höhe; dazwischen dehnen sich dürre Flächen, ja Sandbänke. Das Bild des alten Frankfurts ist keineswegs so dichterisch lebensvoll, wie Goethe es ein Menschenalter zuvor gezeichnet haben würde. Die ermüdend lange Beschreibung der Kaiserkrönung ist ein Füllsel, das nur recht lose mit Goethes geistigem Jugendwachstum zusammenhängt. Nicht anders steht es mit dem ausführlichen Vortrag über die katholischen Sakramente im 7. Buch, der nichts aufhellt, nichts fördert; mit den eingehenden, seitenlangen Geschichten von der Sesenheimer Verwechselung mit Georg, dem Taufkuchen usw., während wir doch, ganz abgesehen vom geschichtlichen Gewinn, in einem Liebesroman wie dem zu Sesenheim ein ernstes Gespräch zwischen den beiden Liebenden erwarten dürfen. Goethe beschreibt Friederike, aber wir hören sie selbst so gut wie garnicht. Manches Selbstverständliche wird mit großem Nachdruck ausgesprochen; manche nicht unbedingt nötige Abschweifung gerät zu lang; wir lesen sehr ausführlich von mancher Persönlichkeit, die für Goethe selbst von keinem nachhaltigen Einfluß erscheint. Und wenn er seine Ansicht von den ältesten Zeiten jüdischer Geschichte nach den Büchern Mosis auf nahezu einem Druckbogen in das 4. Buch einschaltet, so beruhigt sich nicht jeder Leser bei der Antwort, die Goethe auf die von ihm selbst aufgeworfene Frage gibt, warum er ‚diese allgemein bekannten, so oft wiederholten und ausgelegten Geschichten hier abermals umständlich vortrage‘. Auch ohne diese Umständlichkeit war es Goethe möglich, begreiflich zu machen, daß er sich aus dem Wirrsal von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion ‚gern nach jenen morgenländischen Gegenden flüchtete‘.

Karl August schrieb an die Gräfin O'Donell: ‚Goethe diktiert seine Lebens- und Liebesgeschichte. Er frägt mich dabei öfters um Rat, ob er auch nicht zuviel dem Papier anvertraue? Da predige ich ihm denn stets Vorsicht, Mäßigung und etwas Verschwiegenheit.‘ Diese drei guten Dinge hätten nichts geschadet, wenn sie nur nicht im 4. Teil des Werkes zur argen Schnörkelei geführt hätten. Hier empfindet man besonders, daß Goethe über die wichtigste Zeit seiner dichterischen Jugendblüte tiefer Aufschließendes hätte sagen können, und daß hier ein sehr alter Mann über einen sehr jungen schreibt. Was wird z. B. aus dem Verlöbnis mit Lili, wenn sich an die Stelle schlichter Klarheit der Schnörkel setzt —: ‚Sobald etwas Ideelles, wie man ein solches Verlöbnis wirklich nennen kann, in die Wirklichkeit eintritt, so entsteht, wenn man völlig abgeschlossen zu haben glaubt, eine Krise.‘ Oder, gleichfalls über Lili, der Satz: ‚Wenden wir uns von dieser noch in der Erinnerung beinahe unerträglichen Qual zur Poesie, wodurch einige geistreich-herzliche Linderung in den Zustand eingeleitet wurde —‘.

Wie sich's rächt, wenn erst der Siebzig- oder Achtzigjährige die Eindrücke des Fünfundzwanzigjährigen auszusprechen unternimmt, zeigt besonders schlagend diese Stelle im 18. Buch:

> Das Einzige, was ich mir zwischen da und Zürich noch deutlich erinnere, ist der Rheinfall bei Schaffhausen. Hier wird durch einen mächtigen Stromsturz merklich die erste Stufe bezeichnet, die ein Bergland andeutet, in das wir nun zu treten gewillt sind; wo wir dann nach und nach, Stufe für Stufe immer in wachsendem Verhältnis, die Höhen mühsam erreichen sollen.

Natürlich hatte Goethe auf seiner ersten Schweizerreise beim Anblick des Rheinfalles nichts dergleichen gedacht, sondern wie wir alle unter dem unmittelbaren Anblick staunend gebebt.

Die Sprache in den ersten drei Teilen ist von wundervoller Klarheit, wo sie klar sein *soll*, und über den zum Verhüllen bestimmten Abschnitten schwebt es wie ein silbriger, sonnbeschienener Nebelglanz. Wo Goethe aus tiefer Herzensergriffenheit schreibt, wie namentlich über Friederike, da stimmt er Töne an, die auch uns ergreifen, und wo die unvergeßbare Vergangenheit deutlich vor seinem innern Auge steht, da läßt er uns schauen und hören. Viele kleine Bilder sind der Nation so gegenwärtig, wie gewisse Gedichte oder dramatische Auftritte.

Das Gemälde des Literaturzustandes um die Mitte des 18. Jahrhunderts (im 7. Buch) ist von keiner noch so gelehrten Literaturgeschichte an Überzeugungskraft überboten worden, wenngleich sich manches Einzelurteil seit Goethes Bericht gewandelt hat. Ihm kam eben zugute, daß er, der erste berufene Geschichtschreiber der deutschen Literatur, ziemlich genau so alt war wie sie selbst. Er hatte das eine Geschlecht versinken sehen, das nächstzukünftige selbst emporgeführt und stand verehrungsvoll bewundert nun inmitten eines zweiten Geschlechtes, das neue Bahnen wandelte, ohne ihn zu verleugnen.

‚Als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse' überschreibt Goethe seine Tag- und Jahreshefte, die kurzweg **Annalen** genannten Aufzeichnungen, denen unsere Lebensgeschichte des Meisters für die Zeit nach der italienischen Reise so viel verdankt. Die Jahre bis 1788 durchmißt er im Fluge; erst von 1789 wird der Bericht ausführlicher. Er reicht bis ans Ende des Jahres 1822. Das Verhüllen geht hierin noch weiter als in Dichtung und Wahrheit: kein Wort über Frau von Stein; über Christiane und Marianne Willemer nur entferntes Andeuten ohne Namennennung. Zahlreiche Irrtümer in der Zeitfolge der Geschehnisse erklären sich durch Gedächtnisfehler und nicht genügendes Befragen der Tagebücher. Der geschichtliche Wert der Annalen ist trotzdem größer als der künstlerische; die von Herzensleben erwärmten Stellen sind selten; das schönste Stück ist das Bild von Goethes Zustand nach Schillers Tode (S. 423). — Die Arbeit an den Annalen dauerte von 1817 bis 1826.

Daß Goethe den eingehenden Bericht seines Lebens mit dem Jahr 1775 nicht für abgeschlossen hielt, wurde schon erwähnt. Zur Ergänzung hat er in verschiedenen Lebensaltern allerlei beigetragen, was unter dem Gesamttitel Biographische Einzelheiten in den meisten Ausgaben auf Dichtung und Wahrheit folgt. Die wichtigsten dieser Aufsätze: Erste Bekanntschaft mit Schiller, Ferneres in Bezug auf mein Verhältnis zu Schiller, Herder, Jacobi, Gespräch mit Napoleon, sind in diesem Buche ausgiebig benutzt worden, um Goethe nach Möglichkeit selbst von sich berichten zu lassen.

Der im Nachlaß gefundene Aufsatz Aristeia der Mutter — der Titel nach einer Überschrift zu Stellen der Ilias, etwa ‚Tugendbild' — beruht auf Niederschriften Bettina Brentanos von 1810 und kann kaum als eine Arbeit Goethes bezeichnet werden. Eine volle Würdigung seiner Mutter ist uns Goethe schuldig geblieben; zum Glück spiegeln die Briefe der Frau Rat ihr Wesen urlebendig wieder.

Auf Goethes **Tagebücher** wird hier nur hingewiesen. Sie liegen in 13 Bänden der Weimarer Ausgabe vor, sind also nicht jedermann leicht zugänglich. Ihr geschichtlicher Wert versteht sich von selbst; ausführlichere Einträge über Ereignisse und Stimmungen finden sich fast nur in dem ersten, bis zur italienischen Reise reichenden Bande

---

Die **Italienische Reise,** mit dem Leitspruch ‚Auch ich in Arkadien', erschien 1816 und 1817; die Ausarbeitung hatte sich durch die Jahre 1814 bis 1817 hingezogen. Er schrieb das Buch um nach ‚Tagebüchern, Briefen, kleinen Aufsätzen, unendlichen Skizzen' und verbrannte nach dem Abschluß den größten Teil der zugrunde gelegten Urkunden aus der Zeit des Aufenthaltes in Italien. Einiges davon blieb erhalten und erschien 1886 unter den Gaben der Goethe-Gesellschaft. Wer die ursprünglichen Niederschriften in ihrer Frische und Unmittelbarkeit genießen will, muß sich an diesen Band halten. Goethes Bearbeitung war die altersgemäße Umstilisierung aus dem lebendig bewegten Stil in die höfisch vornehme Abgeschliffenheit; ein großer Teil des Reizes wurde dadurch unwiederbringlich zerstört. Ein wahres Unglück, daß Goethe nicht sogleich nach der Rückkehr aus Italien dieses aus den Tagebüchern und Briefen so leicht herzustellende Buch herausgegeben hat. Wie die Reise nach Italien jetzt vorliegt, spricht sie nicht die Sprache des 37jährigen, sondern des 65jährigen, mit Ausnahme der Stellen in den Berichten an die Freunde, die Goethe wenig oder garnicht verändert hat.

Das andre Stück Lebensgeschichte: **Campagne in Frankreich 1792** und **Belagerung von Mainz** entstand erst 1821 und 1822, wird aber der Zugehörigkeit wegen schon hier an-

geschlossen. Der Vortrag ist viel frischer als in der Italienischen Reise, und wir begreifen Knebels begeistertes Urteil: ‚Du bist ein herrlicher Erzähler, noch weit über Xenophon.‘ In den höheren Schulen Frankreichs dient das Werk in einer vortrefflichen Bearbeitung von Chuquet als deutsches Lesebuch. Der Vorzug des lebendigeren Stils erklärt sich leicht dadurch, daß Goethe seine alten Niederschriften weniger umstilisiert hat.

Ähnliches gilt von den Beschreibungen seiner Schweizerreisen, die zum großen Teil aus Tagebüchern und Briefen lose zusammengestellt wurden und so den Reiz des Augenblicks bewahrten, — gleichwie von den Berichten über seine letzten größeren Reisen: am Rhein, Main und Neckar 1814 und 1815.

Zehntes Kapitel.

Vermischte Prosaschriften zur Literatur und Kunst.

Goethes Aufsätze in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften über die Literaturen aller Völker, die bildenden Künste aller Zeiten sind so zahlreich, daß hier nur von den hervorragendsten dieses Lebensabschnitts gesprochen werden kann. Von allen gilt, wie ja schon von den Kritiken in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen (S. 167), daß ihn nicht das einzelne Buch, das einzelne Kunstwerk reizte, zur Feder zu greifen, sondern die Zusammenhänge mit einem größeren Ganzen, die Gelegenheit, sich über allgemeine Fragen des Geschmackes zu äußern. Derselbe Trieb zur Gerechtigkeit wie in den Frühzeiten seiner kritischen Tätigkeit, dasselbe Wohlwollen einem wirklichen Können gegenüber, dieselbe leuchtende Klarheit sprechen aus der kleinsten wie der umfangreichsten Arbeit dieser Art. Goethe besaß eine wunderbare Lehrgabe; er bietet uns in diesen Aufsätzen vor allem den Gegenstand, daneben und danach seine Ansicht darüber. Seine nahezu alle Gebiete der Geisteswissenschaften umfassenden Kenntnisse schlagen Weberfäden von dem scheinbar unbedeutendsten Buch oder Gebilde zu den scheinbar fernliegendsten Dingen, wenn dadurch ein besseres Verständnis der Einzelerscheinung zu gewinnen ist.

Da schreibt er über den Ifflandischen Theateralmanach auf das Jahr 1807 einen kleinen Aufsatz, in dessen Eingang er dem alten, so oft gezausten Gegner Nicolai eine Freundlichkeit sagt: ‚Dieser unermüdliche Greis zeigt sich auch als Mitarbeiter dieses Almanachs tätig‘, und wendet sich dann gegen ein Verballhornen des Schillerschen Franz Moor durch Vertuschen seiner moralischen Abscheulichkeit;

denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schillerschen Stücke in Erstaunen setzt, nur dadurch erträglich, daß die Charaktere im Gleichgewicht stehen — gereicht's dem Teufel zum Vorteil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt? — dem Auge, das nach Charakter späht, erscheint er nunmehr als ein armer Teufel.

Des Knaben Wunderhorn von Arnim und Brentano, das 1806 mit einer Widmung an Goethe erschienen war, besprach dieser so liebevoll wie eingehend. Er begann mit dem Abweisen aller Kritik an einem solchen Werke; es sei erste Pflicht der Landsleute, den Herausgebern ‚mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken‘. Dann folgt die berühmte Empfehlung: ‚Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein.‘

Er führt jedes bedeutsamere Gedicht der Sammlung einzeln auf und erregt unser freudiges Bewundern durch die Feinheit der Kennzeichnung des Inhaltes und Wertes mit wenigen Worten: ‚Großmutter Schlangenköchin. Tief, rätselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt. — Lindenschmidt. Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte. — Das Mädchen und die Hasel. Gar natürlich gute und frische Sittenlehre.‘

Um auch in diesem Zusammenhange Goethes Aufsatz Shakespeare und kein Ende (vgl. S. 464) zu erwähnen, sei auf die Stelle hingewiesen, wo er das durchaus Englische von Shakespeares Dramen hervorhebt. In manchen Punkten fordert er zum Widerspruch heraus; doch das ist ja keine der schlechten Wirkungen einer Goethischen Schrift. ‚Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht, es sind lauter eingefleischte Engländer; aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und denen paßt wohl auch die

römische Toga'. Der Coriolan allerdings ist so römisch, wie ein neuerer Dichter überhaupt römische Menschen darstellen kann.

In einem Aufsatz Über das deutsche Theater (1812) stehen seine Winke über Schillers Verhältnis zum neueren Drama, über dessen spätere Beurteilung seiner eignen Jugenddramen, über die Möglichkeit, ‚sie einem mehr geläuterten Geschmack, zu welchem er sich herangebildet hatte, anzuähnlichen'. Goethe meint: ‚Hätte manche Beratungen (zwischen ihm und Schiller) ein Geschwindschreiber aufbewahrt, so würde man ein merkwürdiges Beispiel produktiver Kritik besitzen.' Seine Behauptung, Schiller habe Lessings Dramen nicht geliebt, ist wohl ein wenig einzuschränken. Schiller würde den Nathan ohne starken inneren Anteil nicht für die Bühne bearbeitet haben. Goethe, dem das Herz bei der Erwähnung des Nathan aufgeht, bricht in den Ruf aus: ‚Möge das darin ausgesprochene göttliche Duldungs- und Schonungsgefühl der Nation heilig und wert bleiben!'

Ein höherer bayrischer Unterrichtsbeamter Niethammer regte im Auftrage seiner Regierung 1808 bei Goethe die Herausgabe eines ‚Nationalbuches' an, einer Auswahl der besten klassischen deutschen Gedichte für die weniger gebildeten Volksklassen. Goethe schrieb seine Gedanken über den Gegenstand nieder in dem sehr lesenswerten Aufsatz: Plan eines lyrischen Volksbuches. Er dachte an ein vierbändiges Werk und wollte keinen Stoff ausgeschlossen sehen, mit Ausnahme des ‚Abstrusen, Flachen, Frechen, Lüsternen, Trockenen, Sentimentalen.'

Von 1815 bis 1819 erschien bei Cotta eine neue, 20 bändige Ausgabe von Goethes Werken. Der Dichter gab ihr einen Geleitaufsatz mit, worin er den lautgewordenen Wunsch nach einer Anordnung in zeitlicher Folge zurückwies. Goethes Gründe verdienen natürlich ehrerbietige Beachtung, wenn sie uns gleich durchaus nicht überzeugen. Er schrieb seltsamerweise, seine Arbeiten seien ‚Erzeugnisse eines Talentes, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem gewissen Mittelpunkt sich nach allen Seiten hin versucht'. Goethes Aufsatz beruht auf einem Mißverstehen der Wünsche schon der damaligen Leser, die nur innerhalb der einzelnen Gruppen die Zeitfolge des Entstehens oder Vollendens erkennen wollten. Goethe glaubte, man wünsche ein Drama, einen Roman, ein Lied, dann wieder ein Drama usw. in bunter Folge nacheinander. So ist es denn gekommen, daß wir bis zur Stunde nicht einmal für die Gedichte eine Ausgabe besitzen, die uns das Werden des Lyrikers Goethe klarmacht.

Die Aufsätze und größeren Schriften zur bildenden Kunst füllen mehre Bände; vieles daraus wurde schon in den früheren Lebensräumen wiederholt betrachtet. Nach der Rückkehr aus Italien schwoll dieser Teil von Goethes schriftstellerischem Werk von Jahr zu Jahr an; im letzten Vierteljahrhundert seines Daseins allein hat er Dutzende von einzelnen Arbeiten über alle Gebiete der Kunst verfaßt.

Goethes Verhältnis zu den bildenden Künsten war kein festes: man braucht nur an die Pendelschwünge seiner Vorliebe für die verschiedenen Stile zu denken. Vom unreifen Bewundern eines zierlichen französischen Griechentums bei Oeser zur Gotik des Straßburger Münsters; dann in und nach Italien zur Baukunst der Römer, zur Bildnerei der Griechen, übrigens immer mit liebevollen Abstechern zu niederländischen und altdeutschen Malern; mit vorschreitenden Jahren zurückkehrend zur Anerkennung der Gotik, über die doch wieder die klassische Kunst siegte — so sehen wir Goethe an allen Tafeln schmausend, an keiner ganz gesättigt, nach seinem eigenen Wort: ‚Seien wir doch vielseitig!'

Dennoch läßt sich ein durchgehender Zug seiner Kunstbetrachtung nicht verkennen: die Ehrfurcht vor der großen Persönlichkeit des Künstlers. Er heiße Erwin von Steinbach oder Phidias, Raphael oder Rembrandt, Michelangelo oder Cellini, Mantegna oder Dürer: steht nur hinter dem Werk ein großer Mensch, so gehört ihm Goethe an und fragt nicht nach dem Stil. Als ihn 1814 Boisserée mit Memling und den Eycks bekannt macht, da gerät er in Entzücken: ‚Das waren andre Kerle als wir! ja Schwerenot! die verdienen, daß alle Nationen ihnen huldigen.' Er weiß längst, daß Winckelmann nicht das letzte Wort über Kunst gesprochen; jedoch das ‚ewig Tüchtige und Kräftige' in ihm bleibt unvergänglich,

und ‚von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft‘. Ja, man darf sogar seine, außer allem Verhältnis zum Werke des Mannes ausführliche, Schrift über Philipp Hackert (Winter 1810/11) als eine Huldigung für die Persönlichkeit des mittelmäßigen Malers betrachten, der sich aber im Kampfe des Lebens tüchtig bewährt und aufrecht erhalten hatte.

Goethes sich bis zur Manneshöhe hinziehende Ungewißheit, ob Dichter, ob Maler, steht ja gerade in unsrer Literatur nicht vereinzelt da. Den gleichen Kampf haben zu kämpfen gehabt Mörike, Keller, Heyse, Scheffel, Anzengruber, um nur die Bekanntesten zu nennen. ‚Ich kann's nicht lassen, ich muß immer bildeln‘, schrieb Goethe 1780 an Lavater, und erst nach 1810 erstarb ihm diese Lust.

Durchaus abweisend verhielt sich Goethe, der sonst so manches an der Romantik gelten ließ, ja selbst verarbeitet hatte, gegen die Kunst der sogenannten Nazarener (Overbeck, Veit usw.). In einem zusammen mit seinem Meyer verfaßten Aufsatz ‚Die neudeutsche religios-patriotische Kunst‘ (1816) verteidigt er die wahre Religiosität, will aber aufs entschiedenste ‚alle falsche Frömmelei aus Poesie, Prosa und Leben‘ beseitigt sehen.

Wie wenig veraltet Goethe als Kunstkritiker ist, das beweise ein ganz kurzer Aufsatz aus seinem Nachlaß: Denkmale. In unsrer Denkmal-wütigen Zeit mit ihren wilden Riesenbauten für schlichte geschichtliche Personen verhallt allerdings sein mahnendes Wort:

> Das beste Monument des Menschen ist der Mensch. Eine gute Büste in Marmor ist mehr wert als alles Architektonische, was man jemandem zu Ehren und Andenken aufstellen kann; ferner ist eine Medaille von einem gründlichen Künstler nach einer Büste oder nach dem Leben gearbeitet, ein schönes Denkmal, das mehrere Freunde besitzen können und das auf die späteste Nachwelt übergeht.

Elftes Kapitel.

Goethes Weltanschauung.

Naturwissenschaft, Philosophie, Religion.

Freudig war, vor vielen Jahren,
Eifrig so der Geist bestrebt,
Zu erforschen, zu erfahren,
Wie Natur im Schaffen lebt.

Und es ist das ewig Eine,
Das sich vielfach offenbart;
Klein das Große, groß das Kleine,
Alles nach der eignen Art.

Immer wechselnd, fest sich haltend;
Nah und fern, und fern und nah;
So gestaltend, umgestaltend —
Zum Erstaunen bin ich da. (1820).

In der Überschrift dieses Kapitels dürften Philosophie und Religion zur Not fehlen, denn Goethes philosophische und religiöse Weltanschauung floß aus der naturwissenschaftlichen und mündete in sie. Eine Philosophie oder Religion abseits der Naturkunde war ihm unfaßbar. Jeder, der sich mit Goethes denkender oder fühlender Weltanschauung beschäftigt, langt sogleich bei seiner **Naturwissenschaft** an; so wird denn hier von dieser der Ausgang genommen.

Man versuche sich einen ganz unbefangenen Leser von Goethes sämtlichen Werken, mit Einschluß der Annalen und Tagebücher, vorzustellen, der zum erstenmal, ohne je von einem Schriftsteller Goethe gehört zu haben, Band für Band durchliest, — müßte der nicht zu dem Urteil kommen: dies war ein überaus fruchtbarer Naturforscher mit einer für einen deutschen Gelehrten auffallend reinen Sprache und schönem, klarem Vortrag, nebenbei noch ein gewaltiger Dichter und feinsinniger, vielseitiger Kunstliebhaber? Zumal die Durchsicht der Annalen und Tagebücher müßte solchem Leser den Eindruck hervorrufen, daß ihr Verfasser den größten Teil seines Tages an naturwissenschaftliche Versuche und Berichte gesetzt hat. In der Tat, das Naturforschen war für Goethe in der zweiten Lebenshälfte keine Nebentätigkeit, sondern der Mittelpunkt seines Geisteswesens, und wohl darf man die Frage aufwerfen, wie Goethe gewählt haben würde, wäre ihm die Notwendigkeit aufgezwungen worden, das Dichten oder das Forschen aufzugeben.

Was Einer wird, das war er schon: ohne den mitgeborenen Urtrieb zum Eindringen ins Innere der Natur ist Goethes Hingabe an die Wissenschaft von ihr nicht zu erklären. Mit voller Kraft trat jener Urtrieb erst später auf als der zur Dichtung; an ausdauernder Stärke übertraf er diesen: Goethe hat in zahlreichen Fällen die drängendsten, die schönsten dichterischen Aufgaben zurückgestellt hinter die naturwissenschaftlichen, ja jene ganz fallen lassen, wenn ihn die Aussicht auf einen neuen Fund in den Reichen der Natur lockte. Das

schlagendste Beispiel ist die Opferung der Nausikaa für den Palmengarten in Palermo (vgl. S. 294).

Solche Knabentriebe wie das Spielen mit einer Elektrisiermaschine beweisen nicht viel, denn welcher Knabe hat solche Spiele nicht geübt? Beweiskräftiger ist schon der Besuch der medizinischen und chemischen Vorlesungen in Leipzig und Straßburg durch den Studenten der Rechte, später die Mitarbeit an Lavaters Physiognomischen Fragmenten. Dann gewinnt die Poesie die Oberhand, doch nur für einige Jahre; der Eintritt ins wirkende Leben eines Kleinstaates, mit dem Zwange, sich um das Kleinste zu kümmern, ehe man entscheidet, lähmt den dichterischen Trieb durch den Mangel an Sammlung und fördert mächtig den andern zur Erkenntnis der Kräfte der Natur. In einem seiner schönsten naturwissenschaftlichen Aufsätze, Geschichte meines botanischen Studiums (1817), gibt Goethe Antwort auf die vielfach aufgeworfene Frage:

> Wie ein Mann von mittlerem Alter, der als Dichter etwas galt und außerdem von mannigfaltigen Neigungen und Pflichten bedingt erschien, sich habe können in das grenzenloseste Naturreich begeben und dasselbe in der Maße studieren, daß er fähig geworden, eine Maxime zu fassen, welche, zur Anwendung auf die mannigfaltigsten Gestalten bequem, die Gesetzlichkeit aussprach, der zu gehorchen Tausende von Einzelheiten genötigt sind?

Mit klassischer Einfachheit erzählt er, wie seine erste Geistesbildung in größeren Städten ihn auf das Gesellig-Sittliche und auf das Angenehme hinweisen mußte, ‚was man damals schöne Literatur nannte'. Dann aber folgte der Eintritt ‚in das tätige Leben sowohl als in die Sphäre der Wissenschaft, als der edle Weimarische Kreis mich günstig aufnahm, wo außer andern unschätzbaren Vorteilen mich der Gewinn beglückte, Stuben- und Stadtluft mit Land-, Wald- und Gartenatmosphäre zu vertauschen'. Wie sich daraus nach und nach das Studium der Pflanzenwelt ergab, wie er sich der Ähnlichkeit mit einem andern Dichter, Rousseau, erfreut, der zugleich ein Pflanzenkenner war, wie dann Italien auf das Entstehen ‚einer Neigung, einer Leidenschaft wirkte, die durch alle notwendigen und willkürlichen Geschäfte und Beschäftigungen auf meiner Rückreise durchzog', das muß man selbst nachlesen. Der ganze Aufsatz ist geschrieben zur Zerstörung des Vorurteils, ‚wie ein Poet sich einen Augenblick von seinem Wege abwenden und, in flüchtigem Vorübergehen, eine solche bedeutende Entdeckung (der Gesetze der Pflanzenbildung) habe gewinnen können'. Ehrlich bekennt er: ‚Nicht durch eine außerordentliche Gabe des Geistes, nicht durch eine momentane Inspiration, noch unvermutet und auf einmal, sondern durch ein folgerechtes Bemühen bin ich endlich zu einem so erfreulichen Resultat gelangt'.

Die Zunftgelehrten hatten nicht gewußt, oder nicht wissen wollen, daß Goethe mindestens so viel Fleiß und Folge an seine Untersuchungen gewandt wie sie, daß er ein Fachmann war wie sie; aber ein freier Forscher, nicht ein von diesem Fach als der melkenden Kuh ernährter Beamter, was vielen deutschen Gelehrten bis heute für das Hauptzeichen des Fachmanntums gilt, — und daß er obendrein für sein Fach noch etwas mitbrachte, was ihnen fehlte: den Welt-überschauenden und in die Tiefen dringenden Blick des mit Phantasie begnadeten Dichters.

Niemals hat Goethe das Naturforschen bloß liebhaberisch, spielerisch betrieben, wie man das mit Grund von manchem Beiwerk seines dichterischen Lebenswerkes sagen darf, z. B. von seinen Sing- und Festspielen. Eifrig wie ein Student, der sich zur medizinischen Prüfung vorbereitet, hört er bei Loder in Jena Anatomie: ‚Wir Genannten (die Brüder Humboldt und Meyer) wandelten des Morgens im tiefsten Schnee, um in einem fast leeren anatomischen Auditorium diese wichtige Verknüpfung aufs deutlichste nach den genauesten Präparaten vorgetragen zu sehen.' So vollkommen gewinnt er die Herrschaft über den Stoff, daß er den Weimarer Zeichenschülern das Erlernte in Vorlesungen mitteilen kann. Er beginnt zu ahnen, daß Albrecht von Hallers abschreckender Satz, kein erschaffner Geist vermöge ins Innere der Natur zu dringen, falsch sei: ‚Die Natur hat kein Geheimnis, was sie nicht irgendwo dem aufmerksamen Beobachter nackt vor die Augen stellt.' Goethe, von den Geisteswissenschaften ausgegangen, landet bei der Naturforschung; Schiller, der Medizin- und Physik-Schüler auf der Karlsschule, wird ein Metaphysiker. Aber schließlich war es doch die Naturwissenschaft, die beide zusammenführte (vgl. S. 360), und Goethe segnete

sein Studium schon um deswillen: ‚Die nähere Verbindung mit Schiller bin ich diesen erfreulichen Erscheinungen schuldig; sie beseitigten die Mißverhältnisse, welche mich lange Zeit von ihm entfernt hielten.‘

Den Natursinn hatte Goethe nach Weimar mitgebracht; zur Naturleidenschaft erwuchs er ihm erst dort. Die Verse ‚Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält, Find't im Stengelglas wohl eine Welt‘ stammen aus den Frankfurter Schöpferjahren. Wie viele Nächte durchschlief er in den ersten Weimarer Jahren in seinem Gärtchen und vernahm den Einklang der Natur! In den Briefen an die Stein nennt er sich einmal, nach einem altdeutschen Schwank, ein ‚Erdkulin‘ (Erdkühlein) und spricht von seinem ‚Erdgefühl‘. Man beachte, wie sehr fast all seine Dichtung, zumal die dramatische, Freiluftleben ist: Götz, Egmont, Faust, Iphigenie, Tasso, Natürliche Tochter, dann Werther, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, Wahlverwandtschaften. Für den Faust dichtete er auf der Höhe seiner Naturleidenschaft das Selbstgespräch, mit dem ‚Wald und Höhle‘ beginnt:

Nicht kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir in ihre tiefe Brust,
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.

Als ein Stück der Natur empfindet er sich gelähmt, wenn sie ihn nicht belebt: ‚Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertötet meinen Geist; wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?‘ (an Herder). Ehe Schiller in die Tiefe dieser Seele geschaut, mißkannte er Goethes Einklang mit den Weltkräften und bekrittelte dessen ‚bis zur Affektation getriebenes Attachement an die Natur‘. Das Höchste, was Schiller zugestand, war: ‚Es gibt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanze, Mineralien, Tieren usw. usw., nicht weil sie unsern Sinnen wohltut, sondern bloß (!) weil sie Natur ist, eine Art (!) von Liebe und von rührender Achtung widmen‘ (Naive und sentimentalische Dichtung). Damit vergleiche man den großartigen Psalm Goethes auf die Natur (S. 251)! Ja, dieser berühmte Dichter schreibt aus dem Lande der Kunst an die Herzogin Luise: ‚Bei den Kunstwerken ist viel Tradition, die Naturwerke sind immer wie ein frisch ausgesprochenes Wort Gottes‘ (Rom, 1786).

Sogenannten Natursinn hatten sie alle besessen, Klopstock und Lessing, Wieland und Herder: sie empfanden und genossen die Schönheiten der Natur; doch keiner spürte den Trieb, keiner gebot über die Mittel, in ihre Geheimnisse einzudringen und neues Blut für seine Kunst daraus zu saugen. Wieland machte sich lustig über den verrückten Menschen Goethe, ‚einen übrigens ganz vernünftigen Mann, der ein so groß Belieben daran finden kann, acht Tage lang in einen Walfischkopf zu gucken, um die Entdeckung zu machen, daß die Nasenlöcher in der Nase sitzen‘. Goethe sah in den Knochen des Walfischkopfes eines der Glieder der Lebenskette, die alle Wesen in eine ungeheure Einheit schlingt.

Kaum je hat Goethe von einer Leidenschaft für die Dichtkunst gesprochen; von der für die Naturwissenschaft mehr als einmal. Für die Morphologie ist er ‚wie von einer Leidenschaft eingenommen und getrieben‘, und ‚ich mußte mich, wo nicht ausschließlich, doch durch alles übrige Leben hindurch damit beschäftigen‘. Die menschliche Anatomie ist gar zu anspruchsvoll; ‚Wer doch nur einen aparten Kopf für die Menschen hätte!‘ Die Weimarer Edelleute, mit Ausnahme Wedells, und die Schriftsteller begreifen nicht, warum Goethe überall umherklettert; er aber weiß es: ‚Wir sind auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde gekrochen und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiß noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten‘ (aus Ilmenau, 7. 9. 1780). Und wenige Monate vor seiner Flucht nach Italien: ‚Das Pflanzenreich rast einmal wieder in meinem Gemüt, ich kann es nicht einen Augenblick los werden‘ (9. 6. 1786).

Auf dem Rückzug aus Frankreich, wo alle Welt hungert und jammert, tröstet er sich mit der Untersuchung — der grünen Schimmelfarbe des Brotes. Wenn andre, z. B. Schiller, sich beim Kartenspiel zerstreuen, so ‚entschädigen mich in solchen Augenblicken mancherlei wissenschaftliche Spiele wie Mineralogie und dergleichen‘. Als man ihm von dem großen

Pariser Ereignis im Sommer 1830 sprechen wollte und die Juli-Revolution meinte, kannte er nur ein großes Ereignis: die durch den Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire herbeigeführte Revolution der Naturforschung in Goethes Sinne, und jubelte über ‚dieses Ereignis von unglaublichem Wert', über den Sieg einer Sache, ‚der ich mein Leben gewidmet habe'. Bis in die letzten Tage vor seiner tödlichen Krankheit beschäftigte ihn diese Lebenssache: in einem Schälchen am Fenster des Arbeitzimmers liegt noch der farbige Sand, den er im März 1832 untersucht hatte.

Von der Vielseitigkeit, man darf sagen Allseitigkeit seines Naturforschens haben die absichtlich durch mehre Kapitel dieses Buches verstreuten Auszüge aus den Annalen und Tagebüchern schon einen Begriff gegeben. Mit Ausnahme der Astronomie, zu der ihm sein geringes mathematisches Wissen und Wissenwollen den Weg versperrte, — doch sei an seine Mondbeobachtungen erinnert —, hat er kein damals bekanntes Gebiet der Naturkunde unbetreten gelassen. Nichts ist ihm zu groß, nichts zu klein; die unermeßliche Fülle der Welt möchte dieser Weltforschergeist umfassen: ‚Hätt' ich Zeit in dem kurzen Lebensraum, so getraut' ich mich, es auf alle Reiche der Natur, auf ihr ganzes Reich auszudehnen' (1786). Noch ist er der verzehnfachte Oberbeamte Weimars, Iphigenie und Tasso bedrängen ihn, die Unruhe nach Italien zu gelangen durchrast ihn; aber ‚meinen gewöhnlichen Beschäftigungen gesellt sich so manche Liebhaberei zu, daß ich oft nicht weiß, wo hinaus. Botanik und Mikroskop sind jetzt Hauptfeinde, mit denen ich zu kämpfen habe' (Juni 1786).

Nach der Rückkehr aus Italien, noch voll von seinem Gedankenfunde der Urpflanze, wird er von einer neuen Leidenschaft gepackt: ‚Ich habe mir durch das optische Studium eine große Last aufgeladen, oder vielmehr der Genius hat's getan; ich bin hineingegangen, Schritt für Schritt, eh ich die Weite des Feldes übersah!' (an den Herzog, 1791). Und da er einst bei Loder Knochenlehre getrieben, so studiert er nun bei ihm, wieder mit Alexander von Humboldt, Syndesmologie (Bänderlehre), denn wenigstens den Menschen muß er durch und durch kennen.

Botanik, Anatomie, Osteologie, Zoologie, Mineralogie, Geologie, zuletzt noch Meteorologie: alles mit einem Eifer, wie ein nur für sein Fach begeisterter Zunftgelehrter. Bei dem zuletzt ergriffenen Wissenszweige, der Meteorologie, kommt ihm sogleich der, so viel später von Nachfahren verwirklichte, Plan, eine große Zahl von Wetterkarten anzulegen, um hinter die Gesetze der Luftbewegung zu dringen. Mitten in den Untersuchungen über Epos und Drama, mitten in der Arbeit an Hermann und Dorothea, heißt es: ‚Ich habe diese Tage angefangen, die Eingeweide der Tiere näher zu betrachten.' Und um der Natur durch Gewinn oder Verlust irdisch persönlich anzugehören, erwirbt er 1798 ein eigenes Landgut.

Zwei Grundtatsachen hatten sich Goethen schon auf den frühesten Stufen seines Forschens im Buche der Natur erschlossen. Die erste, die Voraussetzung jeder andern, war die der lückenlosen Einheit des Weltenbaues, die Einheit vor allem der belebten Welt. Auf den Höhen und in den Tiefen, am Schädel und Gehirn des Menschen wie in den Eingeweiden des Wurmes, sucht er ‚das ewig Eine, das sich vielfach offenbart, klein das Große, groß das Kleine, alles nach der eignen Art'. Wo ihn die Geschäfts- oder Büchermenschen nur müßigneugierig herumklettern sehen, da heißt es bei ihm: ‚Hier bin ich auf und unter den Bergen, suche das Göttliche in herbis et lapidibus' (an Jacobi, 9. 6. 1785). Alles ist gleich und alles ist verschieden; über allem thront die höhere Einheit, die es zu erkennen gilt. Die unabsehbare Welt der Erscheinungen ist doch nur eine, sie alle sind Kundgebungen des unerforschlichen Naturalls, der Gott-Natur, sind der Gottheit lebendiges Kleid:

> Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleichet der andern:
> Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz.

Gradezu erschütternd wirkt der Eintrag schon des Zwanzigjährigen in sein Straßburger Merkbuch: ‚Wir erkennen Gott nur durch die Natur. Alles was ist, gehört notwendig zum Wesen Gottes, da Gott das einzig Seiende ist'. So unabänderlich wirkt in ihm selbst das Gesetz, wonach er angetreten, sein langes wechselvolles Leben hindurch. ‚So mußt

du sein, dir kannst du nicht entfliehen.' Gott und Natur stehen einander nicht gegenüber, nicht eines über dem andern, sondern sie sind ein und dasselbe, und Goethe prägt für diese allumfassende Einheit das Wort Gott-Natur:

> Was kann der Mensch im Leben mehr gewinnen,
> Als daß sich Gott-Natur ihm offenbare?

Und an der Philosophie läßt er nur das gelten, was ,unsere ursprüngliche Empfindung, als seien wir mit der Natur eins, erhöhet, sichert'.

Einmal überzeugt von der Einheit aller Wesen, macht Goethe keinen Unterschied zwischen Groß und Klein, denn die Natur kennt keinen. Ob es sich um den Bau des Menschen oder des Flossenkrebses, den Schädel des Walfisches oder die Verpuppung der Wolfsmilchraupe handelt, alles ist von gleicher Wichtigkeit, denn aus allem spricht zu ihm die Einheit des Lebendigen.

Aus der Einheit fließt das zweite Urgesetz: die Entwicklung. Sie allein erklärt ja die Mannigfaltigkeit gegenüber der Gemeinschaft des Bestehenden. Bis zu Goethe hatten fast alle Forscher ein unveränderliches Fertigsein aller Naturgebilde und ihrer einzelnen Glieder angenommen. Man hatte gezählt, geordnet, getrennt, — ein einheitliches Naturgesetz blieb in der Überfülle der Erscheinungen unerkennbar. Hier nun beginnt Goethes bahnbrechende Entdeckertätigkeit. Beseelt von dem Glauben an die Einheit der Welt als einer Ausstrahlung der mit ihr wesensgleichen Gottheit, schaute er alle Einzelgebilde als verwandt, aus einander geformt, unbegrenzt wandlungsfähig an und wurde so zum ersten Meister der Entwicklungslehre. Mehr als 60 Jahre vor Darwin hat Goethe mit geringeren Hilfsmitteln, ohne Vorgänger und Mitarbeiter, gegen den Widerstand der gesamten Wissenschaft in Ämtern und Würden, den Grundbau geschichtet, über dem sich jetzt die stolze Kuppel der Naturlehre, die von der Entwicklung, emportürmt. Zuerst von all den Tausenden, die sich dem Erforschen der Natur gewidmet, hat Goethe ,die ewige Mobilität aller ihrer Formen' erkannt. Zuerst einen Satz ausgesprochen wie diesen in den ,Vorträgen über eine allgemeine Einleitung in die vergleichende Anatomie' von 1796:

> Dies also hätten wir gewonnen, ungescheuet behaupten zu dürfen, daß alle vollkommneren organischen Naturen, worunter wir Fische, Amphibien, Vögel, Säugetiere und an der Spitze der letzten den Menschen sehen, alle nach einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Teilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet.
>
> (Ähnlich in den Aphorismen, 1807): Die Natur kann zu allem, was sie machen will, nur in einer Folge gelangen: sie macht keine Sprünge. Sie könnte z. B. kein Pferd machen, wenn nicht alle übrigen Tiere voraufgingen, auf denen sie wie auf einer Leiter bis zur Struktur des Pferdes heraufsteigt.

Und mit einem kühnen Aufschwung des seherischen Dichters im Naturforscher wagt Goethe die Andeutung: ,Wer weiß, ob nicht auch der ganze Mensch wieder nur ein Wurf nach einem höheren Ziele ist?' Hierin trifft er wunderbar mit einem Gedanken Lessings in seiner ,Erziehung des Menschengeschlechts' zusammen.

Helmholtz hat über diese ganze Seite in Goethes Entdeckerleben geurteilt (1853): ,Jedenfalls gebührt Goethen der große Ruhm, die leitenden Ideen zuerst vorausgeschaut zu haben, zu denen der eingeschlagene Entwicklungsgang der Wissenschaften hindrängte und durch welche deren gegenwärtige Gestalt bestimmt wird.'

Die zünftigen naturwissenschaftlichen Zeitgenossen Goethes sahen ihn nicht für voll an. Sie hätten schwerlich einen andern Grund anführen können als den, daß er ein Dichter, ein Minister sei, kein zum Naturforschen allein durch Anstellung verpflichteter und bezahlter Universitätsbeamter. Daß er sich mit der Natur auf die gleiche strengwissenschaftliche Weise, mit denselben Hilfsmitteln beschäftigte wie sie, hätten sie leicht erfahren, ja an dem schlichten Vortrag seiner Beobachtungen merken können. Die heutige Naturwissenschaft zählt Goethe unter ihre ersten Bahnbrecher; unsere größten Forscher haben seinen und seiner Entdeckungen hohen Rang anerkannt. Für Goethe war die Fähigkeit des Menschen, Entdeckungen zu machen, eine ,aus dem Innern am Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine

Gottähnlichkeit vorahnen läßt'. Er ist einer der vielen Beweise, daß ohne Phantasie selbst die Wissenschaft nur ein sammelnder, nicht ein schöpferisch entdeckender Trieb ist. Wie berechtigt Goethes alle seine Eingeweide bewegende Freude am Auffinden der Knochennäte eines Schafschädels war, das bestätigt das Endurteil von Helmholtz:

Ein glücklicher Blick auf einen halbgesprengten Schafschädel, welchen Goethe im Sande des Lido von Venedig 1790 zufällig fand, lehrte ihn auch den Schädel als eine Reihe stark veränderter Wirbel aufzufassen. — Über die Zahl und die Zusammensetzung der einzelnen Schädelwirbel ward und wird noch viel gestritten, der Grundgedanke hat sich aber erhalten.

Nach Virchow geht Goethes Entdeckung im wesentlichen darauf hinaus,

daß die knöcherne Kapsel, welche das Gehirn umschließt, nach demselben Grundtypus zusammengesetzt und aufgebaut ist wie die knöcherne Röhre, welche das Rückenmark umlagert, so daß jene Kapsel, der Schädel, eine höhere Entfaltung dieser Röhre, des Rückgrates oder der Wirbelsäule, darstellt, gleichwie das Gehirn selbst als eine höhere und vollkommenere Entfaltung des Rückenmarkes zu betrachten ist.

Virchow bekannte, seine Ansichten über die Schädelbildung der Wirbeltheorie zu verdanken, die Goethe geschaffen habe. Ähnlich haben die Naturforscher Johannes Müller und Alexander von Humboldt zugestanden, von Goethe entscheidende Antriebe für ihre Untersuchungen empfangen zu haben.

Ja Goethe war, wie ein Vorläufer Darwins, so schon ein Vorwegnehmer der Virchowschen Zellenlehre. In einem seiner Aufsätze ‚Zur Botanik', in dem Vorwort des ersten Heftes ‚Zur Morphologie', steht der ahnungsvolle Satz:

Wir machen auf eine Maxime des Organismus aufmerksam, die wir folgendermaßen aussprechen. Jedes Lebendige ist kein Einzelnes, sondern eine Mehrheit; selbst insofern es uns als Individuum erscheint, bleibt es doch eine Versammlung von lebendigen selbständigen Wesen, die der Idee, der Anlage nach gleich sind, in der Erscheinung aber gleich oder ähnlich, ungleich oder unähnlich werden können. Diese Wesen sind teils ursprünglich schon verbunden, teils finden und vereinigen sie sich. Sie entzweien sich und suchen sich wieder und bewirken so eine unendliche Produktion auf alle Weise und nach allen Seiten.

Hätte Goethe schon damals ein vervollkommnetes Mikroskop besessen, so hätte er geschaut, was er nur ahnen konnte, und hätte Virchows Entdeckung um mehr als ein halbes Jahrhundert beschleunigt.

Der Kern der Goethischen Pflanzenmetamorphose steckt in dem Satz des Tagebuches: „Hypothese. Alles ist Blatt, und durch diese Einfachheit wird die größte Mannigfaltigkeit möglich', was an andrer Stelle die Form bekommt: ‚Sämtliche Blütenteile der Pflanze sind umgeformte Blätter.' Auf der Reise nach Italien, in Padua, wird ‚jener Gedanke immer lebendiger, daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne'. Wahrscheinlich ist er durch einen Satz bei Linné: ‚Principium florum et foliorum idem est' darauf gekommen, nur daß bei Linné die Gedankenkette hiermit zu Ende war, bei Goethe anfing. Auch hierüber wollen wir einen andern Fürsten der Wissenschaft hören. Helmholtz faßt Goethes Verdienst um die Entwicklungslehre von der Pflanzenwelt zusammen:

Die meisten Organismen zeigen eine vielfältige Wiederholung einzelner Teile. Am auffallendsten ist das bei den Pflanzen; eine jede pflegt eine große Anzahl gleicher Stengelblätter, gleicher Blütenblätter, Staubfäden usw. zu haben. Goethe wurde zuerst, wie er erzählt, beim Anblick einer Fächerpalme in Padua darauf aufmerksam, wie mannigfach die Übergänge zwischen den verschiedenen Formen der sich nacheinander entwickelnden Stengelblätter einer Pflanze sein können, wie, statt der ersten einfachsten Wurzelblättchen, mehr und mehr geteilte Blätter und schließlich die zusammengesetzten Fiederblätter sich entwickeln; es gelang ihm auch später, die Übergänge zwischen den Blättern des Stengels und denen des Kelches und der Blüte, zwischen letzteren und den Staubfäden, Nectarien und Samengebilden zu finden und so zur Lehre von der Metamorphose der Pflanzen zu gelangen, welche er 1790 veröffentlichte.

Auch diese Anschauungsweise Goethes ist gegenwärtig in der Wissenschaft vollständig eingebürgert und erfreut sich der allgemeinen Zustimmung der Botaniker, wenn auch über einzelne Deutungen gestritten wird, z. B. ob der Samen ein Blatt oder ein Zweig sei.

Und abschließend heißt es bei Helmholtz:

Unverkennbar stützt sich Darwins Theorie von der Umbildung der organischen Formen vorzugsweise auf dieselben Analogien und Homologien im Baue der Tiere und Pflanzen, welche der Dichter,

als der erste Entdecker, zunächst nur in der Form ahnender Anschauung seinen ungläubigen Zeitgenossen darzulegen versucht hatte.

Nur beiläufig sei bemerkt, daß Goethes geologische Grundlehre von der Veränderung der Erdrinde durch langsame Wirkungen in ungeheuren Zeiträumen noch bei seinen Lebzeiten bestätigt wurde durch den Begründer der neueren Geologie Charles Lyell, in dessen **Principles of Geology** (1830), von denen Goethe leider nichts erfuhr. Ebenso daß Goethe schon vor Darwin genaue Versuche mit den Insekten-fressenden Pflanzen anstellte.

Helmholtz hat neidlos ausgesprochen, aus welcher stärksten Wesenswurzel Goethes Forscherglück erblühte: aus der des Poeten als des ersten Entdeckers, aus ‚des Menschen Geist im Dichter offenbart'. Goethe untersuchte wie der strengste Fachgelehrte und folgerte wie ein die Zusammenhänge unmittelbar schauender Dichter: dies machte ihn zum größten Naturforscher seiner Zeit, zu einem der ersten aller Zeiten. Der Dichter verleugnet sich in wenigen seiner naturwissenschaftlichen Schriften ganz. Von dem herrlichen lyrischen Prosagedicht ‚Die Natur' (S. 251) bis zur ‚Farbenlehre' hören wir mit aufmerksamem Ohr immer den Unterton des Dichters, der über dem beherrschten Gegenstande schwebt. Die deutschen Fachgelehrten, die zumeist von jeher Dunkel, Trockenheit und Langeweile für die sichersten Beweise der Wissenschaftlichkeit einer Darstellung gehalten haben, nahmen schon an der Vorrede der ‚Farbenlehre' Anstoß, in der es hieß: ‚Vergebens bemühen wir uns den Charakter eines Menschen zu schildern; man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten. Die Farben sind die Taten des Lichts, Taten und Leiden.'

Goethen ging der mathematische Sinn ab, eine den Überschätzern der Mathematik immer wieder entgegenzuhaltende Tatsache. Auf diesen Mangel sind Irrtümer zurückzuführen, besonders in der Farbenlehre; doch wie überreich werden sie aufgewogen durch seine Entdeckungen, die grade aus seiner unmathematischen Betrachtungsweise flossen. So scharf wie mit menschlichen Augen nur möglich, doch zugleich so dichterisch wie nur ihm möglich, blickte er auf die Erscheinungen der Natur. Dichterisch ist seine lebendige Freude an allen ihren Gebilden. In Venedig sieht er an den Häusermauern die Taschenkrebse krabbeln, vor denen sich die meisten ekeln, und ruft ‚herzlich entzückt' aus: ‚Was ist doch ein Lebendiges für ein köstliches, herrliches Ding!' In der Schweiz erblickt er 1797 einen vom Efeu umklammerten absterbenden Apfelbaum, und ihm erblüht daraus die ergreifende Elegie Amyntas (S. 375). Er schaut einer purpurnen Abendwolke nach, und das liebliche Bild Euphrosynens schwebt aus ihr hervor. So entstand ihm aus einem Nebeltage an der Saale bei Jena die ‚Zueignung': ‚Der Morgen kam'; ‚Die Idee dazu habe ich hier im Tale gefunden.'

Die Naturforschung war Goethen nichts außerm Zusammenhang mit der Kunst Stehendes. Sein welterobernder Trieb zur Einheit und Ganzheit schlug ihm die Brücken zwischen den Geheimnissen der Natur und der Bildnerei in jeder Form. Einen ganzen Versroman über das Weltall hat er einmal geplant, wohl in der Art des Gedichtes ‚Metamorphose der Pflanze'. Ohne Naturwissenschaft keine Wissenschaft vom Menschen:

> Hätt' ich mich mit den Naturwissenschaften nicht abgegeben, so hätt' ich die Menschen nie kennen lernen. In ästhetischen und philosophischen Dingen ist es schwer, Wohlwollen und Mißwollen zu unterscheiden; in den Naturwissenschaften aber wird es dem Ernsten, Redlichen gar bald deutlich, was das für Personnagen sind, die der Natur Unrecht geben, wenn sie sich deutlich ausspricht, und sogar wenn sie vom Menschen schon ausgesprochen ist. (An Zelter, 29. 1. 1831).

Ja, dieser große Künstler, der in Rom zum erstenmal zwischen den Kunstschätzen des Altertums und der Renaissance schwelgt, er stellt die Werke der Natur noch über das vollkommenste Kunstwerk von Menschenhand:

> Das geringste Produkt der Natur hat den Kreis seiner Vollkommenheit in sich, und ich darf nur Augen haben, um zu sehen, so kann ich die Verhältnisse entdecken, ich bin sicher, daß innerhalb eines kleinen Zirkels eine ganze, wahre Existenz beschlossen ist. Ein Kunstwerk hingegen hat seine Vollkommenheit außer sich, das ‚Beste' in der Idee des Künstlers, die er selten oder nie erreicht, die folgenden in gewissen angenommenen Gesetzen, welche zwar aus der Natur der Kunst und des Handwerks hergeleitet, aber doch nicht so leicht zu verstehen und zu entziffern sind als die Gesetze der lebendigen Natur. Es ist viel Tradition bei den Kunstwerken, die Naturwerke sind immer wie ein erstausgesprochenes Wort Gottes. (An die Herzogin Luise, Rom 23. 12. 1786).

Und weil das so ist, darum kann der Freude am Forschen kein Ende sein. Ganz wie Lessing von den Geheimnissen der Geisteswissenschaften geschrieben hatte, daß nicht im Ergebnis, sondern im Wege der Genuß des Forschers liege, so heißt es bei Goethe (1818 an Voigt): ‚Der liebe Gott könnte uns recht in Verlegenheit setzen, wenn er uns die Geheimnisse der Natur sämtlich offenbarte. Wir wüßten für Unteilnahme und Langerweile nicht, was wir anfangen sollten.‘

Kein Zweig seiner Naturstudien hat ihm so viel Freude, aber auch so viel Ärger bereitet wie seine neue **Farbenlehre.** Sie allein hat zeitlich gerechnet mehr Arbeit gekostet als beide Teile des Faust. Auf der Höhe des Dichterruhmes war Goethe auf seine Farbenlehre stolzer als auf irgend eine andre Leistung. ‚Für alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der Einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute.‘

Ein Abwägen des Wertes von Goethes Farbenlehre gegenüber der seines bedeutendsten Vorgängers, Newtons, und ein wissenschaftlicher Nachweis des Irrtums, in dem Goethe befangen war, ist hier unmöglich, weil dazu nur ein Fachmann ersten Ranges fähig wäre; doch zum Glück überflüssig, weil es zur Beurteilung Goethes gar nicht drauf ankommt, ob er recht oder unrecht gehabt. Für uns Laien ist sein unablässiges Forschen die Hauptsache, nicht seine Lehre. In einem Briefe vom 15. Juli 1793 faßte er für den Laien Jacobi den Kern des Gegensatzes so zusammen:

Newtonsche Lehre: Das Licht ist zusammengesetzt: heterogen.

Resultate meiner Erfahrungen: Das Licht ist das einfachste, unzerlegbarste, homogenste Wesen, das wir kennen. Es ist nicht zusammengesetzt.

Die heutige Wissenschaft ist darüber einig, daß Goethe sich in der Farbenerklärung geirrt hat. Auch hier hat Helmholtz die Leistungen und Endlichkeiten Goethes feinsinnig festgestellt:

> Wo es sich um Aufgaben handelt, die durch die in Anschauungsbildern sich ergehenden dichterischen Divinationen gelöst werden können, hat sich der Dichter der höchsten Leistungen fähig gezeigt; wo nur die bewußt durchgeführte induktive Methode hätte helfen können, ist er gescheitert. Aber wiederum, wo es sich um die höchsten Fragen über das Verhältnis der Vernunft zur Wirklichkeit handelt, schützt ihn sein gesundes Festhalten an der Wirklichkeit vor Irrgängen und leitet ihn sicher zu Einsichten, die bis an die Grenzen menschlicher Vernunft reichen.

Goethes Irrtum in der Farbenlehre und die leidenschaftliche Art seiner Kämpfe um sie wird von Helmholtz erklärt und entschuldigt: ‚Seine Farbenlehre müssen wir als den Versuch betrachten, die unmittelbare Wahrnehmung des sinnlichen Eindrucks gegen die Angriffe der Wissenschaft zu retten.‘ Es war das der Geistestrieb, der Goethe über Fragen der Tonwelt schreiben ließ: ‚Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?‘

In den Kämpfen für seine Farbenlehre gegen die ganze fachwissenschaftliche Gemeinde ist Goethe bis an die Grenzen des Unliebenswürdigen gegangen; hier ist er von einem streitbaren deutschen Professor nicht zu unterscheiden. Er, der Duldsame, gebraucht gegen seine Widersacher Ausdrücke wie ‚unglaublich unverschämt, baarer Unsinn, Hokuspokus, Taschenspielerei, Newtonscher siebenfarbiger Schmutz, Lüge‘ usw.

Schon vor der Farbenlehre war er auf die Herren von der akademischen Gilde sehr übel zu sprechen: ‚Einem Gelehrten von Profession traue ich zu, daß er seine fünf Sinnen ableugnet. Es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man davon gesagt hat‘ (an Merck, 8. 4. 1785). Und Soret erzählt aus vertrautem Umgang: ‚Er nimmt Bemerkungen über seine literarischen Arbeiten gern entgegen, während er ärgerlich wird, wenn man seine wissenschaftlichen Meinungen anrührt; dann kommt Feuer in das Pulverfaß, und man muß eine schreckliche Explosion befürchten.‘ Was ihn empörte, ihn zur Wut entflammte, war das dünkelhafte Totschweigen seiner Arbeiten durch den Fachklüngel. Sachliche Angriffe auf seine Farbenlehre hätte er ertragen, sie hätten ihn zu tieferem Nachprüfen gezwungen. Das akademische Totschweigen, unter dem nachmals Schopenhauer

so furchtbar gelitten, reizte ihn aufs äußerste. In dieser einzelnen Frage hat er sich geirrt; dauernd gültig geblieben sind seine Äußerungen über das Verhalten der ‚Gilden und Sozietäten‘:

Zwei Oktav-Bände und ein Quart-Heft sind seit dreiundzwanzig Jahren (Farbenlehre) gedruckt, und es gehört zu den wichtigsten Erfahrungen meines hohen Alters, daß seit jener Zeit die Gilden und Sozietäten sich dagegen immer wehren und in gräulicher Furcht davor begriffen sind. Sie haben recht! und ich lobe sie darum. Warum sollen sie den Besen nicht verfluchen, der ihre Spinnweben früher oder später zu zerstören Miene macht. Damals schwieg ich, jetzt will ich doch einige Worte nicht sparen. — Was ist ein Minister anders als das Haupt einer Partei, die er zu beschützen hat und von der er abhängt? Was ist der Akademiker anders als ein eingelerntes und angeeignetes Glied einer großen Vereinigung? Hinge er mit dieser nicht zusammen, so wär' er nichts; sie muß aber das Überlieferte, Angenommene weiter führen und nur eine gewisse Art neuer, einzelner Beobachtungen und Entdeckungen herein lassen und sich assimilieren, alles andere muß beseitigt werden als Ketzerei. (An Zelter, 4. 2. 1832.)

Goethes Farbenlehre wird von Laien nicht gelesen, von Fachleuten wenig beachtet. Daß selbst in dem wissenschaftlichen Teile manche Perle verborgen liegt, zeigt ein Satz, der wie von heute klingt: ‚762. Die Erfahrung lehrt uns, daß die einzelnen Farben besondere Gemütsstimmungen geben.‘ Und wenigstens die Geschichte der Farbenlehre sollte jeder Verehrer Goethes einmal lesen: er wird darin überall auf Abschnitte treffen, die zu Goethes vollendeter darstellender Prosa gehören, und wird Belehrung in edelster Form dazu gewinnen.

Angeschlossen wird hier eine kleine Auslese solcher naturwissenschaftlicher Schriften Goethes, die auch der Laie mit Genuß, zumeist mitverstehend, lesen kann. Zur Morphologie: Metamorphose der Pflanzen; Geschichte seiner botanischen Studien; Einwirkung der neuern Philosophie; Bedeutende Fördernis usw. — Zoologie: Versuch über die Gestalt der Tiere; Abhandlung über den Zwischenknochen beim Menschen. — Mineralreich: Über den Granit. — Allgemein: ‚Die Natur‘ (vgl. S. 251).

Nur noch einmal in der Weltgeschichte hören wir von einem großen Künstler, der zugleich ein großer Forscher gewesen: von Lionardo da Vinci. Goethe empfand seine Verwandtschaft mit diesem Meister, dessen ‚Tiefsinn gar bald bemerkte, daß hinter der äußeren Erscheinung, deren Nachbildung ihm so glücklich gelang, noch manches Geheimnis verborgen liege, nach dessen Erkenntnis er sich unermüdet bestreben sollte‘. An Goethes wissenschaftlichem Fürstenrange kann kein Zweifel bestehen, und hätte er sich nicht als Dichter unsterblichen Ruhm erworben, die Geschichte der Naturerkenntnis würde seinen Namen unter die berühmtesten reihen. Auch daran wird hier nicht gerüttelt, daß Goethes Gesamterscheinung durch seine wissenschaftliche Forscher- und Entdeckertätigkeit ins Großartige, fast Übermenschliche emporragt.

Vollends braucht keinem Leser von Goethes Gedichten gesagt zu werden, welche erhabenen Psalmen vom Wesen und Wirken der Natur wir seinem wissenschaftlichen Forschen verdanken: dessen ist vor allem Zeuge die Gruppe ‚Gott und Welt.‘ Goethe blieb stets durchdrungen, daß alle echte Wissenschaft etwas Künstlerisches, ja Dichterisches haben müsse, daß ‚alle Wissenschaft der Menschheit aus der Poesie hervorgegangen sei und ewig (mit ihr) zusammenhängen müßte‘.

Trotzdem ist die Frage erlaubt: ob Goethes naturwissenschaftliche Leistungen für die Menschheit von höchster Notwendigkeit waren? — Ob nicht das Gesamtergebnis dieses kostbaren Lebens eher vermindert als vermehrt wurde durch das Aufopfern so vieler Jahre, darunter noch sehr schaffenskräftiger, für menschliche Errungenschaften, die auch ohne Goethe bestimmt gewonnen worden wären? Er selbst war keineswegs immer so sicher, daß er recht getan, sein Leben zwischen Kunst und Wissenschaft zu teilen. An Meyer schreibt er einmal: ‚Für uns anderen, die wir doch eigentlich zum Künstler geboren sind, bleiben doch immer die Spekulation sowie das Studium der elementaren Naturlehre falsche Tendenzen.‘ Was Goethe mit ‚falschen Tendenzen‘ meint, steht auf S. 613. Wenn er aus Neapel schreibt: ‚Eigentlich sollte ich den Rest meines Lebens auf Beobachtung wenden, ich würde manches auffinden, was die menschlichen Kenntnisse vermehren dürfte‘, so hat ja die Folge die Richtigkeit dieser Voraussage erwiesen. Dennoch bleibt es wahr, daß Goethes Forschen und Finden,

so natürlich für die Urtriebe seines Wesens, für die Menschheit keine unabweisbare Notwendigkeit waren. Jede seiner Entdeckungen, auch die großartigste, die von der Einheit und Entwicklung der Lebewesen, wäre ohne ihn gemacht worden; ja sie ist unabhängig von ihm gemacht worden, vor ihm und nach ihm! Darwin kannte nur einen Dichter Goethe, als er sein Werk vom Ursprung der Arten schrieb, den Naturforscher Goethe nur vom Hörensagen, und Goethe selbst hat nach seiner Entdeckung des menschlichen Zwischenkiefers einen früheren Entdecker, den Franzosen Vicq d'Azyr, aufgefunden und ins Licht gestellt. Ja schon 1764 war ein Goethen unbekannt gebliebener Kaspar Friedrich Wolff auf die Metamorphose der Pflanzen gekommen, was Goethe später selbst öffentlich mitteilte.

Wie sollte es auch anders sein! Die Rätsel der Natur sind ja immer und für jeden da, und unter den Zehntausenden von Forschern aller Zeiten und Völker wird sich irgend einmal einer, oft genug zwei zugleich, finden, denen die Natur ihr Geheimnis offenbart. Hierzu braucht es nicht jener allerseltensten Eigenschaften, wie sie nur im Dichter beisammen sind, sondern der zwar wertvollen, doch minder seltenen, wie sie die Wissenschaft, auch die höchste, fordert. Was Goethe fand oder nicht fand, mußten früher oder später Männer der Wissenschaft finden, und haben es gefunden, die — vielleicht nicht zu Hunderten, aber zu Dutzenden geboren werden. Jedes Kunstwerk hingegen, das Goethe um einer naturwissenschaftlichen Untersuchung willen unvollendet oder ungeschrieben ließ, bleibt für alle Ewigkeit ungeschaffen, und kein um ein Menschenalter beschleunigter Fortschritt der Wissenschaft tröstet uns über diesen unersetzbaren Verlust an ewiger Kunst. Die Lehre vom Blatt als der Urpflanze war mehr als 20 Jahre vor Goethe verkündet worden; sie wäre, auch ohne seine fruchtbaren Beobachtungen in Padua und Palermo, nicht untergegangen. Das köstliche in Sizilien aufgekeimte Gewächs aber der Tragödie einer adligen Mädchenseele, die durch die Metamorphose der Pflanze verdrängt wurde, ist der Menschheit für immer verloren. Goethe, das wissen wir, konnte nicht anders; daß er so mußte, ist ein Schmerz, den keine noch so geschichtliche Betrachtungsweise zu lindern vermag.

Sein Verhältnis zur **Philosophie** hat Goethe ausführlich in dem Aufsatz ‚Einwirkung der neuern Philosophie', in den Nachträgen zur Metamorphose der Pflanze, dargestellt. Er beginnt:

Für Philosophie im eigentlichen Sinne hatte ich kein Organ; nur die fortdauernde Gegenwirkung, womit ich der eindringenden Welt zu widerstehen und sie mir anzueignen genötigt war, mußte mich auf eine Philosophie führen, durch die ich die Meinungen der Philosophen, eben auch als wären es Gegenstände, zu fassen und mich daran auszubilden suchte.

Die letzten Gründe dieser Unzugänglichkeit für die Philosophie als rein gedankliche Welterklärung waren hauptsächlich zweierlei. Ihm lag vor allem andern an den Gegenständen, nicht an den Begriffen; und er haßte die bloße Wortmacherei, die von dem philosophischen Sprachgebrauch, zumal in Deutschland, unzertrennlich war: ‚Mit Worten läßt sich trefflich streiten, Mit Worten ein System bereiten', und: ‚Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen'. Schon der Dichter des Urfaust läßt seinen Mephisto spotten:

Nachher von allen andern Sachen
Müßt ihr euch an die Metaphysik machen,
Da seht, daß ihr tiefsinnig faßt,
Was in des Menschen Hirn nicht paßt,
Für was drein geht und nicht drein geht,
Ein prächtig Wort zu Diensten steht.

Er wußte, daß die philosophisch geschulteren Freunde ihn als Philosophen über die Achsel ansahen, machte sich aber nichts draus: ‚Ich habe immer mit stillem Lächeln zugesehen, wenn sie mich in metaphysischen Gesprächen nicht für voll ansahen; da ich aber ein Künstler bin, so kann mir's gleich sein' (Oktober 1786 aus Italien). Und zum Kanzler Müller noch 1827: ‚So viel Philosophie, als ich bis zu meinem seligen Ende brauche, habe ich noch allenfalls; eigentlich brauche ich gar keine.' Hatte er doch die Naturwissenschaft, die ihm alle Philosophie aufwog. Welch eine Beruhigung gewährte ihm das ‚Lehrbuch der Anthropologie' des Arztes Heinroth in Leipzig, der an Goethe das gegenständliche Denkvermögen gerühmt hatte (vgl. S. 528). Ein Denker von dieser Art bedarf der gedanklichen Philosophie allerdings weit weniger als solche, denen die Gegenstände fremd oder im Nebel bleiben.

Aussprüche grundsätzlichen Widerwillens gegen die Metaphysik ziehen sich durch Goethes ganzes Leben. Besonders in den Briefen an Fritz Jacobi, der sich auf seine Philosophie etwas zugute tat, begegnen wir dieser spottsüchtigen Abneigung immer wieder, z. B. im Mai 1786: ‚An dir ist überhaupt vieles zu beneiden! — Dagegen hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschauen seiner Werke wohl werde.‘ — ‚Was machst du, alter Metaphysikus?‘ scherzt späterhin Goethe. ‚Wenn dir mit Infusionstierchen gedient wäre, könnte ich dir einige Millionen verabfolgen lassen.‘ — Oder einmal: ‚Ehe ich eine Silbe *μετὰ τὰ φύσικα* (über die Natur hinaus, daher ‚Metaphysik‘) schreibe, muß ich notwendig die *φύσικα* besser absolviert haben.‘

Gegen die Kerle, die da spekulieren, indessen ringsumher die grüne Weide des Lebens lacht, entsandte schon der 25jährige die Pfeile seines Hohnes. Noch früher, aus Straßburg, schrieb Goethe einem jungen Freunde: ‚Wenn ich Ihnen raten darf, so werden Sie mehr Vorteil finden, zu suchen, wo Schönheit sein möchte, als ängstlich zu fragen, was sie ist.‘ Man erinnere sich auch seiner Verse im Faust über die Logik als Unterricht im Denken, über ihre ‚spanischen Stiefeln‘, einer Ansicht, der er bis zuletzt treu blieb:

Wie hast du's denn so weit gebracht?
Sie sagen, du habest es gut vollbracht.
Mein Kind, ich hab es klug gemacht,
Ich habe nie über das Denken gedacht.

Die ‚cimmerischen Nächte der Spekulation‘ flößen ihm Grauen ein, und er bestreitet allen philosophischen Systemen die Möglichkeit, zur Wahrheit zu gelangen: ‚Man sagt, zwischen zwei entgegengesetzten Anschauungen liegt die Wahrheit mitten inne. Keineswegs! Das Problem liegt dazwischen.‘

Will man Goethe für irgend ein sogenanntes System philosophischer Weltauffassung in Anspruch nehmen, dann muß er ein Spinozist heißen. Er wurde nicht erst Spinozist, nachdem er ihn gelesen, was zuerst 1773 geschah; er war es, bevor er einen Band von Spinoza in die Hände genommen, wenngleich er vordem aus Unkenntnis das törichte Vorurteil jener Zeit über den ‚Atheisten Spinoza‘ nachgesprochen hatte. Goethe hat als die drei Männer, die auf ihn den stärksten Einfluß ausgeübt, Shakespeare, Spinoza und Linné bezeichnet (1816 an Zelter), und von diesen Dreien ist er bis ans Ende des Lebens nur dem Philosophen von Amsterdam ganz getreu geblieben. ‚Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten (Spinoza) und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt.‘ Im Nachlaß hat sich eine kurze ‚Philosophische Studie‘ aus den letzten Jahren vor der italienischen Reise gefunden, die einen Gedanken Spinozas ausführt, das Dasein Gottes bedürfe keines Beweises, denn das Dasein selbst sei Gott.

Am wertvollsten war ihm Spinozas Ethik; auf verschiedenen Lebensstufen hat er sie mit immer erneutem sittlichen Entzücken gelesen, und Spinozas ethischer Kern: Entsagung ohne Weltverzicht, Reinigung von Leidenschaften, und gar die großartige Uneigennützigkeit, die in dem Satze gipfelt: ‚Wer Gott liebt, kann nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe‘, rissen ihn zur Bewunderung hin.

Das große philosophische Ereignis seiner Zeit war **Kant**. Ihm konnte Goethe nicht entgehen: Jena war der Hochsitz der Kantischen Philosophie, und Schiller ihr Hauptprophet. Goethe berichtet uns selbst in dem Aufsatz ‚Einwirkung der neuern Philosophie‘, auf welche Weise er sich nach und nach mit Kants Hauptwerken vertraut zu machen gesucht hatte, zum großen Teil schon vor seiner Freundschaft mit Schiller. Kants Kritik der reinen Vernunft (1781) hatte er zunächst nicht gelesen; die unvermeidlichen Gespräche darüber hatten ihn eher abgeschreckt. Dagegen bekennt er, der Kantischen Kritik der Urteilskraft ‚eine höchst frohe Lebensepoche schuldig‘ zu sein. Am meisten sagte ihm Kants Verwerfung der ‚Endursachen‘ zu, der sogenannten ‚teleologischen‘ Welterklärung; und daß Kant auch aus der Kunst allen bewußten Zweck ausgeschieden haben wollte, dessen freute sich Goethe:

Meine Abneigung gegen die Endursachen war nun geregelt und gerechtfertigt. Die Erzeugnisse dieser zwei unendlichen Welten (der Kunst und der Natur) sollten um ihrer selbst willen da sein, und was neben einander stand, wohl für einander, aber nicht absichtlich wegen einander. Ich konnte deutlich Zweck und Wirkung unterscheiden, ich begriff auch, warum der Menschenverstand beides oft

verwechselt. Mich freute, daß Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen.

Ähnlich, noch zugespitzter, heißt es in der ‚Campagne' von Kants Beiseitestellung der ‚Endursachen', dieser habe damit andeuten wollen: ‚ein Kunstwerk solle wie ein Naturwerk, ein Naturwerk wie ein Kunstwerk behandelt und der Wert eines jeden aus sich selbst entwickelt, an sich selbst betrachtet werden.' — Nebenbei sei bemerkt, daß Kant sich nie im geringsten um Goethe gekümmert hat!

Dazu kam Kants Ethik. Den kategorischen Imperativ der Pflicht eignete er sich als wohlvorbereiteter Spinozist sogleich an und dankte ihm überdies, daß er ihn vor dem Überschätzen der rein persönlichen Betrachtung der Dinge bewahrt habe. Auch in dem Dankwort an Schiller, den Schüler Kants: ‚Sie haben mich von der allzu strengen Beobachtung der äußerlichen Dinge und ihrer Verhältnisse auf mich selbst zurückgeführt. Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anschauen gelehrt' — spricht sich diese Sinnesart freimütig aus.

Den Hauptgegensatz zwischen Kants und Goethes philosophischer Welterklärung bildete der Gottbegriff. Kant trennte die Welt in Anschauendes und Angeschautes; für Goethe gab es nur eine Welt, die Einheit von Gott und Natur, somit von Gott und Mensch. Als den ‚Grund seiner ganzen Existenz' bezeichnete er die ‚reine, tiefe, angeborene und geübte Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte'. Schon in Straßburg hatte er sich über Giordano Bruno, den italienischen Märtyrer des Pantheismus und Vorläufer Spinozas, in sein Merkheft geschrieben: ‚Je ne trouve ni d'impiétés, ni d'absurdités dans les passages qu'il cite' (Bayle aus Brunos Schriften). Dann folgt die schon erwähnte italienische Stelle aus Bruno selbst vom Uno, Infinito, Ente (S. 160). Unfaßbar, ja entsetzlich schien ihm ein außerweltlicher Gott, und am Abend seines Lebens dichtete er das Glaubensbekenntnis:

Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe,
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Diese Auffassung von der Gottheit ist darum nicht minder Goethes Eigentum, weil sich ein fast wörtlich gleicher Satz bei Plato findet.

Den Mittelpunkt seiner Weltauffassung hat Goethe ausgesprochen in einem Brief über jenes ‚Fragment von der Natur' (S. 251) an den Kanzler Müller (24. 5. 1828):

Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht (im Vergleich mit einer noch jugendlicheren) einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht (in jenem ‚Fragment') die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist. — Die Erfüllung aber ist die Anschauung der zwei großen Triebräder aller Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr dagegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig; jene ist in immerwährendem Anziehen und Abstoßen, diese in immerstrebendem Aufsteigen. Weil aber die Materie nie ohne Geist, der Geist nie ohne Materie existiert und wirksam sein kann, so vermag auch die Materie sich zu steigern, so wie sich's der Geist nicht nehmen läßt, anzuziehen und abzustoßen.

Für die Polarität aller Erscheinungen, für das immerwährende Anziehen und Abstoßen gebraucht Goethe noch die Kunstwörter für die Herztätigkeit: Systole und Diastole (Zusammenziehung und Ausdehnung), denkt dabei an Einatmen und Ausatmen, erklärt sich das gesamte Naturleben als solch ein alldurchdringendes Pulsen. In der ‚Farbenlehre' (§ 739) wird dies zusammengedrängt in das Weltbekenntnis: ‚Das Geeinte zu entzweien, das Entzweite zu einigen, ist das Leben der Natur; dies ist die ewige Systole und Diastole, die ewige Synkrisis und Diakrisis, das Ein- und Ausatmen der Welt, in der wir leben, weben und sind.'

Diese Erklärungsweise dehnt Goethe auf das Geistesleben aus: ‚Die Systole und Diastole des menschlichen Geistes (Synthese und Analyse) war mir, wie ein zweites Atemholen, niemals getrennt, immer pulsierend.'

Tiefdurchdrungen war Goethe von der Unmöglichkeit, Ursprung und ‚Idee' der Welt zu erfassen. Man könne sich ‚der Vorstellung nicht erwehren, daß dem Ganzen eine Idee zum

Grund liege, wornach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge'. Vor der ungelösten Schwierigkeit, Idee und Erfahrung mit einander zu verbinden, flüchtet sich Goethe ins Bereich der Dichtkunst und wandelt eine berühmte Stelle des Faust in die Verse um:

So schauet mit bescheidnem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber, herüber schießen,
Die Fäden sich begegnend fließen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt.
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Daß Goethe mit seinem Glauben an die Einheit der Welt sich niemals von der Willensfreiheit des Menschen überzeugen ließ, ist selbstverständlich. Sie erschien ihm ein Unding, ja eine Lästerung der Gott-Natur. Sein wiederholt erwähnter Glaube an die unheimliche Kraft des Dämonischen hängt hiermit zusammen. Nicht minder seine Üeberzeugung von der Unabänderlichkeit des auf die Welt mitgebrachten Schicksals:

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Daher auch seine große Duldsamkeit gegen Andere, die gleich ihm unterm Zwange ihrer unentrinnbaren Natur handelten, — im Gegensatze zu dem viel unduldsameren Schiller mit seinem Glauben an die menschliche Willensfreiheit.

Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Hat auch Religion;
Wer jene beiden nicht besitzt,
Der habe Religion!

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein Naturforscher von der Höhe Goethes nicht **Religion** im Sinne irgend einer der Offenbarungskirchen gehabt haben kann. Andrerseits wird niemand, der Goethe wirklich aus Goethe kennt, bestreiten, daß er Religion in ihrem schrankenlosesten Sinne so viel oder mehr als irgendwer besessen hat. ‚Die Menschen sind nur so lange produktiv, als sie noch religiös sind', heißt ein Wort Goethes (26. 3. 1814, zu Riemer). In einer seiner Jugendschriften, dem ‚Brief des Pastors' (vgl. S. 169), läßt er seinen weitherzigen Priester an einen engherzigen Herrn Konfrater schreiben:

Ich halte den Glauben an die göttliche Liebe, die vor so viel hundert Jahren unter dem Namen Jesus Christus, auf einem kleinen Stückchen Welt, eine kleine Zeit als Mensch herumzog, für den einzigen Grund meiner Seligkeit. — Ich subtilisiere die Materie nicht, denn da Gott Mensch geworden ist, damit wir arme sinnliche Kreaturen ihn möchten fassen und begreifen können, so muß man sich vor nichts mehr hüten, als ihn wieder zu Gott zu machen.

So alt wie Goethes Ruhm ist der Vorwurf gegen ihn: Du hast kein Christentum. War Goethe ein Christ? Um mit Ja oder Nein zu antworten, müßte man genau wissen, wer heute ein Christ zu heißen verdient. Goethe hat sich für einen Christen gehalten: ‚Wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet!' (zum Kanzler Müller). Allerdings waren ihm Christentum und christliche Kirche oder Kirchen gar sehr zweierlei. Man halte sich nicht an den Wortlaut eines absichtlich zugespitzten Satzes wie des an Lavater: ‚Ich bin zwar kein Widerchrist, aber ein dezidierter Nichtchrist', oder man füge hinzu, was Goethe und Lavater innerlich hinzufügten: Im Sinne der Kirche! Mit noch besserem Recht könnte man sagen, was der Klosterbruder von Nathan sagt: „Ihr seid ein Christ, bei Gott ihr seid ein Christ, ein bessrer Christ war nie!' — ‚Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!' ist doch wohl alles Christentums Ausgang und Ziel, und Goethe hat das Wort nicht nur geschrieben, sondern gelebt. Eine Kirche von der Art der in den Evangelien gewünschten, geahnten würde Goethen als einen ihrer Besten anerkennen:

Ich halte die Evangelien alle vier für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Prinzips der Sittlichkeit. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer

breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. (Zu Eckermann, 11. 3. 1832.)

Der ‚Stern vom Osten her', der ‚Held und Heilige auf Golgatha' ist ihm Christus, und mit dieser Verehrung steht sein bekanntes Wort gegen die drei verdrießlichen Dinge, darunter das Kreuz, nicht im Widerspruch. Garnichts hat es mit Christus und dem Christentum zu tun; nur das sich ihm überall aufdrängende formlose, starre Holzgestell war ihm entsetzlich, ‚das leidige Marterholz, das widerwärtigste unter der Sonne' (an Zelter). Unser größter Lyriker nach Goethe hat sich in einem tiefernsten Gedicht ganz ähnlich ausgesprochen: Storm! Und selbst jenes Wort Goethes gegen das Kreuz war nur einer Augenblicksregung entfahren. Wäre er der Dichter mit der tausendfachen Seele gewesen, wenn er nicht auch das ergreifende Symbol des Marterholzes verklärt hätte? In den ‚Geheimnissen' stehen die Verse:

Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder.
Er fühlet neu, was dort für Heil entsprungen,
Den Glauben fühlt er einer halben Welt.

Ob Goethe an die Bibel glaubte? ‚Ich halte sie lieb und wert; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehre, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt, es war auf die eine oder andre Weise wirksam geworden' (Dichtung und Wahrheit). Nur soll man von ihm nicht den Glauben fordern an alle Geschichten, die in der Bibel erzählt werden: ‚Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Toter aufersteht, vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur' (an Lavater, 9.8.1782). Ähnlich zu Eckermann: ‚Fragt man mich, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe!'

Von dieser Denkart ist er niemals abgewichen, so duldsam er auch gegenüber jedem einfältig frommen Glauben war. Nur Widerwillen empfand er, ‚wenn Lavater seine ganze Kraft anwendet, um ein Märchen wahr zu machen, wenn Jacobi sich abarbeitet, eine hohle Kindergehirn-Empfindung zu vergöttern'. Besonders gegen Lavater, den er in Religionsfragen nicht für ganz redlich hielt, vertrat er aufs schroffste den eignen Standpunkt: ‚Ich weiß, daß du dich darin nicht ändern kannst und daß du vor dir selbst Recht behältst; doch finde ich auch nötig, da du deinen Glauben wiederholt predigst, dir auch unsern als einen ehernen Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen.'

‚Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt', hat Goethe stets für eines seiner seelischen Urrechte erklärt. Was waren ihm Worte wie Christentum, Heidentum, Pantheismus? Worte!

Die Frömmler habe ich von jeher verwünscht, die Berliner, so wie ich sie kenne, durchaus verflucht, und daher ist es billig, daß sie mich in ihrem Sprengel in den Bann tun. Einer dieser wollte mir neulich zu Leibe rücken und sprach von Pantheismus; da traf er's recht! Ich versicherte ihm mit großer Einfalt: daß mir noch niemand vorgekommen sei, der wisse, was das Wort heiße. (An Zelter, 31. 10. 1831).

Und dem Urfreunde Jacobi, der nicht abließ, ihn zu einem Glauben bekehren zu wollen, erwiderte er:

Ich für mich kann, bei den mannigfaltigen Richtungen meines Wesens, nicht an einer Denkweise genug haben; als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher, und eins so entschieden als das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit, als sittlicher Mensch, so ist dafür auch schon gesorgt. Die himmlischen und irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen mögen (6. 1. 1813).

Seinem lieben Katholiken Boisserée, der den Andersgläubigen drum nicht minder verehrte, schrieb Goethe ein Jahr vor dem Tode:

Von der Erschaffung der Welt an hab' ich keine Konfession gefunden, zu der ich mich völlig hätte bekennen mögen. Nun erfahre ich aber in meinen alten Tagen von einer Sekte der Hypsi-

starier (im 4. Jahrhundert), welche, zwischen Heiden, Juden und Christen geklemmt, sich erklärten, das Beste, Vollkommenste, was zu ihrer Kenntnis käme, zu schätzen, zu bewundern, zu verehren. — Da ward mir auf einmal aus einem dunklen Zeitalter her ein frohes Licht, denn ich fühlte, daß ich zeitlebens getrachtet hatte, mich zum Hypsistarier zu qualifizieren.

Mit welchen Gefühlen mußte ein Mann mit solcher Religion alles Vollkommensten im 74sten Jahr den flachen, überhebungsvollen Bekehrerbrief der nie mit Augen geschauten Jugendfreundin Auguste von Stolberg lesen: „Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut. Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch sie so leicht Andern Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist! Bitten Sie um höhern Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden.' — Goethes Antwort vom 17. April 1823 ist nach Inhalt und Form eines seiner edelsten Prosastücke:

Lange leben heißt vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt. — Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervortun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Goethe schließt mit den bei ihm nicht formelhaften Worten: ‚Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!'

Sein Zukunftsglaube gipfelte in den Worten des 81jährigen: ‚Wir werden alle nach und nach aus einem Christentum des Glaubens und des Wortes zu einem Christentum der Gesinnung und der Tat kommen', und dann wird es ‚endlich dahin kommen, daß alles nur eins ist'.

In den Wanderjahren (2, 7) läßt Goethe aus der eigenen Seele aussprechen, die Hausfrömmigkeit des Einzelnen für sich reiche nicht mehr hin, man müsse den Begriff einer Weltfrömmigkeit fassen, ‚nicht nur unsern Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen'.

Goethe glaubte an die Unsterblichkeit, in seiner, nicht in irgendwelcher Kirchen Weise. ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in allen.' Beweise kann er nicht geben, sucht auch keine; er vertraut seinem Gefühl:

‚Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
Kannst du deine Gründe nennen?'
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können.

Die Unsterblichkeit ist notwendig, also ist sie: ‚Mir entspringt die Überzeugung von unserer Fortdauer namentlich aus dem Begriff der Tätigkeit; denn wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag.'

Nur als eine grenzenlose Fortsetzung irdischer Tätigkeit ist ihm die Unsterblichkeit denkbar und wert: „Ich wüßte mit der ewigen Seligkeit nichts anzufangen, wenn sie mir nicht neue Aufgaben und Schwierigkeiten zu besiegen böte. Aber dafür ist wohl gesorgt: wir dürfen nur die Planeten und Sonnen anblicken.' Goethes Glaube an Seelenwanderung stammt schon aus der Jungmannszeit, wie die Verse an die Stein bekunden: ‚Ach du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau!' Doch erscheint ihm die Beschäftigung mit den zukünftigen Dingen Sache müßiger Geister; der Tätige hat andere Aufgaben:

Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben. — Allein solche unbegreifliche Dinge liegen zu fern, um ein Gegenstand täglicher Betrachtung und gedankenzerstörender Spekulation zu sein. — Ein tüchtiger Mensch läßt die künftige Welt auf sich beruhen und ist tätig und nützlich in dieser.

Der große Geltenlasser konnte kein Gegner eines inniggläubigen Katholiken sein. Wohl aber war ihm die Glaubensechtheit von Menschen wie Friedrich Schlegel und Werner verdächtig. Als sie katholisch wurden, waren sie für ihn abgetan, nicht wegen ihres Katholizismus, sondern wegen ihrer geistigen Unzuverlässigkeit. Fritz Stolbergs Übertritt entschuldigte er mit dessen innerer Hilflosigkeit nach dem Tode der geliebten Gattin. Als sich in der Blütezeit der Romantik die Übertritte mehrten, schrieb er an Rochlitz 1817: ‚Lassen Sie uns bedenken, daß wir dies Jahr das Reformationsfest feiern.'

Für sein **Verhältnis zu Luther** wurde schon eine kräftige Äußerung angezogen (S. 444). Eine ausführlichere lautet: ‚Wir wissen gar nicht, was wir Luther und der Reformation im allgemeinen zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Borniertheit; wir sind infolge unserer fortwachsenden Kultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das **Christentum in seiner Reinheit zu fassen**.‘ Und als das Reformationsfest 1824 eingeläutet wurde, schrieb er an Zelter: ‚Ein Schall und Ton, bei dem wir nicht gleichgültig bleiben dürfen. Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!‘

Über den 23jährigen Goethe berichtete Kestner (1772): ‚Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. — Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen besseren Zustand.‘ Und schon im Urfaust heißt es in dem Religionsgespräch zwischen Faust und Gretchen:

Gretchen: Ach, wenn ich etwas auf dich könnte,
Du ehrst auch nicht die heilgen Sakramente.
Faust: Ich ehre sie.
Gretchen: Doch ohne Verlangen.
Wie lang bist du zur Kirch, zum Nachtmahl nicht gegangen?

Goethe mied jeden kirchlichen Gottesdienst: ‚Legte man sich über die Mysterien ein unverbrüchliches, ehrerbietiges Schweigen auf, ohne die Dogmen mit verdrießlicher Anmaßung irgend jemandem wider Willen aufzunötigen, so wollte ich selbst der erste sein, der die Kirche meiner Religionsverwandten mit ehrlichem Herzen besuchte.‘ Ihm stand die Gottheit zu hoch, um sie durch irgend eine äußerliche Handlung zu vermenschlichen. Der Taufe von Schillers Söhnchen wohnte er nicht bei, er entschuldigte sich (13. 7. 1796): ‚Viel Glück zum guten Fortgang alles dessen, was sich aufs neue Lebendige bezieht. — Zur Taufe hätte ich mich ungebeten eingestellt, wenn mich diese Zeremonien nicht gar zu sehr verstimmten. — Heute erlebe ich auch eine eigene Epoche: mein Ehestand ist eben acht Jahre alt‘, der Ehestand ohne Zeremonien. Man darf bestimmt sagen: ohne den Zwang zu einer kirchlichen Trauung hätte Goethe Christianen schon viel früher zu seiner bürgerlichen Gattin gemacht. Er vermißte an der christlichen Kirche, daß sie nicht genug von Christus hätte, und ließ diesen schon im Ewigen Juden auf seinem Weltengange sprechen:

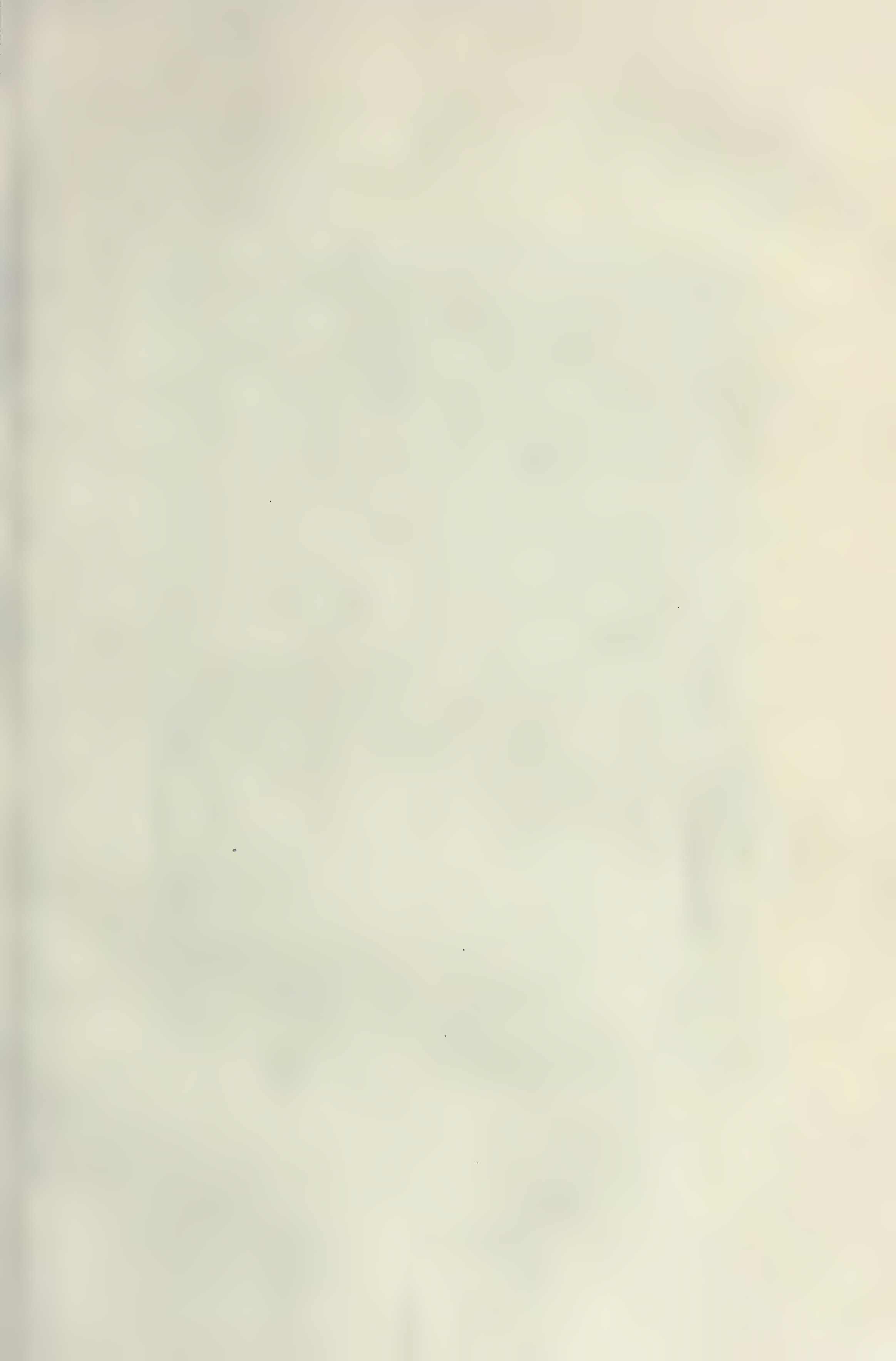
Der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man vor lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Kein Kirchenpomp mit Weihrauch, Gewändern, Musik machte ihn in diesem Widerwillen gegen alles Äußerliche der Religion wankend. Aus Neapel schreibt er:

Gestern war Fronleichnam. Ich bin nun ein für allemal für diese kirchlichen Zeremonien verdorben. — Die Mummereien, die für Kinder und sinnliche Menschen etwas Imposantes haben, erscheinen mir, auch sogar wenn ich die Sache als Künstler und Dichter ansehe, abgeschmackt und klein. **Es ist nichts groß als das Wahre, und das kleinste Wahre ist groß.**

Schon das ewige wortreiche Reden von Gott war ihm zuwider, erschien ihm als Verletzung der schuldigen Ehrfurcht vor dem unfaßbar Geheimnisvollen: ‚Gott wird ihnen, besonders den Geistlichen, die ihn täglich im Munde führen, zu einer Phrase, zu einem bloßen Namen, wobei sie sich auch gar nichts denken. Wären sie aber durchdrungen von seiner Größe, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen‘ (zu Eckermann, 31. 12. 1823). Wie bezeichnend ist es für seine Ansicht vom wahren Priestertum, daß der Pfarrer in Hermann und Dorothea durch nichts bestimmt verrät, ob er Katholik oder Protestant sei. Und aus dem Abschnitte der Schrift über Winckelmann mit dem Titel ‚Heidnisches‘ darf man mit Fug herauslesen, daß Goethe sich selbst zu Winckelmanns ‚heidnischem Sinn‘ bekannte, wie er ihn erklärte: ‚Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, — die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal‘, und das alles zusammen als ein unzertrennliches Ganze, das sich ‚zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens bildet‘.

Was wußten die oberflächlichen Schwätzer, die ihn einen **Heiden** schalten, von der hehren Religion Goethes, **der Religion aller großen und guten Menschen!** Soll





Marianne Willemer.

unter dem ‚Heiden‘ Goethe ein religionsloser Mensch verstanden werden, so ist das ein frecher Unsinn. Aber als einen tieffrommen Heiden, der sich, wie Schiller, ‚aus Religion zu keiner der Religionen bekennen‘ will, mögen wir ihn in Gottes Namen ansehen, denn aus solcher Seelenverfassung hat sich Goethe selbst manchmal einen alten Heiden genannt. So schon 1777 zu Lavater: ‚Du bist übler dran als wir Heiden, uns erscheinen doch in der Not unsere Götter‘, und 1808 über Werner an Jacobi: ‚Es kommt mir, einem alten Heiden, ganz wunderlich vor, das Kreuz auf meinem eignen Grund und Boden aufgepflanzt zu sehen und Christi Blut und Wunden poetisch predigen zu hören, ohne daß es mir gerade zuwider ist.‘ Heine hat mitempfindend diese Seite in Goethes Wesen sehr fein gekennzeichnet:

Goethes Heidentum ist wunderbar modernisiert. Seine starke Heidennatur bekundet sich in dem klaren scharfen Auffassen aller äußeren Erscheinungen, aller Farben und Gestalten; aber das Christentum hat ihn zugleich mit einem tiefern Verständnis begabt: trotz seines Sträubens hat es ihn eingeweiht in die Geheimnisse der Geisterwelt.

Ehrfurcht heißt Goethes Religion, wenn sie durchaus einen Namen haben soll; Ehrfurcht vor etwas unermeßlich Großartigem, worüber phrasenhaft wegzuschwätzen ihm ein Greuel war. ‚Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil‘, heißt es im zweiten Faust, und da wir von Gott nichts sicher wissen können, so möge uns genügen, ihn zu ahnen:

Wer Gott ahnet, ist hochzuhalten, Denn er wird nie im Schlechten walten.

Aber von Goethe rührt ja die schönste Erklärung des Urgrundes alles religiösen Gefühles her, die von jeder offenbarten Religion anerkannt werden muß, da sie allen gemeinsam ist, die Verse in der Elegie von Marienbad (1823):

In unsers Busens Reine wogt ein Streben
Sich einem höhern, reinern, unbekannten,
Aus Dankbarkeit freywillig hinzugeben
Enträthselnd sich den ewig ungenannten;
Wir heißen's: fromm seyn! —

Zwölftes Kapitel.

Marianne Willemer.

Und noch einmal fühlet Goethe
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Aus dem Beinhaus der Wissenschaften noch einmal in den blühenden Garten des Lebens, der Liebe, der Lieder hinaus zog der jugendliche Greis, als er sich im Juli 1814, kurz vor seinem 65. Geburtstag, auf die Reise an den Main, Rhein und Neckar begab. Seiner Beschreibung dieser und der im Jahre drauf wiederholten Reise hat er die Verse vorangesetzt:

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,
Hochgesegneten Gebreiten,
Auen, die den Fluß bespiegeln,
Wein-geschmückten Landesweiten,
Möget mit Gedankenflügeln
Ihr den treuen Freund begleiten.

Eine Zeit des Verjüngens setzt für Goethe ein, die mehr als zwei Jahre währt, Blüten ansetzt, Früchte reift und ihm bis ans Ende unvergeßlich bleibt. ‚Allerschönste Zeit‘ nennt er sie mit 82 Jahren.

In glücklichster Erwartungslaune hatte er Weimar verlassen. Die kurz zuvor mit dem persischen Lyriker Hafis gemachte Bekanntschaft hatte ihn von innen heraus erwärmt und ihn erinnert, daß er nicht bloß ein Sammler und Naturforscher, sondern ein Dichter sei. In manchem ein dem Perser nicht unähnlicher: edler Lebensgenuß und Übergang vom Genuß zum Betrachten des Höchsten waren ja auch seine stärksten dichterischen Antriebe. Schon unterwegs im Wagen flogen ihm die Lieder zu, wie ja fast immer, sobald er der Weimarer Stickluft entronnen war. In heitrer Schöpferstimmung kam er nach Frankfurt, fuhr nach Wiesbaden, sah hier am 5. August den Frankfurter Willemer und seine Pflegetochter Marianne, machte vergnügt das Rochusfest an der Kapelle bei Bingen am 16. August mit und weilte nach den früher berichteten Fahrten (S. 451) im Oktober auf der Gerbermühle, dem Sommerlandhause Willemers. In diesen Oktobertagen trat ihm Marianne entgegen, die jetzt den Namen Willemer trug, und es knüpfte sich ein Band wechselseitiger Neigung, so rein und zart, zugleich so innig stark und dauernd, wie keines, das ihn zuvor geistig mit einer Frau verbunden hatte.

Der Bankherr Johann Jakob **Willemer,** 1760 in Frankfurt geboren, 11 Jahre jünger als Goethe, bei der nähern Bekanntschaft mit diesem 54 Jahre alt, war einer der angesehensten Bürger der Reichsstadt, früheres Mitglied des Senats, eines der Vorstandsmitglieder des Frankfurter Nationaltheaters, künstlerisch und literarisch hochgebildet, sogar schriftstellerisch zuweilen für öffentliche Fragen tätig. Geheimrat und geadelt wurde er 1816. Beim Theater hatte er 1800 die am 20. November 1784 in Linz geborene, damals kaum sechzehnjährige Tänzerin Marianne Jung kennen gelernt und sie aus Teilnahme für ihre mannigfaltigen Gaben, aus Mitleid mit ihrer unsichern Zukunft zu sich genommen, als Hausgenossin seiner Töchter aus der ersten von zwei durch den Tod gelösten Ehen. Willemer war 1796 zum zweitenmal Witwer geworden. Mit der Frau Rat Goethe war er schon lange befreundet, und als Goethe 1797 mit Christiane bei der Mutter weilte, lernte er den hochstrebenden jüngeren Landsmann freundschaftlich kennen.

Marianne Jung-**Willemer** stand bei ihrer Begegnung mit Goethe im 30. Jahr. Ihre Bilder aus etwas späterer Zeit zeigen uns nicht grade überwältigende Schönheit, doch heitere Anmut, Güte, Klugheit, dazu so viel Liebreiz, wie zur Heldin eines zarten Liebesromans gehört. Clemens Brentano hatte das blutjunge Mädchen angeschwärmt: zu der Biondetta in seinen ‚Romanzen vom Rosenkranz‘ hatte ihm Marianne als Vorbild gedient. Dichterisch hochbegabt, schon vor ihrem persönlichen Verkehr mit Goethe sich in zierlichen Gelegenheitsgedichten versuchend, treffliche Sängerin, in ungewöhnlichem Grade musikalisch, leidenschaftliche Bewundrerin Beethovens: so muß sie unbedingt als die geistig höchststehende unter den Frauen in Goethes Leben gelten. Man lese ein paar ihrer Briefe nach denen der Stein!

Goethe sah sie zuerst als Mädchen, kurz vor ihrer Heirat mit Willemer, die am 27. September 1814 erfolgte. Von der Beteiligung an der Hochzeit hatte er sich entschuldigt. Als er im Oktober auf der Gerbermühle wohnte, so am 18. Oktober, wo sie zusammen die Feuer auf den Höhen um Frankfurt am Gedenktage der Leipziger Schlacht sahen, war Marianne schon Willemers Frau.

Wir haben zwei Schilderungen von Goethes Persönlichkeit um jene Zeit im Willemerschen Kreise. Eine von dessen Töchtern schreibt im September 1814:

> Tag mit Goethe auf der Gerbermühle. Welch ein Mann und welche Gefühle bewegen mich. Erst den Mann gesehen, den ich mir als schroffen, unzugänglichen Tyrannen gedacht, und in ihm ein liebenswürdiges, jedem Eindruck offenes Gemüt gefunden, einen Mann, den man kindlich lieben muß, dem man sich ganz vertrauen möchte. Es ist eine gewiß einzige Natur. Diese Empfänglichkeit, diese Fähigkeit und zugleich würdige Ruhe. Die ganze Natur, jeder Grashalm, Ton, Wort und Blick redet zu ihm und gestaltet sich zum Gefühl und Bild in seiner Seele. Und so lebendig vermag er es wiederzugeben. — Und wie wenig imponiert seine Nähe, wohltätig freundlich kann man neben ihm stehen. Es ist ein glücklich von der Natur mit Gaben überschüttetes Wesen, das sie schön von sich strahlt und nicht stolz darauf ist, das Gefäß für solchen Inhalt zu sein.

Marianne berichtete später über ihren Gast Goethe von 1815; auch die kleinen Nebenzüge ihres Bildes sind uns lieb:

Morgens blieb er allein; jeden Vormittag um 10 Uhr trank er mitgebrachten Wein aus einem silbernen Becher. Mittags erschien er im Frack und benahm sich ziemlich förmlich. Freier war seine Unterhaltung nachmittags auf Spaziergängen; gern machte er auf Wolkenbildungen, auf farbentiefe Schatten, auf Pflanzen und Gestein aufmerksam. Er trug immer ein großes Taschenmesser bei sich, womit er Reiser abschnitt oder Steinchen vom Boden löste. Abends, wenn er seinen weißflanellenen Hausrock angezogen hatte, erschien er völlig zwanglos und liebenswürdig. Sehr schön las er vor, wie er auch schön sprach. Aus seinem Munde glaubte man manches erst recht zu verstehen; leicht ward er selbst beim Lesen zu Tränen gerührt. Vor Tische ließ er sich gern Lieder von mir singen.

Wir sehen diesen in den trüben, feuchten Thüringer Norden verschlagenen heitern Rheinfranken aufleben beim Berühren mit dem Mutterboden, begreifen sein Wort von der zweiten Pubertät genialer Naturen und sinnen den endlosen Möglichkeiten nach, die sich Goethen aufgetan hätten, wäre er nie seinem geliebten deutschen Süden entwichen.

Am 19. Oktober verabschiedet er sich von Willemers; Mariannen hinterläßt er sein Stammbuch; am 27. Oktober war er in Weimar zurück. ‚Liebe Kleine‘ hatte er Marianne genannt, die sich ein Lieblingswort Goethes gemerkt hatte: ‚Das ist lang wie breit‘; so schrieb sie sich in das Stammbuch ihres teuren Gastes mit einem geistreichen Gedichtchen ein, dessen zweite Strophe ihr Gefühl verehrungsvoller Liebe ausspricht:

Als den Größten nennt man dich,
Als den Besten ehrt man dich.
Sieht man dich, muß man dich lieben.
Wärst du nur bei uns geblieben!
Ohne dich scheint uns die Zeit
Breit wie lang und lang wie breit.

Goethe ist in Weimar und denkt der Liebe und der Lieder. Der Diwan gewinnt Masse und Form; Marianne wird zur weiblichen Mittelpunktgestalt; Suleika nennt er sie, wie die Geliebte des Perserdichters Dschami heißt:

Daß Suleika von Jussuph entzückt war,
Ist keine Kunst;
Er war jung, Jugend hat Gunst,
Er war schön, sie sagen zum Entzücken,
Schön war sie, konnten einander beglücken;
Aber daß du, die so lange mir erharrt war,
Feurige Jugendblicke mir schickst,
Jetzt mich liebst, mich später beglückst,
Das sollen meine Lieder preisen,
Sollst mir ewig Suleika heißen.

Das nächste Gedicht im Diwan beginnt:

Da du nun Suleika heißest,
Sollt' ich auch benamset sein.
Wenn du deinen Geliebten preisest,
Hatem! das soll der Name sein.

Diese beiden Gedichte sind aus dem Mai 1815, vor dem Wiedersehen mit Marianne, Zeugen seiner sehnsüchtigen Gedanken an die ferne Herzensfreundin.

Für den 12. August 1815 kündigte sich Goethe von Wiesbaden aus bei Willemers an; in der Gerbermühle — eine halbe Stunde mainaufwärts bei Frankfurt — verweilte er bis zum 8. September. In dieser Zeit schlang sich um Goethe und Marianne das doppelte Zauberband schuldloser Neigung und gegenseitig steigernden Wechselgesanges. Goethe, ganz erfüllt von seiner Schwärmerei für den Osten und dessen Poesie; Marianne mit reizender Anpassung spielerisch oder ernst darauf eingehend, und Beide glückerfüllt an einer Festtafel des Lebens schwelgend, die so nicht wiederkehren würde. Goethes Geburtstag, der sechsundsechzigste, wurde gefeiert; Marianne sang ihm seine schönsten Lieder: Kennst du das Land, Gott und Bajadere. Goethe las neuentstandene Gedichte vor, schuf weiter am Diwan, machte Besuche in der Stadt, wohnte eine Woche in Willemers Frankfurter Hause, vom 15. bis 18. September nochmals in der Gerbermühle. Am 21. September trifft er mit Boisserée in Heidelberg ein; am 23. kommen ihm Willemer und Marianne nach. Drei einzigschöne, schmerzlichwonnige Tage des herzlichsten Zusammenlebens in Heidelberg folgen; am 26. wird Abschied genommen. Wortkarg wie immer verzeichnet Goethe diese unvergeßlichen Stunden in seinem Merkbuche:

September 23. Schloß. Diwan. Mittag Familie. Kam Willemer. Kamen die Frauenzimmer. Erst über die Brücke, dann zum Karlstor. Den Neckar aufwärts.

24. Auf dem Schlosse. Nebel. — Mittag Willemer.

25. Auf dem Schlosse. — Die Gesellschaft. — Mittag Familie und Gesellschaft. Abend Musik. Gespräch. Abschied.

26. Abreise der Freunde. Blieb zu Hause. — Arabische Grammatik. — Früh zu Bett.

Am 24. September, auf der Höhe der Heidelberger Sonnentage, schuf Goethe das großartigste Gedicht des Diwans:

Wiederfinden.

Ist es möglich! Stern der Sterne,
Drück' ich wieder dich ans Herz!
Ach! was ist die Nacht der Ferne
Für ein Abgrund, für ein Schmerz!

Ja, du bist es! meiner Freuden
Süßer, lieber Widerpart:
Eingedenk vergangner Leiden,
Schaur' ich vor der Gegenwart.

Dann schwingt sich der Dichter aus der Wiederfindensfreude an diesem einen Weibe empor zur Welt-Erklärung und -Verklärung, zu Gottes Einsamkeit am ersten Schöpfungstage, um mit der Schlußstrophe zu münden in die Weltschöpfung durch die Liebe:

So, mit morgenroten Flügeln,
Riß es mich an deinen Mund,
Und die Nacht mit tausend Siegeln
Kräftigt sternenhell den Bund.

Beide sind wir auf der Erde
Musterhaft in Freud' und Qual,
Und ein zweites Wort: ‚Es werde!'
Trennt uns nicht zum zweitenmal.

Goethe weilte noch bis zum 30. September in Heidelberg. Ein abermaliges Wiedersehen in Frankfurt war geplant; doch nun regte sich bei Goethe die Furcht vor dem Ausgang dieses Spätglückes. Am 30sten sandte er an Marianne das Diwan-Gedicht:

Locken, haltet mich gefangen,
In dem Kreise des Gesichts!
Euch geliebten braunen Schlangen
Zu erwidern hab' ich nichts.

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Ätna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Hatem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Hatem steht natürlich durchsichtig verschleiernd für Goethe.

Marianne, die Einzige, die mit dem Dichter in seiner Liedessprache zu verkehren wagen durfte, antwortete dem zum Verzicht Bereiten:

Nimmer will ich dich verlieren!
Liebe gibt der Liebe Kraft.
Magst du meine Jugend zieren
Mit gewalt'ger Leidenschaft.

Ach! wie schmeichelt's meinem Triebe,
Wenn man meinen Dichter preist.
Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist.

Mit Karl August, der am 29. September in Heidelberg eingetroffen war, reiste Goethe für ein paar Tage nach Mannheim; dann kehrte er nach Heidelberg zurück und entschloß sich plötzlich, wie Boisserée berichtet (‚Er ist sehr angegriffen, hat nicht gut geschlafen'), zur Flucht. Statt über Frankfurt, reiste er über Würzburg nach Hause, nachdem er an Willemers einen entschuldigenden Abschiedsbrief geschrieben, worin es hieß:

Ich eile über Würzburg nach Hause, ganz allein dadurch beruhigt, daß ich, ohne Willkür und Widerstreben, den vorgezeichneten Weg wandle und um desto reiner meine Sehnsucht nach denen richten kann, die ich verlasse. Doch das ist schon zuviel für meine Lage, in der sich ein Zwiespalt nicht verleugnet, den ich auch nicht aufrege, sondern lieber schließe.

Mit verhaltenem Schmerz empfing Marianne Goethes Absage; an Boisserée schrieb sie ruhig, sie wohne jetzt in der Stadt, ‚denn der Westwind hat sein Amt angetreten und hat uns Regen gebracht'. Dann aber vertraute sie einem Liede an Goethe den vom Westwind in ihr erregten Schmerz:

Ach, um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide:
Denn du kannst ihm Kunde bringen,
Was ich in der Trennung leide.

Die Bewegung deiner Flügel
Weckt im Busen stilles Sehnen;
Blumen, Augen, Wald und Hügel
Stehn bei deinem Hauch in Tränen.

Doch dein mildes sanftes Wehen
Kühlt die wunden Augenlider;
Ach, für Leid müßt' ich vergehen,
Hofft' ich nicht, wir sehn uns wieder.

Geh denn hin zu meinem Lieben,
Spreche sanft zu seinem Herzen;
Doch vermeid' ihn zu betrüben
Und verschweig ihm meine Schmerzen.

Sag' ihm nur, doch sag's bescheiden!
Seine Liebe sei mein Leben:
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

(In der ursprünglichen Fassung.)

Goethe nahm dieses schönste von Mariannens Gedichten, wie manche andere, mit geringfügigen Änderungen in den Diwan auf.

Goethe und Marianne haben sich nicht wiedergesehen. Im Juli 1816 wollte er dem sehnenden Verlangen folgen: mit seinem Meyer trat er die Reise nach Frankfurt an, doch

als zwei Stunden von Weimar der Wagen umstürzte, betrachtete er dies als einen Schicksalswink und kehrte um. — Marianne ist, so innig sie sich's wünschte, nie nach Weimar gekommen; Goethe vermied, sie einzuladen. Ihre Sehnsucht dauerte wie die seinige fort, aber sie wußte: ‚Die Vergangenheit gab mir viel, zu viel! Es wäre ungerecht, wenn ich von der Zukunft noch etwas erwarten wollte.‘ Immer wenn sich die Tage des letzten Beisammenseins jähren, hofft sie auf ein Wiedersehen; indessen ‚Das Gleiche wiederholt sich nie im Leben, selten das Ähnliche‘.

Ein Briefwechsel zwischen den Beiden geht hinüber und herüber, der sich bis zu Goethes Tode fortsetzt. Goethes Briefe sind, mit Ausnahme eines, leidenschaftslos in der Form, — sie sollten allenfalls von Willemer gelesen werden können. Im Juli 1819 schreibt ihm Marianne aus Baden einen bewegten Brief: ‚Ich weinte bei den Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit.‘ Sie hofft noch einmal, Goethe werde den ‚vortrefflichen Eigenschaften Badens den Vorzug vor Karlsbad geben‘, und diesmal durchbricht Goethes nicht erloschene Liebe die ängstlich gehüteten Schranken. Am 26. Juli 1819 schreibt er ihr zum ersten- und letztenmal ein Du:

> Nein, allerliebste Marianne, ein Wort von mir sollst Du in Baden nicht vermissen, da Du Deine lieben Lippen wieder walten lässest und ein unerfreuliches Stillschweigen brechen magst. Soll ich wiederholen, daß ich Dich von der Gegenwart des Freundes unzertrennlich hielt und daß bei seinem treuen Anblick alles in mir rege ward, was er uns so gern und edel gönnt?

Willemer war im März 1819 in Weimar gewesen, ohne Marianne.

Goethe sendet der geliebten Frau den Diwan, dessen lange unbekannt bleibende Mitdichterin sie ja gewesen, und Marianne, die sich in dem Buche findet und der vergangenen Tage mit dem ‚Silberblick‘ erinnert, legt sich und ihre zärtliche Bewunderung an sein Herz:

> Ich habe den Diwan wieder und immer wieder gelesen; ich kann das Gefühl weder beschreiben noch auch mir selbst erklären, das mich bei jedem verwandten Ton ergreift; wenn Ihnen mein Wesen und mein Inneres so klar geworden ist, als ich hoffe und wünsche, ja sogar gewiß sein darf, denn mein Herz lag offen vor Ihren Blicken, so bedarf es keiner weiteren ohnehin höchst mangelhaften Beschreibung. Sie fühlen und wissen genau, was in mir vorging, ich war mir selbst ein Rätsel; zugleich demütig und stolz, beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wieder erkennt, und sich alles gerne gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande liebens- und lobenswertes spricht und tut. Ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.
>
> Haben Sie Nachsicht mit mir und meinen verworrenen Begriffen, das größte Glück ist immer am unbegreiflichsten. Sie verzeihen mir wohl, daß mein Dank für alles Übersendete später kommt, als die Freude über den Besitz. (Oktober 1819).

Noch einmal empfängt Goethe von der holden Dichterin einen künstlerischen Gruß aus dem geliebten Heidelberg; an seinem Geburtstag 1824 schreibt sie für ihn das schöne Gedicht ‚Zu Heidelberg‘: ‚Euch grüß' ich, weite, lichtumflossne Räume‘. Darin gedenkt sie des ‚freud- und leidvoll schönen Lebenstraumes‘ und schließt an den nunmehr Fünfundsiebzigjährigen mit dem stolzen Bekenntnis nach neun Jahren:

> Schließt euch um mich, ihr unsichtbaren Schranken;
> Im Zauberkreis, der magisch mich umgibt,
> Versenkt euch willig, Sinne und Gedanken;
> Hier war ich glücklich, liebend und geliebt!

Am 3. März 1831 versiegelte Goethe Mariannens Briefe zur Rückgabe nach seinem Tode und schrieb darauf die Abschiedsworte:

> Vor die Augen meiner Lieben,
> Zu den Fingern, die's geschrieben —
> Einst, mit heißestem Verlangen
> So erwartet, wie empfangen —
> Zu der Brust, der sie entquollen,
> Diese Blätter wandern sollen;
> Immer liebevoll bereit,
> Zeugen allerschönster Zeit.
>
> Weimar d. 3. März 1831. J. W. v. Goethe.

Willemer starb 1838; Marianne hat bis zum 6. Dezember 1860 gelebt. Erst nach ihrem Tode erfuhr die Welt durch einen Aufsatz von Herman Grimm, dem Marianne das Geheimnis 1849 anvertraut hatte, daß sie die als Suleika im Diwan besungene Geliebte gewesen, und daß eine Anzahl der Lieder im Buche Suleika von ihr gedichtet, von Goethe mit

kleinen Änderungen in den Diwan aufgenommen worden. Man konnte aus Goethes eignen Worten eine Mitdichterin am Diwan ahnen; in dem Gedichte ‚Behramgur' (im Buche Suleika) preist er dankend die Geliebte:

Hast mir dies Buch geweckt; du hast's gegeben;
Denn was ich froh aus vollem Herzen sprach,
Das klang zurück aus deinem holden Leben,
Wie Blick dem Blick, so Reim dem Reime nach.

Nun tön' es fort zu dir, auch aus der Ferne
Das Wort erreicht, und schwände Ton und Schall.
Ist's nicht der Mantel noch gesäter Sterne?
Ist's nicht der Liebe hochverklärtes All?

Außer den schon erwähnten oder abgedruckten Diwan-Liedern rühren bestimmt von Marianne Willemer her: ‚Hoch beglückt in deiner Liebe' mit der stürmischen Strophe:

Was so willig du gegeben,
Bringt dir herrlichen Gewinn,
Meine Ruh', mein reiches Leben
Geb' ich freudig, nimm es hin!

Ferner: ‚Was bedeutet die Bewegung?', deren vierte Strophe bei Marianne treffender lautete als jetzt im Diwan. Man vergleiche selbst:

Und mich soll sein leises Flüstern
Von dem Freunde lieblich grüßen,
Eh noch diese Hügel düstern,
Sitz' ich still zu seinen Füßen!

Endlich noch das Gedicht ‚Suleika' (Wie mit innigem Behagen —), zu dem Goethe nur die dritte Strophe beitrug. Die ganz hingebende zweite ist von Marianne:

Daß er ewig mein gedenket,
Seiner Liebe Seligkeit
Immerdar der Fernen schenket,
Die ein Leben ihm geweiht.

Mit ihren zwei schönsten Gedichten (‚Was bedeutet die Bewegung?' und ‚Ach, um deine feuchten Schwingen') gehört Marianne Willemer zu unserer großen Lyrik; unter unsern Liederdichterinnen ist sie die erste. Ihre lyrische Ernte war kurz, nur die paar Herbsttage der Erwartung, der Gegenwart, der Trennung hat sie gedauert. Die ganz persönliche Art des Entstehens ihrer besten Lieder schloß ein Fortströmen des Quelles aus: sie konnte nur unter dem Anhauch eines aufrührenden Empfindungsturmes ein vollwertiges Gedicht erleben und aussprechen; nach der Trennung von Goethe hat sie nichts mehr von gleicher Kraft der Liedbeseelung erfahren.

Dreizehntes Kapitel.

Westöstlicher Diwan.

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Über die äußere Geschichte des Diwans berichtet Goethe in den Annalen für 1815:

Schon im vorigen Jahre waren mir die sämtlichen Gedichte Hafis' in der von Hammerschen Übersetzung zugekommen, und wenn ich früher den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgeteilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poeten nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein, und ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. — Alles, was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir Ähnliches verwahrt und gehegt worden, tat sich hervor, und dies mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nötig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten.

(Weiterhin heißt es): Ein heilsamer Badeaufenthalt (in Wiesbaden, Sommer 1815), ländliche Wohnung in bekannter, von Jugend auf betretener Gegend (Frankfurt und Gerbermühle), Teilnahme geistreicher liebender Freunde (Willemers) gedieh zur Belebung und Steigerung eines glücklichen Zustandes, der sich einem jeden Reinfühlenden aus dem Diwan darbieten muß.

Goethes frühe Neigung zur morgenländischen Literatur kennen wir (vgl. S. 170). Insonderheit auf Religion und Dichtung der Muhamedaner hatte ihn ja der Plan seines Dramas Mahomet hingewiesen; auch den Koran kannte er seit Straßburg. All das hatte lange geschlummert, das klassische Griechentum hatte sich darüber getürmt und es so gut wie erdrückt. Durch die Hingabe an romantische Stoffe und Formen war die Alleinherrschaft des reingriechischen Stils erschüttert worden, und um 1814 war dieser eine der vielen Schlangenhäute am Lebenswege Goethes. Mit der persischen Poesie war er schon 1808 bekannt geworden: durch eine Übersetzung des Liebesromans ‚Medschnun und Leila' von Dschami.

Dann las der jedem neuen Eindruck so offene Dichter 1814 Joseph von Hammers Übersetzung der Liedersammlung von Hafis, erkannte in dem alten Perser, dem Sänger der irdischen Lebensfreude und zu Gott strebenden Lebensvertiefung, einen verwandten Geist, fühlte sich durch ihn verjüngt und poetisch befruchtet.

Einmal auf dieser neuen Bahn, ergriff Goethe seinen Stoff mit aller ihm eignen Wärme: ‚Nicht ganz fremd mit den Eigentümlichkeiten des Ostens, wandt' ich mich zur Sprache (zur arabischen), insofern es unerläßlich war, jene Luft zu atmen, sogar zur Schrift mit ihren Eigenheiten und Verzierungen.' Vor mehr als 20 Jahren hatte er, nach einer englischen Übersetzung, die Moallakats (uralte arabische Preisgesänge) umgedichtet; sie wurden wieder vorgenommen, desgleichen eine Lebensgeschichte Muhameds. Wer die Schwierigkeiten der arabischen Sprache, ja schon der Schrift, kennt, wird den Entschluß des 65 jährigen bewundern; und es blieb nicht beim Entschluß: Goethe hat für seinen Zweck genügend Arabisch lesen und schreiben gelernt, ins Persische mehr als bloß hineingeblickt.

Unter dem starken Eindruck der Bekanntschaft mit dem größten Lyriker des Morgenlandes, noch ohne Plan und Ziel, entstanden ihm sogleich einige Hafisisch gefärbte Gedichte. ‚Erschaffen und Beleben' (Hans Adam war ein Erdenkloß), ‚Beiname' (später das erste des Diwan-Buches ‚Hafis'), ‚Elemente' (Aus wie vielen Elementen Soll ein echtes Lied sich nähren?) wurden schon im Juni und Juli 1814 geschrieben. Unterwegs nach Wiesbaden begann ihm der Liederquell immer reicher zu strömen. Sein Tagebuch verzeichnet: ‚25. Juli (1814). Hafis. Herrlicher Tag. — 26. Juli. Fünf Uhr (früh) von Eisenach. Herrlicher Tag.' Am 31. Juli heißt es, schon in Wiesbaden: ‚Diwan. Geordnet. Gebadet. In Obigem fortgefahren. — Fortsetzung des Obigen.' Der Gedanke an einen ‚Diwan', d. h. eine Sammlung dieser Lieder, ist ihm gekommen, damit ein neuer Antrieb.

In Wiesbaden schrieb er, durch ein Hafisisches Gasel angeregt, dessen letzte Verse lauten: ‚Bis du nicht wie Schmetterlinge Aus Begier verbrennest, Kannst du nimmer Rettung finden Von dem Gram der Liebe' eines der tiefsten Diwan-Lieder: ‚Selige Sehnsucht' (Schlußgedicht des Buches des Sängers) mit der berühmten Endstrophe:

Und so lang du das nicht hast, Bist du nur ein trüber Gast
Dieses: Stirb und werde! Auf der dunklen Erde.

Bei der Rückkehr nach Weimar hatte der Diwan schon Gestalt angenommen: mehr als dreißig Lieder hatte er auf dieser schönen Sommerreise in den Landen seiner Jugend eingeerntet.

Die Weisheit, die aus Hafis' Liedern sprach, brauchte er dem Perser nicht zu neiden; die veredelte Trinkseligkeit des Hafisischen Diwans war dem deutschen Dichter nicht fremd, der, wie wir wissen, einen guten Tropfen würdigte. Doch Hafis war auch der abwechselnd geistreiche und leidenschaftliche Sänger der Liebe, gleichwie Goethes Lyrik ihre stärksten Antriebe vom Neigen des Herzens zum Herzen empfing. Mit einer Lücke im Leben und Liederdichten trat er die zweite Rhein- und Mainreise an; die innere Stimme tröstete ihn:

So sollst du, muntrer Greis, Sind gleich die Haare weiß,
Dich nicht betrüben; Doch wirst du lieben.

Und in Marianne Willemer fand der deutsche Hafis seine Suleika. So hatte Goethe die Heldin seines damals erst erdachten Liebesromans in Liedern schon im Mai 1815, vor dem zweiten Besuche, genannt. Dann aber trat sie ihm leibhaftig entgegen, wie Pandora dem Epimetheus, wie Minna Herzlieb dem alternden Goethe: ‚Mir erschien sie in Jugend-, in Frauengestalt.' Doch reicher mit den edelsten Gaben der Götter geschmückt, als Suleika dem Hafis, als alle Frauen auf Goethes bisherigen Liebeswegen:

Selbstgefühltes Lied entquillet, Von euch Dichterinnen allen
Selbstgedichtetes dem Mund. Ist ihr eben keine gleich.

Nun erst hat der Dichter die Krone des Lebens und dieses neuen Liedersommers gewonnen, nun erst seine wachsende Sammlung ihren Mittel- und Höhepunkt. Ein ‚Buch der Liebe' für den Diwan war schon angelegt; doch darin war nur von der Liebe im allgemeinen tändelnd gesungen worden. Jetzt jedoch entsteht das Buch Suleika, das herrlichste von allen; die dichtende Geliebte hilft es füllen, im Umsehen schwillt es herrlich an und begabt

den Diwan mit seinem köstlichsten Schmucke. In der ‚Ankündigung‘ umschleiert Goethe, nach seiner Art verhüllend und enthüllend, die reizende Wahrheit:

Das Buch Suleika, leidenschaftliche Gedichte enthaltend, unterscheidet sich vom Buche der Liebe dadurch, daß die Geliebte genannt ist, daß sie mit einem entschiedenen Charakter erscheint, ja persönlich als Dichterin auftritt und in froher Jugend mit dem Dichter, der sein Alter nicht verleugnet, an glühender Leidenschaft zu wetteifern scheint. Die Gegend, worin dieses Duodrama spielt, ist ganz persisch. Auch hier dringt sich manchmal eine geistige Bedeutung auf, und der Schleier irdischer Liebe scheint höhere Verhältnisse zu verhüllen.

Ursprünglich hatte Goethe diese neue Liedersammlung ‚Deutscher Diwan‘ nennen wollen; erst 1816 wurde zum Bezeichnen der eigentümlichen Verschmelzung der beiden Stoff- und Formgattungen der Titel **Westöstlicher Diwan** gewählt, genauer: ‚Der Diwan des Ostens vom Dichter des Westens.‘ Das Werk erschien 1819, dazu die umfangreichen Noten und Abhandlungen zum Einführen in Geist und Geschichte der morgenländischen Denkweise und Poesie. Der Titel mit seiner Fremde und Mehrdeutigkeit hat sich als ein Unglück für das allgemeine Bekanntwerden erwiesen. Nicht jeder Gebildete weiß oder braucht zu wissen, daß Diwan auf persisch Sammlung bedeutet; ein Westöstliches Liederbuch würde bekannter geworden sein. Der Diwan fehlt in den meisten kleineren Auswahlausgaben: ein schweres Unrecht gegen den Dichter Goethe; denn diese Gedichte seines beginnenden Greisenalters sind einer der unentbehrlichen Bestandteile seines lyrischen Gesamtwerkes. Was Goethe darüber an Zelter schrieb (11. 3. 1816), erschöpft bei weitem nicht den innern Gehalt des köstlichen Werkes:

Der Diwan ist angewachsen und stark. Die Dichtart, die ich ohne weitere Reflexion ergriffen und geübt habe, hat das eigene, daß sie fast, wie das Sonett, dem Gesang widerstrebt; auch ist es merkwürdig genug, daß die Orientalen durch Schreiben, nicht durch Singen verherrlichen. Indessen ist es eine Dichtart, die meinem Alter zusagt, meiner Denkweise, Erfahrung und Umsicht, wobei sie erlaubt, in Liebesangelegenheiten so albern zu sein, als nur immer die Jugend.

Über das liebenswürdige Spiel mit den morgenländischen Formen und Gedanken, selbst über das Herzensleben im Buche Suleika hinaus, wollte Goethe als den eigentlichen Kern des Diwans den religiös-philosophischen verstanden wissen. Das Liederbuch des reinen Menschentums im Gegensatze zu allen engen Glaubensbekenntnissen, östlichen oder westlichen, sollte er sein; denn:

Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Occident,
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Zum Kanzler Müller hat er als den geheimen Sinn des größten Teiles des Diwans erklärt, daß er, Goethe, in der Ahnung, ein Bürger jenes geistigen Reiches zu sein, wovon wir den Glauben nicht abzulehnen noch aufzugeben vermögen, das Geheimnis finde des ewigen Fortstrebens nach einem unbekannten Ziele, den Hebel unseres Forschens und Sinnens, das zarte Band zwischen Poesie und Wirklichkeit.

In Wahrheit ist denn auch vom Diwan, außer den Liedern Mariannens im Buche Suleika, nichts so lebendig geblieben wie die verschwenderisch darin ausgestreute tiefsinnige Spruchdichtung lyrischen Schwunges. Kein andres Liederbuch, ja keine Spruchsammlung Goethes übertrifft den Diwan an goldener Weltweisheit. Er ist das Werk eines jung gebliebenen Alten und so recht das Lieblingsbuch aller frisch empfindenden Gereiften unter Goethes Verehrern. Da grüßen uns die Sprüche: ‚Was bringt zu Ehren? Sich wehren!‘ im Buch der Betrachtungen; ‚Übers Niederträchtige Niemand sich beklage, Denn es ist das Mächtige, Was man dir auch sage‘ im Buch des Unmuts; die dichtgereihten im Buch der Sprüche, z. B.:

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann. —

Mein Erbteil wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz. Mein Anker ist die Zeit.

Getretner Quark
Wird breit, nicht stark —

ja selbst im Buch Suleika der Spruch:

Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit —

und der im Buch des Paradieses (‚Einlaß‘):

Nicht so vieles Federlesen!
Laß mich immer nur herein:
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

Mancher Leser wird erstaunt sein, alles das in diesem oft mißkannten Werke beisammen zu finden. Gelegentlich sogar übermütigsten Humor, feuchtfröhlichen, wie bei — Scheffel:

Welch ein Zustand! Herr, so späte
Schleichst du heut' aus deiner Kammer;
Perser nennen's Bidamag buden,
Deutsche sagen Katzenjammer.

Für das Masken- und Versteckspiel Goethes war der Diwan so recht die Form, und es ist kein geringer Reiz dieses Liederbuches, daß es unbekümmert alle Gedankenwelten und Dichtungsfarben durcheinander mischt. Der Kern ist durchaus westlich, das Östliche daran ein dünner Firniß; denn es kam Goethe nicht bei, mit dem üppigen Formenreichtum der Morgenländer zu wetteifern, wie das so viele Nachahmer gerade des Diwans versucht haben. Anmutig spielend schwebt der Geist des deutschen Dichters über den östlichen Gedankenbahnen und Farben. Rückert, Platen, Bodenstedt, Schack, alle diese Schüler des Diwansängers, sind echter in allem Äußerlichen, doch um wieviel dünner an Gehalt!

Mit gleicher Selbstherrlichkeit wie mit der Form schaltet Goethe im Diwan mit dem Inhalt: das Liederbuch wurde zum Gefäß, in das er das Gegenwärtigste wie das Vergangene ergoß. Napoleons Flucht aus Rußland hatte ihn kalt gelassen; jetzt, in der Diwan-Stimmung, las er ein Buch über den Winterfeldzug des Welteroberers Timur (Tamerlan), — sogleich erblickte er darin ein ‚Parallelstück zu Napoleons Moskowitischem Feldzug' und dichtete ‚Winter und Timur'.

Man hat den Diwan, nicht ohne Grund, als die Frucht einer spätsommerlichen oder frühherbstlichen zweiten Blüte bezeichnet, als die Ernte eines Johannistriebes. Für eine solche ist er erstaunlich, nur darf nicht gehimmelt und nicht die zweite Jugend mit der ersten verwechselt werden, wie das gelegentlich gealterten Beurteilern des Diwans widerfährt. Goethes scherzender Brief an Zelter (S. 500) weist uns zur Würdigung des Diwans auf den richtigen Weg. Ergänzend möge ein späteres Wort des Meisters (zu Eckermann, 11. 3. 1828) über das unverrückbare Vorrecht der ersten Pubertät hier stehen: ‚Ich habe meine Liebeslieder und meinen Werther nicht zum zweitenmal gemacht. Jene göttliche Erleuchtung, wodurch das Außerordentliche entsteht, werden wir immer mit der Jugend und der Produktivität im Bunde finden.'

Vierzehntes Kapitel.

Gedichte und Sprüche.

Die spürsinnige, fleißige Goethe-Forschung hat für die meisten seiner Gedichte das Jahr, oft den Tag des Entstehens ermittelt. Hierdurch ist unser unbefangenes Urteil über die Dauer seines lyrischen Vermögens verwirrt worden; denn gar zu leicht vermischen wir unser geschichtliches Wissen mit unserm Kunstgeschmack und entdecken Altersspuren in Gedichten dieser Zeit, nur weil wir ihr die Gedichte zuzuschreiben gelernt haben. Bevor die Wissenschaft die Ursprungszeiten mit solcher Sicherheit festgestellt hatte, wurden viele Lieder und Balladen des hier zu betrachtenden Zeitraums unbedenklich in Goethes beste Jahre versetzt. Manches der hier behandelten Stücke gehört erst in die Zeit nach 1816; doch haben wir Goethes eigene Entschuldigung für solch vorwegnehmendes Zusammenfassen (vgl. S. 14).

Wiederum, wie schon in dem vorigen Abschnitt über Goethes Lyrik (S. 373), muß das Erstaunen ausgesprochen werden über den Reichtum an eigentlichen Liedern noch aus dieser Spätzeit. Gedichte wie ‚Blumengruß' (Der Strauß, den ich gepflücket, 1810), — ‚Gegenwart' (Alles kündigt dich an!) und ‚Die Lustigen von Weimar' (Donnerstag nach Belvedere), beide von 1813, ‚Lust und Qual' (Knabe saß ich, Fischerknabe, 1815) klingen fürwahr nicht im mindesten wie Alterspoesie. Ebenso wenig die noch späteren: ‚März' (Es ist ein Schnee gefallen, 1817), ein schon beim Lesen in Gesang übergehendes Lied, und das in die ‚Wanderjahre' hineingedichtete Wanderlied:

Von dem Berge zu den Hügeln,
Niederab das Tal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang;

Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rat;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

In dem Abschnitt mit dem abschreckenden Titel Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten steht diese Perle reinster Lyrik des nahezu Achtzigjährigen:

Dämmrung senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern.
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!
Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh'.
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Im achtzigsten Jahr dichtet Goethe den Vers: ‚Wie es auch sei, das Leben, es ist gut' (in dem Liede ‚Der Bräutigam'), und ‚dem aufgehenden Vollmonde' ruft er auf der Dornburg im August 1828 zu:

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht.

Sogar einige seiner muntersten geselligen Lieder rühren aus der Wende vom Mannes- zum Greisenalter her. ‚**Vanitas, vanitatum vanitas**' (Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt) wurde 1806, ‚**Ergo bibamus!**' im März 1810 gedichtet, und der Vierundsechzigjährige schrieb in seinem Liedchen ‚Gewohnt, getan': ‚Ich habe geliebet; nun lieb ich erst recht' und mahnte die Freunde:

Drum frisch nur auf's neue! Bedenke dich nicht!
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern
Und lebe dir immer von vornen.

Eine der klassischen Balladen ist in dieser Spätzeit nicht mehr entstanden, doch immerhin drei oder vier wohlbekannte Stücke, dazu einige nicht so volksbeliebte, an Lebens- und Kunstgehalt noch reiche. Die Ballade auf den Heldentod der siebzehnjährigen Menschenretterin Johanna Sebus stammt aus dem Mai 1809 und darf sich, obwohl weniger pomphaft beredt, gar wohl zu Bürgers Lied vom braven Mann gesellen. — Nach einem ihm von seinem Schreiber John auf der Reise erzählten Thüringerwaldmärchen wurde 1813 die Ballade vom getreuen Eckart gedichtet, ein Meisterstück ihrer Art und immer noch eines unserer beliebtesten Kindergedichte. — Durch sprachliche Steifheiten getrübt, sonst höchst wirksam ist die gespenstische Geschichte von der Wandelnden Glocke (Teplitz, 1813), die Frucht eines lustigen Einfalls, die zu einem richtigen Kinderschreck gedieh.

Die Ballade Der Totentanz (Leipzig, 1813) verrät gewiß nichts vom Alter des Dichters, und das um einige Jahre jüngere Gedicht Wirkung in die Ferne ist eine allerliebste, sicher miterlebte Hofanekdote.

Die nach dem Symbolstil des Alters einfach Ballade überschriebene Erzählung vom vertriebenen und wiederkehrenden Grafen (Herein, o du Guter, du Alter, herein!) mit dem Kehrvers: ‚Die Kinder, sie hören es gerne' entstand im Herbst 1813 um die Zeit, als Goethe sich mit der Oper ‚Der Löwenstuhl' trug. Der Dichter selbst fühlte: ‚Die Ballade hat etwas Mysterioses', und gab in seiner Zeitschrift ‚Kunst und Altertum' eine Erklärung von annähernd gleicher Länge wie das Gedicht. Darin berichtete er, daß selbst geistreich-gewandte Personen beim Vortrag nicht gleich zum erstenmal ganz zum Verständnis der dargestellten Handlung gelangten. In jüngeren Jahren hätte er hieraus doch wohl die Notwendigkeit eines klareren Ausdrucks gefolgert.

Edle Schönheiten leuchten aus den drei Paria-Gedichten: Des Paria Gebet, Legende, Dank des Paria. Goethe hatte sich mit dem Stoffgehalt seit dem Jahr 1783 getragen, gelangte aber erst mit 75 Jahren zur Ausführung. Besonders die Legende steht auf dem Gipfel seiner lyrischen Kraft; bewundernswert ist die Sinnenhaftigkeit dieser erhabenen Mischung aus Ballade und Gedankenlyrik:

Ihm ist keiner der Geringste.
Wer sich mit gelähmten Gliedern,
Sich mit wild verstörtem Geiste,
Düster ohne Hülf' und Rettung,
Sei er Brahma, sei er Paria,
Mit dem Blick nach oben kehret,
Wird's empfinden, wird's erfahren:
Dort erglühen tausend Augen,
Ruhend lauschen tausend Ohren,
Denen nichts verborgen bleibt.

Gegen Fritz Jacobis ihm so zuwidere Schrift ‚Von den göttlichen Dingen' (vgl. S. 447) schrieb Goethe nicht nur schroff verwerfende Briefe an Knebel und Jacobi, sondern der

Gegensatz gegen eine seiner Grunddenkformen reizte ihn zur Dichtung. Zu Jacobi bekannte er sich als

einen der Ephesischen Goldschmiede (nach der Apostelgeschichte Kap. 19), der sein ganzes Leben im Anschauen und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und der Nachbildung ihrer geheimnisvollen Gestalten zugebracht hat, und dem es unmöglich eine angenehme Empfindung erregen kann, wenn irgend ein Apostel seinen Mitbürgern einen anderen und noch dazu formlosen Gott aufdringen will.

In seinem Gedicht Groß ist die Diana der Epheser wird dieser Gedanke erweitert und zugleich vertieft. Wie stark Goethes Erregung dabei gewesen, lehrt uns das Versmaß: Goethe kehrt darin zu den Hans Sachsischen Versen seiner jünglingshaften Fastnachtspiele zurück.

Drei schmerzliche, ja tragische Liebesleidenschaften mit Zwischenräuman von sieben und acht Jahren haben den alternden Mann, den jungen Greis und noch den Vierundsiebzigjährigen in der Tiefe aufgewühlt, wie es eben nur dieses Menschen- und Dichterherz so spät und doch so überwältigend noch erleben konnte. Minna Herzlieb, Marianne Willemer, Ulrike von Levetzow sind die drei Frauen, denen Goethes Alterslyrik einige an Glut hinter keiner Jugenddichtung zurückstehende Werke verdankte. Ja, alle Gedichte dieses Ursprungs haben für uns noch einen besonders ergreifenden Unterton: es weht durch ihre lodernden Flammen ein Eiseshauch der Hoffnungslosigkeit dieses gealterten Liebenden.

Am wenigsten Gefühlstiefe spricht aus den **Sonetten,** die Ende 1807 und Anfang 1808 entstanden und größtenteils Minna Herzlieb galten, zum andern Teil angeregt sein mochten durch die ihn umgaukelnde Scheinverliebtheit Bettinens. Im Sonett hatte er sich schon zweimal versucht, einmal zu dessen kritischer Anzweiflung (S. 377), dann ernsthaft in der Natürlichen Tochter. Diesmal schien ihm die strenge Form gerade für das Besingen einer solchen Liebe berechtigt; kurz zuvor hatte er Petrarcas Sonette an die ja gleichfalls hoffnungslos Geliebte gelesen, — so setzte er denn über diese Gruppe den Spruch: ‚Liebe will ich liebend loben; Jede Form, sie kommt von oben.‘ Etwas Gemachtes, nicht durchweg tief Empfundenes, ja Spielerisches haftet fast allen diesen Sonetten an, selbst dem ‚Epoche‘ überschriebenen:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust vor allen andern Tagen
Karfreitag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundert Sieben.

Bettina bezog komischerweise auf sich gerade das Sonett, das unzweifelhaft nur die Lösung ‚Herzlieb‘ zuläßt, die ‚Charade‘: ‚Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen‘ —. Ja sogar das noch eindeutigere: ‚Lieb Kind! Mein artig Herz! Mein einzig Wesen!‘

Das schon erwähnte längere Erzählungsgedicht in Stanzen ‚Das Tagebuch‘, von Goethe absichtlich zurückgehalten, erst 1861 gedruckt, stammt aus dem April 1810. Man mag es als einen Beweis ansehen, daß dem Dichter Goethe kaum irgend ein Stoff oder eine Form ganz unmöglich war. Er selbst nannte den Zustand, in dem er es geschrieben, pathologisch.

Der Masse nach wiegt in diesem Lebensteil Goethes die Gedankendichtung vor, schon wegen der großen Zahl von Verssprüchen, die allein einen Band füllen. Da ist zunächst der Abschnitt **Gott und Welt** mit seinem Reichtum an Gedichten, die man Goethes naturphilosophische Psalmen nennen möchte. Sie werden wegen des aus ihnen hervorleuchtenden einheitlichen Weltbildes hier zusammengefaßt, wiewohl einige Stücke aus Goethes letzten sechzehn Jahren stammen. Wer sein abschließendes Wort über Gott, Natur und Welt vernehmen will, ohne sich mit seinen naturwissenschaftlichen Schriften zu befassen, der liest es zu dauerndem Gewinn aus den erhabenen Gedichten dieser Gruppe, dem feierlichen Proömion: ‚Im Namen dessen, der sich selbst erschuf‘; dann aus den berühmten Versen über seinen Begriff Gott-Natur: ‚Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße —‘.

Hierher gehört das im achtzigsten Jahr entstandene Vermächtnis, Goethes Bekenntnis zur Unsterblichkeit in seinem Sinne: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen! Das Ew'ge regt sich fort in allen‘ mit dem tiefen Wort über den Urgrund aller Sittlichkeit:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Sodann die Parabase des Einundsiebzigjährigen, dem noch immer die unaussprechlich hohen Werke der Natur herrlich sind wie am ersten Tag, und der gesteht: „Zum Erstaunen bin ich da' (S. 477) —. Endlich die mit Anlehnung an die griechische Mythologie als ‚orphisch' bezeichneten Urworte (von 1817) für die er sein zum Ausdruck der Erhabenheit beliebtestes Versmaß, die achtzeilige Stanze, wählte, mit der Eingangstrophe Dämon: ‚Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen', deren Sinn er selbst erläuterte: ‚Daß angeborne Kraft und Eigenheit mehr als alles übrige des Menschen Schicksal bestimme', also ‚die Unveränderlichkeit des Individuums' ausspreche.

Sonderausgaben von Goethes **Sprüchen** haben in neuerer Zeit diese zu den dauerhaftesten Erzeugnissen seines dichterischen Lebenswerkes gehörende Hinterlassenschaft ins rechte Licht gestellt. Zum Kanzler Müller sagte er über diese Spruchdichtung (14. 2. 1824):

Ich gebe gern von Zeit zu Zeit eine Partie solcher Reimsprüche aus; jeder kann nach eigener Lust eine Erfahrung, einen Lebenszustand hineinlegen oder daran knüpfen; sie kommen mir oft in der wunderbarsten Anwendung wieder zurück und bilden sich lebendig immer weiter aus. Hat man doch aus der Bibel, aus Horaz und Virgil Denksprüche auf fast alle Ereignisse des Lebens.

Goethes Sprüche bilden zusammen eine wahre Bibel höchster Lebensweisheit, und wer sinnend in ihnen blättert, wird oft betroffen stutzen vor der unverwüstbaren Geltung vieler jetzt über hundert Jahre alter Sprüche fürs Leben des heutigen Tages. Goethe und immer wieder Goethe wird angeführt, wenn wir mit unübertrefflich schlagenden Sätzen reden vom Verhältnis zwischen Kaiser und verantwortlichem Kanzler (S. 375), von einem übersparsamen Finanzminister als dem ‚Mann mit zugeknöpften Taschen', vom ‚getretenen Quark', vom Philister als einem ‚hohlen Darm', vom ‚Narren auf eigne Faust'. Und was sagt man zu einem Prosaspruch wie diesem: ‚Es ist nicht zweckdienlich, daß Äußerungen eines Herrschers in die Presse kommen. Der Mann soll handeln und nicht reden' —?

Wer in Goethes Sprüchen blätternd zu lesen, sich festzulesen pflegt, den überkommt angesichts eines Tagesereignisses, einer Entdeckung, eines neuen Kunstwerkes, einer wissenschaftlichen Verirrung der Gedanke: Was würde Goethe hierzu sagen? Zur Photographie, zum Fernsprecher, zum Phonographen, zur neuesten Philologie mit ihrer Ergründung des Geheimnisses des Dichtens? Ebenso ergeht es den Goethe-Verehrern bei ihrer eigenen Lebensführung.

Da sind die muntern und die ernsten Sprüche, die hellen und die dunkeln, die leichtfertigen und die tiefen, die weltklugen und die idealen, die ganz persönlichen und die weltumfassenden, die überraschend geistreichen und gelegentlich auch die spielend witzigen. Goethe war in der Unterhaltung so witzig wie einer, machte aber mit der Feder auf dem Papier ungern vom Wortwitz Gebrauch. Am seltensten ist bei ihm der Witz im Briefwechsel mit Schiller; greift er aber einmal danach, so kommt es zu etwas so Gutem wie: ‚Mich schriftlich mit Ihnen zu unterhalten, finde ich heute weder Sitz noch Stimmung' (9. 7. 1799).

An den meisten Sprüchen gehört Goethe nur die Wort- und Versform; dieses ‚nur' bedeutet aber alles oder doch die Hauptsache, denn ‚Alles Gescheite ist schon einmal gedacht worden', und wer es so neu prägt, daß es zu neuem Leben erwacht, dem gehört es zu eigen. Goethe war von jeher ein eifriger Leser von alter und neuer Spruchweisheit gewesen. Die Bibel, Agricolas Sprichwörter aus dem 16. Jahrhundert, Zincgrefs Apophthegmata, den Simplizissimus, lateinische Übersetzungen von griechischen Epigrammen, Luthers Flugschriften, neuere Sprichwörtersammlungen und wie vieles andere hat er zur geistigen Erfrischung immer wieder durchblättert. An der schöpferischen Gewalt, mit der Goethe seinen Quellen gegenüber verfuhr, kann man leichter als an den größeren Werken die Hand des Meisters erkennen. Hier ein Beispiel für unzählige. Bei Luther heißt es (in dem Sendschreiben an die Ratsherren deutscher Städte): ‚Und laßt uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl werden erhalten ohne die Sprachen. Die Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt.' Wer aber vor Goethe hatte dieses Bild sonst benutzt? Zu lebendigem Sprach- und Gedankengut wurde es erst durch sein Spruchgedicht:

Das mußt du als ein Knabe leiden,
Daß dich die Schule tüchtig reckt.
Die alten Sprachen sind die Scheiden,
Darin das Messer des Geistes steckt.

Das übereifrige Nachforschen, woher jeder Goethische Versspruch wohl stammen mag, erinnert ein wenig an die Tätigkeit von Polizeibütteln, die hinter Dieben oder Hehlern her sind. Goethe hat sich immer von neuem gegen dieses Erschnüffeln seiner sogenannten ‚Quellen' erklärt, und seine Sprüche gegen diese Steckbriefsgelehrsamkeit sind die gröbsten, die er je geschrieben, z. B. ‚Woher hat es der Autor?':

‚Von wem auf Lebens- und Wissens-Bahnen
Wardst du genährt und befestet?
Zu fragen sind wir beauftragt.'
Ich habe niemals darnach gefragt,
Von welchen Schnepfen und Fasanen,
Kapaunen und Welschenhahnen
Ich mein Bäuchlein han gemästet.
So bei Pythagoras, bei den Besten,
Saß ich unter zufriednen Gästen;
Ihr Frohmahl hab ich unverdrossen
Niemals bestohlen, immer genossen.

Oder auch dieser:

Diese Worte sind nicht alle in Sachsen
Noch auf meinem eignen Mist gewachsen;
Doch was für Samen die Fremde bringt,
Erzog ich im Lande gut gedüngt.

Ein dritter, der allergröbste, schon aus den Jungmannsjahren stammend, erschien ihm selbst für den Druck zu saftig. Er steht in den vollständigen Ausgaben unter der Überschrift ‚Ein Reicher, dem gemeinen Wesen zur Nachricht'.

Am fruchtbarsten in der Spruchdichtung war Goethe im Jahr 1814, beflügelt durch seine Bekanntschaft mit der Poesie der Morgenländer. Aus jener Zeit stammen die meisten Gedichtchen in den Gruppen Gott, Gemüt und Welt und Zahme Xenien.

Angeschlossen sei schon hier ein Wort über Goethes Sprüche in Prosa. Ein Buch voll so reicher und tiefer Lebensweisheit wie Goethes Spruchsammlungen gibt es von keiner andern Menschenhand. Man kann es wirklich mit Goethes Sprüchen so halten, wie er im Diwan vom Koran schreibt:

Talismane werd' ich in dem Buch zerstreuen,
Das bewirkt ein Gleichgewicht.
Wer mit gläub'ger Nadel sticht,
Überall soll gutes Wort ihn freuen.

Das Überhandnehmen der Zeitung für die verschiedenen Tageszeiten; zahllose Erscheinungen der Gegenwart, über die sich neuere Schriftsteller mit dem Glauben, etwas Neues zu sagen, gewichtig ausgesprochen — alles bei Goethe schon dagewesen. Und wievieles bei ihm klingt verblüffend prophetisch:

Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten,
Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten.

Wie sich Goethe über das elektrische Licht gefreut haben würde!

In aller Bescheidenheit hat er sich über die stete Vertiefung seines Gedankenlebens im Alter selbst ausgesprochen: ‚Ich darf dir wohl ins Ohr sagen, ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl wert wäre' (an Zelter), und ein andermal: ‚Am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.'

Fünfzehntes Kapitel.

Goethe der Lyriker.

Nicht hab' ich sie, sie haben mich gedichtet.

Wesensmittelpunkt des Dichters Goethe, Krone seiner Dichtung ist die Lyrik. Sie ist die ihm durch zwei Menschenalter treueste Jugendkunst; der nach bald anderthalb Jahrhunderten dauerhafteste und volksgeliebteste Teil seiner Werke, der Faust nicht ausgenommen. Allem Stilwechsel Goethes und der Zeiten, allen Ermüdungen und Wandlungen des Geschmackes, allem Wettbewerb echter und schöner Lyrik nachgeborener Dichter hat sie bis heute siegreich widerstanden. Die Möglichkeit ist auszudenken, daß nach Jahrhunderten, nach einem Jahrtausend deutscher und außerdeutscher Geschichte fast alle Werke Goethes verblaßt sind, die Menschheit auf ganz andern Stufen ihres Zusammenlebens in Familie und Staat befremden oder ihr gleichgültig scheinen. Doch das Drama vom rastlosen Emporringen der Menschheit, Faust, wird auch dann noch gelten, und der bezwingende Ausdruck der ewigen Gefühle

des Menschenherzens in Goethes schönsten Liedern wird Menschenherzen im tiefsten rühren, solange unsere Sprache geredet oder gelesen wird.

Einzig in seiner Lyrik blieb Goethe bis zuletzt der völlig freie Dichter, unbeirrt, ungemodelt durch irgendwelches außer ihm liegende Ideal eines vermeintlich höheren, höchsten Stiles. ‚Ich singe, wie der Vogel singt‘: nach dem unbewußten innern Einklang von Gefühl und Ausdruck und Form; nach dem ewigen Gesetz, wonach die Rose blühet. In jeder andern Dichtung, schon im Götz, selbst im Faust, wie er in Weimar fortgebildet wurde, hat Goethe nach einem fremden Stilgesetz geschaffen, es zwar mit neuem, eignem Leben erfüllt, doch nicht so gewandelt, daß wir es nicht als fremd nachweisen könnten. Im Liede ist Goethe ganz und gar nur er selbst und nur deutsch; zugleich etwas durchaus Neues in der Weltliteratur: für seine zehn, zwanzig vollkommensten lyrischen Gedichte gibt es bei keinem früheren lyrischen Dichter ein Vorbild. Mit Goethe schwang sich die Liederdichtung der Welt auf einen Gipfel; an seiner Lyrik prüfen wir jetzt jede andre, die des eignen Volkes und der Fremden, auf ihr lyrisch reines Gold.

Goethes gesamtes Dichten war sich kundtuendes Innenleben; keine Gattung so sehr wie sein Lied, denn es ist nach dem Worte des großen Lyrikers Hebbel ‚das Elementarste der Poesie‘. Das Allerwertvollste an Goethe, sein Ewiges, wird uns, mehr als aus allen übrigen Werken, aus seiner Lyrik offenbar: in ihr spricht die Seele mit sich selbst, und wir dürfen lauschen. Diesem Herausheben des Lyrischen aus dem Gesamtwerke Goethes widerspricht nicht der inhaltliche und künstlerische Wert seiner andern Dichtungen: Goethe ist in jedem seiner größten Werke Lyriker; ja dieses Lebensblut seiner Kunst durchpulst seine beste Prosa, bis in die wissenschaftliche hinein. Es ist kein übertreibendes Verallgemeinern: alles Lebendigste in Goethes Schriften, ohne Unterschied der Art, ist lyrisch. Götz und Egmont, Werther und Faust, Iphigenie und Tasso, Pandora und Epimenides, die Fastnachtspiele und Singspiele, Wilhelm Meister und Wahlverwandtschaften, selbst Hermann und Dorothea, selbst die Verssprüche, die Briefe, die Kunst- und Wissenschaftsprosa — wo uns eine Stelle als besonders schön im Gedächtnis haftet, da ist sie reinlyrisch oder lyrisch gefärbt. Goethes singende Seele zieht ihre Zauberkreise um uns; durch alle Hoheit dauernder Gedanken, alle Menschenklugheit des weitschauenden Türmers, durch alle Wissenschaft und alle formende Kunst hindurch hören wir ihren bezwingenden Klang, der vom Dichter ausgeht und doch unserm innern Ohre so tönt, als dringe er aus dem eignen Herzen.

Das Lyrische in Goethes Vers- und Prosadichtungen liegt für den Leser mit empfänglicher und erwidernder Seele so offen da, daß Beispiele überflüssig sind. Zu den Goethischen Gedichten aber muß man im allerweitesten Sinne rechnen solche aus dem Mittelpunkt seines Empfindens geflossenen Aufsätze wie Von deutscher Baukunst (S. 57) oder Die Natur (S. 251). Ein lyrisches Gedicht steht bei ihm mitten in einer Buchkritik (vgl. S. 168), und was andres als ein lyrisches Gedicht in Prosa ist eine Stelle wie diese aus dem Aufsatz Über den Granit:

> Auf einem hohen, nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhst du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht; keine neuere Schicht, keine aufgehäufte, zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt; du gehst nicht wie in jenen fruchtbaren, schönen Tälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. — — Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten, Anfänge unsers Daseins; ich überschaue die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre fernen fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse, zurück. Er sieht sich nach jenen Tälern um, über die sich sein Geist schon hinausschwang, er bemerkt die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Irrtümern und Meinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern aufkratzen und das geringe Bedürfnis ihrer Tage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, dringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermutungen feuriger Geister.

Man darf bei Goethe nicht von einer bloßen Gefühls- oder allenfalls Gedanken-Lyrik

sprechen; es gibt bei ihm erzählende und handelnde Lyrik: Werther und die Balladen, Lieder wie der Fischer und das Veilchen. Es gibt Lyrik der Kritik und des Gesprächs, der Wissenschaft und des Streites, der Weisheit und der bewußten heitern Torheit.

Denn alles, alles, was diese Hand schreibt, wird zuerst vom Herzen, nicht vom Verstande eingegeben, ist und soll sein ‚innere Wärme, Seelenwärme, Mittelpunkt‘, und es ist kein bloßer Augenblickseinfall, wenn Goethe einmal alles Sprechen, Schreiben (‚Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache‘), Drucken von Gedichten verwirft, wie es keiner ist, wenn er seinen Liedern das Geleitwort mitgibt: ‚Nur nicht lesen, immer singen!‘

Wir schwelgen heute in den Schätzen neudeutscher Lyrik, zu denen fünf Dichtergeschlechter ihre Kleinodien beigesteuert haben, und wenn wir von unserm ‚ersten Lyriker Goethe‘ hören und selbst sprechen, so denken wir an seinen immer noch überragenden Rang inmitten der stolzen Schar der Liederdichter nach ihm, weniger an seine geschichtliche Bedeutung als Deutschlands ersten, das heißt frühesten Lyrikers neuerer Literatur. Diese wird bestehen, selbst wenn dereinst ein Dichter wie Goethe oder größer als er aus deutschem Blute geboren werden sollte. Sehen wir vom Volkslied und vom geistlichen Gesang des 16. und 17. Jahrhunderts ab, der einzigen vollwertigen neudeutschen Lyrik vor Goethe, so gähnt uns zwischen Walther von der Vogelweide und ihm die stumme Öde an. Die Literaturgeschichtschreiber müssen pflichtmäßig für die fast 150 Jahre von Fleming und Gerhardt im 17. Jahrhundert bis auf Goethe um 1770 allerlei Gedichtemacher aufführen, die elenden und die mittelmäßigen, hier und da einen nicht ganz unbegabten, aber nicht entwickelten, die Opitz und Harsdörffer, Canitz und Besser, dann die Haller, Brockes und Hagedorn. Sie tun dies immer mit dem Gefühl, daß sie geschichtliche Belehrung bieten, keinen Kunstgenuß vermitteln helfen.

Daß ein Volk wie das deutsche, Volk des Liedes wie des Schwertes, Jahrhunderte hindurch die Gabe des lyrischen Gesanges wirklich verloren hätte, ist undenkbar; das Volkslied allein beweist schon das Gegenteil. Ein Bann aber schlug die deutsche weltliche Lyrik in Fesseln: die eisernen Ringe der französischen Form, ihr aufgezwungen von einem durch und durch musenlosen Menschen, der sich nie hätte mit Poesie abgeben dürfen, Opitz. Fast ein Jahrhundert verging nach dem Erscheinen seines blöden Unheilbuches ‚Von deutscher Poeterei‘, ehe in Deutschland wieder echtdeutsch gesungen wurde. Ein Jahrhundert, in dem deutsche Dichter wirklich so dichteten, wie es einer von ihnen, ein gewisser Sigmund von Birken (1626—1681), mit staunenswerter Offenheit bekannte:

> Das Herz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
> Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.
> In uns flammt keine Brunst, ob schon die Blätter brennen
> Von liebender Begier. Es ist ein bloßes Nennen.

Ein Einziger ragt aus der Schar der unlesbaren Versemacher zwischen Opitz und Goethe hervor, ein echter Dichter, dem die künstlerische Vollendung durch leidvolles Leben und frühen Tod versagt blieb: Christian Günther aus Striegau (1695—1723), dem Goethe die geschichtliche Grabschrift in Dichtung und Wahrheit gewidmet hat: ‚Ein Poet im vollen Sinne des Worts.‘ Er bewunderte an ihm, was ihn selbst das Höchste dünkte: ‚in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durchs Gefühl zu erhöhen‘. Von dieser Art sind Günthers Verse auf ein Geigenspiel:

> Hört doch, hört die reinen Saiten
> Zittern, wechseln, jauchzen, streiten!
> Ihre Herrschaft zwingt die Brust
> Bald zum Hasse, bald zum Leide,
> Bald zur Liebe, bald zur Freude,
> Bald zum Kummer, bald zur Lust!

Und lesen wir bei Günther die Strophe:

> Sieh, die Tropfen an den Birken
> Tun dir selbst ihr Mitleid kund;
> Weil verliebte Tränen würken,
> Weinen sie um unsern Bund —,

so spüren wir schon ein erstes Erschauern der Naturbeseelung, des Einklangs von Menschenherz und Natur, der dann bei Goethe in so herrlichen Akkorden schlägt.

Die deutsche Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts bis zu Goethe betrachtete die Natur als etwas Äußerliches, knüpfte an ihre Erzeugnisse, die sie möglichst malerisch beschrieb

(‚ut pictura poesis‘), erbauliche oder kluge Betrachtungen und ließ damit die Natur auf sich beruhen. Einmal, bei dem Hamburger Brockes, dem unmäßig ausführlichen Besinger des irdischen Vergnügens in Gott, fühlen wir etwas von einem Leben des Menschen mit der Natur; die ehrliche Freude an ihr wird so stark, daß sie bis dicht an die Grenzen der Poesie streift. Aber er sieht und schildert sie nur, er lebt sie noch nicht:

Ich sahe mit betrachtendem Gemüte
Jüngst einen Kirschbaum, welcher blühte,
In kühler Nacht beim Mondenschein.

Dort ist die Natur, hier ist der Mensch; zuweilen schlägt die Poesie eine Brücke zwischen ihnen, dann aber bleibt's, wie es war: dort die Natur, hier der Mensch. Das Vermenschlichen der Natur gelingt nicht, die Natur bleibt Stoff, wird nicht Kunst, das heißt erhöhtes Menschenleben. Wie eingefroren liegt sie da, zum Betrachten, zum Studieren, nicht zum Mitleben. Dann weht es von Goethes Lyrik her wie Föhnwind, wie erlösendes Auftauen über die Eiseshülle, und die Welt beginnt zu ahnen, daß sie im Frühling steht. Nicht mehr besungen wird die Natur mit betrachtendem Gemüte; sie selbst hebt an zu singen, mit der Stimme des Dichters:

O Erd', o Sonne, O Glück, o Lust!
O Lieb', o Liebe! So golden schön,
Wie Morgenwolken Auf jenen Höhn!

Was vor Goethe deutscher Liederdichter hieß, das hatte Gedichte gemacht: das heißt, sich irgend einen poetisch aussehenden Gegenstand ausgesucht, ihn in Verse gesetzt, die Verse sauber gefeilt, die mythologische Allerweltstunke drüber gefirnißt und das Ding eine Ode, Epode, Dithyrambe, Epistel oder sonstwie nach dem Muster der Griechen und Römer benamst. Goethe macht keine Gedichte, er lebt sie; ‚nicht hab' ich sie, sie haben mich gemacht‘. Alle echten Lyriker wissen um dieses Geheimnis der Geburt des Liedes; Uhland unterschied zwischen einem Gedicht, das gedichtet wurde, und einem, das sich selbst dichtete, von selbst hervorsprang. ‚Was ich nicht lebte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte‘ (Goethe zu Eckermann, 14. 3. 1830).

Goethes Lyrik ist Leben, gesteigert zu jener Höhe, wo es als Kunst in Worten zu klingen beginnt. Gelebt waren selbst solche Goethische Gedichte, deren Handlungsinhalt scheinbar nur lose mit seinem äußeren Leben zusammenhängt. Als eine Möglichkeit hat auch solche Handlung in seiner Phantasie einmal zuckendes Leben gewonnen. Der Erlkönig z. B. ist keine bloße Umdichtung einer dänischen Ballade in Herders Völkerstimmen. Goethe selbst reitet mit dem Knaben der Stein vor sich im Sattel bei sinkender Nacht zwischen den Erlen der Ilm nach Tiefurt und durchlebt die Schauer der nordischen Ballade. Und wir dürfen sicher sein: wo wir keine solche zufällige Kunde des Ursprungs besitzen, selbst da wo wir nur eine Bücherquelle kennen, wie für die Braut von Korinth, den Zauberlehrling, den Gott und die Bajadere, den Sänger usw., da flossen dem Dichter Quellen eignen Lebens, da sprang die Dichtung aus den geheimnisvollen Tiefen des Empfindens, in die kein Senkblei der Wissenschaft reicht.

Die Nichtdichter, die das Erforschen des Geheimnisses des Dichtens für ihre Aufgabe halten, erkennen nichts Unerforschliches an. Alle Verfertiger der so lächerlich überflüssigen Poetiken haben zuversichtlicher als die Dichter gewußt, was die Poesie ist. Bei Gottsched ist sie ‚eine Gemütskraft, welche die Ähnlichkeiten der Dinge leicht wahrnehmen und also eine Vergleichung zwischen ihnen anstellen kann‘; bei seinem berühmtesten Nachfahren Scherer ist ‚die Produktion der Phantasie im wesentlichen (!) eine Reproduktion‘, auf deutsch: ein gutes Gedächtnis, und ein Hauptmittel der Forschung ist ihm ‚die wechselseitige Aufhellung‘ (Gottscheds Vergleichung). Wem sollen wir glauben? Vielleicht nicht doch lieber den Dichtern, obwohl diese über die Wissenschaft vom Dichten bei uns nicht mitsprechen dürfen? ‚Unmittelbar von innen heraus wirkendes Leben‘ nennt Hebbel die Poesie. ‚Mit horchenden Augen besehen und sehenden Ohren behorchen‘, heißt es bei Storm an Keller. ‚Gehalt des eignen Lebens‘ ist nach Goethe alle Poesie. Bekämen wir nur eine Ausgabe von Goethes Gedichten nach der Ursprungsfolge, so böte sie dem Herzen des auf Goethe gestimmten Lesers ein unmittelbares Abbild seines Innenlebens, wie kein Werk über die Gedichte.

Wenn man allerdings aus der ursprünglichen Überschrift des Gedichtes ‚Dem Schnee, dem Regen, Dem Wind entgegen‘ einen Schluß zieht wie den: ‚Da dieses Gedicht ‚Märzschnee‘ überschrieben ist, dürfen wir den Märzschnee als das Erlebnis des Dichters bezeichnen‘, so wird man schwerlich in das Wesen der Goethischen Lyrik oder der Lyrik überhaupt eindringen. ‚Rastlose Liebe‘ heißt dieses an einem eisigen Maitag, nicht im März, entstandene Gedicht. Heiße Liebe im Herzen wandert der Dichter dem Schnee, dem Regen, dem Wind entgegen. Was aber sind diese Wetterwiderwarte dem Liebenden? Und was hülfe ihm die Flucht durch Dampf der Klüfte, durch Nebeldüfte wälderwärts?

Alles vergebens! Glück ohne Ruh,
Krone des Lebens, Liebe, bist du!

Man hat sich eifrig bemüht, die einzelnen Erlebnisquellen der Goethischen Lyrik aufzugraben, schnurstracks gegen des Meisters Rat und Willen: ‚Der Dichter verwandelt das Leben in ein Bild; die Menge will das Bild wieder zu Stoff verwandeln.‘ Goethe hat sich bemüht, alles Stoffliche aus seiner Lyrik zu tilgen, und an einigen in zwiefacher Form überlieferten Gedichten können wir ihn beim Werke sehn. Die Dunkelheit des ersten Liedes an den Mond (S. 235) rührt von den stofflichen Bestandteilen her, die nur dem Dichter selbst ganz verständlich waren. Im Sturmlied des Wanderers stutzt man bei den Versen: ‚Soll der zurückkehren Der kleine, schwarze, feurige Bauer?‘, bis man die nahe liegende Erklärung findet. Doch dieses Stutzen hat uns einen Augenblick gestört; der kleine, schwarze Bauer, der Goethen auf der Landstraße überholt, ist ein Fleck in dem herrlichen Gedicht.

Den ursprünglichen Vers: ‚Laß mich mit dir, o mein Gebieter, ziehn‘ änderte Goethe mit Bedacht, nicht durch einen Schreibfehler, in ‚mein Geliebter‘: erst hierdurch gewann das Lied seinen allgemeinmenschlichen Inhalt. Um den ‚Gebieter‘ zu verstehen, muß man Wilhelm Meister gelesen haben.

Gradezu prosaisch wirkt das Einflechten eines so persönlichen Stückes Rohstoff wie der genauen Zeitangabe in dem Sonett an Minna Herzlieb:

Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben
Petrarcas Brust, vor allen andern Tagen
Charfreitag. Eben so, ich darf's wohl sagen,
Ist mir Advent von Achtzehnhundertsieben.

Doch das sind Ausnahmen; die schönsten, die allgemeingültigsten Gedichte Goethes bedürfen gar keines gelehrten Dreinredens. Seine urpersönlichen Lieder fühlen wir bis in ihre feinsten Gefühlswellen in uns wiederschwingen. In seiner ganz ungelehrten, aber klassisch klaren Sprache hat Goethe den Grund dieser Erscheinung offenbart:

Ich empfing in meinem Innern Eindrücke und zwar sinnlicher, lebensfroher, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun, als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbigen Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder lasen.

Wie einfach, wie leicht ist das, — wenn man's kann! Der's aber kann, ist ein Dichter.

Trostlos wäre es, brauchten wir zum vollen Verständnis von Goethes lyrischen Dichtungen der ‚Ausdeuter der Mären‘, wie sie Gottfried von Straßburg zum Verständnis Wolframs von Eschenbach tadelnd für notwendig erklärte. Etwa zu wissen, wer Plessing war, was es mit Christel von Laßberg für ein Bewenden hatte, in welchem Zusammenhang Charlotte von Stein dazu stand, Goethes Tagebücher über Christel: alles dies, um das Lied an den Mond genießend zu verstehen. Oder wenn wir uns bewußt sein müßten, welchem jammervollen Liebesbunde Mignon entsproß, welche Schicksalslast den Harfenspieler erdrückte, um ‚Kennst du das Land?‘ und ‚Wer nie sein Brot mit Tränen aß‘ im Innersten mitzuerleben. Es ist durchaus entbehrlich zu wissen, daß Lieder wie Rastlose Liebe und Wanderers Nachtlied ursprünglich an Frau von Stein gerichtet waren, denn an die ganze mitfühlende Menschheit sind sie gerichtet. Ja, es ist ernstlich zu fragen, ob sich nicht in den reinen Genuß eines so reinmenschlichen Liedes wie ‚Der du von dem Himmel bist‘ etwas peinlich störend Fremdes mischt, wenn wir erfahren, daß es nicht das Aufstöhnen eines leidmüden Herzens nach dem Frieden ist, der vom Himmel kommt, sondern die Sehnsucht des Weimarischen Geheimen

Rates Goethe nach Erlösung aus der Unrast der Liebe für die Oberstallmeistersfrau Charlotte von Stein. ‚Man verdirbt dadurch die Poesie', ‚Man zieht die Poesie zur Prosa herab': so lauten Goethes gewichtige Urteile über solches Aufspüren und Aufnötigen persönlicher Beziehungen. Das Gedicht ‚Gefunden' ist eine der ganz vereinzelten Ausnahmen (vgl. S. 299). Wer einmal weiß, daß Goethes Dichtung im großen wie im kleinen kunstgewordenes Leben ist, der liest die Verse des Gedichtes ‚An Lida':

> Sie leuchtet mir freundlich und treu,
> Wie durch des Nordlichts bewegliche Strahlen
> Ewige Sterne schimmern —

so, wie sie empfunden wurden: als ‚lebendige Darstellung eines Eindrucks' und will keine überflüssige Belehrung, daß um die Zeit der Niederschrift in Weimar ein Nordlicht sichtbar war.

Wie wenig die schönsten Erklärungen helfen, wo ein Gedicht seinen vollen Sinn nicht selber kundtut, lehrt uns Goethes Ballade vom vertriebenen und zurückkehrenden Grafen (vgl. S. 464). Der Dichter hat eine zwei gedruckte Seiten lange Erklärung veröffentlicht, ‚um ihr mehr Klarheit zu geben und den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben'. Die Ballade gehört, trotz manchen Schönheiten, nach wie vor zu den ungenießbaren, unbekannten. Von einem seiner Gedichte, ‚Des Mädchens Held', gestand der alte Goethe, er verstehe es selber nicht mehr.

Durch die mondbeglänzte Waldlandschaft an der Ilm wandelt der Dichter, erfüllt von schmerzlichen und seligen Gefühlen in dem Gemisch, wie es das Leben erzeugt. Die Empfindungsflut quillt auf, sinkt nieder, ringt nach Ausdruck, nährt sich von des Dichters Herzblut, vom Mark seiner Nerven, indessen sein Auge gebannt wird von dem flutenden und zitternden Mondeslicht ringsum. Anschauen und inneres Miterleben steigern sich zu fast schmerzlicher Stärke, bis sie sich beruhigend in Kunst lösen und durch den Mund des Dichters sprechen: Füllest wieder Busch und Tal Still mit Nebelglanz —.

Im kleinen Kahne sitzen drei Männer, einer von ihnen ein junger Liedersänger, und lassen sich von den Fluten des Rheins stromab tragen, an Oberlahnstein vorbei, dort wo auf beiden Uferseiten die zerfallenen alten Burgen den Schiffer grüßen. Der angehende Liedesmeister blickt hinauf zu den Trümmern, hinaus auf den fließenden Strom, erfüllt sich ganz mit diesem Bilde, und ein Abbild des vorübergehenden Menschenlebens, des ruhelosen Wechsels der Menschengeschlechter steigt seinen Seheraugen daraus hervor:

> Hoch auf dem alten Turme steht
> Des Helden edler Geist,
> Der, wie das Schiff vorübergeht,
> Es wohl zu fahren heißt. — —
>
> ‚Mein halbes Leben stürmt' ich fort,
> Verdehnt' die Hälft' in Ruh,
> Und du, du Menschen-Schifflein dort,
> Fahr immer, immer zu.'

Die beiden andern Männer im Kahne, Lavater und Basedow, haben die Trümmer gleichfalls gesehen, vielleicht an Deutschlands mittelalterliche Geschichte gedacht, sonst aber nichts Absonderliches empfunden.

‚Es ist der Reiz der Sinnlichkeit, den keine Kunst entbehren kann' (Goethe zu Eckermann, 4. 2. 1829), und: ‚Die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes besteht in der Situation.' Es ist das dieselbe Ansicht vom Wesen des echten lyrischen Gedichtes wie bei Storm, der von einem vollendeten Gedicht forderte ‚zunächst eine sinnliche Wirkung, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht'. So durch und durch sinnenhaft ist Goethes Lyrik, daß selbst seine gespenstischen Gedichte voll greifbarer, augenfälliger Wirklichkeit sind: Der Erlkönig, Die Braut von Korinth, Der Fischer, Der Zauberlehrling, Das Hochzeitslied, und noch aus sinkenden Jahren: Die wandelnde Glocke, Der getreue Eckart, Der Totentanz. Schillers Lyrik geht von einem innen aufsteigenden Gedanken aus und sucht für diesen die sinnliche Form; Goethe schaut mit allen Sinnen und erweitert das Anschauen zum Gedanken. Auf seiner letzten Schweizerreise vermerkt er im Tagebuch: ‚Der Baum und der Epheu.' Dieses Bild hat sich seiner Seele eingegraben, lebt von seinem Leben, Baum und Epheu werden zum Abbilde seines Liebesbundes mit Christiane: die Elegie Amyntas erwächst ihm aus jenem Sinneseindruck.

Goethe bildert nicht, wie man das vor ihm getan und wie die schlechten Dichter noch heute tun: den dürftigen Gedanken mit draufgesetzten poetisch sein sollenden Bilderchen ausschmückend. Goethe fühlt und dichtet in Bildern; er sieht was er schreibt, und schreibt nur was er sieht, ändert im ‚König in Thule' (vgl. S. 161): ‚Er sah ihn stürzen, trinken, Und sinken tief ins Meer'; findet noch mit 65 Jahren solch Bild wie ‚Der Sterne zitternd Heer' (im ‚Epimenides'), wie er mit 22 die bis in jeden Vers, in jedes Wort mit Bildlichkeit getränkte Strophe gedichtet hatte:

Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht.
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah —

oder mit 26 die durch und durch sinnlichen Verse:

Und dein Herz,
Aus Aschenruh
Zu Flammenqualen
Wieder aufgeschaffen,
Bebt auf, —

die wörtlich so schon im Urfaust stehen.

Untersuchte man Goethes lyrische Sprache auf ihr Verhältnis der sichtigen Wörter zu den unsichtigen, und vergliche man das Ergebnis mit dem bei Lyrikern zweiten oder geringeren Ranges, so würde man staunen. Goethe kennt keine Flickwörter, keine stehenden Eigenschaftswörter. ‚Ein *rosenfarbes* Frühlingswetter Umgab das liebliche Gesicht' heißt es in einem Gedicht an Friederike, und wir sehen, wie Goethe es gesehen, den rosigen Anhauch sich über dieses Gesicht verbreiten.

Luna bricht durch Busch und Eichen,
Zephir meldet ihren Lauf,
Und die Birken streun mit Neigen
Ihr den süßten Weihrauch auf.

Wie leicht hätte Goethe den schlechten Reim durch irgend ein Flickwort vermeiden können, etwa: ‚Und die Birken, düftereichen, Streun den süßten Weihrauch auf.' Dabei sähe man aber nichts, und Goethe hat die Birkenzweige sich *neigen* sehen.

Selten sind bei Goethe Gedichte wie Das Bergschloß: ‚Da droben auf jenem Berge, Da steht ein altes Schloß.' Dem Dichter steigt aus dem Anblick einer alten Burg des Saaletals ganz nach der Art der Romantiker ein buntes Bild einstigen deutschen Ritterlebens auf; er läßt uns nicht ohne Humor das lustige Treiben schauen, und der Schluß klingt auffallend ähnlich manchen Gedichten Heines. Zum Glück wissen wir, daß Heine zur Zeit des Niederschreibens dieses Gedichtes erst vier Jahre alt war.

Wie sich Goethes lyrische Bildlichkeit nicht durch das sinnliche Wort allein, sondern mit gleicher Stärke im Rhythmus kund tut, werden wir noch erfahren.

Der unvermeidliche Ausdruck für Goethes Lyrik, wie für jede gute Lyrik, ist *Echtheit*. Wann ist ein lyrisches Gedicht goldecht? Wenn es nichts von irgend einer Absicht des Dichters verrät; wenn es uns, die es bewegt hat, dünkt wie nicht von Menschenhand für Menschenaugen geschrieben, überhaupt nicht geschrieben, sondern aus dem empfindenden Herzen hervorgehaucht. Das vollendete lyrische Gedicht muß ein *Selbstgespräch* sein, darf sich gar nicht an einen Leser, geschweige an eine Lesermenge wenden; des Dichters Seele hält Zwiesprach mit sich selbst. Von dieser Art ist die beste deutsche Lyrik, selten die französische; diese setzt meist einen Hörer oder eine Hörerschar voraus, die vom Dichter angeredet wird. ‚Ich ging im Walde so für mich hin, — Der du von dem Himmel bist, — Über allen Gipfeln ist Ruh': lauter Selbstgespräche, vollkommene Lyrik. Kellers Abendlied, Heines Loreley, C. F. Meyers ‚Am Himmelstor', Storms ‚Heute, nur heute bin ich so schön', Hebbels ‚Gebet' (Die du über die Sterne weg —) gehören zu dieser goldechten Lyrik. Wo der Lyriker bewußt für den Leser dichtet, da kommt es zu solchen eitlen Selbstbespiegelungen wie oft bei Heine und seinen Nachahmern.

Aus der Echtheit seines Gefühls entspringt die *Notwendigkeit* jedes guten lyrischen Gedichts. Nicht anders, als es dasteht, dürfen wir es uns denken; ja die Möglichkeit, es könnte nicht dasein, muß undenkbar sein. Wie wenn die Natur uns eine ihrer Offenbarungen vorenthielte, muß es uns dünken, daß ‚Über allen Gipfeln ist Ruh' aus der Poesie der Mensch-

heit verschwände. Wie überflüssig erscheint uns fast die ganze deutsche Lyrik des 18. Jahrhunderts vor Goethe! Man erinnere sich seines Vergleiches der höchsten Kunstwerke mit den Werken der Natur und ihrer beider Kennzeichnung als ‚Notwendigkeiten'.

Noch eine scheinbare Äußerlichkeit scheidet Goethes Lyrik scharf von der seiner Vorgänger: sie ist kurz, die der andern lang, endlos lang, weil sie — so wenig zu sagen haben. Goethe schöpft sein auf einen Punkt gesammeltes Gefühl in wenigen Strophen, oft nur in wenigen Versen aus: Über allen Gipfeln besteht aus 24 Worten, Der du von dem Himmel bist aus 8 Versen. Die Haller und Brockes, die Hagedorn und Gleim leiern 10, 20 acht- bis zwölfzeilige Strophen daher, und man wundert sich, warum sie überhaupt aufhören. In dem Maße, wie die deutsche Lyrik an Echtheit zunahm, verminderte sich die Länge der Gedichte. Das unechte Gefühl bedarf vieler Worte, um wenigstens durch Masse zu wirken; das echte, nicht beredte, ist wortkarg. Lyrik und Beredsamkeit schließen einander aus; die französische Lyrik, mit wenigen wertvollen Ausnahmen durchweg beredt, erscheint germanischen Lesern fast durchweg unecht.

Nicht beredt, darum nicht nach außen aufgeputzt, ist Goethes lyrische Rede. Ein so wenig ‚poetischer' Sprachgebrauch wie in seinen schönsten Liedern findet sich selbst bei unsern größten nachgebornen Lyrikern nicht wieder. Keine Redeblumen; keine hochtönenden, aber nur tönenden, Worte; keine Moderedensarten. Wenn er sagt: Götter! so sieht er sie vom Himmel niedersteigen, und wir sehen sie mit ihm. Seine höchste Poesie klingt fast wie schlichteste Prosa: ‚Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust! —, Die Sterne, die begehrt man nicht —, Edel sei der Mensch, Hilfreich und gut! —, Ach, du warst in abgelebten Zeiten Meine Schwester oder meine Frau (Frau, nicht Weib, nicht Gattin!) —, Wie kommt's, daß du so traurig bist —, Was hör' ich draußen vor dem Tor, Was auf der Brücke schallen? —, Wer nie sein Brot mit Tränen aß, Wer nie die kummervollen Nächte Auf seinem Bette weinend saß, Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!' — wäre nicht in diesen Versen des letzten Gedichtes der Reim, wer vermöchte bestimmt zu sagen, daß dies als Gedicht beabsichtigt war?

Die sprachliche Schlichtheit seiner ergreifendsten Stücke, z. B. ‚Ach neige, du Schmerzenreiche —, Meine Ruh' ist hin, Mein Herz ist schwer' ist so kunstvollendet, daß sie bei unkundigen Lesern die Täuschung hervorruft, so etwas müsse jeder hinschreiben können. Bloß schmückende, aufgeklebte, nicht aus Anblick und Gefühl fließende Eigenschaftswörter gibt es in Goethes Lyrik nicht; ja, die Eigenschaftswörter fehlen in manchen seiner vollkommensten Lieder überhaupt, so in Rastlose Liebe und Über allen Gipfeln. In Wanderers Nachtlied steht ein einziges: Süßer Friede!

Das Siegel der Wahrheit ist Einfachheit. In einem seiner phantastischsten Gedichte ‚Meine Göttin' folgt auf die kühnsten Bilder, auf die wildeste Begeisterung das ganz schlichte feierliche Gebet:

Laßt uns alle
Den Vater preisen!
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Dem sterblichen Menschen
Gesellen mögen!

An die Gräfin O'Donell schreibt Goethe einmal (24. 11. 1812), daß ihm viele Menschen versicherten, er rede enthusiastisch, wenn er doch nichts als die reine Prosa zu sprechen glaubte. ‚Es kann sein, daß, wie jener Prosa machte, ohne es zu wissen (Molières Bürgerlicher Edelmann), ich unbewußt poetisch rede.'

Nicht ‚Geist' atmet seine Lyrik, nur Gefühl, denn ‚Gefühl ist alles'. Sie will nicht verblüffen, will nicht witzig sein; daher die äußerst seltenen Überraschungsreime. Bei Heine erwarten wir sie, bei Goethe wirkt ein Reim wie Charfreitag-Maitag störend. Aber ganz allgemein: wie ergreifend wirkt auf den Kenner Goethes als des weisesten der Menschen, daß dieser alle Weisheit vergißt und Lieder schreibt, in denen nichts als einfältige Empfindung lebt, wie auch wir sie haben, ohne sie aussprechen zu können.

‚Eigentümlichkeit des Ausdrucks ist Anfang und Ende aller Kunst', lehrt uns der Meister, und bekannt ist sein Rühmen ‚eigensten Gesangs'. Es gibt für jeden Begriff in der Poesie ein einziges Wort; ‚das Wort finden, heißt die Dinge selbst finden' (Hebbel). Gefunden

wird es, nicht gesucht. Daneben greifen wird auch der größte Dichter, denn er ist ein Mensch und ihm ward nichts Vollkommnes; vergreift er sich ganz und merkt es nicht, so verdirbt er sein Werk. Solch Danebengreifen kommt bei Goethe vor; völliges Fehlgreifen kaum je. Aus dem ungeheuren Schatze deutscher Rede, aus den zehn, zwanzig, hundert ähnlichen Wörtern für einen Gegenstand, eine Bewegung, ein Gefühl das eine einzige Wort zu treffen, das macht aus dem dichterischen Empfinder den dichtenden Künstler. ‚Die originalsten Naturen sind es nicht deswegen, weil sie etwas Neues hervorbringen, sondern allein, weil sie fähig sind, dergleichen Dinge zu sagen, als wenn sie vorher niemals wären gesagt worden.‘ Unzählige Menschen, Dichter und Nichtdichter, hatten vor Goethe zum Sternenhimmel emporgeseufzt: Friede! Dieser Eine steigerte den Seufzer zum kunstadligen Gebet, und — kein einziges neues Wort steht darin, nicht ein einziges seltsames oder besonders poetisches, und doch empfinden wir das Gedicht ‚Der du von dem Himmel bist‘ wie etwas niemals vorher Gesagtes.

Goethes Lieder, Vers für Vers, ohne Pedanterei, mit künstlerischem Nachempfinden auf ihre Sprachzauber zu prüfen, ist einer der feinsten Genüsse, die uns seine Lyrik bereitet. Kann es einen einfacheren, man darf sagen abgedroschneren Gedanken geben als: Glück und Leben jedes Menschen nimmt einmal ein Ende? Was ist Poetisches daran? Das haben wir ja längst gewußt und mehr als einmal ausgesprochen, ohne uns für Poeten zu halten. Nun aber drückt ein großes Menschenschicksal das bestätigende Siegel allgemeiner Richtigkeit auf den Gedanken; dieser steigert sich dem Dichter zu einer neuen Entdeckung, und als solche stempelt er sie durch den eigentümlichen Ausdruck:

> Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
> Ein letztes Glück und einen letzten Tag.
> (Prolog zum „Grafen Essex“.)

Er sei auch wer er mag, — also der Höchste, Elisabeth von England, Napoleon; ein letztes Glück, ein letzter Tag: klirrend rollt die lange Kette der Lebenstage ab, schwer rasselt ihr letzter Ring zu Boden.

Goethes dichterisches Hervorbringen vollzog sich nicht am Schreibtisch; an diesem wurde das innerlich empfangene und vollendete Gedicht nur aufgeschrieben und in die letzte Form gebracht. Daher zeigen seine Handschriften nicht so viel Änderungen wie bei Dichtern, die nur mit der Feder in der Hand schaffen können. Um so reizvoller ist es, Goethe ändern zu sehen, und ein paar Beispiele nach den Urschriften werden willkommen sein.

Im ‚Epilog zur Glocke‘ (zweite Strophe der Wiedergabe zu S. 423) setzt er an: ‚von jenem Glauben, daß . . .‘; doch sogleich sagt ihm das innere Dichterohr, dieses ‚daß‘ wirkt nüchtern, prosaisch, zwingt zu einem verstandesmäßigen Satzgefüge. Er ändert es in ‚der‘ und läßt den Inhalt des ursprünglichen daß-Satzes in den letzten zwei Versen mit einem ‚damit‘ folgen, unvergleichlich wirksamer und dichterischer. — In der dritten Strophe stand zuerst: ‚Hat er doch dies Gerüste nicht verschmäht.‘ Zu matt, empfindet er, zu wenig Gegensatz zu ‚vollgehaltig‘. Er wandelt den Vers in: ‚Dies bretterne Gerüste nicht verschmäht‘, — nun steht Schillers Vollgehalt des Lebens gegenüber dem bretternen Gerüste der Bühne, und dieses Bild wirkt mit all seiner gegensätzlichen Kraft.

In der 20. Strophe der Marienbader Elegie ist der letzte Vers durch folgende Formen hindurchgegangen:

> Wohl gäb's ein Kraut, des Körpers Qual zu stillen —
> Wohl gäb es Kräuter, Körpers Qual zu stillen —
> Wohl Kräuter gäb's, die Körperqual zu stillen —

bis endgültig niedergeschrieben wurde:

> Wohl Kräuter gäb's, des Körpers Qual zu stillen —

Für den Anfang der 14. Strophe liegen drei Versuche vor: „Im Tiefsten edler Herzen — In unsres Herzens Adel — In jedes Busens Reine wohnt ein Streben‘; bis zuletzt die Form getroffen wurde: „In unsers Busens Reinheit wogt ein Streben‘.

Der Sprachzauber des Lyrikers fängt mit dem Anfang an. Goethes Kunst des Einsetzens hat nicht ihresgleichen, wenn auch alle späteren Lyriker von ihm gelernt

haben. Vor ihm besaß sie Walther von der Vogelweide, dessen Gedichtanfänge allein schon den Meister beweisen. Man darf sagen: den großen Lyriker erkennt man an seinem Eingangsvers. Keine Vorbereitung, nichts Mattes, um dann zu steigern. Auf der Höhe des Gefühls, da wo es in Kunst überströmt, hebt das Lied an. Nach Ausdruck ringende Empfindung ist ihm vorangegangen, und wenn das erste Wort erklingt, so wissen wir, hier ist Notwendigkeit, hier ist Natur. So einfach, so klar, aber so stark wie möglich setzt Goethes Lyrik ein: ‚Ach wer bringt die schönen Tage —, Warum ziehst du mich unwiderstehlich —, Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde! —, Wie herrlich leuchtet mir die Natur! —, Und frische Nahrung, neues Blut‘ mit dem an die voraufgehende Empfindung unmittelbar verknüpfenden ‚und‘ — Dem Schnee, dem Regen —, Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?‘ Doch man müßte ja fast das ganze Inhaltsverzeichnis seiner Gedichtanfänge abschreiben!

‚Die Kunst ist eine Vermittlung des Unaussprechlichen; darum erscheint es eine Torheit, sie wieder durch Worte vermitteln zu wollen‘. Eine größere Torheit, die Art dieser Vermittlung im Einzelnen genau ergründen zu wollen; doch lockt es, ihr wenigstens tastend nachzugehen. Von einer auszubildenden Wissenschaft dieses Nachgehens kann keine Rede sein, es bleibt beim Vermuten und Ahnen; denn hier sind wir ganz im Reiche des Unbewußten und des Unwißbaren.

Traumwandelnd trifft der wahre Dichter sein Ziel: mit den einfachsten Mitteln die stärksten Wirkungen. Wir ahnen einen Zusammenhang zwischen der Gefühlswelt des Liedes An den Mond, besonders in den Eingangsversen, und dem Vorklingen des L, dem Fehlen eines scharfen Zungen-R:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Wir ahnen etwas ähnliches in ‚Über allen Gipfeln, In allen Wipfeln‘ —, ‚Der du von dem Himmel bist, Alles Leid und Schmerzen stillest‘ und in einigen andern Stücken. — Wir vermuten in den Vokalen eines Verses wie ‚Mit hundert schwarzen Augen sah‘ oder ‚Umsausten schauerlich mein Ohr‘ künstlerische Ausdrucksmittel für die Finsternis und die Winde. Wir glauben in den zwei, drei betonten J und im Takte des Verses ‚Warum ziehst du mich unwiderstehlich‘ das Ziehen zu fühlen; aus der stabreimenden Wiederholung des Anlauts in ‚Nach ewigen, ehernen großen Gesetzen‘ das unwandelbare Gesetz zu spüren; aus dem Herrscherklange der vollen Vokale über die Konsonanten in ‚Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn, Im dunkeln Laub die Goldorangen glühn‘ den lebensvolleren Süden atmen zu hören; beim hohlen Ton vom ‚wesenlosen Scheine‘ in eine gleichförmig graue Ferne zu blicken; bei den Umlauten in ‚Nun glühte seine Wange rot und röter‘ die Farbe der Begeisterung aufglühen zu sehen. Doch wie ungreifbar ist dies alles, wie geheimnisvoll-dämonisch! ‚Wollte man darüber nachdenken, wenn man ein Gedicht macht, man würde verrückt und brächte nichts Gescheites zustande‘ (Goethe zu Eckermann).

‚Nur nicht lesen, immer singen!‘ — Musik schlummert zwischen den Druckzeilen der Goethischen Lyrik, und beginnt man gewisse Lieder laut oder leise zu lesen, so geht die Stimme unwillkürlich in Gesang über. Gedichte wie: ‚Trocknet nicht, trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe‘, — ‚O gib vom weichen Pfühle, Träumend ein halb Gehör‘, — ‚Über allen Gipfeln ist Ruh‘ und wieviel andere sind aus innerm Gesang des Dichters geboren. Vertonte man, was ja ohne weiteres möglich ist, die berühmtesten Stücke von Goethes Lyrik einfach so, daß man ihre Vokalfolge nach der Klanghöhe in Noten setzte, so würde man ein musikalisches Grundgerüst mit wundersamen Melodien gewahren.

Seht den Felsenquell,
Freudehell
Wie ein Sternenblick —

lauter helle, klingende Vokale, die in dem aufsteigenden J gipfeln.

Horchen wir auf das viermalige J, das aus der Tiefe des dumpfen O auftönt in dem Verse: ‚Lockt dich der tiefe Himmel nicht‘ —, oder in der Symphonie ‚Grenzen der Menschheit‘ auf die Eingangstakte des ersten Satzes, die aus dem feierlichen A ins grollende O sinken, dann über das helle E sich schrill zum zuckenden J zuspitzen:

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze —

und sich wie in einen Strichregen auflösen in den letzten zwei Takten dieses ersten Satzes: ‚über die Erde sät‘, — dann fühlen wir, daß dieser Dichter Musik hat in sich selbst.

In einer andern hochberühmten lyrischen Fuge, ‚Ganymed‘, spielt der Tönemeister im ersten Satz auf den Saiten G, L, N, Ü, und es ist keine Selbsttäuschung, wenn wir uns vom ersten Sonnenleuchten angestrahlt fühlen:

Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter!

Solche sich jedem Ohr aufzwingenden musikalischen Mittel wie in den Versen: ‚Töne, Schwager, ins Horn, Rassle den schallenden Trab‘, oder: ‚Wenn die Räder rasselten, Rad an Rad, rasch ums Ziel weg‘ brauchen nicht hervorgehoben zu werden, denn dergleichen findet sich auch bei geringeren Dichtern. Nur den ganz großen aber gelingt die Verzauberung des Lesers, stärker noch des Hörers, durch die ihn wohlig umflutende Sprache im Fischer:

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenatmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her? —

oder durch die traumhaft ahnungsvollen Klänge in den feierlichen Versen:

Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Warum band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten,
Meine Schwester oder meine Frau.

Ob Gedanken- oder Gefühls- oder Handlungslyrik, für Goethes Sinnensprache und Wortmusik macht das keinen Unterschied. Seine Gedankenlyrik ist von ebenso quillendem Blutleben durchglüht, ist ebenso sehr Anschauen geworden, wie jede andre Gattung seiner Lyrik. Man prüfe hierauf Gedichte wie Gesang der Geister über den Wassern, Meine Göttin, Wanderers Sturmlied, Grenzen der Menschheit, Das Göttliche, z. B. in diesem die ganz sinnenhaften Strophen:

Wind und Ströme,
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg,
Und ergreifen,
Vorübereilend,
Einen um den Andern.
Auch so das Glück
Tappt unter die Menge,
Faßt bald des Knaben
Lockige Unschuld,
Bald auch den kahlen
Schuldigen Schädel.

Es gibt eine Technik des Dramas, es gibt keine der Lyrik. Tiefe Empfindung haben und mit den Mitteln der Sprache tiefe Nachempfindung erzeugen, das ist die ganze Kunst der Lyrik. Mit **allen** Mitteln der Sprache, also nicht bloß mit ihren Lautklängen, sondern ebensowohl mit dem endlos reichen Wechsel der Lauthöhe und des Lautrhythmus. Wir lesen die zwei Gedichte **Meeresstille** und **Glückliche Fahrt** mit nachdrücklicher Hervorhebung der Hochtonsilben und bekommen diese zwei Tonbilder:

–́ ⏑ –́ ⏑ / –́ ⏑ –́ ⏑ Tiefe Stille herrscht im Wasser,
–́ ⏑ –́ ⏑ / –́ ⏑ –́ Ohne Regung ruht das Meer,
–́ ⏑ –́ / ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ Keine Luft von keiner Seite!
–́ ⏑ –́ ⏑ / –́ ⏑ – Todesstille fürchterlich!

⏑ –́ ⏑ / ⏑ –́ ⏑ Die Nebel zerreißen,
⏑ –́ ⏑ / ⏑ –́ ⏑ Der Himmel ist helle,
⏑ –́ ⏑ ⏑ / –́ ⏑ Und Aeolus löset
⏑ –́ ⏑ ⏑ / –́ Das ängstliche Band.

Schon das Auge zeigt uns einen völlig verschiedenen Pulsschlag in den zwei zusammengehörigen Gedichten, und ohne weitere Erklärung begreift man Grund und Wirkung dieser Verschiedenheit. Goethe ist nach den heutigen mit Recht strengeren Ansprüchen keiner unserer vollkommenen Meister des Reims, hat es nicht sein wollen; in der Meisterschaft des **Rhythmus** steht er immer noch unübertroffen da. ‚Der Rhythmus hat etwas Zauberisches‘, heißt es in seinen ‚Maximen und Reflexionen‘, und in der Tat gibt es von schlechten Dichtern das eine und andre Gedicht, das nur durch seinen Rhythmus schwebend über den Abgrund getragen wird. Das Zauberwort der Wirkung der beiden soeben betrachteten Gedichte ist leicht

gefunden: ruhiges, gleichmäßiges, schweres Versmaß zur Malerei der Meeresstille; lebhaft hüpfendes für die muntere Fahrt. Indessen das sind die auch Dilettanten geläufigen Anfangsgründe rhythmischer Kunst. Nun aber vertiefe man sich in Goethes Zauberkünste an Gedichten wie: Harzreise im Winter, Mahomets Gesang, Ganymed, Grenzen der Menschheit, Kennst du das Land?, Über allen Gipfeln, Der du von dem Himmel bist, Wonne der Wehmut, Das Veilchen, Die Braut von Korinth. Doch eigentlich gibt es keins von Goethes lyrischen Hauptstücken, aus dem sich nichts für die Kunst des Rhythmus gewinnen ließe, und am Faust allein, dem ersten und zweiten, kann man ein Jahr lang deutsche Versmusik lernen und lehren.

Goethes rhythmische Malerei bedient sich der einfachsten, der scheinbar selbstverständlichsten Mittel, verschmäht die Kunststückchen der Versedrechsler und erzeugt Wirkungen, die jedes neue Leser-, Sänger- und Hörergeschlecht entzücken. S e h e n will er uns den Geier lassen, der auf s c h w e r e n Morgenwolken mit s a n f t e m Fittich r u h e n d, nach Beute schaut, — also gleich ihm schwebe das Lied:

⏑ –́ ⏑ –́
⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑
⏑ –́ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑
⏑ –́ ⏑ –́
–́ ⏑ ⏑ –́

Wir sehen, wir fühlen die sanften, ruhigen Fittichschwingungen, und erst mit den zwei starken letzten Schlagtakten hebt sich das Lied über die schweren Wolken empor und schaut auf die Lande ringsum. In derselben ‚Harzreise‘ achte man auf den Übergang vom anapästischen zum trochäischen und daktylischen Takt, da wo der Dichter, ähnlich wie in ‚Meine Göttin‘ (S. 242), die Hände zum Gebet erhebt: ‚Ist auf deinem Psalter, Vater der Liebe ein Ton —‘.

Gibt es ein wirksameres rhythmisches Mittel für das Aufjauchzen der Seele und der Kehle als die kurzen, stoßweise hinausgejubelten Verse: ‚Wie herrlich leuchtet mir die Natur‘? Können Elfenfüßchen leichter trippeln:

Auf Wiesen, an den Erlen — Und wandeln und singen
Wir suchen unsern Raum — Und tanzen einen Traum —?

Hören wir nicht das leise Ein- und Ausatmen der Seele in den wechselvollen Rhythmen von Über allen Gipfeln ist Ruh —? Fühlen wir nicht des Fischers Sehnsucht hochaufschwellen: Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll (zu lesen: ⏑ –́ / ⏑ ⏑ ⏑ –́ – –)? Und wie still bewegt wellt der Rhythmus in Wanderers Nachtlied auf und nieder, bis er sich in den zwei Schlußversen plötzlich in ein lauteres Aufseufzen des Herzens steigert: Süßer Friede, Komm, ach komm in meine Brust!

Wir hören im Ganymed den Flügelschlag des Adlers schon im ersten Vers: ⏑ ⏑ –́ ⏑ –́ ⏑; hören ihn mächtiger: Daß ich dich fassen möcht (⏑ ⏑ ⏑ –́ ⏑ –), und hoch über die Erde entrücken den Liebling des Gottes und uns die Schwingen der letzten Strophe.

Goethes Gedichte in freien Rhythmen dünken manchen leicht, weil sie reimlos sind. Der Reim wäre ein Zuviel an Kunstmitteln; der Rhythmus allein ist so wirksam, daß man an die Möglichkeit des Reims gar nicht denkt. In Mahomets Gesang z. B. mehrt sich im letzten Drittel von ‚Kommt, ihr alle!‘ das Versübergreifen (das ‚Enjambement‘). Das Schwellen und Stürzen des weiter rauschenden Flusses überflutet alle Dämme; Interpunktionspausen hemmen den Strom der Rede nicht, — bis er in das einsilbige hochtonige ‚Herz‘ mündet.

Oder wie das leicht und einfach aussieht: ‚Dem Schnee, dem Regen, Dem Wind entgegen!‘ Ganz wie gesprochene leidenschaftliche Rede, und ist doch reichster Künste übervoll. Dem Taktschritt des Wanderers entspricht der Gleichtakt des Reims. Jambisch beginnt die rastlose Bewegung, steigert sich anapästisch, geht über in ein Gemisch, worin die Daktylen vorherrschen: der Wanderer blickt ins sturmbewegte Herz. Das Gedicht schließt mit einem daktylischen Abgesang in kurzen, zum Schlusse noch mehr verkürzten Versen: das Herz bescheidet sich, vergebens die Flucht, ‚Krone des Lebens, Glück ohne Ruh, Liebe bist du!‘

Wilhelm Schlegel hat den Rhythmus in der Braut von Korinth sehr fein als ein leises Geisterschweben bezeichnet. Den vorsichtigen Leisetritt des Liebenden empfinden wir in dem Gedicht: ‚Meine Liebste wollt ich heut' beschleichen‘; das zitternde Erwarten, das

atemlose Lauschen auf ein Tasten und Trippeln in den ‚Morgenklagen‘ (O du loses leidig liebes Mädchen). Und hören, ja sehen wir nicht aus den sich durchkreuzenden Rhythmen in dem Gedichtchen ‚Allerdings‘:

‚Ins Innre der Natur‘ — ‚Dringt kein erschaffner Geist!‘ —
O du Philister! — Mich und Geschwister —

die beiden Streitenden, die salbungsvollen, selbstsicheren, gleichmäßigen Jamben, denen der Einwand mit ‚O du Philister‘ (⏑́ ⏑ ⏑ ⏑́ ⏑) kurz und scharf begegnet —?

Für die Kunst Goethischer *Cäsur* nur ein Beispiel von zahllosen, die der Leser Gedicht für Gedicht finden kann. Im ‚Veilchen‘ hat der kurze Vers ‚Gebückt | in sich | und unbekannt‘ zwei Einschnitte: sieht man nicht das arme Veilchen sich ruckweise ducken und bücken? Ebenso hat der Vers ‚Es sank | und starb | und freut sich noch‘ zwei Einschnitte: das Köpfchen sinkt, das Veilchen stirbt, nicht auf einmal, zweimal rührt der Tod es an. Mozarts vollendete Vertonung dieses leider einzigen Goethischen Gedichtes, an das er seine Kunst gewandt, bescheidet sich, alle schon darin schlummernde feinste Musik zu entbinden.

Das Formgesetz des deutschen lyrischen Dichters heißt *Freiheit*. Die Romanen, besonders die Franzosen, sehen im Versmaß eine eiserne Silbenklammer, die niemals, zu keinem noch so dichterischen Zweck, abgestreift werden darf. Wählt ein Franzose, selbst der kühnste und freieste, ein Victor Hugo, ein Musset, den uralten zwölfsilbigen jambischen Vers, so darf keine Silbe fehlen, keine drüber hinausgehen. Goethe achtet die frei gewählte Form, wird aber nicht ihr Sklave. Es gibt nicht viele ganz genau ‚stimmende‘ lyrische Gedichte Goethes, denn über der Regel und der Zahl steht ihm der poetische Eindruck. Der Dichter, der wahrhaft empfindet, bleibt Herr der Empfindungsform, und die wunderreiche deutsche Dichtersprache folgt willig ihrem wahren Herrn. Schiller schreibt an Goethe einmal sehr fein darüber: ‚Es hat mit der Reinheit des Silbenmaßes die eigne Bewandtnis, daß sie *zu einer sinnlichen Darstellung der innern Notwendigkeit des Gedankens* dient, da im Gegenteil eine Lizenz gegen das Silbenmaß eine gewisse Willkürlichkeit fühlbar macht‘, und er rät dem Freunde, ‚in einer Vorrede, oder wo es sonst schicklich ist, seine Grundsätze darüber auszusprechen, daß man das für *keine bloße Lizenz* oder Übertretung halte, was aus Prinzipien geschieht‘ (9. 8. 1799). Goethes rhythmische Freiheit ist allerdings keine bloße Lizenz oder Übertretung, wie sie manche Dichter sich aus Bequemlichkeit, aus Ohnmacht gegenüber der Schwierigkeit erlauben. Man prüfe in ‚Gott und Bajadere‘ den plötzlichen Wechsel des Rhythmus der drei Schlußzeilen in der vierten Strophe: glaubt man, daß diese Daktylen an Stelle der sonstigen Anapäste nur aus Versehen gewählt wurden?

Mahomets Gesang beginnt mit einer Reihe von Versen in der losen Reimverschlingung: **a a b c d e f f g h h**; dann aber, wie der Strom mächtiger anschwillt, verschwindet der Reim ganz.

In des Epimetheus Sehnsuchtsklage um Pandora: ‚Der Seligkeit Fülle, die hab ich empfunden‘ unterbricht mitteninne ein Vers mit noch bewegterem Rhythmus: ‚Sie schwebet auf Wassern, sie schreitet auf Gefilden‘ den ebenmäßig beflügelten Gesang. Ja in einem scheinbar so kunstlosen Liede: ‚Wie herrlich leuchtet Mir die Natur‘ bis ‚Aus dem Gesträuch‘ stimmen von den 4 weiblichen Zeilen nur 3, von den 4 männlichen nur 2 rhythmisch genau überein, wenn wir auf die Hebungen achten. Die strengen alten Schulmetriker, besonders Voß, fanden dergleichen sehr tadelnswert. Goethe machte sich mit Recht über die ‚Cyklopen und Silbenfresser‘ lustig und meinte: ‚Ich habe nichts von euch gelernt; Ihr wußtet's immer besser.‘

Die verwickelten *Strophenformen* liebte Goethe nicht: die Reimnot des Deutschen, aber auch der andauernde Zwang der Reimstellung schreckte ihn. Nur für Gedichte mit feierlichem Gehalt oder als Nachahmer solcher Italiener wie Ariost, z. B. im ‚Tagebuch‘, wählte er die achtzeilige Stanze mit dem dreifachen Reim; die im Deutschen besonders schwierige Terzine nur zweimal. Auch eine Reimfülle wie im Hochzeitslied (**a b a b c c c d d**) steht bei Goethe ganz vereinzelt da.

Mit der Reinheit des Reimes nahm er es nicht streng:

Ein reiner Reim wird wohl begehrt; Die edelste von allen Gaben,
Doch den Gedanken rein zu haben, Das ist mir alle Reime wert.
(Zahme Xenien).

Seine Verstöße gegen den reinen Reim sind zum Teil bewußte Gleichgültigkeit; zum andern absichtliches Annähern an das hierin lässige Volkslied; oft Folge seiner Frankfurter Aussprache, wie ja auch Schiller häufig schwäbische, nichtschriftdeutsche Reime hat. ‚Und hab' ich gleich die Gabe nicht Von wohlgeschliffnen leichten Reimen', so gesteht Goethe schon im Ewigen Juden. Er reimt auf Götter: Wetter und Übertreter; auf schaden: raten; im Faust auf Höhe: Nähe, auf dämmert: flimmert. Es gibt bei ihm so böse Dinge wie: Vergnügen und Griechen, hin und schön; solche Willkürlichkeiten wie: gleich und unordentleich, Schuld und hold, kühn und hin. In dem Gedicht ‚Nur wer die Sehnsucht kennt' sind alle a-Reime rein, die b-Reime vielfach trübe.

Zweifellos stört ein falscher Reim um so ärger, je schöner das Gedicht; den Mißklang in den herrlichen Versen: ‚Nun glühte seine Wange rot und röter — Von jenem Mut, der früher oder später' empfinden wir schmerzlich. Grade in einem Gedicht wie diesem wollen wir durch nichts erinnert werden, daß ein Mensch mit menschlichen Unvollkommenheiten es geschrieben habe. Man muß Hebbel beistimmen: ‚Das Schwerste soll in der Kunst das Leichteste scheinen, und nirgends darf auch nur eine Spur des Meißels sichtbar bleiben, denn das würde jeden Genuß zerstören. Wir würden nicht mehr ein in freier Schönheit dastehendes Götterbild, sondern den mühseligen Kampf eines Menschen mit dem widerspenstigen Marmor erblicken.'

Wir nennen Goethe mit Recht unsern größten Lyriker, und unsere besten Liederdichter nach ihm verehren ihn als den ersten Meister ihrer Kunst. Das darf uns nicht blind dagegen machen, daß mehr als hundert Jahre deutscher Lyrik nach ihm dem vielstimmigen deutschen Liederchor manchen neuen Ton beigemischt haben, daß bei unsern echten nachgoethischen Lyrikern, bei Eichendorff, Uhland, Rückert, Heine, Annette; bei Mörike, Geibel, Lingg, bei Keller, Storm, Meyer, Heyse; bei Liliencron, Falke, Hesse, J. Kurz und manchen Andern Stimmen erklingen, die wir von Goethe nicht oder nicht in seiner höchsten Kunst vernehmen. Verzweiflungsvollen Schmerz um unwiederbringlich verlorenes Lebensglück: um ein totes Kind, eine totes Weib; Jubel über langersehnten, endlich errungenen Liebesbesitz; Stolz auf eisernbesiegte eiserne Daseinsnot; Abschiedswehmut um die Heimat, Dankgefühl für ihre Gaben — und so manche andre tiefe Regung des Menschenherzens: all dies hat Goethe nicht besungen, wiewohl er vieles davon empfunden hat und gewiß nicht minder stark und tief als die Lyriker nach ihm.

Ist Goethes Lyrik volkstümlich? Nicht in dem Maße wie Uhlands Ich hatt' einen Kameraden, Heines Loreley, Hauffs Morgenrot. In den mittel und höher gebildeten Schichten ist der Lyriker Goethe entschieden volkstümlich und gehört noch immer zu unsern meistgesungenen Dichtern. Zu manchem Goethischen Liede gibt es über hundert Vertonungen. Nach Max Friedländers Ermittelungen ist ‚Über allen Gipfeln' 107 mal, ‚Der du von dem Himmel bist' 117 mal in Musik gesetzt worden. Der eigentliche Goethe-Vertoner war Franz Schubert: kaum eins der berühmtesten Lieder, das nicht mit Schubertscher Musik noch heute gesungen wird; die zum Erlkönig, sein Meisterstück, hat er mit 18 Jahren geschaffen.

Wer wird den liebenden Lesern Goethes endlich einmal eine wirklich brauchbare Ausgabe seiner Gedichte darbieten? In streng zeitlicher Folge, nur den Diwan und die Sprüche beisammen lassend; mit so wenig, wie ja in Wahrheit nur nötigen, kurzen Sachaufhellungen; mit Beiseitelassen aller ‚Quellen' und ‚Vorbilder', und mit einiger Achtung vor dem, was der Meister selbst so nachdrücklich verwarf oder empfahl:

Ich habe nun noch eine besondere Qual, daß gute, wohlwollende, verständige Menschen meine Gedichte auslegen wollen und dazu die Specialissima, wobei und woran sie entstanden seien, zu eigentlichster Einsicht unentbehrlich halten; anstatt daß sie zufrieden sein sollten, daß ihnen irgend einer das Speciale so ins Allgemeine emporgehoben, damit sie es wieder in ihre eigene Spezialität ohne weiteres aufnehmen können (an Zelter, 27. 3. 1830).

Man hat glücklich entdeckt, daß das feine Gedichtchen ‚Eigentum':

> Ich weiß, daß mir nichts angehört
> Als der Gedanke, der ungestört
> Aus meiner Seele will fließen,
> Und jeder günstige Augenblick,
> Den mich ein liebendes Geschick
> Von Grund aus läßt genießen —

vielleicht angeregt wurde durch einen Satz von Beaumarchais: ‚Sicher gehört mir nichts wahrhaft auf Erden an als der Gedanke, den ich forme, und der Augenblick, wo ich seiner genieße.' Aber dieser prosaische Satz war aller Welt unbekannt geblieben; erst durch Goethes Gedicht ist er unser Besitz geworden, und man beraubt uns durch solche Entdeckungen. All dergleichen Regenwürmerfund sollte unter den Gelehrten allein und nur in lateinischer Sprache verbreitet werden. Dies entspräche wenigstens Goethes Rate: ‚Die Modernen sollen nur lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts Etwas zu machen haben.'

Glaubt man z. B. für Goethes ‚Über allen Gipfeln ist Ruh' tieferes Verständnis zu erschließen, wenn man die Leser mit der Gelehrsamkeit belästigt: 1. daß Goethe in einem Brief an die Stein vom Kickelhahn spricht; 2. in einem andern vom Sonnenuntergang daselbst; 3. daß in Versen des Griechen Alkman etwas Ähnliches steht; 4. daß Goethe einmal das Wort Kickelhahn ins Griechische zu übersetzen versuchte —?

Wie kläglich muß es mit dem Verständnis des ungelehrten Lesers für ein Gedicht wie ‚Wirkung in die Ferne' stehen! Wahrscheinlich beruht es auf einem ergötzlichen Vorkommnis am Weimarischen Hof; aber wie hieß die Hofdame, wie der Page, und wo und wann ereignete sich die so merkwürdige Begebenheit? Nichts davon wissen wir, und doch glauben wir das Gedicht vollkommen zu verstehen. Ist solcher Glaube wissenschaftlich berechtigt? — Und als ein wie kunstohnmächtiger Dichter erscheint Goethe einem seiner gelehrtesten neueren Erklärer, der unter dem Wust von drei großen Seiten ‚kommentierenden Apparats' das durchsichtige Gedichtchen ‚Gingo biloba' im Diwan, unter sechs das andre ‚Selige Sehnsucht' begräbt, sintemalen sich Goethe entweder nicht klar auszudrücken wußte, oder der gebildete Leser ohne gelehrte Nachhilfe Goethes Deutsch nicht verstände.

Sechzehntes Kapitel.
Der dichtende Künstler.

> Danke, daß die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheißt:
> Den Gehalt in deinem Busen
> Und die Form in deinem Geist.

Bis auf wenige Gedichte der letzten Jahre und auf Faust, der aber schon wiederholt näher betrachtet wurde, sind jetzt alle eigentlich schöpferischen Werke Goethes, die großen und die kleinen, an uns vorübergezogen, und der Augenblick ist da, wo wir rückblickend uns klar zu machen haben, wie der dichtende Gesamtkünstler Goethe vor uns steht.

‚Und so spalt' ich mich, Ihr Lieben, Und bin immerfort der Eine.' Doch selbst aus der großen Ferne der Jahre ist es schwer, von dem Künstler Goethe ein klarumrissenes Bild zu gewinnen. Durch seine zeitliche Stellung inmitten der eben erwachten deutschen Literatur wie durch sein langes Leben ist er nicht ein Dichter wie alle andern; sondern in ihm spiegelt sich die ganze Entwicklung unserer Poesie in der frühen Neuzeit wieder, von Klopstock bis in die Tage des Jungen Deutschlands hinein. Dazu kommt Goethes rastloser Wandlungstrieb, der ihn zwang, nahezu für jedes größere Werk eine neue Form zu finden, Form nicht nur im äußern, sondern im innerlichsten Sinne. Aus welchen Tiefen die trotz allen Wechseln an ihm erkennbare dichterische Einheit floß, wird in einem spätern Abschnitt (S. 524) untersucht; hier überwiegend die Form, die Goethe über jede andre stellte: die innere.

Begriff und Ausdruck der inneren Form waren von dem englischen Philosophen Grafen Anthony Shaftesbury (1671—1713) in den europäischen Denk- und Sprachgebrauch eingeführt worden; die Worte ‚the inward form' stehen in seinem Zwiegespräch ‚The Moralities'. Weder in England noch in Frankreich wirkte sie fruchtbar fort; erst in Deutschland wurde sie zum Merkwort höchster Kunstvollendung: der Einheit von Gehalt und Gepräge. Schiller spricht einmal von der ‚inneren Notwendigkeit des Gedankens', die in einer bestimmten Ausdrucksform zutage tritt, und meint das Gleiche.

Einheit von Leben und Form, also Echtheit des Kunstgebildes: sie ist die über alle Stufenschritte Goethes hinweg erkennbare Einheit seiner Künstlerschaft. Auch in solchen Fällen, wo ihm das ärgste Unglück eines Dichters widerfahren war, sich zu vergreifen, sehen wir das Ringen um die innere Form. Mehr als einmal ist sein Stilgefühl abgeirrt; doch nicht so wie bei andern berühmten Dichtern, wie z. B. bei Wieland, der die feinsten Formkünste an die nichtigsten Stoffe wandte; oder bei Heine, der seine Spaßmacherei auch da nicht lassen konnte, wo der geringste Sinn für Stil jeden Spaß ausschließt. Goethe hat niemals einen mittelmäßigen oder geringen Stoff durch eine große Form scheinbar aufzuhöhen gesucht. Er hat in seinen Singspielen gespielt, in seinen Theaterreden meist gemütlich, oft ein bißchen nüchtern geredet, so wie die damaligen Zuhörer es verstanden und damit sie es verständen; kurz, er hat an ein vergängliches Werk keine unvergängliche Form verschwendet. Da, wo der große Stoff die große Form forderte, hat er diese allemal gewählt, außer wo ihm Zerstreuung und Zersplitterung den letzten Schmuck der Kunst verdarben. Die blühende Prosa des Egmont, die erste Gestalt der Iphigenie waren Notbehelfe im Drange der Weimarischen Elf Jahre.

Am sichersten leitete ihn sein künstlerisches Stilgefühl zum Ideal der inneren Form, wo er sich ganz seinem Genius überließ. In Straßburg hatte er den gewichtigen Satz geschrieben: ‚Schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien.' Bis zur Reise nach Italien handelte er nach diesem Satze; später dichtete er nach Prinzipien, und da erlitt er den Stilschaden altgriechischer Sprach- und Versform für einen so grunddeutschen Stoff wie Hermann und Dorothea, oder das Anrufen griechischer Schatten zur Verkündung des zukünftigen Kulturweges der Menschheit oder zur Siegesfeier des deutschen Volkes nach dem Abschütteln des französischen Joches. Und er, der sich in der Jugend seinem Genius vertrauend nichts aus Regeln gemacht hatte, erklügelte sich selbstquälerisch Regelfesseln: ‚Sollte dieses Erfordernis (das ‚Retardieren' im Epos) wirklich wesentlich und nicht zu erlassen sein, würden alle Plane, die gerade hin nach dem Ende hinzuschreiten, völlig zu verwerfen sein' (an Schiller).

Überall, wo Goethe mit ganzer Kraft wollte, gelang ihm das Größte. Leider sind uns zu viele Arbeiten erhalten, bei denen er nicht mit ganzer Kraft gewollt hat. Es gibt keinen zweiten großen Dichter, von dem so viel Minderwertiges aufbewahrt ist, wie von unserm größten Dichter Goethe. Geringere hätten sich gehütet, selbst an flüchtige Gelegenheitsstückchen so wenig Kraft zu setzen, wie Goethe das im Gefühl seiner Selbstherrlichkeit oft genug getan. Eingangsverse wie: ‚Der Anfang ist an allen Sachen schwer; Bei vielen Werken fällt er nicht ins Auge' (vgl. S. 345) wird man bei Dichtern zweiten und dritten Ranges schwerlich finden. Man kennt Goethe nicht ganz, wenn man diese Hintergrundseite seines Wesens gar nicht beachtet; auch sie gehört, richtig beurteilt, mit zu seiner Größe.

Wer solche Hobelspäne gehässig gegen ihn aufhebt, der handelt wie Cham an der Blöße seines schlafenden Vaters. Der beste Künstler, gerade er, läßt manchmal seine Hand spielend walten; von wie vielen großen Bildhauern und Malern haben wir allerhand Späße, Kritzeleien, Seltsamkeiten. Solchen unerheblichen Spielereien Goethes gegenüber halte man sich an die Hauptsache dieser strotzenden Künstlerkraft: daß nicht zwei unter den bedeutenderen Werken Goethes eine gleichartige Gruppe bilden, nicht zwei den gleichen Stil verkörpern. Wie anders bei Schiller und bei Kleist, ja selbst bei Shakespeare! Das Wort von den abgeworfenen Schlangenhäuten auf dem zurückgelegten Lebenswege, ein Lieblingsbild Goethes, war mehr als ein geistreiches Gleichnis: Goethe hat sich in der Tat von Werk zu Werk gehäutet, und jedes seiner größeren Gebilde vertritt eine Gruppe für sich.

Gebt ihr euch einmal für Poeten, So kommandiert die Poesie! Bis zu hohem Grade hat Goethe nach diesem Worte selbst gehandelt. Die Gabe gespanntesten Sammelns besaß er in einem Maße, das uns in den von ihm selber beurkundeten Fällen in Erstaunen setzt. Mitten im Kriegsgetümmel, auf dem Wege durch die marschierenden Heere nach Dresden, schrieb er im Sommer 1813 das Lied: ‚Ich habe geliebet, nun lieb' ich erst recht', wie er zwanzig Jahre zuvor im Felde den Reineke Fuchs, 1779 inmitten der Rekrutengeschäfte an der Iphigenie gedichtet hatte. In neuerer Zeit hat man die Aufgabe gestellt, die Örtlichkeit des Entstehens aller Goethischen Gedichte zu erforschen, um endlich mittels solcher

Gelehrsamkeit in das allerletzte Geheimnis dichterischen Schaffens einzudringen. Wäre diese Aufgabe überhaupt lösbar, was würden wir gewinnen? Nur die schon vorher feststehende Überzeugung, daß jeder große Dichter seine Kunstwelt in sich hegt, gleichviel wohin die Füße ihn tragen. Auf den sonnig heitern Fluren der römischen Villa Borghese wurde die Hexenküche zum Faust, im trüben Thüringen ‚Kennst du das Land?‘ und die klassische Helena geschrieben!

Noch mehr: durch allen gewollten und ungewollten Stilwandel bewahrt sich Goethe, wo er's nur will, ein Stück seiner ersten Jugendfrische. Sie muß sich allerdings auf der zweiten, mehr noch auf der dritten Stufe seiner Schriftstellerei aus den großen Dichtungen in die Verssprüche, die Briefe und Gespräche flüchten; denn für die hohe Poesie fordert er von sich den hohen, den symbolischen Stil. Mit welcher Meistergewalt er jedoch seinen Jugendstil nach Belieben kommandieren konnte, das hat er in den Ergänzungen des ersten Faust noch als Fünfziger bewiesen.

Goethe hat sich, namentlich der jüngeren Dichterwelt gegenüber, gern als den Befreier angesehen. Er war es in jedem Sinne dieses Wortes, am stärksten und längsten fortwirkend als Befreier der Kunst von jedem Nebenzweck. ‚Wir kämpfen für die Vollkommenheit eines Kunstwerks in und an sich selbst; jene denken an dessen Wirkung nach außen, um welche sich der wahre Künstler gar nicht bekümmert, so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt‘ (an Zelter, 29. 1. 1830), und er ist entsetzt, als er findet, Aristoteles habe ‚an den Effekt gedacht‘. Darum war ihm Kant so wert geworden, weil der alle Nebenzwecke aus der Kunst verbannt wissen wollte:

> Es ist ein grenzenloses Verdienst unsres alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich, daß er, in seiner Kritik der Urteilskraft, Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Prinzipien zwecklos zu handeln. So hatte mich Spinoza früher schon in dem Haß gegen die absurden Endursachen geglaubiget. Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen, und haben's auch nicht nötig, denn Bezüge gibt's überall, und Bezüge sind das Leben (an Zelter ebenda).

Was für Kämpfe hat Goethe sein Leben lang um diese reine Kunst ohne unkünstlerische Nebenzwecke führen müssen, vom Werther zu den Wahlverwandtschaften!

In neuester Zeit erklärt die Literaturwissenschaft es für ihren unerläßlichen wichtigsten Zweck, die Vorgänge in der dichterischen Phantasie zu ergründen. Dem gegenüber ist es von Wert, den Meister selbst über diese Kernfrage zu hören. Von der Unerforschlichkeit des Geheimnisses der dichterischen Zeugung war Goethe so tief durchdrungen, daß er in Ausdrücken religiöser Ehrfurcht davon zu sprechen pflegte:

> Wo ist der Urquell der Natur,
> Daraus ich schöpfend
> Himmel fühl' und Leben
> In die Fingerspitzen hervor?
> Daß ich mit Göttersinn
> Und Menschenhand
> Vermöge zu bilden.

Oder in Prosa: ‚Die dichterische Schöpfung ist dem Dämonischen verwandt, das übermächtig mit ihm tut, wie es beliebt.‘ — ‚Jede Produktivität höchster Art steht in niemandes Gewalt.‘ — ‚All unser redlichstes Bemühen Glückt nur in unbewußten Momenten.‘

Von seiner eignen Dichtung erklärte Goethe:

> Aber ihr wollt besser wissen,
> Was ich weiß, der ich bedachte,
> Was Natur, für mich beflissen,
> Schon zu meinem Eigen machte.

Oder wiederum in Prosa:

> Hätte ich nicht die Welt durch Antizipation in mir getragen, so wäre mir alles Erforschen und Erfahren nichts gewesen als ein ganz totes vergebliches Bemühen (zu Eckermann). — Was ich geworden und geleistet, mag die Welt wissen; wie es im einzelnen zugegangen, bleibe mein eigenstes Geheimnis (zum Kanzler Müller). — Freilich haben die Menschen überhaupt gewöhnlich nur den Begriff vom Neben- und Miteinander, nicht das Gefühl vom In- und Durcheinander, denn man begreift nur, was man selbst hervorbringen kann (an Zelter, 28. 4. 1804). — Die Frage: Woher hat's der Dichter? geht nur auf das Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas. — Die Deutschen haben von jeher die Art, daß sie es besser wissen wollen als der, dessen Handwerk es ist, daß sie es besser verstehen als der, der sein Leben damit zugebracht hat. — Ein Kunstwerk sollte nur genossen, nicht kritisiert, das heißt zerlegt werden (zu Riemer). — Die Wissenschaft wird dadurch sehr

zurückgehalten, daß man sich abgibt mit dem, was nicht wissenswert, und mit dem, was nicht wißbar ist.

Den ganz großen Künstler erkennt man neben vielem andern an der Wahl der kleinsten Mittel, natürlich der richtig bemessenen. Goethe war ein Feind des Unterstreichens, im wörtlichen wie bildlichen Sinne. Die Gegenstände sollten sprechen, nicht der Dichter; ‚Bilde, Künstler, rede nicht!‘ Wer Goethe nicht bloß liest, um ihn stofflich in sich aufzunehmen; wer sich die noch höhere Freude bereiten will, den Künstler am Werke zu sehen, der gewöhne sich, beim wiederholten Lesen längst bekannter Schöpfungen Goethes das Verhältnis zwischen den Eindrücken und den Mitteln zu empfinden. Bis in seine Greisenwerke wird man die äußerste Einfachheit seiner Kunstmittel bewundern können. Welch einen Wortschwall würden Dichter der Wortberauschung, etwa Platen oder Hamerling, aufgeboten haben, um das göttliche Vorrecht des Dichters vor allen andern auszusprechen; Goethe braucht dazu nur die zwei Verse:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.

Man erinnere sich an das eine Wort ‚Ewig!‘ in Alexis und Dora (S. 374); an Elisabeths ‚Bis in den Tod!‘ im Götz, das schon Wieland ‚unendlich mehrsagend fand als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet hätte herdeklamieren lassen‘; und gar an die paar Worte, mit denen die Gretchen-Tragödie schließt.

Zu den Hauptmitteln des Künstlers gehört die Steigerung, im Herrichten des Rohstoffes wie auf allen Stufen des Gestaltens. Erst durch Goethes steigernde Dichterkraft wurde aus der Geschichte eines empfindsamen Müßiggängers, an dessen Dasein oder Tod der Welt nichts gelegen war, eine Lebensdichtung von erschütternder Gewalt für ganze Menschengeschlechter. Aus den erbärmlichen Fehderaufhändeln eines schon dem 18. Jahrhundert ganz gleichgültigen fränkischen Ritters des 16ten wurde ein deutsches Weltbild, das uns bis heute längst vergangenes Leben mit einer Glaubwürdigkeit vor die Augen stellt, wie keine noch so umfassende gelehrte Forschung. Eine gemütliche Anekdote kleinbürgerlichen Lebens wird zu dem großen Epos des deutschen Hauses Hermann und Dorothea. Und aus einem abgeschmackten fahrenden Schwindler, der wahrscheinlich Zabel (Sabellicus) hieß, sich großartig Faustus nannte und herumschmarotzend von der Leichtgläubigkeit des Pöbels und der Mächtigen lebte, ward unter Goethes Zauberhand das Weltgedicht Faust von der rastlos ringenden Menschheit.

Goethes Erzählerkunst wurde in diesem Buche wiederholt nicht nur gerühmt, sondern im einzelnen nachgewiesen. Mit den Jahren büßte er sie nicht etwa ein, aber er schaltete mit ihr unerlaubt willkürlich und ohne jede Rücksicht auf die Leser, für die doch der größte Schriftsteller seine Werke drucken läßt. Da dienten ihm denn die Füllsel und Stopfsel, im Wilhelm Meister die Bekenntnisse einer schönen Seele, in den Wahlverwandtschaften Ottiliens Tagebuch, in den Wanderjahren Makariens Archiv und die Novellen. In Goethes künstlerischstem Erzählerwerk, dem Werther, gibt es dergleichen nicht, wenn man nicht die Übersetzungen aus Ossian als Vorspuk dazu betrachten will. In den späteren Romanen ist der Vortrag ebenmäßiger, abgeklärter als im Werther, doch grade darum zuweilen stilwidrig. Die edle Ruhe tut wohl, aber es befremdet, wenn eine verheerende Feuersbrunst mit derselben Gemächlichkeit geschildert wird wie ein Gartenfest:

> Zwei bis drei Häuser standen in vollen Flammen. — Wilhelm war verlegen wegen seiner Freunde, weniger wegen seiner Sachen. Er getraute sich nicht, die Kinder zu verlassen, und sah das Unglück sich immer vergrößern (wir sehen nichts!). Er brachte einige Stunden in einer bänglichen Lage zu. — Endlich hatten die getroffnen Anstalten dem Feuer Einhalt getan. Die ausgebrannten Gebäude stürzten zusammen, der Morgen kam herbei, die Kinder fingen an zu frieren (Wilhelm Meister).

Goethe ist unser erster Verskunstmeister. Er ist es, obgleich er im Beherrschen der schwierigen, besonders der fremden Formen von vielen späteren Versdichtern übertroffen wird; er ist es mit all seinen Läßlichkeiten und Lässigkeiten. Höher als die vollkommenste Form stand ihm doch der vollkommene Gehalt; höher der reine Gedanke als der reine Reim (vgl. S. 518). Ja, er ging so weit, als das ‚eigentlich tief und gründlich Wirksame dasjenige

zu bezeichnen, was vom Dichter übrig bleibt, wenn er in Prosa übersetzt wird', wie Luther das an den poetischen Büchern des alten Testaments erwiesen habe. Was so vielen Südländern der Gipfel der Meisterschaft dünkt: ‚die besiegte Schwierigkeit', war Goethen gleichgültig. Er hat sich niemals eine metrische Aufgabe um ihrer selbst willen gestellt; sogar die Sonette um die Wende von 1807/8 versuchte er nur, weil er sie nach dem Lesen Petrarcas für die geeignete Form solcher hoffnungslosen, um den Gegenstand spielenden Liebesdichtung empfand. Ebenso wählte er die schwierige Terzine für sein Gedicht auf ‚Schillers Reliquien' nicht, um zu zeigen, daß er dieser Schwierigkeit gewachsen sei; sondern weil ihm nach dem Lesen Dantes jenes erhabene Versmaß als das würdige Gefäß des würdigsten Inhaltes erschien.

Der eigentliche Goethe-Vers ist der deutsche. Daß dieser sich in alle Höhen und Tiefen schmiegt, beweist der Faust, auch metrisch das größte dichterische Kunstwerk der Weltliteratur (vgl. S. 543). Über dem Aufspüren von Goethes ‚Quellen' ist bisher seine Kunstmeisterschaft zu kurz gekommen; und hier, wie in dem vorangehenden Kapitel, duldet der Raum nur Andeutungen. Durch alle Schwankungen seines Formensinnes hindurch blieb seine Liebe für den deutschen Vers unzerstört; immer wieder kehrte er zu ihm zurück, und die schönsten Gedichte des morgenländernden Diwans sind deutsch geformt. Mit der genialen Unbekümmertheit des seiner selbst sichern Künstlers wagt Goethe jedes Abweichen vom gleichmäßigen Hammertakt der jambischen oder trochäischen Maße. Weder von Moritz noch von Voß hatte er das Urgesetz des deutschen Verses gelernt: Die Hebungen führen die Herrschaft, die Senkungen müssen sich fügen. Eingeborener musikalischer Dichtersinn und Übung am Volksliede ließen ihn höchst regelwidrig, doch höchst wirksam und darum richtig schreiben, oder vielmehr singen:

Und als er kam zu sterben, Zählt er seine Städt' im Reich —
◡ ◡ ◡ ◡ ⏒́ ◡ —

und es ist zu bedauern, daß man in neueren Ausgaben von Hermann und Dorothea die ‚siebenfüßige Bestie' (vgl. S. 390) um einen halben Fuß gekürzt hat.

Goethes Jambenverse im Drama sind von andrer Art als Schillers. ‚Sie drängen nicht fürbaß, man hat nicht das Gefühl des Stoßes nach vorwärts', meinte Vischer. Goethes Jamben fließen, aber sie schreiten nicht. Ihre Atempausen sind regelmäßig, ruhig, nähern sich denen der Prosa. Die Zahl der Sinnhebungen im fünftaktigen Jambus ist bei Schiller wesentlich größer als bei Goethe; jener unterstreicht mehr als dieser. Will Goethe ein lebhafteres Gefühl durch den Vers ausdrücken, so greift er lieber zu einem besondern Maß. Von wie geheimnisvoller Wirkung ist der Übergang aus dem Zusammenbruch des Erschöpften zum erregten Fieberwahn in der Iphigenie (3, 2), wo der erwachte Orest nach dem Betrachten des eignen Hinsterbens seine Traumgebilde in kurzatmigen jambischen Takten anredet.

Goethes Hexameter und Pentameter sind vom Standpunkte deutscher Verskunst vortrefflich, wenngleich nicht untadelig. Sie sind viel natürlicher als Vossens, und dem an sich natürlich fließenden Verse sieht man sogar ein Abwechseln von Länge und Kürze wie in ‚Strumpf' nach:

So hab ich von Herzen
Rotstrumpf immer gehaßt und Violetstrumpf dazu.

Mit seiner von jeher aller einseitigen Ausschließlichkeit widerstrebenden Art hat Goethe sogar noch in der Zeit der Vollreife den von aller Welt verlästerten Alexandriner zugelassen. Ganz verschmäht hat er eigentlich keine Form:

Selbst der Geist erscheint sich nicht erfreulich,
Wenn er nicht, auf neue Form bedacht,
Jener toten Form ein Ende macht.

Das Wort ‚Jede Form sie kommt von oben' ist so recht Goethisch.

Nur ausnahmsweise, in und kurz nach der italischen Zeit, legte Goethe Wert aufs Vermeiden des Hiatus nach der überstrengen französischen Lehre. Allerdings geht er nicht wie die Franzosen so weit, sich die unvermeidlichen Satzwendungen zu versagen, weil sie einen

Hiatus enthalten; er schreibt in der Iphigenie ‚so oft‘, ‚du unnütz‘, doch sind solche Zusammenstöße namentlich in den gehobensten Stellen sehr selten. Besonders peinlich äußerte sich dieses Streben im Tasso.

Das Unsterblichste jedes großen Dichters ist seine Gestaltungskunst. Vortragsweise, Stileigenheiten, überhaupt alle Formen sind vergänglich; dauerhaft allein das, wovon der Poet den Namen hat: das Machen. Durch ihre Gestalten mehr als durch irgend etwas sonst leben Homer und Sophokles, Shakespeare und Cervantes; und wahrhaft lebendig sind von Dante nur einige aus den Schattenreichen der Göttlichen Komödie deutlich heraustretende Menschenwesen. In Goethes Dramen und Romanen gibt es der Zahl nach natürlich weniger bedeutsame Gestalten als die reichlichen hundert in Shakespeares 37 Stücken; an Fülle dichterischen Lebensblutes stehen Goethes Menschen, die des Vorder- und des Hintergrundes, nicht hinter Shakespeares Gebilden zurück. Götz und Elisabeth, Adelheid, Georg und Franz; Egmont, Klärchen, Oranien, Alba; Iphigenie; die fünf Menschen im Tasso; Philine und Mignon; Ottilie und Eugenie; Gretchen, Valentin, Mephisto, Martha; Hermann und Dorothea, Hermanns Vater und Mutter; Werther und Lotte; Friederike Brion in Dichtung und Wahrheit — sie alle leben ihr unsterbliches Leben von den Gnaden der Poesie, ganz unabhängig davon, ob sie nach längst Staub gewordenen Menschenkindern gebildet oder dem Dichter von der ewig beweglichen, immer neuen seltsamen Tochter Jovis eingegeben wurden. Goethe hat von seinen Menschen gesagt: ‚Meine dargestellten Frauencharaktere sind alle gut weggekommen, sie sind alle besser, als sie in der Wirklichkeit anzutreffen sind‘, und er begründet dies: ‚Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie‘ (zu Eckermann, 22. 10. 1828).

In der Tat fühlte Goethe mehr dichterische Zärtlichkeit für seine Frauen. Der einzige wirkliche Held, den Goethe gezeichnet hat, ist ein Mädchen: Egmonts Klärchen; neben ihr stehen auf verschiedenen Stufen: Götzens Elisabeth, Gretchen, Dorothea, Eugenie, Friederike in den ‚Aufgeregten‘, Ottilie. Wo bei ihm Mann und Weib neben einander auftreten, zusammen oder gegeneinander wirkend, da ist das Weib entschlußkräftiger als der Mann: Elisabeth als Götz, Adelheid als Weislingen, Iphigenie als Orest, Klärchen als Brakenburg, ja selbst als Egmont, Dorothea als Hermann, Ottilie und Charlotte als Eduard, Eugenie als ihr herzoglicher Vater. Luise von François schrieb einmal an C. F. Meyer über Goethes Helden, daß von ihnen ‚nur immer zwei verschmolzen einen ganzen Mann abgeben‘. Goethes Schöpferliebe für Männer erschöpft sich an Nebenrollen wie Georg im Götz, dem Bauernburschen im Werther, Valentin im Faust. Mephisto zählt hier nicht mit. Goethe entschuldigte sich halb scherzend, Homer habe mit Achill und Odysseus, dem Tapfersten und dem Klügsten, alles männliche Heldentum vorweggenommen; ‚die Frauen sind das einzige Gefäß, was uns neueren noch geblieben ist, um unsere Idealität hineinzugießen‘.



Neuntes Buch.

Der Menschheitdichter und sein Gedicht.

Faust.

Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst, am End' auch ich zerscheitern.

Erstes Kapitel.

Einleitung: Goethes dichterischer Wesenskern.

Teilen kann ich nicht das Leben,
Nicht das Innen noch das Außen,
Allen muß das Ganze geben,
Um mit euch und mir zu hausen.
Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meine,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Bis zu Goethe war die neudeutsche Literatur ein Betrieb von Schriftstellern gewesen, die mit mehr oder weniger Begabung selbständige Kunstwerke größeren oder geringeren Wertes schufen. Die wahrhaften Dichter unter ihnen ergossen in ihre Schöpfungen ein Stück des eignen und des allgemeinen Menschentums, doch blieb auch ihnen das Kunstwerk ein Gebilde abseits der Wirklichkeit. Man machte ein Gedicht, machte einen Roman, machte ein Drama; gelang die Arbeit, so hatten die Leser oder Hörer einen Genuß, es gab ein gutes Buch mehr, der Verfasser gewann einen berühmten Namen. Günther zuerst hatte Leben zu dichten versucht, mit unreinem Geschmack, mit halbem Gelingen. Klopstocks Messias war im Innersten empfunden, war des Dichters Lebensgedicht; der Menschheit bot er nichts dauernd Wertvolles, weil alles Große und Tiefe darin schon vor Jahrtausenden schlichter, wirksamer gesagt worden war, und Klopstocks Jesus durch die Steigerung zur Gottheit alles Menschliche eingebüßt hatte.

Nicht nur nationaler Gehalt, auch allgemeinmenschlicher kam durch Lessing in unsere Literatur, zugleich ein Stück Lebensdichtung; denn, von Minna zur Emilia und zum Nathan sich steigernd, schuf Lessing innerlich gelebte Kunst. Doch dieses Dichters, des kühlen, des kritischen, Eigenwesen vermochte wohl zu belehren, zu überzeugen, — auf den Sturmfittichen der Leidenschaft hinzureißen, war ihm nicht gegeben. Das Gipfelwerk seines schöpferischen Vermögens, Nathan, ist unser schönstes, menschlichstes Lehrgedicht; wirkliches Menschenleben in Kunst gewandelt ist es nicht.

Zum Menschheitdichter ist nur auserkoren, wer, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, in seinem innern Selbst erfahren und es mit jenem gesteigerten Eigenausdruck zu sagen weiß,

den wir Kunst nennen. Nur der ganze Mensch-Dichter, diese höhere Erdeneinheit, wie die überirdische andre von Gott-Natur, vermag der gequälten Menschheit das Wort auf die Zunge zu legen, das die Stumme nicht findet. Weil in Goethe diese Einheit so vollkommen verkörpert war, ist er unser größter Dichter geworden, hat er das Gedicht von dem freud- und leidvollen Erdengange der emporringenden Menschheit geschrieben. Alle ewige Größe seiner Kunst fließt aus diesem Wesenskern, der Dichter des gelebten Menschentums zu sein: ‚Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?' Unzweifelhaft bringt freimütigstes Bloßlegen seiner dichterischen Endlichkeiten uns diesen gewaltigen Künstler, der ganz ein Mensch war, näher, als die Götzendienerei, die jeden Unterschied zwischen Vollkommenem, Halbvollendetem und Mißratenem zu verwischen trachtet.

In immer neuen Wendungen hat Goethe die tiefe Einheit seines Menschenlebens und Kunstwirkens ausgesprochen. ‚Die aufbewahrten Leiden und Freuden meines Lebens' nennt er an Auguste von Stolberg alle seine dichterischen Arbeiten. ‚Poetischer Gehalt ist Gehalt des eignen Lebens', — ‚Meine Produktion hielt immer mit meinem Lebensgange gleichen Schritt', — ‚Alles, was von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession', — ‚So begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln' — was alles bedeutet: Mein Dichten ist mein Leben.

Nehmt nur mein Leben hin in Bausch
Und Bogen, wie ich's führe;
Andre verschlafen ihren Rausch,
Meiner steht auf dem Papiere.

An Lavater schreibt Goethe schon 1774: ‚Du forderst ein wunderlich Ding, ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, soll Milch geben, ohne geboren zu haben'. Aufs Leben kommt es an, Memento vivere ist sein Leitspruch, und in dem Maskenzuge von 1818 sagt er durch Mephistos Mund von Faust: ‚Ich macht' ihm deutlich, daß das Leben Zum Leben eigentlich gegeben'. Goethe berichtet, Freunde hätten ihm in seiner besten Zeit gesagt: Was ich lebte, sei besser, als was ich spreche; dieses besser, als was ich schreibe; und das Geschriebene besser als das Gedruckte. — Daher sein Rat an die jungen Dichter: ‚Fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte und ob das Erlebte euch gefördert habe!' Hiermit vergleiche man noch einmal den berühmten Ausspruch Mercks über Goethes ‚unablenkbare Richtung' (S. 104).

So schöpferisch Goethes Phantasie gewaltet, ein Erfinder aus dem Nichts, aus dem Wolkendunst war er nicht, übrigens ebensowenig wie die großen Griechen oder Shakespeare. Nur aus dem persönlichen Erlebnis, dem äußern oder innern, entkeimte ihm das Werk, das ein Stück Leben war. Schon im Götz läßt er die Poesie aus dem ganz von einer Empfindung vollen Herzen entspringen, und nach 60 Jahren spricht er zu Eckermann: ‚Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten.' In den Maximen und Reflexionen über die Kunst verwirft er das sogenannte Aus-sich-schöpfen, weil es gewöhnlich falsche Originale und Manieristen mache. ‚Das Benutzen der Erlebnisse ist mir alles gewesen, das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache. Ich habe die (wirkliche) Welt stets für genialer gehalten als mein Genie.' Wieland, der Jahr um Jahr in Prosa und Versen seine Geschichten schrieb, die ihn innerlich nichts angingen, hatte doch für Goethes so völlig anderes Wesen den richtigen Blick: ‚Emanationen seines Ichs' nannte er dessen sämtliche Schriften.

Während die alte und junge Schriftstellerwelt um Goethe Literatur macht, Bücher der Bücher wegen schreibt, weiß schon der Fünfundzwanzigjährige, daß dichten heißt Leben aussprechen: ‚Sieh, Lieber, was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduktion der Welt um mich durch die innre Welt' (an Fritz Jacobi, 21. 8. 1774). Scherzhaft hat er dies in den Verslein ausgedrückt: ‚Dichter gleichen Bären, Die immer an eigenen Pfoten zehren.'

Goethe ist der Präger des unübertrefflich kurzen Kennwortes für sein dichterisches Wesen: er besaß die ‚sinnliche Phantasie'. Der empfangene Eindruck erzeugt einen so aufwühlenden Stoß gegen das Sinnen- und Gefühlsleben, daß entweder sogleich oder beliebig lange nachher

vollkommen neue Sinnen- und Gefühlsbilder entstehen. Neuschöpfung, also Zeugung, geht vor sich; nicht Wiederholung des schon Vorhandenen, des im Gedächtnis Aufgespeicherten. Goethe hat sich über diese Grundfrage alles Kunstschaffens nachdrücklich ausgesprochen:

Was uns irgend Großes, Schönes, Bedeutendes begegnet, muß nicht erst von außen her wieder er-innert, gleichsam er-jagt werden; es muß sich vielmehr gleich von Anfang her in unser Inneres verweben, mit ihm eins werden, ein neues besseres Ich in uns erzeugen und so ewig bildend in uns fortleben und schaffen (zum Kanzler Müller, 1823).

Freilich genießt dieses Schöpferglück nur der Begnadete, der künstlerisch zu sehen vermag, und solch ein Seher war Goethe in einem vielleicht nie wieder dagewesenen Grade. Richard Wagner nannte ihn ‚einen ganzen und vollkommenen Augenmenschen‘, und Emerson staunte die Kraft seines Sehens an, ‚als wäre jede Pore seiner Haut ein Auge‘. Was wird einem solchen Menschen der unsinnliche Glaube sein? ‚Wenn du sagst‘, schreibt er an Jacobi, ‚man könne an Gott nur glauben, so sage ich dir, ich halte viel aufs Schauen.‘ Er hat seinen Gott geschaut und schaut ihn so oft er will.

Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste dünket:
Mit den Augen zu sehn, was vor den Augen dir liegt.

Der Frankfurter Knabe, der Leipziger und der Straßburger Student steht in einer Bretterbude oder auf offnem Platz vor einem Puppentheater, sieht eine rohe Holz- und Wergpuppe am Tische sitzen, den Kopf in die Hand gestützt, und hört das ihr in den Mund gelegte platte Zeug von der Nutzlosigkeit aller Wissenschaft, vom Drange nach der Zauberkunst. Zehntausende, darunter mancher Schriftsteller, haben dies vor und neben ihm gesehen und gehört, haben ein kurzes Ergötzen daran gehabt und sind gleichmütig nach Hause gegangen. Dieser Eine sieht und hört wie kein andrer; das Bild, die Worte brennen sich ihm ein; ein neues ureignes Gebilde wird empfangen, schlummert, keimt, sprießt: sich selbst, den verzweifelnden, ringenden Einzelmenschen, zugleich den ernsten Geisteskampf der Menschheit, sieht er hinter dem Bilde des spaßigen Puppentheaters; das Weltdrama vom Faust bereitet sich in ihm vor. ‚Die bedeutende Puppenspielfabel klang und summte gar vieltönig in mir wieder‘; in der Frankfurter Krankenstube, wo er in mystischen und sogar kabbalistischen Büchern das erlösende Lebenszauberwort sucht; in Straßburg, wo er sich ‚in allem Wissen umhertreibt und früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen wird‘. Das Bild jener Puppe des unbefriedigten Forschers am Studiertisch taucht immer wieder aus dem Seelengrunde herauf, bis eines Tages die sinnliche Phantasie den entscheidenden Anstoß empfängt, und die erste Zeile des Urfaust hingeschrieben wird: ‚Hab nun ach die Philosophey —‘.

Zwanzig Jahre sind vergangen; Goethe begleitet seinen Herzog auf dem Feldzug in Frankreich. Täglich sieht er arme Menschen, die ihre Kinder und Habseligkeiten vor den Feinden oder vor den eignen Landsleuten flüchten. Ein Stück Menschenleben lebt er mit, und es wird ein Teil seines Innern. Dann liest er drei, vier Jahre danach zufällig eine Anekdote von flüchtenden Menschen; in das treubewahrte Seelenbild ergießt sich ein warmer Blutstrom menschlichen Lebens; die Sinnenphantasie beginnt zu wirken, zu weben: Hermann und Dorothea, das Gedicht vom festen Beharren im Wechsel des Geschickes, ist fertig und braucht nur niedergeschrieben zu werden.

Weil Goethe ein so durchweg augenhafter Dichter, ist er so dauernd menschlich. Die Gedankenbahnen der Menschheit ändern sich; Philosophie, Religion, sogar Sittlichkeit sind keine unwandelbaren Geistes- und Herzenswerte; das leibliche Auge aber des Menschen des 20. Jahrhunderts empfängt die Lichtstrahlen vom Sternenhimmel und Erdenwesen, wie das Auge Homers und Goethes. Von den mancherlei läppischen Zaubereien, die in den alten Faustsagen und im Puppenspiel vorkommen, verwendet Goethe nur eine, die er mit Augen gesehen, allerdings nur im Bilde: den Faßritt an der Wand des Auerbachskellers. Mit 22 Jahren schreibt er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen über Sulzers rein gedachtes, nicht geschautes Werk ‚Theorie der schönen Künste‘: ‚Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. — Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt, denn ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden.‘

Schiller, mit seiner grundverschiedenen Art des Kunstschaffens, nahm Anstoß an Goethes ‚zu vielem Betasten'. Goethe mußte mit Händen fühlen oder mit Augen sehen, um zu bilden: ‚Ich würde nie wagen, einen Gegenstand zu behandeln, bei dem mir das unmittelbare Anschauen fehlt', und ‚das unmittelbar sichtliche Sinnliche' nannte er den Ballast der Fahrt des Dichters. Mittelpunkt seines ganzen geistigen Lebens ist ihm die ‚anschauende Urteilskraft'. Daher seine Freude, als der Naturforscher Heinroth ein längst vorhandenes, von dem verlästerten ‚Puristen' Campe geprägtes deutsches Wort ‚gegenständlich' (statt des vieldeutigen ‚objektiv') zum erstenmal auf Goethes Dichterart anwendet, ‚womit er aussprechen will, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei'. Übrigens hat Schiller später Goethes künstlerischen Grundzug vollkommen gewürdigt: ‚Sie kennen seine solide Manier, immer von dem Objekt das Gesetz zu empfangen und aus der Natur der Sache heraus ihre Regeln abzuleiten' (an W. von Humboldt).

Nicht die von innen heraus wirkende Einbildungskraft macht nach Goethe den Dichter, sondern die Gelegenheit der Sinnenwelt, daher sein Bezeichnen aller echten Poesie als Gelegenheitsdichtung:

Was tut man denn Bedeutendes, ohne durch einen einzelnen Anlaß aufgeregt zu sein? Die Gelegenheiten sind die wahren Musen, sie rütteln uns auf aus Träumereien, und man muß es ihnen durchaus danken (zum Kanzler Müller, 20. 2. 1821).

In demselben Sinne schreibt er seinem Zelter (14. 10. 1821):

Ich hoffe, man wird nach und nach das Gelegenheitsgedicht ehren lernen, an dem die Unwissenden, die sich einbilden, es gäbe ein unabhängiges Gedicht, noch immer nörgeln und nisseln. Unter den Zahmen Xenien wirst du künftig finden:

Willst du dich als Dichter beweisen,
Mußt du nicht Helden noch Hirten preisen,
Hier ist Rhodus. Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!

Und zu Eckermann nannte er alle seine Gedichte Gelegenheitsgedichte, — ‚Sie sind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden. Von den Gedichten aus der Luft gegriffen halte ich nichts.'

Was der Greis hier als Ergebnis eines halben Jahrhunderts ausspricht, — der Jüngling, der zum erstenmal die Feder zum wirklichen Schaffen ansetzte, hatte es triebhaft erkannt und geübt. ‚Die Sachen anzusehen, so gut wir können', riet der Straßburger Student einem jungen Frankfurter Freunde (vgl. S. 88), und Herder bestätigte dem Einundzwanzigjährigen: ‚Es ist alles so Blick bei Euch!' ‚Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein', erwiderte Goethe 1779 Lavatern, ‚aber aus der Wahrheit der fünf Sinne'.

Zusammenhängend hat sich Goethe über diesen Trieb seines Denk- und Dichtvermögens ausgesprochen in dem Aufsatz von 1823: ‚Bedeutendes Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort' (‚Gegenständlich').

An H. Meyer schreibt er 1796: es komme darauf an, ‚die Sachen in sich und nicht sich nur in den Sachen zu sehen'. Jenes ist Künstlers Art, dieses Dilettantenmanier, denn ‚der Dilettant wird nie den Gegenstand, immer nur sein Gefühl über den Gegenstand schildern'. Rühmt man ihm seine aus dem Nichts schaffende Phantasie, seinen Genius, schreibt man über ihn die herkömmlichen nichtssagenden, verhimmelnden Redensarten, so erwidert er mit stolzer Bescheidenheit: ‚Ich lasse die Gegenstände ruhig auf mich wirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.'

Damit man aber nicht denke, in dem zufälligen Sinneneindruck erschöpfe sich seine Poesie, müssen wir uns seines symbolischen Glaubens an den Wert des Augenblicks erinnern, seiner Jünglingsverse an die Natur, die ihm ‚dieses enge Dasein bis zur Ewigkeit erweitern soll' (‚Künstlers Abendlied'), und des so viel späteren Wortes: ‚Jeder Zustand, ja jeder Augenblick ist von unendlichem Wert, denn er ist der Repräsentant einer ganzen Ewigkeit.' So unzerstörbar sind in dieser vielseitigsten, wechselvollsten Innenwelt die Grundstreben des ragenden Baues. Der Sprachgebrauch wandelt sich ihm: gegenwärtig, sinnlich, objektiv, gegenständlich werden neben und nach einander gesetzt; die Sache bleibt immer dieselbe. Wenn ihn z. B. an Mantegnas Bildern die ‚scharfe, sichere Gegenwart' entzückt, so fühlen wir ihm nach,

wie wir den Ausdruck ‚einer gewissen gutmütigen, ins Reale verliebten Beschränktheit‘ als den Kern seines eignen Dichtens verstehen.

Indessen, wäre dies das Höchste und Letzte seines künstlerischen Vermögens, so wäre er nicht der Dichter des Allgemeinmenschlichen geworden, sondern ein sauberer Abschilderer des durchs Auge oder Ohr empfangenen Einzeleindrucks. Die Naturalisten und Realisten, oder wie sonst die Schulworte lauten, können sich auf Goethe nicht berufen; er ist keiner der ihrigen. ‚Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.‘ Die Wirklichkeit an sich ist Rohstoff, sie gehört jedem; sie genau nachzuzeichnen, fordert nur ein gutes Auge und eine geübte Hand: was dadurch entsteht, ist kein Kunstwerk. So genau wie das Licht kann keines Meisters Auge sehen, keine Hand nachzeichnen; doch die Photographie schafft kein Kunstwerk. Des Dichters sinnliche Phantasie erzeugt eine neue Wirklichkeit über der geschauten: diese neue, höhere Wirklichkeit heißt uns Kunst. Bedeutungslos sind daher einem Künstler wie Goethe gegenüber solche Worthülsen wie Subjektiv und Objektiv als streng trennende Unterschiedsmerkmale. Goethe war ebensosehr mitempfindender wie gegenständlicher Dichter, und jedes bleibende seiner Werke, das kleinste wie das größte, ist ebenso subjektiv wie objektiv, ebenso phantastisch wie realistisch, ebenso idealistisch wie naturalistisch. All diese hohle, unsinnliche Kanzleisprache der Kunst mag passen auf wen sie wolle, Goethe gegenüber schäme man sich solcher Wortmacherei. ‚Was soll das Reale an sich? — Der eigentliche Gewinn für unsere höhere Natur liegt doch allein im Idealen, das aus dem Herzen des Dichters hervorging.‘

Goethe sieht, vielleicht an der Ilm entlang nach Tiefurt reitend, einen Burschen angeln. Er mag ihn noch so ‚realistisch‘ beschauen, der Bursche samt der Angel bleibt Stoff, bleibt Prosa. Erst des Dichters sinnliche Phantasie steigert dieses Stück Wirklichkeit bis zu einem allgemeinen Naturempfinden, und es entsteht daraus ‚Der Fischer‘. — Was nützte alles noch so realistische und naturalistische Anstarren eines Efeu-umrankten Apfelbaumes in der Schweiz, würde dieses einzelne Sinnenbild nicht gesteigert und erweitert zum Sinnbilde menschlichen Lebens in der Elegie ‚Amyntas‘? — Auf dem ersten Wege nach Italien begegnen ihm ein Harfner und dessen anmutige Tochter; beim zweiten Besuche Venedigs sieht er eine Straßentänzerin: an sich wenig bedeutende Eindrücke. Doch die liebevolle Phantasie steigert ihm diese Gestalten aus der Alltäglichkeit des Wirklichen hinauf in die höhere Wirklichkeit der Poesie, ruft diese Schattenwesen durch das Erwärmen an der Dichterbrust ins unsterbliche Leben der Kunst, und es entstehen solche Gebilde wie der Harfenspieler und Mignon.

Der Dichter sieht zufällig in einem Heft ein Bildchen und vermerkt sich's im Tagebuch: ‚Artig Kind, das einem Schatzgräber eine leuchtende Schale bringt.‘ Hunderte hatten dieses Bild gesehen und wieder vergessen; einzig der Dichter erblickt hinter diesem Bildchen eine Welt mit köstlicheren Schätzen als den gemünzten, und der Knabe mit der Schale ruft ihm und uns allen zu: ‚Trinke Mut des reinen Lebens! Grabe hier nicht mehr vergebens. Tages Arbeit! Abends Gäste! Saure Wochen! Frohe Feste! Sei dein künftig Zauberwort.‘

Nach deutscher Art machen wir ein gar groß Wesen, wenn wir bei dem Norweger Ibsen auf eine Erklärung des Dichtens stoßen wie: ‚Gerichtstag halten über sich selbst,‘ oder bei dem Franzosen Zola auf die vom ‚Kunstwerk als einem durchs Prisma eines Temperaments gesehenen Eckchen Natur‘, und bewundern dergleichen als nagelneue Offenbarungen. Jedem solcher Aussprüche lassen sich zehn um ein Jahrhundert ältere von Goethe gegenüberstellen.

Der gegenständliche Dichter zieht das Sinnfällige dem Gedachten vor, die Sache dem Wort. Der Künstler in Goethe handelt nach seinem Leitspruch: er bildet, aber redet nicht. Sichtbar, also bildbar ist nur das Einzelwesen, nicht die Allgemeinheit: ‚Es war im ganzen nicht meine Art, als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben.‘ Den Geschichtschreiber Luden, der ihm mit abstrakten Wörtern wie Menschheit anrückte, trieb er in die Enge: ‚Die Menschheit? Das ist ein Abstraktum. Es hat von jeher nur Menschen gegeben und wird nur Menschen geben.‘ Ihm ist das Einzelwesen schon unerforschlich genug:

,Individuum est ineffabile, woraus ich eine Welt ableite' (1780 an Lavater). Er leitet daraus die Weltaufgabe des Dichters ab:

Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, Daß es in herrlichen Akkorden schlägt?

Solange Goethes Bildnerkraft durch keine außerhalb seiner geschauten Welt liegende fremde Ziele und Stile irregeleitet und geschwächt war, stellte er sich nicht die Aufgabe, Ideen zu gestalten, sondern allein Menschen und Menschenschicksale. Ein einziges Mal nur will er ,nach einer durchgreifenden Idee' gearbeitet haben: in den Wahlverwandtschaften. Sie sind eben darum kein reines Kunstwerk geworden, so wenig wie noch manches andere nach einer symbolischen Idee geschaffene Werk.

Diesem Dichter gehörte die ganze Welt zum Einsaugen und Aussprechen; wie hätte er sich da scheuen sollen, sich die ganze vor ihm liegende Kunstwelt anzueignen und in neuen Gebilden wiederzuspiegeln? Dem großen Dichter, ihm allein, steht dies frei, denn er schafft einen neuen Wert daraus; bei den kleinen heißt es mit Recht Plagiat, in unhöflicherem Deutsch Diebstahl.

Klopstock nannte Goethen ,einen großen Nehmer' und meinte dies mißgünstig krittelnd. Warum hätte der Menschheitdichter nicht alles nehmen sollen, wodurch er das Kunstgut der Menschheit vermehren könnte? Was immer er las oder hörte, betrachtete er als sein Eigentum, genau so wie Molière, der nicht von einem prendre, sondern einem reprendre alles dessen sprach, was er an ihm zusagendem Gute vorfand. Goethe hat sich ausführlich und nachdrücklich über sein Recht an allem ausgesprochen, was er irgendwo Benutzbares anträfe: ,Das beste Genie ist das, welches alles in sich aufnimmt, sich alles anzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundstimmung, demjenigen, was man Charakter nennt, im mindesten Eintrag tue' (in dem letzten Briefe von Goethes Hand, an W. von Humboldt, 17. 3. 1832).

Er verargte es Byron, sich Plagiate vorwerfen zu lassen, die schnüffelnden Gegner nicht mit schwerem Geschütz niederzudonnern:

Gehört nicht alles, was die Vor- und Mitwelt geleistet, dem Dichter von Rechts wegen an? Warum soll er sich scheuen, Blumen zu nehmen, wo er sie findet? Nur durch Aneignung fremder Schätze entsteht ein Großes. Habe ich nicht auch im Mephistopheles den Hiob (Prolog im Himmel) und ein Shakespeare-Lied mir angeeignet?

Was da ist, das ist mein! hätte er (Byron) sagen sollen, und ob ich es aus dem Leben oder aus dem Buche genommen, das ist gleichviel, es kam bloß darauf an, daß ich es recht gebrauchte! — Warum sollte ich mir die Mühe geben, ein eigenes (Lied des Mephistopheles) zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte? Hat daher auch die Exposition meines Faust mit der des Hiob einige Ähnlichkeit, so ist das wiederum ganz recht, und ich bin deswegen eher zu loben als zu tadeln.

Die Worte des Nostradamus im Faust: ,Die Geisterwelt ist nicht verschlossen' sind aus einem alten, angeblich von Nostradamus herrührenden Buch aus dem Jahr 1555 entlehnt. — Die berühmte Stelle über Shakespeare im Wilhelm Meister (3, 11) von den ,aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens saust', steht ganz ähnlich in Herders Blättern von deutscher Art und Kunst. — Den Stoff zur Braut von Korinth, aber schon aus der Zeit Philipps von Makedonien, findet Goethe in einer alten Quelle und bringt sie uns durch den von ihm erfundenen Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum näher. — Ottiliens Ausspruch in den Wahlverwandtschaften: ,Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch' ist die wörtliche Übersetzung eines vormals berühmten Verses von Pope. — Goethes Mutter gebraucht um 1799 besonders gern das biblische Wort ,Krieg und Kriegsgeschrei': sogleich verpflanzt er's in den Spaziergang vor dem Tor im Faust.

Gerade für den Faust hat er mit gesegneter Unbekümmertheit nach seinem Spruche gehandelt: ,Es steht manches Schöne isoliert in der Welt; doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat.' Ein verschollener Johann Friedrich Schink hatte 1795 und 1796, nach Goethes Faust von 1790, einige Auftritte eines Faust, 1804 einen ganzen ,Johann Faust' drucken lassen. Ein mattes Ding; doch es stehen ein paar Worte, Wendungen, Rhythmen darin, die Goethe anregen: in Fausts Selbstgespräch nach dem Erklingen der Osterglocken, im Geisterchor, ja bis in den zweiten Faust hinein sind unzweifelhafte Nachwirkungen des Schinkischen Faust zu gewahren.

Vor langen Jahren hat Goethe in der Vorrede zu Maler Müllers Faust die Worte der Erinnerung an ‚erste Liebe und Freundschaft‘ gelesen; ihren Ursprung hat er längst vergessen, doch sie klingen herauf, als er die Zueignung seines Faust schreibt.

Goethe liest Thomas Moores jetzt vergessene Versgeschichte ‚Paradies und Peri‘, worin eine Huri der Peri lange den Einlaß verweigert. Wie gleichgültig ist uns die alte süßliche Erzählung; doch Goethe gewann ihr die unsterbliche Strophe ab: ‚Nicht so vieles Federlesen —‘ (S. 500).

In all diesen Fällen muß man hinzufügen: Das ist ganz recht, und der Dichter ist deshalb eher zu loben als zu tadeln; denn was wäre ohne Goethes Verpflanzen aus all den fremden Keimen und Blumen geworden? Er schätzte die freierfundenen Stoffe nicht hoch: ‚Welche Zeit geht nicht an der Erfindung und inneren Anordnung und Verknüpfung verloren, worauf uns niemand etwas zugute tut. — Ich rate sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen‘ (zu Eckermann).

Ebenso steht diese künstlerische Weltseele allem weit offen, was sich Neues in den Künsten regt, sei es zum Genießen oder zum Verarbeiten. Der Freiherr vom Stein verglich Goethe mit einer Glaskugel von der Straße, in der sich alles Vorüberfahrende abspiegelt. Eine schöpferische Reizbarkeit wie die Goethes zeigt, allenfalls mit Ausnahme Shakespeares, kein andrer großer Dichter der Weltliteratur. Darum spottete er über die unbedingten Originale, die ‚Narren auf eigne Faust‘:

‚Ich hielt mich stets von Meistern entfernt; Hab' alles von mir selbst gelernt.‘ —
Nachtreten wäre mir Schmach! Es ist auch danach!

In den voraufgegangenen Abschnitten sind der Beispiele genug für diese unbegrenzte Fähigkeit Goethes angeführt, Fremdes aufzunehmen und zu einem neuen Gebilde umzugestalten. Ja, er hat allgemein sein Verhalten gegenüber neuen starken Kunsteindrücken als das der produktiven Aufnahme bezeichnet, so an der ihn zuerst überwältigenden Persönlichkeit des geistverwandten Hafis: ‚Ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können.‘ Und in einem hinterlassenen Selbstbildnis bekennt er: ‚Ich darf nicht lesen, ohne durch das Buch bestimmt zu werden‘.

Zweites Kapitel.
Die Arbeit am ersten Teil des Faust.

> Versuch ich wohl, euch diesmal festzuhalten?
> Fühl' ich mein Herz noch jenem Wahn geneigt?

Die Wegestufen des Faust vom ersten Aufkeimen zur Niederschrift des Urfaust (S. 170), die ferneren bis zum Druck des Fragments von 1790 (S. 349), das Erscheinen des vollendeten ersten Teils im Jahre 1808 (S. 428) wurden an den gehörigen Stellen betrachtet. Eine der wichtigsten Strecken, die zwischen 1790 und 1808, kommt erst hier, im Zusammenhange des ganzen Faustwerkes, zur Darstellung.

Daß ohne Schillers freundschaftliches Drängen der Faust nicht über das Fragment von 1790 hinaus gediehen wäre, läßt sich angesichts des Verhaltens Goethes zu seinem Hauptwerk und der brieflichen Urkunden mit dem höchsten Grade von Wahrscheinlichkeit annehmen. Zwischen 1790 und dem Ausgang von 1794 tiefes Schweigen in Goethes Briefwechsel und Tagebüchern über den Faust. Das erste Lebenszeichen wieder, ein gar schwaches, ist Goethes arbeitsunlustige Antwort vom 2. Dezember 1794 auf Schillers Verlangen, ‚die Bruchstücke, die noch nicht gedruckt sind, zu lesen‘ (S. 367). Im Jahre drauf verheißt Goethe ‚etwas vom Faust, wenn es möglich wäre‘, für Schillers Horen und schreibt auf dessen freudige ‚Fürbitte wegen Faust‘: ‚Mit diesem letzten geht mir's wie mit einem Pulver, das sich aus seiner Auflösung noch einmal niedergesetzt hat; solange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen; sobald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden‘ (17. 8. 1795).

Nun abermals völliges Schweigen bis zum Juni 1797, wo die Xenienreihe ‚Oberons goldene Hochzeit‘ entsteht, doch zunächst ohne einen Gedanken ans Einschieben in den Faust. Endlich am 22. Juni bricht Goethe das Eis und schreibt Schillern, er habe sich entschlossen,

an den Faust zu gehen, ‚da es höchst nötig ist, daß ich mir, in meinem jetzigen unruhigen Zustande (vor der geplanten zweiten italienischen Reise), etwas zu tun gebe', und er bittet den Freund, ihm seine eignen Träume zu erzählen und zu deuten (vgl. S. 367). Er sei durch ihr gemeinsames ‚Balladenstudium (wohl hauptsächlich durch die Braut von Korinth und den Zauberlehrling) wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht worden'.

Der fruchtbare Zeitpunkt ist da, Goethes Aufforderung zur geistigen Mitarbeiterschaft am Faust fällt bei Schiller auf wohlbereiteten Boden, und der Freund beginnt zu erzählen und zu deuten (23. 6. 1797):

Ihr Entschluß, an den Faust zu gehen, ist mir in der Tat überraschend, besonders jetzt, da Sie sich zu einer Reise nach Italien gürten. Aber ich hab es einmal für immer aufgegeben, Sie mit der gewöhnlichen Logik zu messen, und bin also im voraus überzeugt, daß Ihr Genius sich vollkommen gut aus der Sache ziehen wird.

Ihre Aufforderung an mich, Ihnen meine Erwartungen und Desideria mitzuteilen, ist nicht leicht zu erfüllen; aber soviel ich kann, will ich Ihren Faden aufzufinden suchen, und wenn auch das nicht geht, so will ich mir einbilden, als ob ich die Fragmente von Faust zufällig fände und solche auszuführen hätte. So viel bemerke ich hier nur, daß der Faust, das Stück nämlich, bei aller seiner dichterischen Individualität die Forderung an eine symbolische Bedeutsamkeit nicht ganz von sich weisen kann, wie auch wahrscheinlich Ihre eigene Idee ist. Die Duplicität der menschlichen Natur und das verunglückte Bestreben, das Göttliche und das Physische im Menschen zu vereinigen, verliert man nicht aus den Augen; und weil die Fabel ins Grelle und Formlose geht und gehen muß, so will man nicht bei dem Gegenstand stille stehen, sondern von ihm zu Ideen geleitet werden. Kurz, die Anforderungen an den Faust sind zugleich philosophisch und poetisch, und Sie mögen sich wenden wie Sie wollen, so wird Ihnen die Natur des Gegenstandes eine philosophische Behandlung auflegen, und die Einbildungskraft wird sich zum Dienst einer Vernunftidee bequemen müssen.

Dieser **23. Juni 1797** ist der wahre Empfängnistag des neuen Faust. Sogleich nach dem Eintreffen von Schillers Brief setzt sich Goethe an den Schreibtisch und entwirft mit ein paar Strichen den Grundriß zum Aus- und Umbau; die Handschrift steht hierneben nach dem aufbewahrten Blatt.

Schon am nächsten Tage, dem 24. Juni, dichtet Goethe die **Zueignung** zum Faust: ‚Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten' und dankt Schillern ‚für seine ersten Worte über den wiederauflebenden Faust'. Er werde ‚vorerst die großen erfundenen und halb bearbeiteten Massen zu enden und mit dem, was gedruckt ist, zusammenzustellen suchen und das so lange treiben, bis sich der Kreis selbst erschöpft'. Schiller möge fortfahren, ihm etwas über Gegenstand und Behandlung zu sagen.

Schiller liest das Fragment von 1790 wiederum, und ihm schwindelt ordentlich vor der Auflösung. Er fühlt sich geängstigt, weil ‚der Faust seiner Anlage nach auch eine Totalität der Materie zu erfordern scheint, wenn am Ende die Idee ausgeführt werden soll, und für eine so hochaufquellende Masse finde ich keinen poetischen Reif, der sie zusammenhält'. Dieser etwas dunkle Satz wird klar durch den Hinweis auf die Hauptsache: ‚Es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde', und dazu bedürfe es einer zu großen Breite. Man prüfe in Goethes handschriftlichem Entwurf die Worte ‚Tatengenuß nach außen, Schöpfungsgenuß von innen', und man wird allerdings in Schiller einen seherischen Traumdeuter erkennen. Goethe antwortete denn auch sehr erfreut: ‚Ihre Bemerkungen zum Faust treffen, wie es natürlich war, mit meinen Vorsätzen und Plänen recht gut zusammen, nur daß ich mir's bei dieser barbarischen Komposition bequemer mache und die höchsten Forderungen mehr zu berühren als zu erfüllen denke.'

Der neue Anstoß ist so mächtig, daß Goethe nach der Zueignung sogleich mit dem Anfang anfängt: das **Vorspiel auf dem Theater** entsteht, wahrscheinlich noch im Juni 1797; bald darauf der **Prolog im Himmel.** Dann wird die Weiterarbeit durch die Reise nach Süddeutschland und der Schweiz für Monate unterbrochen, bis Goethe im Dezember 1797, heimgekehrt, an Schiller schreibt: ‚Ich werde wohl zunächst an meinen Faust gehen, teils um diesen Tragelaphen (Bockshirsch, also unmögliches Geschöpf) los zu werden, teils um mich zu einer höhern und reinern Stimmung, vielleicht zum Tell (vgl. S. 428) vorzubereiten.'

Tragelaph, barbarische Komposition, nordische Phantome, große Schwammfamilie, Wust mißverstandener Wissenschaft, bürgerlicher Beschränktheit, sittlicher Verwirrung, aber-

Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen
in die ganze Natur.
Erscheinung des Geists als Welt und Thaten Genius.

Streit zwischen Form und Formlosem
Vorzug dem formlosen Gehalt
Vor der leeren Form.
Gehalt bringt die Form mit
Form ist nie ohne Gehalt.
Diese Widersprüche statt sie zu vereinigen
disparater zu machen.
Helles kaltes wissenschaftliches Streben Wagner
dumpfes warmes —— —— Schüler.

~~Lebens Thaten Wesen~~
Lebens Genuss der Person von außen gesehn 1r Theil in der Dumpfheit Leidenschaft
Thaten Genuss nach außen 2r und Genuss mit Bewußtseyn. Schönheit.
Schöpfungs Genuss von innen. Epilog im Chaos auf dem Weg zur Hölle.

Entwurf vom 23. Juni 1797 zur Umarbeitung des Faust.

gläubischen Wahns: mit solchen und ähnlichen Worten des Unmuts bedachte Goethe damals und noch lange sein Lebenswerk.

In den Jahren 1798 und 1799 schreitet die Arbeit am Faust unstet und langsam vor. Der Dichter leidet unter der Schwierigkeit, ‚den alten geronnenen Stoff wieder ins Schmelzen zu bringen'. Durch Schillers Anstoß bietet sich Cotta für den Faust an, was Goethen befeuert: ‚Ich will meinen Faust auch fertig machen, der seiner nordischen Natur nach ein ungeheures nordisches Publikum finden muß.' Meyer werde zu dieser barbarischen Produktion Zeichnungen verfertigen. Im Mai 1798 wird die **Kerkerszene** des Urfaust aus Prosa in Verse gewandelt:

Einige tragische Szenen waren in Prosa geschrieben, sie sind durch ihre Natürlichkeit und Stärke, in Verhältnis gegen das Andere, ganz unerträglich. Ich suche sie deswegen gegenwärtig in Reime zu bringen, da denn die Idee wie durch einen Flor durchscheint, die unmittelbare Wirkung des ungeheuern Stoffes aber gedämpft wird (an Schiller, 5. 5. 1798).

Schiller hat die Kerkerszene nie zu lesen bekommen: im Fragment von 1790 fehlte sie.

Um diese Zeit des Ringens mit dem ungeheuren Stoff mögen die Verse aus dem Nachlaß entstanden sein:

In goldnen Frühlingssonnenstunden
Lag ich gebunden
An dies Gesicht.

In holder Dunkelheit der Sinnen
Konnt ich wohl diesen Traum beginnen,
Vollenden nicht.

Im Januar 1799 wird Cotta vertröstet: ‚Mein Faust ist zwar im vorigen Jahre ziemlich vorgerückt, doch wüßt' ich bei diesem Hexenprodukte die Zeit der Reife nicht voraus zu sagen.' — Im April 1800 kommt ein neuer stärkerer Antrieb: ein bestimmtes Anerbieten Cottas, und ‚wirklich habe ich auf diese Veranlassung das Werk heute vorgenommen und durchdacht' (an Schiller, 11. 4. 1800).

Zweifelhaft ist, ob Goethe schon um jene Zeit den im Nachlasse vorgefundenen Abschied zum Faust, das Gegenstück der Zueignung, gedichtet hat. Es setzt einen Abschluß, wenigstens des ersten Teiles, voraus, der damals, den Briefen und Tagebüchern zufolge, noch nicht erreicht war. Da dieser ‚Abschied' in den meisten älteren Ausgaben von Goethes Werken fehlt, so wird er hier wörtlich mitgeteilt:

Am Ende bin ich nun des Trauerspieles,
Das ich zuletzt mit Bangigkeit vollführt,
Nicht mehr vom Drange menschlichen Gewühles,
Nicht von der Macht der Dunkelheit gerührt.
Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?
Und so geschlossen sei der Barbareien
Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien.

Und hinterwärts mit allen guten Schatten
Sei auch hinfort der böse Geist gebannt,
Mit dem so gern sich Jugendträume gatten,
Den ich so früh als Freund und Feind gekannt.
Leb' alles wohl, was wir hiemit bestatten,
Nach Osten sei der sichre Blick gewandt.
Begünstige die Muse jedes Streben,
Und Lieb' und Freundschaft würdige das Leben.

Denn immer halt' ich mich an eurer Seite,
Ihr Freunde, die das Leben mir gesellt;
Ihr fühlt mit mir, was Einigkeit bedeute,
Sie schafft aus kleinen Kreisen Welt in Welt.
Wir fragen nicht in eigensinn'gem Streite,
Was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
Wir ehren froh mit immer gleichem Mute
Das Altertum und jedes neue Gute.

O glücklich! wen die holde Kunst in Frieden
Mit jedem Frühling lockt auf neue Flur;
Vergnügt mit dem, was ihm ein Gott beschieden,
Zeigt ihm die Welt des eignen Geistes Spur.
Kein Hindernis vermag ihn zu ermüden,
Er schreite fort, so will es die Natur.
Und wie des wilden Jägers braust von oben
Des Zeitengeists gewaltig freches Toben.

Gegen Ende 1801 heißt es in einem Brief an Rochlitz: ‚Von Faust kann ich nur so viel sagen: daß in den letzten Zeiten wohl manches daran gearbeitet worden; in wie fern er sich aber seiner Vollendung, oder auch nur seiner Beendigung nahen dürfte, wüßte ich wirklich nicht zu sagen.' — Vom 21. März zum 25. April 1806 verzeichnen die Tagebücher eifrige abschließende Arbeit, meist mit Riemers Beistand, am Faust. Die letzten Eintragungen lauten: ‚22. 4. Faust nochmals für mich durchgegangen. — 25. 4. Faust letztes Arrangement zum Druck.'

Die Handschrift geht an Cotta, doch zieht sich der Druck bis ins Jahr **1808** hinein, und erst im Laufe dieses Jahres erscheint als achter Band von Goethes Werken: **Faust, eine Tragödie,** mit dem Vermerk vor dem ersten Auftritt (Faust im Studierzimmer): Der Tragödie erster Teil.

Diesmal begriff die deutsche Bildungswelt sogleich, welch eine außerordentliche Gabe

ihr zuteil geworden; eine Leipziger Zeitschrift faßte die Stimmen der ehrerbietigen Bewunderung zusammen: ‚Es ist das Höchste, was der Genius der deutschen Dichtkunst hervorgebracht hat.‘ Goethes unerschütterliche Geltung als des größten unter allen Dichtern neuerer Zeit begann von jenem Jahr der Veröffentlichung des vollständigen ersten Faust.

Zum Urfaust hatte Goethe von den eigentlichen älteren Faust-Büchern nichts unmittelbar zu Rate gezogen. Fürs Ausfüllen des Bruchstückes von 1790 benutzte er die Bearbeitung des Widmannschen Faust-Buches von 1599 (vgl. S. 175) durch den Nürnberger Pfitzer (1674), bei dem als ein neuer Zug erscheint, daß Faust einer schönen, tugendhaften Magd vergeblich nachstellt. Der Urfaust aber beweist, daß Goethe mit seiner Gretchentragödie aus dem eignen Erleben, nicht aus einer gedruckten Quelle geschöpft hatte. Auf Pfitzers Faustbuch war 1725 gefolgt die ‚in eine beliebte Kürze zusammengezogene‘ Neubearbeitung des überlieferten Sagenstoffes durch einen unbekannten Verfasser, der sich den ‚Christlich Meynenden‘ nannte: ‚Des durch die ganze Welt berufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers Dr. Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündnis, abenteuerlicher Lebenswandel und mit Schrecken genommenes Ende.‘ Diese Fassung wird neben dem Volksbuche vom Dr. Faust zugrunde gelegen haben, das der Knabe Goethe unter ‚der ganzen Sippschaft‘ gelesen hat. Bei der abschließenden Arbeit wurde manches aus dem ‚Christlich Meynenden‘ entlehnt, z. B. der Vers ‚Heiße Magister, heiße Doktor gar‘, wofür im Urfaust gestanden hatte: ‚Heiße Doktor und Professor gar.‘

Daß sich durch die Überarbeitung des Urfaust nach einem Menschenalter allerlei Widersprüche einschlichen, ist begreiflich; doch handelt es sich fast nur um Kleinigkeiten, die den meisten Lesern kaum auffallen. Im ersten Auftritt z. B. sagt Faust, er ziehe seine Schüler schon an die zehn Jahr an der Nase herum, während er sich in der Hexenküche dreißig Jahre vom Leibe geschafft wünscht. Fausts Persönlichkeit, im Urfaust dem Jugendalter des Dichters nahestehend, hatte sich ihm inzwischen zu einem Manne seines Alters zur Zeit der Wiederaufnahme und Vollendung des Dramas gewandelt, weswegen der Dichter ihn erst durch die Hexenküche verjüngen läßt, ehe ihm Gretchen begegnet.

Drittes Kapitel.

Plan und Sinn des Faust.

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Eine Literatur hundertmal größer als Goethes sämtliche Werke handelt von Absichten und Gehalt des Faust. Und doch: an einem Dichterwerk, das sich, wenngleich mit breiten Lücken, durch Goethes langes Leben von den Anfängen schriftstellerischer Arbeit bis in die letzten Tage hinein erstreckt hat, kann es dem eindringlichsten Scharfsinn, der umfassendsten Gelehrsamkeit nie gelingen, den ursprünglichen Plan zu ermitteln, schon weil es aller Wahrscheinlichkeit nach um die Zeit des Entstehens des Urfaust noch keinen das ganze Gedicht umspannenden Plan gegeben hat. Goethes letzter Brief, vom 17. März 1832 an W. von Humboldt, behandelt den Plan zum Faust: ‚Es sind über 60 Jahre, daß die Konzeption des Faust bei mir jugendlich, von vornherein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich vorlag.‘ Der Zusammenhang dieses Satzes und Goethes regelmäßiger Gebrauch der Wendung ‚von vornherein‘ lassen nur die Deutung zu, daß ihm die ersten Stufen von Fausts Erdengang klar vor der Seele standen, die späteren ‚weniger ausführlich‘, also doch wohl unklar, ja selbst in den Hauptlinien unbestimmt.

Schwerlich hat selbst der junge Goethe die Absicht gehegt, Faust zur Hölle fahren zu lassen. Nach Lessings Plan zum Faust (S. 173), den, soweit er erkennbar, Goethe gelesen hatte, sollte Faust gerettet werden, denn ‚die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe (nach Wissen) gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen‘. Dies entsprach durchaus der Überzeugung Goethes, und gerade diese Wandlung der alten düstern Sage vom Pakte des Menschen mit der Hölle hat aus dem abgeschmackten Teufelsbündler Faust die dichterische

Symbolgestalt der sich über die Schranken ihres gegenwärtigen Wissens hinaus sehnenden Menschheit gemacht.

Weder im Urfaust noch im vollendeten ersten Teil gibt es die geringste Andeutung, daß Faust auf ewig verdammt sein sollte. Der erst im Faust von 1808 am Schlusse hinzugefügte Ruf des Mephistopheles zu Faust: ‚Her zu mir!‘ und der Vermerk: (‚Verschwindet mit Faust‘) beweisen natürlich nicht, daß hiermit Fausts Schicksal beendet ist.

Ebensowenig bedeuten die Schlußverse des Vorspiels auf dem Theater:

So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle —,

daß Faust dem Teufel verfallen werde. Dieses Vorspiel wurde ja erst 1797 gedichtet, als Goethes Plan eines zweiten Teiles des Faust, somit die schließliche Errettung des Helden, schon feststand. Überdies hat sich Goethe unter Hinweis auf den letzten Vers über seine Absichten zu Eckermann ausgesprochen: ‚Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas. Aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung‘, — nur daß die Hölle nicht den Abschluß, sondern nur eine Wegestufe von Fausts Durchschreiten der drei Welten bedeuten sollte. Goethe wollte nämlich Faust auch in die Hölle führen, was sicher eines der großartigsten Phantasiestücke des Dramas geworden wäre. Doch nicht um ihr zu verfallen, sollte Faust die Hölle betreten; denn daß Mephistopheles seine Wette mit dem Herrn verlieren müßte, stand bei Goethe über allem Zweifel fest. Auch entspricht jene Aufzählung von Himmel, Welt und Hölle dem dreigeschossigen Aufbau der mittelalterlichen Bühne, der Goethen bei jenem Vers vorschwebte.

Schon hier sei die Frage nach dem Sinn und dem Ausgang der Wette zwischen Himmel und Hölle erörtert, was nur geschehen kann mit Heranziehen der entscheidenden Worte des Paktes. Der Prolog im Himmel und der Pakt im ersten Teil sind bald nacheinander, jedenfalls mit Rücksicht aufeinander entstanden und müssen für die Absicht des Dichters gemeinsam benutzt werden. Der Herr, der seinen Knecht Faust dem Mephistopheles für eine Erdenweile überläßt, kennt jenen ihm jetzt nur verworren dienenden Menschengeist besser als der Teufel:

Weiß doch der Gärtner, wenn das Bäumchen grünt,
Daß Blüt' und Frucht die künft'gen Jahre zieren,

und er darf es darauf ankommen lassen:

Zieh diesen Geist von seinem Urquell ab,
Und führ' ihn, kannst du ihn erfassen,
Auf deinem Wege mit herab.

Er weiß voraus, daß Mephisto beschämt bekennen wird:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.

Ja, ein bißchen Teufelei als Sporn und Würze des Menschenlebens ist dem allwissenden Weltgeist nicht zuwider:

Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
Er liebt sich bald die unbedingte Ruh;
Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Über die Frage, ob Mephisto seine Wette mit dem Herrn nicht eigentlich doch gewonnen habe, ob er nicht im 5. Akt des zweiten Teils von den Himmelsmächten um seine Vertragsbeute, Fausts Seele, betrogen worden sei, ist immer von neuem gestritten worden, sogar von rechtsgelehrten Auslegern. Goethe selbst hat sich darüber einmal geäußert (an K. E. Schubarth, 3. 11. 1820): ‚Mephistopheles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein zum heitersten Schluß des Ganzen.‘ Mephisto hat aber nach dem strengen Wortlaut des Paktes seine Wette nicht halb, sondern ganz verloren, und das von rechtswegen. Faust hat dem Teufel diese Wette angeboten:

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag,
Kannst du mich mit Genuß betrügen;
Das sei für mich der letzte Tag!
Die Wette biet' ich!

Mephisto hat eingeschlagen, und Faust erläutert den Sinn der Wette noch schärfer:

Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Dann magst du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zugrunde gehn!

Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist du deines Dienstes frei,
Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Bei ehrlicher Wortauslegung hat Mephisto kein Recht an Fausts Seele, denn der Ausruf gegenwärtiger Selbstzufriedenheit: ‚Verweile doch, du bist so schön!‘ wird in dem Schlußauftritt des zweiten Teils: Großer Vorhof des Palasts, nicht getan; vielmehr spricht Faust von einer noch nicht erfüllten Zukunft:

Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch, du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn. —
Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Kein weltlicher Richter, geschweige ein überweltlicher, könnte nach Fausts letzten Worten dessen Wette für verloren erklären. Das bestätigt ja Mephisto selbst unmittelbar nach Fausts Tode:

Ihn sättigt keine Lust, ihm gnügt kein Glück,
So buhlt er fort nach wechselnden Gestalten.

Das ist ja doch der Weisheit letzter Schluß im Faust und macht ihn zum Menschengeistesdrama, daß dem strebend sich Bemühenden keine Lust, kein Glück genügt. Darum empfinden wir das auf der Bühne vor sich gehende Überlisten Mephistos durch die Rosen streuenden, Lüsternheit erregenden Engel, abgesehen von der sonstigen Peinlichkeit des Auftrittes, als ebenso kleinlich wie überflüssig. Es stände übel um den durchgehenden erhabenen Sinn des Faust-Dramas, hinge das ewige Schicksal dieser Menschenseele von solcher Singspielllist ab.

In dem Entwurfe Goethes vom 23. Juni 1797 (vgl. zu S. 532) zur Wiederaufnahme des Faust treten als das Grundgerüst zum Ausbau des Dramas die drei Hauptpfeiler hervor: Erster Teil, Lebensgenuß der Person; — Zweiter Teil, Tatengenuß nach außen; — Schöpfungsgenuß von innen. Hieran hat sich Goethe im Großen und Ganzen bei der Weiterarbeit gehalten, sich's nur nach seiner Art bequem gemacht mit dem ‚Tatengenuß nach außen‘ (vgl. S. 532 unten). Schon 1797 schrieb er ja an Schiller, er gedenke die höchsten Forderungen — nämlich die Schillers nach Handlung Fausts — mehr zu berühren als zu erfüllen. Immerhin wird für die Zeit nach 1797 durch jene drei stufenweise aufsteigenden Formen menschlichen Genusses die dramatische Einheit als Aufgabe hingestellt und trotz allem Abschweifen festgehalten. Daß dies aber ein erst später in das Faustgedicht hineingebauter Plan ist, daß Goethe ihn nicht schon beim Urfaust vor Augen hatte, das darf als sicher gelten. Gegen solche Beurteiler, die nach dem Einzeldruck des Helena-Bruchstückes auf den Widerspruch dieses Faust mit dem des ersten Teiles hinwiesen, wetterte Goethe spaßhaft zornig:

Seid ihr verrückt? Was fällt euch ein?
Den alten Faustus zu verneinen.
Der Teufelskerl muß eine Welt sein,
Dergleichen Widerwärt'ges (Widersprechendes) zu vereinen.

Auf die vielen kleinen Widersprüche im ersten Teil allein sowie zwischen erstem und zweitem Teil kommt nichts an; denn Goethe hat seinen Faust nicht für gelehrte, sondern für unbefangene Leser geschrieben, und diese lassen jeden einzelnen Auftritt mit der vollen Kraft und Schönheit seines Gehaltes auf sich wirken und empfinden das Ganze als eine wohlgefügte Einheit. ‚In der Poesie gibt es keine Widersprüche‘, sagte Goethe einmal zu Luden.

Der Faust gilt als über alle Maßen schwer verständlich, und dieser Glaube wird durch die sich noch immer höher türmende Erklärungsliteratur bestärkt. Schon früh, noch bei Lebzeiten Goethes, hat sich die philosophische Klärwut des Faust bemächtigt und einen undurchdringlichen Wolkendunst aus Begriffsspielerei und Wortgepränge um ein dichterisches Kunstwerk verbreitet. Das Suchen nach der ‚Idee‘ des Faust, jetzt hundert Jahr alt, dauert immer noch fort, und die Suchenden sind froh des immer neuen Findens von Ideen-Regenwürmern. In Schwung gebracht wurde diese der lebendigen Wirkung des Goethischen Kunstgebildes so gefährliche philosophische ‚Sinnhuberei‘, wie Vischer sie nannte, durch Hegel. Bei der scheuen Ehrfurcht des deutschen Lesers vor der halb oder ganz unverständlichen Wortmacherei — ‚Denn eben wo Begriffe fehlen, Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein‘ — erregt tiefsinnig klingendes Erläutern noch immer Bewunderung, wie einst z. B. das Hegelsche des Erdgeistes

im Faust: ‚Es ist in das Selbstbewußtsein statt des himmlisch-scheinenden Geistes der Allgemeinheit des Wissens und Tuns, worin die Empfindung und der Genuß der Einzelheit schweigt, der Erdgeist gefahren, dem das Sein nur, welches die Wirklichkeit des einzelnen Bewußtseins ist, als wahre Wirklichkeit gilt.‘ Dieser wüste Wortschwall wurde erst kurz nach Goethes Tode gedruckt, sonst könnten wir die wohlverdiente Züchtigung in einigen urkräftigen Spruchversen des Dichters genießen.

Gegen den noch selbsterlebten Unfug der Ideengräber hat sich Goethe zu Eckermann nachdrücklich genug erklärt:

Die Deutschen sind wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei, so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren zu lassen, euch erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen; aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend abstrakter Gedanke und Idee wäre!

Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selber wüßte und aussprechen könnte! Vom Himmel durch die Welt zur Hölle, das wäre zur Not etwas; aber das ist keine Idee, sondern Gang der Handlung. Und ferner, daß der Teufel die Wette verliert, und daß ein aus schweren Verirrungen immerfort zum Bessern aufstrebender Mensch zu erlösen sei, das ist zwar ein wirksamer, manches erklärender guter Gedanke, aber es ist keine Idee, die dem Ganzen und jeder einzelnen Szene im besondern zugrunde liege. Es hätte auch in der Tat ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches, buntes und so höchst mannigfaltiges Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen!

Zum Schlusse spielt Goethe den stärksten Trumpf aus: ‚Je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion, desto besser.‘

Selbst Eckermanns Wiedergabe von Goethes Worten als vollkommen genau angenommen, beweist dieser vortreffliche Satz durchaus nicht, daß ein gutes Gedicht unverständlich sein müsse, geschweige daß Faust zur unverständlichen Poesie gehöre. Er besagt nur, was wir schon wissen oder von Goethe längst gelernt haben sollten, daß der Dichter nicht vornehmlich für den Verstand, sondern für unser Herzensgefühl und Kunstempfinden schafft. Goethes Faust ist weder unverständlich noch besonders schwerverständlich, abgesehen von manchen stofflichen Dunkelheiten, die durch eine Sacherklärung in wenigen Worten aufzuhellen ist. Für nachdenkliche Leser von durchschnittlicher Bücherbildung ist selbst der zweite Teil nicht schwer verständlich; höchstens braucht es hier einiges Auffrischens der griechischen Mythologie. Wäre dies anders, bedürfte Goethes Faust einer umständlichen philosophischen und geschichtlichen Erklärung, wie sie für Dantes Göttliche Komödie unentbehrlich ist, so wäre sein Schicksal besiegelt: er würde aus der Reihe der lebendigen Kunstschöpfungen verschwinden.

Das ist bis jetzt, Gottlob, trotz der bergehohen Büchertürmerei um den Faust herum, noch nicht geschehen, und hoffentlich wird solches Unglück vom Geistesleben des deutschen Volkes abgewendet. Der unverbildete Leserverstand nimmt den Faust auf als ein klares, liebreiches, ja gemütvoll vertrauliches Dichterwerk, das in immer wechselnden Stimmungen und Formen sich jetzt zu ihm gütig hinabläßt, ihn dann auf die Höhen des Gedankens, in die Abgründe des Empfindens mit sich reißt, ihn geistreich umspielt, feierlich erhebt, ironisch umspottet, alles dies nicht einen Augenblick ermüdend oder durch Unfaßlichkeit verwirrend.

Die schon angezogenen Stellen des Prologs im Himmel und des Paktes, zusammen mit den leicht zugänglichen eignen Erläuterungen des Dichters in späteren Schriften, Briefen und Gesprächen, lassen den Grundgedanken des Faust mit beherrschender Deutlichkeit hervortreten. So namentlich die Worte zu Eckermann vom 6. Juni 1831:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen,
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen.

In diesen Versen ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe.

Goethe hätte noch die wichtigen Verse anziehen können: ‚Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick.'

Von diesem steten Höherstreben und Weiterschreiten Fausts bekommen wir allerdings im ersten Teile nach dem Pakt nicht viel zu spüren. Da führt ihn sein Weg durch rücksichtslosen Genuß, abgeschmacktes Hexenwesen der Walpurgisnacht, unfruchtbare Selbstvorwürfe. Der eigentliche Läutergang beginnt im zweiten Teil; aber in dessen Entstehungszeit war Goethes Kraft für das anschauliche Darstellen schlichten Menschentums erlahmt. — Die Betrachtung des Versuches, Faust ins handelnde Leben einzuführen, muß sich an die des zweiten Teils knüpfen.

Goethe hat sich in seiner vornehm bescheidenen Weise über den allgemeinen Menschheitwert des Faust ähnlich geäußert wie über den des Werther, in seinem kleinen Aufsatz über Stapfers französische Übersetzung des Faust:

> Sehr entfernt sind solche Zustände (wie die im ersten Teil des Faust) gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewissermaßen ganz andere Kämpfe zu bestehen; indessen bleibt doch meistens der Menschenzustand in Freud und Leid sich gleich, und der Letztgeborene wird immer noch Ursache finden, sich nach demjenigen umzusehen, was vor ihm genossen und gelitten worden, um sich einigermaßen in das zu schicken, was auch ihm bereitet wird.

Den ersten Teil des Faust scheint Goethe für schwerer verständlich gehalten zu haben als den zweiten: ‚Man muß bedenken, daß der erste Teil aus einem etwas dunkeln Zustande des Individuums hervorgegangen. Aber eben dieses Dunkel reizt die Menschen, und sie mühen sich daran ab, wie an allen unauflösbaren Problemen' (zu Eckermann, 3. 1. 1830). Und wie haben sich manche Menschen sogar abgemüht, tiefgründig zu erklären, was völlig klar ist! Verführt durch Goethes Hang zum Hineingeheimnissen und unkundig der Tatsache, daß alles Wesentlichste im ersten Teil schon in der unsymbolischen Jugendschöpferzeit entstanden war, haben sich gelehrte und ungelehrte Querköpfe mit dem Faust ungefähr so beschäftigt, wie die jüdischen Kabbalisten mit dem Alten Testament und manche christliche Theologen mit der Offenbarung Johannis. Unsagbare Albernheiten sind ehemals von den allegorischen und symbolischen Sinnhubern verübt worden. Das Faß und der Pfropfenzieher in Auerbachs Keller, das Hexeneinmaleins und die geleimte Krone in der Hexenküche, die zwei Schmuckkästchen für Margarete, der Schlüsselbund Fausts für Gretchens Kerker — dieser als ‚die falsche Selbsthilfe moralischer und intellektueller Kraft'! — all das wurde nur als Rätseldichtung betrachtet und auf einen tieferen Geheimsinn untersucht. Vollends am zweiten Teil haben sich einige Deutebolde um ihr bißchen Verstand erklärt. Goethe hatte zuweilen ganz mephistophelische Anwandlungen tollen Humors gegenüber solchem sich schon damals wichtig tuenden Blödsinn:

> Dreißig Jahre haben sie sich nun fast mit den Besenstielen des Blocksberges und den Katzengesprächen in der Hexenküche herumgeplagt, und es hat mit dem Interpretieren und dem Allegorisieren dieses dramatisch-humoristischen Unsinns nie so recht fortgewollt. Wahrlich, man sollte sich in seiner Jugend öfter den Spaß machen und ihnen solche Brocken, wie den Brocken, hinwerfen.

Viertes Kapitel.

Handlung und Gestalten.

> Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage,
> Und manche liebe Schatten steigen auf.

Goethe hat weder beim Urfaust noch beim ersten Teil von 1808 an die Bühne gedacht, wohl aber beim zweiten Teil. Trotzdem ist der erste, dessen Wurzeln ja im Fruchtboden der Schöpferjahre von 1771 bis 1775 haften, durchweg dramatisch gefühlt und ausgeführt, so daß man nicht recht begreift, warum er so spät auf die Bühne gelangte. Versuche dazu wurden von Goethe selbst seit 1810 gemacht und wieder aufgegeben, obwohl ihm der Gedanke durch den Besuch des Fürsten Radziwill näher gerückt war, der zum ersten Teil eine nicht wertlose Musik geschrieben hatte. Nach dem Abschied Goethes von der Theaterleitung (1817) rückte der Gedanke an eine Faust-Aufführung ganz in den Hintergrund.

In Berlin wurde der Faust mit Radziwills Musik zuerst 1819 am Hofe aufgeführt, 1820 zum zweiten Mal. Die erste öffentliche Aufführung des ersten Teiles geschah auf dem

Braunschweiger Hoftheater durch dessen Leiter Klingemann am 19. Januar 1829, ohne daß Goethe an der Vorbereitung teilgenommen. Die Theater von Hannover, Dresden und Leipzig folgten noch in demselben Jahr, und an Goethes 80. Geburtstag schritt der erste Teil über die Bretter des Weimarer Hoftheaters. Heute gehört er zum sichern Bestande aller großen deutschen Bühnen mit klassischem Spielplan.

Der Faust — hier wird immer vom Ersten Teil gesprochen — ist ein Drama, kein Lehrgedicht, kein philosophisches System. Lange herrliche Stellen, namentlich vor der Gretchen-Tragödie, sind allerdings zu schade für die Bühne, können von den meisten Schauspielern nicht so gesprochen werden, daß ihre Schönheit sich den Hörern mitteilt. Das dramatische Rückgrat aber des Faust ist unzerstörbar, Gretchens Lieben und Leiden von allen dramatischen Werken Goethes das lebendigste.

Man kann auch nicht sagen, daß die erste Hälfte des ersten Teiles bis zu Gretchens Erscheinen undramatisch ist. Streng genommen gibt es nicht eine einzige unentbehrliche Abschweifung, nicht eine ‚Länge' darin. Selbst der Auftritt des Schülers gehört notwendig dazu: ohne ihn bekämen wir zu wenig vom Universitätsleben zu sehen, und es ist zu beklagen, daß Goethe seinen Plan fallen gelassen hat, eine öffentliche Doktordisputation einzuschalten. Der Entwurf und eine Anzahl angelegter Verse fanden sich im Nachlaß: Wagner sollte als ‚Opponent' auftreten, Mephisto als ‚fahrender Scholastikus' sich mit Faust über Erfahrungswissen streiten. Mephistos Worte in der Paktszene: „Ich werde heute gleich, beim Doktorschmaus, Als Diener, meine Pflicht erfüllen' sind die einzigen erhaltenen Spuren dieses Planes, dessen Ausführung uns ein klareres Bild von Fausts wissenschaftlicher Bedeutung gegeben haben würde.

Von den ersten Worten Fausts im Studierzimmer bis zu Gretchens verhallendem Verzweiflungsruf ‚Heinrich! Heinrich!' zuckt und wogt und fiebert eine ungeheure Spannung durch das einzigartige Gedicht. Die Auftritte mit dem Erdgeist und Wagner, die langen Selbstgespräche, die Chöre der Engel und Geister, die Spaziergänger, die Hexenküche: welch ein zielstrebendes Handlungsleben! Setzt man, wie man in jedem Goethischen Drama muß, äußere und innere Handlung als künstlerisch gleich, so gibt es nicht eine ganz undramatische Stelle im Faust, keine, die nicht ‚zur Sache' gehört und triebkräftig, vorwärtsdeutend wirkt. Die wechselseitige Durchdringung des Dramatischen, des Allgemeinmenschlichen und des Philosophischen, oder sagen wir besser: der Lebensweisheitfülle, macht ja die Größe dieses größten Dichterwerkes der Weltliteratur.

Selbst die Walpurgisnacht ist eine dramatische Notwendigkeit: wer mit dem Teufel einen Blutvertrag schließt, muß durch Teufel- und Hexenwesen hindurch; es war ein Meistergriff Goethes, hierzu die Blocksbergnacht zu wählen. Und welch ein furchtbarer dramatischer Gegensatz: indessen sich Gretchen in ihren Seelenqualen windet, tanzt Faust mit der jungen Hexe den wüsten Reigen. Doch mitten in dem ekellüsternen Treiben steigt vor ihm das grausige Bild eines geköpften Mädchens auf:

Mephisto, siehst du dort
Ein blasses, schönes Kind allein und ferne stehen?
Sie schiebt sich langsam nur vom Ort,
Sie scheint mit geschlossnen Füßen zu gehen.
Ich muß bekennen, daß mir deucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht.

Mephisto erklärt sie für die Meduse; doch Faust sieht deutlicher:

Fürwahr, es sind die Augen einer Toten,
Die eine liebende Hand nicht schloß.
Das ist die Brust, die Gretchen mir geboten,
Das ist der süße Leib, den ich genoß. —
Welch eine Wonne! welch ein Leiden!
Ich kann von diesem Blick nicht scheiden!
Wie sonderbar muß diesen schönen Hals
Ein einzig rotes Schnürchen schmücken,
Nicht breiter als ein Messerrücken!

Mit welchen rückwärts gewandten Gedanken, welchen qualvollen Empfindungen muß Goethe diese Verse niedergeschrieben haben!

Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch irren Lauf —
Ein Schauer faßt mich, Träne folgt den Tränen,
Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich.

Von dem Einschiebsel ‚Walpurgisnachtstraum, oder Oberons und Titanias goldne Hochzeit', das sich zwischen die Walpurgisnacht und den Auftritt ‚Trüber Tag. Feld' (Faust:

Nacht.
Straße vor Gretchens Thüre.

Valentin Soldat, Gretchens Bruder.

Wenn ich so saß bey einem Gelag
Wo mancher sich berühmen mag
Und die Gesellen mir den Flor
Der Mägdlein laut gepriesen vor
Mit vollem Glas das Lob verschwemmt.
Den Ellenbogen aufgestemmt
Saß ich in meiner sichern Ruh
Hört all dem Schwadroniren zu.
Und streiche lächelnd meinen Bart
Und kriege das volle Glas zur Hand
Und sage: alles nach seiner Art!
Aber ist eine im ganzen Land
Die meiner trauten Gretel gleicht,
Die meiner Schwester das Wasser reicht!
Top! Top! Kling! Klang! das ging herum!
Die einen schrieen: er hat recht
Sie ist die Zier vom ganzen Geschlecht.
Da saßen alle die Lober stumm.

Und nun! — das Haar sich auszuraufen.
Und an den Wänden hinauf zu laufen! —
Mit Stichelreden, Naserümpfen
Soll jeder Schurke mich beschimpfen!
Soll wie ein böser Schuldner sitzen
Bey jedem Zufallswörtchen schwitzen.
Und möcht ich sie zusammenschmeißen,
Könnt ich sie doch nicht Lügner heißen.
Was kommt heran? Was schleicht herbey?
Irr ich nicht es sind ihrer zwey.
Ists er, gleich pack ich ihn beym Felle
Soll nicht lebendig von der Stelle.

Faust. Mephistopheles.
Faust.

Aus der Valentinszene. Eigenhändige Niederschrift Goethes,
mit einigen Abweichungen von der letzten Fassung.

‚Im Elend! Verzweifelnd!') drängt, ist zu sagen, was Goethe von einem ähnlichen Falle rücksichtslosen Hineinstopfens gesagt hat: hier geschah ein Frevel. Natürlich bleibt dies Zwischenstück bei den Aufführungen des Faust weg; man sollte es auch aus den Drucken des Dramas entfernen und unter die Singspiele oder Xenien reihen. Es stört beim Lesen, ja beim bloßen Blättern. Die darin enthaltenen Epigramme waren ursprünglich als Fortsetzung der Xenien gedacht. Das formlose Hineinstopfen in den Faust war eine Wirkung der Vorbilder der Romantik.

Die Gedankenfülle im Faust allein würde das Werk nicht lebendig gestalten, durchströmte nicht die Gestalten das Blut der Wirklichkeit. Nur noch einmal ist Goethen diese Tat der Schöpferkraft bis zu solchem Grade wie im Faust gelungen: im Götz, dem gleichzeitig empfangenen und getragenen Erzeugnis seiner ersten Dichterjugend.

Am wenigsten von Goethes Menschengestaltungskunst, der ‚charakteristischen', zeigt Faust selbst. Zwar hat ihn der Dichter über alle Fauste vor ihm hoch hinaus gesteigert; ein deutlich unterscheidbarer Einzelmensch ist nicht daraus geworden, und der deutsche Forscher, der Professor an sich, ist er auch nicht mehr. Der Hauptmangel in Goethes dramatischer Dichtung: die Unfähigkeit, den tatkräftig handelnden Mann im Kampfe mit der Welt zu schildern, tritt an Faust besonders empfindlich hervor, da es sich bei ihm ja um das Leben als aufwärts führenden Kampf mit allen Mächten handelt. Selbständig sehen wir Faust eigentlich nur walten bis zum Pakt; von da ab wird er von Mephisto getrieben und geleitet. Der Mann, der beim Übersetzen der Bibel die Stelle ‚Im Anfang war das Wort' wandelt: ‚Im Anfang war die Tat', rafft sich zu keiner Tat eigensten Entschlusses auf. Selbst Gretchen zu verführen gelingt ihm nur unter Beistand Mephistos, wie er auch Valentin nicht Mann gegen Mann und allein tötet. Im zweiten Teil des Faust, der dazu bestimmt sein sollte, Lebensfluten und Tatensturm zu gestalten, wird der Held wiederum getrieben und geleitet, oder er liegt ohnmächtig, schlafend da, indessen Mephisto für ihn handelt. Der Schlüssel zu den grausigen ‚Müttern' wird ihm ohne sein Zutun geschenkt, und auf dem Gange zu ihnen sehen wir ihn nicht, der geschieht hinter der Bühne. Nicht einmal für das Verbrechen an Philemon und Baucis ist Faust verantwortlich: ‚Tausch wollt' ich, wollte keinen Raub'; ja selbst Mephisto hatte nichts Böses beabsichtigt: ein Zufall führt das Unglück herbei.

Um so machtvoller offenbarte sich Goethes schaffende Dichterkraft an Mephisto, der großartigsten unter allen seinen Gestalten. Eine ungeheure, kaum lösbare Aufgabe: die Schöpfung eines glaubhaften Wesens aus einer andern als der Menschenwelt, — wie unvergleichlich hat Goethe sie bewältigt! Und schon der Frankfurter Goethe; denn der Mephisto des Urfaust erscheint in der Schülerszene, im Auerbachskeller, in der Gretchentragödie wesentlich so wie im vollendeten ersten Teile des Faust. Schiller, dem nur das Bruchstück von 1790 vorlag, hatte die Schwierigkeit der Aufgabe richtig bezeichnet:

> Zwischen dem Spaß und dem Ernst glücklich durchzukommen; Verstand und Vernunft scheinen mir in diesem Stoff auf Tod und Leben miteinander zu ringen. — Der Teufel behält durch seinen Realism vor dem Verstand, und der Faust vor dem Herzen Recht. Zuweilen aber scheinen sie ihre Rollen zu tauschen, und der Teufel nimmt die Vernunft gegen den Faust in Schutz. Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen. Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teil des Ganzen anschmiegen wird (an Goethe, 26. 6. 1797).

Wie geistlose, langweilige Gebilde waren die Teufel der ganzen Faustliteratur vor Goethe gewesen, und was für einen Kerl stellte er in Mephisto hin! Dieses Schillern zwischen Natürlichem und Übernatürlichem, Menschlichem und Teuflischem, zwischen Satanas dem Höllenfürsten und einem geistreichen, mit allen Wassern vieltausendjähriger Erfahrung gebrannten Weltmann, der jede Rolle vollendet spielen kann, ohne unglaubwürdig zu werden, den Professor mit dem Füchslein, den lockenden Buhler zu Martha Schwertlein, den Allerweltspolitiker am kaiserlichen Hoflager — nie wieder hat Goethe diesen Gipfel der Neuschöpfung erstiegen. Mephisto ist unklar und muß es sein; die Züge, so mannigfach wie möglich, müssen sich durcheinander schlängeln, Humor, Ironie, Lebensklugheit, abgeklärte Weltweisheit, satanische

Freude am Bösen, gemütliche Teilnahme am Nützlichen, ja am Guten, — wie käme sonst dieses Geschöpf eines Dichtergehirnes zustande, das nicht begriffen, nur dank einer vollendeten Kunsttäuschung empfunden werden kann?

Mephisto scheint uns eine durchaus einheitliche Gestalt, und setzt sich doch aus lauter Widersprüchen zusammen! Wir erfahren nicht mit voller Sicherheit, ob er aller Teufel Oberster oder nur ein Abgesandter Satans, ob er der Teufel oder ein Teufel ist. Er nennt sich einen ‚Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft‘, den ‚Geist, der stets verneint‘, oder:

Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war,
Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar.

Doch hören und sehen wir von Mephisto keineswegs nur Böses. Aussprüche voll tiefer Wahrheit stehen bei ihm zwischen viehischer Gemeinheit und schneidendem Hohn. Gibt es fruchtbarere Weisheit als Mephistos Lehre an den Schüler: ‚Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, Und grün des Lebens goldner Baum‘? Und ertönt nicht von seinen Lippen das Zauberwort alles menschlichen Geistesstrebens nach oben:

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft,
Laß nur in Blend- und Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.

Welch ein Hochgenuß müßte es sein, mit solch einem Teufel über Dinge und Menschen zu plaudern! Indessen mit Vorsicht, denn so überlegen geistreich dieser Geist mit Gedanken und Worten zu spielen weiß, ein feiner Schwefelgeruch umflattert, grelle Höllenblitze umzucken ihn bisweilen, und beim scharfen Zusehen gewahren wir an den Händen des vollendeten Philosophen, Gelehrten, Weltmanns und alten Diplomaten eisenharte, messerscharfe Teufelskrallen, die uns mahnen, daß unser grades Genick in steter Gefahr ist.

So sehr Kultur, die alle Welt beleckt, sich auf den Teufel hat erstreckt, so sehr er Kavalier wie andre Kavaliere geworden, Mephisto ist geblieben, was die Völkersage der Jahrtausende in ihm geschaffen: der Sohn der Hölle. Mit all seiner Macht ist er ein Knecht des Gesetzes der Teufel und Gespenster: wo sie hereingeschlüpft, da müssen sie hinaus, und er bedarf eines Rattenzahnes, um die eine bannende Spitze des Drudenfußes auf Fausts Schwelle zu öffnen. Ihm ist keine unbedingte Gewalt über Menschenherzen gegeben; von Gretchen, die aus der Kirche kommt, muß er gestehen:

Es ist ein gar unschuldig Ding,
Das eben für nichts zur Beichte ging;
Über die hab ich keine Gewalt.

Er kann Faust nur Verführungsmittel schaffen: ‚Mit Sturm ist da nichts einzunehmen; Wir müssen uns zur List bequemen‘. Über den Blutbann ist er nicht Herr: ‚Habe ich alle Macht im Himmel und auf Erden?‘ Er kann Gretchen nur ‚mit Menschenhand‘ aus dem Kerker führen, und seine schaudernden Pferde versagen den Dienst vor dem aufdämmernden Morgen.

Der Meisterzauber, durch den Goethe dieses Geschöpf der Phantasie zum Leben rief, ist die in allen Farben flimmernde Ironie. ‚Der Charakter des Mephistopheles ist durch die Ironie und als lebendiges Resultat einer großen Weltbetrachtung etwas sehr Schweres‘ (Goethe zu Eckermann). Höhepunkte dieser großen Weltbetrachtung sind solche Stellen wie: ‚O glaube mir, der manche Tausend Jahre, An dieser harten Speise kaut‘ usw., oder: ‚Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, Was keusche Herzen nicht entbehren können.‘ Und wie unübertrefflich spielt Goethes Ironie mit dem wohlgemeinten, aber ganz zwecklosen Rate Fausts an den Teufel:

So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt!
Was anders suche zu beginnen,
Des Chaos wunderlicher Sohn!

Worauf Mephistopheles trocken spaßend erwidert: ‚Wir wollen wirklich uns besinnen, Die nächsten Male mehr davon.‘

Wir verstehen Zelters Entzücken nach dem ersten Lesen des Faust von 1808: ‚Für die glückliche Wiederherstellung des Teufels in der moralischen Welt danke ich kühnlich im Namen aller guten Patrioten. Das ist doch ein Kerl, der sich zeigen läßt.‘

Daß Faust zum großen Teil der Wortführer von Goethes eignen Gedanken ist, Mephisto Züge von Merck und Herder aufweist, braucht nicht eingehend wiederholt zu werden.

Über das Urbild Gretchens wurde in den Kapiteln Friederike und Urfaust gesprochen. Goethe sagt in Dichtung und Wahrheit kein Wort davon, daß er beim Faust an das Gretchen seiner Frankfurter Knabenliebe gedacht habe, und ein andrer erkennbarer Zusammenhang zwischen ihr und Gretchen im Faust als der Name besteht nicht. Wie vieles aber, was wir von Friederike Brion durch Goethe wissen, stimmt mit wichtigen Zügen Gretchens überein. Man lese in Dichtung und Wahrheit nach, wie Friederike Goethen ihre kleine Welt schildert, wäge noch einmal die Wucht des Selbstvorwurfes in den Versen: ‚Und seitwärts sie mit kindlich dumpfen Sinnen, Im Hüttchen auf dem kleinen Alpenfeld, Und all ihr häusliches Beginnen Umfangen in der kleinen Welt' — und man wird in dieser Gestalt mehr als in irgend einer andern des Faust die Einheit von Leben und Dichtung Goethes empfinden. Nicht erfunden, sondern erlebt klingt Fausts und Gretchens Religionsgespräch. Natürlich darf man alle solche Züge nur obenhin andeuten, wissenschaftliche Sicherheit gibt es darin nicht. Nach seiner Art, die Menschengebilde seines Herzens aus allen Lebensquellen mit Blut zu tränken, mag Goethe für Gretchen auch von Lotte Buff etwas zum ‚Tingieren' entnommen haben, z. B. die schon im Urfaust stehenden Verse über Gretchens Fürsorge für das arme kleine Geschwister.

Ein Wort zum Preise dichterischer Gestaltungskunst an Gretchen würde den Leser beleidigen. Nicht nur künstlerisch, auch menschlich, sittlich steht dieses selig-unselige Geschöpf hoch über Faust: in den lichten Augenblicken des Todesfieberwahns der Kerkerszene steigert sie sich zu der Heldengröße hinauf, die das Kreuz auf sich nimmt:

Ist das Grab drauß,
Lauert der Tod, so komm!
Von hier ins ewige Ruhebett
Und weiter keinen Schritt —

Diese Worte werden nicht im Wahnsinn gesprochen, so wenig wie die letzten Worte Gretchens:

Dein bin ich, Vater!
Rette mich!
Ihr Engel! Ihr heiligen Scharen,
Lagert euch umher, mich zu bewahren!
Heinrich! Mir graut's vor dir.

Mit dem sichern Auge des gebornen großen Künstlers für das Entbehrliche und das Notwendige hat schon der Dichter des Urfaust zwischen Gretchens Ohnmachtsworten im Dom: ‚Nachbarin! Euer Fläschchen!' und ihren ersten im Kerker: ‚Weh! Weh! sie kommen. Bittrer Tod!' nichts von den Schrecknissen dargestellt, durch die das arme Kind hindurchgeschritten ist. Ihre Flucht, die Geburt und Tötung des Kindes, ihre Gefangennahme und Verurteilung: all dieser ganze Jammer der Menschheit faßt auch uns an, wenn Gretchens Kerkertür sich auftut.

Die Gestalt Wagners wird auf unsern Bühnen meist zerrbildlich vorgeführt. Bei aller absichtlichen Satire und Ironie Goethes gegen Wissensdünkel und Wortschwall ist er doch diesem Professorenfamulus, nach neuerem Sprachgebrauch Privatdozenten, bewundernswert gerecht geworden. ‚Zwar weiß ich viel, doch möcht ich alles wissen', wünscht dieser Wagner, der später, Professor geworden, überzeugt sein wird, nicht nur alles zu wissen, sondern alles besser als alle Andern. Der sich einreden wird, man könne sich aus den Pergamenten, aus den hochgelobten Quellen in den Geist der Zeiten versetzen, sich mit dem Stolz einer Zierde der Papierwissenschaft durchdringend: ‚Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.'

Fünftes Kapitel.

Form und persönliches Mitempfinden.

Faust ist das weltumfassendste Drama der Weltliteraturen, zugleich unser schönstes lyrisches Gedicht. Durch seine Gedankentiefe zwingt er die Geister der reifen Menschen in seinen Bann; durch die in Sprachmusik aufgelöste Gefühlsinnigkeit die Herzen der Jungen und der junggebliebenen Alten.

Man bestaunt die Künste solcher Dichter, die unsre Sprache in jede noch so fremde spröde Form gezwungen, die Platen, Rückert, Bodenstedt usw. Von ihren Formkünsteleien ist nichts

unser dauernder Besitz geworden, denn es bleibt dabei: ‚Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der Nation wurzelt, sind töricht. — Sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält.‘ Sein Meisterstück innerer und äußerer Form hat Goethe auch sprachlich und rhythmisch im Faust vollbracht, worauf schon wiederholt hinzuweisen war. Seine Formenkunst im Faust steht um so höher, mit je einfacheren Mitteln sie geleistet wurde. Alle Zauber des deutschen Verses walten frei und doch anmutig gebunden. Für einen lebensvollen Unterricht in deutscher Verskunst gibt es kein besseres Lehrbuch als den Faust, beide Teile; doch genügt schon der erste, der, abgesehen von Zueignung und Vorspiel, nichts aus dem fremden Formenschatz entliehen hat. Der deutschen Poesie muß es nach wie vor unverwehrt bleiben, sich zu bestimmten Zwecken ohne Formenspielerei der ausländischen Maße zu bedienen; jedoch die Magna Charta echtdeutscher Dichtform wird für alle Zeit Faust Erster Teil bleiben. Dem schon auf manche heimliche Schönheiten Goethischer Verssprache hingewiesenen Leser braucht hier nicht die ganze Kleinodienkammer der Formenkunst im Faust erläutert zu werden; er wird bei aufmerksamem, zumal bei halblautem Wiederlesen unendlich viele Schmuckstücke erkennen. Daß er sie bisher für Selbstverständlichkeiten und Alltäglichkeiten gehalten, beweist nur, wie vollkommen es Goethe gelungen ist, durch die Reinheit der inneren Form die bloß äußerliche vergessen zu machen.

Man höre auf, vom ‚Knittelvers‘ des Faust zu sprechen, denn mit diesem Wortklang verbindet sich unwillkürlich etwas Geringschätziges. Man sage fortan: deutscher Vers, und sei sich bewußt, daß man damit sagt: freiester, reichster Vers aller Literaturen. Wie arm ist gegen diese grenzenlose Bieg- und Schmiegsamkeit z. B. der Hexameter mit seinen unerschütterlichen 6 Takten, deren letzter unweigerlich zweisilbig sein muß; der Hexameter mit seinen nur 32 Möglichkeiten gegen die unberechenbare Zahl der zulässigen und wirksamen Formen und Verschlingungen des deutschen Verses!

Feierlich ertönt die achtzeilige Stanze der Zueignung mit ihrem strengen, dreimal weit ausgreifenden, dann in sich zurückkehrenden Maß und Reim. Zwischen Scherz und Ernst wechselt das Vorspiel auf dem Theater, worin der Dichter sein Innerstes zuerst in weihevollen Stanzen ausspricht, dann zur deutschen Liedform übergeht (‚So gib mir auch die Zeiten wieder‘), wogegen der Direktor und die Lustige Person sich in gereimten, aber losen Gesprächsversen bewegen.

Einen ähnlichen Wechsel lyrischer Strophen und freier Plauderverse zeigt der Prolog im Himmel. Die Strophen der drei Erzengel sind eins der erhabensten Stücke Goethischer Feierklangslyrik.

Den unvergleichlichen Versbaumeister Goethe von Auftritt zu Auftritt, ja von Satz zu Satz bewundernd zu begleiten, ist hier, leider, unmöglich. Für den Kunstgenuß am Faust gedeiht aus einer liebevollen Aufhellung dieser Art, die jeder Leser selbst vornehmen kann, mehr Frucht, als aus der feinsten philosophischen oder entstehungsgeschichtlichen Aufdröselung. Man darf zuverlässig aussprechen, es gibt nicht eine halbe Seite im Faust, selbst in den Gesprächsteilen, ohne entzückende Schönheiten für den, der Dichtungen, nach Goethes Rat, nicht bloß liest, sondern innerlich mitsingt. Diese Schönheiten haften an Mephistos Reden so gut wie an Fausts und Gretchens. Es ist durchaus nicht von ungefähr, wenn Mephisto die Grundbedingung des Paktes beginnt mit einem Vers: „Ich will mich hier zu deinem Dienst verbinden‘, dessen erste einsilbige Worte mit ihrer haarscharfen Cäsur wie Hammerschläge aufdröhnen. Oder daß er in ‚Wald und Höhle‘ das überströmende Gefühl Fausts verhöhnend nachahmt durch einen einzigen schwärmenden Satz von 11 Versen (‚Ein überirdisches Vergnügen‘), der durch eine zotige Gebärde am Schlusse ins Gegenteil verzerrt wird.

Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält, in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.

Dies spricht Faust, dies läßt ihn Goethe aus der eignen Doppelseele sprechen: aus diesem Gefühl innern Widerstreites ist der Faust geboren. Wissensdrang und Lebensfreude, graue

Theorie und goldner Lebensbaum, dürre Heide und schöne grüne Weide — diese zwei Hauptgegensätze menschlichen Lebens und Strebens kehren im Faust zu immer neuem Kampfe miteinander wieder. Schwerlich hat es je einen Dichter und Forscher gegeben, der in so jungen Jahren wie Goethe so tief von der Nutzlosigkeit der Schulweisheit durchdrungen gewesen wäre: ‚Ich hatte mich in allem Wissen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen worden.‘ Schon die ironische Lateinstelle in dem Briefe des Leipziger Studenten an den Vater über die unvergleichliche Herrlichkeit des Professorentums (S. 37) ist eine Vorausnahme der Absage Fausts im Eingange des ersten Selbstgesprächs an die gelehrte Wortkramerei, mit der alle vier Fakultäten ihre Schüler an der Nase herumziehen.

Goethes Faust ist seine allerpersönlichste Dichtung. Wer seine Briefe, zumal die aus der vorweimarischen oder der voritalischen Zeit sorgsam gelesen, dem ist's beim ersten Teil des Faust, als lese er alles noch einmal in gebundener Form. Man könnte eine doppelspaltige Ausgabe des Faust veranstalten, links die Dichtung, rechts die gleich oder ähnlich klingenden Sätze Goethes in Briefen und Gesprächen. Aber wie vergleichsweis winzig wenig von Goethes gesamtem Seelenleben können uns die zehntausend Briefe und die halbentstellten Gespräche offenbaren — gegenüber dem ungemessenen Meer von Gedanken und Gefühlen, das in den 40 Jahren zwischen den ersten faustischen Regungen und dem Abschlusse des ersten Teils dieses Hirn und Herz durchwogt hat. Wahrlich, Literaturgeschichte ist das Fragment der Fragmente; was sind z. B. die etlichen uns erhaltenen Briefe zwischen Goethe und Merck im Vergleich mit ihrem mündlichen Verkehr, von dem es bei Eckermann einmal heißt: ‚Merck und ich waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles.‘

Wie durch und durch goethisch-persönlich sind solche Verse der Sehnsucht nach reinmenschlichem Leben am Busen der Natur: ‚Ach! könnt' ich doch auf Bergeshöhn In deinem lieben Lichte gehn, Von allem Wissensqualm entladen, In deinem Tau gesund mich baden!‘ — Goethes schriftstellerischer Grundsatz: ‚Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen‘ steht fast wörtlich so in dem Jünglingsschriftchen ‚Nach Falconet und über Falconet‘ (vgl. S. 166).

Die schon im Urfaust sich findende Verachtung der Geschichtsdünkler: ‚Was ihr den Geist der Zeiten heißt, Das ist im Grund der Herren eigner Geist, In dem die Zeiten sich bespiegeln‘, ist bis zuletzt Goethes Überzeugung von der Unmöglichkeit geschichtlicher Wahrheit geblieben. Und der Hohn gegen die vielgerühmte Belehrung durch die Geschichte: ‚Soll ich vielleicht in tausend Büchern lesen, Daß überall die Menschen sich gequält, Daß hie und da ein Glücklicher gewesen?‘ tönt wieder aus Goethes großem Gespräch mit Luden, dem Jenaischen Professor der Geschichte:

> Und wenn Sie nun auch alle Quellen zu klären und zu durchforschen vermöchten, was würden Sie finden? Nichts anderes als eine große Wahrheit, die längst entdeckt ist, — daß es zu aller Zeit und in allen Ländern miserabel gewesen ist; die Menschen haben sich stets geängstigt und geplagt, sie haben sich und anderen das bißchen Leben sauer gemacht.

Das eine Menschengefäß Faust genügte Goethen nicht zur Aufnahme seiner Innenwelt. Sie sprudelte so überfließend reich, daß Mephistopheles aushelfen mußte. Dessen Worte: ‚Laß alles Sinnen sein, Und grad' mit in die Welt hinein! Ich sag' es Dir: ein Kerl, der spekuliert, Ist wie ein Tier‘ usw. — wie oft hat Goethe sie dem spekulierenden Fritz Jacobi gegen dessen Pfahl im Fleische vorgehalten.

Sechstes Kapitel.

Nachlese.

Außergewöhnliche Schwierigkeiten bietet, wie gesagt, der Faust dem Verständnis des nachdenklichen Gebildeten nicht. Leider gibt es bis heute keine Sonderausgabe, die sich auf die unumgänglich nötigen wortkargen Sacherklärungen einzelner Stellen beschränkt; die meisten Herausgeber erklären viel zu viel, machen das Buch dick und ermüden den Leser. Hier sollen nur ein paar Winke denen gegeben werden, die sich mit der Ausgabe des Faust allein begnügen.

Über den Wortlaut des Verses ‚Mein Leid ertönt der unbekannten Menge' in der dritten Strophe der Zueignung wird gestritten; in ältern Ausgaben steht: Lied. Dies ist wahrscheinlich ein Druckfehler: die Wiederholung von ‚Lied' im zweitfolgenden Verse wäre ungoethisch und matt.

Das Vorspiel auf dem Theater ist eine vertiefte Nachbildung des Vorspiels in Kalidasas Sakuntala, die Goethe 1791 in der Forsterschen Übersetzung gelesen hatte (vgl. S. 313). — Daß er den Prolog im Himmel nach dem Buche Hiob geschaffen, hat Goethe selbst zugegeben und gerechtfertigt (vgl. S. 530). Aber wie frei und eigengehaltig hat er sein Vorbild umgestaltet!

Zur Erklärung des Namens Mephistopheles gibt es eine umfangreiche Literatur. Da Goethe ihn fertig vorfand und selbst nicht wußte, was er bedeute (an Zelter, 20. 11. 1829), so geht die ganze Erklärerei den Leser des Faust nichts an, zumal da bis heute keine befriedigende Deutung gefunden ist.

Zu der herrlichen Stelle in Fausts erstem Selbstgespräch von den ‚Himmelskräften, die auf und nieder steigen und sich die goldnen Eimer reichen, mit segen-duftenden Schwingen vom Himmel durch die Erde dringen, harmonisch all das All durchklingen' — so schon im Urfaust —, hat man in einer Schrift des Philosophen van Helmont (1691) eine Stelle gefunden, die Goethe benutzt habe. Ob er dies getan oder nicht, ist an sich gleichgültig, es sei denn um uns bewundern zu lassen, was unter dem Zauberstabe des Dichters aus der nüchternen Prosa eines Pedanten geworden ist. Bei Helmont heißt es von dem Wirken der Kräfte zwischen Himmel und Erde: ‚Dieser Weg ist kein andrer, kann auch kein andrer sein, als welcher durch Jakobs Leiter vorgestellet worden: denn gleicherweise wie auf derselben die Engel Gottes auf und nieder steigen, also steigen die wesentlichen lebendigen Kräfte oder geistlichen Leiber der himmlichen Lichter unabläßlich von oben herab durch die ätherische Luft zu dieser untern Welt, als von dem Haupt zu den Füßen.' Daß Goethe das Bild der Jakobsleiter nicht aus einem alten Philosophen zu leihen brauchte, versteht sich für jenen Bibelfesten von selbst.

Beim Erdgeist hat sich der Dichter Goethe natürlich nichts von dem gedacht, was ein wortemachender Philosoph ihm untergeschoben (S. 536), sondern sich einfach an die Begriffe der Naturforscher des Faustischen Jahrhunderts gehalten. Danach hatte jeder Planet seinen besondern Geist, die Erde den ihrigen. Wie Goethe diese Vorstellung durch seinen Erdgeist umbilden wollte, zeigt der handschriftliche Entwurf zu S. 532: ‚Erscheinung des Geistes als Welt- und Tatengenius.' Spätere Erwähnungen des Erdgeistes im Faust, namentlich die in ‚Wald und Höhle':

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen —

stehen mit dem ersten Erscheinen des Erdgeistes in Widerspruch, und die Gelehrsamkeit hat sich bemüht, diesen Widerspruch mit philosophischem Scharfsinn zu lösen. Als ob ein Dichter ein Logiker oder Mathematiker wäre, bei dem jedes Wort mit jedem andern stimmen müßte! Als ob ihm nicht gestattet wäre, seinem Helden Faust in verschiedenen Zeiten und Stimmungen verschiedene Vorstellungen vom Wesen einer so unfaßbaren Macht wie des Erdgeistes in die Seele und auf die Lippen zu legen!

Über die Ursprungszeit des Auftrittes Vor dem Tor wird noch immer heftig gestritten. Er steht nicht im Urfaust, fehlte auch in dem Bruchstück von 1790. Ob nicht um 1790 schon einiges davon fertig oder angelegt war, ist mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Die verschiedenen Stilfarben, die derberen, volkstümlicheren Stellen zwischen den klassisch abgeklärten und den gelegentlich altersversteiften, beweisen so gut wie nichts zur Entstehungsgeschichte: Goethe besaß noch spät die Herrschaft über alle möglichen Stile und hat sie nirgend stärker geübt als beim Ausfüllen der Lücken des Urfaust und des Bruchstückes von 1790. Die örtlichen Anspielungen auf die Frankfurter Umgegend (Jägerhaus, Wasserhof) sprechen noch nicht für die Entstehung schon in den Frankfurter Jahren. Aus der Ähnlichkeit des sehnsüchtigen Gedankens an das Fliegenkönnen beim Anblick des Kranichs, ‚Der über Flächen, über Seen nach der Heimat

strebt', mit einer Stelle im Werther (18. Aug.) folgt garnichts für eine Niederschrift jener Faust-Stelle schon im Jahr 1774; denn der Dichter hegt die Welt seiner Grundgefühle, ausgesprochen und unausgesprochen, immer in sich, und Goethe bekannte selbst, daß er sich mit Lieblingsstoffen und -Gedanken ganze Menschenalter hindurch getragen hat. — Vollkommene Unkunde vom Wesen eines Dichters spricht aus der Behauptung, daß der Spaziergang vor dem Tor gleichzeitig entstanden sei mit der Stelle in einem Brief an Auguste Stolberg von 1775: ,Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagwerks göttergleich sich freuen.' Daß die Städter abends spazieren zu gehen lieben, war auch dem Weimarer Geheimrat nicht ganz unbekannt.

Kein unbefangener, aufmerksamer Leser wird den Geisterchor: ,Weh! Weh! Du hast sie zerstört, Die schöne Welt' — nach dem Fluche Fausts — für den Gesang böser Geister halten. Weder entstehungsgeschichtlich noch inhaltlich ist diese Auffassung begründet. Goethe hörte in dem Puppenspiel von Faust die Stimmen warnender guter und lockender böser Geister, wie sie schon bei Marlowe erklingen, und gestaltete sie mit dichterischer Freiheit um. Inhaltlich spricht nicht ein Wort des Goethischen Chors für böse Geister. Der entsetzliche Fluch Fausts, der alles Edelste, Erstrebenswerteste, ja das Göttliche im Menschenleben vermaledeit, weckt einen Widerhall der beleidigten Natur, einen Aufschrei des Menschheitgewissens, des idealen Sinnes der Welt, und gute Geister, wenn man will die Stimmen seines unzerstörbaren besseren Selbst, rufen ihm zu: ,Wir tragen die Trümmern — der von Faust vernichteten Welt — ins Nichts hinüber, und klagen über die verlorene Schöne.' Daran knüpfen sie die Pflichtforderung, Faust solle eine prächtigere Welt in seinem Busen aufbauen, neuen Lebenslauf mit hellem Sinne beginnen. Sprechen so böse Geister? Wo steht hier ein Wort der Verlockung Fausts zu Bösem? Natürlich ist der Geisterchor für Mephistopheles überraschend, unbequem, und dieser versucht Faust zu beschwichtigen: das seien Stimmen von Höllengeistern, die ihn locken wollen. Auf das bloße Zeugnis Mephistos werden wir den klaren Wortlaut des Chors nicht in sein Gegenteil verdrehen.

Für die Gretchentragödie wird auf die zahlreichen sie betreffenden früheren Bemerkungen verwiesen. Erinnert sei, daß der Auftritt ,Dom' ursprünglich als Totenfeier für Gretchens Mutter gedacht war (vgl. S. 180).

Mephistos zur Zither gesungenes Lied: ,Was machst du mir, Vor Liebchens Tür' hat Goethe mit Anklingen an Ophelias Lied (Hamlet 4, 5) gedichtet und sein Verfahren gerechtfertigt: ,Warum sollte ich mir die Mühe nehmen, ein eignes zu erfinden, wenn das von Shakespeare eben recht war und eben das sagte, was es sollte?' (zu Eckermann, 18. 1. 1825).

Der Auftritt ,Trüber Tag. Feld' (Faust: Im Elend! Verzweifelnd!) stand fast wörtlich schon im Urfaust. Es fällt auf, daß Goethe bei der letzten Umarbeitung die Prosa stehen ließ (vgl. seinen Brief an Schiller S. 533). So gut wie es ihm gelang, die ursprüngliche Prosa der Kerkerszene ohne Abschwächung ihrer erschütternden Wucht in Verse zu wandeln, wäre ihm das auch in der andern gelungen. Es wird nie glücken, Goethes künstlerische Gründe bloßzulegen, die ihn zum Stehenlassen der Prosa bestimmten.

Für die späte erste Aufführung in Weimar dichtete Goethe noch einen Engelchor nach ,Ist gerettet':

Im Wolkenschoß gebettet,
Heran! Heran!
In Engelsarmen
Entführt zu erwarmen,
Find' Erbarmen,
Erbarmen, Erbarmen.

Ein Glück, daß dieser Opernschluß nicht in die Ausgabe des Faust überging.

Aus den andern im **Nachlaß** aufgefundenen Bruchstücken zum Faust wurde schon einiges mitgeteilt (S. 533); andres ist hier zu erwähnen. Im April 1800 schrieb Goethe eine Abkündigung zum Faust, 9 Reimverse, gewiß nur als einen vorläufigen Abschied, denn um die Zeit war das Werk auch nach seiner Ansicht noch nicht abgeschlossen. Es heißt darin:

Des Menschen Leben ist ein ähnliches Gedicht,
Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

In einem Zusatze zum Vorspiel auf dem Theater spricht die Lustige Person: ‚Denn es verzeihen selbst gelegentlich die Frauen, Wenn man mit Anstand den Respekt vergißt.'

Von den gar nicht ausgeführten Entwürfen ist der zu einer Szene ‚Vor dem ersten Auftreten Gretchens' bemerkenswert: ‚Kleine Reichsstadt. Das anmutige Beschränkte des bürgerlichen Zustandes. Kirchgang. Neugetauftes Kind. Hochzeit.' Es ist fraglich, ob Gretchen uns durch die Ausführung anschaulicher geworden wäre als in der knapperen Form des Urfaust und des ersten Teils.

Von furchtbarer Wirkung dagegen wäre die geplante ‚Hochgerichtserscheinung' geworden, durch die Faust Gretchens drohendes Schicksal erfahren sollte. Nach einem Chor der Geister ums Hochgericht: ‚Wo fließet heißes Menschenblut, Der Dunst ist allem Zauber gut', erblickt Faust:

> Gedräng. Sie ersteigen einen Baum. Reden des Volks (über die Verurteilte). Auf glühendem Boden. Nackt das Idol. Die Hände auf dem Rücken. Bedeckt nicht das Gesicht und nicht die Scham. Gesang. Der Kopf fällt ab. Das Blut springt und löscht das Feuer. Nacht. Rauschen. Geschwätz von Kielkröpfen. Dadurch Faust erfährt. Faust. Mephistopheles.

Heute ist es uns nicht recht begreiflich, wie nach dem Erscheinen von Goethes Faust deutsche Dichter auf den Gedanken verfallen konnten, immer von neuem einen Faust zu dichten. Es gibt über 70 nach Goethes Werk geschriebene Fauste! Unabhängig von Goethe war des Malers Müller Faust entstanden (1776). ‚Mag dieser mein Faust nur Fußgestell eines Würdigeren sein!' hieß es mit ahnungsvoller Weissagung in seiner Vorrede von 1778 zu ‚Fausts Leben'.

Gleichfalls unabhängig von Goethe war Klingers Roman ‚Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt' (1791), der matteste von den drei Fausten des Sturms und Dranges.

Von den späteren Faust-Dichtern seien nur genannt, nicht näher betrachtet: Chamisso, Klingemann, Grabbe, Platen, Bechstein, Lenau, Tieck, Gutzkow, Heine.

Siebentes Kapitel.

Der zweite Teil des Faust.

1. Arbeit und Plan.

> Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im zwanzigsten Jahr konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen und ein solches inneres, lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden (an Zelter, 1. 6. 1831).

Der Plan zu einem zweiten Faust wurde gleichzeitig mit dem zum Ausfüllen der großen Lücke des Bruchstückes von 1790 entworfen; der handschriftliche Entwurf zu S. 532 spricht von einem zweiten Teil mit dem Inhalt: Tatengenuß nach außen, Genuß mit Bewußtsein, Schöpfungsgenuß von innen. Einige große Stücke des zweiten Teils, namentlich aus der ‚Helena', waren sogar früher entstanden als die Ergänzungen des ersten Teils. Nehmen wir das Jahr 1774 als das der ersten Niederschrift von Blättern des Urfaust an, so bekommen wir einen Zeitraum von 32 Jahren bis zum Abschlusse des ersten Teils (1806); und da der Helena-Akt, der als schattenhafter Plan wohl schon in Frankfurt dem Dichter des Urfaust vorschwebte, im September 1800 ausgeführt wurde, so ergibt sich für die Gesamtarbeit am zweiten Teil die ganze Zeitspanne von 1800 bis kurz vor Goethes Tode, über 31 Jahre.

Zwischen 1800 und 1825 geschah am zweiten Faust so gut wie nichts, mit Ausnahme eines Inhaltsentwurfes von 1816, der für Dichtung und Wahrheit bestimmt war, aber erst im Nachlaß aufgefunden wurde. Von diesem Entwurf, der von der späteren Gestalt wesentlich abwich, wird weiterhin zu sprechen sein.

Im Februar 1825 verzeichnet Goethes Tagebuch die Wiederaufnahme der Arbeit; damals änderte er seinen ursprünglichen Plan, Helena in Deutschland auftreten zu lassen. Inzwischen hatte ihn nämlich der griechische Befreiungskampf auf die mittelalterlichen Besiedelungen Griechenlands durch die Franzosen hingelenkt, und nun wurde Faust als

Besitzer einer der fränkischen Burgen im Peloponnes in die Heimat der Helena versetzt. — Im April 1827 wurde der zuerst fertig gewordene dritte Akt des zweiten Teils gedruckt.

Schon im März 1826 las Goethe ein Stück des ersten Aktes seinem Eckermann vor. Gegen Ende 1827 waren die Auftritte am Kaiserhofe fertig und erschienen bald darauf in der neuen Ausgabe der Werke letzter Hand.

Vom Frühling 1828 ab hat Goethe, zunächst mit bedächtiger Langsamkeit, dann mit dem zunehmenden Vollendungseifer des auf den Tod vorbereiteten Greises am zweiten Teil des Faust weiter geschaffen. Mancherlei Störnis durch die Fülle der Ablenkungen, dann der Tod Karl Augusts, unterbrachen die Arbeit, bis an der Grenze der Tage der sich ein letztes Mal aufbäumende Titanentrotz den einundachtzigjährigen Dichter ausrufen ließ: ‚Es soll mich nun aber auch nichts mehr vom Faust abbringen; denn es wäre doch toll genug, wenn ich es erlebte, ihn zu vollenden‘ (10. 1. 1830). Selbst die furchtbare, fast tötliche Erschütterung durch seines Sohnes Hinscheiden unterbrach nur für wenige Tage die rastlose Abschlußarbeit. An Zelter heißt es am 1. Juni 1831:

> Fahre ja fort, mein Guter, aus der reichen äußern Ernte mir von Zeit zu Zeit einige Büschel zuzuschicken, indes ich ganz ins innere Klostergartenleben beschränkt bin, um, damit ich es nur mit wenig Worten ausspreche, den zweiten Teil meines Faust zu vollenden. Es ist keine Kleinigkeit, das was man im zwanzigsten konzipiert hat, im zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengeripp mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden, auch wohl dem fertig Hingestellten noch einige Mantelfalten umzuschlagen, damit alles zusammen ein offenbares Rätsel bleibe, die Menschen fort und fort ergötze und ihnen zu schaffen mache.

Einen Monat vor seinem letzten Geburtstag kann Goethe in sein Tagebuch schreiben: ‚Das Hauptgeschäft zustande gebracht‘, — als das Hauptgeschäft seiner letzten Lebensfrist betrachtete er den Abschluß des Faust. ‚Mein ferneres Leben‘, sagte er zu Eckermann, ‚kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich etwa noch tue.‘ Die Handschrift wurde im August 1831 eingesiegelt, im Januar 1832 doch wieder zu kleinen Feilstrichen und Ergänzungen aufgeschnürt. Mit dem letzten von Goethes Hand unterzeichneten Briefe vom 17. März 1832 an W. von Humboldt über die Gesamtarbeit am Faust finden seine ‚redlichen, lange verfolgten Bemühungen um dieses seltsame Gebäu‘ ihr Ende. ‚**Finis**‘ hatte Goethe unter den letzten Vers geschrieben. — Noch im Jahr seines Todes erschien **Faust, der Tragödie zweiter Teil** in fünf Akten.

Von einem einheitlichen, festen Plan zum zweiten Teil kann nur für die letzten Lebensjahre Goethes die Rede sein. Der Entwurf von 1816 (vgl. S. 550) beweist, daß die Ausführung ursprünglich ganz anders gedacht war, im ganzen wie im einzelnen. In jenem Entwurf geht die Handlung viel klarer, menschlicher, unsymbolischer vor sich, wenngleich die Geisterwelt wie im ersten Teil überall mitspielt. Sowohl die Auftritte am Kaiserhofe, wie selbst die mit Helena und Euphorion sind dort, trotz allem Zauberwesen, faßlich. Vom Homunkulus steht nichts darin; Fausts und Helenas Sohn kommt auf natürliche Weise um: er wird in einem Raufhandel mit tanzenden Landleuten und Soldaten erschlagen. Der Schluß im katholischen Himmel wird nicht erwähnt. Goethe scheint 1816 daran nicht gedacht zu haben, denn der Schluß jenes Entwurfes lautet: ‚Indessen altert Faust, und wie es weiter gegangen, wird sich zeigen, wenn wir künftig die Fragmente oder vielmehr die zerstreut gearbeiteten Stellen dieses zweiten Teils zusammen räumen.‘

Wie sehr sich Goethen sein unbestimmter Plan durch das Erstrecken über unendliche Zeiten der Ausarbeitung verschob, beweist die Umgestaltung des Sohnes der Helena in den symbolischen Euphorion-Byron: ‚Ich hatte den Schluß früher ganz anders im Sinne. — Dann brachte mir die Zeit dieses mit Lord Byron und Missolongi, und ich ließ gern alles übrige fahren‘ (zu Eckermann).

Das Stück im Stück: das Drama Faust und Helena, ist der älteste Bestandteil des zweiten Teiles. Die Heraufbeschwörung der Helena kommt in der Faust-Sage von jeher vor, steht im ältesten Faustbuch und war schon von Marlowe seinem Drama einverleibt worden. ‚Es ist eine meiner ältesten Konzeptionen, sie ruht auf der Puppenspiel-Überlieferung‘ (Goethe an W. von Humboldt).

Anstatt des jetzigen Schlusses hatte Goethe ursprünglich einen ungeheuer dramatischen, viel großartigeren geplant: Christus als Weltenrichter, also etwa wie ihn Michelangelo in der Sixtinischen Kapelle gemalt, sollte den großen Spruch über Fausts Ende sprechen und zwischen dem Vertreter der strebenden Menschheit und dem der Macht des Bösen entscheiden. ‚Der Reichsverweser herrscht vom Thron‘: diesen Vers hatte sich Goethe für den Schlußauftritt aufgeschrieben. Ein kräftiger äußerer Anstoß, etwa der Anblick eines großen Stiches jenes Bildes von Michelangelo, und wir besäßen jetzt einen Abschluß des Faust, der an erhabener Gewalt den Prolog im Himmel noch überböte.

Ein zweiter Teil des Faust sollte und konnte nur den Zweck erfüllen, dem Drama vom Irren des Menschen zwischen idealem Streben und Lebensgenuß, von der Dumpfheit und Leidenschaft, wie Goethe den Inhalt des ersten Teiles bezeichnet, eine höhere Stufe anzubauen, auf welcher der Mensch Faust, und in seinem Bilde die Menschheit, durch Tatengenuß zur Schönheit, zum ‚Schöpfungsgenuß von innen‘ emporstiege. In Lebensfluten, im Tatensturm wallt der Erdgeist auf und ab, webt er hin und her, und seinesgleichen berühmt sich Faust zu sein. Der Chor der Geister seines edleren Selbst hat ihn nach dem grausigen Fluche aufgerufen, die zerstörte schöne Welt in seinem Busen prächtiger aufzubauen, mit hellem Sinne neuen Lebenslauf zu beginnen, und bald darauf hat Faust sich bereit erklärt:

> Stürzen wir uns in das Rauschen der Zeit,
> Ins Rollen der Begebenheit!
> Da mag denn Schmerz und Genuß,
> Gelingen und Verdruß,
> Miteinander wechseln, wie es kann;
> Nur rastlos betätigt sich der Mann.

Aber schon ohne die Kenntnis dieser im Bruchstücke von 1790 noch fehlenden Stelle hatte Schiller am 26. Juni 1797 Goethen zugerufen: ‚Es gehörte sich meines Bedünkens, daß der Faust in das handelnde Leben geführt würde.‘ Innere Läuterung durch Mannestat, Selbsterziehung zur menschlichen Charakterhöhe: sie mußte, wenn der Faust des ersten Teils eine gleichwertige Ergänzung finden sollte, der Inhalt eines zweiten sein.

Was ist in Goethes zweitem Faust aus dem handelnden Leben des Helden geworden? Im ganzen betrachtet: Maskenzug, Mummenschanz, Symboltat, Kirchenschaugepränge — alles vielfach durchsetzt mit Singspiel- und Opernwesen. Nach den Schrecknissen am Schlusse des ersten Teils sehen wir in anmutiger Gegend Faust auf blumigen Rasen gebettet, unruhig, schlafsuchend, umgaukelt von einem singenden Geisterkreis, anmutigen kleinen Gestalten. Statt einer aus inneren Qualen geborenen Läuterung, die zur wahren Reue des Mannes, zur Tat, anfeuert, ruft Ariel die Geister auf:

> Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,
> Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
> Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Der Chor singt Strophen voll entzückender lyrischer Schönheit, schließt aber mit der Mahnung: ‚Alles kann der Edle leisten, Der versteht und rasch ergreift.‘ Hierauf hören wir ein sehr schönes Selbstgespräch Fausts, doch nicht ein Wort darin über das Entsetzliche, durch das er soeben erst hindurchgeschritten.

Goethe hat sich zu Eckermann — nach einem Blatt aus dessen Nachlasse — über den im höchsten Grade befremdenden Eingang des zweiten Teils geäußert:

> Hier also der Anfang! Da Sie mich kennen, so werden Sie nicht überrascht sein, ganz in meiner bisherigen milden Art! es ist, als wäre alles in dem Mantel der Versöhnung eingehüllt. Wenn man bedenkt, welche Greuel beim Schluß (des ersten Teils) auf Gretchen einstürmten und rückwirkend Fausts ganze Seele erschüttern mußten, so konnt' ich mir nicht anders helfen, als den Helden, wie ich's getan, völlig zu paralysieren und als vernichtet zu betrachten, und aus solchem scheinbaren Tode ein neues Leben anzuzünden. Ich mußte hierbei eine Zuflucht zu wohltätigen, mächtigen Geistern nehmen, wie sie uns in der Gestalt und im Wesen von Elfen überliefert sind. Es ist alles Mitleid und das tiefste Erbarmen. Da wird kein Gericht gehalten, und da ist keine Frage, ob er es verdient oder nicht verdient habe, wie es etwa von Menschen-Richtern geschehen könnte. Bei den Elfen kommen solche Dinge nicht in Erwägung.

Nur eine Möglichkeit gäbe es, auch bei uns solche Dinge nicht in Erwägung kommen zu lassen: wenn Faust fortan aus eignem Entschluß so großartige Taten vollbrächte, daß die Gretchen-Tragödie — zwar nicht vergessen würde, aber als eine in Fausts aufsteigender Entwicklung schicksalsnotwendige Stufe herbster Mannesprüfung erschiene, nach dem Goethischen Wort: ‚Und dein Streben, sei's in Liebe, Und dein Leben sei die Tat!‘ Wo in Fausts fernerem

Leben, wie es der zweite Teil schildert, ist die Tat? Es kam Goethen als das Nächstliegende vor, seinen erwachenden Faust zum kaiserlichen Staatsdiener zu machen. Aber was tut dieser in seiner neuen Rolle Großes? Er wirkt mit beim Einführen des Papiergeldes und steigt ins düstre Reich der ‚Mütter' nieder, um dem Hofe die schöne Helena zur Lustschau heraufzuholen. Doch nicht einmal diese ‚Taten' vollbringt er aus eigner Kraft, sondern Mephistopheles führt ihm überall Hand und Fuß. Selbst der so wundervoll beschriebene schaurige Weg ‚Ins Unbetretene, nicht zu Betretende; Ein Weg ans Unerbetene, nicht zu Erbittende' wird zu einem kinderleichten Kunststück, denn Mephisto gibt ihm den Zauberschlüssel: ‚Der Schlüssel wird die rechte Stelle wittern, Folg ihm hinab, er führt dich zu den Müttern.' Wenn Goethe dann seinen solchermaßen geleiteten Faust ‚eine entschieden gebietende Attitüde mit dem Schlüssel' machen läßt, so weicht von uns jedes Schaudern, das doch ‚der Menschheit bestes Teil' sein soll. Vollends ernüchtert sind wir an dieser höchst bedeutsam bezweckten Stelle, wenn Mephisto spricht:

Er (der Schlüssel) schließt sich an, er folgt als treuer Knecht;
Gelassen steigst du, dich erhebt das Glück,
Und eh' sie's merken, bist mit ihm zurück.
Und hast du ihn einmal hierher gebracht,
So rufst du Held und Heldin aus der Nacht,
Der erste, der sich jener Tat erdreistet;
Sie ist getan und du hast es geleistet.
Dann muß fortan, nach magischem Behandeln,
Der Weihrauchsnebel sich in Götter wandeln.

Kurz gesagt: wir gewinnen aus Fausts Taten im zweiten Teil nicht den Eindruck des Ernstgemeinten, sehen den Dichter mit seinem gewaltigen Gegenstande spielen. Selbst die inhaltlich großartige letzte Stufe des Erdenganges Fausts, auf der er endlich zum ‚Schöpfungsgenuß von innen' gelangt, erscheint uns ihres reinmenschlichen Wertes dadurch entkleidet, daß wir Mephisto als den eigentlichen Ausführer der Taten Fausts kennen. Dieses unser Gefühl teilt ja der Held, der die Worte spricht:

Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen,
Die Zaubersprache ganz und gar verlernen,
Ständ' ich, Natur, vor dir, ein Mann allein,
Da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.

Goethe hatte ursprünglich tatenverheißendere Pläne mit dem Faust des zweiten Teiles. Ein Satz in dem Entwurfe von 1816 lautet: ‚Faust glaubt sich nun genug ausgestattet und entläßt den Mephistopheles, führt Krieg mit den Mönchen, rächt den Tod seines Sohnes und gewinnt große Güter.' Allerdings sollte er auch hierzu die ihm von Mephisto gestellten Helfershelfer zur Seite haben: Raufebold, Habebald, Haltefest. Wie sich ihm der Plan später umgestaltete, wurde Mephistopheles die Hauptperson des zweiten Teils, Faust zu einer von ihm vorwärts gestoßenen Puppe, und Fausts schönste Tatworte klingen uns nicht echt:

Nach drüben ist die Aussicht uns verrannt;
Tor, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet,
Sich über Wolken seinesgleichen dichtet!
Er stehe fest und sehe hier sich um;
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Es ist Goethe mit seinem Drama von der Erziehung des Menschengeschlechtes zum Schlusse nicht anders ergangen als mit seinem Roman von der Erziehung des einzelnen Dilettanten Wilhelm Meister in Leben und Kunst. Wir sollen ihn und Faust am Ende einer langen Laufbahn von Lehrjahren als Lebensmeister sehen; aber wir wissen nicht, auf welche Weise sie diese Meisterschaft erworben haben, um sie zu besitzen. Vischer, der Todfeind des zweiten Teiles des Faust, hatte einen Gegenplan zu einem Drama des höheren Stufenganges durch die Tat entworfen (im 3. Heft der Neuen Folge der ‚Kritischen Gänge'), und Goethes Nachlaß zum Faust stimmt in einigen Punkten merkwürdig mit Vischers Plan überein. Zweifellos hätte ein zweiter Teil des Faust, der nicht mit achtzig, sondern mit fünfzig Jahren geschrieben worden wäre, mehr wirkliche Menschentat enthalten.

Achtes Kapitel.

Der zweite Teil des Faust.

2. Menschlicher und dichterischer Wert.

Es hat wohl einen Anfang, hat ein Ende,
Allein ein Ganzes ist es nicht.

Der zweite Teil des Faust gilt nach alter Überlieferung für unergründlich dunkel und schwer, für ein philosophisches Gedicht, das besser den Gelehrten überlassen wird. Über das Irrige dieser Ansicht wurde schon das Nötige gesagt (S. 537). Es gibt nichts Unbegreifliches

im zweiten Faust; wir sind sogar über die Absicht des Dichters mit seinen übersinnlichsten Gestalten und Vorgängen besser unterrichtet, durch ihn selbst, als über manche Stellen des ‚in holder Dunkelheit der Sinnen' entstandenen ersten Teils. Hat doch Goethe vom zweiten Teil geschrieben: ‚So problematisch es auch scheinen mag, wird es der Wissende sehr leicht erklären' (30. 9. 1826 an Göttling). Indessen nicht auf den größeren oder geringeren Grad der Leichtverständlichkeit eines Dichterwerkes kommt es im letzten Grunde an, sondern auf dessen Lebens- und Kunstgehalt, auf das Zusammenstimmen der beiden, — also, wie immer, auf dessen innere Form. Selbst wenn alle Ausdeutungen des zweiten Faust festständen, was noch keineswegs der Fall, würde die Frage nach seiner Zugänglichkeit für die wahren Verehrer Goethes und der Kunst nicht erledigt sein. Zwingt uns ein Kunstwerk, uns mit Swedenborg zu beschäftigen — um nur ein Beispiel anzuführen —, damit wir begreifen, was Goethe mit dem Pater Seraphicus gemeint hat, der die seligen Knaben ‚in sich nimmt', indem er spricht:

Steigt herab in meiner Augen
Welt- und erdgemäß Organ,
Könnt sie als die euern brauchen,
Schaut euch diese Gegend an, —

so sind wir auf dem Wege, Gelehrte zu werden, und das ist durchaus nicht das höchste Ziel der gebildeten Leser, die sich mit voller Hingabe an Goethe wenden.

Das Menschenwesen im zweiten Teil ist zu symbolischem und allegorischem Dunst verflüchtigt: darum ergreift uns in Wahrheit fast nichts von dem, was geschieht, oder was vielmehr als Schattengeschehnis an Schattenbildern vorüberzieht. Der Euphorion z. B.

ist kein menschliches, sondern nur ein allegorisches Wesen. Es ist in ihm die Poesie personifiziert, die an keine Zeit, an keinen Ort und an keine Person gebunden ist (zu Eckermann, 20, 12, 1829).

Aber der Euphorion ist zugleich noch etwas andres: er ist Lord Byron, und Goethe zwingt uns nachzudenken, wie es menschenmöglich sei, daß der englische Dichter als ein Sproß des Liebesbundes zwischen Faust und Helena erscheint. Nachdenken wollen wir Goethes Denken gern, nur muß das Ergebnis des Nachdenkens die Mühe lohnen; es ist aber ein gar dürftiger Lohn, wenn Euphorion darum Byron sein soll, weil sich in ihm germanische Kraft mit griechischem Schönheitsinn paare. Wir empfinden die ergreifende Wehmut des Chorklageliedes auf Byron: ‚Ach! zum Erdenglück geboren', ohne einen Augenblick an den großen Aufwand der vorangehenden Allegorie zu denken.

Daß der katholische Schluß des zweiten Teils ein Notbehelf war für den eigentlichen Ausklang: den göttlichen Austrag der Wette um die Menschenseele, wurde schon vor dem Druck von Goethes Nachlaß zum Faust behauptet und durch den Nachlaß bestätigt. Nicht die **Mater gloriosa** hatte von Rechtswegen den letzten Spruch zu fällen, sondern einzig der Herr selbst oder Christus, der von ihm entsandte Weltenrichter. Sogar Mephistopheles hat ein gutes Recht, diesen Ausgang zu fordern. Goethes Wort zu Eckermann (6. 6. 1831) überzeugt uns nicht von der Notwendigkeit seines Schlusses, der weit mehr an Zacharias Werner als an unsern Meister erinnert:

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohltätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.

Heute wissen wir, woher in Wahrheit Goethe den Anstoß zu diesem Schlusse bekam: von den Stichen der Fresken auf dem Friedhof zu Pisa, die man als ‚**Trionfo della morte**' früher dem Orcagna zuschrieb. Michelangelos Jüngstes Gericht hätte ihm weit weniger vage Figuren und Vorstellungen eingegeben.

In neuester Zeit wird von einigen sehr gelehrten, sicher gutgläubigen Goethe-Forschern versucht, den zweiten Teil des Faust dem deutschen Volke mit starkem Aufgebot hoch-, aber hohltönender Worte als Goethes wahres Meisterwerk anzupreisen, womit die Verachtung aller nichtgelehrten herzlichen Verehrer Goethes verbunden wird, die ihre eigne, sorgsam erwogene Ansicht über den zweiten Teil überhaupt noch auszusprechen wagen. Schwülstiges, keinen Menschen überzeugendes Gerede wie: ‚Eines der erhabensten Werke der Weltliteratur,

ein kostbarer Edelstein im Schatz der deutschen Nation', — ,Eine Welt, die heilig ist, weil (!) sie erfüllt ist von göttlichem (!) Geist' — ist eher dazu angetan, die allgemeine Abneigung gegen den zweiten Teil bis zur Ungerechtigkeit zu steigern. Wenn man uns z. B. von dem Triumphzuge der Galatea im zweiten Faust aufreden will: ,Wie weit hat Goethe hier das herrliche Vorbild übertroffen!', nämlich Raphaels berühmtes Gemälde in der römischen Villa Farnesina, so ist es schwer, ernst zu bleiben. Es handelt sich um die Stelle im Schlusse des 2. Aktes:

Galatea auf dem Muschelwagen nähert sich:
Nereus: Du bist es, mein Liebchen!
Galatee: O Vater! das Glück!
Delphine verweilet! mich fesselt der Blick.
Nereus: Vorüber schon, sie ziehen vorüber
In kreisenden Schwunges Bewegung;
Was kümmert sie die innre herzliche Regung!
Ach, nähmen sie mich mit hinüber!
Doch ein einziger Blick ergötzt,
Daß er das ganze Jahr ersetzt.

Zum Schlusse sprechen die Sirenen: ,Heil dem Wasser! Heil dem Feuer! Heil dem seltnen Abenteuer!'

Daß dem Greise Goethe dieses Werk seines Greisenalters höher stand als der Faust seiner jungen Schöpferzeit, nimmt uns nicht wunder. Er verwarf seine größte Jugenddichtung als ,fast ganz subjektiv, alles aus einem befangenern, leidenschaftlichern Individuum hervorgegangen'; doch grade aus diesen Gründen erscheint sie uns so wertvoll. Dagegen ,im zweiten Teil ist fast garnichts Subjektives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt'.

Gern wollen wir uns den zweiten Teil des Faust ,erarbeiten', wie ein modisches Wort lautet; denn unter vollem Kunstgenuß versteht der wahrhaft Gebildete keineswegs das oberflächliche Naschen an einer Dichtung. Festzuhalten ist aber, entgegen der zur Arbeit an Goethe berufenen Gelehrsamkeit, an dem unverbrüchlichen Satze, daß Kunstgenuß und Forscherarbeit zweierlei sind, und daß jedes Kunstwerk, das ohne anstrengendes gelehrtes Bemühen nicht zu erfassen ist, eben dadurch einen tiefen inneren Stilmangel bekundet.

Dazu kommt, daß die antiken Bestandteile, die am meisten Gelehrsamkeit enthalten und fordern, für den Dichter selbst nicht innerlich nachgelebtes Altertum waren, sondern aus mythologischen Leitfäden mühsam herausgezogenes Bücherwissen, das dem Leser mit den schönsten Erklärungen nicht zum lebendigen Besitze wird. So wird z. B. die ganze Klassische Walpurgisnacht mit ihrer Gelehrsamkeit von Erichtho, Greifen und Arimaspen, von Chiron und Manto, von Seismos, Daktylen, Pygmäen, von Lamien und Empuse, Phorkyas und Dryas, Telchinen und Nereiden, Hippokampen und Chelonen, Doriden und Kabiren, Psyllen und Marsen in nicht zu ferner Zeit schon darum unlesbar sein, weil selbst die Gebildeten über diese Fabelwesen garnichts mehr aus dem Schulunterricht mitbringen werden. Ebenso hat der nichtkatholische, aber sogar der nicht theologisch gebildete katholische Leser ohne erläuternde Anmerkungen keine Ahnung, wer der **Pater ecstaticus**, wer der **Profundus** und der **Seraphicus** ist. All dergleichen ist Wissen, ist Stoff, keine Dichtung mit empfundenem Lebensgehalt; dieser kann durch die größte Gelehrsamkeit nicht hinterher in das Werk eingegossen werden.

Mit dem Vorwurf gegen die Altersprache im zweiten Teil des Faust ist die Frage nach dessen Ausdrucksformen lange nicht erschöpft. Die Seltsamkeit mancher Wendung, die mißlungenen Kühnheiten, die Verschnörkelungen und sogar die großartigen Plattheiten von dieser Art:

Die Sonne sinkt, die letzten Schiffe,
Sie ziehen munter hafenein,
Ein großer Kahn ist im Begriffe,
Auf dem Kanale hier zu sein —

findet jeder Leser, ohne sie zu suchen.

Viel erfreulicher ist die unvergleichlich reichere Fülle sprachlicher Schönheiten, die zum ewigen Anstaunen der unversiegbaren Wundergabe dieses dichtenden Greises über das Werk ausgestreut sind. Es ist nicht zuviel gesagt: an lyrischer Süße gepaart mit altersreifer Kraft stehen viele Stellen im zweiten Teil des Faust über allen andern größeren Dichtungen Goethes und nicht zu weit hinter seiner eigentlichen Liederdichtung. Der Gesang Ariels, mehr noch des Geisterchors im Eingang mit der unvergleichlichen Strophe: ,Nacht ist schon hereingesunken, Schließt sich heilig Stern an Stern'; Fausts erstes Selbstgespräch in Terzinen mit dem be-

rühmten Schlußvers: ‚Am farbigen Abglanz haben wir das Leben'; die Eingangstrophe des Peneios im zweiten Akt; die Auftrittsverse Helenas zu Anfang, der schon erwähnte Trauergesang des Chors zu Ende des dritten; die Strophen der Sorge in der Mitternachtszene des fünften Aktes, — allen diesen Schönheiten voran die furchtbar erschütternden drei Verse des Dreigesanges von Mangel, Schuld und Not:

> Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne!
> Dahinten, dahinten! von ferne, von ferne,
> Da kommt er, der Bruder, da kommt er, der Tod —

fürwahr, diesem Greise zwischen 80 und 82 war die Feengabe der Dichtersprache unverwelklich, ungealtert verblieben. Und hier, wie in den schönsten Werken der Jugendtage, die gleiche Kunst, das Erhabenste mit den einfachsten Mitteln zu erreichen. ‚Es kann die Spur von meinen Erdetagen Nicht in Äonen untergehn': wo ist hier ein Hauch von Alterstil, wo nur der irgend eines bestimmten Alters?

Nicht minder bewundernswert ist der Formenreichtum des zweiten Faust. Kein früheres Werk Goethes erreicht ihn an Mannigfaltigkeit, an Glanz und spielender Meisterschaft im Beherrschen aller, auch der schwierigsten Maße. Und nicht wie etwa in Friedrich Schlegels dramatischem Firlefanz Alarcos, oder in Tiecks scheinreicher, innerlich armseliger Genoveva, wird im zweiten Teile des Faust je nach Willkür in Stanzen, Assonanzen, Terzinen, Sonetten äußerliche Versdrechselei spielerisch zur Flitterschau gestellt; nein, dem unerhörten Reichtum an wirksamen Formen entspricht ein von Auftritt zu Auftritt, ja fast von Blatt zu Blatt wechselnder Reichtum von Stimmungen und Gedanken. Auch wer gegen den zweiten Faust die schwersten inhaltlichen Bedenken hat, wird ihn, wie das der Verfasser tut, immer aufs neue mit höchstem Genuß an der von oben kommenden Form lesen.

Das zusammenfassende Urteil über Goethes zweiten Faust muß ähnlich lauten wie das über Götz und Egmont: kein vollendetes dramatisches Kunstwerk, ja in diesem Falle: kein Drama mit reinmenschlichem Gehalt; aber mit einzelnen Schönheiten hohen, ja höchsten Ranges übersät. Wer den zweiten Faust als ein Ganzes in sich aufnehmen will, der wird sich erkältet, ja abgestoßen fühlen durch die Vergespensterung des vollen Menschenlebens des ersten Faust zu einem Schattenspiel im zweiten. Will man den zweiten Teil überhaupt retten, so muß man dessen Absicht, ein menschliches Läuterungsdrama zu sein, auf sich beruhen lassen und sich allein an die Schönheiten im Einzelnen halten.

Der erste Faust führt uns in die letzten Tiefen wirklichen Menschenwesens; der zweite entkleidet den Helden seiner reinen Menschlichkeit, macht ihn zu einem Symbolwesen, im dritten Akt zum Träger einer kulturgeschichtlichen Allegorie und beraubt uns alles Herzensanteils an seinen Schattenschicksalen. Faust erscheint uns wie der Held eines Zauberstückes; selbst in die ernst, ja schaurig beabsichtigten Auftritte kommt ein spielerischer Zug, und nur einmal gelingt es dem Dichter, uns durch seine Symbolgestalten im Innersten zu ergreifen: im 5. Akt, in dem Auftritt ‚Mitternacht', wo die vier grauen Weiber erscheinen: Der Mangel, Die Schuld, Die Sorge, Die Not. Alle vier sind so erschreckend wahr aus dem vollen Menschenleben gegriffen, daß wir sie, deren Stimmen wir so oft uns selbst haben umflüstern hören, als düstere Wirklichkeiten empfinden, ja leibhaftig zu sehen glauben. Man lasse einigen wenigen Goethe-Gelehrten neidlos ihr gemachtes oder echtes Verherrlichen des zweiten Faust, halte sich unbeirrt an den ersten, genieße vom zweiten alle Schönheiten, das ganze heiter verklärte Spiel des erhabenen Dichters mit seinem eignen Lebenswerk und gedenke dabei des schönen Wortes Gottfried Kellers über den zweiten Faust: ‚Der Greis spielte, aber spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug.'



Zehntes Buch.

Altersglorie und Ausklang.

Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Äonen untergehn.

Wartburgfest der deutschen Burschenschaft (18. Oktober 1817).

Grillparzers Ahnfrau, Arnims Kronenwächter, Byrons Manfred. — Storm geboren (1817).

Börnes Zeitschrift ‚Wage' (1818).

Ermordung Kotzebues (23. März 1819), Karlsbader Beschlüsse (1819).

Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung, Grillparzers Sappho, — Byrons Don Juan begonnen. — Gottfried Keller geboren (19. Juli 1819).

Aufstand der Griechen (1821). Napoleon stirbt (5. Mai 1821).

Kleists Werke (Gesamtausgabe von Tieck). — Platens erste Gedichte. — Byrons Kain und Sardanapal. — Heines erste Gedichte, W. Müllers Lieder der Griechen (1821).

Erstes Kapitel.

Das Leben von 1817 bis 1823.

Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet.

Ältestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke:
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Das Greisenalter des sich immer von innen Verjüngenden. Ein Greisenalter von sehr besonderer Art: die unterirdischen Quellen des Lebens und des geistigen Schaffens rieseln unversiegbar und brechen überraschend zu Tage. Feurig wie das eines Jünglings empfindet dieses Greisenherz; auf Julie von Egloffsteins Frage, wie es ihm gehe, klagt Goethe: ‚Schlecht, denn ich bin weder verliebt, noch ist jemand in mich verliebt.' In tiefem, breitem Strome flutet sein Gesang dahin, leidenschaftlich und rührend, weltüberschauend und abgeklärt; ja selbst die Kampflust der vierziger Jahre, als noch Schiller neben ihm focht, kehrt zurück, und er schreibt seine zum Teil sehr wilden Zahmen Xenien gegen die gleichen Schäden wie vor 25 Jahren.

Längst ist Weimar die wahre Hauptstadt des hauptlosen Deutschlands geworden, längst Goethe allein das wahre Weimar. ‚Mit Weimar ist es nun aus', schrieb Frommann bei der Nachricht von Goethes Tode. Es gab zwei Höfe in Weimar, ungefähr so wie ehemals zwei Herrscher in Japan, einen weltlichen und einen geistlichen, und niemand zählte dort mit, der nicht dem geistigen Herzog von Weimar seine Reverenz erwiesen. Als ein neuer französischer Gesandter eintraf, stellte er sich am Tage nach seiner Ankunft, noch vor dem amtlichen Empfange am Hofe, Goethen vor.

Nur einmal zuvor hatte die Welt etwas annähernd Ähnliches gesehen: als Voltaire in Ferney seinen literarischen Hof hielt und die Mächtigen der Erde zu ihm reisten. Doch es gibt einen Unterschied: man besuchte Voltaire, weil man diese Merkwürdigkeit gesehen haben mußte; man trug das Bild eines witzigen, boshaften Plauderers davon und war beim Weggehen innerlich um nichts über die Alltagswelt emporgehoben. Zu Goethe pilgerte man wie zu einem Heiligtum der strebenden Menschheit und schied von ihm mit dem Gefühl einer Weihe für den Rest der eigenen Tage. Jean Paul hat das Wort von Goethe dem ‚Olympier, der über der Welt thront', geprägt, und es dauert nun bald hundert Jahre, überdauert fast das ganze Lebenswerk Jean Pauls. ‚Er sah halb wie ein König aus und halb wie ein Vater', so schildert ihn Grillparzer. ‚Unwillkürlich verneigte ich mich so tief wie sonst noch vor keinem Sterblichen', berichtet ein Theologe über Goethes Eintritt in das Empfangszimmer.

Doch wir hören auch andre Urteile, nur kommt es auf den Beurteiler an. Einem Ritter von Lang erschien Goethe als ‚ein alter, eiskalter Reichsstadtsyndikus', und Grillparzer berichtet von dem ersten, nachher verwischten Eindruck: ‚Schwarzgekleidet, den Ordensstern auf der Brust, in gerader, beinahe steifer Haltung trat er unter uns wie ein Audienz gebender Monarch'. Wir wissen, sogar aus eignen Äußerungen Goethes, daß er seinen Besuchern zwei Haltungen und Gesichter zeigte: steif und kalt gegen die ihm ganz fremden Menschen, die er sich vorerst in gehörigem Abstand halten wollte; menschlich einfach und gütig, ja herzlich mit jedem, der ihm von Freunden oder durch sich selbst empfohlen war.

Goethes körperlichen Zustand hat uns der Jenaer Arzt Hufeland in tollem Deutsch geschildert:

Kein System, keine Funktion hatte das Übergewicht; alle mündeten gleichsam zusammen zur Erhaltung eines schönen Gleichgewichts. Aber Produktivität war der Grundcharakter sowohl im Geistigen als im Physischen, und in letzterm zeigte sie sich durch eine reiche Nutrition, äußerst schnelle und reichliche Sanguifikation, Reproduktion, kritische Selbsthilfe bei Krankheiten und eine Fülle von Blutleben, daher auch noch im hohen Alter die Blutkrisen und das Bedürfnis des Aderlassens.

Auf die junge Schriftstellerwelt, in die Ferne und Nähe, wirkte Goethe wie eine zur Erde niedergestiegene Gottheit, die sich eine Weile zu den Sterblichen bequemt. Der junge Boisserée sendet ihm eine Schrift über seine geliebte altdeutsche Kunst und schreibt dazu: ‚Es ist mir so etwas Tiefsinniges, liebevoll Dankbares, wenn ich mir vorstelle, wie dieses mein Erstes, an dem ich noch jetzt mit so heiliger Liebe hänge, weil ich mein Alles darin zusammengedrängt habe, vor dem Vater unserer Aller, wie vor dem Altar eines Heroen, mit frommer liebender Seele niederlege'. Und der junge schwäbische Dichter Waiblinger an einen Freund: ‚Goethe wandelt unter uns wie ein Geist der Vorwelt, wie ein unglaublicher Traum'. Heine, dem nicht vieles heilig ist, schreibt 1821 aus Berlin an Goethe: ‚Ich küsse die heilige Hand, die mir und dem ganzen deutschen Volke den Weg zum Himmelreich gezeigt hat'.

Doch weit über Deutschlands Grenzen hinaus ist um diese Zeit Goethes Ruhm gedrungen, über alle Länder und Meere, und wer von höchstgebildeten Ausländern durch Deutschland reist, sucht Weimar, das heißt Goethe, auf.

In den Annalen und Tagebüchern, zumal in jenen, steht nicht viel über literarische Arbeiten, desto mehr über naturwissenschaftliche. Ja, man darf sagen, die Annalen für die Jahre 1817 bis 1822 — weiter reichen sie nicht — sind das Tagebuch eines Naturforschers, der sich nebenbei zuweilen mit Literatur beschäftigt. Die Einzelheiten dieser naturforschenden Tätigkeit dürfen hier sehr ‚ins Enge gebracht werden'.

Das Jahr **1817** bereitet Goethen eine tiefe Kränkung und eine große häusliche Freude: er bekommt seinen Abschied von der Theaterleitung, und sein Sohn heiratet. Über das erste dieser Ereignisse schweigen die Annalen ganz; in den Tagebüchern stehen kaum Andeutungen. Folgendes war geschehen. Ein fahrender Schauspieler Karsten kam aus Berlin, wo er große Erfolge erzielt hatte, nach Weimar mit seinem wohldressierten Pudel, der in dem französischen Schauspiel ‚Der Hund des Aubry' die Hauptrolle spielen sollte: einen Mörder zu entdecken. Goethe verweigerte seine Erlaubnis zu dem Hundegastspiel, indem er sich einfach auf die Theaterordnung berief, nach der kein Hund ins Haus mitgebracht werden durfte; doch des Herzogs Geliebte Karoline Jagemann und ihr Hofanhang setzten es beim Herzog durch: am 12. April ging das Hundestück über die Bühne, die 26 Jahre unter Goethes Leitung gestanden. Dieser erfuhr in Jena davon, übersandte dem Herzog sogleich sein Gesuch um Entbindung von den Theatergeschäften und erlebte nun erst die äußerste Kränkung: ohne einen Versuch, den Freund und Berater von mehr als 40 Jahren im Amte zu halten, erteilte ihm Karl August auf der Stelle die im ersten Zorn erbetene Entlassung:

Sehr werter Herr Geheimerat und Staatsminister. Die mir zugekommenen Äußerungen haben mich überzeugt, daß der Herr Geheimerat und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheaterintendanz dispensiert zu werden wünscht. — Der Herr usw. empfängt hierbei meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste. — Übrigens benachrichtige ich den Herrn usw. daß ich per rescriptum die Hoftheaterintendanz von seinem Austritt aus selbiger benachrichtigt habe (13. 4. 1817).

Durch diesen Erlaß war der Abschied unwiderruflich geworden. In einem gleichzeitigen vertraulichen Briefe des Herzogs hieß es: ‚Lieber Freund, ich komme gern hierin deinen Wünschen entgegen, dankend für das viele Gute, was Du bei diesen sehr verworrenen und ermüdenden Geschäften geleistet hast, bittend, Interesse an der Kunstseite derselben zu behalten, und hoffend, daß der verminderte Verdruß Deine Gesundheit und Lebensdauer vermehren soll'. Die Tagebücher verzeichnen bald darauf verschiedene Begegnungen Goethes mit dem Herzog, in denen die persönliche Herzlichkeit über die Kränkung siegte; ganz verwunden hat Goethe sie erst nach geraumer Zeit.

Wir empfinden sie mit ihm, obgleich wir jedesmal froh sind, wenn wir den Dichter von einem seiner Beamtengeschäfte entlastet sehen. In den Briefen spüren wir sogleich die heilsame Wirkung; Goethe darf fortan die ihm zur Aufführung eingesandten wertlosen Stücke ungelesen lassen, z. B. an Charlotte von Kalb in einem solchen Falle schreiben: ‚Ich habe dem Weimarischen Theater und folglich überhaupt dem Theaterteufel nebst allen seinen Werken, Worten und Wesen förmlich entsagt und muß also jede Mitteilung dieser Art ohne weiteres ablehnen.' Zu Riemer äußerte er sich über den Vorgang sehr erregt: ‚Ein Bedürfnis für das Beste habe ich nie wahrgenommen, der Drang zum Schlechten bricht aber überall durch, und ich bin dieser Theatertournüren satt. Bei so viel Verdruß auch noch Schande, dazu verweigere ich mich. — Wohl dem, der sich loslösen kann von einem Fuhrwerk, das bergab stürzt.'

Das beglückende Erlebnis ist die Heirat seines Sohnes August mit Ottilie von Pogwisch am 17. Juni 1817. Goethe berichtet darüber seinem lieben Boisserée: ‚Gestern war in meinem Hause ein großes Fest, das sich nicht leicht wiederholt. Die jungen Leute sind das eigenste (geeignetste) Paar, das es vielleicht gibt, und scheinen wirklich für einander prädestiniert. Es ist mir nicht bang um sie.' Über diesen Lebensbund wird weiterhin zu sprechen sein; hier nur die Bemerkung: Ottilie von Pogwisch (1796—1872) war die Tochter der geschiedenen Frau eines preußischen Majors, damals einer Hofdame bei der Erbprinzessin Maria Paulowna, die Enkelin der Weimarischen Oberhofmeisterin Gräfin Henckel von Donnersmarck.

Noch eines dritten persönlichen Ereignisses ist zu gedenken: Goethe ließ sich aus der Frankfurter Bürgerliste streichen. Seine Landsleute gingen damit um, ihrem größten Bürger ein kostbares Denkmal zu errichten, kamen aber nicht auf den Gedanken, ihm die drückende Grundsteuer zu erlassen, und Goethe mochte sie nicht zweimal bezahlen, in Weimar vom Einkommen, in Frankfurt vom Besitz. In glänzenden Verhältnissen lebte er auch mit seinen 3000 Talern Gehalt nicht bei der Fülle der ihn bedrängenden häuslichen und gesellschaftlichen Ansprüche.

Die Annalen berichten für 1817 die gewohnten Studien, Besichtigungen, Sammlungen, Verarbeitungen und Briefwechsel zur Naturwissenschaft. In Jena wird unter seiner Leitung ein botanisches Museum eingerichtet. Die Vermehrung der Ausgaben für Kunst und Wissenschaft zwang Goethe, den ‚Etat abermals kapitelweise durchzuarbeiten' und einen umständlichen Aufsatz darüber zu schreiben: ‚Museen zu Jena'. — Die dortige Bibliothek muß innen umgebaut und erweitert werden: natürlich liegt dies Geschäft Goethen ob, und er führt es durch ‚trotz einer lebhaften, sogar intriguierenden Protestation'. — Einem herumziehenden Tierbudenbesitzer verendet ein Seehund: er wird ihm abgekauft und seziert, ‚bedeutende Präparate werden angefertigt'. — Vor 45 Jahren hatte er mit einer großen Liebe und größeren Sorge um die Zukunft das Lahntal durchschritten und das Orakel über seine Künstlerschaft befragt; jetzt stellte er ‚die merkwürdigen Tonschieferplatten aus dem Lahntal als Tableau zusammen und suchte überall Muster des Gerinnens der Felsmassen auf'.

Daneben beschäftigte ihn ‚die Chromatik im stillen unausgesetzt', und er ‚studierte vier englische Schriftsteller, welche sich in diesem Fache hervorgetan'. Große Freude machte ihm ein Aufsatz Lionardo da Vincis in einer Vatikanischen Handschrift über die Ursache der blauen Farbenerscheinung an fernen Bergen und Gegenständen. Er fühlte sich ihm geistverwandt, denn auch jener ‚hatte als ein die Natur unmittelbar anschauend Auffassender, an der Erscheinung selbst denkender, sie durchdringender Künstler ohne weiters das Rechte getroffen', also ohne Mathematik.

Doch alles hat Platz nebeneinander in diesem Gehirn eines Allmenschen: ‚Von Elgins

Marmoren (vom Parthenon) vernahm man immer mehr und mehr, und die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, ward so lebhaft und heftig, daß ich an einem schönen sonnigen Morgen, ohne Absicht aus dem Hause fahrend, von meiner Leidenschaft überrascht, ohne Vorbereitung aus dem Stegreife nach Rudolstadt lenkte', wo nämlich Abgüsse vermeintlicher Phidiasischer Bildwerke zu sehen waren. Und zwischendurch wird arabisches Schön- und Zierschreiben geübt!

Byrons Gedichte erscheinen gesammelt und steigern Goethes Aufmerksamkeit: ,Es ward mir zur Gewohnheit, mich mit ihm zu beschäftigen. Er ward mir ein teurer Zeitgenoß, und ich folgte ihm in Gedanken gern auf den Irrwegen seines Lebens.' Mit wie inniger Teilnahme, werden wir bei der Kunde von Byrons Tod im Zusammenhang betrachten.

Die Deutsche Burschenschaft wird am 13. Juni 1817 begründet. Goethe findet das halbironisch ,der Zeit ganz gemäß' und erblickt auch darin das Walten des ,allerliebsten Zeitgeistes'. Herber ist seine Ironie gegen den Deutschen Bundestag, von dem er ahnt, daß er sich vor ,einer einzigen Burschenschaft der deutschen Studierenden entsetzen' werde. Am 18. Oktober 1817, dem Gedenktage der Leipziger Schlacht, feiern die Studenten das berühmte Wartburgfest, auf dem hochgesinnte und -gestimmte Reden vom deutschen Vaterland erklingen und Schriften undeutscher Männer verbrannt werden. Der Deutsche Bund unter Österreichs Oberherrschaft hat eine solche Angst vor allem, was sich deutsch nennt oder gar auf Deutschlands Einheit und Größe abzielt, daß Metternich mit den härtesten Maßregeln gegen die jungen Leute droht und insonderheit gegen den Weimarischen Herzog, den ,Altburschen', erbittert ist. Goethe hat seine heimliche Freude an diesem Oktoberfeuer, wie an den Johannisfeuern auf den Thüringer Bergen, und bemüht sich nur, den österreichischen Ministern und Gesandten ,niederschlagende Pulverchen einzurühren, damit sie seinen lieben jungen Leuten, seinen lieben Brauseköpfen nichts täten'. Widerwärtig wurde ihm der ,Wartburger Feuerstank' erst, als er ,bei Nordostwind' — das heißt aus Preußen und Österreich — 'wieder zurückschlug und uns zum zweitenmal beizte'. In einer Niederschrift Goethes über Karl Augusts Verhalten von 1817 bis 1819 heißt es: ,Wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet, nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorene Gleichgewicht sowohl als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen.'

Zum Reformations-Jubelfest am 31. Oktober 1817 schrieb Goethe einen Aufsatz, worin er sehr sachgemäß vorschlug, es mit dem Gedenktage des 18. Oktobers zu vereinigen und auf diesen zu verlegen: man werde dann ein Fest aller Deutschen, mehr als ein Nationalfest, ,ein Fest der reinsten Humanität' feiern können. Seine eigne Gesinnung sprach er in dem Gedicht ,Den 31. Oktober 1817' aus:

Dreihundert Jahre hat sich schon
Der Protestant erwiesen,
Daß ihn von Papst- und Türkenthron
Befehle baß verdrießen.

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Prediger steht zur Wache,
Und daß der Erbfeind nichts erreicht,
Ist aller Deutschen Sache.

Auch ich soll gottgegebne Kraft
Nicht ungenützt verlieren,
Und will in Kunst und Wissenschaft
Wie immer protestieren.

Im Februar **1818** beginnt der Druck des Diwans, und die Anmerkungen dazu werden weiter gefördert. Vom Ende des Juli zur Mitte des Septembers Aufenthalt in Karlsbad, schon der zehnte. Bald nach der Rückkehr beschäftigt ihn der große Maskenzug (vgl. S. 465) zu Ehren der Zarin.

In der Naturwissenschaft wird alles geprüft, was irgendwie Neues zutage tritt. Zeichnungen nach den Bildwerken der Tempel auf Aegina und bei Phigalia werden betrachtet, Wiedergaben von Bildern des Parthenon vor der Zerstörung setzen ihn ,in ein würdiges Erstaunen'.

Am 9. April 1818 wird Goethe durch die Geburt von Augusts erstem Kinde Walther Großvater.

Der März von **1819** bringt ihm einen herben Verlust: sein langjähriger Amtsgenosse Minister Christian Voigt (geb. 1743) stirbt, in Goethes Sprache: ‚verläßt uns'. Er preist ihn ‚selig, daß er die Ermordung Kotzebues, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde'.

Zwischen der Schlacht bei Waterloo und der Revolution von 1848 war Kotzebues Ermordung durch den Jenaer Studenten Sand das wichtigste, zugleich verhängnisvollste Ereignis für Deutschlands politische Entwicklung: es hat jeden freiheitlichen und völkischen Fortschritt auf ein Menschenalter unterdrückt und über Hunderte idealgesinnter junger Menschen, die Blüte Deutschlands, Kerker und Lebensverwüstung gebracht. Goethe setzt hinter den Vermerk der Ermordung Kotzebues in seinem Tagebuch vier Ausrufzeichen, ein bei ihm ganz einziger Fall. Schon ein Jahr zuvor hatte er über den schändlichen Spion im Solde des Zaren an den Minister Voigt geschrieben: ‚Es ist ein merkwürdiges Phänomen, daß niemand mehr an die allgemeinen Angelegenheiten denkt, sondern ein grenzenloser Haß gegen Kotzebue sich hervortut, der denn seinen Feinden gut Spiel macht. Alles, was gegen ihn geschieht, wird gebilligt, jede Maßregel für ihn getadelt.'

Da sich Metternichs Zorn jetzt erst recht gegen Weimars angeblich demokratische Regierung wandte, so benutzte Goethe seinen abermaligen Aufenthalt (29. August bis 26. September) in Karlsbad, wo die deutschen Minister zur Beratung der berüchtigten ‚Karlsbader Beschlüsse' gegen die studentische Jugend und gegen jedes deutsche Streben versammelt waren, um seinen Herzog gegen die Willkür des allmächtigen österreichischen Kanzlers zu schützen. Er vermerkt in den Annalen: ‚Ich sah Fürst Metternich und dessen diplomatische Umgebung und fand an ihm wie sonst einen gnädigen Herrn'.

Seinen Siebzigsten Geburtstag hatte er still für sich zwischen Hof und Karlsbad begangen. Hier wurde er nach einigen Tagen durch die Nachricht erfreut, die Frankfurter Gesellschaft der deutschen Geschichtskunde habe am 28. August ein schönes und bedeutendes Fest gefeiert und ihn zum Ehrenmitgliede ernannt. Seine Freunde Willemers und Riese (vgl. S. 31) wohnten dem Festmahl bei, außerdem Boisserée und Thorwaldsen. Goethes Büste, mit einem goldnen Lorbeerkranz ums Haupt, stand zu Häupten der Tafel; das Frankfurter Theater hatte eine Festvorstellung des Tasso veranstaltet. Der goldene Kranz wurde Goethen im September nach Weimar gesandt; er wird im Goethe-Hause aufbewahrt.

Naturforschung, Karlsbader Reise, Geburt des zweiten Enkels (18. September) sind die Hauptereignisse des Jahres **1820**. Die Bildhauer Friedrich Tieck, ein Bruder des Dichters, und Rauch kommen nach Weimar und formen zwei Büsten Goethes. Aus Frankfurt geht ihm der Entwurf zu einem von Boisserée angeregten Goethe-Denkmal eigner Art zu: einem Rundtempel mit des Meisters Büste von Dannecker. Der zu Feiernde spricht sich in ähnlichem Sinne dagegen aus wie in dem schon erwähnten Aufsatz (vgl. S. 477): ‚Als anmutige Verzierung einer idyllischen Gartenszene, wie der erste Freundesgedanke die Absicht aussprach, wär' es dankbar anzuerkennen gewesen, aber als große architektonische selbständige Prachtmasse war es wohl geziemender sie bescheiden zu verbitten'. Das Denkmal unterblieb.

Wolfs Homerwerk wird abermals vorgenommen, und Goethe betrachtet die ‚Systole und Diastole (Zusammenziehung und Ausweitung, vgl. S. 488) seiner inneren Geistesoperationen': immer neues Schwanken zwischen dem Glauben an die innere Ganzheit oder die Zusammensetzung der Homerischen Gedichte. Aber bei Goethe schließt nie eines das andre aus: zugleich liest er mit großer Teilnahme die erzählenden Gedichte der ältesten französischen Dichterin Marie de France aus dem 12. Jahrhundert. Zacharias Werners Makkabäer öffnen ihm die Augen über den Verfasser; ja sie flößen ihm solchen Widerwillen ein, daß er sich von jetzt ablehnend gegen alles Neuere verhalten möchte, was in Wirklichkeit doch nicht anging. Freude machte ihm das Drama ‚Der Graf von Carmagnola' des Italieners Alessandro Manzoni (1788—1873), das er in einem liebevollen Aufsatz anzeigte. Ein freundlicher Briefwechsel schloß sich an.

Von eignen Arbeiten beschäftigten ihn der ‚Zweite Aufenthalt in Rom' für die ‚Italienische Reise', die ‚Campagne in Frankreich' und die ‚Belagerung von Mainz', sowie Aufsätze für ‚Kunst und Altertum', besonders aber die Wanderjahre und die einzuschaltenden Novellen.

Im Frühling **1821** beginnt der Druck der Wanderjahre; von den ‚Zahmen Xenien‘ läßt er eine zweite Lieferung in ‚Kunst und Altertum‘ erscheinen, um sich ‚im Einzelnen manchmal Luft zu machen‘. Der vierte Band von Dichtung und Wahrheit wird begonnen, ein Drittel davon geschrieben; ‚doch sah ich mich bald von einer solchen Arbeit, die nur durch liebevolle Vertraulichkeit gelingen kann, durch anderweitige Beschäftigung zerstreut und abgelenkt‘. Zu der fortgeführten Arbeit an der ‚Campagne von 1792‘ bemerkt Goethe, sie erforderte alle Aufmerksamkeit: ‚Man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen‘.

Einer Einladung des Leiters der Berliner Hofbühne, Grafen Brühl, zur Weihe des nach dem Brande neuerbauten Schauspielhauses — mit Goethes Prolog und Iphigenie — nach Berlin zu kommen, lehnte er mit Berufung auf sein Alter ab. Denkt man an Goethes regelmäßige Reisen nach den böhmischen Bädern, so darf man als tieferen Grund seiner Ablehnung die Scheu vor der ihm wenig zusagenden preußischen Welt vermuten.

Das nicht aufhörende Rumoren über die Homerische Frage regt Goethen zu einer knappen Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten der Ilias an, die unter dem Titel ‚Die Ilias im Auszuge‘ 1821 erscheint. Von andern fremden Literaturen beschäftigt ihn vornehmlich die englische, so Byrons ‚Marino Falieri‘ und Walter Scotts ‚Kenilworth‘. An diesem rühmt er das vorzügliche Talent, Historisches in lebendige Anschauung zu verwandeln. Die aus dem Sanskrit übersetzten Dichtungen ‚Der Wolkenbote‘ und ‚Nalas‘ liest er mit Bewunderung, zugleich bedauernd, daß sie in Deutschland nur wenige Leser gewinnen möchten.

Um den Genuß guter Hausmusik zu erhöhen, schafft Goethe einen Flügel aus der damals berühmtesten Fabrik von Andreas Streicher, dem Jugendfreunde Schillers, an und kann bald schreiben: ‚glücklicherweise; denn bald darauf (November 1821) brachte uns Zelter einen höchste Verwunderung erregenden Zögling, Felix Mendelssohn, dessen unglaubliches Talent wir ohne eine solche vermittelnde Mechanik niemals hätten gewahr werden können‘. Mendelssohn ist noch zweimal bei Goethe gewesen: als Knabe 1822, als Jüngling 1830. ‚Es ist ein himmlischer, kostbarer Knabe‘ schrieb Goethe über den Besucher, und Mendelssohn schildert den ihm lauschenden Achtzigjährigen: ‚Dazu sitzt er in einer dunklen Ecke wie ein **Jupiter tonans** und blitzt mit den alten Augen‘.

Die zwei letzten Sommermonate bringt Goethe wieder in einem der böhmischen Bäder zu, diesmal in Marienbad. Hier lernt er Frau von Levetzow mit ihren drei Töchtern kennen, deren jüngste, Ulrike, damals 17jährig, seine Herzensteilnahme zu erregen beginnt. Zugleich sammelt er die Marienbader Gebirgsarten und stellt sie nach der Rückkehr in Jena zur Besichtigung auf.

Das Jahr **1822** war im wesentlichen der häuslichen Geselligkeit gewidmet: ‚Jeden Abend fand sich ein engerer Kreis bei mir zusammen, unterrichtete Personen beiderlei Geschlechts‘. Außerdem wurde eine Dienstags-Gesellschaft bei Goethe festgesetzt, an der auch gebildete Engländer vielfach teilnahmen: ‚So blieb ich zwar auf mein Haus eingeschränkt, doch immer mit der Außenwelt in Berührung‘.

Die Vorarbeiten zu den ‚Tag- und Jahresheften‘ (Annalen) beginnen, die leider nur bis zum Ende dieses Jahres reichen. Für den Rest seines Lebens sind wir hauptsächlich auf die sehr knappen, eintönigen Tagebücher angewiesen. Den größten Teil dieses Sommers verbringt Goethe in Marienbad, trifft hier abermals die Familie Levetzow und entflammt sich mit jugendlicher Glut für Ulrike.

Der griechische Befreiungskampf erregt Goethes Aufmerksamkeit und Teilnahme in einem Grade, der seltsam gegen sein Verhalten in den deutschen Befreiungskriegen absticht. Junge Griechen verkehren bei ihm in Weimar und Jena, neugriechische Volks- und Kunstdichtung wird gelesen, sogar einiges übersetzt.

Aus einer fremden Geisteswelt dringt der frömmelnde Bekehrungsbrief der Gräfin Bernstorff (Auguste Stolbergs) zu ihm; er beantwortet ihn erst im nächsten Jahr aus der Höhe seiner, der Briefschreiberin unverständlichen, Religion (vgl. S. 491).

Das Jahr **1823** ist das der letzten Mannesleidenschaft Goethes, seines letzten schmerzlichen Verzichtes. Es beginnt mit lebensgefährlicher Krankheit und schließt mit dem Begraben eines letzten Glückverlangens. Im Februar wirft eine Herzbeutelentzündung Goethe aufs Krankenlager; doch mit erstaunlicher Genesungskraft ist er nach einer Woche außer Gefahr, nach einem Monat völlig hergestellt und kann sich über eine festliche Aufführung des Tasso am 22. März freuen.

Im Juni tritt Johann Peter Eckermann in Goethes Haus und in ein näheres Verhältnis zu ihm als Schreibhelfer, Ordner, geschäftlicher Handlanger.

Ende Juni 1823 reist Goethe zum drittenmal nach Marienbad, verweilt dort vom 2. Juli bis in den September, zwischendurch einige Zeit in Karlsbad, an beiden Orten im täglichen Verkehr mit Frau von Levetzow und ihren Töchtern. Für die 19jährige **Ulrike von Levetzow**, ‚die lieblichste der drei lieblichsten Gestalten', wurde der 74jährige von einer Liebe ergriffen, die an Innigkeit und Schmerzgewalt hinter keiner seines jüngeren Lebens zurücksteht. Goethes qualvolles Leid teilt sich uns beim Betrachten dieser seiner letzten großen Leidenschaft mit, und die wunderbare Spätfrucht seiner Gabe, zu sagen was er leide, die Marienbader Elegie, tilgt viel von der Peinlichkeit, die solcher Greisenliebe für ein so junges Wesen anhaftet. Gesteigert wurde Goethes ‚Reizbarkeit', über die er sich beklagt, durch ‚die ungeheure Gewalt der Musik in diesen Tagen': durch die Sängerin Milder und die Klavierspielerin Szymanowska, und erst der noch größeren Macht des eignen Liedes gelang es, diesen Sturm der Gefühle zu sänftigen und ausklingen zu lassen in das ‚Doppelglück der Liebe und der Töne', die Trilogie der Leidenschaft.

Goethe hatte um Ulrikens Hand bei deren Mutter geworben oder durch den Herzog werben lassen; Ulrike konnte sich nicht entschließen, das Weib des kindlich geliebten und bewunderten alten Mannes zu werden, und Goethe mußte entsagen. Auf der Rückreise von Marienbad, zwischen dem 5. und dem 7. September, entstand sein Klagelied um ein letztes unerreichbares Lebensglück, die rührende **Marienbader Elegie** mit dem Geleitwort: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide' (vgl. den Abdruck der Handschrift auf S. 313). Es beginnt mit der bangen Frage: ‚Was soll ich nun vom Wiedersehen hoffen?', also mit der Zurückversetzung in die Zeit vor der letzten Wiederbegegnung; geht über zu dem Abschiedskuß, ‚dem letzten, grausam süßen'; ruft alle holdesten Augenblicke des Beisammenseins und der Trennung zurück; schwingt sich auf zum einzigen Trost, ‚Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden Mehr als Vernunft beseliget', und vergleicht ihm ‚Der Liebe heitern Frieden In Gegenwart des allgeliebten Wesens'. Dann folgt die herrliche Strophe: ‚In unsers Busens Reine wogt ein Streben'; doch aller Trost versagt, es gibt keinen Rat als grenzenlose Tränen. Ulrike erscheint ihm, einem gealterten Epimetheus, wie Pandora, und er empfindet allen Sehnsuchtschmerz, den jener nach der Trennung von dem Urbilde der Jugend und Schönheit gelitten:

Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,
So reich an Gütern, reicher an Gefahr;
Sie drängten mich zum gabeseligen Munde,
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.

‚Sie sehen das Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustandes', bekannte Goethe nachmals zu Eckermann über die Marienbader Elegie. Wie ein Herzensheiligtum hat Goethe dieses Gedicht gehütet: ‚Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidnen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äußern, daß er dies Manuskript vor allen seinen übrigen besonders wertgehalten', so berichtet Eckermann, der erste, den Goethe einen Blick in diesen heiligen Schrein seiner letzten Liebe tun ließ.

Von den drei zur **Trilogie der Leidenschaft** vereinigten Elegien sagt Goethe selbst, sie seien erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden, allerdings von der Einheit eines ‚liebesschmerzlichen Gefühls durchdrungen'. Die in den Gedichtausgaben erste, An Werther, stammt aus dem März 1824 und wurde zu einer Gedenkausgabe seines Jugendromans von 1774 gedichtet, als sich der vielbeweinte Schatten nach einem halben Jahrhundert noch einmal an das Tageslicht hervorwagte. — Das letzte Gedicht: Aussöhnung



Ulrike von Levetzow.



ist das erstentstandene, schon aus dem August 1823, und wurde der Szymanowska zugeeignet: ‚Es drückt‘ nach Goethes Worten ‚die Leiden einer bangenden Liebe aus und war ursprünglich durch die hohe Kunst der trefflichen Pianospielerin zu bedenklicher Zeit und Stunde aufgeregt.‘

Diesen drei Gedichten ist noch ein viertes, aus denselben Herzenswirren hervorgegangenes, beizugesellen: die in den Werken auf die Trilogie der Leidenschaft folgende, schon im Juli 1822 nach dem damaligen Abschied von Ulrike entstandene ‚Duettkantate‘: Aeolsharfen: ‚Ich dacht', ich habe keinen Schmerz‘. Als ‚liebeschmerzlicher Zwiegesang unmittelbar nach dem Scheiden‘ war es nach Goethes eigner Bezeichnung gedacht.

Bei der Rückkehr in sein Haus litt er aufs neue: sein Sohn, erschreckt durch des Vaters Absicht einer zweiten Heirat, benahm sich unschonend, lieblos. Der Besuch der Szymanowska im Herbst 1823 regte den Schmerz im Innern wiederum auf, und Goethe erkrankte im November nicht unbedenklich. Wie ein heilender Arzt erschien Zelter an des Freundes Lager: Goethe vertraute ihm die Marienbader Elegie an und ließ sie sich von dem alten Trautgesellen vorlesen. ‚Es war doch eigen‘, schrieb ihm der Dichter nachher, ‚daß du mir durch dein sanftes, gefühlvolles Organ mehrmals vernehmen ließest, was mir in einem Grade lieb ist, den ich mir selbst nicht gestehen mag. — Ich darf es nicht aus Händen geben, aber lebten wir zusammen, so müßtest du mir's so lange vorlesen und vorsingen, bis du's auswendig könntest.‘ Zelters Derbheit war nach Goethes Zeugnis nur äußerlich; ich kenne kaum jemand, ‚der zugleich so zart wäre‘. Und ein andres Urteil Goethes über den Freund seines Greisenalters lautete: ‚Wenn die Tüchtigkeit sich aus der Welt verlöre, so könnte man sie durch ihn wieder herstellen.‘

Um diese Zeit war's, als zu Goethes Kenntnis der Bericht eines Besuchers des Pfarrhauses zu Sesenheim mit Erinnerungen an Friederike gelangte. Er schrieb seinen Aufsatz Wiederholte Spiegelungen nieder, worin er symbolische Rückblicke auf jene erste tiefe Liebe seines Lebens warf.

In wie unfroher Stimmung er sich nach dem Sommer von 1823 für das Leben des bevorstehenden Weimarer Winters bereitete, offenbart uns sein Ausbruch zum Kanzler Müller: ‚Man müßte sich zu Tode ärgern, hätte man nicht längst Reisen gemacht und auf das Unerreichbare verzichtet. Man muß eben alles so hingehen lassen und sich im Sommer auswärts Heiterkeit und frische Lebenslust holen, den Winter hindurch hier auszuhalten.‘

Zweites Kapitel.

Wilhelm Meisters Wanderjahre.

Und dein Streben sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die Tat.

Wilhelm Meisters Wanderjahre, die Fortsetzung der Lehrjahre, haben das Schicksal aller umfangreichen Hauptarbeiten Goethes seit der Übersiedelung nach Weimar erlitten: sie haben sich durch ein Menschenalter hingezogen. Schon früh war dem Verfasser der Lehrjahre der Gedanke gekommen, seinen Wilhelm noch eine höhere Erziehungstufe ersteigen zu lassen, zuerst durch einen Brief Schillers (9. 7. 1798): ‚Nun ergeht aber die Foderung an Sie, Ihren Zögling mit vollkommener Selbständigkeit, Sicherheit, Freiheit und gleichsam architektonischer Festigkeit so hinzustellen, wie er ewig stehen kann, ohne einer äußeren Stütze zu bedürfen.‘ Goethe hatte hierauf geantwortet: ‚Bei jenem (dem Roman) wird die Hauptfrage sein: wo sich die Lehrjahre schließen, und in wiefern man Absicht hat, künftig die Figuren etwa noch einmal auftreten zu lassen. Ihr heutiger Brief deutet mir eigentlich auf eine Fortsetzung des Werkes, wozu ich denn auch wohl Idee und Lust habe.‘ Er will ‚Verzahnungen‘ stehen lassen, die auf eine weitere Fortsetzung deuten. Bei der Ausführung hat sich Goethe wenig um die geringe Haltkraft solcher Verzahnungen im Wilhelm Meister gekümmert, sondern die Wanderjahre als ein selbständiges Werk aus einer neuen Weltbetrachtung geschöpft.

Die Arbeit an den Wanderjahren begann im Mai 1807; im Sommer jenes Jahres entstanden die meisten eingeschalteten Novellen und das Märchen von der Neuen Melusine

(vgl. S. 83). Die gleichfalls zum Hineinstopfen bestimmten Wahlverwandtschaften machten durch ihren Umfang das Ausscheiden notwendig. Langsam schritt das Werk bis 1810 fort, blieb dann zehn Jahre liegen, — erst 1821 erschien ein vorläufiger erster Teil. Dieser wurde bei der Wiederaufnahme der Arbeit 1825 umgeworfen, umgeschrieben; erst im Februar 1829 ward der letzte Strich getan, und Goethe konnte von diesem ‚sisyphischen Stein‘ ablassen.

Die Wanderjahre wollen und dürfen nicht als erzählendes Kunstwerk betrachtet werden. Weil dies entschuldbarerweise von den meisten Lesern doch geschieht, sind die Wanderjahre leider eines der toten Werke Goethes geworden. Auf die Begebenheiten der Wanderschaft Wilhelms braucht man ebensowenig Wert zu legen, wie Goethe selbst getan; man halte sich an den Reichtum hoher Lebensweisheit, an die nicht veralteten Abschnitte über Handwerk und Kunst, über Erziehung, Gewerbebetrieb und soziale Zukunft der Menschheit, — und mit Staunen wird man entdecken, ein wie gegenwärtiges Buch die als Roman allerdings kaum lesbaren Wanderjahre sind.

Was diesem, außer dem zweiten Faust, letzten großen Dichterwerke Goethes am meisten schadet, ist die Unbekümmertheit um die berechtigten Ansprüche des Lesers. Als bei der Drucklegung entdeckt wurde, daß die Handschrift nicht für die angekündigten drei Bände ausreichte, übergab Goethe seinem Eckermann zwei Haufen beschriebener Blätter: ‚In diesen beiden Paketen werden Sie verschiedne bisher ungedruckte Schriften finden, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammen redigierten, um damit vorläufig die Lücken der Wanderjahre zu füllen‘. Und Eckermann redigierte, und Goethe füllte die Lücken aus. Rücksichtslos wurde das bei ihm beliebte Hineinstopfen geübt: ganze Spruchsammlungen — wie ja schon in den Wahlverwandtschaften — wurden als ‚Betrachtungen im Sinne der Wanderer‘ und ‚Aus Makariens Archiv‘ einfach dazwischengelegt und abgedruckt. Zuletzt tat Goethe, wie er's bei Cellini gelesen: als sich beim Ausgießen der Form immer noch ein Mangel an Masse zeigte, warf er alles hinein, was lose dalag, z. B. die Gedichte ‚Das Vermächtnis‘ und ‚Auf Schillers Schädel‘: ‚Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus.‘ In späteren Neudrucken wurden diese unberufenen Eindringlinge wieder entfernt.

Zum größten Teil aus dem Bedürfnis nach äußerlichem Auffüllen sind die Novellen: S a n k t J o s e p h d e r Z w e i t e, D i e p i l g e r n d e T ö r i n (eine Übersetzung aus dem Französischen), W e r i s t d e r V e r r ä t e r ?, D a s n u ß b r a u n e M ä d c h e n, D e r M a n n v o n f ü n f z i g J a h r e n, D i e g e f ä h r l i c h e W e t t e, N i c h t z u w e i t und das M ä r c h e n v o n d e r N e u e n M e l u s i n e hineingeraten. — ‚Sie lesen doch auch vor Schlafengehen?‘ sagte Hersilie zu Wilhelm. ‚Ich schicke Ihnen denn ein Manuskript, und Sie sollen sagen, ob Ihnen viel Artigeres vorgekommen ist.‘ Dies ist die gemütlich bequeme Weise, in der Goethe eine sonst nicht leicht unterzubringende Geschichte einflickt. Er darf sich's erlauben, weil sich der Leser die Unterbrechung der nicht im mindesten fesselnden eigentlichen Wandergeschichte Wilhelms durch eine immerhin spannendere Novelle gern gefallen läßt. ‚Köstliche Perlen auf einen schlechten Faden gereiht‘ nannte Chamisso diese Erzählungen Goethes in den Wanderjahren. Wertvoll ist doch nur Der Mann von fünfzig Jahren, eine ganz gefühlte, höchst persönliche kleine Dichtung.

Die Wanderjahre sind ein Werk des Goethischen Altersstils, zugleich aber eine Frucht seiner unaufhörlichen geistigen Verjüngung. An Fülle neuer fruchtbarer Lebensgedanken stehen sie unter Goethes Schriften in der ersten Reihe. Mit Recht konnte er an Rochlitz darüber schreiben (28. 7. 1829):

> Das darf ich wohl sagen: was ich in meinen Schriften niedergelegt habe, ist für mich kein Vergangenes, sondern ich seh' es, wenn es mir wieder vor Augen kommt, als ein Fortwirkendes an, und die Probleme, die hie und da unaufgelöst liegen, beschäftigen mich immerfort, in der Hoffnung, daß im Reiche der Natur und Sitten dem treuen Forscher noch gar manches kann offenbar werden.

In den Wanderjahren mündet Goethe in Schillers Lebensbahn: nicht mehr im engen Kreis des Einzellebens bewegt sich dieser sozialpolitische Roman, sondern Goethe will uns auf einen höhern Schauplatz versetzen; ‚Denn nur der große Gegenstand vermag Den tiefen Grund

der Menschheit aufzuregen'. Der Genuß, das Glück des Einzelnen soll sich dem Wohle der Gesamtheit unterordnen: Die Entsagenden lautet der bedeutsame Untertitel des Werkes. Adel und Segen der nützlichen Arbeit, auch des Bescheidensten in der Gesellschaft, mit dem erhabenen Ziel einer Emporhebung der zu gemeinsamem Streben vereinigten Arbeiter und damit des ganzen Menschengeschlechtes: dies ist der großartige Leitgedanke des Staatsromans Die Wanderjahre, der uns bei Goethe, dem sonst so unstaatlichen Dichter, im höchsten Maße überrascht. Nur wer in die Zeiten schaut und strebt, so fordert der Meister, nur der ist wert, zur Menschheit zu sprechen und zu dichten. Goethe fühlte die ersten Flügelschläge einer neuen Zeit, des Jahrhunderts der Arbeit im Gegensatze zu der genußsüchtigen bloßen Schöngeisterei des ablaufenden Zeitalters, und in den Wanderjahren verkündete er das Nahen einer neuen Auffassung vom Stufengange menschlicher Kultur: ‚Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen.' Weder im Werther, noch in Meisters Lehrjahren, noch in den Wahlverwandtschaften wird von einer der Hauptpersonen ernstlich gearbeitet. Hochgebildete Nichtstuerei will sich ausleben, will ohne Gegenleistung genießen. In den Wanderjahren wird die Schöngeisterei als ‚Narrenpossen' beiseite geschoben und der bestimmende Ausspruch getan: ‚Dein Leben sei die Tat!'

Daß es hier sich nicht um einen einmaligen Einfall Goethes handelte, zeigt uns ja der Ausgang des zweiten Faust mit seinem ‚Schöpfungsgenuß von innen' als Grundgedanken. Goethe hatte an den Romantikern um ihn herum, den nichts-als-Schriftstellern, die Gefahr des einseitigen Kunstwesens ohne Zusammenhang mit dem menschlichen Tatleben erkannt; ihm erschien ihre überhebende Abkehr von der unmittelbar nützlichen Gewerbsarbeit unsittlich und töricht. Was in Deutschland, ja in ganz Europa noch heute für weniger ehrenvoll als die Geistesarbeit gilt, was nur in Amerika gleichberechtigt ist: das Tagwerk schaffender Hände, das hat Goethe in den Wanderjahren schon vor 80 Jahren auf die gebührende Stufe gehoben:

> Die Handwerke werden für Künste erklärt und durch die Bezeichnung ‚strenge Künste' von den ‚freien' entschieden getrennt und abgesondert. — Die strenge Kunst muß der freien zum Muster dienen und sie zu beschämen trachten. — Bisher nannte man sie Handwerk, ganz angemessen und richtig; die Bekenner sollten mit der Hand wirken, und die Hand, soll sie das, so muß ein eigenes Leben sie beseelen, sie muß eine Natur für sich sein, ihre eignen Gedanken, ihren eignen Willen haben (3. Buch. Schluß des 12. Kapitels).

Wie liebenswürdig ist Goethes Einfall, die Philine der Lehrjahre als Arbeitsbiene wieder auftreten zu lassen (3, 14), und — wie anmutig treu ihrer Philinennatur ist sie geblieben:

> Philine brachte ein paar allerliebste Kinder mit und zeichnete sich bei einer einfachen, sehr reizenden Kleidung aus durch das Sonderbare, daß sie von blumig gesticktem Gürtel herab an langer silberner Kette eine mäßig große englische Schere trug, mit der sie manchmal, gleichsam als wollte sie ihrem Gespräch einigen Nachdruck geben, in die Luft schnitt und schnippte und durch einen solchen Akt die sämtlichen Anwesenden erheiterte.

Und wie die Arbeit, so wird das Wandern in diesem Wandererziehungsroman geadelt. In den Lehrjahren bummelt Wilhelm Meister von Schloß zu Schloß durchs Leben, wortreich und tatenlos. In den Wanderjahren läßt Goethe durch Lenardo den Zuruf lebensmüder bejahrter Männer: ‚Gedenke zu sterben!' ersetzen durch die heiteren Worte: ‚Gedenke zu wandern!' der lebenslustigen Jüngeren, zu denen sich dieser achtzigjährige Seher im Herzen zählt. Wie unendlich hat sich ihm seit den Lehrjahren das Weltbild geweitet! Die Schweiz mit ihrer aufstrebenden Baumwollspinnerei und Weberei, die ausführlich wie in einer Fachschrift geschildert wird; ganz Europa; die neue Welt jenseits der Meere — alles wird von dem Riesenbunde der Wanderer überflutet. Goethes Blick war durch amerikanische Besucher und mancherlei Zusendungen aus den Vereinigten Staaten in die Schriften über deren Zustände hineingeraten und hatte die zukünftige Entwicklung des überseeischen Festlandes vorausgeschaut. Den gewaltigen Vorsprung jenes Neulandes vor der europäischen Heimat des Schlendrians, das Freisein der Nordamerikaner von geschichtlichen, vorurteilsvollen Überlieferungen hatte er schon 1827 in dem Gedichtchen ausgesprochen:

> Amerika, du hast es besser
> Als unser Kontinent, das alte, —
> Dich stören nicht im Innern
> Zu lebendiger Zeit
> Unnützes Erinnern
> Und vergeblicher Streit.

In den Wanderjahren kündigt er einen ‚Konflikt zwischen Toten und Lebendigen' an, der auf Leben und Tod gehen werde, denn ‚In der Alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will'.

Mit der Philisterei in den Kleinstaaten, dem Hocken auf der Scholle ist es vorbei. Das Wandern, ja das Auswandern ist an der Reihe; und der große Weltbund der Arbeiter, eine verblüffende Vorausnahme der heutigen Verbrüderung der Arbeiter aller Länder zu einer ‚Internationale', hat zum Bundesliede:

Bleibe nicht am Boden heften,
Frisch gewagt und frisch hinaus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
Überall sind sie zu Haus;
Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los.
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Und wie mit dem ziellosen Herumstreichen Wilhelms in den Lehrjahren ist es in den Wanderjahren vorbei mit der spielerischen Geheimbündelei der Gesellschaft des Turmes. Eine zielklare Gesellschaft der Weltarbeit, ‚Das Band', begleitet die Wanderer und arbeitet nicht mit den Spannungsmittelchen des romantischen Romans.

In Wilhelm Meisters Lehrjahren, ja in allen Romanen Goethes vor den Wanderjahren, hatte das Leben des Menschen im Staatsganzen so gut wie keine Rolle gespielt. Die Wanderjahre sind durch und durch Staatsroman, ja Zukunftstaatsroman. Merkwürdig genug, daß unsere Sozialisten sich nicht auf Goethe als einen ihrer Urpropheten berufen: ihre meisten Führer kennen wahrscheinlich die Wanderjahre nicht. Was ist es andres als veredelter Sozialismus, wenn Goethe seine als Romangestalten gleichgültigen Wortführer aussprechen läßt:

Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt ward, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern; — immer aber denke er dabei, wie er andere daran will teilnehmen lassen; denn nur insofern werden die Vermögenden geschätzt, als andere durch sie genießen.

Selbst die bloße Wohltätigkeit ist eine niedre Stufe in Goethes Zukunftstaat der die Welt umgestaltenden Wanderer:

Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betrachten. Dies ist der Sinn der Worte ‚Besitz und Gemeingut'. Das Kapital soll niemand angreifen, die Interessen werden ohnehin im Weltlaufe schon jedermann angehören.

Zusammenhalten, um spenden zu können: dies ist der Untergrund des Goethischen Sozialismus der Tat. Im übrigen gibt es im Zukunftstaat der Wanderer manches erst nach Menschenaltern wirklich Erreichte, so den Gewinnanteil der Arbeiter; manches über die letzten Ziele unserer Sozialisten noch Hinausgehende: weder die Heirat noch die Religion ist Privatsache, der Staatsgedanke durchdringt jedes wichtige Lebensanliegen. Man gewahrt hierin die Einflüsse der Erzväter des Kommunismus, der sich in Goethes letzten Lebensjahren in mehren europäischen Ländern zu regen begann, besonders der Schriften der Franzosen Fourier und Saint-Simon.

Die Religion der Zukunft ist die der Ehrfurcht, genauer der drei Ehrfurchten: vor dem, was über uns ist; vor dem, was uns gleich ist; vor dem, was unter uns ist. Diese dritte ist die christliche, denn ‚was gehörte dazu, auch Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen'. Doch aus jenen drei Ehrfurchten entspringt eine oberste, die Ehrfurcht vor sich selbst. Durch diese gelangt ‚der Mensch zum Höchsten, was er zu erreichen fähig ist, daß er sich selbst für das Beste halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja daß er auf dieser Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbstheit (!) wieder ins Gemeine gezogen zu werden'.

In den Lehrjahren, dem Roman des geschäftigen Müßigganges, hat Jeder und Jede Zeit in Hülle und Fülle. Im Zukunftstaat der Wanderjahre wertet der mit den eignen Tagen geizende Achtzigjährige die Zeit so kostbar, daß ‚allen der größte Respekt für sie eingeprägt wird, als für die höchste Gabe Gottes und der Natur und die aufmerksamste Begleiterin des Daseins'. Goethe, der unermüdliche Ausnutzer jedes Tages, hat hier nur wiederholt, was er durch ein Leben voll Mühe und Arbeit bewiesen und einmal an einer unscheinbaren Stelle, im Stammbuch eines der Enkel, in den Kernspruch zugespitzt hat:

Ihrer sechzig hat die Stunde,
Ihrer tausend hat der Tag,
Söhnchen, werde dir die Kunde,
Was man alles leisten mag.

Zu einem Bürger dieses Goethischen Zukunftstaates wird man nicht durch die Geburt, sondern nur durch eine vorgeschriebene Erziehung: so gibt es denn in den Wanderjahren die Pädagogische Provinz mit ihrer Mischung aus Zwang und Freiheit. Schiller hatte in seinem langen Brief an Goethe vom 8. Juli 1796 über die Lehrjahre höflich aber deutlich den Mangel innerer Meisterschaft Wilhelms am Schlusse des Romans hervorgekehrt: ‚Kann er bloß dadurch, daß sich das Vaterherz bei ihm erklärt, losgesprochen werden? — ein Wink ist hier schon genug.' Goethe hatte diesen Wink des kunstweisesten seiner Freunde wohl verstanden, und in den Wanderjahren sehen wir die Ausführung, an der keiner größere Freude gehabt haben würde als Schiller.

Über den Mangel an Menschenbildnerei in den Wanderjahren, den Verzicht auf erzählerische Faßlichkeit, die künstlerische Nachlässigkeit des Meisters braucht man nicht zu reden; er zwingt sich jedem Leser nach wenigen Seiten auf. Wir bedürfen aber gar nicht der Rechtfertigung Goethes: ‚Mit solchem Büchlein ist es wie mit dem Leben selbst: es findet sich in dem Komplex des Ganzen Notwendiges und Zufälliges, Vorgesetztes, und Angeschlossenes, bald gelungen, bald vereitelt'; denn für diese Art Einheit von Kunst und Leben möchten wir doch danken. — Was den Wanderjahren Dauer verleiht, ja was sie unter Umständen zu einem Modebuch machen kann, das ist ihr sozialpolitisch wertvoller Inhalt. Der Romanrahmen des Werkes ist keinem Sterblichen, kaum einem Goethe-Forscher gegenwärtig; aber auf den Roman kommt es nicht an. Es ist sehr bezeichnend, daß die Schrullenhaftigkeit und Verschnörkelung des Stils sich fast nur in den romanhaften Bestandteilen zeigen, in den Abschnitten mit wahrem Lebensgehalt äußerst selten sind.

Und mitten zwischen den Schnörkeleien glänzen solche dichterische und sprachliche Schönheiten wie diese, nicht allein stehende, Stelle mit dem Schlittschuhlauf der beiden Liebenden:

> Am allersüßesten aber schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten. Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwiderung wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg. — Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhren dem lang' daher glitzernden Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen.

Mit welcher gerührten Freude begegnen wir hier Goethen noch in seinem letzten Erzählungswerk auf derselben freien Kunstbahn wie in dem ersten, im Werther!

Drittes Kapitel.

Letzte Werke.

> Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann!
> Die Nacht tritt ein, wo niemand wirken kann.

Für die Gedichte handelt es sich hier um eine Nachlese, in der sich nur noch eine volle Frucht findet: **Die Reliquien Schillers**, wie Goethe selbst in einem Brief an Zelter das Gedicht nennt. Die Überschrift ‚Bei Betrachtung von Schillers Schädel' rührt wahrscheinlich von den Herausgebern des Nachlasses her. Vor der Überführung von Schillers Schädel aus der allgemeinen Verwahrstätte in die Bibliothek, wo er in den Sockel der Danneckerschen Büste gelegt werden sollte, behielt Goethe ihn einige Tage bei sich. Aus dieser Zeit stammt das andächtig ergreifende Terzinen-Gedicht, das in der Nacht des 25. September 1826 begonnen, tags drauf beendet wurde, ein letztes erhabenes Gespräch mit dem geliebten Freunde:

> Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
> Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
> Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
> Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
> Geheim Gefäß! Orakelsprüche spendend,
> Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
> Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend,
> Und in die freie Luft, zu freiem Sinnen,
> Zum Sonnenlicht andächtig hin mich wendend.

Bei der Feierlichkeit in der Bibliothek verlas August Goethe eine schöne, sicher zum größten Teil von dem Vater herrührende Rede:

Es war früher sein (des Vaters) fester Wille, hieß es darin, dieses zu tun: doch am heutigen Morgen wurden in ihm alle die Gefühle mächtig, welche jene Vergangenheit vorüberführten, wo er mit seinem geliebten, unvergeßlichen Freunde Friedrich von Schiller die schönsten Tage verlebt, auch manche Trauer erduldet hatte, einem Freunde und Zeitgenossen, dessen früher Tod einen Riß in das Leben meines Vaters brachte, welchen weder Zeit noch Mitwelt zu heilen imstande war.

Von den Hunderten meist kurzer Gelegenheitsgedichte für Personen im eigentlichen, nach Goethes Erklärung uneigentlichen, Wortsinne braucht hier nur das schon für andre ähnliche Arbeiten Gesagte wiederholt zu werden: Goethe machte sich dergleichen bequem, dachte nur an die Freude der Empfänger, ein Blatt von des Meisters Hand zu besitzen, und hätte sich nicht wenig verwundert, all diese Sprüchlein ohne tiefen dichterischen Zweck und Wert sorgsam gesammelt zu sehen. Manches zierliche, auch geistreiche Gedichtlein steht wohl darunter, ein bedeutendes nicht, natürlich mit Ausnahme der von Goethe selbst in die Werke eingereihten. Es hat nichts auf sich, wenn der Dichter seinem Fürsten zur Geburt des Erbprinzen Karl Friedrich einen Glückwunsch sendet, der schließt:

Nach vierzehnhundert Jahren wird
Zwar mancher von uns fehlen;
Da soll man dann Karl Friedrichs Glück
Und Güte noch erzählen, —

nur gehört er nicht in die Ausgaben für die Nichtgelehrten.

Goethe war ein guter, kein ausgezeichneter Übersetzer in Prosa: sein Cellini und Rameaus Neffe erweisen dies. Zum Nachdichter in Versen, zumal in gereimten, fehlte ihm die Geduld. Nach seiner Ansicht müsse sich der letzte Gehalt eines fremden Dichterwerkes auch in schlichter Prosa, ja in dieser am reinsten, offenbaren: so entschlug er sich denn bei seinen Übersetzungen ausländischer Poesie meist des Reims und hielt nur durch den Rhythmus den Stimmklang der Vorlage fest.

Aus Byrons Manfred wurde der Bannspruch übersetzt, mit manchen Härten, doch im Tone wirkungsvoll. — Manzonis großartige Ode auf Napoleons Tod: Der fünfte Mai hat in Goethes reimloser Wiedergabe viel verloren; auffallenderweise wandelte er den rhythmisch so markig männlichen letzten Vers jeder Strophe in einen weiblichen und schwächte dadurch den Eindruck noch mehr.

Wo die Vorlage reimlos war, wie in den schönen neugriechischen Volksliedern, da ist Goethe die Umdichtung durchaus gelungen, und die des schaurigen Gedichtes vom Charon erzeugt nahezu den Eindruck der Vorlage. Goethe hatte sich mit Hilfe einer französischen Übersetzung in die Sprache dieser Volkslieder gut eingelesen, sogar über die neugriechische Namensform des zum Todesreiter gewordenen Kahnführers der altgriechischen Unterwelt eine zutreffende Anmerkung verfaßt. — Über einige andre Übersetzungsversuche wird bei Goethes Verhältnis zu Byron zu sprechen sein.

Bis in die ersten Schiller-Jahre reicht der Plan zu der ‚**Novelle**‘ zurück, in die Zeit der letzten Feile an Hermann und Dorothea (Frühling 1797). Ursprünglich war ein kleines Epos ‚Die Jagd‘ beabsichtigt, eine ‚Löwen- und Tigergeschichte‘, wie der halbeingeweihte Schiller sie schon damals nannte. Im Oktober 1826 heißt es in einem Brief an W. von Humboldt: ‚Beim Untersuchen alter Papiere finde ich den Plan wieder und enthalte mich nicht, ihn prosaisch auszuführen, da es dann für eine Novelle gelten mag, eine Rubrik, unter welcher gar vieles wunderliche Zeug kursiert‘, damals wie ja noch heute. ‚Wir wollen es die Novelle nennen,‘ sagte Goethe zu Eckermann; ‚denn was ist eine Novelle anders als eine sich ereignete unerhörte Begebenheit‘. Mit symbolischer Absicht wurde beim Druck daraus noch einfacher: ‚Novelle‘, also die Novelle an sich, gleichsam Musterbeispiel der ganzen Kunstgattung. Als ein solches werden wir diese letzte selbständige Dichtung Goethes doch nicht ansehen: der recht dünne Kern, das Einfangen eines Schaubuden-Löwen durch das Flöte blasende Kind des Tierwärters, reicht für eine Novelle, trotz dem Beiwerk der fürstlichen Zuschauer, trotz der Andeutung einer hoffnungslosen Liebe des Stalljunkers Honorio zur Fürstin, nicht hin, und aus dem von Heyse mit Recht geforderten ‚Novellen-Falken‘ ist hier ein recht unbedeutender Vogel geworden.

Goethes Altersstil äußert sich weniger in Sprachschnörkeleien als im Schönen und Tönen auch des Furchtbaren und Aufregenden. Man prüfe z. B. die gemächliche Schilderei der Verfolgung der Fürstin durch den Tiger, doch sicher ‚einer sich ereigneten unerhörten Begebenheit': ‚Die schöne Dame, entschlossen und gewandt, verfehlte nicht, sich stark auf ihre Füße zu stellen, auch das Pferd richtete sich auf; aber der Tiger nahte schon, obgleich nicht mit heftiger Schnelle.' Die Reden des Tierwärters und seines Weibes sowie des Schloßvoigts sind genau so edel stilisiert wie die des fürstlichen Ehepaares; ja der Wärter hält ‚mit anständigem Enthusiasmus' eine lange herrliche Rede in Goethes schönster Naturverherrlichungsprache zum ‚Ruhm des Herrn, den die Sterne loben von Ewigkeit zu Ewigkeit'. — Wenn gar am Schlusse von der Denkmöglichkeit gesprochen wird, ‚daß man in den Zügen eines so grimmigen Geschöpfes, des Tyrannen der Wälder, des Despoten des Tierreiches, einen Ausdruck von Freundlichkeit, von dankbarer Zufriedenheit habe spüren können', so kommt einem unwillkürlich der Name eines sehr bekannten humorvollen neueren Tiermalers auf die Lippen.

Das für uns wichtigste Prosawerk aus Goethes letzten Jahren ist die Herausgabe seines **Briefwechsels mit Schiller.** Die Sichtung wurde im Herbst 1824 begonnen: ‚Es wird eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird. Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektorieren. Mir ist es dabei wunderlich zu Mute, und ich erfahre, was ich einmal war' (an Zelter, 30. 10. 1824). Das Werk erschien in den Jahren 1828 und 1829, mit einer Widmung an den Bayernkönig Ludwig I., einen besonderen Verehrer Schillers.

Das bis hierher aufgesparte Urteil Goethes über Schiller als Briefschreiber lautet:

> Meine Briefe kommen an innerm und selbständigem Wert den Schillerschen nicht bei; er war geneigter zum Reflektieren über Personen und Schriften als ich, und seine höchst freien, brieflichen Äußerungen sind als unbedingter, augenblicklicher Erguß ganz unschätzbar. Unser beiderseitiges munteres Leben und redliches Streben stimmt zu freudiger Heiterkeit, die freilich auch durch Leiden und Quengeleien des Tages dem Beschauer oft verkümmert ward; doch dadurch wird es ja ein wahres Bild des beschatteten, buntgrauen Erdenlebens.

Über den unvergleichlichen Wert dieser in der Weltliteratur einzigen Briefsammlung braucht deutschen Lesern nichts aus dem Eignen hier gesagt zu werden. Mit Ausnahme vereinzelter Bosheiten, so Wilhelm Schlegels und Börnes, wurde das Werk von allen Edlen mit einer uns noch heute rührenden Begeisterung aufgenommen. In einem herrlichen Brief schildert Mörike die Wirkung des ersten Lesens:

> Ich stand bald mitten in heiliger klassischer Atmosphäre, las endlich sachte und sachter, ja ich hielt mit dem Atem an, die ruhige, tiefe Fläche nicht zu stören, in deren Abgrund ich nun senkrecht meinen Blick herunterließ, als dürfte ich die Seele der Kunst anschauen. — Mein Kopf war aufs äußerste angespannt, meine Gedanken liefen gleichsam auf den Zehenspitzen, ich lag wie über mich selbst hinausgerückt und fühlte mich neben aller Feierlichkeit doch unaussprechlich vergnügt. Statt mich niederzuschlagen, hatte der Geist dieser beiden Männer eher die andere Wirkung auf mich.

An andrer Stelle heißt es bei Mörike: ‚Ich pries mich glücklich im blauen Tage der Poesie, deren Herz man in diesem Buche in abgemessnen, langsam vorgezählten Pulsen schlagen hören kann.'

Aus der Fülle der in verschiedenen Zeitschriften verstreuten großen und kleinen Prosaarbeiten der letzten Jahre, meist kritischen Inhalts, werden hier nur die bedeutsameren herausgehoben. Auch so ergibt sich das Gesamtbild eines schier schrankenlosen literarischen Weltblickes. Von der serbischen zur spanischen Dichtung, von den litauischen Volksliedern zur chinesischen Kunstlyrik, von den neugriechischen Tragudia zum Neudruck der ersten Ausgabe von Shakespeares Hamlet, von Homers Ilias zum Nibelungenliede — Goethes, des siebzig- und achtzigjährigen, Geist verschmäht keine Äußerung echt-dichterischen Wesens. Rückerts schönes Wort: ‚Die Poesie in allen ihren Zungen Ist dem Geweihten eine Sprache nur' gilt von keinem so lebendig wie von Goethe. Wie er in den Wanderjahren ein Aufsteigen von der engen Hausfrömmigkeit zur Weltfrömmigkeit vorausverkündete, so sah er in den Wirkungen einer bewußten Weltliteratur mit der ‚Richtung auf das allgemein Menschliche' die Möglichkeit, daß,

wenn sie auch keinen allgemeinen Frieden einleite, doch der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig. — Zu einer solchen Vermittelung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Von Goethes Aufsätzen über deutsche Gegenstände ist einer der wichtigsten der Deutsche Sprache überschriebene, angeregt durch den Aufsatz ‚Von der Ausbildung der deutschen Sprache‘ eines Schweizers Karl Ruckstuhl. Der letzte Absatz über Reinigung und Bereicherung der Muttersprache wird zweckdienlicher in dem Abschnitt über Goethes eigne Sprache betrachtet (vgl. S. 573).

Aus einem nicht genau ermittelten Jahr, wohl bald nach den Freiheitskriegen, stammt der eigentümliche Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen, also zu einer heute noch viel wichtiger als damals gewordenen Frage. Goethe macht den Vorschlag, auf die polnischen Volksteile Preußens durch herumziehende deutsche Theatergesellschaften zu wirken, die aber nur kleine Familienstückchen spielen dürften. Die volle Schwierigkeit der Verdeutschung der östlichen Landesteile konnte er noch nicht würdigen, obwohl er voraussah, daß ‚ein innerer Krieg noch lange fortdaure, wenn der eroberte Staat von dem erobernden an Sprache und Sitte verschieden ist‘.

Rückerts durch den Diwan angeregte ‚Östliche Rosen‘ wurden freundlich angezeigt, über Platens Gaselen ein paar oberflächliche Lobesworte angeschlossen (1822).

Mit besonderer Freude gab er der angekündigten Fortsetzung von Justus Mösers Osnabrückischer Geschichte ein Geleitwort auf den Weg: er gedachte der Zeit, als er ihn zuerst gelesen, und dessen, was er ihm für die wichtigste Wende seines Lebens verdankte (vgl. S. 187). Als ‚einen Hauch dieses himmlischen Geistes‘ erwähnt er Mösers Aufsatz ‚Über den Aberglauben unserer Vorfahren‘ und knüpft daran seine eigne Betrachtung: ‚Der Aberglaube ist die Poesie des Lebens‘, doch nicht um den Aberglauben zu verteidigen; denn ‚die Poesie befreit sich immer gar bald von solchen Fesseln, die sie sich immer willkürlich anlegt, der Aberglaube dagegen läßt sich Zauberstricken vergleichen, die sich immer stärker zusammenziehn, je mehr man sich gegen sie sträubt‘.

Eine kurze Abhandlung Über das Lehrgedicht (1825) setzt gleich scharf ein: ‚Es ist nicht zulässig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyrischen, epischen und dramatischen, noch die didaktische hinzufüge.‘ Er gibt zu: ‚Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich‘, und bleibt dabei: ‚Die didaktische oder schulmeisterliche Poesie ist und bleibt ein Mittelgeschöpf zwischen Poesie und Rhetorik‘. Nichtsdestoweniger schreibt er, der Dichter der Metamorphose der Pflanze: ‚Selbst der begabteste Dichter sollte es sich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Kapitel des Wissenswerten also behandelt zu haben.‘

In der Anzeige eines Neudrucks des ersten Hamlet von 1603, einer der sogenannten Quarto-Ausgaben, stehen manche feine Beobachtungen, so die über des Geistes ‚Kleidung‘ im Gespräch mit der Königin. Darin kehrt der Siebenundsiebzigjährige wieder zu seiner schrankenlosen Jugendbewunderung Shakespeares zurück. Jene erste Ausgabe hat ihn abermals überzeugt, ‚daß Shakespeare wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten biete und am Ende doch unerforschlich bleibe; denn wir sämtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben noch seinem Geiste genügen‘.

Aus dem schon einmal (S. 412) erwähnten Aufsatz über Tiecks ‚Dramaturgische Blätter‘ (1826) ist noch der Schluß über Schillers Wallenstein bemerkenswert: ‚Die meisten Stellen, an welchen Tieck etwas auszusetzen hat, finde ich Ursache als pathologische zu betrachten. Hätte nicht Schiller an einer langsam tötenden Krankheit gelitten, so sähe das alles ganz anders aus.‘

Der erst aus dem Nachlaß veröffentlichte Entwurf zur Anzeige der Simrockschen Übersetzung des Nibelungenliedes (1827) besteht größtenteils nur aus abgerissnen ganz kurzen Sätzen, beweist aber die eindringende Teilnahme Goethes an dem ihm spät bekannt gewordenen Werke. Er wirft die Vermerke hin:

Die Motive sind durchaus grundheidnisch. Keine Spur von einer waltenden Gottheit. Alles dem

Menschen und gewissen imaginativen Mitbewohnern der Erde (den Niblungen) angehörig und überlassen. Der christliche Kultus ohne den mindesten Einfluß. Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen. Alles ist derb und tüchtig von Hause aus. Dabei von der gröbsten Roheit und Härte.

Als ein letztes Vermächtnis des Patriarchen deutscher Literatur an das nach ihm kommende Geschlecht kann sein erst im Nachlaß aufgefundenes Blatt: Noch ein Wort für junge Dichter gelten. Es knüpft an eine frühere ‚wohlgemeinte Erwiderung' an, in der es geheißen hatte: ‚Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden in die Hand gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken.' Damals hatte er gewarnt, aus solchem Vermögen nicht etwa zu schließen, daß nun das Leben ganz an die Dichtung hinzugeben sei:

Jüngling, merke dir in Zeiten, Daß die Muse zu begleiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht, Doch zu leiten nicht versteht.

In dem ergänzenden Wort für junge Dichter verwahrt er sich gegen den Namen Meister als eines Mannes, unter dessen Anleitung wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen. Daran schließt sich das berühmte Endurteil über sich selbst:

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen; denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zutage fördern wird. — Poetischer Gehalt ist Gehalt des eigenen Lebens.

Viertes Kapitel.

Goethes Sprache und Stil.

Eine (der Feen) noch trat im Reigen hervor,
Raunend mit fein bewegten Lippen
Küßte sie deinen Kindermund;
Mit dem Gedanken, sagte sie, sei dir
Unbefohlen das Wort zur Hand,
Eines mit ihm, geboren mit ihm!
In einem Momente mit der Stimmung
Summe und klinge im innern Ohr
Die Weise, der Ton, der Akzente Rhythmus
Und des Lautklangs seelische Farbe!
Schöpfe am Quell, mein Liebling, du!
(Vischer.)

Nach den Werken das Werkzeug: Goethes Sprache in Prosa und Vers. Ihr bis heute andauerndes Fortwirken kann nicht leicht überschätzt werden; verstiegenes Verhimmeln ist als irreführend abzuweisen.

Goethes schöpferische Sprachkunst hat bei keinem Volke ihresgleichen, für Deutschland nicht einmal bei Luther. Ein feiner Sprachwähler ist dieser gewesen gegenüber dem vorhandenen deutschen Sprachschatz, viel weniger ein neubildender Künstler. ‚Goethe besitzt', so heißt es bei Jakob Grimm, ‚eine so seltene und vorragende Sprachgewalt, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleichtut'. Dies ist ein ruhmvolles, sachliches Urteil. Götzendienerei hingegen ist das Gerede seines Neffen: ‚Klopstock, Lessing und Winckelmann hatten ihr eignes Deutsch zu schaffen gesucht, alle drei aber ohne durchgreifenden Erfolg.' Dies ist auch geschichtlich grundfalsch. Vor Goethes ersten Prosawerken gab es einen guten deutschen Stil in einer durchgebildeten Prosasprache. Außer Lessing und Winckelmann hatten Schriftsteller wie Möser, Abbt, Garve, Lichtenberg, Hamann, Wieland, Herder ein Deutsch geschrieben, von dem Goethe sehr viel gelernt hat. Sein Verdienst der Fortbildung der überkommenen Prosasprache wird hierdurch nicht vermindert. Goethe selbst hat solche ‚sansculottischen' Bausch- und Bogenurteile über die deutsche Prosa vor und neben ihm in einem scharfen Aufsatz bekämpft (vgl. S. 414) und er hat später in der Abhandlung ‚Deutsche Literatur' von 1817 ausdrücklich auf die vollkommene Ausbildung unserer Sprache durch vielseitige Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts hingewiesen.

Mehr als einmal hat sich Goethe, halb im Ernst, halb im scherzenden Unmut, über die deutsche Sprache beklagt. ‚Die barbarische, die unglückliche deutsche Sprache gegenüber der italienischen‘ nennt er sie (an die Stein, 26. 1. 1786), und in den Venetianischen Epigrammen heißt es:

> Was mit mir das Schicksal gewollt? Es wäre verwegen,
> Das zu fragen; denn meist will es mit vielen nicht viel.
> Einen Dichter zu bilden, die Absicht wär' ihm gelungen,
> Hätte die Sprache sich nicht unüberwindlich gezeigt!

In einem andern nennt er gar die deutsche Sprache den schlechtesten Stoff für Leben und Kunst. Indessen jeder solchen Äußerung lassen sich rühmende Worte über sein geliebtes Deutsch gegenüberstellen, über ‚die ihm alle Tage teurer gewordene geliebte Muttersprache‘, die ihm ‚ein Vaterland, eine Sprache, einen Stil gegeben‘.

Das Recht, das einem deutschen Kaiser einst bestritten wurde: über der Grammatik zu stehen, hat sich Goethe mit Fug zugesprochen, denn er und seinesgleichen schaffen uns ja das Ding, das Grammatik heißt. Die strenge Schulmeisterei verbietet uns leider mit Erfolg selbst die maßvolle Nachahmung mancher edlen und kühnen Freiheit in Goethes Sprache und Stil. Von Hamann hatte er in Herders Wiedergabe gelernt: ‚Die Richtigkeit einer Sprache entzieht ihrem Reichtum‘; Hamann hatte noch hinzugefügt: ‚eine gar zu gefesselte Richtigkeit ihrer Stärke und Mannheit‘. Dies ward gegen die Schulfuchserei der Gottsched und Genossen geschrieben. Natürlich ist nicht jedem Schreiber erlaubt, was Goethe wagen durfte, Eigenmächtigkeiten wie: ‚borgner (verborgner) Sinn (Urfaust), ‚flohene (entflohene) Freuden‘ (Erwin und Elmire), ‚Dem fehlt's an Dies, dem fehlt's an Das‘ (Diwan). Nur bei Goethe dulden wir Satzgefüge wie: ‚In einem anständigen Bürgerhause erzogen, war Ordnung und Reinlichkeit sein Element‘ (Wilhelm Meister), oder: ‚In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes.‘ Hingegen beneiden wir ihn um gewisse anmutige und unschädliche Eigenheiten wie: ‚In dem Wert und Würde‘, ‚froh und trüber Zeit‘ und um die ihm gewohnte volkstümlich freie Behandlung der Nebensätze: ‚Zwölf Verse, die Du, hoffe ich, schön finden und in allem Sinne damit zufrieden sein sollest.‘

Seinen Wort- und Formenvorrat entnahm Goethe nicht bloß der Schriftsprache. Gottscheds gleichmachende Sprachmeisterei war ihm, der als Knabe und Jüngling sich seiner mainfränkischen Mundart erfreut hatte, tief verhaßt, wie überhaupt die angemaßte Sprachherrschaft nichtdichterischer Schriftsteller. Der Mundart, nicht bloß der eignen, hat Goethe immerdar das Wort geredet: ‚Sie ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.‘ Gegen die Gleichmacherei in der deutschen Sprechsprache und zu gunsten der Mundarten heißt es einmal:

> Gar unbedachte Reden; es hieß, die Deutschen sollten ihre verschiedenen Zungen durcheinander mischen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich, die seltsamste Sprachmengerei! zu Verderbnis des guten sondernden Geschmackes nicht allein, sondern auch zum innerlichsten Zerstören des eigentlichen Charakters der Nation; denn was soll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutralisieren will? (in einer Besprechung des mundartlichen Lustspiels ‚Der Pfingstmontag‘ von dem Elsässer Arnold).

Im Urfaust steht solch Frankfurter-Deutsch wie Liedcher, Doktors, Professors, Frauens. Frankfurtisch sind Reime wie neige und reiche, docendo und memento, wiewohl er selbst sich über die thüringische Verwechselung von t und d lustig macht. In den Fastnachtspielen wimmelt es von Frankfurtischen Eigenheiten wie: hunten (hier unten), haußen, räffeln, Bubens, Maidels, Bratens, Geschlapp, dem ausgezeichneten ‚Geles‘ für Lektüre. In so hochstilisierte Dichtungen wie Pandora und den zweiten Faust nimmt er süddeutsche Formen auf wie ‚abegewendet‘ und ‚abestürzt‘. Bis ins Greisenalter verfiel Goethe, zumal in der Aufregung, in sein angestammtes Frankfurtisch, und Wilhelm Grimm überliefert die Verteidigung seiner Mundart: ‚Man soll sich sein Recht nicht nehmen lassen; der Bär brummt nach der Höhle, in der er geboren ist.‘

Nicht gering zu schätzen ist der grammatische Einfluß des Französischen seit den Knabentagen und dessen stete Auffrischung durch den Verkehr mit allerlei französelnden

Menschen an den deutschen Höfen. In Goethes frühesten Schriften stehen zwischen deutschen Derbheiten französische Wendungen. An Cornelia schreibt er: „Ihr andern kleinen Mädchen' (vous autres), und dieser Gebrauch des französischen autres dauert fort. ‚Ich komme das größte Glück gehabt zu haben' (je viens de) heißt es in einem andern Brief an Cornelia, und im Urfaust sagt Gretchen nach französisch-frankfurter Art: ‚Und macht doch eben so warm nicht draus'. In dem ‚Brief des Pastors' steht: ‚gutdenkende Gemüter nicht mit Worten bezahlen' (payer de mots). ‚So laßt es mir durch Eintracht sehn' ist kein vereinzelter Fall des französischen Dativs bei ‚lassen' (faire). In der „Italienischen Reise' gibt man sich die Folter (se donner le tourment). An Schiller schreibt Goethe einmal: ‚Der Herzog ist für Eisenach und Kassel verreist.' In den Annalen ist der Satz: ‚So wußten wir nicht, welchem Heiligen wir uns widmen sollten', eine Übersetzung von ‚à quel saint nous vouer', und die Wendung zu Eckermann: ‚Es ist ein Meer auszutrinken, wenn man —' ist nicht deutsch, sondern französisch (c'est une mer à boire). Indessen solch Vertauschen zweier Sprachgebräuche bei einem Manne der großen Welt wie Goethe ist leicht begreiflich, übrigens verhältnismäßig selten. Von dem viel stärkeren Einfluß des Französischen auf Satzbau und Stil Goethes ist weiterhin zu sprechen.

Goethe schrieb und sprach das Französische geläufig, ohne es je vollkommen zu beherrschen, so wenig wie Bismarck, so wenig wie irgend einer der ganz Großen je zwei Sprachen gleichmäßig beherrscht hat. In Goethes wie in Bismarcks französischen Briefen stehen die erfreulichsten Germanismen zum Beweise für die Alleinherrscherrolle der Sprache im innersten Seelenleben. Ohne Not schrieb Goethe in keiner fremden Sprache, an die Staël z. B. mit richtigem Takte deutsch, um vor dieser großen Stilkünstlerin nicht wie ein Stümper zu erscheinen.

Noch mehr als Shakespeares Sprache ist Goethes biblisch gefärbt, das heißt Lutherisch. ‚Die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse (der Bibel), alles hat sich tief bei mir eingedrückt und war auf eine oder die andere Weise wirksam gewesen.' Keiner unserer großen Dichter hat bis in seine erhabensten, bibelfremdesten Dichtungen hinein so viel biblische Sprachfarbe übertragen. Vergleiche wie des Zustandes deutscher Literatur mit einer durch die Gottschedischen Gewässer verursachten Sündflut; seines geistigen Ringens mit Herder und Jakobs mit dem Engel; des Lebensganges Wilhelm Meisters mit Saul, der des Vaters Eselin suchte und ein Königreich fand; der Benutzung des Satzes im Buche Tobiä: ‚Herr, er will mich fressen' für die Rede zum Shakespeares-Tag; die treffliche Verdeutschung von Royalisten durch königisch nach Luthers Gebrauch (Johannes 4, 47); der ‚schellenlaute Tor' nach dem ersten Korintherbrief; ‚die Augen gingen ihm über' nach dem Satze bei Johannes: ‚Und Jesu gingen die Augen über; die ‚Gnadenpforte' im Vorspiel ‚zum Faust' nach Matthäus 7, 13; — schwerlich sind diese Beispiele nur der tausendste Teil biblischen Sprachgebrauchs in Goethes Werken. Nicht minder reich an Lutherischen Wendungen sind seine Briefe und Gespräche.

Goethes Sprache ist durchweg Dichtersprache: er sieht beim Schreiben und Sprechen alle Sachbilder, die hinter den Worten hervorschimmern. Luther, Lessing, in neuester Zeit Bismarck, waren hervorragende Bilderer in Worten; Goethes Deutsch, das bildlichste, das je geschrieben ward, geht an Sichtigkeit der Rede über alle weit hinaus. ‚Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, Ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.' Man lese die Briefe seiner Mutter, um Goethes beste Gleichnisschule neben der Bibel zu erkennen. Der Schädelforscher Gall hatte ihm 1805 auf den Kopf zugesagt, er könne den Mund nicht auftun, ohne einen Tropus auszusprechen. Durch ihre strotzende Bildlichkeit werden Eckermanns und Müllers Niederschriften Goethischer Gespräche als echt bekräftigt. Den ewigen Gleichnismacher nennt er sich an die Stein, und ein ander Mal zu ihr: ‚In Gleichnissen laufe ich mit Sanchos Sprichwörtern um die Wette.' Es gibt in der Tat nur noch den Don Quijote mit gleichem oder größerem Bilderreichtum.

Für Goethes Bildersprache bietet dieses Buch auf mehr als hundert Seiten die schönsten Proben. Alle Herzensempfindungen, dichterischen Vorgänge, naturwissenschaftlichen und politischen Ereignisse gestalten sich ihm zu Bildern. Der Enthusiasmus ist je nachdem

eine Auster oder ein Hering; zwei Freunde wie er und der Herzog kommen einander immer näher und näher, ‚denn Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen‘. Oder er und Lavater stehen zueinander wie ‚zwei Schützen, die, mit den Rücken aneinander lehnend, nach ganz verschiedenen Zielen schießen‘. Die welkende Blüte des Vertrauens, die Sandbänke der Zeitlichkeit, die Gedichte als gemalte Fensterscheiben, die Geschichte der Wissenschaft als eine große Fuge, in der die Stimmen der Völker nach und nach zum Vorschein kommen; das große italienische Gastmahl im Gegensatze zum Abhub des nordischen Katzentisches; die Gehaltlosigkeit in Platens Dramen, gleich einem Kork, der auf dem Wasser schwimmt und keinen Eindruck macht; ein wie der Schatten eines Vogels über die erleuchtete Erde wegfliegender Gedanke — nur der Raum zwingt zum Abbrechen.

Unerschöpflich ist Goethe in Gleichnisformen für sein eigenes Leben. Die sich hoch in die Luft spitzende Pyramide seines Daseins, die klingelnde Schlittenfahrt seiner Jugendtage, die Pelikannatur des Dichters des Werther, sein dem Geier gleich schwebendes Lied. Und dann die spaßigen Selbstvergleichungen: mit einem Käse, mit einer Ratte die Gift gefressen, mit einem Frosch, einem Strumpf, und der allerschönste: ‚Ich komme mir vor wie jenes Ferkel, dem der Franzos die knupperig gebratene Haut abgefressen hatte, und es wieder in die Küche schickte, um die zweite anbraten zu lassen.‘

Beschert unsern Enkeln die Goethe-Wissenschaft dermaleinst ein umfassendes **Werk** über des Meisters Wortschatz, so wird sich daraus ergeben, wie unübersehbare Bereicherung ihm unsre deutsche Sprache verdankt. Sprachschöpferisch seit den frühesten Jugendschriften, hat Goethes Neubildungskraft im Alter eher zu- als abgenommen. Schon in den ersten Werken bricht sein kühnes Streben zu Tage, über die Gewohnheitsrede, über die ihm vorangehende Dichtersprache hinauszudringen. In einem Brief an Cornelia von 1766 schildert er Menschen als ‚so seitwärts schielerisch‘; dem Wörterbuch seiner Jugendsprache gehören an Neugebilde wie markleer, freudmutig, Seelenruhgenuß, Knabenmorgenblütenträume, krausborstig, liebwürdig, gastoffen, Weltwirrwesen, schellenlaut, Brandschandmalgeburt. Bildreiche Zusammensetzungen begegnen uns nahezu auf jeder Seite in Werken und Briefen, und vieles davon hat sich bis heute lebendig erhalten. Von Goethe wurden zuerst geschrieben: Wonneschauer, Wonnegraus, Sternenall, die Lebensfluten und der Tatensturm, Sprechergewicht, Neuschritte, Wechselnichtigkeit (von der leeren Briefschreiberei des Gleimschen Kreises). Prächtige Neubildungen mit starker Bildkraft finden sich besonders im zweiten Faust: Ameiswimmelhaufen, Pappelzitterzweig, Flügelflatterschlagen, Lächelmund und das schöne Mitsinn statt Sympathie. Umwelt, dieses vortreffliche Wort statt des überflüssigen modegeckischen Milieu, steht im Wilhelm Meister; wie auch schon bei Goethe, wohl selbständig, nicht nach des Angelus Silesius Beispiel, der Übermensch vorkommt.

Doch nicht bloß im Zusammensetzen von Begriffswörtern zeigt sich Goethes sprachliche Neubildnerei. Mit den einfachsten, kühn angewandten Mitteln ruft er lebensvolle Neuschöpfungen hervor und könnte uns lehren, welches Reichtums unsere Sprache, selbst nach ihrer dreihundertjährigen Verarmung durch die fremdwörtelnde Eitelkeit, unter der Feder des rechten Schatzmeisters fähig wäre. Anempfinden und Anempfinderin; entwirken; das in neuester Zeit zum wissenschaftlichen Modewort gemachte Abklingen; Buntheit, Halbheit, gewichtig, das Zeitwort schrillen — lauter Goethische Neubildungen.

‚Die größten Menschen hängen mit ihrem Jahrhundert durch eine Schwachheit zusammen‘; unser größter Sprachschöpfer und Sprachkünstler mit dem seinigen, dem 18ten, durch sein Verhältnis zur überkommenen **Fremdwörterei.** Unsere heutigen Fremdwörtler verteidigen ihre aus eitlem Gelehrttun und Unbegabung zu edler Reinheit fließende Sprachflickerei gern durchs Berufen auf Goethes Beispiel. Dies wäre höchst unziemlich, selbst wenn Goethe ein Fremdwörtler heißen dürfte; denn wir ertragen die Fremdsprachlichkeit Goethes in gewissen Prosawerken doch nur, weil er unser größter Dichter ist; — mit welchen eignen Meisterwerken aber können unsere Fremdwörtler ihr undeutsches kunstloses Kauderwelsch rechtfertigen?

Goethe war das Gegenteil eines Fremdwörtlers; der Grundzug seines Sprach-

wesens ist der zu reinem Deutsch; ja in gewissem Sinne muß Goethe als einer unserer kühnsten ‚Puristen‘ gelten. Von frühauf zeigt sich bei diesem Großmeister deutscher Sprache ein triebmäßiger Widerwille gegen die Fremdwörterei. Als Leipziger Student ermahnt er die Schwester, doch ja keine Fremdwörter zu gebrauchen. Für die erste Gesamtausgabe von 1787 strich er die Fremdlinge in Masse, obwohl er durch die Kanzleisprache seiner Weimarischen Elf Jahre an die ärgste Fremdländerei gewöhnt war, an solch Zeug wie reskribieren, instituieren, submissest, Deliberation, Inkumbenz, Responsabilität usw. Man lese das über die bewußte Ausmerzung von Fremdwörtern in seinen Jugendwerken Gesagte nach (vgl. S. 110 und S. 111).

Daß seine Lieder fast ganz sprachrein sind, versteht sich von selbst: die Kunst verschmäht das unvornehme Beflicken des Feiergewandes deutscher Rede mit fremden Lappen. Je erhabener das Dichterwerk, je tiefer dessen seelischer Gehalt, desto deutscher wird Goethes Sprache. In der Iphigenie gibt es überhaupt kein Fremdwort, denn Triumph, Flor, Port sind Lehnwörter und werden längst nicht mehr als fremd empfunden. Doch schon in einer Prosaschrift hohen Stils wie ‚Von deutscher Baukunst‘ gibt es auf 13 Druckseiten nur 2 Fremdwörter. Der Tasso ist so gut wie rein; in beiden Teilen des Faust zusammengenommen kommen nur gegen 200 Fremdwörter vor, davon manche unentbehrliche. Im ganzen Egmont stehen nur 24 fremde Wörter, die meisten durch die Zeitfarbe des Dramas entschuldigt.

An Riemer sendet er 1813 die Ermächtigung, ‚die Fremdworte aus der Handschrift (von Dichtung und Wahrheit) zu tilgen, insofern es möglich und rätlich, wie wir auch schon früher getan haben‘. Zu Wilhelm von Humboldt spricht er 1816 zwar von den Umschweifen, zu denen man beim Verdeutschen von Fremdwörtern gelegentlich gezwungen sei, fügt aber nachdrückliche Worte hinzu über die ‚Sprachreinigkeit, der wir uns doch auf alle Weise zu fügen Ursache haben‘. Wohl tadelt er die Zudringlichkeit gewisser geistloser Sprachreiniger, billigt jedoch das Bemühen, ‚eine durch Mengsal entstellte Sprache wiederherzustellen‘. An einen unbekannten Blumenthal schrieb er über den unausbleiblichen Entwicklungsgang der deutschen Sprache zur Reinheit (28. 5. 1819):

> Man solle sich durch die Deutschtümelei nicht irre machen lassen. Selbst der beste Zweck wird immer getrübt und verschoben; aber dem ohngeachtet wird das Treffliche gewirkt, wenn auch nicht im Augenblick, doch in der Folge, wenn nicht unmittelbar dadurch veranlaßt. Und so werden Sie erleben, daß Wert und Würde unserer Ahnherrn rein und schön aus der eigenen Sprache hervortreten; denn es ist wahr, was Gott im Koran sagt: Wir haben keinem Volk einen Propheten geschickt als in seiner Sprache.

Zahlreiche, zum Teil ausführliche, Aussprüche Goethes ermöglichen die genaue Kennzeichnung seines Standpunktes zur Sprachreinheit. ‚Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern, ist das Geschäft der besten Köpfe; Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfters geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den Ausdruck passen‘ (in dem Aufsatz ‚Deutsche Sprache‘ aus Anlaß der Schrift von Ruckstuhl, vgl. S. 569). — ‚Poesie und leidenschaftliche Rede sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben (der Sprache) hervordringt‘ (ebenda). Geistlose Sprachmeisterer hatten sich zu Ende des 18. Jahrhunderts in Sprachfragen anmaßlich breitgemacht, und deren Eingriffe in das Recht, das nur den guten Schriftstellern zustände, wollte sich Goethe nicht gefallen lassen. Man begreift seinen Widerwillen gegen einen sonst nicht verdienstlosen Wortbildner wie Campe und seinesgleichen, wenn man die Albernheiten in den ‚Beiträgen zur Ausbildung der deutschen Sprache‘ liest, die seit 1795 unter Campes Leitung erschienen. Da hatte man ihm ein Wort wie ‚tiefgeheimnisvoll‘ angestrichen, weil man weder ‚Tiefgeheimnis‘ noch ‚tiefvoll‘ sagen könne. ‚Mein blutend Herz‘ in der Iphigenie hatte ihm ein unwissender Schulmeister gerügt: es müsse heißen ‚mein blutendes Herz‘, denn man sage ja auch nicht ‚mein schön Haus‘. Oder man hatte ihm den Vers: ‚Man spricht vergebens viel, um zu versagen‘ verballhornen wollen in ‚wenn man versagt‘.

Sich von solchen Wortklaubern seine Sprache vorschreiben zu lassen, war Goethen freilich nicht zuzumuten. Und wenn das löbliche Bestreben zur Sprachreinheit überwiegend von solchen Schulfüchsen ausging, so begreift man, daß Goethe, unser größter Sprachreiniger, von ihnen abrückte, ja sie heftig bekämpfte. Nach seiner leidenschaftlichen Art dann aber gleich

mit ungerechten Übertreibungen. Da wetterte er: Deutschland soll sich wohl rein isolieren, soll einen Pestkordon um die Grenzen führen, — was Campen nicht eingefallen war. Oder er verstieg sich zu solchen unhaltbaren Aussprüchen wie: ‚Ich verfluche allen negativen Purismus, daß man ein Wort nicht brauchen soll, in welchem eine andere Sprache viel mehr oder Zarteres gefaßt hat.‘ Unhaltbar, denn das Befolgen dieses Grundsatzes würde zur völligen Verwilderung unserer Sprache führen.

Zum Glück hat Goethe seinen Zorn gegen die Sprachmeisterer nur durch Worte, nicht durch eigensinnige Taten bekundet. Er schalt auf die Puristen und — lernte von ihnen. Ein ganz ähnlicher Vorgang wie im Jahr 1889 die berüchtigte Erklärung einiger guter, vieler mittelmäßiger und sehr schlechter Schriftsteller gegen die von ihnen entstellten Bestrebungen des Deutschen Sprachvereins. Der berühmteste Unterzeichner jener Erklärung, Gustav Freytag, bekämpfte den hochverdienten Verein und — säuberte alsbald treulich nach dessen Grundsätzen die neuen Auflagen seiner Werke von einigen hundert Fremdwörtern. Goethe machte sich über Campe lustig; dann kaufte er sich dessen Wörterbuch der Deutschen Sprache für einen Dukaten und schrieb spöttisch: ‚Ich bin bemüht, so viel daraus zu lernen, als dieses Geldstück wert ist.‘ Es war viel mehr als einen Dukaten wert, und Campe hatte alles Recht, Goethe vorzuhalten:

Was unsern Glauben, daß die Benennungen ‚Purist‘ usw. keine beschimpfende, sondern vielmehr eine schmeichelhafte Bedeutung haben müssen, bis zur Gewißheit erhöht, ist die Bemerkung, daß der Herr Geheimrat von Goethe oft selbst kühn und glücklich genug dem Geschäfte der Verdeutschung obliegt, daß er statt der unserer Sprache aufgebürdeten Fremdwörter neue deutsche bildet, daß er ferner auch von Andern vorgeschlagenen Verdeutschungen einen Platz in seinen Schriften gönnt.

Er führte als Goethische Anleihen bei den Sprachreinigern an: Beiwesen für Accessoria, untergelegte Pferde für Relais-Pferde, überspringend für alternierend, das fast überkühne Strengling für Rigorist. Ja das von Goethe so bewunderte ‚gegenständlich‘ war eine Schöpfung Campes für das abgedroschene und mehrdeutige ‚objektiv‘ (S. 528).

Campe hätte ein paar Jahre später noch Hunderte von trefflichen Verdeutschungen Goethes als Beweise für dessen ‚Purismus‘, d. h. künstlerische Sauberkeit, anführen können. Beim Umarbeiten seiner Tagebücher und Briefe zur ‚Italienischen Reise‘ wandelte Goethe z. B. sentiert in gefühlt, Inkongruität in Unschicklichkeit, Aquädukt in Wasserleitung, sogar Botanik in Pflanzenkunde, eine Antike in: ein Altertum.

In andern Werken Goethes begegnen uns gleichfalls die kühnsten Versuche eines sprachschöpferischen Purismus; Neubildungen, die, von einem heutigen Freunde sprachlicher Reinheit gewagt, von unsern unverbesserlichen Fremdwörtlern schnöde verhöhnt werden würden: Frömmling für Pietist; die von Campe zuerst vorgeschlagenen Verdeutschungen Ehrenpunkt, Selbstigkeit und selbstisch statt der angeblich unübersetzbaren point d'honneur, Egoismus und egoistisch. Sodann: Mächler, Geschwindschreiber, Einhelfer, Selbstlernerei, ewig, Irrgarten, umlaufen, bildhauerlich, ausheimisch, Lustsitz, geviert, eirund, Zweigesang, Gegenbilder statt: Faiseur, Stenograph, Souffleur, Autodidaktentum, absolut, Labyrinth, zirkulieren, plastisch, exotisch, Villa, quadratisch, oval, Duett, Pendants.

Goethe begnügt sich nicht mit e i n e r Verdeutschung, denn wie unerschöpflich reich ist unsere Sprache! Für zirkulieren z. B. schreibt er je nachdem kreisen, noch kühner runden. Für Journalist gibt es bei ihm Zeitungschreiber, Tagesschreiber oder Blättler. Er wechselt zwischen Kurort und Heilort, ja er sucht geradezu etwas darin, sich und der damaligen Fremdwörtlerwelt durch die Tat zu beweisen, daß man, will sagen, daß e r, so gut wie gar keine Fremdwörter benötige. Scheinbar unersetzliche: Original, Prozeß, Disziplin, Generation, Trophäen, Vivat, Indifferenz werden gutdeutsch wiedergegeben mit: Urbild, Rechtshandel, Mannszucht, Zeitgeschlecht, Kampfgewinste, Leberuf, Unteilnahme. Sogar solche Fremdwörter, die von ihren grundsätzlichen heutigen Gegnern einstweilen noch geduldet werden, verwirft der Purist Goethe. Statt Praxis schreibt er Ausübung, statt Harmonie Übereinstimmung, das Billet-doux macht er kühn zum Süßzettelchen, den Rationalisten zum Menschenverständler. Aus Vicenza heißt es in einem Brief, er möchte ‚einen schnellen Lauf (Kursus) der Architektur machen‘. Gesandtschaftsuntergeordnete statt Gesandtschaftsattachés wurde schon früher hervorgehoben.

Bis zuletzt beschäftigt ihn das Ausmerzen der Fremdwörter. Er beteiligt sich bei Johanna Schopenhauer eifrig an der geselligen Arbeit guten Verdeutschens der Fremdlinge und schlägt z. B. ‚in der Schwebe sein‘ für balanzieren vor. Einzelne Fremdwörter reizen ihn zur Wut, so das ‚niederträchtige Wort Komposition‘, da eine Kunstschöpfung nicht eine Zusammensetzung sei. Er verwirft die gebräuchlichsten Modefremdwörter, schreibt z. B. ‚das gesittete Europa‘, wozu eine komische Erklärung aus jüngster Zeit lautet: ‚das zivilisierte Europa‘, weil wir ja sonst Goethes Deutsch nicht verstehen würden! Goethe kannte die fremdwörtelnden Gelehrten mit ihrem eitel hohlen Lateingerede zum Verdecken der Gedankenarmut vortrefflich, als er ihnen den boshaften Rat gab: ‚Die Modernen sollen nur lateinisch schreiben, wenn sie aus nichts Etwas zu machen haben.‘

Goethe war ein Sohn des 18. Jahrhunderts, dieser eigentlichen Franzosenzeit Deutschlands. Nicht daß er, gleich den meisten guten deutschen Schriftstellern seiner Zeit, so viele gäng und gäbe Fremdwörter nachschrieb, hat für uns erziehlichen Wert; vielmehr daß er, in der Fremdwörterei des Zeitalters groß geworden, aus so sicherem Gefühl für die Unvereinbarkeit einer Flickensprache mit der Wortkunst, im ganzen so herrlich rein geschrieben hat. Er, wie Schiller, hat sich in Briefen, Gesprächen und Schriften mindern Wertes mehr, als uns lieb und dem vollen Verständnis zuträglich ist, zuweilen gehen lassen. Selbst Verteidigern der Fremdwörterei wird manches ausheimische Wort bei Goethe halb oder ganz unverständlich sein, z. B. Chromagenesie, styptisch, Adiaphorie, anastomosiert, depotenziiert, Acheminement; und bei dem Fürsten der deutschen Dichter und Schriftsteller auf etwas so Ungeheuerliches wie eine ‚equestre Statue‘ zu stoßen, ist doch wohl selbst für die eifrigsten Fremdwörtler betrübend. Es gibt manche Stelle bei Goethe, namentlich im Briefwechsel mit Schiller, die ohne Fremdwörterbuch auch dem Hochgebildeten dunkel bleibt. Mehr denn hundert Fremdwörter in Goethes Schriften sind inzwischen dem allgemeinen Schicksal jeder Unnatur verfallen: vergessen, geschmacklos, ja lächerlich zu werden, sicher kein unbedenklicher Vorgang.

Die Betrachtung von **Goethes Stil** knüpft sich notwendig an sein klassisches Wort: ‚Im ganzen ist der Stil eines Schriftstellers ein treuer Ausdruck seines Innern.‘ Goethe ist ein durch und durch ehrlicher Schriftsteller: er schreibt nur, wenn er wirklich etwas zu sagen hat; er bemäntelt nicht Mängel seines Wissens, Unvollkommenheiten seines Denkens durch einen täuschenden Wortschwall, besonders nicht durch mehrdeutige Fremdwörter. ‚Ich habe mich in meinem Leben vor nichts so sehr als vor leeren Worten gehütet, und eine Phrase, wobei nichts gedacht oder empfunden war, schien mir an andern unerträglich, an mir unmöglich‘ (Annalen). Sein Trieb zur *sprachlichen Redlichkeit* macht ihn zum Feinde alles äußerlichen Aufputzes, der Schönheitelei, wie er das nannte. Da in allen sprachlichen Allgemeinheiten etwas Unschaubares, Ungefühltes, ja Unwahres liege — man erinnere sich seines Wortes über einen Begriff wie Menschheit (S. 529) —, so suchte er auf alle Weise die Wörter auf *ung* zu vermeiden, zog das Erscheinen der Erscheinung vor, überhaupt, ganz so wie Bismarck, das Augenwort dem Gedankenwort.

Weil es Goethe vor dem Schreiben klar in der Seele war, darum zeigt jede von ihm geschriebene Seite die vornehmlichste Eigenschaft seines Stils: durchsichtige Klarheit. Seine Prosa ist nach Heines schönem Bilde ‚so durchsichtig wie das grüne Meer, wenn heller Sommernachmittag und Windstille, und man ganz klar hinabschauen kann in die Tiefe, wo die versunkenen Städte mit ihren verschollenen Herrlichkeiten sichtbar werden‘.

Erzogen wurde Goethes Wesensklarheit zum großen Teil in der Sprachschule der besten französischen Schriftsteller, von denen auch Lessing und Schiller ein gut Teil ihrer Prosa gelernt haben. Heute muß man sich ja hüten, auf den Wert der französischen Prosa als eines Zuchtmittels hinzuweisen, weil die meisten unserer Franzosenschüler nur kellnerhaftes Gespreize mit fremden Sprachbrocken, nicht die Vollkommenheit der innern Form aus dieser Schule davontragen. Goethe hat von den Franzosen die hohe Kunst gelernt, alle menschliche Anliegen in einer jedermann verständlichen Sprache und mit den einfachsten Mitteln auszudrücken. Gradaus auf ihr Ziel drängt seine Prosa, ohne Rast, doch ohne Hast. Strenge

Gedankenzucht wird in ihr geübt; kein Abschweifen noch Seitensprünge, daher auch keine Anmerkungen, werden geduldet; kurz, es gibt keinen größeren Gegensatz als zwischen Goethes Stil und dem eines Teiles der deutschen Wissenschaft. Zu Falk verglich er einmal in seiner entzückenden Bildlichkeit ‚die deutschen Professoren und ihre mit Zitaten und Noten überfüllten Abhandlungen, wo sie rechts und links abschweifen und die Hauptsache vergessen machen, mit Zughunden, die, wenn sie kaum ein paarmal angezogen hätten, auch schon wieder ein Bein zu allerlei bedenklichen Verrichtungen aufhöben, so daß man mit den Bestien garnicht vom Fleck komme, sondern über Wegstunden tagelang zubringe'. Man male sich aus, was Goethe zu einem seiner gelehrtesten Verehrer sagen würde, der fünf große Druckseiten braucht zu der Mitteilung, daß mit den ‚breiten Bettelsuppen' der Hexenküche die Rumfordschen Armensuppen gemeint sind, — oder zu einem andern, der drei Seiten über das zwölfzeilige Gedichtlein ‚Gingo biloba' im Diwan zusammenschreibt, ohne uns den von Goethe besungenen Baum mit dem Doppelblatt zu nennen!

Klarheit ist weit entfernt von Seichtheit. Man hüte sich, über Goethes quellwasserklare Prosa leicht hinzulesen. Sein der Klarheit an Stärke fast gleichkommendes Hinneigen zum Symbol, zum Uneigentlichen, zu einer Gefühls- und Gedankenwelt hinter und über der Welt der Worte, zwingt den ernsten Goethe-Leser zum bedachtsamsten Wägen der Ausdrücke des Meisters, zumal in dessen eigenen Lebensschilderungen.

Goethes sogenannter Jugendstil ist nicht einheitlich; es gibt darin das Echte, das ganz Eigene, und es gibt Angeeignetes, ja Modisches. Modisch ist die Wildheit des Satzbaues und der Grammatik nach dem Muster der Stürmer und Dränger. Das Abkürzen, Zusammenziehen, Ausstoßen nahm bei der damaligen Schriftstellerjugend einen Umfang an, daß aus der Rede ein Gestammel wurde. Den Jugendstil dieser Art, den der Feind aller Mode, Lichtenberg, treffend bezeichnete als die Sucht, ‚durch Prunkschnitzer die Sprache originell zu machen', findet man am reinsten in Goethes Fastnachtspielen und in den Jugendbriefen bis in die ersten Weimarer Jahre. Die Lust am Derben und Überderben waltet vor, um nur ja nicht in Weichseligkeit zu verfallen; also die Schreibart, die Goethe an Hans Sachs rühmte:

Nichts verlindert und nichts verwitzelt, Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt.

Doch unter dieser wildkrausen Oberfläche glüht der Goethische Jugendstil des tiefen Gefühls, die Sprache der empfindungsvollen Verse in dem Satyros, dem ganzen Werther, an den feierlichen Stellen schon des Urfaust, mitten zwischen den ausgelassensten nach der Art von Sturm und Drang, an solchen wie ‚O sähst du voller Mondenschein' dicht hinter den burschikosen Eingangsversen. Weil musenlose Erklärer keine Ahnung hatten von der gleichzeitigen Herrschaft eines großen Dichters über alle Stilarten, wurden früher solche Übergänge von Stil zu Stil in roher Weise durch zeitliche Abstände des Ursprungs begründet.

Manches in Goethes Jugendsprache ist auf Klopstocks Einfluß zurückzuführen, sogar einige ihm abgelernte Ausdrücke, z. B. freudenhell und entjauchzen (Mahomets Gesang, Seefahrt). — Ganz vergessen hat Goethe seinen Jugendstil niemals: die Legende vom Hufeisen aus seinem 48ten Jahr, viele derbe Sprüche in Versen und Prosa bis in die letzten Tage bestätigen, daß der Stil eines Schriftstellers der Mensch selber ist, im Kern unveränderlich wie dieser. Geflucht, gedonnert und ‚pasquilliert' wie in den Straßburger, Frankfurter und ersten Weimarer Jahren hat Goethe bis zuletzt. Sätze, wie: ‚Mein Sohn wird in Italien seine eignen Wege gehen, das Lumpenpack kümmert sich viel um die Väter', oder der Zornausbruch gegen die Erschnüffler des ‚Erlebten und Erlernten' in Goethes Werken:

Für und wider zu dieser Stunde
Quengelt ihr schon seit vielen Jahren;
Was ich getan, ihr Lumpenhunde,
Werdet ihr nimmermehr erfahren —

oder das bis zur Undruckbarkeit grobe (vgl. S. 505) gegen dieselbe Gattung von Gelehrten, sie begegnen uns, als erquickliche Zeugnisse unzerstörbarer Jugend, Goethes ganzes Leben hindurch.

Sein abgeklärter, klassischer Stil war keine erst in Italien gereifte Frucht. Die ‚edle Simplizität', dieses Hochziel der Stilkunst des 18. Jahrhunderts, hatte Goethe schon ein Jahrzehnt vor der Reise nach Italien bemeistert. Über die durchaus klassische Sprachform

in dem Gedicht an die Stein schon von 1776: ‚Warum gabst du uns die tiefen Blicke‘ (S. 221) ist Goethe niemals hinausgedrungen, nicht einmal im Tasso.

Über den Kanzleistil wurde schon in dem Kapitel von dem Beamten Goethe (S. 255) einiges gesagt. Was für einen Stil Goethe in seinen Amtsakten zu schreiben beliebte, könnte uns gleichgültig sein, wäre nur nicht so vieles daraus in seine schriftstellerische Prosa, ja bis in die großen Dichtungen übergeflossen. Höfische Kanzleisprache, über die wir gemütlich lächeln, ist z. B. die Anzeige in den Propyläen, daß ‚Ihro des Königs der Niederlande Majestät Allergnädigst durch Ihro des Herrn Landgrafen von Hessen-Homburg Hochfürstliche Durchlaucht ihm habe vermelden lassen, daß gedachte Sammlung (von Gemmen) in Allerhöchstihro Besitz wohlverwahrt sei.‘ Wir lächeln aber nicht, wenn wir im zweiten Faust Kanzleiworten wie ‚bequemlichstens‘, in den Wanderjahren dem ‚höchstwertzuschätzenden‘ Lenardo begegnen.

Goethes Alterstil oder Geheimratstil ist sprichwörtlich geworden. Vischer war gegen diesen unerbittlich: ‚Goethe, sage Goethe, der Vertraute, der Liebling der Natur, er, dem vergönnt war, in ihre tiefe Brust wie in den Busen eines Freunds zu schaun, er ein Manierist geworden, das tut weh, das unbewegt anzusehen, müßte man kein Mensch sein!‘ — Grillparzer nahm das Unglück leichter:

Und ob er mitunter kanzleihaft spricht,
Ja Tinten und Farben erblassen,
Die Großen der Zeiten sterben nicht,
Das Altern ist keinem erlassen.

Doch ahmst du ihm nach, du junges Volk,
So laß vor allem dir sagen:
Der Schlafrock steht nur denen wohl,
Die früher den Harnisch getragen.

Jede bloße Manier ist leicht daran erkennbar, daß sie nachgeahmt werden kann; die freiwachsende Natur ist unnachahmbar. Schon früh wurde von unselbständigen stilistischen Vornehmtuern unter Goethes Bewundrern seine Geheimratsmanier nachgeäfft. Varnhagen, ‚Goethes Statthalter auf Erden‘, bewunderte sogar an den Annalen ‚dieselbe plastische Schönheit, dieselbe Tiefe und Klarheit der Anschauung, dieselbe Gedrungenheit‘ wie in Goethes dichterischen Werken und schnörkelte sein Vorbild sehr geschickt, aber sehr lächerlich nach. Unter den späteren unerträglichen Nachahmern des Geheimratstils ist Schöll, sonst ein verdienstvoller Forscher, der bekannteste. Doch schon ein mittelmäßiger Fälscher wie der Pastor Pustkuchen hatte den Stil der Wanderjahre hier und da bis zur Täuschung nachgeschnörkelt.

Irrigerweise wird meist angenommen, Goethes Alterstil sei ein natürliches Erzeugnis der Lebensentwicklung. Man stellt sich das Versteifen, Verkrusten und Verkalken des sprachlichen Blutlaufs in Goethes Prosa vor wie eine Begleiterscheinung körperlichen Alterns. Vischer war auf der richtigen Spur: Goethes Alterstil war gewollte Manier, also Unnatur. Die Stilgeschichte aller Literaturen beweist, daß das Alter allein bei einem großen Schriftsteller kein völliges Umwandeln des Stils zu erzeugen vermag. Der Stil eines Schriftstellers kann sich, natürlich abgesehen von Nebendingen, nicht von Grund aus ändern, so wenig wie Aussprache und Tonfall der mündlichen Rede, oder die Gewohnheit der Handbewegungen. Es gibt kein Beispiel eines hochbetagten Mannes der Feder mit einem so vollkommnen Stilwechsel wie bei Goethe. Der gealterte Schriftsteller kann matter, weitschweifiger, unklarer werden, — die Grundzüge seiner Sprache und Stilform bleiben unverrückbar. Platos Wortgebrauch und Satzbau sind bis in die Alterswerke platonisch, nur die Beweisführung wird breitspuriger, redseliger. Dichter und Schriftsteller, die es fast bis zur Altersgrenze Goethes oder darüber gebracht , haben sich keinen Alterstil wie er geschaffen, weder die Dichter Sophokles, Hans Sachs, Corneille, Grillparzer, Keller, Storm, Meyer, Tennyson, Hugo, Tolstoi, Carducci, Vischer, Heyse, noch die Schriftsteller Voltaire, Macaulay, Carlyle, Darwin, Spencer, Schopenhauer, Mommsen, Curtius, Helmholtz, Virchow. Und Goethes eigne Mutter, diese wundervolle Prosameisterin, ohne es zu wissen, schrieb mit 75 genau so frisch im Satzbau und Inhalt wie mit 40 Jahren.

Goethes Alterstil setzte schon zu einer Zeit ein, als von den Folgen körperlichen Alterns keine Rede sein konnte. Karl August verwunderte sich 1797 über den ‚possierlich feierlichen‘ Stil in Goethes Briefen aus der Schweiz, und mit 51 Jahren wurde in den ‚Guten Frauen‘ ein Satz niedergeschrieben wie: ‚Sie hegten gegen einander die heiterste Neigung und nährten bei

einem reinen gesitteten Umgang die angenehmsten Hoffnungen einer künftigen dauerhaften Verbindung.' Schwerlich würde der voritalische Goethe die Wahlverwandtschaften geschlossen haben: ,Und welch freundlicher Anblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen.' Daß dieser Alterstil eine absichtlich angelegte Maske war, beweisen die Berichte über Goethes höchst natürliche, ausgelassen muntere Gespräche, beweist die immer wieder durchbrechende unverschnörkelte Natürlichkeit in vielen Briefen, beweisen die lyrischen Gedichte bis ins höchste Alter. Man lese z. B. Goethes jugendlich heiteres Gespräch mit Soret vom 17. März 1830 (im ,Eckermann') oder die noch überzeugenderen französischen Briefe des letzten Jahrzehnts mit ihrer jugendlichen Frische. Goethe der Mensch blieb jung und schrieb geflissentlich alt. Er sprach mit 80 so frei von der Leber wie mit 40, stilisierte sich aber beim Schreiben meist künstlich ins Greisenalter um. Schreibmanier, nicht Sprechsprache ist der Satz an Zelter über seinen Blutsturz nach Augusts Tode: ,Es möchte wohl kein Zweifel sein, daß der unterdrückte Schmerz und eine so gewaltsame Geistesanstrengung jene Explosion, wozu sich der Körper disponiert finden mochte, dürfte verursacht haben.'

Weitere Beispiele von Goethes Altersmanier sind überflüssig; der Leser findet ihrer auf vielen Seiten dieses Buches und fast auf jeder Seite in Goethes Prosawerken bald nach der italienischen Reise, mehr als erfreulich ist. Er tröste sich mit den durch dieses Gebrechen nicht entstellten Werken und enthalte sich nach Möglichkeit des Unmuts, sintemalen der große Selbstkritiker Goethe schon das Nötige hierüber gesagt hat:

> Künstler, wird's im Innern steif, Auch der vagen Züge Schweif
> Das ist nicht erfreulich; Ist uns ganz abscheulich.

Fünftes Kapitel.

Goethes Haus.

> Und die in dunklen Lebensfragen
> Verirrt und bang nach einem Führer spähn,
> Hierher, zu dieses Hauses ernstem Frieden
> Hinflüchten mögen sich die Zweifelsmüden,
> Zu lernen, wie entsagungsvoll begnügt
> Des Glückes Liebling selbst sich dem Geschick gefügt.
> (Paul Heyse).

Vollendet liegt das Tagwerk seiner Hände hinter uns; sein Werkzeug haben wir geprüft, und wenn beim Überblicken des Vollbrachten auch das Menschenwesen Goethes nie vergessen wurde, so können wir doch erst jetzt mit freien Blicken den nächsten Umkreis beschauen, in dem sich des gewaltigen Mannes geistiges Leben bis zuletzt entwirkt hat. Goethes Schöpfungen ,nachzuschaffen', wie manche Nichtdichter ihre gelehrten Forschungen nennen, wurde in diesem Buche nirgend versucht; sie mitzuerleben und dadurch zu begreifen, ist das Höchste, was uns gewöhnlichen Sterblichen bei rückhaltloser Hingabe vergönnt ist. Goethe den Menschen aber können wir alle verstehen, wenn wir ihn durch den Papierwust der Goethe-Literatur hindurch in seinem Hause, unter den Seinigen, im Leben des Alltags und der Feste, bei der Arbeit und in der Erholung aufsuchen. Kennen wir nur erst diesen menschlichsten der Menschen annähernd so genau, wie wir unsere Nächsten und Liebsten kennen, dann wird sich uns aus diesen Lebensquellen weit mehr gefühltes Wissen von dem Dichter Goethe erschließen, als aus den mühsam aufgespürten Bücherquellen zu diesem Gedicht und jenem Vers. Zu einem russischen Besucher hat Goethe unverhohlen ausgesprochen: ,Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph des Reinmenschlichen.' Und der Zweifler Heine wurde durch eignes Wahrnehmen zu dem Ausrufe gezwungen: ,Die Übereinstimmung der Persönlichkeit mit dem Genius, wie man sie bei außerordentlichen Menschen verlangt, fand man ganz bei Goethe.'

Über Christianens Stellung in Goethes Hause wurde alles Notwendige gesagt. Nachzutragen ist allenfalls noch, daß im wirtschaftlichen Hausbetriebe bis zu ihrer tödlichen Krankheit Ordnung und sparsames Auskommen geherrscht hat, so daß Goethe mit recht bescheidenen Einkünften, 1600 Talern Gehalt und geringen Zuschüssen aus dem Ertrag seiner Werke,



Goethe mit 58 Jahren (von Kügelgen).



August von Goethe.

nach dem Tode der Mutter mit den keineswegs hohen Zinsen des ererbten elterlichen Vermögens, beinah ein großes Haus machen konnte. Erst von 1816 ab, nach der Erhöhung des Ministergehaltes auf 3000 Taler und mit dem Wachsen der Einnahmen aus seinen gesammelten und neuen Schriften ist Goethe in seinen Einkünften, nicht in seinem Vermögen, wohlhabend zu nennen. Gespart hat er allerdings nicht, und nach Christianens Tode, unter Leitung der Schwiegertochter Ottilie, riß Achtlosigkeit, ja Verschwendung im Haushalt ein, während die Ausgaben des geistigen Fürsten Weimars mit der fast täglich offenen Tafel immer höher stiegen.

Bis 1816 hat Goethe gegen zwei Drittel seines Erbes aufgebraucht, dazu alles, was er bis dahin für seine Werke eingenommen hatte. Seit der Verbindung mit Cotta waren diese Einnahmen immer bedeutender geworden. Für die Wahlverwandtschaften wurden 2500 Taler, für Dichtung und Wahrheit 12 000 Taler, für die erste Cottasche Gesamtausgabe für nur acht Jahre 10 000 Taler, für die neue Ausgabe von 1816 16 000 Taler gezahlt. Von 1795 bis 1832 hat das Cottasche Verlagshaus an Goethe zusammen 401 000 Mark gezahlt, an die Erben bis 1865 noch 464 000 Mark.

In jüngeren Jahren sorgte sich Goethe wenig oder gar nicht um Erträge aus seinen Werken. Später wurde er hierin ein besserer Geschäftsmann, so daß Schiller an Cotta schrieb: ‚Es ist, um es gerade herauszusagen, kein guter Handel mit Goethe zu treffen, weil er seinen Wert ganz kennt und sich selbst hoch taxiert.' Goethe meinte eben: ‚Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen.'

August von Goethe hat außer einer sonnigen ersten Knabenzeit nicht viel reines Lebensglück genossen. Der Vater, von jeher kinderlieb, hing an diesem einzigen von fünf ihm gebliebenen Kinde mit einer Zärtlichkeit, die wir selbst aus seinen immer zurückhaltenden Briefen herausfühlen. Der Knabe stört ihn, besonders unterwegs; dennoch nimmt ihn der Vater stets wieder mit. Christianen schreibt er einmal aus Ilmenau: ‚Der Kleine, so artig er auch ist, läßt mich die Nächte nicht ruhig schlafen und morgens nicht arbeiten. So geht mir die Zeit verloren, denn ich habe noch nicht das Mindeste tun können.' Wie schmerzlich Goethen die Trennung von dem zur Universität abgehenden Sohne war, lesen wir in einem Briefe Christianens an August: ‚Er hat dich sehr lieb, das habe ich erst recht gesehen, wie du weg warst. Die erste Zeit hat er fast nichts gegessen.'

Schon lange vor der Trauung mit Christiane hatte Goethe die Zukunft seines Sohnes durch dessen förmliche Anerkennung gesichert. Dies geschah durch einen Erlaß des Herzogs infolge eines Schreibens Goethes:

> Ich habe einen natürlichen Sohn August, dessen Wohlfahrt ich auch in Ansehung seiner bürgerlichen Existenz in Zukunft gern sichern möchte. In dieser Betrachtung halte ich mich sogar verpflichtet, Ew. p. hierdurch untertänigst zu bitten, denselben propter natales mit einem Legitimations-Dekret zu begnadigen. Höchstdieselben werden dadurch eines jungen Menschen Glück auf die Zukunft bestätigen, und die tiefste Dankerkenntlichkeit von neuem beleben, in welcher ich mich ehrerbietigst unterschreibe.

Schillers hoffnungsvoller Eintrag in Augusts Stammbuch pries den Sohn des großen Freundes (S. 364). Ihm stand schroff gegenüber das taktlos aufrichtige Stammbuchswort eines Franzosen: ‚Selten zählen die Söhne eines großen Mannes in der Nachwelt.' Daß der Vater und die Großmutter die schönsten Hoffnungen in den nicht unbegabten Knaben setzten, ist begreiflich. Ein gewisser Hang zur Lebensunordnung, vielleicht doch von der Kinderstube her, scheint in ihm, dem arg Verzogenen, gesteckt zu haben: in Heidelberg hatte er einige hundert Gulden zuviel ausgegeben und obendrein Schulden gemacht.

Sehr jung, mit kaum einundzwanzig Jahren, wurde August von Goethe ‚Kammerassessor', etwas wie unser Regierungsreferendar, und zugleich ein Gehilfe des Vaters in amtlichen und nichtamtlichen Geschäften. Während der Freiheitskriege blieb er im Dienste des Vaters und half ihm namentlich bei den zahllosen Schreibereien für die Jenaer Universität und ihre wissenschaftlichen Anstalten.

Am 1. Januar 1817 verlobte sich August mit Ottilie von Pogwisch, am 17. Juni and die Hochzeit statt. Goethes Schwiegertochter war ein von leidenschaftlichem Lebens-

durst beseeltes, vielbegabtes Wesen, ihrem Manne an Kunstsinn überlegen. Wenngleich diese Ehe anfangs wie eine ideale Gemeinschaft erschien, so trieb den jungen Gatten bald eine krankhafte Gier nach wenig edlen Genüssen in die Irre, und die Entfremdung der beiden jungen Menschen begann früh. Die Weimarer Redereien von Augusts Hange zu Trunk und Weibern waren nicht ganz grundlos, und Ottilie hieß bei ihren besten Freundinnen der ‚verrückte Engel' und ‚die Frau von dem andern Stern'. Ihre schönste Seite war die liebevolle Fürsorge, ja Aufopferung bis zur körperlichen und geistigen Erschöpfung für den Schwiegervater, besonders nach dessen Vereinsamung durch des Sohnes Tod.

Augusts Beamtenlaufbahn führte ihn bis zum Geheimen Kammerrat in der herzoglichen Domänenverwaltung; daneben war er Kammerherr bei Hofe. Wahrhaft glücklich scheint sich August von Goethe als reifer Mann nicht gefühlt zu haben; aus seinem siebenunddreißigsten Jahr haben wir einen beglaubigten Ausspruch: ‚Ich habe Vater, ja, ich habe Frau, ich habe Kinder auch, doch keinen Freund.' Die Last eines für ihn allzu großen Namens erdrückte ihn, und im eignen Hause war ihm nicht Wohl bereitet. So trieb es ihn denn, aus andern Gründen als einst seinen Vater, weit weg in die Fremde, aus einem Gefühl, das er, der sonst dichterisch Unbedeutende, in die merkwürdigen Verse ergossen hat:

Ich will nicht mehr am Gängelbande
Wie sonst geleitet sein
Und lieber an des Abgrunds Rande
Von jeder Fessel mich befrein.

In Eckermanns Begleitung reiste er im April 1830 nach Italien; hier setzte er sein unmäßiges Leben fort. In der Nacht des 26. Oktobers 1830 ist er, wahrscheinlich am Gehirnschlag infolge schnellverlaufenden Sumpffiebers, in Rom verstorben. Der an seinem letzten Lager wachende Maler Preller berichtete nach Weimar: ‚Wir deutschen Künstler haben ihn zur Gruft getragen. Er liegt an der Pyramide des Cestius (dem römischen Friedhof der Protestanten) in einem Walde von Zypressen begraben.'

Wie die Freunde des Goethischen Hauses über Augusts traurigen Zustand vor seiner Reise gedacht, zeigt ein Brief Alwine Frommanns bei der Todesnachricht an Marianne von Willemer: ‚Das Traurigste ist, daß alle, die August im letzten Jahr beobachten konnten, und wohl auch der Vater selbst, wenn er gleich nicht alles wußte, fühlen müssen, daß dies das Mildeste war, was geschehen konnte.'

Am 10. November 1830 erfuhr Goethe durch den Kanzler Müller und seinen Hausarzt Vogel Augusts Tod. Aufrecht nahm er die Nachricht hin, brach auch nachher nicht gleich zusammen: mit einer uns ebenso ergreifenden wie erstaunenden äußersten Selbstbezwingung verschloß er diesen letzten tiefen Schmerz seines Lebens in das Labyrinth der Brust. Der ihn an den Rand des Grabes bringende Blutsturz vom 25. November zeigt, wie furchtbar der mehr als Einundachtzigjährige innerlich gelitten hatte. ‚August kommt nicht wieder, desto fester müssen wir beide aneinanderhalten', so tröstete er die Witwe des Hingeschiedenen. An seinen treuen Zelter, der vor ihm Gleiches erlitten, schrieb er die großartigen Worte: ‚Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen' (21. 11. 1830).

Einige Tage darauf kehrte Eckermann zurück, der sich von August schon vor dessen Tode getrennt hatte. Welch ein Wiedersehen! Eckermann schildert es uns:

Ich ging sodann zu Goethe hinunter. Er stand aufrecht und fest und schloß mich in seine Arme. Ich fand ihn vollkommen heiter und ruhig. Wir setzten uns und sprachen sogleich von gescheiten Dingen, und ich war höchst beglückt, wieder bei ihm zu sein. Er zeigte mir zwei angefangene Briefe, die er nach Nordheim an mich geschrieben, aber nicht hatte abgehen lassen. Wir sprachen sodann über die Frau Großherzogin, über den Prinzen und manches andere; seines Sohnes jedoch ward mit keiner Silbe gedacht.

Von **Ottiliens** Leben nach Goethes Tode ist wenig Erfreuliches zu sagen; sie ist ihren leidenschaftlichen Weg durchs Leben weiter gegangen und nach manchen Irrungen 1872 in Wien gestorben.

Eine Tochter Augusts, **Alma**, geboren 1827, starb schon mit sechzehn Jahren. Goethes zwei männliche Enkel **Walther** (1818—1885) und **Wolfgang** (1820—1883), des greisen Groß-

vaters Freude und nach Augusts Tode Trost, haben so wenig wie ihr Vater ein glückliches reifes Leben genossen. Goethe hat beide großväterlich verhätschelt: in seinen Tagebüchern der letzten zehn Jahre spielen sie eine wichtige Rolle: ‚Mit Wolf (dem Dreijährigen) die Albrecht Dürerschen Steindrücke besehen. — Die Kinder. Umherziehende Affen und Bären zu sehen. — Erste Märzenglöckchen durch die Kinder entdeckt. — Kamen die Kinder und suchten Eier (Ostern 1825). — Wölfchen las in dem ersten Band meiner Biographie und machte neckische Bemerkungen.‘ In einem Briefe gesteht Goethe: ‚Indessen beschäftigt mich die Erziehung meines Enkels, welche wohlbedächtig darin besteht, daß ich ihm allen Willen lasse‘, und er spricht selbst von seiner ‚großväterlichen Affenliebe, die größer als der Eltern sein soll‘.

Die Enkel, die nach kurzer Jugendfrist
Die Schwere jenes Worts zu lernen hatten:
Weh dir, daß du ein Enkel bist!
Und ihre Zeit hindämmerten im Schatten
Des Glanzgestirns, an einem Namen krank.
(Paul Heyse.)

Walther und Wolfgang blieben unvermält. Sie fühlten sich nur als ‚Stücke des großväterlichen Nachlasses‘, hatten nicht die Kraft, sich ein eignes bescheidenes Leben zu zimmern, vergrämten und vergällten sich ihr Dasein bis zu einem uns erschreckenden Grade. Wolfgang scherzte bitter: ‚Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen‘, und Walther, dichterisch nicht unbegabt, stöhnte in einem seiner Gedichte:

Ich stehe stets daneben,
Ich trete niemals ein.
Ich möchte einmal leben!
Ich möchte einmal sein!

Bei einer Krankheit des Bruders Wolf und nach dem Tode der Schwester empfand er die Geschicke seines Hauses wie die der Tantaliden. In einem Briefe von 1845 sprach er von sich und dem Bruder als ‚den Überbliebenen von Tantalus' Haus. Glauben Sie mir, das Reich der Eumeniden geht zu Ende.‘ Nach dem Tode des Bruders hütete Walther allein das Heim des Großvaters, das kaum je einem Besucher erschlossen wurde. In hochherziger Weise vermachte er Goethes Haus und Kunstsammlungen dem Staate Weimar, den gesamten schriftlichen Nachlaß der Großherzogin Sophie.

Walther war ein halber Musiker, ein halber Dichter und mit seiner krankhaften Scheu vor der Welt nur ein halber Mann. — Wolfgang, etwas lebensfrischer, trat in den preußischen Gesandtschaftsdienst, nahm 1860 wegen schwächlicher Gesundheit als Legationsrat seinen Abschied und schrieb allerlei Geschichtliches ohne selbständigen Wert.

Über das Goethehaus am Frauenplan in Weimar sollte jeder gebildete Deutsche Paul Heyses wunderschönes Gedicht ‚Das Goethehaus in Weimar‘ lesen, vor oder nach einer Pilgerfahrt zu diesem Heiligtum deutscher Nation. Es war 1709 erbaut, wurde von Goethe innen wesentlich umgestaltet und durch Zukauf von Nachbargrundstücken ansehnlich vergrößert. Nahezu vierzig Jahre haben wir uns den Meister in diesem Hause zu denken; außer in den früher erwähnten Wohnstätten, hat er bis 1792 noch in dem Hause, in dem sich jetzt die russische Kapelle befindet, und am Burgplatz Nr. 1 gewohnt. Heyses der Wirklichkeit mit liebevollem Dichtersinne nachempfundenes Gedicht soll hier nicht prosaisch umschrieben werden. Goethes persönliche Wohnräume, namentlich das Arbeit-, das Bücher- und das Schlafzimmer, sind von einer uns tiefrührenden Einfachheit. Heyse kann sich nicht enthalten, von dem Allerheiligsten des Genius zu klagen:

Wie aber wird das Herz uns hier bedrückt!
Wie unfroh dieser Raum, wie eng umschränkt!
Wie tief herab die Decke hängt!
Kein Bild, kein Teppich, keine Zier
An Sesseln, Tischen, Pulten hier,
Nur was dem nacktesten Bedürfnis diene.

Goethe hat in seinem Arbeitsraum nichts vermißt, noch das Bedürfnis gefühlt, sich aus Schmuck und Prunk an den Wänden ‚Stimmung‘ zu schöpfen. ‚Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich faul und untätig‘, heißt es bei ihm. Und der Zweiundachtzigjährige hat sich über sein Schreibzimmer in einer Weise ausgesprochen, die ihn unsern heutigen Anbetern der ‚Innenkultur‘ und des ‚Intérieurdecors‘ als einen Barbaren erscheinen lassen muß:

Alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen, geschmackvollen

Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen, daß man von Jugend auf daran gewöhnt sei, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräte etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.

Auf den einfachen Holzgestellen des sehr kleinen Bücherraumes zur Rechten steht kaum ein Band nach dem Sinn unserer heutigen ‚Bibliophilen'; alles ist so einfach, so echt, daß man sogleich fühlt: dieser Bücherbesitzer ging auf den Kern, nicht auf die Schale. Wird aber einem Besucher gestattet, bis ans Fenster zu treten, dann blickt er in die Wipfel hundertjähriger mächtiger Bäume, auf die Goethe bei der Arbeit geschaut, deren Rauschen sich in seinen Schlaf gemischt, und er sieht nieder auf die Wege, die Goethe und Schiller so viele, viele Male durchschritten, große und gute Worte wechselnd. Wie viel stattlichere, höhere, schmuckreichere Arbeitzimmer bewohnt heute jeder Zeitungschreiber; ein traulicheres, dem Schaffen aus dem Innersten holderes gewiß keiner.

Und, wenn er späte Mitternacht
Einsam am Pult herangewacht,
Im schmalen Kämmerlein zur Seiten
Sich ließ sein einfach Bett bereiten,
Wo ihm das Haupt ein leichter Schlaf umwob,
Bis ihn ein letzter allen Erdenmühen
Mit sanfter Freundeshand enthob. (Heyse.)

Noch steht in dieser Schlaf- und Sterbekammer jedes Stück, wie er es zurückgelassen, als er das Haupt unter dem letzten Seufzer in die Ecke des Lehnstuhls am Bette drückte, und niemand, der diesen Raum betritt, erhebt die Stimme über ein Flüstern der Andacht.

Heiteres Leben, umrahmt von Meistergebilden der Kunst, glänzt uns entgegen, wenn wir in die geräumige Zimmerflucht des oberen Geschosses gelangen, in denen sich Goethes so reiches Gesellschaftswesen mehr als ein Menschenalter hindurch abspielte. Er liebte den lebhaften Verkehr mit geistigen Menschen zu allen Tageszeiten. Außer den in verschiedenen Lebensaltern gegründeten Dienstags-, Mittwochs-, Donnerstags-, Freitagsgesellschaften in den Abendstunden hören wir sogar einmal von einer Sonntagvormittags-Gesellschaft, in der vorgelesen und Neues aus den bildenden Künsten betrachtet wurde. — Doch was brauchte Goethe seinen täglichen Gästen Neues zu zeigen? Waren doch alle seine Gesellschaftsräume einem Museum gleich; wies doch jeder Schrank, jede Schieblade, jede Wandstelle des Wertvollen, oft des Seltensten so viel auf. Kupferstiche und italienische Majoliken, Büsten, Kameen und Gemmen, Handzeichnungen, Medaillen, Münzen, Holzschnitte, — das vollständige Verzeichnis aller Sammlungen Goethes würde eine Reihe von Bänden füllen.

Goethe hat beim Sammeln bildlicher Kunst hauptsächlich den Gegenstand, erst in zweiter Reihe die Ausführung berücksichtigt und den Darstellungen des Menschen den Vorzug gegeben vor allen andern. An besondern Kostbarkeiten sind zu nennen: ein Teller von Palissy, einige Majoliken von Avelli, je eine Handzeichnung von Rembrandt und Peter Vischer, Bilder und Zeichnungen von Guercino, Watteau, Jordaens, Chodowiecki. Unter den geschnittenen Steinen sind viele auserlesene Stücke antiker Kleinkunst.

Goethe war ein ungewöhnlich gastfreier Wirt. In den letzten Jahren hat er selten allein gespeist; Vermerke wie ‚sechs zu Tisch' kehren in den Tagebüchern häufig wieder. Am liebsten hätte er im Alter sein Gedicht ‚Offene Tafel' täglich wahr gemacht:

Viele Gäste wünscht ich heut
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.

‚Sollte es nicht möglich sein', fragte er einmal, ‚daß eine ein für allemal gebetene Gesellschaft bald in größerer, bald in kleinerer Zahl sich in meinem Hause zusammenfände? Jeder käme und bliebe nach Belieben, könnte nach Herzenslust Gäste mitbringen, die Zimmer sollten von sieben Uhr an immer geöffnet, erleuchtet, Tee und Zubehör reichlich bereitet sein. Man triebe Musik, spielte, lachte, läse vor, schwatzte, alles nach Neigung und Gutfinden. Ich selbst erschiene und verschwände wieder, wie der Geist es mir eingäbe.' — Wie es an Goethes Familientafel herging, darüber lese man das aufschlußreiche Büchlein des jüngeren Voß.

Eine reizende Sonderart der Goethischen Geselligkeit waren schon seit jüngeren Jahren seine Kindergesellschaften in Haus und Garten, so die mit Haseneiersuchen zu Ostern und andern Spielen, wobei Eltern und Erwachsene als Spielverderber ausgeschlossen wurden. Kinderlärm betrachtete Goethe kaum als eine Störung: ‚Meinem Herzen sind die Kinder



Goethes Arbeitszimmer.



Goethes Schlaf- und Sterbezimmer.



Goethe seinem Schreiber diktierend.
(Nach einem zeitgenössischen Bilde in der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar.)

am nächsten auf der Erde', und sogar: 'Wo Anmaßung mir wohlgefällt? An Kindern: ihnen gehört die Welt.' Die jungen Fürstenkinder zweier Menschenalter, erst Karl Augusts, dann Karl Friedrichs, waren oft willkommene und vergnügte Gäste des liebreichen Kinderfreundes. Die Schopenhauer erzählt, wie Goethe 'mit den Kindern in Sophies (einer kleinen Tochter) Zimmer gegangen, sich dort hingesetzt und sich Adeles Herrlichkeiten zeigen lassen, alles Stück vor Stück besehen, die Puppen nach der Reihe tanzen lassen, und nun kam er mit den frohen Kindern und einem sehr lieben, milden Gesichte zurück, wovon kein Mensch einen Begriff hat, der nicht die Gelegenheit hat wie ich.'

Einen unvergleichlichen jungen Arbeitsgehilfen fand Goethe in dem Manne, dessen sich dankbar erinnern muß, wer des Meisters Leben bis ans Ende betrachtet: Johann Peter **Eckermann** (1792—1854) aus dem hannöverschen Städtchen Winsen. Am 10. Juni 1823 wurde er zuerst von Goethe empfangen und rechnete diesen Tag zu den glücklichsten seines Lebens. Er hat mit Unterbrechungen Goethe bis zum Tode nahe gestanden; mit welchem Erfolge, das hat ihm der Meister bezeugt durch sein Wort an den Kanzler Müller: 'Eckermann versteht am besten, literarische Produktionen mir zu extorquieren, durch den verständigen Anteil, den er an dem bereits Geleisteten, bereits Begonnenen nimmt. So ist er vorzüglich Ursache, daß ich den Faust fortsetze.' Goethes Gespräche mit ihm sind eines der unentbehrlichen Bücher zur Goethekunde; keiner hat uns so viel zusammenhängende, dem Augenblick entsprungene Äußerungen Goethes über die allerverschiedensten Fragen von Leben und Kunst überliefert, wie dieser treue Mensch, über den man sich einst recht geschmacklos lustig gemacht hat. Die Zuverlässigkeit seiner Aufzeichnungen, wenngleich nicht bis in jedes Wort, ist uns dadurch verbürgt, daß Goethe die Eckermannsche Niederschrift selbst durchgesehen hat.

Vor Eckermann und neben ihm hat der Philologe, später Gymnasiumlehrer Friedrich Wilhelm Riemer (1774—1845) in Goethes Hause gelebt, seit 1803 als Augusts Lehrer, seit 1812 als literarischer Gehilfe Goethes, doch nicht mehr als sein Hausgenosse. Riemers 1841 erschienene Mitteilungen von Aussprüchen Goethes sind inhaltlich überaus wertvoll; seine eignen Bemerkungen zeigen jedoch ihren Verfasser als einen wenig erfreulichen Gesellen, und man wundert sich, daß Goethe ihn so lange um sich ertragen konnte.

Ein feiner junger Gesellschafter des alten Goethe war der schweizerische Erzieher des Prinzen Karl Alexander, Soret, dessen Gespräche mit Goethe in den meisten Ausgaben Eckermanns mitenthalten sind.

Der in diesem Buche oft genannte Kanzler Friedrich Müller, der uns Goethes Unterredungen der letzten Jahre mit glaubwürdiger Treue verzeichnet hat, war der Weimarische Justizminister seit 1815 und Goethes Berater in manchen wichtigen Geschäften.

Und nun, da wir die Räume und die Gehilfen kennen, in und mit denen Goethe gearbeitet, verweilen wir noch bei seiner Arbeitsweise. 'Deutsch sein heißt arbeiten', so heißt es einmal bei Goethe. Einen rastloseren Arbeiter als ihn hat es schwerlich gegeben, und jeder Blick in seine Tagebücher bis in die letzten Monate zeigt uns, wie ernst er's mit dem Ausspruche gemeint hat: 'Der Tag ist grenzenlos lang, wer ihn nur zu schätzen und zu nützen weiß.' Nach der Art der wirklichen Arbeiter hatte er Zeit für alles, für jede Störung, jeden Besuch: 'Meine Zeit ist so eingerichtet, daß für Freunde immer genug da ist.'

Nachtarbeit liebte Goethe nicht; er war ein Frühaufsteher und Früharbeiter Sommers und Winters. Im letzten Jahr seines Lebens erhob er sich im Sommer um vier und saß um fünf bei der Arbeit. Man ging damals, schon der dürftigen Beleuchtung wegen, früh zu Bett, und selten ist Goethe über die zehnte Stunde aufgeblieben. Zu Boisserée bemerkte er 1820, er habe weder abends noch in der Nacht je gearbeitet, sondern bloß morgens, wo er den Rahm des Tages abschöpfe. So läßt er auch seinen Prometheus in der Pandora sagen: 'Aller Fleiß, der männlich schätzenswerteste, ist morgenlich.' — Im höchsten Alter ließ Goethes guter Schlaf nach; in den wachen Nachtstunden durchdachte er die Aufgabe des kommenden Tages: die Arbeit am zweiten Teile des Faust.

Wie unmöglich es ihm war, ein Leben ohne ausfüllende Arbeit zu führen, das hat ihm

Schiller einmal hübsch zu Gemüte geführt: ‚Sie können nie untätig sein, und was Sie eine unproduktive Stimmung nennen, würden sich die meisten andern als eine vollkommen ausgefüllte Zeit anrechnen.‘

Goethes schriftstellerisches Schaffen vollzog sich größtenteils im Gehen, beim Ersinnen wie beim Ausführen. Schon seit den ersten Weimarer Jahren hatte er sich ans Diktieren gewöhnt, und wer diese Arbeitsweise selbst längere Zeit erprobt hat, der weiß, wie tief die Gewohnheit bald wurzelt. Goethes Dichterwerk entstand meist so, daß er den Entwurf und eine erste Form mit fliegender Feder selbst niederschrieb, diese einem Schreiber umformend diktierte, zuweilen in einem zweiten Diktat oder einer Abschrift die letzte Gestalt fand. Die jedem ähnlich Arbeitenden bekannten Hörfehler des Schreibers blieben Goethe nicht erspart, und er hat sich einmal den Spaß gemacht, die lustigsten Verwechselungen zusammenzustellen, z. B. Lehmgrube und Löwengrube, Tugendfreund und Kuchenfreund. Mancher dieser Hör- und Schreibfehler wird in den Prosaschriften und Briefen bis heute stehen geblieben sein.

Goethes letzter Schreiber Schuchardt, dem die Wanderjahre diktiert wurden, berichtet: ‚Er tat dies so sicher, fließend, wie es mancher nur aus einem gedruckten Buch zu tun imstande sein würde.‘ Nach Unterbrechungen — etwa durch den Barbier, den Bibliotheksdiener, einen Besuch — wiederholte der Schreiber nur die letzten Worte, ‚und das Diktieren ging bis zur nächsten Störung fort, als wäre nichts vorgefallen‘. Während des Diktierens wanderte Goethe ununterbrochen um den großen Tisch inmitten des Zimmers herum. Er gestand: ‚Was ich Gutes finde in Überlegungen, Gedanken, ja sogar im Ausdruck, kommt mir meist im Gehen. Sitzend bin ich zu nichts aufgelegt.‘ Schriftsteller mit eigner Erfahrung im Diktieren würden die überwiegend wohltätigen Wirkungen dieser Arbeitsweise auf Goethes Stil nachzuweisen vermögen.

Zu Schiller, aber auch sonst, hat Goethe wiederholt bekannt, daß er ‚nur in einer absoluten Einsamkeit arbeiten könne‘. In der Frankfurter Dachstube hatte er sich früh daran gewöhnt, und in Weimar störten ihn selbst die Nächsten und Liebsten: ‚Da ich nicht nach Jena entweichen konnte, so mußten die Meinigen weichen; denn dabei bleibt es nun einmal, daß ich ohne absolute Einsamkeit nicht das Mindeste hervorbringen kann.‘

Für das lange Tragen der dichterischen Stoffe haben wir im Verlaufe dieses Buches viele Beispiele betrachtet. Mehr als ein Menschenalter nach dem ersten Aufkeimen wurden die Braut von Korinth und die Paria-Gedichte niedergeschrieben. In solchen Fällen handelte es sich wirklich nur noch um ein Niederschreiben, denn innerlich war das Werk längst so gut wie fertig. Um so schlimmer stand es mit der Beendigung solcher Dichtungen, bei denen er sich einmal hatte unterbrechen lassen. Mit gelindem oder strengem Zwange hatte er vom 14. Februar zum 28. März 1779 die erste Iphigenie vollendet; für den Wilhelm Meister hat er 20 Jahre gebraucht, weil er nicht ein einziges Vierteljahr ohne Störungen jeder Art daran setzen konnte.

Sechstes Kapitel.

Goethes Persönlichkeit.

> Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit.

So und in immer neuen Wendungen, bis zu der Steigerung: ‚Höchstes Glück der Erdenkinder Sei nur die Persönlichkeit‘, hat Goethe selbst die einzige Macht der menschlichen Gesamterscheinung ausgesprochen. Und wenn wir die Vorstellung von Goethe in seinem Volke, ja bei den gebildeten Völkern des Erdrunds prüfen, so finden wir weit weniger die genaue Kenntnis seiner Werke als das Bild eines Ehrfurcht einflößenden machtvollen Mannes im Reiche der Geister, dessen Antlitz, dessen Gestalt, vor allem dessen Auge den Menschen heilig und vertraut geworden, wie sonst nur noch die Bilder einiger Urzeithelden und Religionsstifter. Die Persönlichkeit hat Goethe für das Einzige erklärt, was in die Kultur des Volkes übergeht. Vom alten Fritz und von Goethe weiß das nicht büchergebildete Volk so gut wie nichts Greifbares; wohl aber fühlt es sie als Verkörperer der Volkseele, ihrer Tatenfülle,

ihrer Gedankenhöhe, und blickt zu ihnen als Ahnherren des Geschlechtes empor, ohne sagen zu können, warum; und so ist's gut.

Wir jedoch, denen die Gabe solcher unbewußten Verehrung verloren gegangen, wollen von dem Menschen, dem unser Seelengrund, ja unsre Lebensführung so Unendliches verdankt, alles wissen, was aus Mundes- und Bücherüberlieferung zu erfahren ist. Ja man sollte es der echten Liebe sogar nachsehen, wenn sie scheinbar gleichgültigen Lebenszeugnissen Goethes nachspürt; denn was ist an einem sehr geliebten Menschen gleichgültig? Die Vorwürfe gegen die Waschzettel-Philologie richten sich nicht gegen das Aufsuchen der menschlichsten Spuren Goethes, sondern nur gegen den widerwärtigen Hochmut, der manchen Waschzettelgelehrten anzuhaften pflegt. Dem bescheidenen Kärrner, der seine Steinchen zum Bau unsrer Kenntnis von Goethe ohne Aufheben heranfährt, bliebe der Dank nicht versagt.

Keine unziemliche Neugier ist es, auch die kleinen Dinge dieses großen Lebens erfahren zu wollen, vorausgesetzt, daß wir damit keinen Unfug treiben und etwa aus Goethes Vorliebe für Steinwein, Wildpret, Forellen, Kaviar, Kastanien und Teltower Rübchen, mit der er ja nicht allein steht, tiefsinnige Schlüsse zu ziehen versuchen, wie das die neueste symbolistisch tuende Literaturwissenschaft mit den verschiedenen Lieblingsgetränken der deutschen Dichter unternommen hat. Es ist uns z. B. durchaus nicht gleichgültig, wie groß Goethe körperlich war, Wenn wir erfahren, daß er auf der Lebenshöhe 174 Zentimeter maß und Schiller 5 Zentimeter mehr, so stehen die Beiden sichtbarer vor uns, und je besser wir sie schauen, desto tiefer werden wir sie verstehen, ja empfinden. Und nicht ohne Rührung werden wir im Goethehause den langen weißen Hausrock aus weichem Wollfries betrachten, in dessen einer Tasche lange nach des Meisters Tode ein Püppchen der Enkelin Alma gefunden wurde.

In einem Brief an seinen Freund Meyer (8. 2. 1796) hat Goethe als den Zweck des Lebens das Leben selbst erklärt und den Ausspruch getan: ‚Alle pragmatische biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen'. Er meinte das von Cellinis Lebensbeschreibung; es gilt für ihn in erhöhtem Maße. Schon mehrfach wurden Berichte über Goethes körperliche Erscheinung angeführt, und die, notwendig geringe, Zahl der in diesem Buche wiedergegebenen Bildnisse aus den wichtigsten Lebensaltern bestätigt und verstärkt den Eindruck des dort Gesagten.

‚Ich lobe mir ein Genie, das den gehörigen Körper hat', heißt es von Goethe zu Eckermann über Napoleon. Wir haben eine Beschreibung des kundigen Lavater von des jungen Goethe Antlitz:

> Auch ohne das blitzende Auge, auch ohne die geistlebendige Lippe, auch ohne die blaßgelbliche Farbe — welche Einfachheit und Großheit in diesem Gesichte! — Die Nase, voll Ausdruck von Produktivität, Geschmack und Liebe, das heißt von Poesie. Übergang von Nase zum Munde, besonders die Oberlippe, grenzt an Erhabenheit, und abermals kräftiger Ausdruck von Dichtergefühl und Dichterkraft.

Die ehrfurchtslose Dorothea Veit-Schlegel, die außer ihrem geliebten Friedrich so leicht keinen Mann bedeutend fand, schrieb nach ihrer ersten Begegnung mit Goethe an Rahel Lewin 1799: ‚Er hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen. Es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment!' Und die kühle Johanna Schopenhauer schlägt in ihrem Bericht ein Jahrzehnt später denselben Ton wie über ein göttliches Wesen an: ‚Da ich nie weiß, ob er kommt, so erschrecke ich jedes Mal, wenn er ins Zimmer tritt; es ist als ob er eine höhere Natur als alle übrigen wäre; denn ich sehe, daß er denselben Eindruck auf alle Übrigen macht, die ihn doch weit näher kennen und ihm zum Teil auch weit näher stehen als ich'.

Wunderbar müssen die Augen dieses Augenmenschen gewesen sein: das sehen wir schon aus den einander widersprechenden Angaben der Besucher über ihre Farbe. Sie hatten garnicht beachtet, ob sie braun oder schwarz waren, hatten nur den daraus hervorbrechenden Sonnenstrahl aufglänzen sehen und empfunden. — Von Goethes Stimme schreibt der zwölfjährige Felix Mendelssohn sehr hübsch übertreibend: ‚Einen ungeheuren Klang der Stimme hat er und schreien kann er wie zehntausend Streiter. Sein Haar ist noch nicht weiß (mit 72), sein Gang ist fest, seine Rede sanft.'

Ein guter, kein unmäßiger, Esser und Trinker, wie Bismarck, wie alle rastlosen Geistesarbeiter. Ein guter Schläfer, wieder wie Bismarck, wie Napoleon. Nur im hohen Alter hatte er wache Nachtstunden, in denen er das kommende Tagwerk vorausdachte.

Von diesem Vollmenschen, der im 83. Jahr starb und ohne die zufällige Erkältung bis 100 hätte leben können, denkt man zunächst wie von einem immer Gesunden. Goethe ist recht anfällig und oft krank, sehr krank gewesen. Halbtot geboren; in Leipzig schwer erkrankt und anderthalb Jahre in Frankfurt ein siecher Stubengefangener; in den voritalischen Weimarer Jahren nach Ausweis der Tagebücher von mancherlei heftigen Beschwerden heimgesucht; nach den 50ern wiederholt lebensgefährlich erkrankt, durch den starken Lebens- und Genesungswillen immer wieder auf die Beine gestellt: der Geist will, der Körper muß, bis eines Tages der greise Körper unterlag.

Goethe hat sich nie verzärtelt, oft von seinen Kräften ihr Äußerstes gefordert. Bis in den Dezember hinein badete er als jüngerer Mann in der offnen Ilm. Nur mit dem Mantel zugedeckt schlief er auf dem Altan des Gartenhäuschens, auch bei Gewitter, nur notdürftig überdacht. Ein unermüdlicher Wanderer und scharfer Reiter: einmal ging's in 8 Stunden zu Pferde mit kurzen Unterbrechungen von Weimar nach Leipzig. Getanzt hat noch der 74jährige, mit herzlichem Vergnügen und ohne Beschwerden.

Riemer berichtet aus genauer Beobachtung, daß Goethen ‚nichts entstellte, kein Lachen, kein Weinen, kein Verdruß und Ärger und ihn sogar Schelten und Zorn nicht verunstaltete'. — Würde war der Ausdruck des Antlitzes und der Körperhaltung im ruhigen Zustande. Sie war nichts Angenommenes, sondern ihm von der Natur Mitgegebenes. ‚Der innere Ernst, mit dem ich schon früh mich und die Welt betrachtete, zeigte sich auch in meinem Äußern, und ich ward, oft freundlich, oft auch spöttisch, über eine gewisse Würde berufen, die ich mir herausnahm (Dichtung und Wahrheit). Man muß aber die Schilderungen des jüngeren Voß (vgl. S. 303) von der reizenden Art lesen, mit der Goethe seine Würde in heitrem innigem Kreise ablegte, sicher, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können.

Goethe selbst bekannte, daß für ihn ‚die Menschen durch die Handschrift auf eine magische Weise vergegenwärtigt werden'. Die diesem Buche beigegebenen Handschriftproben mögen für sich sprechen. Der Verfasser glaubt an die Handschrift als eine der persönlichsten Ausdrucksformen des Menschen, nicht aber daran, daß die Gesetze für diese unendliche Mannigfaltigkeit schon gefunden sind.

Von den Richtlinien in Goethes innerm Wesen wird in dem Abschnitt über seinen Charakter gesprochen. Ein nicht geringer Menschenkenner, Rousseau, hat den scheinbaren Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten eine noch stärkere Beweiskraft beigelegt als den sittlichen Eigenschaften, die ja leichter verborgen oder erheuchelt werden können. — Goethe, der ungeheure Werksmann der Geistigkeit, wurzelte so tief und so bewußt im Körperlichen, daß selbst er über gewisse Einflüsse der umgebenden Natur keine unbedingte Herrschaft besaß. Er nannte sich ‚ein dezidiertes Barometer' und klagte: ‚Wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben?' An einem der Fensterläden des Dornburger Schlosses sieht man Goethes tägliche Barometeraufzeichnungen, ‚Denn des Barometers Walten Ist der Witterung Tyrann', und ohne Sonne, viel Sonne, lebte er nur ein halbes Dasein. ‚Die Witterung macht mich ganz unglücklich; der trübe Himmel verschlingt alle Farben', und am farbigen Abglanz hatte Goethe das Leben.

Der angebliche Wunsch des sterbenden Goethe ‚Mehr Licht!' ist eins der treffendsten unter den vielen erfundenen ‚letzten Worten' in der Weltgeschichte. ‚Die Sonne ist eine Offenbarung des Höchsten und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Tiere mit uns' (zu Eckermann). Unlustig, ja unglücklich war er alljährlich in den kürzesten Dezembertagen. Nicht ohne Absicht verlegte er Werthers Entschluß zum Selbstmord auf den 21. Dezember. Bei der Nachricht von Herders Tod im Dezember 1803 schreibt er an Schillers Frau, er ‚begreife recht gut, wie Heinrich III. den Herzog von Guise erschießen ließ, bloß weil es fatales Wetter war, wie ich Herdern beneide,

wenn ich höre, daß er begraben wird'.] ,Stets des Lebens dunkler Seite Abgewendet wie Apoll', begrüßte Goethe den 22. Dezember wie ein Fest: ,Heute feiern wir die Wiedergeburt der Sonne', und den 22. März, den Eintritt der Sonne in ihre Frühlingsbahn, nannte er einen heiligen Tag. An einem dieser heiligen Tage ist er selbst ins Weltall zurückgekehrt.

Natürlich konnte Goethe die Weimarer Winter nicht verschlafen. Er zwang sich zur Arbeit, trotzte auch dem Barometer: ,So arbeite ich bei hohem Barometerstande leichter als bei tiefem; da ich nun dieses weiß, so suche ich bei tiefem Barometer durch größere Anstrengung die nachteilige Einwirkung aufzuheben, und es gelingt mir' (zu Eckermann, 21. 3. 1830). Ebenso spricht Goethe von einer besonderen ,Diät', die er bei gesteigerter dichterischer Tätigkeit anwandte.

Goethes immer rege Phantasie steigerte ihm alle Eindrücke bis auf ihre äußerste Höhe: daher und aus angeborner Nervenstimmung floß seine unüberwindliche Abneigung gegen alles Häßliche, Widerwärtige, Kranke. Bettina erzählt nach dem Bericht der Frau Rat von dem Knäblein Wolfgang: ,In einer Gesellschaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie: das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden. — Er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.' Wenig Züge haben Goethe so unwandelbar über alle Lebensstufen begleitet. ,Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie gefragt und konfrontiert. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine' (1780 an die Stein). Der Herzog will ihm eine ekelhafte menschliche Mißbildung zeigen; Goethe der Naturforscher entschuldigt sich „wenn er einer Einladung zum Anblick einer seltsamen Naturverirrung nicht Folge leiste. Abneigung gegen alles Pathologische scheint sich mit den Jahren immer mehr zu verstärken.' Gesunde Ratten und Würmer konnte er zergliedern; das krankhaft Zweckwidrige stieß ihn ab. Man erinnere sich seines Abscheues vor dem ,Armen Heinrich' (S. 442)! So war er auch nicht zum Betreten eines Irrenhauses zu bewegen. Schleiermacher war ihm wegen seiner armseligen körperlichen Erscheinung zuwider. Als die Schwiegertochter Ottilie sich durch einen Sturz vom Pferde das Gesicht fürchterlich zerschlagen hatte, konnte sich Goethe, der liebreiche Schwiegervater, nicht entschließen, sie vor der Heilung zu sehen: ,Denn', sagte er zum Kanzler Müller, ,ich werde solche häßliche Eindrücke nicht wieder los, sie verderben mir für immer die Erinnerung. Ich bin hinsichtlich meines sinnlichen Auffassungsvermögens so seltsam geartet, daß ich alle Umrisse und Formen aufs schärfste und bestimmteste in der Erinnerung behalte, dabei aber durch Mißgestaltungen und Mängel mich aufs lebhafteste affiziert finde.'

Wie verblüffend ähnlich war der Sohn hierin der Mutter, die sich Unangenehmes überhaupt nicht mitteilen ließ. So begreift man auch Goethes Widerwillen gegen Karikaturen. Auf den Einwand (in den ,Guten Weibern'): ,Macht ein solches Bild nicht einen unauslöschlichen Eindruck?' läßt er aus seinem Sinn erwidern: ,Das ist's, warum ich sie verabscheue.' In derselben Novelle spricht er seine tiefwurzelnde Abneigung gegen Hunde aus: ,Sind doch (solche) Tiere nur Zerrbilder des Menschen'.

Nicht Furcht vor dem eignen Tode — er hat oft genug sehr unbefangen von ihm gesprochen —, sondern eine Scheu vor dem der Verwesung entgegengehenden, unbeseelt gewordenen Stoffe ließ ihn vor dem Anblick von Leichen, außer zu wissenschaftlichen Untersuchungen, zurückschrecken. ,Warum soll ich mir die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen meiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Ich habe mich wohl in acht genommen, weder Herder noch Schiller, noch die verwitwete Herzogin Amalia im Sarg zu sehen. Ich will ein seelenvolleres Bild als des Todes Masken von meinen Freunden im Gedächtnis aufbewahren.' Schon vom Tode zu sprechen erschütterte ihn: ,Ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist', sagte er zu Soret nach Karl Augusts Tode. Er erbat sich von dem Thronfolger die Erlaubnis, dem Leichenbegängnis des geliebten Freundes fernzubleiben und sich auf der Dornburg zu erholen. ,Schiller entzog sich am 9. Mai der Welt und seinen Freunden', — ,das Außenbleiben meines Sohnes', — ,die schließliche Ruhe' (in einer dienstlichen Verfügung): solcher

mildverhüllenden Umschleierungen bedient sich Goethe, um nur nicht das Wort Tod niederzuschreiben. Das ihn tief ergreifende Hinscheiden der Mutter erwähnt er in den geheimen Tagebüchern mit keinem Wort.

Wer von dem würdevollen Minister Goethe liest und die Bildnisse, besonders der zweiten Lebenshälfte, betrachtet, der denkt wohl zuerst an einen Mann mit eiserner Gewalt über seinen Gefühlsausdruck. Er besaß sie im Verkehr mit Fremden; wer aber seinem Herzen nahen durfte, der bekam den im Kern sehr weichen, jeder Rührung offnen Menschen zu sehen. Wie seine geliebten Griechen schämte er sich der Tränen nicht. In den Wahlverwandtschaften läßt er eine seiner Lieblingstellen im Homer anführen: ‚Tränenreiche Männer sind gut.‘ Als eine Schauspielerin den Epilog zu Schillers Glocke bei ihm einlernte, überwältigte ihn die Rührung so, daß er sie weinend unterbrach: ‚Ich kann, ich kann den Menschen nicht vergessen!‘ Zeugen berichten von seinen feuchten Augen ‚bei großen, edlen, rührenden Zügen und Motiven aus der Geschichte, aus der Kunst, aus dem Leben der Menschen, mochte er sie nun selbst erzählen oder von Andern vortragen hören‘. Das eigne Vorlesen gewisser Stellen in Hermann und Dorothea, das Anhören des gesungenen Liedes ‚Kennst du das Land?‘ entlockte ihm Tränen. Von Bismarck wissen wir ähnliches.

Im Umgange meist höfisch artig, konnte er zu Zeiten erquickend rücksichtslos, ja grob werden, wenn Grobheit das richtige Mittel am richtigen Platze war. Als ihm Kotzebues Mutter amtliche Ungerechtigkeit vorwarf, fuhr er auf und ‚verbat sich ausdrücklich alle unüberlegten Zudringlichkeiten‘. Ein ähnlicher Brief an Karoline Herder wurde schon mitgeteilt (S. 421). Und nun erst die höflichen Grobheiten! Zu dem sich ihm vorstellenden schwadronierenden Demagogen Wit genannt Döring: ‚Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Bester, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt, leben Sie wohl!‘ Oder zu Heine, der auf die Frage: ‚Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Heine?‘ dummdreist geantwortet hatte: ‚Mit einem Faust!‘ —: ‚Und weiter haben Sie in Weimar keine Geschäfte?‘

Aber welcher Zartheiten, welcher Zärtlichkeiten war er fähig, wo ihm das Herz hochhinauf schlug! Ohne ein Wort der Begründung für den plötzlichen Wandel vom Sie zum brüderlichen Du beginnt er seinen Trostbrief an den gramgebeugten Zelter: ‚Deinen Brief, mein geliebter Freund —‘ (vgl. S. 422).

Goethe der hellsehende und überall nach höchster Deutlichkeit strebende ist sich über sein eignes Schaffen bei weitem weniger klar gewesen, als manche Goethe-Forscher — zu sein glauben. Sein wiederholtes Betonen des Rätselhaften, des Dämonischen in seiner Natur war der Ausdruck dieser Selbstunkenntnis. In jüngern Jahren nannte er den Urgrund seines dichterischen Vollbringens ‚Dumpfheit‘ und gab die Erläuterung dazu (im Tiefurter Journal, 1783): ‚Dumpfheit haben bloß gescheite Leute, sonst ist's Dummheit‘. Später gebrauchte er gern das Bild vom Nachtwandler für seine Welt des Unbewußten: ‚Ich habe meine Sachen als Nachtwandler geschrieben‘ (1814 an Knebel), und vom Werther: ‚Da ich dieses Werkchen ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich, geschrieben hatte —‘. Ausführlicher über die Entstehung seiner Gedichte:

> Sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, so daß ich sie auf der Stelle instinktmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schiefliegenden Papierbogen vor mir hatte und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand. Ich habe mehrere solche in der Diagonale geschriebenen Blätter besessen.

Einige davon bewahrt jetzt das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar.

Selber ein dichterischer Nachtwandler, doch widerwillig gegen das Grenzgebiet zwischen Genius und — Schwindel. Der strenge Naturforscher Goethe kannte die Gefahr der Trübung der Tatsachen durch bewußte oder unbewußte Unredlichkeit, hielt sich daher das nächtliche Zwischenreich der Seele lieber vom Halse. Über die um 1830 in Deutschland herrschende Schwärmerei für menschlichen Magnetismus, für die Seherin von Prevorst und dergleichen, sagte er zum Kanzler Müller:

Ich habe mich immer von Jugend auf vor diesen Dingen gehütet, sie nur parallel an mir vorüberlaufen lassen. Zwar zweifle ich nicht, daß diese wundersamen Kräfte in der Natur des Menschen liegen, ja sie müssen darin liegen, aber man ruft sie auf falsche, oft frevelhafte Weise hervor. Wo ich nicht klar sehen, nicht mit Bestimmtheit wirken kann, da ist ein Kreis, für den ich nicht berufen bin. Ich habe nie eine Somnambule sehen mögen.

An dem Menschen, den wir innig lieben, sind uns auch die Falten und Lücken des Wesens lieb, die Eigenheiten und die Seltsamkeiten. Wir lieben an diesem Einen, was uns den ungeliebten Andern noch unlieber macht. Sehr verschieden hiervon ist die blinde Bewunderung der ganz mißlungenen, weil in Stoff und Form ganz vergriffenen Werke. Von Goethes Eigenheiten aus dem Munde guter Kenner zu hören, ist mit Recht für die meisten Leser ein unerschöpfliches Vergnügen. Es ist ein ganz Goethisches Vergnügen! In einem kleinen Aufsatz von 1827 über einen seiner Jugendlieblinge, Lorenz Sterne, schreibt er nach der Erwähnung von dessen Irrtümern und Wahrheiten:

Ein drittes Wort kann man im zarteren Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es gibt gewisse Phänomene der Menschheit, die man mit dieser Benennung am besten ausdrückt; sie sind irrtümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, psychologisch höchst wichtig. Sie sind das, was das Individuum konstituiert; das Allgemeine wird dadurch spezifiziert, und in dem Allerwunderlichsten blickt immer noch etwas Verstand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und fesselt.

Lesen wir z. B. von Goethes Abneigung gegen Brillenträger, so sagen wir: Schrulle. Wir finden aber Vernunft darin, wenn wir Goethe selbst darüber hören: er wollte sich nicht ‚ausspionieren' lassen und fand, daß die Brille ‚an dem Dünkel unserer jungen Leute hauptsächlich Schuld hat, weil, wer durch Brillen sieht, sich für klüger hält, als er ist'.

Für die Mathematik war ihm der Sinn verschlossen. Gekämpft hat er auch gegen diese Endlichkeit; 1786 treibt er eifrig Algebra, schreibt aber darüber: ‚Es wird historische Kenntnis bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können'. Seine Abneigung gegen das Kartenspiel mag hiermit zusammenhängen.

So wenig wie von der Mathematik, als einer ihm nichts Lebendiges gebenden Wissenschaft, hielt er von der Philologie: ‚Mit Philologen und Mathematikern ist kein heiteres Verhältnis zu gewinnen. Das Handwerk der ersten ist: zu emendieren, der andern: zu bestimmen; da nun am Leben so viele Mängel (mendae) sich finden, und ein jeder einzelne Tag genug an sich selbst zu bestimmen hat, so kommt in den Umgang mit ihnen ein gewisses Unleben, welches aller Mitteilung den Tod bringt.' Dabei beschränkte sich die Philologie zu Goethes Zeiten auf die Feststellung des richtigen Wortlautes und die Sacherklärung der Schriftsteller; eine heilige Sendung, das letzte Geheimnis des dichterischen Schaffens zu entschleiern, hatte sie sich damals noch nicht zugeschrieben.

Gar keine Hochachtung hatte Goethe für die Geschichte als Wissenschaft, ‚ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer'. In einem langen, eindringlichen Gespräch mit Luden bestritt er ebenso entschieden die Möglichkeit, geschichtliche Wahrheit zu erforschen, wie den Wert der etwa erforschten, und nannte die Weltgeschichte ‚das Absurdeste, was es gibt'. — ‚Wie wenig enthält auch die ausführlichste Geschichte, gegen das Leben eines Volkes gehalten? und von dem Wenigen, wie Weniges ist wahr? und von dem Wahren, ist irgend etwas über allen Zweifel hinaus?' Er führte dazu selbst aus Faust an: ‚Die Zeiten der Vergangenheit Sind uns ein Buch mit sieben Siegeln.' Bekannt ist sein Ausspruch: ‚Das Beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt.'

Stärker noch war seine Abneigung gegen den Tag, gegen das Überschätzen flüchtiger Tagesereignisse. ‚Der Tag an und für sich ist gar zu miserabel; wenn man nicht ein Lustrum anpackt, so gibts keine Garbe'. Alles ‚Zeitbürtige' war ihm verhaßt, die Zeitungen ein Greuel:

A: Sag mir, warum dich keine Zeitung erfreut?
B: Ich liebe sie nicht, sie dienen der Zeit.

‚Ich verwünsche das Tägliche, weil es immer absurd ist. Nur was wir durch mögliche Anstrengung ihm übergewinnen, läßt sich wohl einmal summieren.'

Von Goethes Hang zum Maskenspiel im Leben wurde schon wiederholt berichtet. Der wahre Grund, tiefer als der Schillern mitgeteilte (S. 384), war doch wohl einfach der

Trieb, mit einem bißchen Dichtung auch den Alltag zu schmücken: ‚Das wirkliche Leben verliert oft dergestalt seinen Glanz, daß man es manchmal mit dem Firnis der Fiktion wieder auffrischen muß.‘ Einmal schlug er Schillern ernstlich vor, eine Geheimgesellschaft für Kunst, eine Art Freimaurerorden, zu gründen (Briefwechsel, 14. 3. 1801). Das Leben zwang ihn oft genug, eine Maske zu tragen und den Geheimrat herauszukehren. Wie es ihm dabei in Wahrheit ums Herz war, spricht die wichtige Stelle in einem Brief an Reinhard aus: ‚Milde zu sein kostet mich nichts, da meine Härte und Strenge nur factice (erkünstelt) und Selbstverteidigung ist.‘

Mit welchem geistig irgendwie fruchtbaren Gegenstande hat Goethe sich eigentlich nicht abgegeben? Das Bild seiner Persönlichkeit, das den Kennern und Verehrern am lebendigsten vor Augen steht, ist die Schrankenlosigkeit seines Strebens. So erschien er sich und den Freunden in den Jungmannsjahren, ja schon vor Weimar. Während der Arbeit an Werther schreibt er: ‚Sonst bin ich sehr emsig und advociere scharf zu‘, und an Knebel heißt es 1781 einmal: ‚Das Bedürfnis meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfaltigten Tätigkeit, und ich würde in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein müssen, um nur zu leben.‘ Gehässig äußerte sich Herder zu Hamann über diese Seite in Goethes Wesen (1782):

> Er ist also jetzt Wirklicher Geheimer Rat, Kammerpräsident, Präsident des Kriegs-Collegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegebau herunter. Dabei auch Directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Ballets, Redouten-Aufzügen, Inskriptionen, Kunstwerken usw., Direktor der Zeichenakademie, an der er den Winter über Vorlesungen über Osteologie hielt, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das Faktotum der Weimarischen und so Gott will bald der Majordomus sämtlicher Ernestinischer Häuser.

Goethe würde ihm kurzweg darauf erwidert haben: Das alles genügt mir nicht einmal, denn wie viel andres gibt es noch, was ich nie versucht habe! Gar oft hat er über diese Lebensfrage, ob Einseitigkeit oder Vielseitigkeit, nachgedacht und sich schriftlich geäußert, fast immer zu gunsten der Vielseitigkeit, natürlich nur für Naturen, denen sie Bedürfnis sei. In den Annalen (für 1807) verteidigt er einen Bergrat, der nebenbei Sprachwissenschaft treibt, und man fühlt, daß er sich zugleich selbst gegen die Vorwürfe der wissenschaftlichen Fachsimpler schützt:

> Niemand hat das Recht, einem geistreichen Manne vorzuschreiben, womit er sich beschäftigen soll. Der Geist schießt aus dem Zentrum seine Radien nach der Peripherie; stößt er dort an, so läßt er's auf sich beruhen und treibt wieder neue Versuchslinien aus der Mitte, auf daß er, wenn ihm nicht gegeben ist, seinen Kreis zu überschreiten, er ihn doch möglichst erkennen und ausfüllen möge.

In seiner Aufsatzreihe ‚Zur Botanik‘ spricht er unter ‚Verfolg‘ von sich selbst, klagt darüber, daß man einem Talent, das sich in einem gewissen Felde hervortat, verbieten wolle, aus seinem Kreise sich zu entfernen oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberzuspringen, und rechtfertigt sich damit, daß ‚der lebhafte Mensch sich um seiner selbst willen und nicht fürs Publikum da fühlt, er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von andern Seiten Erholung‘. Goethe bestand darauf, ‚alle Fasern seiner Existenz sollten durchgebeizt werden‘, und tröstete sich, ein wenig leichtherzig, über die Zerstörung so mancher Dichterpläne: ‚Der Mensch gewinnt, was der Poet verliert.‘

Der Begriff der Vielseitigkeit war Goethe so geläufig, daß er ihn anmutig scherzend auch auf solche Dinge wie Essen und Trinken anwandte: ‚Laßt uns doch vielseitig sein! märkische Rübchen — er meinte die ihm von Zelter geschickten Teltower — schmecken gut, am besten gemischt mit Kastanien. Und diese beiden edlen Früchte wachsen weit auseinander.‘

Von dem Greise sagte der Kanzler Müller: ‚Der Wechsel der Tätigkeit war ihm die einzige Erholung‘, und der 82jährige Goethe schreibt über sich an Zelter: ‚Du siehst, es geht bei mir nach alter Weise. Zu den hundert Dingen, die mich interessieren, konstituiert sich immer eins in die Mitte als Hauptplanet, und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen, in vielseitiger Mondgestalt, umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken.‘

Bewußte Unersättlichkeit des Wissens: ‚Goethe würde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er geglaubt hätte, etwas Wissenswürdiges von ihm lernen zu können‘, so erschien

er seinem Bewunderer Emerson. Im Tagebuch von 1779 bittet Goethe um ‚schöne Kraft, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzuplumpen‘. Aus der eignen jungen Dichterseele sprechen läßt er den Fuchs im Urfaust:

Doch wünscht ich rings von aller Erden,
Von allem Himmel und all Natur,
So viel mein Geist vermögt zu fassen.

Eine Zusammenstellung seiner ‚Hauptbeschäftigungen‘ vom Mai zum August 1780 ergibt folgendes Bild: Theaterproben, Reise nach Gotha, Mineralogie, Dekorationsmalerei, Wirtschaftseinrichtungen für den Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, Freimaurerei, Versuche mit dem Elektrophor, Diktat der ‚Vögel‘, deren erste Aufführung, Hilfe bei Feuersbrünsten, Fahrt nach Kahla, Ausflug mit den Herrschaften nach Jena, Ausflug nach Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely mit allem Zubehör, Besuche von fremden Fürstlichkeiten, Schriftstellern (Leisewitz, Gotter, Schröder) usw. usw.

Er beobachtet das Leben der Ratten und studiert ‚ihre Art, die Schwänze zu tragen, daß ich gute physiologische Rechenschaft davon werde geben können‘. Hat er mit Handwerkern zu tun, so sucht er von ihnen allerlei Handwerksgriffe und -Begriffe zu lernen. Auf den Einwand, das sei doch für den Herrn Minister zu unbedeutend, heißt es: ‚Erzählen Sie! es gibt nichts Unbedeutendes in der Welt.‘ Als da ist: die Lichtputzschere an Leseabenden richtig zu führen, oder bei Tisch Braten und Geflügel kunstgerecht zu zerlegen, zwei Lieblingsfertigkeiten des Dichters des Faust. Er kann zeichnen, malen und in Ton formen; doch das genügt ihm für die bildenden Künste nicht: ‚Ich studiere nun die edle Kunst des Gießers selbst, damit es ja noch bunter in meinem Kopf werde‘ (an Jacobi, 12. 11. 1784). Nach der italienischen Reise wirbeln Naturwissenschaft und Dichtung bunt durcheinander: ‚Nachdem die Insekten mich an den vergangenen Tagen beschäftigt, so habe ich heute Mut gefaßt, den vierten Gesang (von Hermann und Dorothea) völlig in Ordnung zu bringen‘ (1. 3. 1797). Mit 76 Jahren lernt er in seinem Garten das Bogenschießen und zuletzt erklärt er selbst sein Lebenswerk für das ‚eines Kollektivwesens, das den Namen Goethe trägt‘.

Wie fühlen wir vor diesem Allverein,
Den Er umspannt, uns so begrenzt und klein. (Paul Heyse.)

Siebentes Kapitel.

Goethes menschlicher Charakter.

Die hohen Vorzüge seines Geistes sind es nicht, die mich an ihn binden. Wenn er nicht als Mensch für mich den größten Wert von allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern.

(Schiller, 1800, an die Gräfin Schimmelmann.)

Charakter, eines unserer schwer entbehrlichen griechischen Fremd-, fast Lehnwörter, bezeichnet die mit dem Stichel eingegrabene Prägungsfurche; auf den Menschen, auf Goethe angewandt: die Grundzüge seines Menschentums. Wie seine Persönlichkeit auf die ihm nahestehenden Zeitgenossen gewirkt, das müssen wir auf Treu und Glauben hinnehmen; die ihm vom Stichel seines Geschickes eingefurchten Richtlinien können wir aus seinen Worten und Taten noch heute mit nicht trügender Deutlichkeit erkennen.

Ihre zusammenfassende Betrachtung an dieser Stelle wäre unwirksam, brächte der bis hierher gelangte Leser nicht aus dem Vorangehenden eine Fülle von Stoff zum eignen Urteil und zum Nachprüfen jedes andern mit: ‚Vergebens‘, so lehrt uns Goethe, ‚bemühen wir uns, den Charakter eines Menschen zu schildern. Man stelle dagegen seine Handlungen, seine Taten zusammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten.‘ Nur eine sammelnde Auslese aus den vielen durch dieses Buch verstreuten Einzelzügen, ihre Ordnung nach gemeinsamen Merkmalen und einige Ergänzungen sollen hier gegeben werden.

Das höchste Gesetz von der Einheit des Menschenwesens gebietet, daß alle unsere ganz großen Dichter große Menschen waren. Die Dichter selbst, auch die selber nicht ganz großen,

haben jenes Gesetz anerkannt. Heines Wort z. B. vom ‚Übereinstimmen der Persönlichkeit mit dem Genius bei außerordentlichen Menschen' (S. 578) wird in Erinnerung gebracht. Nachdrücklich schrieb Hebbel auf ein Stammbuchblatt: ‚Die Poesie hat viele herrliche Seiten, die herrlichste aber ist die, daß es keinen echten und großen Dichter ohne Charakter geben kann.' Goethes Aussprüche gleichen Sinnes brauchen hier nicht wiederholt zu werden. Er ging so weit, seinen Satz ‚Man muß etwas sein, um etwas zu machen' dahin zu steigern: ‚Der persönliche Charakter des Schriftstellers bringt seine Bedeutung beim Publikum hervor, nicht die Künste seines Talents.'

Wie viel Menschen, sogar unter den hochberühmten, vertragen eine so peinliche Prüfung durch Tausende von Briefen, durch Tagebücher, Gespräche, Zeugenberichte aller Art, wie sie seit mehr als hundert Jahren an Goethe geübt wird? Doch bis zum heutigen Tage ist es selbst der gehässigsten, giftigsten Betrachtungsweise nicht gelungen, Goethes Menschenbild seinen unbefangenen Verehrern zu entstellen oder nur zu trüben. ‚Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen. Den Menschen geb ich euch preis; Auch der darf sich nicht schämen', heißt es einmal bei dem großartig Offenherzigen selbst. Dieses Menschenbild so zu zeichnen, daß es einem Jeden treu erscheint, ist nur dann möglich, wenn wenigstens ein paar Grundstriche unverrückbar gezogen werden. Alles andre ist Nebenwerk, darf bestritten werden, erscheint je nach Liebe oder Verstehen der Zeugen zweifelhaft. Doch des Menschen Kern ist ‚notwendig wie des Baumes Frucht, ihn kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln'. Diesen Menschenkern unter der unabsehbaren Fülle verwirrender Einzelheiten an Goethe zu erkennen, ist eine kaum lösbare Aufgabe. Noch so redlich angefaßt und durchgeführt, kann der Versuch ihrer Lösung nur ergeben, wie sich einem einzelnen unbefangenen Forscher, ohne Auffallsucht und Eigenbrödelei, nach dem Leben mit Goethe während eines Lebensalters, dieses gewaltigen Menschen tiefstes Wesen enthüllt hat.

So verwickelt Goethe, gleich jedem außerordentlichen Manne, erscheint, — er selbst schrieb an Bürger 1775, er besitze alles, ‚was die menschliche Natur nur von Widersprüchen sammeln kann' —, seine gleichbleibende Selbstheit, Goethisch gesprochen, muß durch alle Verwicklung hindurch in ihrem einfachen Grundgerüst erkennbar werden. Je außerordentlicher, desto wundersamer gefangen ist der Mensch in seinem angebornen Wesen: auch dies hat uns Goethe gelehrt (Brief an die Stein, 30. 6. 1780). Es gibt der dunkeln Rätsel in Goethes Charakter mehr als eines: die lange Fesselung durch einen gemütlich und geistig so wenig wertvollen Menschen wie Charlotte von Stein; sein Mitansehen von Christianens Märtyrinleben, von des heranwachsenden Sohnes seelenvergiftender Zweifellage; die lange Ungerechtigkeit gegen einen Aufstrebenden wie Schiller, und so manches andere. Dieses Buch läßt solche Rätsel zum größten Teil auf sich beruhen, da sein Verfasser die Ansicht Goethes von der sehr geringen Möglichkeit unbezweifelbarer geschichtlicher Wahrheit teilt. Über Winckelmann schreibt der Meister einmal: ‚Man kann überhaupt jeden Menschen als eine vielsilbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabiert, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.' Der Verfasser bildet sich durchaus nicht ein, mehr als ein paar Silben des großen Wortes G o e t h e leidlich entziffert zu haben.

Goethes langes Leben hat, wie in manchen ähnlichen Fällen, den Gesamteindruck erzeugt, daß wir ihn vornehmlich als den abgeklärten Greis, den maßvollen Selbstbeherrscher und in stiller Glorie thronenden Olympier sehen. Der größte Teil der Gemälde seines Lebens und Wesens hat diesen Eindruck verstärkt. Goethe war ein Meister der ‚Maße' geworden; doch diese von den altdeutschen Dichtern als die höchste gepriesene Tugendgabe war kein Grundtrieb seines Blutes, sondern ein schwererrungner Siegespreis des Willens. L e i d e n s c h a f t rast in diesem Menschen, im Jüngling, im Manne, noch im Greise, und sie würde ihn zerstört haben, schon in frühen Jahren, wachte nicht unablässig ein eiserner Wille über die Ausbrüche des Dämons in dieser Brust.

Goethe hat sich gekannt, wie die Freunde ihn gekannt haben: unabsehbar ist die Fülle seiner nachdrücklichen Urteile über die furchtbare Leidenschaftlichkeit des eignen Wesens. ‚Die Hauptsache ist, man lerne sich selbst beherrschen', sagte noch der Greis zu Eckermann; ‚wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Um-

gebung zugrunde zu richten.' In dem ersten Brief von seiner Hand, dem an Buri vom Mai 1764 (vgl. S. 31), sagt der Knabe von sich: ‚Einer meiner Hauptmängel ist, daß ich etwas heftig bin.' Von seiner Leidenschaft für das Frankfurter Gretchen berichtet er (in Dichtung und Wahrheit): ‚Ich hatte oft halbe Nächte durch mich mit dem größten Ungestüm diesen Schmerzen überlassen, so daß es durch Tränen und Schluchzen zuletzt dahin kam, daß ich kaum mehr schlingen konnte.' Seine hier nachzulesenden Briefe an Behrisch in Leipzig (S. 41) sind die eines Rasenden, und man erinnere sich des Zweikampfes mit Bergmann (S. 37). Lerse und Andere glaubten in Straßburg, Goethe werde ‚überschnappen'; ein Zeichen angeborner Maße ist es nicht, daß er dort immer aufgelegt war, um den Tisch herum zu tanzen und ‚bei einem kleinen Vorfall sehr laut zu krähen'. Noch in Elberfeld, bei einer Tafelrunde zu Ehren Jung-Stillings (vgl. S. 58), tanzte er vor Vergnügen Gesichter schneidend um den Tisch herum. Freund Salzmann hat ihn gut gekannt, so daß sich Goethe nachmals aus Frankfurt darauf berufen konnte: ‚Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft' usw. (vgl. S. 78).

In dem ersten, durchweg stimmenden Gesamturteil eines Freundes über Goethe, Kestners (vgl. S. 134), steht der Satz: ‚Er ist in allen seinen Affekten heftig, hat jedoch viel Gewalt über sich.' Dieses schlichte Urteil ist das treffendste, das je über Goethes Charakter gefällt wurde. In Dichtung und Wahrheit wird es bestätigt: ‚Meine Natur, von hinreichenden Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen', und an andrer Stelle bekennt Goethe, daß seine ‚Natur ihn immerfort aus einem Extrem ins andre warf'.

In Weimar muß er sich zügeln; doch wie schwer es ihm wird, erfahren wir von den verschiedensten Berichterstattern. Das heftige Umherrennen im Zimmer, das laute Toben und Fluchen erschreckt die Meisterin höfischer Formen, Charlotte von Stein, und sie klagt über Goethes ‚Pasquillieren', wie sie das nennt; Goethe hat über gewisse Hofschranzen geflucht, sicher ohne sie zu verleumden. — ‚Das sind mir Hunde! hör' ich Goethe stampfend rufen', so schildert ihn Lavater an Zimmermann. ‚Ich gestehe gern, Gott und Satan, Höll und Himmel in mir Einem', beschreibt Goethe sich an Lavater. — Der sanfte Wieland sieht ihn bei Hofe und ist entsetzt: ‚Er hat heute wieder einmal den Teufel im Leibe; da ist er wie ein mutiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man tut wohl, ihm nicht allzu nahe zu kommen.'

Das Stampfen und Fluchen gewöhnt er sich schwer, eigentlich gar nicht ab. In den Weimarer Frühjahren hat er einmal die Schlittschuhe vergessen und schildert lebhaft selbst seinen Zustand: ‚Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault.' Und über den 64jährigen berichtet ein Professor Kieser an die Malerin Luise Seidler aus geringfügigem Anlaß: ‚Ich sah ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig, grollend; sein Auge glühte, oft mangelten die Worte und dann schwoll sein Gesicht.'

Die Schopenhauer berichtet einen bezeichnenden Vorfall bei Tisch: Goethes Sohn zerschlug lärmvoll ein Glas; ‚ärgerlich darüber sah Er den August nur einmal an, aber so, daß ich mich wunderte, daß der nicht untern Tisch fiel'. Der eiserne Wille hielt jedes Wort zurück. Dieser Wille bewahrte ihm die Fassung, wo Andre von ihr verlassen werden: als er das durch ihn wiederhergestellte Ilmenauer Bergwerk mit einer Weiherede eröffnete und stecken blieb, bezwang er die Zuhörer durch Ruhe und festen Blick, dann fuhr er nach einer Minute gesammelt in der Rede fort.

Schlechte Bilder zerschlug er an der Tischkante, schlechte Bücher durchschoß er oder nagelte sie an einen Baum. — ‚Um Mitternacht wohl fang ich an, spring aus dem Bette wie ein Toller', so beginnt sein Ewiger Jude, und es gibt Gedichte von ihm, die uns solch Hinrasen um Mitternacht auf ein schräg daliegendes Stück Papier bewahrt haben.

Vor fremden Augen beherrschte er sich in Freud und Schmerz; der vertraute Meyer aber fand ihn beim Tode eines der früh entrissenen Kinder laut weinend und sich am Boden wälzend. Wie ihn das Große, das Schöne bis zu Tränen erregte, ward schon berichtet. Beim Vorlesen des fünften Aktes der Iphigenie weinte er ‚wie ein Kind'; bei Calderons ihn entzückendem Standhaften Prinzen mußte er mit Lesen aufhören: heftig warf er das Buch auf

den Tisch. — Mit welcher ‚Leidenschaft‘, welcher ‚Raserei‘ er seine Naturforschung betreibt, das steht in den mancherlei angeführten Briefstellen.

Doch alles, woran er sein Herz oder auch nur seine Neigung setzt, wird ihm schnell zur Leidenschaft: ein Vergnügen, ein gemeinnütziges Vorhaben, ein Wunsch. Im tiefen Winter besteigt er den Brocken, trotz den nicht geringen Gefahren: er will. — Ein Zimmer in der Jenaer Bibliothek muß erweitert werden; die Professoren und Unterbeamten leisten Widerstand mit erfundenen Schwierigkeiten und Redensarten: Goethe läßt einen Maurer kommen und frischweg eine Scheidewand durchbrechen. — Einmal entschlossen, Rom zu sehen, fährt er Tag und Nacht, kommt nicht aus den Kleidern, muß hin und wär's auf Ixions Rad. Im 15. Buch von Dichtung und Wahrheit bezeichnet er diese Macht der Leidenschaft so, daß ‚bei seinem Charakter und seiner Denkweise eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß‘. Goethes Verhalten zu Schiller vor und nach 1794 wird durch diese leidenschaftliche Einseitigkeit des Gemütslebens erklärlicher.

Wo immer wir Goethe in den Bannkreis einer neuen Bildungswelt geraten sehen, da gibt es ein Aufflammen. Unzerstörbar ist seine Begeisterungsfähigkeit für jedes neue Kunstwerk. Daß er hierbei strenger gegen die Deutschen als gegen die fremden Dichter verfährt, ist nicht Goethische Besonderheit, denn dies ist deutsch. Für Homer, Shakespeare, Ossian, Sterne begeistert er sich nach und neben einander; Byron wird ihm eine wärmende Altersfreude. Welchen Anteil nimmt er an Mérimée, überhaupt an den jüngeren Franzosen um 1830, ebenso an Walter Scott, Coleridge, dem jungen Carlyle, an Manzoni und Tegnér! An Kleist und Grillparzer werden von ihm viel größere Maßstäbe gelegt; doch wäre es so ungerecht und verkehrt wie möglich, in diesem Verhalten etwa Anwandlungen von Neid zu vermuten.

Viele Pfade bin ich geloffen,
Auf dem Neidpfad hat mich niemand betroffen —

und ein andermal:

Nicht größeren Vorteil wüßt ich zu nennen, Als des Feindes Verdienst erkennen.

Überströmende Leidenschaft im Zügel selbsterzieherischer Pflicht —: ohne den immer neu ausbrechenden Kampf dieser zwei Gewalten und seine immer neue Schlichtung erscheint Goethes Gemütsleben unverständlich. ‚Denn ich bin ein Mensch gewesen Und das heißt ein Kämpfer sein‘: welche schwereren Kämpfe als jenen einen vom Jünglingsalter bis in die Greisentage kann Goethe gemeint haben? Ein von Leidenschaften immer aufs neue gequälter Pflichtenmensch, durch alle Versuchungen, alle Freuden und Leiden dieses langen Lebens hindurch, so steht Goethe vor uns, der menschlichste der Menschen.

Leidenschaftlich, — nicht leichtsinnig. Wie furchtbar ging ihm seine Schuld an Friederike nach, länger als ein Jahrzehnt, bis zur Vollendung der Iphigenie, ja noch darüber hinaus bis zur Walpurgisnacht im Faust. „Ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte‘ (an die Laroche, 1780). Und wie tiefe Blicke hatte Schiller in das Herz dieses Titanen im Banne der Pflicht getan, als er der Gräfin Schimmelmann über Goethes dauerndes Verharren bei Christiane schrieb: ‚Diese seine einzige Blöße, die niemand verletzt als ihn selbst, hängt mit einem sehr edlen Teil seines Charakters zusammen‘, — mit dem edelsten: hilfreich und gut zu sein. Und wie nahe wurde ihm von der moralischen Weimarer Welt gelegt, an Christiane pflichtwidrig zu handeln!

Selbstbeherrschung und Entsagung begleiten ihn wachsam durchs Leben: Goethe hätte nicht immer wieder, in Vers und Prosa, auf ihre Bedeutung hingewiesen, wenn sie ihm, dem Leidenschaftlichen, nicht schwer gefallen wären. Sicher ist er nie auf des Vogelweiders Verse getroffen: Wer sleht den lewen? wer sleht den risen? Wer überwindet jenen und disen? Daz tuot jener, der sich selber twinget‘; wir besäßen sonst ein preisendes Wort über jenen Vorausdichter höchster Goethischer Lebensweisheit. Andeutende Wiederholungen mancher früherer Stellen sind hier unvermeidlich. In Straßburg zwang sich der Jüngling, neben den Trommelschlägern des Regiments her zu gehen, um seine Abneigung gegen Lärm zu bekämpfen. Das Schwindelgefühl mußte bemeistert werden, indem er auf eine freie über der

Tiefe hinausragende Steinplatte der Münsterzinne trat. Mit heftigem Abscheu gegen Leichen ging er in die Anatomie und sah der Zergliederung zu; trotzte den ahnungs- und schauervollen Eindrücken der Finsternis, der Kirchhöfe, um sich das Gruseln abzugewöhnen. Weil er als Knabe zu wenig Griechisch gelernt hatte, trieb er neben allem andern in Straßburg die schwierige Sprache so weit, um Homer zu lesen. Noch Schwierigeres, weil Widerwärtigeres, suchte er zu überwinden: die Algebra, und gab sie erst auf, als er keinen Gewinn für sich daraus ersah.

Hätte sich Klopstock an die rechte Schmiede gewandt, anstatt auf das Geträtsch der Weimarischen Klatschbasen zu horchen (S. 227), so hätte ihm z. B. Wieland Goethes Sophrosyne gerühmt, und jener hätte erfahren, was dieser feine Beobachter an Andere über Goethe geschrieben: ‚Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und Savoir faire, als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele.‘ Goethe erzieht sich mit voller Absicht an Leib und Seele, durch kaltes Baden, Aufgeben liebgewordener Getränke, des Kaffees, ja des heimatlich gewohnten Weines: „Ich trinke fast keinen Wein und gewinne täglich mehr in Blick und Geschick zum tätigen Leben‘ (1780).

Nach wenigen Jahren hat er die menschlichen Widerstände in Weimar besiegt und schreibt in sein Tagebuch (Mai 1780): ‚In meinem jetzigen Kreis habe ich wenig, fast gar keine Hinderung außer mir; in mir noch viel. Ich will doch Herr werden! Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist wert zu herrschen und kann herrschen.‘ In solcher Stimmung geriet er wiederum an Spinoza, aus dem er stets eine ‚Friedensluft‘ sich anwehen fühlte. Da schrieb er mit 35 Jahren die großartigen Strophen in den ‚Geheimnissen‘:

Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Ton zu solcher Ehre bringt:
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen,
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

In immer neuen abgeklärten Formen kehrt dieser Selbstüberwindungsgedanke bei Goethe wieder:

Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der Einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;

Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen,
Sich aufzugeben ist Genuß.

Oder auch:

Das Opfer, das die Liebe bringt,
Es ist das teuerste von allen;

Doch wer sein Eigenstes bezwingt,
Dem ist das schönste Los gefallen.

Der Tod der einzigen, heißgeliebten Schwester verschüttet ihm eine der Lebensquellen. Stumm verschließt er seinen Schmerz; an die Stein und in sein Tagebuch schreibt er nur karge, stille Worte; an die Mutter einen Brief, wie er der beiden Leidtragenden würdig war, ohne Ausbrüche des Jammers.

Noch einmal, an den Grenzen der eignen Tage, reißt der Tod ein Stück aus seinem Leben: das einzige ihm gebliebene Kind sinkt vor ihm ins Grab. Kein Auge hat den Vater weinen sehen; wortlos schließt er Eckermann, den heimgekehrten Reisebegleiter des Toten, in seine Arme. An den Treuesten der Treuen, an Zelter, schreibt der Lebensheld: ‚Hier nun allein kann uns der große Begriff der Pflicht aufrecht erhalten; der Körper muß, der Geist will, und so über Gräber vorwärts!‘

Eckermann, gewiß einer der besten Kenner von Goethes Menschenwesen, hat uns ein sprechendes Bild dieses Gemisches aus Leidenschaft und Zügelung hinterlassen (Vorrede zum 3. Teil der Gespräche):

Seine Selbstbeherrschung war groß, ja sie bildete eine hervorragende Eigentümlichkeit seines Wesens. Sie war eine Schwester jener hohen Besonnenheit, wodurch es ihm gelang, immer Herr seines Stoffes zu sein und seinen einzelnen Werken diejenige Kunstvollendung zu geben, die wir an ihnen bewundern. Durch eben jene Eigenschaft aber ward er, wie in manchen seiner Schriften, so auch in manchen mündlichen Äußerungen, oft gebunden und voller Rücksicht. Sobald aber in glücklichen Momenten ein mächtigerer Dämon in ihm rege wurde und jene Selbstbeherrschung ihn verließ, dann

ward sein Gespräch jugendlich dahinbrausend, gleich einem aus der Höhe herabkommenden Bergstrome. In solchen Augenblicken sagte er das Größte und Beste, was in seiner reichen Natur lag.

Als Goethe im Eingange des 16. Buches von Dichtung und Wahrheit schrieb: ‚Unser physisches sowohl als geselliges Leben, Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, alles ruft uns zu, daß wir entsagen sollen‘, da war dies nicht die Weisheit des Greises, der nach dem boshaften Wort eines der alten Franzosen der Jugend gute Lehren gibt, weil er ihr keine schlechten Beispiele mehr geben kann. Selbstüberwindung, Entsagung — wie oft hatte sie der leidenschaftliche Jüngling und Mann unter heißen Kämpfen geübt! Vom Werther zum Faust, im Tasso, in den Wahlverwandtschaften, der Natürlichen Tochter, der Pandora erklingt als Grundton: Entsagung. ‚Die Entsagenden‘ lautet der Untertitel der Wanderjahre; ‚Sustine et abstine!‘ war ein Lieblingspruch Goethes. Auf dem Gipfel seiner Leidenschaft für Charlotte Buff flieht er aus Wetzlar. Alles zieht ihn zu Marianne Willemer zurück; er reißt sich los, kehrt, statt über Frankfurt, über Würzburg nach Weimar zurück und sieht diese edelgeliebte Frau eines Andern niemals wieder. Er wird Herr seiner Leidenschaft für Ulrike von Levetzow und unterläßt die von Mutter und Tochter innig erbetene Wiederbegegnung in Marienbad.

Neben der gezügelten Leidenschaft stehen alle andern Charakterzüge Goethes in der zweiten Reihe, so wertvoll oder merkwürdig sie erscheinen, selbst seine reine Menschlichkeit. ‚Den Größten unter den menschlichen Menschen‘ nannte ihn Wieland bei einem Vergleich mit berühmten Zeitgenossen.

Nur zwei Tugenden gibt's. O, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

So heißt Schillers ideale Forderung; in Goethe sehen wir ihre so seltene Erfüllung. Edel, hilfreich und gut, so steht er vor uns auf jeder der Lebensstufen, wenn wir selbst und auf ihn selbst hinsehen und uns nicht mit Geschreibsel von zweiter und dritter Hand begnügen. An sein Verhalten gegen Plessing, Krafft, auch gegen die widerborstigen Herders, ist zu erinnern. Aus einem Brief an Krafft sei eine Stelle nachgetragen:

Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften, ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht (Weimar, 23. 11. 1778).

Goethe weiß, Bürger ist in Not: er ergreift die erste Gelegenheit, dessen angekündigten Plan einer Homer-Übersetzung, und sammelt für ihn 65 Louisdors. Daß die Übersetzung nachher unterblieb, machte nichts aus.

Er unterstützt und pflegt selber den verunglückten Moritz in Rom, wie er Herder in Straßburg betreut hatte; verschafft Tischbein gewinnbringende Aufträge; hilft seinem Meyer, hilft nach Kräften Schiller, ist für Knebel liebreich bedacht; sorgt von Weimar aus für den Maler Müller in Rom, schickt das ganze Honorar für den Großkophta an die notleidende Familie seines Helden Cagliostro nach Sizilien. Von Jung-Stilling haben wir ein feines Wort über Goethe: ‚Sein Herz, das nur wenige kannten, war so groß wie sein Verstand, den alle kannten‘, und der ihm so vertraute Knebel schreibt an Lavater: ‚Ich weiß es wohl, er ist nicht alle Zeit liebenswürdig, er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammengenommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte.‘ Was für ein mittelmäßiger Gesell wäre ein allzeit liebenswürdiger Mensch! Einer der großen Unliebenswürdigen, Gottfried Keller, mag uns belehren: ‚Wer keine bittern Erfahrungen und kein Leid kennt, der hat keine Malice, und wer keine Malice hat, bekommt nicht den Teufel in den Leib, und wer diesen nicht hat, der kann nichts Kernhaftes arbeiten.‘

Nach der ersten Begegnung mit Goethe hatte der junge Voß geschrieben: ‚Der Mann war mir so majestätisch‘; doch gleich nach dem ersten längern Gespräch heißt es: ‚Goethe ist

der herzlichste, der innigste Mann unter Gottes Sonne.' Sehr ähnlich lautet Hölderlins Urteil nach dem ersten Besuch: ‚Es ist der schönste Genuß unsres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden bei so viel Größe!' So haben auch die kleinen Leute in Weimar von ihm gesprochen: ‚Ein gütiger, gnädiger Herr, das sind Benennungen solcher, die von seinem künstlerischen Wert keine Ahnung haben' (in dem Büchlein des jungen Voß).

Napoleon und Bismarck wurden früh Menschenverächter; Goethe niemals:

Der Teufel hol das Menschengeschlecht!
Man möchte rasend werden!
Da nahm' ich mir so eifrig vor:
Will niemand weiter sehen,
Will all das Volk Gott und sich selbst
Und dem Teufel überlassen!
Und kaum seh ich ein Menschengesicht,
So hab ich's wieder lieb.

Doch da ist ja schon das bei seinen Lebzeiten gegen ihn umgehende Gerede von Goethes ‚Egoismus'. Ohne Ausnahme, auch bei den Besten, bei Schiller, hatte es seinen sehr menschlichen Grund in dem Ärger, daß Goethe sich zunächst mit seinen, nicht mit ihren Anliegen befassen wollte. Was wäre aus ihm geworden, wenn er sich an all die Hunderte von Menschen zersplittert hätte, die irgend etwas von ihm wollten!

Die Außenwelt bewegt sich so heftig, daß ein jeder Einzelne bedroht ist, in den Strudel mit fortgerissen zu werden. Da bleibt nun nichts übrig, als sich selbst zu sagen, nur der reinste und strengste Egoismus könne uns retten, dieser aber muß ein selbstbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgesprochner Entschluß sein.

Solchen Entschluß hat er oft gefaßt, noch öfter durchbrochen, wo er eine sachlich lohnende Gelegenheit sah.

Eigenwillig und duldsam, — zwei von den vielen Gegensätzen, die Goethe in sich auszugleichen hatte. Eigenwillig bis zur Halsstarrigkeit, bis zum Hasse. Zu Zacharias Werner fiel einmal das Wort: ‚Wer mit mir nicht gehen kann oder will, von dem scheide ich.' Zur Farbenlehre verlangte er, wie Schopenhauer überliefert, unbedingte Zustimmung, ‚nichts drunter noch drüber'; und welch ein guter Hasser er war, zeigen uns Dutzende der schärfsten Briefstellen über die Gegner oder Totschweiger auf diesem Gebiet. ‚Was bringt zu Ehren? Sich wehren!' im kleinen wie im großen. Goethe war kein Quengler, kein Bierphilister, der die Faust in der Tasche über die Schlechtigkeit der Welt ballt, immerfort schwadroniert und selbst nicht die Hand zu ihrer Besserung rührt. Das mußte ein Gastwirt in der Nähe von Karlsbad erfahren, der Goethen und seiner Gesellschaft für ein einfaches Mittagsmahl eine prellerische Rechnung gemacht hatte: durch eine Beschwerde beim Kreishauptmann zum Besten andrer Reisenden führte er die Bestrafung des Unredlichen herbei. Und mit wahrem Vergnügen lesen wir des Olympiers Eingabe an die Weimarer Gesindepolizei gegen eine freche Magd, die im Trotz ein wohlverdientes schlechtes Dienstzeugnis zerrissen hatte.

Sag nur, wie erträgst du so behaglich
Der tollen Jugend anmaßliches Wesen?
Fürwahr, sie wäre unerträglich,
Wär ich nicht auch unerträglich gewesen.

Natürlich will er sich und sein Wesen behaupten; doch immer in dem Gefühl, daß die andern das gleiche Recht haben. ‚Ich sehe keinen Fehler begehen, den ich nicht auch begangen hätte', heißt es in den Sprüchen. Er begreift die gläubigen Protestanten, seinen Fritz Jacobi, ebensowohl die Katholiken, kommt vortrefflich mit der Fürstin Gallitzin in Münster zurecht, sucht Fritz Stolbergs Übertritt zu entschuldigen, des alten Fritzen Vorurteil gegen den Götz zu begreifen, will niemand sein Gefühl, seine Kirche rauben und mahnt die fromm überhebungsvolle Auguste Bernstorff-Stolberg: ‚In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen'. Er hält es für ‚eine große Torheit, zu verlangen, daß die Menschen zu uns harmonieren sollen'; denn er hat ‚einen Menschen immer nur als ein für sich bestehendes Individuum angesehen, das ich zu erforschen trachte, wovon ich durchaus keine weitere Sympathie verlangte'. — ‚Kindlein, liebt euch!' schreibt er seinem Zelter; ‚oder wenn das nicht gehen will, laßt wenigstens einander gelten!'

Je weiter er im Leben vorschreitet, desto mehr nähert er sich der niemand bemoralisierenden Mutter:

Unter denjenigen Vorteilen, welche mir meine letzte Reise gebracht, stehet wohl die Duldsamkeit obenan, die ich, mehr als jemals, für den einzelnen Menschen empfinde. Wenn man mehrere

Hunderte näher, Tausende ferne beobachtet, so muß man sich gestehen, daß am Ende jeder genug zu tun hat, sich einen Zustand einzuleiten, zu erhalten, und zu fördern; man kann niemand meistern, wie er dabei zu Werke gehen soll, denn am Ende bleibt es ihm doch allein überlassen, wie er sich im Unglück helfen und im Glücke finden kann (an Knebel, 9. 11. 1814).

Goethe war der schönsten Freundschaft fähig, doch grade darum keiner von den Allerweltsfreunden. Er gab das Außerordentliche und forderte das Beste des Andern, vor allem, daß der Andre sich mit ihm entwickele, gleichviel in welchem Lebenskreise:

Die wahre, die tätige, produktive Freundschaft besteht darin, daß wir gleichen Schritt im Leben halten, daß er meine Zwecke billigt, ich die seinigen, und daß wir so unverrückt zusammen fortgehen, wie auch sonst die Differenz unserer Denk- und Lebensweise sein möge.

Den Stillstehenden ließ er kühl hinter sich, und es mußten schon sehr zärtliche Jugenderinnerungen wie in dem Falle Jacobis mitspielen, um ihn in der Freundschaft für einen Rückständigen festzuhalten. Und gegenwärtig mußten sie sein, persönlich oder durch einen so lebendigen Briefwechsel wie mit Zelter; im Nebel verschwinden ihm die entfernten Freunde; ‚die Gegenwart allein ist unser Glück'. Er liebte einen Spaß und vertrug einen Spaß; einen Freund, der ihn nicht vertrug, wie Jacobi das Annageln seines schrecklichen Romans ‚Woldemar' an einen Baum, lachte er aus, ‚denn solch leichtsinnig trunkener Grimm, solche mutwillige Herbigkeit und nichtschonenden launigen Momente würden verschlungen in tätiger Liebe'. An Wieland und Knebel, Schiller und Zelter, Meyer und Boisserée, an dem Herzog und der Herzogin, über Zerwürfnisse und Kränkungen hinaus an den Herders — hat Goethe die Lebenskraft seiner Worte erwiesen:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Wir haben uns gewöhnt, keinen Menschen für ganz groß zu halten, dem aller Humor abgeht, und als würzende Zugabe ist er in der Tat unentbehrlich. Er ist in gewissen Augenblicken der kräftigste Schwungfittich, der den Menschen über sich selbst und seine engende Welt emporträgt und ihn einmal alle Dinge von hoch oben betrachten läßt. Als solche gelegentliche Würze und Hilfe hat Goethe den Humor anerkannt, als beherrschende Stimmung verworfen: ‚Der Humor ist eins der Elemente des Genies, aber, sobald er vorwaltet, nur ein Surrogat desselben; er begleitet die abnehmende Kunst, zerstört, vernichtet sie zuletzt.' Jean Pauls Beispiel stand ihm dabei vor Augen. Er liebte den liebenswerten Humor Sternes, denn ‚Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie wirklich liebt', lehnte dagegen die sich als Humor aufdrängende fratzenhafte Willkür der Romantiker ab. Ein ausführliches Urteil Goethes hat der Kanzler Müller aufbewahrt:

Nur wer kein Gewissen oder keine Verantwortung hat, kann humoristisch sein. Musäus (S. 205) konnte es sein, der seine Schule schlecht genug versah und sich um nichts und um niemand bekümmerte. Freilich humoristische Augenblicke hat wohl jeder; aber es kommt darauf an, ob der Humor eine beharrliche Stimmung ist, die durchs ganze Leben geht. Wieland z. B. hatte Humor, weil er ein Skeptiker war, und den Skeptikern ist es mit nichts ein großer Ernst. — Wem es aber bitterer Ernst ist mit dem Leben, der kann kein Humorist sein.

Zu Zeiten hat Goethe so köstlich gescherzt wie nur irgendeiner unserer Humoristen von Beruf. Gedichte wie ‚Diner von Coblenz' und ‚Deutscher Parnaß' gehören zu unsrer besten humoristischen Literatur. Und wie entzückend ist sein Gespräch mit Falk über das gegenseitige Ausposaunen und Beweihräuchern der Romantiker! Vieles läßt sich ohne weiteres auf gewisse Allerjüngstdeutsche anwenden, z. B.: ‚Neulich besuchte mich ein junger Mann, der soeben von Heidelberg heimkehrte; ich konnte ihn kaum über neunzehn schätzen. Dieser versicherte mich in vollem Ernste, er habe nunmehr mit sich abgeschlossen.'

Ganz reiner Humor, ohne die geringste Bosheit, ist sein reizender langer Brief an den Philologen Fr. A. Wolf aus Karlsbad vom 3. Juli 1810. Goethe ließ seinen Humor mitunter auch über die Schwelle zum geheiligten Beamtenwesen, so in einem amtlichen Schreiben über einen Hofschauspieler, der seine Frau geprügelt hatte: ‚Wir lehnen bei der Kommission wie billig alles ab, was außertheatralisch scheinen könnte; aber wenn ein Mann seiner Frau die Augen blau schlägt, so kann das sehr theatralisch werden, wenn sie grade an demselben Abend eine Liebhaberin zu spielen hat.'

‚Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen als Unordnung ertragen‘, lautet ein Kernspruch Goethes über sich. Ungerechtigkeit begehen! — ob auch ertragen? Sein Ordnungsinn, das Erbteil des ordnungswütigen Vaters, wuchs mit den Jahren zur Stärke einer Leidenschaft. Aktenbündel, Mappen, Hefte für jede Kleinigkeit. ‚Alle eingegangenen Briefe und ebenso die Konzepte oder Kopien aller abgesandten monatlich in abgesonderte Bände geheftet‘, so berichtet der Kanzler Müller. Selbst über Augusts Tod wurde ein Aktenheft angelegt. Am schönsten kann sich diese Ordnungswut austoben an allerlei Sammlungen. Auf der Reise sammelt, ordnet und heftet er, z. B. auf der von 1797. Aus Frankfurt schreibt er an Schiller (22. 8. 1797): ‚Ich habe mir Akten gemacht (um nicht in den Fehler unaufmerksamer Reisenden zu verfallen), worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preiskurante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einhefte.‘ Abweichende Urteile wohlunterrichteter Menschen nimmt er wieder zu diesen Akten und solches Handwerk gedenkt er eine Weile fortzusetzen und eine große Masse zusammenzubringen. Seinen Sohn, seine Beamten hält er zu ähnlicher Sammelei an.

Nicht einmal in den verschwiegenen Tagebüchern, die er allerdings in späteren Jahren diktierte, ließ er sich bequem gehen. Zu Schiller wird dort fast regelmäßig der ‚Hofrat‘, zu Schelling oder sonst einem Manne der Universität der Professor gesetzt; Christiane heißt bis zum Oktober 1806 ‚Dem. (Demoiselle) Vulpius‘, denn Ordnung muß sein. ‚Alles Unsymmetrische, der geringste Fleck oder falsche Strich (in einem Schriftstück) war ihm unausstehlich.‘ Die im Weimarer Archiv aufbewahrten Gedichtabschriften von Goethes Hand sind Muster der Schönschreibekunst und der Sauberkeit, die der Marienbader Elegie (vgl. S. 493) ein kleines Kunstwerk.

Müßte dem Leser dieses Buches, der die vielen sich mit dem Menschen Goethe beschäftigenden Abschnitte aufmerksam gelesen, hier noch bewiesen werden, daß sich bei unserm Helden das Moralische von selbst versteht, so hätte der Schreiber vergebliche Arbeit getan. Nur nachgetragen braucht hier einiges zu werden; das sittliche Gesamtbild Goethes steht schon längst in hoffentlich klaren Umrissen fest. ‚Wo ich aufhören muß, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr‘, heißt es von ihm in Prosa; und in feierlichen Versen:

Sofort nun wende dich nach innen,
Das Zentrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag;
Wirst keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Als Schiller zuerst nach Weimar kam, hörte er von Herder, sonst dem ewigen Bemängeler aller andern, das Urteil über Goethes Kern: ‚Er ist rein von allem Intrigengeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben.‘

Über die Frage nach dem sittlichen Gehalt seiner oder Anderer Dichtungen hat er sich mit achtzig Jahren einmal zu Eckermann ausgesprochen: ‚Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen wie er wolle‘, und lange vorher zu Heinrich Meyer über ‚die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen‘ (usw., wie auf S. 311 nachzulesen).

Es gibt Darstellungen von Goethes Menschenart, die durch kritikloses Verhimmeln den Eindruck erzeugen wollen, daß wir es nicht mit einem irrenden Erdensohn, sondern mit einem fleckenlosen Engel des Herrn zu tun haben. Weit entfernt, die Leser zu ihrem Glauben zu bekehren, reizen solche natur- und wahrheitswidrige Vergottungen erst recht zum Widerspruch, ja rufen Verzerrungen nach der entgegengesetzten Seite hervor. Goethes Teilnahme für alles wertvolle Neue in Kunst und Dichtung wurde oft genug in diesem Buche aufgezeigt. Der Wahrheit aber widerspricht eine Verallgemeinerung wie diese eines übertreibenden Anbeters: ‚Jeder, der mit Goethe in Berührung kam, stellte mit seinem Herzen die höchsten Anforderungen an das seinige, und Goethe ist Allen gerecht geworden. So eingehend befaßt er sich mit jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu tun als gerade das.‘ So hätte ein Gott getan; doch Goethe war ein Mensch, und selbst dieses der ganzen Menschheit zugewandte Herz hatte seine Grenzen. Er ist weder Beethoven noch Kleist noch Grillparzer

gerecht geworden; hat aus menschlicher Hast und Oberflächlichkeit mehr als einmal Ungerechtigkeiten begangen; hat unabsichtlich und unwissentlich edle, nicht unbedeutende Menschen tief gekränkt. Über ein ‚halb aufgeschnittenes und eilig weggelegtes' Gedichtbuch von Gustav Pfizer fällte er ein durch und durch ungerechtes Urteil, worin er, ohne den Schatten eines Grundes, von einem ‚sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel gewisser Herrlein' sprach. Pfizer hat sich, nach Goethes Tode, in einem seiner schönsten Gedichte gegen die unverdiente Kränkung würdig verteidigt und Recht behalten.

‚Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel.' Goethe selbst schrieb dieses Wort (über Lavater an die Stein), und daß es kein Pharisäerwort eines sich für fleckenlos Haltenden war, beweisen seine sich selber richtenden Aussprüche wie: ‚Da ich ein Mensch bin und als solcher menschliche Fehler und Schwächen habe, so können auch meine Schriften davon nicht frei sein', und als Achtzigjähriger erklärte er zu seinem Großneffen Nicolovius ‚das Contra ebenso gut als das Pro nötig', um ihn kennen zu lernen. Der Verfasser dieses von tiefer Ehrfurcht für Goethe eingegebenen Buches hält es mit der Würde des Geschichtschreibers unverträglich, das Menschliche an seinem Helden ins Göttliche zu verklären, zumal da keiner dies weniger nötig hat als Goethe, dieser ‚Endliche mit dem unendlichen Geist', wie Beethoven von sich und seinesgleichen so unübertrefflich gesagt hat. Goethes menschliche Endlichkeiten ohne Überhebung, ohne sittelnde Krittelei ehrlich zu nennen, ist ein zuverlässigeres Merkmal wahrer Verehrung als rechthaberisches Vertuschen, Schönfärben und Übertreiben. Der Begründer und Meister aller neueren Kritik, Lessing, kann uns lehren, wie wir uns den Ganzgroßen gegenüber verhalten sollen, durch sein herrliches Wort über Luther:

> Er steht bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir alles wohlüberlegt recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der Tat sonst nahe war, ihn zu vergöttern. — Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten.

Achtes Kapitel.

Die letzten Jahre.

Tiecks Novellen, Rückerts Liebesfrühling. — Byron stirbt (19. April 1824). — Carlyles Übersetzung von Wilhelm Meister ins Englische (1824).

Jean Paul stirbt (14. November 1825). — C. F. Meyer geboren. — Carlyles Leben Schillers (1825).

Hölderlins Gedichte, Heines Reisebilder, Kerners Gedichte (1826).

Frau von Stein stirbt (6. Januar 1827). — Beethoven stirbt (26. März 1827).

Heines Buch der Lieder, Manzonis Verlobte, Grabbes Dramatische Dichtungen, Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes. — Platens Romantischer Oedipus. (1827).

Griechenlands Unabhängigkeit (1828). — Karl August stirbt (14. Juni 1828). — Erste englische Eisenbahn (1828).

Schillers und Goethes Briefwechsel erscheint. — W. Menzels Deutsche Literaturgeschichte, Platens Gedichte (1828). — W. Grimms Deutsche Heldensage. — Grabbes Don Juan und Faust (1829).

Großherzogin Luise stirbt (14. Februar 1830). — Erste Aufführung von Hugos Hernani, 25. 2. 1830 (Sieg der französischen Romantiker). — Pariser Juli-Revolution(1830). — August von Goethe stirbt (26. Oktober 1830).

Börnes Briefe aus Paris, Immermanns Tulifäntchen (1830). — Chamissos Gedichte (1831).

Lenaus Gedichte, Mörikes Maler Nolten, Immermanns Merlin (1832).

> Es ziehen die Wolken, es schwinden die Sterne,
> Dahinten, dahinten, von ferne, von ferne,
> Da kommt er, der Bruder, da kommt er — der Tod.

In meinen Jahren muß man vorwärts gehen, aufwärts bauen und nicht mehr nach dem ‚Grundstein zurückblicken': dies schrieb Goethe im Sommer 1823, in seinem vierundsiebzigsten Jahr. Wohl begegnen uns in den Briefen dieses Lebensabschnittes Äußerungen über das herannahende Ende; doch immer nur heiter-gelassene, immer begleitet von Berichten über neue Bereicherungen, neue Aufgaben. Denn noch ist es Tag, da rühre sich der Mann; die Nacht tritt ein, da niemand wirken kann.

Körperlich bleibt Goethe in diesen letzten acht, neun Jahren fast ebenso lebensfrisch wie in dem Jahrzehnt vorher. Sein letzter Arzt Vogel berichtet: ‚Gesicht, Geruch, Geschmack und

Gefühl blieben bis zum Tode sehr fein und scharf; das Gehör sagte dagegen immer mehr ab, und besonders bei trübem, naßkaltem Wetter mußte man oft sehr laut sprechen, wenn man von Goethe gehörig verstanden sein wollte.' Diese Einschränkung gilt vielleicht für die letzten paar Jahre, und die Besucher aus Nähe und Ferne schweigen darüber.

Im August 1829, in Goethes achtzigstem Jahr, pilgert zu ihm der gefeierte polnische Dichter Mickiewicz, der Verfasser des ,Pan Taddeus', und schreibt gleich nachher seinen Eindruck nieder:

> Da öffnete sich die Tür und herein trat — Jupiter! Ohne Übertreibung: es ist etwas Jupiterhaftes in ihm. Der Wuchs hoch, die Gestalt kolossal, das Antlitz würdig, imponierend, und die Stirn — grade dort ist die Jupiterhaftigkeit. Ohne Diadem strahlt sie von Majestät. Das Haar, noch wenig weiß, ist nur über der Stirn etwas grauer.

Tiefe Ergriffenheit bemächtigt sich jedes Dichters, der sich dem Größten ihrer aller naht. Max von Schenkendorf betritt Goethes Haus und singt:

Nun hab' ich dich gesehen,
Du hohes Heldenhaupt;
In fernen, sel'gen Höhen,
Von frischem Kranz umlaubt.

Und selbst Heine schreibt nach seinem wenig erfreulich abgelaufnen Besuch: ,Er trug sein Haupt immer stolz und hoch, und wenn er sprach, wurde er immer größer, und wenn er die Hand ausstreckte, so war es, als ob er mit dem Finger den Sternen am Himmel den Weg vorschreiben könne, den sie wandeln sollten.' Friedrich Vischer, der aus edler Schüchternheit nicht gewagt, vor den Hochverehrten zu treten, zeichnete nachmals das geistige Bild des zum höchsten Alter Gelangten: ,Durchklärt steht Goethe der Greis vor uns, überschauend mit durchdringendem und doch freundlichem Auge und mit dem Lächeln des Wohlwollens.'

Die Besucher! Fast jede Seite der Tagebücher verzeichnet sie zu halben, zu ganzen Dutzenden. Dazu die Einsendungen von jungen Schriftstellern und Künstlern, die von dem Weimarer Orakel Aufschluß über ihr Können, Rat und Förderung für ihr Fortkommen erflehen. Goethe erläßt eine ,Erklärung und Bitte': Er sei seit mehreren Jahren so glücklich, des schönen Vertrauens seiner lieben Landsleute zu genießen; aber seine Kräfte vermindern sich, und es sei ihm unmöglich, jedem zu antworten; er werde das Bedeutendere in seiner Zeitschrift ,Kunst und Altertum' behandeln, und man möge sich dort danach umsehen.

Das Herzensband zwischen ihm und den Levetzows zerreißt nicht nach der von beiden Seiten mit äußerstem Zartsinn behandelten Herzensnot; ein liebevoller Briefwechsel zieht sich durch die noch kommenden Jahre. Ulrike bleibt unvermählt und bewahrt bis in ihr zehntes Jahrzehnt wie eine Lebensweihe die Erinnerung, des erhabenen Mannes Brust zum letztenmal mit reiner Glut erfüllt zu haben.

Um ihn her altern die Freunde und sinken dahin; kein Jahr ohne schmerzliche Trauerbotschaften von überall her. ,Über Gräber vorwärts!' ruft der rastlose Lebenskämpfer dem zuletzt gewonnenen, bis zuletzt geliebten Freunde Zelter zu. Und wie die Jahre kommen und gehen, heben sie ihn immer höher über alle Zeitgenossen empor. Für sein Vaterland, für die gesamte Bildungswelt wird er der Wächter auf ragender Zinne, zu dem jeder wie nach dem wegeweisenden Leuchtzeichen hinaufblickt. Lynkeus der Türmer im zweiten Faust verkündet Goethes eignen letzten Schluß:

Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne
Ich seh' in die Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.
So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!

Ja, zum Schauen weit über Menschen und Ereignisse ist er vom Schicksal bestellt, das ihm drei Lebensalter vergönnt. Was irgendwo Großes oder Verheißungsvolles auf Erden geschieht oder geplant wird, Goethe nimmt teil daran und verkündet in die Zeiten schauend gar manches von dem, was erst nach ihm geborene Geschlechter vollendet gesehen. Suez-Kanal und Panama-Kanal, Erie-Kanal und Themsetunnel, Eisenbahnen und Dampfschiffe, verbessertes Postwesen, Vervollkommnungen des Druckergewerbes, englischer und deutscher

Fabrikbetrieb, Landstraßen und Binnenschiffahrt, die beginnenden wissenschaftlichen Kongresse, die fast Tag für Tag einlaufenden Berichte über neue Versuche und Entdeckungen in seiner geliebten Naturkunde — in Briefen und Tagebüchern liest man, wie das alles im Gehirn dieses Geistersehers in dem niedern Arbeitstübchen genüber der Weimarer Ackerwand zusammenströmt und Widerhall weckt.

Was wunder, wenn sich Goethe gar nicht mehr für einen lebenden Menschen unter Mitmenschen, sondern für eine Überkommenschaft aus der Urzeit zu halten beginnt. ‚Ich erscheine mir selbst immer mehr geschichtlich‘, schreibt der Zweiundachtzigjährige an Wilhelm von Humboldt, und wie sollte er nicht! Konnte er doch bis auf die Anfänge unsrer neuzeitlichen Literatur zurückschauen, war er selbst doch ihr stärkster Antrieb gewesen. Die Geschichte deutscher Dichtung hieß Goethe, und hätte der akademische Klüngel der Wahrheit die Ehre gegeben, so hätte er bekennen müssen: die neuere Geschichte der Naturwissenschaft hieß Goethe. ‚Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre‘ (zu Eckermann): er spürt an sich denselben Hauch der Vergangenheit, der sie umwittert. Der lange Kulturweg der Menschheit liegt wie ein offenes Buch vor ihm, was bedeutet ihm da der Tag mit seinen kurzen Anregungen:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Weiß sich Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Mag vom Tag zum Tage leben.

Er weiß die Segnungen der Verkehrsfortschritte zu würdigen, doch er ahnt die Möglichkeiten ihres Unsegens für das stille geistige Wachstum:

Junge Leute werden viel zu früh aufgeregt und dann im Zeitstrudel fortgerissen. Reichtum und Schnelligkeit, was die Welt bewundert und wonach jeder strebt, Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es, worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren (an Zelter, 1825).

Goethe wird zum Vertrauten der Menschheit; wer ein ernstes Anliegen hat, denkt an ihn, viele fassen den Mut, ihn damit anzugehen. ‚Wildfremde Personen wandten sich oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufs, eine Kollekte, einen Hausbau zustande zu bringen, zuversichtlich an ihn‘, erzählt der Kanzler Müller.

Wie gern möchte er der neuen Dichterjugend ein Freund und Führer sein; doch der Ansturm der Masse der Talente und der Scheintalente ist zu groß. ‚Ins längst Vergangene mag ich nicht zurückschauen‘, schreibt der Achtzigjährige an Karoline von Wolzogen, und an Platen: ‚Es ist mir sehr viel wert, daß das Geschick mich begünstigt, den heranstrebenden Jüngeren eher entgegen als aus dem Wege rücken zu können.‘

Immer weltumfassender wird seine literarische Teilnahme mit dem Greisenalter, immer mannigfaltiger lauten die Einträge in den Tagebüchern über sein Gelese. Für ihn war ja alles Menschenschaffen eine große Einheit, Offenbarung des Erdgeistes, Eigentum und Anliegen eines Jeden. Dies ist der letzte Grund seines Wunsches und seiner Gewißheit einer kommenden, ja schon einer vorhandenen Weltliteratur, innerhalb welcher jedes Volk seine Eigenart zu bewahren habe. Ein Gedicht mit der Überschrift ‚Weltliteratur‘ entstand 1827:

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzrin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengürtel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemut erfreun!

Mit Ausnahme Byrons, des Ausnahmemenschen und -Dichters, seines Lieblings vor allen andern späten Zeitgenossen, gehört sein immerjunges Greisenherz den jungen französischen Schriftstellern, den überrheinischen Romantikern und ihren Anhängern. Ihre gemeinsame Rednerbühne, den Pariser Globe, liest er regelmäßig, freut sich, ‚daß die Herren vom Globe mir wohlwollen, denn ich bin wirklich für sie eingenommen‘, findet einige seiner geheimen und geheimgehaltenen Überzeugungen darin ausgesprochen und begründet. ‚Die Blätter sind das Liebste, was mir jetzt zu Händen kommt; sie werden geheftet, rück- und vorwärts gelesen.‘ Goethes Urteile über Victor Hugo lese man bei Eckermann nach; ebenso die häufigen über Mérimée, dessen ‚Kraft und Genie in der objektiven Behandlung eines Gegenstandes‘ ihm den Ausruf abzwang: Ein ganzer Kerl! Über die illyrischen Volkslieder der Mériméeschen Sammlung La Guzla, in Wahrheit Kunstdichtungen des Sammlers selbst,

schrieb Goethe 1828 einen besondern Aufsatz, worin er Mérimées andre literarische Hintersichtführung, das Theater der angeblichen Spanierin Clara Gazul, bespricht und den wahren Sachverhalt, nämlich die Verfasserschaft Mérimées, aufdeckt, die er allerdings erst aus einer eigenhändigen Widmung des französischen Dichters erfahren hatte. Der gutgläubige Goethe war ebenso wie alle Welt drauf ‚hereingefallen', wie er ja seinerzeit an die Echtheit des Macphersonschen Ossian geglaubt hatte. Philologischer Scharfsinn gehörte nicht zu seinen Begabungen.

Zelters Besuch im Spätherbst 1823 hatte Goethen über den heftigsten Schmerz nach dem letzten Glücksentsagen hinweggetröstet; die ‚große Erregbarkeit' dauerte noch bis tief in das Jahr **1824** fort. ‚Es ist eben ein Hang, der mir noch viel zu schaffen machen wird, aber ich werde darüber hinauskommen', sagte er zu dem eingeweihten Kanzler Müller. Die Arbeit an den Annalen und die Ordnung des Briefwechsels mit Schiller, ferner verschiedene Aufsätze für ‚Kunst und Altertum' lenkten ihn heilend ab.

Am 19. April 1824 starb **Lord Byron** in Messolongi am Sumpffieber. Goethe empfängt die Kunde im Mai zu tiefem Schmerz und schreibt bald darauf seinen ‚Beitrag zum Andenken Lord Byrons'.

Zu keinem zeitgenössischen Dichter nach Schiller hat Goethe ein so warmes Herzensverhältnis gehabt wie zu Byron; der Teilnahme für dessen Leben und Werke begegnen wir seit 1816, dem durch den Ehezwist und die Trennung von England entscheidendsten Jahre Byrons, in Goethes Gesprächen, Briefen, Tagebüchern und manchen Aufsätzen als dem wichtigsten literarischen Anliegen außer den nächsten. Die im Nachlaß gefundene reimlose Übersetzung von Byrons berühmtem Abschiedsgedicht an seine Frau: ‚Fare thee well', wenngleich nicht in Goethes Handschrift, rührt sicher von ihm her; ein Kunstwerk ist sie so wenig wie einige andre Übersetzungen Byronscher Dichtungen.

Mit dem ‚Manfred', einer ‚wunderbaren, mich nahe berührenden Erscheinung', wurde Goethe im Oktober 1817 bekannt. Bald darauf schrieb er darüber einen Aufsatz, der mit einer Übersetzungsprobe schloß. Außerdem versuchte er sich, wiederum in reimlosen Versen, an Manfreds Bannfluch. Die mächtige Erregung Goethes, der im Manfred eine Erlebnisdichtung Byrons vermutete, ‚die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigner Qual geborenen Talents', verführte ihn zu dem Glauben, Byron sei wesentlich durch den Faust dazu bestimmt worden, habe ‚hypochondrisch die seltsamste Nahrung daraus gesogen'. Die einzige augenfällige Ähnlichkeit des Manfred mit dem Faust ist das Selbstgespräch im Eingang; doch hierzu mag Byron ebensowohl durch den Eingang von Marlowes Faust angeregt worden sein.

Die ersten Gesänge des Don Juan gelangten 1820 in Goethes Hände. Die aufrührende Wirkung mußte er in sich, nach seiner Art, durch eigne Tätigkeit verarbeiten: er übersetzte ‚mit kühnem Versuch den unübersetzlichen Don Juan', das heißt die ersten fünf Stanzen, diesmal in mühsamen Reimversen, ‚nicht als Muster, sondern zur Anregung für talentvolle Übersetzer'. In einem beigefügten Aufsatz nennt er den Don Juan ‚ein grenzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend'. An Boisserée schreibt er darüber: ‚Dieses Gedicht ist verrückter und grandioser als seine übrigen.' Den Vorwurf gegen das Werk, das ‚Unsittlichste zu sein, was jemals die Dichtkunst vorgebracht', schiebt er gelassen zur Seite: es sei ‚kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich gebärden müßten, um sittenverderberischer zu sein als die Zeitungen des Tags'.

Persönliche Beziehungen knüpften sich 1821 durch Byrons Anfrage, ob er Goethe den Sardanapal widmen dürfe. Sie lautete von dem Stolzesten der Stolzen: ‚Dem erlauchten Goethe wagt ein Fremder die Huldigung eines literarischen Vasallen für seinen Lehnsherrn darzubringen, für den ersten lebenden Schriftsteller, der die Literatur seines Vaterlandes geschaffen und die europäische erhöht hat.' Durch Vergeßlichkeiten des Verlegers und des Überbringers des Widmungsblattes blieb sie damals weg. Grüße zwischen Byron und Goethe

wurden durch englische Besucher Weimars wiederholt ausgetauscht. Die Dramen Sardanapal und Werner, dieses mit der Aufschrift ‚To the illustrious Goethe‘, gelangten 1823 in des Meisters Hände. Zum Gegengruß schrieb er am 22. Juni das Gedicht: ‚Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern‘ und rief Byron, den er so lang begleitet, die großen Worte zu:

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet! Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet;
Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen, Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen.

Byron empfing das Gedicht in Livorno, eben als er sich nach Griechenland einschiffen wollte, und erwiderte in einem Briefe, der Goethen unschätzbar blieb. Es hieß darin:

Es stände mir übel an, wollte ich Verse mit Dem tauschen, der seit 50 Jahren der unbestrittene Fürst der europäischen Literatur ist. — Ich kehre nach Griechenland zurück, um zu sehen, ob ich dort irgendwie helfen kann. Sollte ich jemals heimkommen, so werde ich Weimar besuchen, um Ihnen die Huldigung eines der Millionen Ihrer Bewunderer darzubringen.

Er kehrte lebend nicht zurück. Bei der Kunde seines Todes schrieb Goethe, außer dem erwähnten Aufsatz, ein paar Seiten über die eben gelesenen ‚Unterhaltungen Medwins (eines Kapitäns) mit Byron‘. Die bisher nur im Goethe-Jahrbuch (Band 20) veröffentlichte Handschrift beginnt:

Die englische Nation hat garnicht Ursache, dem Lord Byron seine Mängel vorzuwerfen; wenn er fehlt, fehlt er als Engländer. — Diese Unarten sind nationell und familienhaft, und da bleibt es denn immer ein Wunder, daß er als Mensch so gut geblieben und als Dichter über alle Zeitgenossen sich erhoben. — Der Unfriede mit sich selbst betrübte mich, ohne meine gefühlvollste Hochachtung zu beeinträchtigen. — Der schönste Stern des dichterischen Jahrhunderts ist untergegangen.

Ein andermal sprach Goethe gradezu von seinem ‚Lebensverhältnis zu Lord Byron‘, und bis zum Tod erlosch ihm nie die bewundernde Liebe für diesen ‚teuren Zeitgenossen‘. Man lese die Stellen in Eckermanns Gesprächen, Urteile wie: ‚Die eigentliche poetische Kraft ist mir bei niemand größer vorgekommen als bei ihm‘, ja die Andeutung (16. 11. 1823) eines Einflusses Byrons auf die dichterische Erregtheit, aus der die Marienbader Elegie entsprang.

Als im März 1826 in England der Plan eines Denkmals für Byron in der Westminster-Abtei entstand und an Goethe das Ersuchen um Teilnahme erging, wobei als höchste Beisteuer zwanzig Pfund zugelassen wurden, unterschrieb sich Goethe mit dieser für ihn nicht unbeträchtlichen Summe. Das Denkmal scheiterte, bis heut, an dem Widerstande der Londoner Geistlichkeit; im zweiten Faust hat Goethe ihm, seinem Euphorion, ein unvergänglicheres gesetzt:

Ach! zum Erdenglück geboren, Scharfer Blick, die Welt zu schauen,
Hoher Ahnen, großer Kraft, Mitsinn jedem Herzensdrang,
Leider früh dir selbst verloren, Liebesglut der besten Frauen
Jugendblüte weggerafft! Und ein eigenster Gesang.

Im Frühling **1824** beginnt Goethe die Vorbereitungen zu einer letzten, möglichst vollständigen Ausgabe seiner Werke. — Die Absicht einer abermaligen Reise nach Marienbad wird nach inneren Kämpfen aufgegeben. — Im August erfährt er, daß sein philologischer Freund Fr. A. Wolf in Marseille gestorben ist. — Rauch und Schinkel aus Berlin besuchen ihn; jetzt läßt er Bettina von Arnim wieder zu, die ihm ihren Entwurf zu einem schöngedachten idealen Goethe-Denkmal zeigt.

Am 1. Oktober 1824 empfängt er einen Gast, der seit einigen Jahren von sich reden macht: Heinrich Heine. ‚Ich will gar nicht beschwerlich fallen, will nur Ihre Hand küssen und wieder fortgehen‘: so hatte er sich angemeldet (vgl. S. 555). Was Goethe später von Heine gelesen, ist nicht zu ermitteln; daß er Heines dichterische Begabung erkannt hatte, zeigt der Ausspruch zu Eckermann (14. 3. 1830) über Heines und Platens literarische Händel: ‚Wenn noch die bornierte Masse höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begabter und ein Talent verfolgt das andre. Platen ärgert Heine, und Heine Platen, und jeder sucht den andern schlecht und verhaßt zu machen, da doch jeder schon an seinem eignen Talent einen Feind hat, der ihm hinlänglich zu schaffen macht.‘ Über Platen hat sich Goethe zu Eckermann wiederholt und tieferdringend ausgesprochen (S. 572); sein verwerfendes Urteil wird jetzt kaum noch bestritten.

Eine liebevolle Annäherung aus Byrons Heimat beweist Goethen von neuem die immer weitere Ausbreitung seines Weltruhmes: der Schotte Thomas Carlyle (1795—1881)

übersendet seine Übersetzung von Wilhelm Meisters Lehrjahren mit einem Briefe, worin es heißt: ‚Die Hoffnung, Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender gestrichen worden, seitdem ich Sie kennen lernte; aber Ihr Name steht noch darin in mehr als je leuchtender Schrift‘. Goethe dankt herzlich, und Carlyle jubelt in einem Brief an seine spätere Frau: ‚Ein Brief von Goethe! Stelle Dir meine Freude vor: es war fast wie eine Sendung aus dem Märchenlande. Kaum konnte ich glauben, daß dies wirklich die Hand und Unterschrift jenes geheimnisvollen Wesens war, dessen Name seit dem Knabenalter wie ein Zauberwort meine Phantasie durchströmt hatte.‘

Goethe zeigte Carlyles ‚Leben Schillers‘ und den Sammelband ‚Deutsche Romantik‘ rühmend an und blieb mit ihm bis zuletzt in den freundlichsten Briefbeziehungen. Im Goethehause wird noch das kostbare Petschaft aufbewahrt, das Carlyle und andre schottische Bewunderer zum 82. Geburtstag übersandten. Zu Eckermann äußerte sich Goethe über Carlyle mit prophetischem Sinn: ‚Er ist eine moralische Macht von großer Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden, und es ist garnicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.‘ Gegen Carlyles Rat an seine Landsleute: ‚Schließt euren Byron! und öffnet, öffnet euren Goethe!‘ hätte er sicher Einspruch erhoben.

Carlyles Bewunderung für Goethe in Ehren, — daß der schottische Puritaner das wahre Wesen des bewunderten Menschen und Dichters nie begriffen hat, steht fest. Wie er Robert Burns Vorwürfe gemacht wegen seiner ‚Unsittlichkeit‘ und seines ‚Wandelns im Schatten des Zweifels‘, so erzählte er seinen Landsleuten von Goethes Entwicklung, er habe zu der Zeit, als er den Werther schrieb, im Unglauben gesteckt, sich aber nachher ‚aus der Dunkelheit zum Licht‘ emporgerungen und sei ein gläubiger Christ geworden. Carlyle war kein Goethischer Geist; doch sei in Verehrung dieses so sehr andersgläubigen gedacht, der nach Goethes Tode geschrieben: ‚Ihm ist geworden, durch alle Wechsel eines Menschenlebens bis zur äußersten Grenze zu gehen und durch alle edel.‘

In der Nacht des 21. März **1825** brennt das Weimarer Hoftheater ab: ‚Der Schauplatz meiner fast 30jährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern‘. Sogleich bespricht Goethe die ‚vorteilhafteste Interimsunterhaltung‘. — Im Sommer beginnt er seinen Briefwechsel mit Zelter für den Druck zu ordnen. — Die Arbeit an der ‚Helena‘ im Faust wird wieder aufgenommen, an den Wanderjahren fleißig diktiert. — Felix Mendelssohn besucht ihn zum zweiten Mal; ihm folgt der große Spontini.

In diesem Jahr wird dem Deutschen Bundesrat in Frankfurt durch Goethe einmal eine Kulturaufgabe gestellt. Ein gemeinsames deutsches Urheberrecht gab es natürlich nicht; der Schriftsteller konnte gegen nachdruckenden Diebstahl nur durch schwer zu erlangende Schutzbriefe der Dutzende von Einzelstaaten gesichert werden. Goethe wandte sich an die ‚Hohe Deutsche Bundes-Versammlung‘ und bat, unter Betonung des Wertes eines Bundesbeschlusses für ‚die deutsche Literatur und Geistesbildung‘, um ein allgemeines Privilegium für die neue Ausgabe seiner Werke. Im Laufe des Jahres erfolgte die Bewilligung; nach und nach trafen die Zustimmungen der Einzelregierungen ein, die außer dem Bundesbeschluß notwendig waren.

Für den 3. September 1825 verzeichnet Goethes Tagebuch: ‚Früh 6 Uhr zu Serenissimo ins Römische Haus‘ (im Park). Karl August begeht die Feier seiner 50jährigen Regierung.

Zwei Monate darauf heißt es: ‚7. November. Feierlichster Tag. — 8. Nachklang und Erholung. — 9. Fortgesetzte Glückwünsche, persönlich und mündlich. Große Gesellschaft zum Mittage.‘ Das Land und dessen Fürst feiern Goethes 50jähriges Weilen und Wirken im Herzogtum Weimar. Karl August läßt folgendes Dankschreiben an den Freund und Staatsdiener überall öffentlich bekannt geben:

Sehr wertgeschätzter Herr Geheimer Rat und Staatsminister!

Gewiß betrachte Ich mit allem Rechte den Tag, wo Sie, Meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in Meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkte an nicht aufgehört haben, Mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr dieses Tages erkenne ich

sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienstjubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistung Ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte.

In früher Morgenstunde begibt sich Goethe zum Herzog, der ihn bewegt in die Arme schließt und von ihm vernimmt: ‚Bis zum letzten Hauche beisammen!‘ — Eine goldne Denkmünze: ‚Karl August und Luise Goethen zum 7. November 1825‘; die Ehrendoktorschrift der vier Jenaer Fakultäten, das Ehrenbürgerrecht der Stadt Weimar für seine männliche Nachkommenschaft; eine Feier im Stadthause mit Reden und Liedern; eine Festvorstellung der Iphigenie in einem notdürftig hergerichteten Theater; Festbeleuchtung der Stadt: wir begreifen die tiefe Erschütterung des 76jährigen. ‚So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohltätigen Einflusses; nach und nach erhol' ich mich vom siebenten November‘, heißt es an Zelter.

Das Jahr **1826** zeitigt den Abschluß des Helena-Aktes für den zweiten Faust, fördert die Wanderjahre und die neue Ausgabe der gesammelten Werke. Im September wird das Gedicht auf Schillers Reliquien gedichtet. Für die Glückwünsche zu seinem 77. Geburtstag dankt er in einem an die Freunde versandten Gedicht; dem an die Stein übersandten Abdruck fügt er die eigenhändige Nachschrift, seine letzten Briefworte an sie, hinzu: ‚Neigung aber und Liebe nachbarlich (!) angeschlossen Lebender durch so viele Zeiten sich erhalten zu sehen, ist das Höchste, was dem Menschen gewährt werden kann‘. Die Empfängerin, seit Jahren hinsiechend, halberblindet, bis zuletzt von Goethe mit Freundlichkeiten ritterlich betreut, ersehnte selbst die Erlösung von einem hilf- und freudenlosen Leben. In ihren höchsten Greisenjahren lesen wir von ihr keine der gewohnten Erbärmlichkeiten; Eifersucht und Haß sind endlich erloschen, und das Letzte, was von ihr berichtet wird, ist eine rührende Regung des Zartgefühls: täglich den Tod erwartend ordnete sie an, man möge ihren Sarg nicht an Goethes Hause vorbeifahren, ein Wunsch, dem nach den Weimarer Bräuchen nicht gewillfahrt werden konnte.

Am 29. September 1826 weilt Grillparzer bei Goethe. Als dieser ihn liebreich an der Hand nimmt und zu Tische führt, bricht der junge Dichter in Tränen der Ergriffenheit aus. An Zelter schreibt Goethe über ihn: ‚Ein angenehmer, wohlgefälliger Mann; ein angebornes poetisches Talent darf man ihm wohl zuschreiben; wohin es langt und wie es ausreicht, will ich nicht sagen.‘ Bei aller Verehrung für Goethe, die bis zur ‚Anbetung‘ ging, empfand Grillparzer sich doch von ihm nicht nach Verdienst anerkannt: ‚Er ist mir auch in der Folge nicht gerecht geworden, insoferne ich mich denn doch, trotz allem Abstande, für den Besten halte, der nach ihm und Schiller gekommen ist.‘ Es war allerdings ebensowenig gerecht, von dem fast Achtzigjährigen die Schärfe des Fernblickes zu verlangen, die zur richtigen Würdigung einer nicht leicht zu erfassenden dichterischen Persönlichkeit wie Grillparzers gehörte.

Im Dezember 1826 ist Alexander von Humboldt in Weimar, also bei Goethe, der schon hochberühmte Naturforscher bei dem Fürsten auch dieser Menschengabe, in täglichem Austausch geistiger Schätze.

> Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange und doch bin ich von neuem über ihn in Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seinesgleichen. Und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zu Hause und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unterzuhalten braucht und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt. (An Zelter.)

Am 6. Januar **1827** stirbt Charlotte von Stein 85jährig; kein Wort über diesen Tod in Tagebüchern, Briefen, Gesprächen Goethes, wie seit fast 40 Jahren zu Niemand ein Wort über die Lebende!

Mit Walter Scott knüpft sich ein Briefwechsel an. Goethe dankt, daß ‚ein so vorzüglicher Mann in früherer Zeit auch von mir und meinen Arbeiten gründliche Kenntnis genommen und sogar seine Nation zum Anteil daran herbeigerufen‘, und bittet um fernere Teilnahme. Scott antwortet in einem Huldigungsbrief, der Goethe herzliche Freude bereitet.





Goethe 1828, von Stieler.

Zum 78. Geburtstag sendet ihm Zelter sein von dem Berliner Begas gemaltes Bild. Goethe berichtet in seinem Dankbrief von einer ihn beinah aus der Fassung bringenden Überraschung:

König Ludwig I. von Bayern Majestät kamen in der Nacht des 27. August in Weimar an, erklärten am folgenden Tage, daß Sie ausdrücklich um dieses Tages willen hergekommen seien, beehrten mich, als ich grad im Kreise meiner Werten und Lieben mich befand, mit Ihro höchster Gegenwart, übergaben mir das Großkreuz des Verdienstordens der bayrischen Krone und erwiesen sich überhaupt so vollständig teilnehmend bekannt mit meinem bisherigen Wesen, Tun und Streben, daß ich es nicht dankbar genug bewundern und verehren konnte.

So feierlich darüber an den vertrautesten Freund! Herzerquickend wirkt auf Goethes Frage: ‚Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt' — nämlich den Orden anzunehmen — Karl Augusts Antwort: ‚Du alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!'

‚Der zweite Teil des Faust fährt fort sich zu gestalten'. Von der neuen Ausgabe der Werke erscheinen 10 von den insgesamt 40 Bänden. — Im Dezember werden Schillers Gebeine in der Fürstengruft auf dem neuen Friedhof feierlich beigesetzt.

Das Jahr **1828** bringt die letzte Gesamtausgabe der Werke bis zum 20. Bande; fördert den Faust und die Wanderjahre, diese bis zum Abschluß; steigert Goethes Verkehr mit der Dichtung aller Völker ins Ungemessne: ‚Sodann bemerke, daß die von mir angerufne Weltliteratur auf mich, wie auf den Zauberlehrling, zum Ersäufen zuströmt. Schottland und Frankreich ergießen sich fast tagtäglich. In Mailand geben sie ein höchst bedeutendes Tageblatt heraus, L'Eco betitelt. Mache die Berliner aufmerksam darauf' (an Zelter).

Doch tiefer und länger fallen fortan die Abendschatten auf Goethes Lebensweg. Einer nach dem andern von den Gefährten seiner goldnen Weimarer Jugendzeiten geht dahin. Auf Frau von Stein folgt der Herzog K a r l A u g u s t: am 14. Juni war er auf dem Heimwege von Berlin in der Nähe Torgaus schmerzlos umgesunken, schon lange kränkelnd und den Tod erwartend. ‚Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will!' (zu Eckermann, 15. 6. 1828). Dieser berichtet: ‚Ich sah Goethe darauf spät am Abend. Schon ehe ich zu ihm ins Zimmer trat, hörte ich ihn seufzen und laut vor sich hinreden. Allen Trost lehnte er ab und wollte von dergleichen nichts wissen.' Seinen wahren Trost fand er in der Betrachtung: ‚So muß sich das fortschreitende Leben zwischen das scheidende einschlingen, um das Gewebe des wechselnden Weltwesens der ewigen Notwendigkeit gemäß fortzuwirken.'

Goethe zog sich auf die Dornburg zurück, wo er so oft mit dem verstorbenen Freunde geweilt, wo er vor einem halben Jahrhundert an der Iphigenie gedichtet hatte. Zwischen den Rosenhecken und Rebstöcken der Stufenwege hinwandelnd, mit dem Blick auf die sanften Höhen jenseits der im tiefen Talgrund rauschenden Saale dichtete er zwei seiner l e t z t e n L i e d e r: ‚Willst du mich sogleich verlassen?' mit der herrlichen Schlußstrophe:

So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht —

und ‚Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten —'.

Im Dezember feiert Zelter seinen 70. Geburtstag: Goethe dichtet ihm ein Tischlied. — Goethes und Schillers Briefwechsel wird gedruckt.

G o e t h e s a c h t z i g s t e s J a h r, **1829**! Sein Inhalt ist Arbeit; die Wanderjahre werden vollendet, der geordnete B r i e f w e c h s e l mit S c h i l l e r geht in den Druck und erscheint mit einer Widmung an König Ludwig von Bayern, worin es heißt:

Die Briefe lassen erfreulich sehen, wie in Freundschaft und Einigkeit mit manchen untereinander Wohlgesinnten, besonders auch mit mir, er unablässig gestrebt und gewirkt, und, wenn auch körperlich leidend, im Geistigen doch immer sich gleich und über alles Gemeine und Mittlere stets erhaben gewesen.

Der französische Bildhauer D a v i d d'A n g e r s kommt nach Weimar und formt Goethes Büste, den eigentlichen Titanenkopf, nur auf den ersten Blick wegen des Abweichens vom Gewöhnlichen befremdend.

Am zweiten Faust wird fleißig gearbeitet, doch ‚wälzt er diesen Stein nur langsam von der Stelle‘. — Zelter weilt eine Woche im September in Weimar. — Die Gesamtausgabe der Werke schreitet bis zum 30. Bande vor.

Am 14. Februar **1830** stirbt die Großherzogin Luise. Die fürstliche Familie kennt Goethes Schmerz und gibt ihm zarte Beweise ihrer Teilnahme.

In den ersten Tagen des August kommen die Nachrichten von der Pariser Juli-Revolution nach Weimar: Karl der Zehnte geflohen, das Königtum der Bourbonen abgeschafft. Goethe dichtet auf dieses ihn nicht sonderlich überraschende Ereignis die schneidenden Verse:

> Warum denn wie mit einem Besen
> Wird so ein König hinausgekehrt?
> Wären's Könige gewesen,
> Sie stünden alle noch unversehrt.

Nun aber gibt es für ihn doch eine wundervolle Überraschung, die uns Soret in dramatischer Lebendigkeit aufbewahrt hat (2. 8. 1830). Goethe ruft seinem jungen Besucher entgegen: ‚Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen, alles steht in Flammen‘ usw. Soret meint: Allerdings eine furchtbare Geschichte, und spricht von der Vertreibung der königlichen Familie. Da macht Goethe den großartigen Spaß, vielleicht gar keinen absichtlichen: ‚Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester. Ich rede gar nicht von jenen Leuten. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire.‘ Vom Goethischen Standpunkt, von dem der Jahrtausende, war die damalige Revolution in der Naturwissenschaft, ihr Übergang zur Entwickelungslehre, gewiß bedeutsamer als die Ersetzung eines Karls des Zehnten durch einen Louis Philipp.

Zum 81. Geburtstag bekommt Goethe von seinen Frankfurter Freunden einen großen silbernen Becher und eine Sendung edlen Weines.

Im November trifft die Kunde vom Tode seines Sohnes ein (vgl. S. 580). Gewaltsam unterdrückt Goethe den Schmerz; in der Nacht des 25. Novembers erkrankt er lebensgefährlich. Das Tagebuch vermerkt: ‚Durch einen Bluthusten aufgeweckt. Wurde Hofrat Vogel gerufen, welcher sogleich zur Ader ließ. Worauf sich's besserte.‘ Am 26. wiederholt sich der Anfall; am 27. geht es besser. ‚Frau Großherzogin Kaiserliche Hoheit schickten mir Kompott.‘ Wohl wird er wiederhergestellt, doch der bald 82jährige ist gewarnt:

> Alles kommt darauf an, daß die Kräfte, die mir geblieben sind und die sich allmählich vermehren, wohl genutzt werden; denn es bedarf deren. Die mir auferlegten Lasten vermindern sich nicht, doch verteil' ich sie auf Wohlgesinnte, die sich an diesem Falle doppelt erproben. — Schon seit einiger Zeit trau' ich dem Landfrieden nicht und befleißige mich, das Haus zu bestellen; das geht nun fort, rein und stetig, zu meiner großen Beruhigung (an Zelter, 6. 12. 1830).

Das Ende des traurigen Jahres 1830 bringt ihm noch die Freude des Abschlusses der letzten Gesamtausgabe.

Die Juli-Revolution, mit ihrem Aufruhr in den Gemütern des **Jungen Deutschlands**, steigerte die Gegnerschaft gegen Goethe da, wo sie schon seit manchem Jahr bestanden hatte. Das neue Menschenalter der Zeitbejahung begann im schroffen Gegensatze zur ‚Zeitablehnung‘, als deren ‚Genie‘ die Jungdeutschen den alten Goethe ansahen und bekämpften. Bei manchen jungen Schriftstellern äußerte sich die Zeitströmung gradezu im Verwerfen Goethes als eines Lebensführers. ‚Gesinnung und Zeitverständnis‘ wurden wichtiger als bloße Kunst. Was Heine nachmals so witzig von seinem Tanzbären Atta Troll rühmte: ‚Kein Talent, doch ein Charakter!‘, das wurde von den Jungdeutschen beinah zum Leitsatz gemacht.

Der erste laute Rufer im Streit gegen Goethe, das heißt gegen die Kunst nur als Kunst, für die Kunst als sittliche und politische Macht, für die ‚Gesinnung‘, für die Zeitliteratur, war der Oberschlesier Wolfgang Menzel (1798—1873). Sein Haß gegen Goethe stammte, wie er selbst an Gutzkow erzählte, aus seiner Jenaer Universitätszeit, als der Meister einmal die lärmenden Studenten im Theater angeherrscht hatte: ‚Ruhe!‘ Goethe hat zu Eckermann die ‚Legion‘ seiner Widersacher unterschieden: in Gegner aus Dummheit, die Neider, Gegner aus Mangel an eignem Erfolg, Gegner aus Gründen, Gegner aus abweichender Denkungsweise. Menzel stellte eine Sondergattung dar: die der eignen niederen Gesinnung gepaart mit Kunst-

widrigkeit. Seine Deutsche Literaturgeschichte sollte ein Hauptstreich gegen Goethe sein; doch dieser hat sie überhaupt nicht gelesen: ‚Von allem, was gegen mich geschieht, keine Notiz zu nehmen, wird mir im Alter wie in der Jugend erlaubt sein. Ich habe Breite genug, mich in der Welt zu bewegen, und es darf mich nicht kümmern, ob sich irgend einer da oder dort in den Weg stellt, den ich einmal gegangen‘ (an Zelter, 26. 8. 1828). Schon früher hatte er, aus Anlaß eines Bändchens ‚Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden‘ mit beißendem Humor vorgeschlagen, ein Gegenstück zu besorgen ‚Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden‘:

Zu diesem Vorschlag bewegt mich die Betrachtung, daß, da man mich aus der allgemeinen Literatur und der besonderen deutschen jetzt und künftig, wie es scheint, nicht loswerden wird, es jedem Geschichtsfreunde gewiß nicht unangenehm sein muß, auf eine bequeme Weise zu erfahren, wie es in unsern Tagen ausgesehen und welche Geister darinnen gewaltet. — Wie sollt' ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden, und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht.

Zu diesen Goethe-Hassern hat von jeher ein gewisser Teil der Priesterschaft gehört. Ein Quedlinburger Prediger Pustkuchen gab gefälschte Wanderjahre zur kritischen Verhöhnung Goethes heraus; das Berliner Oberkirchenratsmitglied Hengstenberg eiferte in seiner geistlichen Zeitung fortgesetzt gegen den ‚Atheisten‘ Goethe, der ‚selbst bei dem Tode eines Kindes und bei der Krankheit von Schillers Gattin und deren Genesung niemals von Gott spreche.‘

Den Dichter Goethe zerpflückte Vers für Vers ein übergeschnappter Ritter Franz von Spaun und wurde überflüssigerweise von Heine zurechtgewiesen. Goethe hat alles das keines Blickes gewürdigt.

Der ernsthafteste Gegner war Ludwig Börne, ein anständiger, ehrlicher, jedoch befangener. Er haßte Goethe, weil dieser gar keine oder eine andre politische Weltanschauung hatte als die demokratische des Jungen Deutschlands. Nur die Jugendwerke, Götz, Werther, Egmont, bewunderte er. ‚Seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt; seit ich denke, weiß ich auch warum.‘ Und warum? Aus demselben Grunde, aus dem Gutzkow offen erklärte, daß er ‚die Aristokratie Goethes‘ hasse. Heine, der sich an Goethes angeblich aristokratischer Politik nicht stieß, schrieb über Börnes Haß treffend: ‚Goethes künstlerische Form hielt er für Gemütlosigkeit. Er glich dem Kinde, welches, ohne den glühenden Sinn einer griechischen Statue zu ahnen, nur die marmornen Formen betastet und über Kälte klagt.‘ Börne nahm Goethes schlechte Stücke über die Französische Revolution viel zu ernst und ergrimmte darüber. Ihn verdroß Goethes Stellung zu Orden und Titeln; ihn ärgerte, daß Goethe die Briefformeln Euer Wohlgeboren und Hochwohlgeboren gebrauchte; ihn empörten die bisweilen gar zu tollen Fremdwörter in Goethes und Schillers Briefwechsel; er rügte, daß Goethe den Bundestag für sich um Schutz gegen Nachdruck gebeten; ‚zugleich um gleichen Schutz für alle deutschen Schriftsteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein‘. Börne der Witzige vermißte an Goethe, wie an Schiller, den Witz: ‚Ohne Witz, sei man noch so großer Dichter, kann man nicht auf die Menschheit wirken.‘ Das witzigste Dichterwerk höchsten Stils in der Weltliteratur, der Faust, hätte ihn eines Besseren belehren können.

Seinen schärfsten Pfeil schnellte Börne gegen Goethe in dem Satze: ‚Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, hast du je das Recht verteidigt?‘ Er meinte damit, daß Goethe sich nicht zum Führer der demokratischen Freiheits- und Einheitsbestrebungen gemacht hatte, — mit 70 oder 80 Jahren! Heute denken wir ruhiger und gerechter über diese Seite in Goethes Wesen. Wir fordern von ihm so wenig wie von irgend einem, daß er ein Andrer hätte sein müssen, als wozu ihn die Natur gemacht, oder daß er seine tiefgewurzelte Überzeugung hätte ändern sollen zu gunsten einer andern, die ihm unzugänglich war.

Die Gerechtigkeit aber gebietet, daß wir uns in die Seelen der jüngeren Männerwelt jener Zeit versetzen und ihren Gedanken nachdenken: Welchen unermeßlichen politischen Einfluß könnte Deutschlands Dichterfürst auf die Fürsten der deutschen Länder üben, wenn er wollte! Die geschichtliche Erfahrung lehrt uns allerdings, daß Goethe nicht das Geringste hätte wirken können zu einer Zeit, als Österreich mit seinem Metternich die deutschen Geschicke lenkte; daß er sich durch einen ernsten Versuch zerstört haben würde, ohne den Gang der

deutschen Entwicklung zu ändern oder nur zu beschleunigen. Gottfried Keller bekannte in jüngeren Jahren beim Lesen von Börnes Anklagen: ‚Von der Seite, wie er ihn angreift, muß man ihm freilich vieles zugeben. Es ist Goethen aber auch von keiner andern Seite beizukommen.‘

Im Januar **1831** legt Goethe sein Testament bei der Regierung nieder und trifft die Anordnungen für die Herausgabe seines Briefwechsels mit Zelter. — Im Februar wird ‚das Hauptwerk mutig und glücklich angegriffen‘, die Vollendung des Faust. Am 22. Februar schreibt er in sein Tagebuch: ‚Das Hauptgeschäft zustande gebracht. Letztes Mundum. Alles Reingeschriebene eingeheftet.‘

Goethes letzter Geburtstag! Er bringt ihn in dem geliebten Ilmenau zu. Die Gemeinde läßt ihn morgens von der Stadtkapelle mit dem Choral ‚Nun danket alle Gott!‘ begrüßen. Noch einmal nimmt er den Weg zum Kickelhahn: ‚Auf einem einsamen Bretterhäuschen, des höchsten Gipfels der Tannenwälder, rekognoszierte ich die Inschrift vom 7. September 1783 des Liedes, das du auf den Fittichen der Musik so lieblich beruhigend in alle Welt getragen hast: Über allen Gipfeln ist Ruh‘ (an Zelter). Mit nassen Augen sah der 82jährige wieder, was einst der 34jährige empfunden und niedergeschrieben hatte. ‚Nach so vielen Jahren war denn zu übersehen: das Dauernde, das Verschwundene. Das Gelungne trat vor und erheiterte, das Mißlungene war vergessen und verschmerzt.‘

Goethes menschliches und geistiges Leben im neuen Jahr **1832**, seinem 83sten, seinem letzten, beginnt mit unverminderter Frische. Auf jeder Seite des Tagebuches stehen Vermerke über literarische und naturwissenschaftliche Bücher und Anliegen. So wird z. B. die Flora subterranea nach den ‚neusten von Kammerberg eingesandten tüchtigen Exemplaren untersucht‘. Ein Werk zur Psychologie von der Nachtseite der Menschen ist erschienen; ‚Gegenwirkung einer dergleichen von der Tagseite zu schreiben; gleich festgestellt und nachts bei einigen schlaflosen Stunden durchgeführt. Streiten soll man nicht, aber das Entgegengesetzte faßlich zu machen, ist Schuldigkeit‘, selbst für einen 83jährigen.

Einer seiner literarisch bedeutsamen Aussprüche zu Eckermann ist der über Uhland. Er kannte dessen Gedichte seit Jahren, doch schätzte er nur die Balladen. Jetzt war Uhland unter die Kammerpolitiker seines Landes gegangen, und das betrübte Goethen: ‚Geben Sie acht, der Politiker wird den Poeten aufzehren. — Mit seinem Gesange wird es aus sein. Schwaben besitzt Männer genug, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland‘ (zu Eckermann).

Kein Vorahnen des herannahenden Endes. Am 6. Januar verzeichnet Goethe: ‚Ich bedachte die Agenda von Januar und notierte 21 verschiedene Besorgungen, Einleitungen und Ausfertigungen.‘ Der Übergang vom Farrenkraut zum Cactus beschäftigt ihn. Abends liest er Ottilien aus dem zweiten Faust vor. Mit seinem Enkel Wölfchen sieht er Kupferstiche durch und läßt ihn urteilen. Von der herauskommenden Revue des Deux-Mondes nimmt er Kenntnis. Der Maler Schwerdtgeburth zeichnet ein letztes, geisterhaftes Bildnis Goethes: ‚Sehr liebenswürdig, und ich werde ihm bei der Ausführung allen Vorschub tun‘.

Im Februar fesselt ihn eine Prager Schrift über Polarität, dann eine englische über die Bauten im alten Rom. — Die ‚oberaufsichtlichen Sachen‘ seines Amtes werden regelrecht ‚geordnet, bestimmt, gefördert. — Forellenbrut und Elefantenzähne‘. — Der Großherzog Karl Friedrich besucht ihn ‚in festlicher Pracht mit allen Ordenszeichen von Brillanten‘, und Goethe ergötzt sich an deren Licht- und Farbenspiel. — Wit Wölfchen wird gelegentlich Domino gespielt.

März 1832, Goethes letzter, nicht zu Ende gelebter, Monat. Tag um Tag Arbeit, geistige Gespräche, Empfänge. Für den 14. März verzeichnet das Tagebuch: Spazierengefahren. Auf dieser Ausfahrt erkältete er sich, doch konnte er am 15ten noch arbeiten: ‚Nebenstehende Expeditionen abgeschlossen und expediert‘ (folgen 4 Briefsendungen). Der Arzt Vogel kommt und berichtet von Jenaer Amtsgeschäften. Die Großherzogin besucht ihn. Er liest den zweiten Teil eines französischen Werkes, empfängt seinen treuen Meyer und einen jungen Arnim,



Goethe im 83. Jahr.
(Zeichnung von Schwerdtgeburth.)



Goethe auf der Totenbahre.
(Zeichnung von Friedrich Preller.)

betrachtet mit ihnen Bilder. Der letzte Satz der Tagebücher lautet: ‚16. den ganzen Tag wegen Unwohlseins im Bette zugebracht.‘

Die Krankheit, wohl eine schleichende Lungenentzündung, war tödlich. Goethe rang mit ihr, ein Lebenskämpfer bis zuletzt, meist außerm Bett, in dem hohen Lehnstuhl daneben. Ein leidenvolles Ringen, mit Atemnot, Bruststichen, Fieberphantasien. In einer solchen glaubte er ein Blatt Papier am Boden zu sehen, hielt es für eins von Schiller und gebot, es aufzuheben. Bis zu zwei Stunden vor dem letzten Herzschlag meist bei Bewußtsein; ein Finger schrieb Zeichen in die Luft, auf die Decke über seinen Knien, ein W. Kanzler Müller berichtet: ‚Sein letztes Wort war eine halbe Stunde vorher: Öffnet doch den Fensterladen, damit mehr Licht hereinkomme!‘; und Goethes Arzt Vogel: ‚Um halb 12 Uhr am Donnerstag dem 22. März 1832 drückte sich der Sterbende bequem in die linke Ecke des Lehnstuhls, und es währte lange, ehe den Umstehenden einleuchten wollte, daß Goethe ihnen entrissen sei. So machte ein ungemein sanfter Tod das Glücksmaß eines reichbegabten Daseins voll.‘

Am Morgen nach dem Hinscheiden des Meisters und väterlichen Freundes trieb es den getreuen Eckermann, die irdische Hülle noch einmal zu sehen. Der große Augenblick gab dem bescheidenen Schriftsteller wahrhaft klassische Worte ein:

Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender; tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edeln Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich, sie ihm abzuschneiden. Der Körper war nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt, um ihn frisch zu erhalten so lange als möglich. Friedrich schlug das Tuch auseinander, und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; Arme und Schenkel voll und sanft muskulös; die Füße zierlich und von der reinsten Form, und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit oder Abmagerung und Verfall. Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir, und das Entzücken, das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz — es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts, um meinen verhaltenen Tränen freien Lauf zu lassen.

Das Aufbahren der Leiche geschah in dem hintern Flurraum des Hauses. ‚Der Zudrang der Menschen war ungeheuer‘, lautet ein Bericht, und Frommann aus Jena schreibt: ‚Mit etwas gehobenem Oberleib und Kopf, gekleidet in weißen Sammet mit einer Krause um den Hals und grünem Lorbeer um Stirn und Schläfe, die Hände frei, wie im Schlafe, auf der schwarzen Sammetdecke liegend, die Unterleib und Füße und den ganzen untern Teil des Sarges bedeckte.‘ Eine Ehrenwache von Mitgliedern der Bühne und ihrer Kapelle umstand während der Aufbahrung den Sarg. Vom 22. zum 26. März war das Theater geschlossen; es wurde am 27. mit einer Aufführung des Tasso eröffnet, nach dessen Schlusse ein feierlicher Nachruf gesprochen wurde.

Am 26. März führte ein Leichenprunkwagen des Großherzogs die Erdenhülle des Unsterblichen zum Friedhof. Von 24 Handwerkern aller Innungen wurde der Sarg in die Fürstengruft getragen; die Minister und alle höheren Beamten, die Professoren von Jena und Hunderte von Studenten, viele Weimarer Bürger, dazu Leidtragende aus Nähe und Ferne bildeten das letzte Geleit. Ein Chor sang Goethes Lied in Zelters Vertonung: ‚Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!‘ mit der Endstrophe:

So löst sich jene große Frage
Nach unserm zweiten Vaterland.
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

In tiefer Trauer zitterten alle deutsche Herzen; innige Klage erscholl in allen Landen. Der lauten wehrte ein Lied des Österreichers Joseph von Zedlitz, die schönste Totenhymne jener Tage, die wertvollste Schöpfung dieses Dichters: ‚Horch! durch Deutschlands weite Gauen Schallt der Grabes-Tube Klang‘. Es schloß, ganz im Geiste Goethes, mit der Mahnung, nicht zu klagen, sondern freudig all des Großen zu gedenken, das von diesem Toten über die Welt ausgegangen:

Weg denn mit Zypressenkränzen,
Rosen schlingt ums Haupt und laßt
Uns mit Hymnen und mit Tänzen
Grüßen seine ew'ge Rast!

Ein Kämpfer war in die ewige Ruhe eingegangen; sein letztes Glück und seinen letzten Tag hatte auch er erfahren. Um seiner besonderen Schicksalsgunst willen oft schon im Leben berufen, selig gepriesen von den zurückbleibenden Freunden, noch heute als ein ganz einziger Liebling der Götter, als ein Meister der Kunst des Menschenlebens verherrlicht: so erscheint er im Strahlenglanze der verklärenden Legende, zumeist auch der prüfenden Geschichte. Goethe selbst hat das Gesamtbild seines Lebens anders geschaut. In einem Abschnitt ‚Antik und Modern' der Schrift ‚Philostrats Gemälde' erzählt er, ein fremder Diplomat habe ihm vom Gesicht abgelesen: ‚**Voilà un homme qui a eu de grands chagrins!**' und zu Eckermann sagte der 75jährige:

Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen fünfundsiebzig Jahren keine vier Wochen eigentliches Behagen gehabt. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben werden wollte. Meine Annalen werden es deutlich machen, was hiermit gesagt ist. Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als innen, waren zu viele (27. 1. 1824).

Von der äußersten Tragik menschlicher Geschicke schon im Jünglingsalter, in Sesenheim, eisig angehaucht; durch viele Jahre unstillbarer Leidenschaft und hoffnungsloser Schwärmerei für ein Phantom zermürbt; in der Liebe zum Weibe durch Unrast, Enttäuschung, Zuspätkommen, Alterskluft fast immer glücklos: wahrlich, wir begreifen, daß Goethe sein Wort von der Mühe und Arbeit nicht wie eine Redensart in die Luft gesprochen.

Schon früh hatte er seine Lebensgestaltung wie ein Künstler angesehen und geplant. Sein Wort an Lavater vom September 1780 ist hier zu wiederholen:

Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andre und läßt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen, ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der Babylonische Turm bleibt stumpf und unvollendet. Wenigstens soll man sagen: es war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.

Noch an manchen andern Stellen spricht er diese absichtsvolle Auffassung aus, so durch Wilhelm Meisters Mund: ‚Mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht', und lange nachher an Zelter: ‚Diese reine Selbstheit (für Individualität!), als bedeutende Naturanlage, kunstgemäß auszubilden, bleibe eines unserer schönsten Gefühle.'

Wer wird zweifeln, daß es Goethe gelang, alle Gaben seiner Natur aufs höchste auszubilden; daß nie ein Sterblicher vor oder nach ihm eine gleiche Fülle des Wissens und Könnens und des Wirkens auf Andere in sich vereinigte? Dieses Heldendasein, das nach fast 83 Jahren ins Alleben zurückkehrte, war ein drei-, ein vierfaches gewesen: eins des Dichters, ein andres des Naturforschers, ein drittes des Kunstbetrachters und -Darstellers, ein viertes des Beamten. Soll ein in seiner Reichtumsfülle so einziges Menschenleben ein Kunstwerk heißen, so stimmen wir alle überein: es hat nie ein vollendeteres gegeben.

Anders muß das rückschauende und abschließende Urteil lauten, wenn unter einem Lebenskunstwerke verstanden wird die höchste Ausbildung und Ausbeutung dessen, was die Natur einem einzigen Menschen vor allen andern an köstlich seltenster Gabe verliehen hat. In solchem Sinne hat Goethe selber sein Leben und Vollbringen nicht als ein durchaus gelungenes Kunstwerk betrachtet. Kurz vor dem Tode vernehmen wir seine Lebensmahnung: ‚Der Mensch frage sich, wozu er am besten tauge, um dieses in sich und an sich eifrigst auszubilden.' Und in der Geschichte der Farbenlehre steht der Satz: ‚Das Leben jedes bedeutenden Menschen, das nicht durch einen frühen Tod abgebrochen wird, läßt sich in drei Epochen teilen: in die der ersten Bildung, in die des eigentümlichen Strebens, und in die des Gelangens zum Ziele der Vollendung.' Unleugbar wurde Goethes zweite Epoche, die der Elf Jahre des reifenden und des gereiften Mannes, in ihrem eigentümlichsten Streben, dem dichterischen, durch die Beamtentätigkeit geschädigt. Nach Dutzenden zählen die in diesem Buche angeführten scharfen und schärfsten Aussprüche Goethes über die Zerstörung seines ‚eigentlichen Glückes, seines poetischen Sinnens und Schaffens'. Einer wurde noch nicht wiedergegeben, der des Siebzigjährigen an Boisserée nach einer Durchsicht alter Papiere:

Die Lebenszerstreuung, die mich von einem Gegenstand, von einer Arbeit zur andern riß, wird mir dabei nur allzudeutlich, die Aktenhefte und Papierbündel, wie ich sie durchsehe und aufschnüre, machen mich oft den Kopf schütteln. — Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit eines Vorwurfs, den ich von Lavatern in ähnlichem Falle hören mußte: ‚Du tust auch, als wenn wir dreihundert Jahre alt werden wollten‘.

Welch ein schlagkräftiges, in den Mittelpunkt aller Lebensfragen treffendes, Goethen selbst durch zwei Menschenalter nachgehendes Wort! Als er seine kostbarsten Mannesjahre, vom sechsundzwanzigsten zum siebenunddreißigsten, den Amtsgeschäften und Hofzerstreuungen in Weimar opferte, wußte da Goethe voraus, daß er die Pyramide seines Daseins bis ins dreiundachtzigste Jahr in die Luft spitzen würde? Und spräche heute der begeistertste Bewunderer von Goethes Lebensgestaltung als von einem Kunstwerk, wenn ein Zufall oder eine Krankheit den Dichter um 1788 hinweggerafft hätte? Doch Zufall oder nicht, — darf irgend ein Leben, wäre es das fruchtbarste, ein Kunstwerk, gar ein vollendetes heißen, dessen schöpferischeste Jahre nicht vornehmlich dem Schaffen auf dem Gebiete des eigentümlichen Strebens gewidmet wurden?

Goethe hat in einer ‚Selbstschilderung‘ (1797) von sich beklagt: ‚Leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist.‘ Sollte man nicht das nachgerade zur Phrase werdende Wort vom Kunstwerk dieses Lebens fallen lassen oder besonnen einschränken, wenn man Goethes immer wiederholtes Bedauern liest über sein ‚Streben nach Erwerb dessen, was die Natur nicht in mich gelegt hat‘? Und das über die ‚falsche Tendenz‘ in seinem Leben, wie zu Eckermann (12. 4. 1829): ‚Die falsche Tendenz ist nicht produktiv, und wenn sie dieses ist, so ist das Hervorgebrachte von keinem Wert. — Ich sage dieses, indem ich bedenke, wie viele Jahre es brauchte, bis ich einsah, daß meine Tendenz zur bildenden Kunst eine falsche sei, und wie viele andre, nachdem ich es erkannt, mich davon los zu machen.‘

Seltsames Kunstwerk eines Lebens, in dessen Mitte erst, im vierzigsten Jahr, unser größter Dichter zu der Erkenntnis kommen konnte: ‚Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren‘, — so spät nur darum, weil er sich elf Jahre lang seinem schriftstellerischen Beruf hatte entziehen lassen und schließlich doch bekennen mußte, daß ihm ‚zur bildenden Kunst das Organ, zu den Geschäften die Biegsamkeit, zur Wissenschaft die Beharrlichkeit fehle‘. Würden wir Bismarcks Leben, dieses in seiner Art unvergleichliche Kunstwerk, nicht unvollkommen, halbmißglückt nennen, wenn er sich im Herbst 1866 in Varzin begraben, seine Lieblinge Goethe, Shakespeare, Byron, Heine gelesen und die schönsten Aufsätze über sie geschrieben hätte? Oder wenn er gar schon in Frankfurt in die schöne Literatur oder die geschichtliche Schriftstellerei hineingeraten und darin stecken geblieben wäre?

Aus keinem andern Grunde als dem der Zersplitterung durch nichtdichterische Tätigkeiten zweiten und niedrigeren Ranges sind uns ein gutes Dutzend großgeplanter Kunstgebilde Goethes unwiederbringlich verloren gegangen. Wie wenig fehlte, daß wir nicht einmal den vollendeten ersten Teil des Faust besäßen! Soll und kann uns Goethes Beamtenwesen und Naturforschen trösten über die Zerstörung eines großen Teiles seines dichterischen Kunstwerkes, über den Verlust von Prometheus, Mahomet, Ahasver, Proserpina, Nausikaa, Pandora? Und ist das ein vollendetes Lebenskunstwerk, in dem viele der bedeutendsten Schöpfungen durch hundertfache Ablenkung nicht zu ihrer wahren Schicksalstunde, sondern nach jahre-, nach jahrzehntelanger Unterbrechung vollendet, nein, nur beendigt wurden, in andrer Gedankenwelt, aus andrer Gefühlstimmung als bei ihrer Empfängnis und ersten Gestaltung? Hat sich nicht an mehr als einem Werke Goethes sein eignes hartes Wort erfüllt von der Begeisterung, die nicht auf Jahre einzusalzen sei?

Daß Goethe nur so handeln konnte, wie er getan, wissen wir; seine wichtigsten eignen Aussprüche hierüber sind gebührend angeführt worden. Er konnte sich selbst nicht entfliehen; und wenn er sich durch die Palme zu Palermo von der Nausikaa ablenken ließ, so gehorchte er einem Zwange seiner Natur, mit dem zu rechten töricht wäre. Man beuge sich mit allen Ehrfurchten vor diesem ungeheuren Lebensinhalt und staune den unerschöpflichen Geist in seinen zahllosen Kundgebungen wie etwas schier Übermenschliches an; nur von einem vollen-

deten Kunstwerk spreche man nicht mehr entgegen Goethes eignen ernsten Worten darüber und im Angesicht all des Vernichteten oder Mißlungenen, verschuldet durch das kunstwidrige Übergewicht geringwertiger Beschäftigungen und Zerstreuungen über das wahre Hauptgeschäft dieses einzigen Lebens: die Dichtung.

Neuntes Kapitel.

Goethe und die Bildung.

Mein Erbteil, wie herrlich, weit und breit!
Die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

Wiederholt hat sich Goethe den Ehrennamen eines Befreiers gewünscht, in dem Wort an die jungen deutschen Dichter (S. 569) und allgemeiner in den Versen:

Ihr könnt mit immer ungescheut
Wie Blüchern Denkmal setzen;
Von Franzen hat er euch befreit,
Ich von Philisternetzen.

Wir Deutsche bedurften und bedürfen immer noch eines solchen Befreiers aus den vielverschlungenen Banden unglücklicher politischer Vergangenheit und sittlicher Enge zur reinen Menschlichkeit. So oft in unserm öffentlichen Leben oder auf den Bahnen unsrer Gesamtkultur eine Sonnenfinsternis droht, rufen wir Goethe als den lichtbringenden Helfer an und noch nie vergebens.

Für die Bildung der Welt ist Goethe ein bisher nicht übertürmter Gipfel. Er hat seinen Volksgenossen und allen Völkern der Erde gezeigt, bis in welche Höhen Menschengeist im Dichter offenbart emporsteigen kann. Und wie das ganze griechische Volk durch seine größten Dichter, Bildner, Denker, Staatsmänner über die Jahrtausende hinweg als eine Hochwarte in der Menschheitgeschichte aufragt, so werden durch den einen Goethe die Deutschen als ein Volk der Höhe noch den fernsten Geschlechtern gelten; denn ein einziger Genius vermag ein ganzes Volk zu adeln, unter dem er geboren.

Goethes Rolle in jener gemeinsamen Weltkultur, die er vorausgeschaut, hat kaum begonnen. Es gibt in seinen Dichtergebilden und Weisheitschriften Ewigkeitswerte, die den andern Völkern erst im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts aufgehen werden. ‚Wer in die Zeiten schaut und strebt, Nur der ist wert, zu sprechen und zu dichten.‘ Man vergleiche mit Goethes Weltseele, mit diesem ‚lebendigen Bilde der Vollendung der Menschheit‘, wie ihn Fichte genannt, die völkische, zeitliche und persönliche Befangenheit seiner größten Zeitgenossen: Voltaires, Rousseaus, Napoleons, Byrons, aber selbst Friedrichs von Preußen. Wir werden oft wohlweise gewarnt, große Werte nicht durch Vergleichung festzustellen, und doch sind alle menschlichen Urteile nur Gleichnisse. So dürfen wir, wenn Goethes Platz in der Gemeinschaft der Menschheitführer gefunden werden soll, ihn messen an den andern Größten, die vor ihm über diese Erde geschritten sind. Unbestreitbar ist Shakespeare der gewaltigste dramatische Dichter aller Zeiten und dadurch einer der größten Dichter oder immerhin der größte in der Weltliteratur. Doch Goethe war mehr als ein sehr großer Dichter: er war der schaffende und zugleich forschende Menschengeist in seiner bis jetzt umfassendsten Einheit.

Man versuche sich einmal vorzustellen, das am 28. August 1749 einem unbekannten kaiserlichen Titelrat Goethe geborene, halbtot zur Welt gekommene Knäblein wäre nicht ins Leben erwacht: es gäbe ohne ihn wohl noch ein Deutschland, — ob ein Deutsches Reich, ist schon fraglicher; doch wie arm, wie ärmer wäre das Beste am deutschen Vaterland, sein geistiges Höhenleben! ‚Wenn Goethe unserer Literatur fehlte, dann fehlte ihr die Sonne am Himmel‘, meinte Jakob Grimm; noch für viele andre wichtigste Lebensäußerungen des deutschen Volkes ist Goethe die allerleuchtende Sonne.

Schon bei Lebzeiten war er der heimliche Kaiser Deutschlands, höher gefürstet als Kaiser, Könige und Herzöge. Verehrungsvoll sah der größte Deutsche neben ihm zu Goethe empor, der Freiherr vom Stein. Was weiß schon heute, nach hundert Jahren, die Weltgeschichte von allen Machthabern seines Zeitalters, außer dem einen Napoleon, zu berichten? Welcher Herrscher außer diesen Beiden wird den Menschen, nicht bloß den Geschichteforschern, nach abermals hundert Jahren noch bekannt sein?

Der deutschen Dichterwelt ist Goethe schon seit drei Geschlechtern der poetische Statthalter Gottes auf Erden; der höheren deutschen Geistesgemeinschaft die Basis ihrer Bildung. Beide Benennungen rühren von Friedrich Schlegel her, und es kann geschehen, daß sie allein von Schlegels Lebenswerk übrig bleiben. Bei einer Umfrage zum 150. Geburtstage Goethes an die Dichter Deutschlands über seinen Einfluß auf ihre innere Entwicklung und Weltanschauung haben namentlich alle jüngeren und jüngsten, die wertvolleren am begeistertsten, ihre demütige Unterordnung unter den Fürsten ihrer aller bekundet. Vielfach in ergreifenden Worten, so Liliencron: ‚Bis zu meiner Todesstunde wird Goethes Einfluß auf mich währen'; so der jungverstorbene Lyriker Jacobowski: ‚Er ist ein Teil der Weltseele, ein Hauch Gottes. Hier beuge ich das Haupt, hier bete ich an.'

Herrlicher als sie alle hatte schon Gottfried Keller in seinem ersten ‚Grünen Heinrich' Goethes Wirkung auf einen jungen Dichter geschildert, der noch nicht weiß, daß er selbst einer der besten nach ihm heißen wird. Er erzählt wie ein Feenmärchen seine erste Bekanntschaft mit den goldenen Früchten jenes achtzigjährigen Lebens, das dreißigtägige Lesen all der Köstlichkeiten und die Verarmung, als der Büchertrödler den nur geliehenen, unbezahlbar teuren Schatz davongetragen:

> Es war, als ob eine Schar glänzender und singender Geister die Stube verließen, so daß diese auf einmal still und leer schien. Ich sprang auf, sah mich um und würde mich wie in einem Grabe gedünkt haben, wenn nicht die Stricknadeln meiner Mutter ein freundliches Geräusch verursacht hätten. Ich machte mich ins Freie; die alte Bergstadt, Felsen, Wald, Fluß und See und das formenreiche Gebirge lagen im milden Schein der Märzsonne, und indem meine Blicke alles umfaßten, empfand ich ein reines und nachhaltiges Vergnügen, das ich früher nicht gekannt. Es war die hingebende Liebe an alles Gewordene und Bestehende, welche das Recht und die Bedeutung jeglichen Dinges ehrt und den Zusammenhang und die Tiefe der Welt empfindet. — Es kam mir nun alles und immer neu, schön und merkwürdig vor, und ich begann, nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt, das Wesen und die Geschichte der Dinge zu sehen und zu lieben.

Die deutschen Dichter, denen die Bild- und die Ton-Künstler zugesellt werden können, sind nicht die einzigen, denen Goethe der Leitstern an ihrem Himmel ist. Kein wahrhaft bedeutender Mann der Tat oder der Feder, zumal in Deutschland, ist ohne ein tiefes Wort rühmenden Dankes für Goethes Anteil an seinem innern Werden und Wachsen geblieben. Bismarck schrieb 1870 im Felde: ‚Mit sieben oder acht Bänden von den vierzig wollte ich wohl auf einer wüsten Insel leben.' Früher schon hatte Manzoni ausgerufen: ‚Dein Name war's, der mir in meiner ersten Jugend gleich einem Stern des Himmels entgegenleuchtete.' Und Amerikas tiefster Denker, Emerson, faßte sein Lebensbekenntnis zu Goethe zusammen: ‚Der ewige Weltgeist, der die Welt aufbaute, hat sich diesem einen Menschen mehr offenbart als irgend einem andern.' Goethes Wort von der großen Persönlichkeit eines Autors, die allein in die Kultur eines Volkes übergehe, beginnt sich über die Grenzen deutscher Zunge hinaus zu erfüllen.

Doch uns war er mehr! Man darf es ruhig und ohne übertreibende Zuspitzung aussprechen: ohne Goethes Dasein und Nachwirken hätten wir kein stolzes und Stolz weckendes Vaterland, ohne Goethe, ‚der so gesungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten' (Jakob Grimm). Wir im Fittichschatten des Deutschen Reichsadlers Lebende, deren meiste sich überhaupt nicht an eine Welt ohne Deutsches Reich erinnern, können uns schwer ausdenken, was Goethe den Edelsten der Nation, ihren Vorkämpfern ums Dasein unter den Völkern, in jenen langen bangen Jahrzehnten zwischen den Freiheitskriegen und dem Aufdämmern deutscher Morgenröte um die Zeit von Goethes, heller noch von Schillers hundertstem Geburtstag gewesen ist. Bei Goethes Leben versammelten sich in Paris am 28. August 1825 ein paar Dutzend dort arbeitender deutscher Gelehrter; ihr Festredner sprach, nach der Oberpostamtszeitung von Frankfurt, dem Sitze des Deutschen Bundestages, die Worte: ‚Wir sind Deutsche, als solche verschieden von Münz und Gewicht bis zum Gesetz und Fürsten, den wir lieben. Aber wir haben eine Sprache, diese hat einen Fürsten und ein Gesetz; dieser Fürst ist Goethe, dies Gesetz sind seine Werke.'

Lange vor 1870 und 71 hat es ein höchstes einiges deutsches Vaterland gegeben; und mit darum, wesentlich darum, weil die völkische Schmach nicht länger zu tragen war, daß solch

ein höchstes Vaterland sich nicht auf dem selbstverständlichen Grundbau staatlicher Sicherheit erhöbe, den jedes andre Volk besaß, haben unsre Väter im letzten großen Kriege ihr Blut vergossen. Und wie so ganz deutsches Schicksal war auch dies, daß der Mann, der mehr als irgend ein Deutscher die Kampfgewinste jener Heldenzeit erringenswert gemacht, durchaus nicht das gewesen ist, was man mit arger Verengung des Wortgehaltes einen deutschen Patrioten genannt hat und meist noch nennt.

‚Es gibt keine patriotische Kunst', so verkündete Goethe und hatte recht. Es gibt nur eine völkische Kunst, so lautet das übereinstimmende Urteil aller großen Künstler der Gegenwart, und auch sie haben recht. Zwischen ihnen und Goethe besteht kein Gegensatz, denn wir wissen ohne lange Erklärung, daß patriotisch und völkisch zweierlei sind. Goethe ist der deutsche Dichter vor allen andern, obgleich und weil er der Weltdichter ist. Er selbst rühmte an den Franzosen, daß ihre ‚Poesie und Literatur sich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenschaft der ganzen Nationalität abtrennt'. In diesem Sinne ist Goethes Gesamtwerk, nicht bloß seine Dichtung, nach Leben und Leidenschaft national. Schon Frau von Staël hatte diese Wahrheit geahnt. Nachdem sie an Goethes Werken alles Tiefste des Menschentums gerühmt, erkennt sie darin ‚die Hauptgrundzüge des deutschen Geistes', und der stärkste Empfinder deutschen Volkstums, Jakob Grimm, nennt Goethe gewichtig den deutschesten Dichter.

Alles Größte, alles Eigenste an Goethe ist deutsch, von Götz, Werther, Faust, Hermann und Dorothea zu Iphigenie, Tasso, Pandora, — dazu seine ganze Lyrik. Deutsch ist sein Mißlingen wie Gelingen; der französische, der englische Dichter vergreift sich nicht in der Form, sie ist ihm etwas Mitgeborenes, ihn für immer Fesselndes. Victor Hugo, der umwälzende Romantiker, verblieb beim Alexandriner; Shakespeare fand für seine Lyrik das Sonett, für sein Drama den Blankvers ausgebildet vor und unterstand sich nicht, darüber hinauszuschweifen. Goethe unterstand sich aller Formen aller Völker, meisterte sie mit äußerster Kraft und Kunst, scheiterte nur an solchen Unmöglichkeiten, die uns erst durch sein Scheitern erwiesen werden.

Deutsch ist Goethes Leidenschaft, der Furor teutonicus des Menschen und des Dichters, das ihm rätselhafte Dämonische nach seiner eignen Benennung. Deutsch sein Starrsinn in Fragen des Lebens und der Wissenschaft; deutsch sogar sein scheinbar undeutsches Verhalten, sein Mangel politischen Glaubens an sein Volk in dessen großer Zeit, seine Lehnsmannstreue und zugleich innere Freiheit. Deutsch vor allem seine unerhörte Entwicklungskraft. Ein hervorragender französischer Völkerseelenforscher der Gegenwart, Fouillée, nennt einen der Grundunterschiede zwischen der französischen und der germanischen Dichtung das Fertigsein und Stillstehen der Menschen bei den Franzosen, die immerwährende Entwicklung bei den Deutschen. Er meinte zunächst die dichterische Menschenbildnerei; er hätte noch überzeugender die Dichter selbst als Beispiele wählen können. Man stelle gegenüber die künstlerisch und menschlich früh fertig abgeschlossenen Corneille, Racine, selbst Molière, Hugo, Musset, Zola — dem sich immer strebend bemühenden, sich immer wandelnden, sich nie beruhigt auf das Faulbett der einmal bezwungenen Kunstform legenden Goethe. Das ist ja die ganz einzige Anziehungskraft, die von Goethes Werken ausströmt, daß wir, an ihren Bänden in unserm Bücherschranke nur entlang blickend, ein ungeheures Wachstum, wie von einem riesige Räume überklafternden Lebensbaum, empfinden. Bei solchem Betrachten erscheinen uns selbst so verkrüppelte, verdorrte Zweige wie der Großkophta und Epimenides noch als ein Stück gewachsener Natur.

Und wie trägt zu unserer alle Eingeweide bewegenden Freude an Goethes Deutschtum bei das Fehlen der schädlichen, der herabziehenden Eigenschaften deutscher Michelei! Nichts von dem unfruchtbaren Gemütsdusel, den wir, mit einer sehr schönen Sache verwechselnd, Gemütlichkeit nennen. Nichts von dem unvornehmen Wissensdünkel, besonders dem akademischen subalternen Gelehrtenhochmut, mit dem wir unter den gebildeten Völkern einsam dastehen. Keine Fachsimpelei, Kannegießerei, Bemoralisiererei, gewiß nicht angeborene, sondern durch unnatürliche Entwicklung erworbene Volksgebrechen. Soll wirklich nach der Dichterverheißung am deutschen Wesen einmal noch die Welt genesen, dann wahrlich nicht am Wesen des deutschen Philisters aller Grade, sondern am Wesenskern des sehr deutschen

Mannes und Dichters Goethe. Doch der deutsche Philister ist wahrscheinlich auch nur erworben, nicht mitgeboren; auf alle Fälle ist Goethe der beste Nothelfer gegen ihn, den vielgestaltigen Feind unsres Siegesganges durch die Menschheit, den gefährlichsten, vielleicht den einzigen wirklichen Feind deutscher Freiheit.

Was ist von Goethes Lebenswerk lebendig geblieben? Was verspricht noch für Menschengeschlechter lebendig zu bleiben? Hiernach befrage man nicht die Fachgelehrten, denen die wenigst lebendigen Bücher Goethes die anziehendsten, weil zur gelehrten Forschung geeignetsten sind; sondern die stillverehrenden gebildeten Leser, die Dichter und die Künstler. Mit immer größeren Maßstäben mißt die Nachwelt selbst die Größten, und ganz lebendig bleibt nur das Kunstwerk, das ohne irgendwelche gelehrte Zutat still die Herzen der Menschen bewegt. Die Poesie ist nicht ein Privaterbteil einiger feinen, gebildeten Männer, sie ist eine Welt- und Völkergabe: so hatte Herder den Jüngling Goethe in Straßburg gelehrt. Sie ist unzweifelhaft nicht das Vorrechtserbteil einiger weniger Forscher, und der bleibende Lebenswert einer Goethischen Dichtung steht in gar keinem Verhältnis zur Menge der an ihre Erklärung gewandten Gelehrtenliteratur. Ein Werk Goethes, das die an der Poesie der Völker gebildeten Leser dauernd ablehnen, kann durch keine tiefgründige Gelehrsamkeit gerettet werden. Einige Goethe-Forscher haben das ‚Märchen‘, die ‚Novelle‘, die ‚Guten Weiber‘, einige sogar den Großkophta, den Bürgergeneral, die Singspiele den Goethe-Verehrern als ‚kleine Meisterwerke‘ aufreden wollen. All diese ehrlich gemeinte Liebesmüh ist völlig verloren.

Es stände schlimm um Goethes Unsterblichkeit, dürfte man nicht bei der höchsten Bewunderung für sein Gesamtlebenswerk ruhig aussprechen: diese und jene Dichtung, darunter manche einst vielgerühmte, versinkt oder ist schon versunken, — und wäre es verpönt, furchtlos die Gründe dieses Versinkens zu untersuchen.

Ganz allgemein kann gesagt werden: lebendig geblieben sind und werden noch unabsehbar lange bleiben alle Schöpfungen Goethes mit reiner Menschlichkeit, mit reiner Dichtung, mit keinem andern, noch so hohen Nebenzweck außerhalb oder gar über der Kunst. Je deutscher an Gehalt und Form, je weniger absichtlich stilisiert, symbolisiert oder gar manieriert, desto lebenskräftiger erweist sich ein Goethisches Werk. Bei jener Umfrage an die deutschen Dichter und Künstler wurde fast übereinstimmend die Lyrik und der erste Faust als die auf sie am tiefsten wirkenden von Goethes Schöpfungen bezeichnet: von seinen Werken vollendeter Kunst sind beide seine zugleich menschlichsten und deutschesten. Goethes schönste Lieder können nur mit der deutschen Sprache untergehen. Ja sie würden, selbst nach dem Verklingen dieser Völkersprache, anderszungigen poesiekundigen Menschen der fernsten Nachwelt als herrliche Kunstgebilde noch in einer toten Sprache aufleben. Und Gleiches gilt vom ersten Teil des Faust, so oft auch die Wissenschaft kommender Jahrhunderte und Jahrtausende einen ihrer vielen höchsten Gipfel ersteigen mag.

Goethe selbst hat sich eine unendlich große Leserschar wohl gewünscht, doch nicht erhofft. ‚Liebes Kind‘, sagte er mit 80 Jahren zu Eckermann, ‚ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zugute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und in ähnlichen Richtungen begriffen sind.‘

Die ungemeine Ausbreitung und Steigerung literarischer Bildung in Deutschland, d. h. innigen Mitfühlens dichterischer Gebilde, hat die Zahl solcher einzelner Menschen in den 80 Jahren seit jenem Ausspruch gewiß mehr als verhundertfacht. Wohl reicht Goethes Volksbeliebtheit nicht so weit hinaus, nicht so tief hinunter in die noch dürftig gebildeten Massen, wie Schillers; doch vollzieht sich vor unsern Augen, etwa seit einem Jahrzehnt, ein Hinaufsteigen der Mittelgebildeten, ja sogar der handarbeitenden Klassen zu Goethe in einem ebenso erfreulichen wie erstaunlichen Maße. Hieran hat die gelehrte Beschäftigung mit Goethe so gut wie kein Verdienst. Das sichtliche Durchtränken unserer Gegenwartskultur mit Geist von Goethes Geist ist fast ausschließlich die Frucht der schönen billigen Volksausgaben

seiner Werke, der volkstümlichen, liebe- und geschmackvollen Auszüge aus Goethes Sprüchen, Briefen und Gesprächen, sowie der gemeinverständlichen Bücher und Aufsätze über ihn. In unvergleichlich höherem Grade als Shakespeare in England führt und beherrscht jetzt Goethe die zur Höhe strebende Geisteswelt in Deutschland. Sieht man von solchen meistgekauften Werken Goethes ab, die auf unsern Schulen behandelt oder mißhandelt werden, prüft man die Absatzzahlen seiner nichtschulpflichtigen Dichtungen, so lehrt z. B. die runde Million Reclam-Hefte für beide Teile des Faust, daß die deutsche Goethe-Gemeinde weiter und weiter hinaus ihre Kreise zieht.

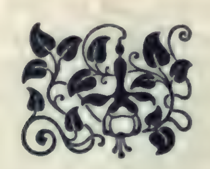
Auf den deutschen Bühnen stand nach der letzten Jahresübersicht Schiller mit 1441 Aufführungen an der Spitze aller Dramatiker. Goethes Dramen schritten an 705 Abenden über die Bretter, davon der erste Teil des Faust allein 213 mal.

Doch welches Schicksal auch in fernsten Zeiten dem Dichter Goethe beschieden sein mag, — unvergänglich wird der außerordentliche Vollmensch und der Weisen Weisester im Gedächtnis der Nachwelt fortleben und vielleicht dermaleinst den lebendigen Ruhm des Dichters noch überragen. Seht, so werden die Eltern, die Lehrer, alle Freunde der Jugend sprechen, seht, da war einmal, in grauer Vorzeit, jener unbegreiflich gewaltige Mensch des Namens Goethe, der alle Künste und alles Erdenwissen, alle Freuden und alle Schmerzen die unendlichen in sich zu vereinigen trachtete und alles, dem er seine Seele zugewandt, größer hinterließ, als er es vorgefunden. Und höret, was jener eine die ganze Menschheit adelnde und erhöhende Mensch an ewig quillender, kunstgeweihter Weisheit für euch, für uns hinterlassen hat.

Mit größerem Recht, als die Bibel von der sagenhaften Weisheit eines Königs Salomon berichtet, wird es alsdann von Goethe dem Weisen heißen: ‚Und er redete dreitausend Sprüche, und seine Lieder waren tausendundfünf. Und er redete von Bäumen, von der Zeder an zu Libanon bis an den Ysop, der aus der Wand wächst.‘ Und die Völker aller Zonen und Zungen werden zu diesem Dichter und Vollmenschen und Weisen der Vorwelt mit ehrfürchtigem Schauer aufblicken als zu etwas kaum Glaublichem, wiewohl durch treue alte Geschichtsbücher Beglaubigtem. Seine deutschen Volksgenossen aber werden, wie ehemals die Römer ihr selbstbewußtes Civis Romanus sum!, beim Erklingen des Namens Goethe mit würdigem Stolz, hoffentlich immerdar mit dem Recht innerer Zugehörigkeit, sagen dürfen: **Er war unser!**

Dann nicht mehr unser allein; sondern ein geistiger Besitz jener Weltliteratur der Zukunft, der, vielleicht mehr als in eines andern Sterblichen Namen, in **Goethe** geeinigten Menschheit.

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen,
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute Tat, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.
So lebst auch du durch ungemessne Zeit.
Genieße der Unsterblichkeit!



Zur Bücherkunde.

Vollständigste Ausgabe von Goethes Werken, Briefen und Tagebüchern: die Weimarer in etwa 125 Bänden, nahezu vollendet.

Cottasche Jubelausgabe (Herausgeber Eduard von der Hellen) in 40 Bänden für 80 M. — Ausgabe des Leipziger Bibliographischen Instituts (Herausgeber Karl Heinemann) in 30 Bänden für 60 M. Beide Ausgaben mit Einleitungen und Anmerkungen, die vielfach mehr auf gelehrte als allgemeingebildete Leser berechnet sind.

Von den guten billigen Ausgaben ist zur Zeit die beste und vollständigste die bei Max Hesse in Leipzig (12 starke Bände für 20 M.), mit Einleitung von Ludwig Geiger.

Von der Goethe-Gesellschaft wird ein Volks-Goethe vorbereitet, eine schwierige, kaum lösbare Aufgabe.

Für die Gedichte hat Otto Pniower den Mangel einer Ausgabe in zeitlicher Folge zu beseitigen versucht, leider durch das Beibehalten zu vieler Gruppen den zeitlichen Zusammenhang wieder zerrissen. — Eine schöne neue Ausgabe aller Werke in 40 Bänden, einschließlich einer Auswahl der Briefe, beginnt bei Georg Müller in München zu erscheinen; sie ist die erste in zeitlicher Folge.

Goethes Jugendwerke bis 1776 in ihren ursprünglichen Fassungen: ‚Der junge Goethe‘, drei Bände von Bernays. — Neuere sechsbändige Ausgabe von Morris. — Eine billige Ausgabe fehlt, ebenso eine der Tagebücher für die ersten Weimarer Jahre.

Auswahlausgaben von Goethes Briefen: von Philipp Stein in acht Bänden für 32 M., von E. von der Hellen in sechs Bänden für 6 Mark.

Vollständige Ausgaben der Briefwechsel: mit Schiller (z. B. von Ph. Stein bei Reclam), mit Zelter (von L. Geiger, ebenda), mit Frau von Stein in vier Bändchen für 4 M. bei Cotta.

Die Briefe der Frau Rat: vollständig von Ph. Stein bei Reclam, gute Auswahlen von E. von der Hellen (Cotta) und Köster.

Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer (von Ph. Stein im Insel-Verlag).

Goethes Gespräche mit Eckermann (Reclam, Hesse, Cotta). — Unterhaltungen mit dem Kanzler Müller (Cotta). — Von Biedermanns Sammelwerk mit allen erfaßbaren Gesprächen, außer mit Eckermann und Müller, erscheint eine neue billigere Ausgabe. — Gute Auswahl aus allen Gesprächen von Bode.

Ehrenpflicht aller größeren öffentlichen Büchereien und wohlhabenden Goethe-Verehrer ist die Anschaffung des mit bewundernswerter Sachkenntnis und Hingebung hergestellten Sammelwerkes von H. G. Gräf: Goethe über seine Dichtungen.

Zum Faust: Ausgabe von Witkowski bei Max Hesse (darin der Urfaust); über: Vischer, Minor; zum Urfaust Erich Schmidt. — Das Spiessche Faustbuch in Braunes Neudrucken; Goethes Bruchstück von 1790 in Neudruck von Seuffert. — Marlowes Faust, deutsch bei Reclam. — Puppenspiele Faust in Scheibles ‚Kloster‘ (Band 5). — O. Pniower: Zeugnisse zur Entstehungsgeschichte des Faust. — Gräf: Goethe über seine Dichtungen (2, 2).

Unerläßlich für jede wissenschaftliche Beschäftigung mit Goethe: das von Ludwig Geiger herausgegebene Goethe-Jahrbuch und die Veröffentlichungen des mit dem Frankfurter Goethe-Hause verbundenen Freien Hochstiftes unter Otto Heuers Leitung.



Zeittafel für Goethes Leben und Werke.

Weder jedes Ereignis noch jede dichterische oder schriftstellerische Arbeit Goethes wird hier aufgezählt. Die Tafel ist zur Erleichterung allgemeiner Übersicht bestimmt; zum Nachschlagen der Einzelheiten dient das Verzeichnis der Sachen und Namen (S. 631 ff). Die gelegentlichen Zahlen in Klammern weisen auf die Seitenzahlen dieses Buches.

Goethes Vater Johann Kaspar Goethe, geb. 31. Juli 1710 in Frankfurt a. M., vermählt am 20. August 1748 mit Elisabeth Textor, geb. 19. Februar 1731.

Johann Wolfgang Goethe, geb. 28. August **1749** in Frankfurt a. M.
Cornelia Goethe, geb. 7. Dezember 1750.

1752—1756: Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, im Lateinischen und Französischen.

1759: Der französische Königsleutnant Thoranc in Goethes Elternhause.

1764, 3. April: Krönung Josephs II.

1765, Oktober: Goethe trifft in Leipzig ein (33).

1766—1768: Verkehr im Schönkopfischen Hause (40).

1768, Frühling: Besuch der Dresdener Gemäldesammlung.
August: Goethes Erkrankung (50).
September: Rückkehr ins Elternhaus (50).

September **1768** bis April **1770:** Im Elternhause (50—54).

1770, 2. April: Ankunft in Straßburg (55).
Oktober 1770 bis April 1771: Herder in Straßburg (65).
Oktober 1770 bis August 1771: Besuche im Brionschen Hause (73).

1771, 6. August: Juristische Prüfung (89).
1771, August: Abschied von Friederike Brion. — Goethe verläßt Straßburg. — Besuch der Mannheimer Antikensammlung.
Ende August: Zulassung zur Frankfurter Anwaltschaft (103).
Herbst: Bekanntschaft mit Merck (104).

1772, Frühling: Bekanntschaft mit dem Darmstädter Kreise (105).

1762: Ältestes gedrucktes Gedicht Goethes: ‚Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi‘ (31).

1765: Verse in ein Stammbuch: ‚Dieses ist das Bild der Welt‘ (32).

1766—1768: Lieder im Buch Annette. — Oden an Behrisch (44).
Die Laune des Verliebten, Die Mitschuldigen (46).

1769: Erscheinen des Leipziger Liederbuchs (45).
Kabbalistische Studien, Verkehr mit der Klettenberg, verschiedene Gedichte (52—54).

1770 und 1771: Ephemeriden. — Gedichte der Straßburger Zeit: Mailied, Heidenröslein, Willkommen und Abschied, Mit einem gemalten Band usw. (84).
Übersetzung von Bruchstücken Ossians (84 bis 86). — Briefe an Salzmann (77).
1771, 14. Oktober: Rede zum Shakespeares-Tag (106).
1771, Ende Oktober bis Dezember: Niederschrift des Urgötz (107).

1772: Von deutscher Baukunst (57). — Aufsätze in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen

Mai bis September: am Kammergericht in Wetzlar. — Verkehr mit Kestner und Charlotte Buff (132—138).
11. September: Flucht aus Wetzlar. — In Thal am Rhein bei Frau Laroche. Verkehr mit Maximiliane Laroche (138—139).
November: Goethe erfährt den Tod W. Jerusalems (144).

1773, 1. November: Vermählung Cornelia Goethes mit J. G. Schlosser.
Anwaltstätigkeit Goethes (103).
Briefliche Annäherung Lavaters.
Lebhafter Verkehr mit dem Darmstädter Kreise.

1774, Juni: Besuch Lavaters (120) bei Goethe.
Juli und August: Rheinreise mit Lavater und Basedow (121). — Besuch in Pempelfort bei Jacobis (158).
Oktober: Besuch Klopstocks (119). — Verkehr mit Klinger und H. L. Wagner.
Mariage-Gesellschaft, Anna Sibylla Münch (162).
11. Dezember: Erste Begegnung mit Karl August von Weimar (122); 13. bis 15. Dezember: Zweite Begegnung in Mainz.

1775, Januar: Verkehr im Schönemannschen Hause.
April: Verlobung mit Lili Schönemann (183).
Mai: Die Grafen von Stolberg bei Goethe.
Juni: Reise mit ihnen in die Schweiz. — Abermalige Begegnung mit Karl August (186).
Juli: Rückkehr nach Frankfurt. — 22. September: Einladung nach Weimar (187).
30. Oktober: Abreise nach Heidelberg. — Anfang November: Umkehr nach Weimar. — 7. November: Ankunft in Weimar (192).

(167). — ‚Brief des Pastors‘ usw., ‚Zwo wichtige biblische Fragen‘ (169). — ‚Salomons güldne Worte‘ (170).
Gedichte: Felsweihegesang usw. (105). — Der Wanderer. — Wandrers Sturmlied. — Elysium. — Pilgers Morgenlied. — Mahomets Gesang. — Adler und Taube.
1772 bis Februar 1773: Zweite Fassung des Götz (110).

1773: März: Jahrmarktsfest zu Plundersweilern (126). — Pater Brey (127). — Hanswursts Hochzeit (127). — Satyros (128). — Doktor Bahrdt (129).
Juni: Götz von Berlichingen erscheint (110).
Bruchstücke: Prometheus (123). — Ewiger Jude.
Gedichte: Künstlers Erdewallen. — Sprache. — Das Veilchen. — Mädchens Held. — Rezensent. — Kenner und Enthusiast. — Kenner und Künstler. — Sendschreiben an Merck.

1774: Götter, Helden und Wieland (129). — Claudine von Villa Bella angefangen (131). —
Februar bis März: Werthers Leiden (140). — Herbst: Werther erscheint.
Mai: Clavigo (162). — Arbeit am Faust.
Gedichte: Künstlers Morgenlied. — An Schwager Kronos. — Diner zu Koblenz. — Geistesgruß. — Künstlers Vergötterung (121). — Ganymed (?). — Christel. — Rettung. — Der untreue Knabe. — Der König in Thule (161).

1775: Erwin und Elmire (131).
Frühling: Stella (165).
Sommer und Herbst: Entwurf zum Egmont. — Fortsetzung der Arbeit am Faust.
Gedichte an Lili (184). — Bundeslied. — Auf dem See (Und frische Nahrung, neues Blut). — Herbstgefühl. — Wonne der Wehmut.
Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga.
Das Hohelied Salomos.

1775, November: Bekanntschaft mit Charlotte von Stein (209).
Die Brüder Stolberg in Weimar.

1776, Februar: Einführung in den Staatsrat (als Gast).
März: Reise mit dem Herzog nach Leipzig, erneute Bekanntschaft mit Corona Schröter, Wiedersehn mit Käthchen Schönkopf-Kanne.
April: Lenz in Weimar.
Mai: Bruch mit Klopstock (227).
Juni: Klinger in Weimar.
11. Juni: Goethes Ernennung zum Mitglied des Staatsrats.
Oktober: Herder kommt nach Weimar.
November: Corona Schröter nach Weimar berufen. — Höfisches Liebhabertheater.
Dezember: Reise mit dem Herzog nach Leipzig und Dessau.

1775: Gedichte: Eislebenslied. — Mut. — Jägers Abendlied. — ‚Holde Lili, warst so lang —‘.

1776. Gedichte: Wanderers Nachtlied. — Rastlose Liebe. — Hoffnung. — Sorge. — Vor Gericht (?). — An Lili bei der Ubersendung der Stella.
An Frau von Stein (Warum gabst du uns die tiefen Blicke). — Seefahrt. — Beherzigung (Feiger Gedanken —).
Hans Sachsens poetische Sendung (239).
Drama: Die Geschwister (244). — Arbeit am ‚Falken‘.
Stella erscheint.
Abschrift des Urfaust durch die Göchhausen (179).
‚Aus Goethes Brieftasche‘ (166).

1777: Pflanzen von Bäumen und Hecken ums Gartenhaus.
8. Juni: Tod von Cornelia Schlosser (234).
September: Mit dem Herzog auf der Wartburg. Besuch Mercks.
November und Dezember: Reise in den Harz, Besuch bei Plessing.

1778, Januar: Tod des Fräuleins von Laßberg (235).
Mai: Reise nach Leipzig, mit dem Herzog nach Potsdam und Berlin.
Sommer: Umgestaltung des Weimarer Parks.

1779: Goethe übernimmt die Kriegs- und Wegebauverwaltung, leitet die Rekrutenaushebungen.
Juni: Merck in Weimar.
28. August: Goethes Ernennung zum Geheimen Rat.
12. September 1779 bis 13. Januar 1780: Reise mit dem Herzog in die Schweiz (236).
Besuch in Frankfurt (19. September).
Besuch in Sesenheim (25. September).
Besuch in Straßburg bei Lili von Türkheim.
Besuch in Emmendingen bei Schlosser.
15. Dezember in Stuttgart (Eleve Schiller).

1780, Januar: Rückkehr nach Weimar.
Februar: Mit dem Herzog in Gotha.
Juni: Eintritt in den Freimaurerorden.

1781, Frühling: Inniger Verkehr mit Corona Schröter.
Sommer: Längerer Aufenthalt in Ilmenau.
Herbst: Anatomische Studien bei Loder. — Reisen an die Thüringischen Fürstenhöfe.

1782, März: Rekrutenaushebung.
Frühling: Übersiedelung in ein Stadthaus. — Goethes Vater stirbt (25. Mai).
3. Juni: Goethes Adelung (238). — Vorsitz im Staatsrat.
November: Geologische Studien.

1783: Erbprinz von Weimar geboren (22).
Goethe übernimmt die Finanzverwaltung.
Im Herbst: In Ilmenau, Ausflug nach dem Harz, Göttingen, Kassel.

1784, Januar: Hoftheater unter Bellomo.
Februar: Eröffnung des Betriebes des Ilmenauer Bergwerkes.
Frühling: Beschäftigung mit der Knochenlehre. Entdeckung des Zwischenkiefers am Menschen (251).
Verhandlungen über den Fürstenbund.
August: Reisen im Harz.
September: Oeser und Fritz Jacobi in Weimar.
Erneute Beschäftigung mit Spinoza.

1777: Wilhelm Meisters Lehrjahre begonnen.
Singspiele Lila und Triumph der Empfindsamkeit (mit ‚Proserpina‘).
Gedichte: Beherzigung (Ach, was soll der Mensch verlangen?). — Und ich geh meinen alten Gang. — Harzreise im Winter (235).

1778: Gedichte: An den Mond. — An die Entfernte (So hab ich wirklich dich verloren?). — Der Fischer. — Grenzen der Menschheit (?). — Wiederaufnahme des Egmont.

1779, Februar bis März: Iphigenie in Prosa (285).
6. April: Erste Aufführung der Iphigenie (293).
Gedichte: Gesang der Geister über den Wassern (etwa 10. Oktober).

1780, März: Aufkeimen des Tasso. — Stoffsammeln für das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar.
Die Vögel. — Jery und Bätely.
Elpenor begonnen. — Briefe aus der Schweiz.
Gedichte: Über allen Gipfeln ist Ruh (6. September). — Meine Göttin. — Elfensang. — An meine Bäume (Sag ich's euch, geliebte Bäume).

1781: Erwiderung auf Friedrichs des Großen Schrift über die deutsche Literatur (250).
Arbeit am Tasso und Wilhelm Meister.
Das Neueste von Plundersweilern (246).
Gedichte: Epiphaniasfest. — Nachtgedanken. — Der Becher. — ‚Den Einzigen, Lida, welchen du lieben kannst‘ (241).

1782: Fortsetzung des Wilhelm Meister und des Egmont.
Gedichte: Auf Miedings Tod. — Erlkönig. — Erwählter Fels.
Singspiel: Die Fischerin (erste Aufführung im Juli).
‚Die Natur‘ (251).

1783: Elpenor (abgebrochen). — Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Gedichte: ‚Ilmenau‘ (zum 3. September), Das Göttliche (Edel sei der Mensch), Der Sänger. — Lieder zu Wilhelm Meister: Harfenspieler (Wer sich der Einsamkeit ergibt — Wer nie sein Brot mit Tränen aß).

1784: Abhandlung über den Zwischenkiefer.
Gedichte: Die Geheimnisse (243), darin die ‚Zueignung‘ (Der Morgen kam). — Kennst du das Land? — An Frau von Stein (Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne).
Singspiel: Scherz, List und Rache.
Aufsatz über den Granit (506).

1785, Juni: Reise mit Knebel ins Fichtelgebirge.
Juli: Zum erstenmal in Karlsbad.
Sprachliche Vorbereitung auf die Reise nach Italien.

1786, Juni: Vertrag mit Göschen über die erste Ausgabe der gesammelten Werke.
Juli: Lavater in Weimar.
27. Juli: Ankunft Goethes in Karlsbad.
3. September: Flucht nach Italien (261).

1785: Fortsetzung des Wilhelm Meister.
Gedichte: Für ewig (Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken). — Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel. — Erster Verlust (Ach, wer bringt die schönen Tage). — Mignon (Nur wer die Sehnsucht kennt).

1786: Gedicht: Nähe (Wie du mir oft, geliebtes Kind).

1786, 19.—26. September: In Vicenza.
28. September: Ankunft in Venedig.
29. Oktober: Ankunft in Rom (267).

1786: Unterwegs Versbearbeitung der Iphigenie. — Plan einer Iphigenie in Delphi, Wiederaufsteigen des Planes zum Ewigen Juden, Plan zur Nausikaa (266).
Dezember: Abschluß der Iphigenie in Versen.

1787: Erster Aufenthalt in Rom. — 22. Februar: Abreise mit Tischbein nach Neapel.
6. März: Mit Tischbein auf dem Vesuv und in Pompeji.
29. März: Abreise mit Kniep nach Sizilien.
2.—18. April: in Palermo. — Rundfahrt durch Sizilien bis zum 14. Mai. — Rückkehr nach Neapel am 17. Mai.
7. Juni: Rückkehr nach Rom. — Zeichnen und Malen mit Hackert.
September und Oktober: in Frascati und Castel Gandolfo. — Die schöne Mailänderin (275).
Dezember: Abermaliger Aufenthalt im Albanergebirge.

1787, Februar: Vorübergehende Beschäftigung mit Tasso.
April: Bruchstück Nausikaa (293).
Iphigenie erscheint.
5. September: Abschluß des Egmont.
Der erste Band von ‚Goethes Schriften' (Goeschen) erscheint.
Umarbeitung der Singspiele Erwin und Elmire, Claudine von Villa Bella. — Plan zum Großkophta.
Gedichte: Amor als Landschaftsmaler, Cupido.
Hexenküche zum Faust.

1788, 23. April: Goethe verläßt Rom.
18. Juni: Rückkehr nach Weimar.

1788: Wiederaufnahme des Tasso.
Egmont erscheint.

1788, Juli: Begegnung mit Christiane Vulpius (298).
August: Reise der Herzogin Anna Amalia nach Italien.
7. September: Begegnung mit Schiller in der Lengefeldschen Familie.
Dezember: Schillers Bestallung zum Professor der Geschichte in Jena (329).
Moritz in Goethes Hause.

1789, Februar oder März: Die Stein erfährt Goethes Liebesbund mit Christiane.
8. Juni: Letzter vertrauter Brief Goethes an die Stein. — Bruch mit ihr (326).
25. Dezember: Geburt seines Sohnes August.

1790: Oberaufsicht über alle Anstalten für Wissenschaft und Kunst.
Beschäftigung mit der Farbenlehre und Pflanzenkunde, Fortsetzung der anatomischen Forschung.
Zweite Hälfte des März bis Anfang Juli: Zweite Reise nach und Aufenthalt in Italien, hauptsächlich Venedig (330).
Juli bis Oktober: Mit Karl August im schlesischen Feldlager, zurück über Dresden (Verkehr mit Körners).
31. Oktober: Besuch bei Schiller in Jena.

1788: Aufsätze über Italien in Wielands Merkur.
Gedichte: Meeresstille, Glückliche Fahrt. — An den Mond (zweite Fassung).
Der Besuch (Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen); Morgenklagen (O du loses, leidigliebes Mädchen).
Römische Elegien begonnen, fortgesetzt bis in den Herbst 1790.

1789: Vollendung des Tasso (313).
Weitere Aufsätze über Italien.
Gedichte: Kophtische Lieder (?).

1790: Veröffentlichung der abgeschlossenen Römischen Elegien hinausgeschoben.
Venetianische Epigramme (einige schon 1789).
Einige Distichen der Vier Jahreszeiten.
Tasso erscheint (Januar).
April: Bruchstück des Faust erscheint (349).
Abhandlung: ‚Die Metamorphose der Pflanzen'.

1791: ‚Ein ruhiges, innerhalb des Hauses und der Stadt zugebrachtes Jahr.‘

7. Mai: Eröffnung des stehenden Hoftheaters unter Goethes Leitung.

Mai: Entdeckung seiner neuen Farbenlehre.

Juni: Nachricht von Mercks Tode.

Juli: Begründung der Freitags-Gesellschaft (331).

1791: Der Großkophta (335).

Beiträge zur Optik.

Prolog zur Eröffnung des Theaters (341).

1792, August: Reise nach Frankfurt über Mainz und Trier nach Longwy ins Feldlager gegen Frankreich.

20. September: Kanonenfieber in der Schlacht bei Valmy.

Oktober, November: Rückzug des Heeres durch Luxemburg. — Besuch bei Fritz Jacobi in Pempelfort.

Ablehnung einer Frankfurter Ratsherrnstelle (332).

Dezember: In Münster bei der Fürstin Gallitzin.

16. Dezember: Rückkehr nach Weimar, Haus am Frauenplan. — Heinrich Meyer wird Goethes Hausgenosse.

1792: ‚Reise der Söhne Megaprazons‘.

Weitere Beiträge zur Optik.

Eifrige Beschäftigung mit dem Theater. — Aufführung des Don Carlos. — Arbeit an der Farbenlehre.

Arbeit an Reineke Fuchs.

Beschäftigung mit Kant.

Gedichte: Künstlers Fug und Recht.

1793: Optische Studien.

10. Mai: Reise nach Frankfurt, beim Belagerungsheer vor Mainz. — Rückkehr nach Weimar am 28. August.

Im Lager vor Mainz Farbenstudien.

1793: Reineke Fuchs erscheint (338).

Der Bürgergeneral. — Die Aufgeregten.

Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter.

Das Märchen (?).

Aufsätze: ‚Farbige Schatten‘ und ‚Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt.‘

‚Das Mädchen von Oberkirch.‘

1794: Zunehmende Sorgen durch die politischen Ereignisse. — Arbeiten für die Theaterleitung, Beschäftigung mit Chemie.

Gründung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena.

1794, Mai: Entscheidende Begegnung und Unterredung mit Schiller (355).

14. Juni: Schillers Einladung zu den Horen (360).

24. Juli: Goethes Zusage.

23. August: Schillers Brief über Goethes Entwickelung (361).

4. September: Einladung Goethes an Schiller. — Dieser zwei Wochen Goethes Gast (362).

1794: Zwei Episteln (375).

Wilhelm Meister Buch 1—3.

Mitarbeit an den Horen.

1795, Mai: Verkauf des Frankfurter Elternhauses.

Goethe häufig in Jena, fast täglicher Verkehr mit Schiller.

August usw.: In Ilmenau mit seinem Söhnchen. — Stollenbruch.

Heinrich Meyer reist nach Italien.

1795: Fortsetzung des Wilhelm Meister.

Die Römischen Elegien (310) und Die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter erscheinen in den Horen.

Der Aufsatz ‚Literarischer Sansculottismus‘ (414).

Bruchstück: Die Befreiung des Prometheus.

Gedichte: Nähe des Geliebten. — Wer kauft Liebesgötter? — Philine (Singet nicht in Trauertönen). — Harfenspieler (An die Türen will ich schleichen). — Mignon (Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen). — Der Rattenfänger. — Die Spinnerin.

Oktober: Beginn der Arbeit an den Xenien.

1796, Januar bis Mitte März: In Jena mit Schiller.
Ende März bis 20. April: Schiller mit seiner Frau in Weimar.
25. April: Aufführung des Egmont in Schillers Bearbeitung. — Iffland in Weimar.
Mai: Körner in Jena, Verkehr mit Goethe.
Sommer: Jean Paul in Weimar.
August bis Anfang Oktober: Goethe in Jena.
Dezember: Mit dem Herzog nach Leipzig und Dessau.

1796: Fortsetzung des Wilhelm Meister. Übersetzung von Cellinis Lebensgeschichte.
Mai: Alexis und Dora (374).
September: Schillers Musenalmanach mit den Xenien erscheint.
September: Erster Entwurf von Hermann und Dorothea (386).
Dezember: Elegie Hermann und Dorothea.
Gedichte: Die Spröde. — Die Bekehrte. — Musen und Grazien in der Mark. — Der Chinese in Rom. — ‚Vier Jahreszeiten' vervollständigt.

1797, Ende Februar bis Mitte April: In Jena mit Schiller.
Lebhafter Briefwechsel mit diesem über Epos und Drama.
30. Juli: Abreise von Weimar nach Frankfurt mit Christiane und August. Aufenthalt bei der Mutter bis zum 25. August.
Über Stuttgart (Verkehr mit Dannecker) nach Tübingen (bei Cotta); über Schaffhausen nach Zürich (Begegnung mit H. Meyer), mit diesem Ende September durch die Urkantone bis zur Höhe des Gotthard.
Zurück über Stuttgart, Nürnberg (mit Knebel), Ankunft in Weimar am 19. November.

1797: Hermann und Dorothea vollendet, erscheint im Oktober (386).
Plan zu einem Epos ‚Die Jagd' (später ‚Novelle').
‚Über epische und dramatische Dichtkunst'.
Sommer: Arbeit am Faust (Zueignung, Prolog im Himmel, Oberons und Titaniens goldene Hochzeit).
Plan zu einem Epos Wilhelm Tell (428).
Gedichte: Der Schatzgräber. — Die Braut von Korinth. — Der Gott und die Bajadere. — Der Zauberlehrling. — Edelknabe und Müllerin. — Der Junggeselle und der Mühlbach. — Der Müllerin Verrat. — Der Müllerin Reue. — Das Blümlein Wunderschön. — Legende vom Hufeisen (?). — Das Sonett. — Hauspark. — An Mignon (Über Tal und Fluß getragen).
Elegien: Der neue Pausias, Amyntas, Euphrosyne (375).

1798, März: Ankauf eines Gutes in Oberroßla.
Arbeiten für den neuen Theaterbau.
April: Iffland in Weimar.
12. Oktober: Aufführung von Wallensteins Lager.

1798: Fortsetzung des Faust.
Plan zur Achilleïs (392).
Erstes Stück der Propyläen.
Gedichte: Die Metamorphose der Pflanze. — Deutscher Parnaß. — Weissagungen des Bakis (375). — Weltseele (Verteilet euch nach allen Regionen).

1799, Januar: Schiller in Weimar bei Goethe. — 30. Januar: Erste Aufführung der Piccolomini.
April: Schiller wiederum in Weimar. — 20. April: Erste Aufführung von Wallensteins Tod.
Mai: Goethe in Jena.
Dezember: Tieck in Weimar.
Schillers Übersiedelung nach Weimar.
Beginn des Briefwechsels mit Zelter.

1799: Achilleïs begonnen und abgebrochen.
‚Der Sammler und die Seinigen.'
Plan zur Natürlichen Tochter (399).
Übersetzung von Voltaires Mahomet.
Gedichte: Der Musensohn (Durch Feld und Wald zu schweifen). — An Lina (Liebchen, kommen diese Lieder).
Erstes Preisausschreiben für Kunstwerke.

1800, März: Goethe in Oberroßla.
14. Juni: Erste Aufführung von Maria Stuart.
Juli bis Dezember: Goethe wiederholt in Jena.
31. Dezember: Die letzten Stunden des Jahrhunderts mit Schiller und Schelling.

1800: Arbeit am Faust, an der Farbenlehre.
Übersetzung von Voltaires Tankred. — Fortsetzung der Natürlichen Tochter.
Zum Geburtstag der Herzogin-Mutter (24. Oktober): Paläophron und Neoterpe (403).
Letztes Stück der Propyläen.
Einige Distichen der Vier Jahreszeiten.

1801, Januar: Gefährliche Erkrankung an Gesichtsrose.
März bis Mai: Erholungsaufenthalt in Oberroßla.
Anfang Juni bis Mitte Juli: Badeaufenthalt in Pyrmont. — Rückreise über Göttingen, Kassel. Ankunft in Weimar 30. August.
November: Aufführung von Lessings Nathan.

1801: Fortsetzung des Faust. — Erster Akt der Natürlichen Tochter.
Gedichte: Frühzeitiger Frühling. — Dauer im Wechsel (Hielte diesen frühen Segen). — Stiftungslied. — Zum neuen Jahr. — Natur und Kunst.

1802: Erste Jahreshälfte überwiegend in Jena, Aufführung von W. Schlegels Jon. — März: Zelter in Weimar. — Umtriebe Kotzebues (429).
15. Mai: Erste Aufführung der Iphigenie in Versen.
13. Juni: August konfirmiert.
Ende Juni bis Ende Juli: In Lauchstädt und Halle bei Fr. A. Wolf.
28. August: Corona Schröter stirbt.
Heinrich von Kleist in Weimar.
Dezember: H. Meyers Verheiratung; er verläßt Goethes Haus.

1803: Erste Aufführung der Natürlichen Tochter (2. April); von Schillers Braut von Messina und Jungfrau von Orleans.
Zelter in Weimar.
Riemer zieht in Goethes Haus.
Dezember: Frau von Staël in Weimar.
18. Dezember: Herder stirbt.
Verluste der Universität Jena, Begründung der neuen allgemeinen Literaturzeitung (422).

1804, Januar: Verkehr mit Frau von Staël.
17. März: Erste Aufführung von Wilhelm Tell.
November: Einzug des Erbprinzen Karl Friedrich u. der Erbprinzessin Maria Paulowna.

1805: Wiederholte Krankheitsanfälle.
1. Mai: Letzte Begegnung mit Schiller.
9. Mai: Schillers Tod (423).
Juni: Fr. A. Wolf und Fritz Jacobi bei Goethe.
Juli und August: In Lauchstädt und Halle, Besuch von Magdeburg, Helmstedt (Beireis), Halberstadt (427).
1805, 10. August: Bildliche Darstellung von Schillers Glocke mit Goethes Epilog.
Der Arzt Gall in Weimar.

1802: Maskenzug zum 30. Januar.
Festspiel: Was wir bringen.
Fortsetzung der Natürlichen Tochter.
Fortsetzung der Farbenlehre.
Gedichte: Nachtgesang (O gib vom weichen Pfühle). — Bergschloß. — Schäfers Klagelied (Da droben auf jenem Berge). — Trost in Tränen (Wie kommt's, daß du so traurig bist). — Hochzeitlied (Wir singen und sagen vom Grafen so gern). — Generalbeichte. — Tischlied (Mich ergreift, ich weiß nicht wie).

1803: Cellinis Leben (417) und Natürliche Tochter erscheinen.
Gedichte: Ritter Kurts Brautfahrt. — Wandrer und Pächterin. — Kriegserklärung. — Selbstbetrug (Der Vorhang schwebet hin und her).
‚Regeln für Schauspieler' (346).

1804: Bearbeitung des Götz für die Bühne.
Beginn der Schrift über Winckelmann und der Übersetzung von Diderots ‚Neffen Rameaus'.
Fortsetzung der Farbenlehre. — Verschiedene Aufsätze für die Jenaer Literaturzeitung.

1805: Rameaus Neffe vollendet.
‚Winckelmann und sein Jahrhundert' erscheint (416).
Epilog zu Schillers Glocke (423).

1806: Oehlenschläger in Weimar.
Juli und August: In Karlsbad.
14. Oktober: Schlacht bei Jena. Plünderung Weimars durch die Franzosen.
19. Oktober: Trauung mit Christiane. (430).
November: Johanna Schopenhauer eröffnet ihr Haus.
Dezember: Wiedereröffnung des Theaters.

1807, Februar: Erste Aufführung des Tasso.
10. April: Tod der Herzogin-Mutter.
Bettina Brentano in Weimar.
Mai: Fünfte Reise nach Karlsbad. — Bekanntschaft mit dem französischen Gesandten Grafen von Reinhard.
September: Rückkehr nach Weimar.
November und erste Hälfte des Dezember: in Jena, Verkehr im Frommannschen Hause, Leidenschaft für Minna Herzlieb (433).
Zacharias Werner in Jena und Weimar.
Nähere Bekanntschaft mit dem Nibelungenliede (440).
Besuch eines Sohnes Lilis von Türkheim.

1808: Hausmusik unter Eberweins Leitung.
Aufführung von Kleists Zerbrochenem Krug (2. März).

1806: Abschluß des ersten Teiles des Faust (25. April).
Fortsetzung der Farbenlehre.
Vorbereitung einer neuen Gesamtausgabe der Werke bei Cotta.
Verschiedene Aufsätze über Kunst und Literatur.
Gedichte: ‚Vanitas'.

1807: Gedächtnisrede auf die Herzogin-Mutter.
Prolog zur Eröffnung des Leipziger Theaters.
Plan zu den Wanderjahren und zu den Wahlverwandtschaften.
Plan einer Lebensbeschreibung Hackerts.
November: Beginn der Pandora.
Fortsetzung der Farbenlehre.
Gedichte: Sonette (Mächtiges Überraschen, Freundliches Begegnen usw. bis Charade).

1808, Frühling: Zweite Hälfte der Pandora.
April: Arbeit an den Novellen in den Wanderjahren.

April: Abgang Augusts zur Heidelberger Universität.
Mai bis September: In Karlsbad.
13. September: Goethes Mutter stirbt.
2. Oktober: Erste Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt (443).
8. Oktober: Zweite Zusammenkunft.
Herbst: Mittwochsgesellschaften, Goethe liest das Nibelungenlied vor.

Juni: Beginn der Ausführung der Wahlverwandtschaften.
Gedichte: Der Goldschmiedsgesell. — Wirkung in die Ferne.
August: Plan zu Dichtung und Wahrheit.
Erscheinen des ersten Teiles des Faust.
‚Schweizer Reisen'.
Plan eines lyrischen Volksbuches (476).

1809, Frühling: Überwiegend in Jena.
Juli: Besuch des Grafen Reinhard.
August und September: In Jena.
Dezember: Wilhelm Grimm in Weimar.

1809: Beschäftigung mit altdeutschen Dichtungen.
Vollendung der Wahlverwandtschaften (437).
Oktober: Schema zu Dichtung und Wahrheit.
Gedichte: Johanna Sebus.

1810: Wilhelm von Humboldt in Weimar.
Mai bis Ende September: In Karlsbad (mit Körner, Fr. A. Wolf, Zelter, Kaiserin Maria Ludowika von Österreich) und in Teplitz (mit Karl August, Zelter, Ludwig Napoleon).
Beschäftigung mit altdeutscher Baukunst.

1810, Mai: Vollendung der Farbenlehre.
Maskenzug: Die romantische Poesie.
Beginn von ‚Hackerts Leben'.
Schema zu den Wanderjahren.
Arbeit an Dichtung und Wahrheit.
Gedichte: Rechenschaft. — Ergo bibamus. — Das Tagebuch. — Blumengruß.

1811, Mai: Sulpiz Boisserée in Weimar.
Mitte Mai bis Ende Juni: In Karlsbad.
September: Bettina von Arnim in Weimar, Bruch mit ihr.
Briefliche Annäherung Klingers.

1811: Erscheinen des ersten Bandes von Dichtung und Wahrheit (470).
Bearbeitung von Romeo und Julia (463).

1812: Riemer verläßt Goethes Haus.
Frühling bis in den Sommer: In Karlsbad. — Von Mitte Juli bis in den August in Teplitz.
19. Juli: Bekanntschaft mit Beethoven (448).
Dezember: Napoleon fährt durch Weimar und läßt Goethe grüßen.

1812: Begrüßungsgedichte für die Kaiserinnen von Österreich und Frankreich.
Lustspiel: Die Wette.
Oktober: 10. Buch von Dichtung und Wahrheit beendet.
Gedichte: Groß ist die Diana der Epheser. — Gegenwart.

1813, 20. Januar: Wieland stirbt.
18. Februar: Trauerloge zu Wielands Gedächtnis.
April: Preußische, russische, französische Truppen um Weimar.
17. April: Abreise nach Teplitz über Dresden, Zusammentreffen mit E. M. Arndt und dem Freiherrn vom Stein.
August: Über Dresden zurück nach Weimar.
21. Oktober: Preußische Truppen säubern Weimar von den Franzosen.
Metternich, Hardenberg, Wilhelm von Humboldt in Weimar.
November: Gespräch mit Luden über Deutschlands Zukunft (460).

1813: Gedächtnisrede auf Wieland.
Arbeit am 3. Bande von Dichtung und Wahrheit.
Epilog zum ‚Essex' (450).
Aufsätze: Shakespeare und kein Ende (?).
Gedichte: Der getreue Eckart. — Der Totentanz. — Die wandelnde Glocke. — Ballade vom vertriebenen Grafen (beendet 1816). — Eigentum. — Gefunden (Ich ging im Walde). — Die Lustigen von Weimar. — Gewohnt, getan. — Offne Tafel.

1814: Fürst Radziwill in Weimar.
Mai bis Juni: Goethe im Bade Berka, liest Hafis' Diwan.
Iffland bittet um ein Siegesfestspiel für Berlin.
Fr. A. Wolf und Zelter bei Goethe.
25. Juli: Abreise nach den Main-, Rhein- und Neckargegenden. — Rochusfest bei Bingen am 16. August.
In Winkel am Rhein bei Joseph Brentano.
Mit Boisserée in Heidelberg.
Oktober: In Frankfurt und auf der Gerbermühle bei Willemers (450—451).
27. Oktober: Rückkehr nach Weimar.

1814, Januar: Vollendung des 3. Bandes von Dichtung und Wahrheit.
Beginn der Abfassung der Italienischen Reise (474).
Juli: Das Epimenides Erwachen abgeschlossen (461).
Gedichte: Verschiedene im Diwan (494 usw.).
Gleich und gleich. — Der neue Copernikus. — Kriegsglück.

1815: Theateraufführungen zu Schillers und Ifflands Andenken.
Mai bis September: In Frankfurt, Wiesbaden, Köln (mit dem Freiherrn vom Stein).
23. bis 26. September: Mit Willemers in Heidelberg.
Mit Karl August nach Mannheim. — Rückreise über Würzburg nach Weimar.

1815, 30. März: Berliner Aufführung des Epimenides.
Zusatzstrophen für den Epilog zu Schillers Glocke.
Fortsetzung der Italienischen Reise.
‚Über das deutsche Theater‘.
Zahlreiche Gedichte für den Diwan.
Gedichte: Lust und Qual (Knabe saß ich, Fischerknabe).

1816, 30. Januar: Großkreuz des Falkenordens.
7. April: Huldigung für Karl August als Großherzog. — Goethes Dienstrang und Gehalt erhöht.
6. Juni: Christiane von Goethe stirbt. (452). — Zelter in Weimar.
Juli: Rheinreise, bald nach dem Antritt aufgegeben.
Nähere Bekanntschaft mit Schopenhauer.
September: Besuch von Charlotte Kestner (453).

1816: Erstes Heft von Kunst und Altertum.
Erscheinen des ersten Bandes der Italienischen Reise.
Gedichte: Künstlerlied (Zu erfinden, zu beschließen). — Mai (Leichte Silberwolken schweben). — Proömion (Im Namen dessen, der sich selbst erschuf).

1817, 12. April: Goethes Entlassung aus der Theaterleitung.
April bis August: Aufenthalt in Jena.
17. Juni: Vermählung Augusts mit Ottilie von Pogwisch.
18. Oktober: Studentisches Wartburgfest.
31. Oktober: Reformationsfest.
Verkehr mit Knebel. — Beschäftigung mit Chemie.

1818, erste Jahreshälfte: Meist in Jena.
Ende Juni bis Mitte September: In Karlsbad.
Zelter in Weimar.
9. April: Goethes erster Enkel, Walther, geboren.

1819, März: Minister Voigt stirbt.
23. März: Kotzebue ermordet (558).
Mai: August und Ottilie bei Zelter in Berlin.
Von Ende August bis Ende September: Goethe in Karlsbad, Verkehr mit Metternich.

1820, Ende April: nach Karlsbad.
Sommer bis in den Herbst: In Jena, naturwissenschaftliche Arbeiten.
August: Schinkel, Tieck und Rauch bei Goethe.
18. September: Geburt des Enkels Wolfgang.

1821: Besuch des russischen Großfürsten Nikolaus.
Sommer: In Marienbad (Familie Levetzow.)
November: Zelter und Felix Mendelssohn in Weimar.

1817: ‚Geschichte meines botanischen Studiums.‘
‚Deutsche Sprache‘.
Zweiter Band der Italienischen Reise.
Aufsatz über Byrons Manfred.
Gedichte: März (Es ist ein Schnee gefallen).
‚Den 31. Oktober 1817.‘ — Orphische Urworte.

1818: Der Diwan gedruckt. — Noten und Abhandlungen zum Diwan.
3. und 4. Heft von Kunst und Altertum.
Aufsatz über Lionardo da Vincis Abendmahl.
Maskenzug zu Ehren der Zarin.
Gedichte: Um Mitternacht.

1819: Der Diwan erscheint (498).
Beginn der Annalen.
Abschluß der zwanzigbändigen Gesamtausgabe der Werke.
Aufsatz: ‚Die Metamorphose der Tiere.‘

1820: Beschäftigung mit Homer; — 5. und 6. Heft von Kunst und Altertum.
Fortsetzung der Wanderjahre.
Einige Nachtragsgedichte zum Diwan.
‚Zweiter Aufenthalt in Rom.‘
Aufsatz über Manzonis Grafen Carmagnola.
Campagne in Frankreich und Belagerung von Mainz.
Gedichte: Parabase (Freudig war vor vielen Jahren).

1821: Der erste Band der Wanderjahre erscheint. — Zahme Xenien.
Arbeiten am 4. Bande von Dichtung und Wahrheit.
Prolog für das neue Schauspielhaus in Berlin.
Beschäftigung mit Byron und Walter Scott.
Die drei Paria-Gedichte (bis 1823). — Das Wanderlied in den Wanderjahren (Von dem Berge zu den Hügeln). — Eins und Alles (Im Grenzenlosen sich zu finden). — Vermächtnis.

1822: Näheres Verhältnis zum Kanzler Müller.
Häufiger Besuch der großherzoglichen Familie.
19. Juli bis Ende August: In Marienbad (mit den Levetzows).
Brief der Gräfin Stolberg-Bernstorff (559).
Lebhafte Teilnahme am Aufstande der Griechen.

1822: Übersetzung von Manzonis Ode auf Napoleon und von neugriechischen Volksliedern.
Fortsetzung der Arbeit an den Wanderjahren.
Gedichte: Aeolsharfen.

1823, Februar: Lebensgefährliche Erkrankung; im März Genesung.
22. März: Geburtstagsaufführung des Tasso.
Anfang Juni: Eckermann zuerst bei Goethe.
Ende Juni bis September: In Marienbad, Karlsbad, abermals Marienbad.
Werbung um Ulrike von Levetzow (560).
November: Erneute Erkrankung. Trostreicher Besuch Zelters.
Erinnerungen an Friederike Brion (561).

1823: Fortsetzung der Annalen und der Schriften zur Naturwissenschaft (Morphologie).
Gedichte: Trilogie der Leidenschaft (560). — An Byron.
Fortsetzung der Zahmen Xenien.
Aufsätze: Wiederholte Spiegelungen (561), — Bedeutendes Fördernis usw. (528).

1824, 19. April: Byron stirbt.
Juli: Die beabsichtigte Reise nach Marienbad aufgegeben.
August: Fr. A. Wolf stirbt in Marseille.
Besuch Rauchs und Schinckels.
1. Oktober: Heine in Weimar (604).
Annäherung Carlyles.

1824: ‚Über mein Verhältnis zu Byron.'
Über Byrons Kain. — ‚Zum Andenken Byrons' (604).
Briefwechsel mit Schiller zur Veröffentlichung vorbereitet.
Einleitendes Gedicht zur 50. Jahresfeier des Erscheinens von Werthers Leiden (Noch einmal magst du, vielbeweinter Schatten).

1825, 21. März: Das Weimarer Hoftheater brennt ab.
Verhandlungen mit Cotta über eine Ausgabe sämtlicher Werke; Schutzbrief des Deutschen Bundestags.
Zweiter Besuch Felix Mendelssohns.
3. September: Fest der 50jährigen Regierung Karl Augusts.
7. November: Jubelfeier von Goethes 50-jährigem Staatsdienst (605). — Festaufführung der Iphigenie.

1825: Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit.
Vorbereitung des Briefwechsels mit Zelter für den Druck.
Wiederaufnahme der ‚Helena' für einen zweiten Teil des Faust.
Fortsetzung der Annalen und der Wanderjahre.

1826: Zelter, Grillparzer, Alexander von Humboldt in Weimar.
Beschäftigung mit Dante.
Überführung von Schillers Schädel in die Bibliothek. Aufstellung von Danneckers Schillerbüste.

1826: Ankündigung zur neuen Ausgabe der Werke.
Fortsetzung des zweiten Teiles des Faust und der Wanderjahre.
Gedicht: ‚Bei Betrachtung von Schillers Schädel' (565).
Die ‚Novelle.'

1827, 6. Januar: Frau von Stein stirbt.
Die Prinzen Friedrich Wilhelm, Wilhelm und Karl von Preußen in Weimar.
Briefwechsel mit Walter Scott.
28. August: König Ludwig I. von Bayern bei Goethe (607).
Goethes Enkelin Alma geboren.
16. Dezember: Beisetzung Schillers in der Fürstengruft.

1827: Fortsetzung der Wanderjahre und des Faust.
Aufsätze über französische, italienische, serbische, chinesische Literatur. — Aufsatz über Simrocks Übersetzung des Nibelungenliedes.
Helena im Faust zum Druck.
Gedichte: Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten. — Gutmann und Gutweib.
Spruchgedichte: Übermütig sieht's nicht aus. — Fassest du die Muse nur beim Zipfel. — Nachahmung der Natur usw.

1828: König Ludwig von Bayern läßt Goethes Bild von Stieler malen.
14. Juni: Karl August stirbt.
7. Juli bis 11. September: Goethe auf der Dornburg.
Tieck in Weimar.
Dezember: Zelters 70. Geburtstag.

1828: Beginn des Druckes von Goethes und Schillers Briefwechsel.
Gedichte: Der Bräutigam (Um Mitternacht). — Dem aufgehenden Vollmond. — Früh, wenn Tal, Gebirg und Garten. — Tischlied für Zelter.
Eifrige Beschäftigung mit den französischen Romantikern (Mitarbeitern des Globe).

1829: Der französische Bildhauer David d'Angers und der polnische Dichter Mickiewicz in Weimar. — Zelters Besuch.

1829: Vollendung der Wanderjahre (561).
Letzte Gesamtausgabe der Werke bis zum 30. Bande gefördert.
Der Briefwechsel mit Schiller erscheint.
‚Zweiter Aufenthalt in Rom' abgeschlossen.
Fortsetzung des Faust.
Gedichte: Vermächtnis (Kein Wesen kann zu nichts zerfallen).

1830, 14. Februar: Luise von Weimar stirbt.
April: August von Goethe reist mit Eckermann nach Italien.
Ende Juli: Revolution in Frankreich. — Der Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire (608).
10. November: Nachricht vom Tode seines Sohnes. — 25. November: Blutsturz.

1830: Die letzte Gesamtausgabe vollendet.
Fortsetzung des Faust (Klassische Walpurgisnacht).
Fortsetzung von Dichtung und Wahrheit.
Aufsätze über den Umschwung der französischen Naturwissenschaft, — über Carlyles Leben Schillers.

1831, Januar: Goethe legt sein Testament bei der Regierung nieder.
Mai: Eckermann zum Herausgeber des Nachlasses ernannt.
Juli: Zelter in Weimar.
28. August: Geburtstagsgeschenk von Carlyle, Scott usw.
Goethe in Ilmenau, auf dem Kickelhahn (610).

1831: Vorbereitung des Druckes des Briefwechsels mit Zelter.
Februar: Zweiter Teil des Faust vollendet (548).
Aufsätze über Botanik.
Abschluß von Dichtung und Wahrheit.

1832, 14. März: Letzte Ausfahrt.
15. März: Beginn der Todeskrankheit.
17. März: Goethes letzter Brief (an W. von Humboldt).
22. März: Goethe stirbt.
26. März: Beisetzung in der Fürstengruft.

1832: Beschäftigung mit Botanik, mit altrömischen Bauten.



Verzeichnis der Sachen und Namen.

Die Ziffern bezeichnen die Seiten; bei mehren Seitenzahlen weist die fett gedruckte auf die Hauptstelle.

A.

Abbt 68, 569.
„Abschied" (Laß mein Aug' den Abschied sagen) 53.
„Ach, um deine feuchten Schwingen —" 496, 498.
„Ach, wenn du da bist —" 221.
„Ach, wer bringt die schönen Tage —" 249, 514.
Achilleis 223—224, 367, **392—393**, 406, 419.
Adelung, J. Chr. 369.
„Adler und Taube" 161.
Aelst 85.
„Äolsharfen" 561.
Aeschylos 290, 397, 463.
Agricola 504.
„Ahasverus und Esther, Puppenspiel von" 126—127.
„Alexis und Dora" 96, 219, 306, 309, 369, **374**, 391, 522.
„Alle Gestalten sind ähnlich" 480.
„Allerdings" 517.
„Alles geben die Götter" 27, 234.
„Alles kündigt dich an —" 501.
„Als noch verkannt —" 374, 397.
„Also das wäre Verbrechen —" 386.
„Amadis, Der neue" 161.
„Amerika, du hast es besser —" 563.
„Amine" 47.
„Amor als Landschaftsmaler" 279.
Ampère 263, 318.
„Amyntas" 309, **375**, 483, 510. 529.
Anakreon und Anakreontiker 44 bis 46, 85—86, 92, 158.
„Anatomie, Vergleichende" 481.
„An Belinden" 184.
„An dem Meere ging ich —" 305.
„An dem reinsten Frühlingsmorgen —" 376.
„An den Mond" (Füllest wieder —) 230, **235**, 241, 274, 509, 510, 514.
„An den Mond" (Leipziger Liederbuch) 46.
„An den Schlaf" 45.
„An die Entfernte" 241.
„An die Türen will ich schleichen —" 376.
„Angedenken du verklungner Freude" 186.
Angelus Silesius 572.
„An Lida" 510.
„An meine Mutter" (Gedicht) 44.
Anna Amalia von Weimar 24, 25, 129, 189, 194—196, **203—204**, 205, 250, 271, 308, 330—331, 403, 440, 587.
Annalen 73, 239, 334, 336, 353, 424, 428, 452, 467, **474**, 555, 559, 571, 603.
„Antiker Form sich nähernd" 244.
„Antik und Modern" 396, 612.
„Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel" 242.
Anzengruber 477.
Ariost 517.
„Aristeia der Mutter" 474.
Aristophanes 246, 397.
Aristoteles 106, 521.
Arndt, E. M. 449, 459.
Arnim, Achim von 344, 383, 411 bis 412, 420.
Arnim, Bettina von (s. Brentano).
Arnold, G. 53, 89.
Arnold, G. D. 570.
Auerbach, B. 383.
„Aufgeregten, Die" 84, 260, 333, 334, 335, **337**, 343, 524.
„Aus Goethes Brieftasche" (Wagner) 166.
„Aussöhnung" 560—561.
„Aus wie vielen Elementen —" 499.

B.

Baco, Roger 174.
„Bahrdt, Prolog zu den neuesten Offenbarungen usw." 126, **128** bis **129**, 168.
„Bald ist es Ernst —" 239.
Balladen (Goethes) 81, 131, 219, 227, 240, 243, 366, **372—374**, 418, **502**, 507—508.
Ballade vom untreuen Knaben 81, 131.
Ballade vom vertriebenen Grafen **464**, 502, 510.
Bandello 382, 447.
Barthélemy 377.
Basedow 121, 158, 510.
Batsch 352, 355.
Baudissin, Graf Wolf 445.
Bayle 29, 61, 488.
Beaumarchais 162—164, 336, 399, 417, 519.
„Becher, Der" 223, **241**.
Bechstein 547.
Bechtoldsheim 228.
Becker, Christiane 346, 418.
„Bedeutendes Fördernis" (Aufsatz) 528.
Beethoven 11, 247, 285, 443, **448—449**, 465, 494, 600.
„Befreiter Prometheus" 124.
Begas (Maler) 607.
„Behramgur" (Diwan) 498.
Behrisch 33, **36**, 41—42, 44, 50, 84.
„Beiname" 499.
Beireis 427—428.
„Belagerung von Mainz" 474 bis 475, 558.
Bellomo 238, 344.
„Belsazar" 32, 50.
Berendis 416.
Bergmann 37, 593.
„Bergschloß, Das" 511.
Bernays 149.
Bertuch 196, **205**, 298, 331.
Besser 28, 507.
„Bilde, Künstler —" 522.
Bildende Kunst 38—40, 56—58, 119, 125, 267—271, 276—278, 415—416, 476—477, 613.
„Biographie" (Aufsatz) 10.
„Biographische Einzelheiten" 83 bis 84, 474.
Birken, S. von 507.
Bismarck 51, 200, 416, 472, 571, 586, 588, 597, 613, 615.
Blum 167.
Blumenbach 420.
„Blumengruß" 501.
„Blümlein Wunderschön" 373.
Boccaccio 26, 127, 249, 340, 382.
Bode 205.
Bodenstedt 501, 542.
Bodmer 35, 94, 237, 246.
Boerhave 61.
Böhme, Professor und Frau 34, 43.
Boie 120, 178 u. 181 (Faust).
Boileau 106.
Boisserée 408, 438, 446—447, 450—451, 476, 490, 496, 555, 558.
Borck 64.
Born 137.

Börne 401, **609—610**.
„Botanik, Zur" 482, 590.
„Botanisches Studium" 478.
Böttiger 348, 396.
Bourget 382.
Brahms 449.
Branconi 210, 217, 237.
„Bräutigam, Der" 502.
„Brautnacht, Die" 46.
„Braut von Korinth" 301, 372, **373—374**, 508, 510, 516, 530, 532, 584.
Breitinger 35.
Breitkopf 36, 39, 45, 148.
Bremer Beiträger 97.
Brentano-Arnim, Bettina 25, 102, 303, 308, 412, 440, 447, 470, 474, 503, 587, 604.
Brentano, Clemens 412, 494.
„Brief des Pastors usw." 120, **169**, 489, 571.
„Briefe aus der Schweiz" 170, 250.
Briefwechsel mit Schiller 567, 603, 607, 609.
Brion, Friederike 11, 12, 48, 60, 62—63, **73—84**, 84—86, 90, 101, 114—115, 151, 163—164, 165, 171—172 (Faust), 178, 185, 237, 286, 299, 472—473, 511, 524, 542, 561, 594.
Brockes 152, 507—508, 512.
„Bruchstück eines Romans" 86.
Brühl, Graf 559.
Brühl, Gräfin von 222.
Bruno, Giordano 160, 488.
„Buch Annette" 41, **44—45**.
Buff, Charlotte 12, 42, 73, **134** bis **138**, 140, 144, 148—150, 168, 217, 454, 542, 596.
„Bundeslied" (In allen guten Stunden) 161.
Bürger 92, 112 u. 115 (Götz), 120, 168, 183, 228, 371, 377, 502, 596.
„Bürgergeneral, Der" 260, 333, 335, **337**, 399, 455, 617.
Burns 605.
Bury, L. von 31.
Bury, Fritz (Maler) 271.
Byron 443, 452, 453, 530, 548, 551, 557, 559, 566, 594, **603** bis **604**, 605, 614.
„Byrons Don Juan" (Aufsatz) 126, 604.
Byrons Don Juan (Übersetzung) 603.
Byrons Manfred (Übersetzung) 603.

C.

Cagliostro 270, 335—336, 596.
Calderon 174, 436, 441, 444, 593.
„Campagne in Frankreich" 331 bis 332, 467, **474—475**, 558 bis 559.
Campe 369, 528, 573—574.
Camper 252.
Canitz 28, 507.
Carducci 577.
Carlyle 577, 594, **604—605**.
Carpzow 61.
„Cäsar" 86, 122—123, 262.
Catull 279.
Cellini 366, **417**, 418, 470, 471, 562, 566, 585.
Cervantes 379, 524.
Chamisso 547, 562.
„Charade" 503.
Chateaubriand 31, 145.
Chatterton 31.
„Chinese in Rom, Der" 376, 418.
„Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten" 502.
„Christel" 161, 228.
Christen, A. 157.
„Christlich Meynende, Der" (Faust) 534.
Chuquet 392, 475.
„Claudine von Villa Bella" **131**, 188, 247, 248, 271, 279, 285, 336.
Claudius 92, 168, 369, 371.
„Clavigo" 72, 80, **82**, 99, **162** bis **164**, 165, 172, 190, 210, 399, 469.
„Clementinische Rekognitionen" 173.
Clodius 34, 37, 129.
Cohn, A. 149.
Coleridge 594.
Collin 200.
Comenius 28.
Concerto dramatico 128.
Constant, B. 145.
Constantin, Herzog von Weimar 203.
Constantin, Prinz von Weimar 196—197, 203, 255, 293, 591.
Corneille 28, 30, 43, 91, 150, 394, 577, 616.
Cornelius P. 396, 447.
Cotta 368, 418, 430, 533, 579.
Cramer, J. A. 32.
Creuz 28.
„Cupido, loser, eigensinniger Knabe —" 279.
Curtius, E. 577.
Cuvier 480, 608.

D.

Dacheröden, K. von 220.
„Da droben auf jenem Berge —" 376, 511.
Dalberg, H. von 207.
Dalberg, K. Th. von 207, 357, 443.
d'Alembert 97.
„Da loben sie den Faust" 468.
„Dämm'rung senkte sich von oben" 502.
„Dämon" 504.
Dannecker 418, 565.
Dante 270, 523, 537.
Daponte 247.
Darmstädter Kreis 67, **104—105**.
Darwin 329, 481—483, 577.
„Das ist Italien, das ich verließ —" 330.
„Daß Suleika von Jussuph entzückt war —" 495.
Daudet 124.
„Dauer im Wechsel" 376.
David d'Angers (Bildhauer) 607.
Defoe 377.
Deinhardstein 244.
Delille 403.
„Dem Schnee, dem Regen —" 241, 509, 514, 516.
„Dem Schützen, doch dem alten nicht —" 242.
„Den Dichter könnt ihr mir nicht nehmen —" 592.
„Den Einzigen, Lida —" 241.
„Denkmale" (Aufsatz) 477, 558.
„Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken —" 225.
„Der Besuch" 304.
„Der du von dem Himmel bist —" **211**, 510, 511—512, 513, 514, 516, 518.
„Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte —" 243.
„Der Strauß, den ich gepflücket" 501.
„Der Vorhang schwebet hin und her —" 376.
„Des Menschen Seele gleicht dem Wasser —" 237.
Dessau, Fürst Franz von 207.
„Deutscher Parnaß" 100, 126, **375—376**.
„Deutsche Sprache" (Aufsatz) 568, 573.
„Dichter gleichen Bären —" 526.
Dichtung und Wahrheit 12, 14, **74—76**, 80, 90, 219, 282, 445 bis 447, **470—474**, 524, 559.
Diderot 65, 71, 417.
„Die Jagd" 392.
„Dies wird die letzte Trän' nicht sein —" 54.
Dietmar 217.
„Dilettantismus" (Aufsatz) 414 bis 415.
„Diner zu Coblenz" 121, 598.
Dodd 38.
„Donnerstag nach Belvedere —" 501.
„Dreihundert Jahre hat sich schon —" 557.
„Dritte Wallfahrt nach Erwins Grabe" 166.
Drollinger 28.
Droste-Hülshoff 518.
Dschami 495, 498. [491.
„Du hast Unsterblichkeit im Sinn"

Düntzer 114, 213—214 (Stein).
„Du verklagest das Weib —" 244.
„Du versuchst, o Sonne, vergebens —" 452.
Dyk (Buchhändler) **345**, 418.

E.

Eberwein 445.
„Eckart, Der getreue" 502, 510.
Eckermann 251, 280, 469, 560, 562, 571, 580, **583**, 595, 611.
Edda 61, 160.
„Edelknabe und Müllerin" 373, 418.
„Edel sei der Mensch —" 204, 489, 512.
Egloffstein, H. von 208.
„Egmont" 19, 98—99, 106, 164, 171, 180, 189—191, 218, 232, 236, 237, 239, 244, 260, 263, 269—271, **279—285**, 315, 325, 327, 341, 342—343, 357, 365 (Schiller), 393, 401, 405—406, 455, 463, 472, 506, 520, 524, 573 (Sprache).
Eichendorff 383, 518.
Eichstädt 422.
„Eigentum" 519.
„Einen wohlgeschnitzten vollen Becher —" 223.
„Einfache Nachahmung der Natur" usw. (Aufsatz) 348.
„Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern —" 603.
„Ein jeder kehre vor seiner Tür — 454.
„Einlaß" (Diwan) 500, 531.
„Ein Reicher, dem gemeinen Wesen zur Nachricht —" 505.
„Ein reiner Reim wird wohl begehrt —" 518.
Einsiedel 207, 208.
„Elemente" 499.
„Elpenor" **249—250**, 263, 396, 432.
„Elysium" 105.
Emerson 254, 527, 591, 615.
Engel, J. J. 94.
Engelbach 60.
Englische Komödianten 175.
Ephemeriden 37, **61**, 64—65, 86, 122, 160, 177, 480.
„Epilog zur Glocke" 361, **423** bis **424**, 513, 518, 588.
„Epimenides" 260, 347, 398, 406, 413, 451, 457, **461—463**, 506, 511.
„Epiphaniasfest" 249.
„Epische und dramatische Dichtung" (Aufsatz) 414.
„Episteln" 375.
Erasmus 29.
‚Ergo bibamus' 446, 502.
„Erlkönig" 131, 195, 208, 230, **243**, 248, 373, 508, 510, 518.
Ernesti 34.
„Erschaffen und Beleben" 499.
„Erste Bekanntschaft mit Schiller" (Aufsatz) 354—356, 474.
„Erster Verlust" 249.
„Erwählter Fels" 231, 244.
„Erwin und Elmire" **131—132**, **184**, 247, 271, 279, 570.
Eschenburg 70, 369.
„Es ist ein Schnee gefallen —" 501.
„Es rauschet das Wasser —" 130, 248.
„Es schlug mein Herz —" 46, 514.
„Es war ein Buhle —" 81, 131.
„Es war ein fauler Schäfer" 248.
„Euch bedaur' ich, unglücksel'ge Sterne —" 241.
„Euphrosyne" **301**, **346**, **375**, 418, 483.
Euripides 29, 129, 286, 289—292 (Iphigenie), 397.
„Ewiger Jude" 29, 39, **124—125**, 171, 262, 492, 518, 593.

F.

Fahlmer, J. 26, 102, 159, 165, 235.
„Falconet, Nach und über" 166, 544.
„Falke, Der" 249.
Falke, Gustav 518.
„Fallstaff" (Bruchstück) 348.
Farbenlehre 329, 333, 368, 369, 416, **420**, 428, 440, 445—446, 453, 483, **484—485**, 488, 612.
Fastnachtspiele 21, **125—128**, 190, 243, **245—247**, 506, 570, 576.
Faust 29 (Volksbuch), 31, 34, 52 bis 53, 58, 59 (H. L. Wagner), 61, 63, 65 (Puppenspiele), 69, 72, 73, 79 (Gretchen), **81** (Friederike), 86, 87, 98—99, 105 (Mephisto), 117, 125, 128, 130, 140, 142, 146, 147—148 (Lessing), **170—182** (Urfaust), 184 (Rattenlied), 190, 250, 258, 270—271, 273, 279—280, 309, 329, 341, 342—344, **349—351** (Bruchstück von 1790), 352, 366 bis 368 (Schiller), 377, 379, 396, 398, 402, 406—408, 413 (Romantik), 418 u. 420 (Wiederaufnahme der Arbeit), 427, 428 (Abschluß des ersten Teils) 447 (Zeichnungen), 449-450 (Musik), 463, 466, 467, 468, 472, 479 (Wald und Höhle), 486—487, 492 (Religionsgespräch), 493, 505—506, 511, 518, 521 (Hexenküche), 522, 523 (Vers), 524 (Gestalten), **525—553**, 563, 570—572 u. 573 (Sprache), 577, 583, 589, 591, 594, 603—610, 613, 616—618.
„Feiger Gedanken —" 130, 248.
„Felsweihegesang" 105.
Fénelon 377.
„Ferneres über mein Verhältnis in bezug auf Schiller" 359, 474.
Fichte 195, 422, 459, 614.
Fielding 377.
Firdusi 451.
„Fischer, Der" 230, 240, **243**, 510, 515, 516, 529.
„Fischerin, Die" 131, 208, 243, **248**, 404, 432.
Flachsland, K. 67, 72, 104—105, 109, 127 (usw. siehe Herder, K.).
Flaubert 124.
Fleming 28.
Foscolo 145.
Fouillée 616.
Fourier 564.
Francke, Professor 48.
François 291 (Iphigenie), 524.
Frankfurt 15—16, 28, 101—102, 426, 556.
Frankfurter Gelehrte Anzeigen 28, 46, 105, 112, 130, 132, 134, 138, 146, 166, **167—169**, 262, 415, 475, 527.
„Freudig war vor vielen Jahren —" 477.
Freytag, Gustav 574.
„Friederike, Lieder an" 84—86.
Friedländer, Max 518.
Friedrich der Große 70, 91, 96 bis 97, 107, **112—113**, 133, 189, 196, 197, 202, 204, 235—236, 250, 277, 396, 455, 463—464, 614.
Fritsch, 193, **204—205**, 207, 319 bis 320.
Frommann, Alwine 580.
Frommann, F. 433, 437, 554, 611.
„Früh, wenn Tal, Gebirg' und Garten —" 607.
Fulda 372.
„Füllest wieder Busch und Tal —" **235**, 510, 514.
„Für ewig" 224—225.
„Für und wider zu dieser Stunde" 576.

G.

Gall 103, 427, 571.
Gallitzin 332, 597.
„Ganymed" 86, 122, **161**, 395, 515, **516**.
Garrick 106.
Garve 94, 147, 372, 569.
„Gedächtnisrede zu brüderlichem Andenken Wielands" 206.
„Gefährliche Wette, Die" 562.
„Gefunden" 299, 510.
Gegenschrift zu Friedrichs des Großen Schrift Über die deutsche Literatur 97, 204, **250**.
„Gegenwart" 501.
„Geheimnisse, Die" 224, **243**, 263, 490, 595.
„Geh! gehorche meinen Winken —" 313.

Geibel 518.
Geiler von Kaisersberg 35.
„Geistesgruß" 121, 510.
Gellert 28, 34, 35, 94.
Genast 344, 423, 442.
„Generalbeichte" 376.
Gentz 442.
Gerhardt, P. 93.
Gerstenberg 52, 93.
Gervinus 29.
„Gesang der Geister über den Wassern" 237, 242, 515.
„Geschwister, Die" 81, 212, 239, 244, 263, 285.
Gesner, J. M. 29.
Geßner, S. 237.
„Getretner Quark —" 500.
„Gewohnt, getan" 502.
‚Gingo biloba' 519.
Gleim 45, 92, 94, 100, 120, 162, 226, 371, 375, 391, 428, 512, 572.
Gluck 247, 258.
„Glückliche Fahrt" 279, 515.
„Glückliches Ereignis" 354—356.
Glückwunschgedichte 32.
Göchhausen, Luise von 21—22, 171, 179 (Urfaust), 207, 226.
Göcking, Fr. von 92.
Göcking, G. 387.
Goethe, Alma 580, 585.
Goethe, August 20, 21, 216, 304, 306, 308, 330, 364, 400, 417, 420, 430—431, 443, 449, 452, 556, 561, 565—566, **579—580**, 592, 593, 608.
Goethe, Cornelia 17, 18, **25—27**, 50, 60, 102, 106—107, 142, 158, 186, 207, 234, 237.
Goethe, Elisabeth 15, 17—20, **20 bis 25**, 29, 50—53, 55, 96, 105 (Merck), 108, 113 (Friedrich der Große), 114, 121, 220 (Stein), 225, 236—237, 250, 253, 274 (Italien), 303 (Christiane), **308** bis **309** (Christiane), 332, 333, 364, 372, 385—386 (Wilhelm Meister), 388, 391, 417—418, 443 (Tod), 470, 494 (Willemer), 530, 577, 587—588.
Goethe, Friedrich Georg 16.
Goethe-Häuser **230—232**, 332, 430, **581—582**.
Goethe, Johann Christian 16.
Goethe, Johann Kaspar 15, 17 bis **20**, 26—28, 29, 32, 35, 50—51, 82, 92, 95, 101—103, 106, 183, 188, 190, 229, 237.
Goethe, Ottilie 365, 579—580, 587.
Goethe, Walther (Enkel) 557, 580 bis 581.
Goethe, Wolfgang (Enkel) 580 bis 581, 610.
Goeze 146, 156.
Goldsmith 69, 74, 80, 131, 378.
Goncourt 124.
Görres 444.
Görtz, Graf 188, 227, 319.
Gotha, Prinz August von 207.
Gotter 133, 178, 289, 591.
„Götter, Helden und Wieland" **129—130**, 187, 246.
„Götter, wie soll ich euch danken!" 310.
„Gottes ist der Orient" 499.
Gottfried von Straßburg 509.
Gottfried (Weltchronik) 28.
„Göttliche, Das" 204, **242**, 515.
Göttling 352.
Gottsched 35, 36—37, 64, 91, 94—95, 176, 227, 262, 338 (Reineke), 509, 570.
„Gott und Bajadere" 373, 495, 508, 517.
„Gott und Welt" 503—504.
Götz, J. N. 45.
„Götz von Berlichingen" (Drama) 18, 27, 42, 58, 60, 61, 67, 69, 78, 80, 82, 83, 87, 90, 94, 97, 99—100, 103, **106—116**, 117, 124, 132—134, 146—147, 162, 172, 177—178, 190—191, 234, 247, 260, 284, 286, 309, 313 bis 314, 317, 325, 341, 342 bis 343, 358, 374, 388, 397 bis 398, 405—406, 463, 465, 506, 522, 524, 526, 616.
Götz von Berlichingen (Ritter) 65, 108 usw.
Grabbe 547.
„Granit, Über den" (Aufsatz) 506.
„Grenzen der Menschheit" 242, 395, 434, 514—516.
Grillparzer 11, 20, 554—555, 577, 600, **606**.
Grimm, H. 78, 497.
Grimm, J. 160, 413, 569, 614, 615, 616.
Grimm, W. 413, 445, 570.
„Groß ist die Diana der Epheser" 503.
Großkophta 12, 163, 260, 270, 271, 279, **335—337**, 386, 399, 441, 596, 617.
Grotthus, Sara von 147.
„Grübels Gedichte" (Aufsatz) 415.
Guarini 26.
Günther, Chr. 60, 92, **507**, 525.
Günther (Prediger) 430.
Gutzkow 383, 547.

H.

Hackert 269—270, 440, 446, 470, 477.
Hafis 450, 494, 498—499, 531.
Hagedorn 28, 262, 507, 512.
Hagen, Fr. von der 447.
Hainbund 92, 133.
Haller 28, 110, 250, 478, 507, 512.
Hamann 64, 66—67, 71, 73, 92, 94, 112 (Götz), 128, 332, 351, 569, 570 (Sprache).
Hammer, J. von 450, 498—499.
Händel 445.
„Hand in Hand"— 376.
„Hans Adam war ein Erdenkloß" 499.
„Hans Sachsens poetische Sendung" 243—244, 397.
„Hanswursts Hochzeit" **127**, 143, 182.
Hardenberg (Kanzler) 450.
Harsdörffer 507.
Hartmann von Aue 442, 447.
„Harzreise im Winter" **235**, 515, **516**.
Hasenkamp 156.
Hauff 518.
Haugwitz 186.
Hauptmann, G. 111.
„Hausgenossen, Die ungleichen" 249.
Hawthorne 380.
Haydn 445.
Hebbel 15, 108, 342, 372 (Xenien), 470, 506, 508, 511, 512, 518, 592.
Hebel, Peter 415, 447.
Hebels „Alemannische Gedichte" (Aufsatz) 415.
Hegel 391, 536—537 (Faust).
„Heidenröslein, Das" **85**, 88, 165, 207, 299.
Heine, H. 92, 493, 511, 512, 518, 520, 547 (Faust), 555, 575 (Goethes Prosa), 578, 588, 592, 601, **604**, 608—609.
Heinroth 486, 528.
Heinse 146, 158, 325—326, 357, 397.
„Heiß mich nicht reden —" 376.
„Heldenbuch" 447.
Helmholtz 251—252, 481—484, 577.
Helmont 53, 545.
Hengstenberg 609.
Hennings 148.
Herder, J. G. 17, 38, 50, 60, 61, 63, 64 (Shakespeare), **65—73**, 84, 86—87, 91, 92, 96, 99 bis 100, 104—106, 108—109 u. 112 (Götz), 116—117, 127 (Pater Brey), 128 (Satyros), 130, 150, 167, 196, 203, 225, 227, 228—229, 233—234, 250, 255, 280, 288, 304, 311, 331, **339**, **351—352**, 353, 371 (Xenien), 374, 385, 395, 418 (Jean Paul), **420—422**, 443, 466, 474, 528, 530, 569, 586, 587, 590, 596, 598, 599, 617.
Herder, K. (s. auch Flachsland) 96, 215, 296, 304, 327, 421, 467, 588.
„Herein, o du Guter —" 502.
Hermann, Gottfried 399.

„Hermann und Dorothea“ 22, 114, 219, 294, 301, 309, 323, 333, 335, 340, 365, 372, 379, 383, **386—392**, 398, 402, 418, 427, 480, 492, 506, 520, 522, 523, 524 (Gestalten), 527, 566, 588, 616.
„Hermann und Dorothea“ (Elegie) 374, **386**, 398.
Hermes, Th. 93, 369.
Herzlieb, Minna 412, **433—434**, 437 (Wahlverwandtschaften), 440, 499, 503, 509.
„Herz, mein Herz —“ 184.
Hesse, H. 518.
Hetzler 88.
Heyne 420.
Heyse, Paul 249, 477, 518, 577, 578, 581—582 (Goethe-Haus), 591.
„Hier bildend nach der reinen —“ 241.
„Hier im Stillen dachte der Liebende —“ 231.
Hilaire, G. de Saint- 480, 608.
Himburg 164.
Himly 421.
Hippokrates 61.
„Hoch auf dem alten Turme steht —“ 121, 510.
„Hochbeglückt in deiner Liebe —“ 498.
„Hochzeitlied“ 373, 510, 517.
Hoffmann, E. T. A. 413.
„Hoffnung“ 240.
„Hoftheater, Weimarisches“ (Aufsatz) 416.
„Hohes Lied“ 28, 170.
„[illegible]
Holbach 65.
„Holde Lili, warst so lang —“ 185, 201.
Hölderlin 59, 395, 418, 597.
„Höllenfahrt Jesu Christi“ 31—32.
Holtei 49.
Hölty 92, 168.
Homer 29, 63—64, 66, 71, 78, 86—87, 151, 160, 269, 293 bis 294, 389—390, 392—397, 413, 427, 524, 558, 559, 567, 588.
Horn 31, 35, 40.
Huber 401.
Hufeland 293, 331, 352, 422, 468, 555.
Hugo, Victor 31, 400, 517, 577, 602, 616.
Humboldt, A. von 96, 450, 478, 482, 606.
Humboldt, W. von 96, 195, 220, 300, 302, 367, 388 (Hermann und Dorothea) 450, 459, 478.
Huschke 452.

I.

Ibsen 289, 529.
„Ich dacht', ich habe keinen Schmerz —“ 561.
„Ich denke dein —“ 376.
„Ich ging im Walde —“ 299, 511.
„Ich hab' mein Sach auf Nichts gestellt —“ 502.
„Ich hielt mich stets von Meistern entfernt —“ 531.
„Ich weiß, daß mir nichts angehört —“ 519.
„Ich weiß nicht, was mir hier gefällt —“ 192, 240.
Iffland 285, 344—345, 347, 417, 426, 461.
„Ifflandischer Theateralmanach“ (Aufsatz) 475.
„Ihrer sechzig hat die Stunde —“ 564.
„Ihr könnt mir immer ungescheut —“ 614.
„Ihr verblühet, süße Rosen“ 132.
„Ilias im Auszuge“ 559.
„Ilmenau“ 114, **197—198**, 202, 217, 238, 242.
Ilten, Fräulein von 227.
„Im Grenzenlosen sich zu finden —“ 595.
„Im Vaterlande —“ 278.
„Im Namen dessen, der sich selbst erschuf —“ 503.
„Insel Felsenburg“ 29.
„Ins Innre der Natur —“ 517.
„Iphigenie in Delphi“ 27, 262, **266**, 268, 279, **293**.
„Iphigenie in Tauris“ 25, 27, 80, 180, 190, 208, 218, 219, 227, 230, 236, 237, 239, 244, 246, 249, 259, 262—263, 265, 266, 268, 278, 279, **285—293**, 313, 315, 323, 325, 341, 342, 352, 394, 395, 396, 398, 406, 420, 448, 467, 506, 520, 523 bis 524, 559, 573 (Sprache), 584, 593, 607, 616.
„Isabel“ 32.
„Israel in der Wüste“ 417.
„Ist es möglich, Stern der Sterne! —“ 496.
„Italienische Reise“ 219 (Stein), 270, 275, 293, 348, 451, 558, 571, 574 (Sprache).

J (i).

Jacobi, Betty 159.
Jacobi, Fritz 93, 96, 112, 123, 146, 148, **158—159**, 165, 178, 206, 242, 293, 311 (Römische Elegien), 332, 351, 385, 427, 447, 448, 474, 487 (Metaphysik), 490, 502—503, 597 bis 598.
Jacobi, Georg 129, 131, **158** bis **159**, 162.
Jacobowski 615.
„Jagd, Die“ 566.
Jagemann, Karoline 203, 215, 346, 444—445, 452, 555.
„Jägers Abendlied“ 185.
„Jahrmarktsfest zu Plundersweilern“ **126—127**, 405.
„Ja, ich liebte dich einst —“ 223.
Jean Paul 73, 219, 376, 418, 554, 598.
„Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben —“ 150.
Jena **195—196**, 422, 556.
Jenisch 369, 414.
Jerusalem, W. 12, 81, 133—134, 143—145, 147, 151.
„Jery und Bätely“ 131, 207, 247, **248**.
Jodelle 394.
„Johanna Sebus“ 502.
„Johannisfeuer sei unverwehrt —“ 377, **455**.
John 451, 502.
Jonson, Ben 419.
„Joseph und seine Brüder“ 32.
„Jüngling, merke dir in Zeiten —“ 569.
Jung-Stilling 58—59, 158, 369, 593, 596.
Juvenal 61.

K.

„Kaiserchronik“ 173.
Kalb, Charlotte von 96, 97, 214, 556.
Kalb, J. A. von 207, 253.
Kalidasa 313, 545.
Kanne 42, 233.
Kant 94, 359, 369, **487—488**, 521.
Karl August von Weimar 24 (Frau Rat), 25, 96, 99, 122, 185 bis 189, 193—197, **197—202**, 203 bis 205, 215, 225—238, 247 bis 248, 252, 258, 264, 277, 293, 304, 308, 312, 328, 330 bis 331, 333, 337, 344, 347, 349, 352—353, 358, 404, 419, 426, 429, 430, 443, 451—452, 456, 459, 467, 473 (Dichtung u. Wahrheit), 496, 555—556 (Theater), 557, 560, 577, 587, 605 bis 607.
Karl Friedrich von Weimar 238, 610.
Karoline von Darmstadt 203.
Karsch 80, 286.
Karsten (Schauspieler) 555.
Kaufmann, Angelika 268, 275, 284 (Egmont).
Kaufmann, Chr. 97.
Kaulbach 75, 135, 151, 339.
Kayser (Musiker) 248—249, 273.
„Kehre nicht in diesem Kreise —“ 229.
„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen —“ 491, 503.
Keller, G. 12, 226, 252—253, 383, 472, 477, 511, 518, 553 (Faust), 577, 596, 610, **615**.
„Kenner und Enthusiast“ 125.
„Kenner und Künstler“ 125.

„Kennst du das Land —" 244, 278, 380, 495, 509, 514, 516, 521, 588.
„Kennst du die herrliche Wirkung —" 309.
Kestner 102, **132—138**, 142, 143 bis 145, 148—150, 188, 405, 420, 492, 593.
Kieser 593.
Kirms 344.
„Kleine Blumen, kleine Blätter" 85.
„Klein ist unter den Fürsten Germaniens —" 197, 312.
Kleist, E. von 96.
Kleist, H. von 11, 113, 260, 342, 408, 420, **441—443**, 459, 461, 463, 594, 600.
Klettenberg, Susanne von 22, **52**, 55, 159, 274.
Klingemann 539, 547.
Klinger, F. M. 97—100, 102, 131, 159, 182, 187, 190, 233, 447, 547 (Faust).
Klopstock 19, 20, 28, 35, 52, 65, 86, 91, 94—95, 97, 102, 107, 112, 113, **119—120**, 152, 178, 203, **226—228**, 312, 333, 371, 391, 401, 443, 525 (Messias), 530, 569, 576, 595.
Klotz 371.
„Knabe saß ich, Fischerknabe —" 501.
Knebel 96, 122, 158, 178 (Faust), 184, 187, 188, 189, 193, 197, 198—199, **205**, 209—210 (Stein), 213, 225, 257, 287, 293, 331, 353, 356, 418, 426, 439 (Wahlverwandtschaften), 452 (Christiane), 468, 469, 596.
Knebel, Frau von 302 (Christiane).
Kniep 269—270.
„König in Thule" 73, **161**, 350, 373, 511.
„Kophtisches Lied" 312, 336.
Körner, Chr. G. 40, 307—308 (Christiane), 330, 357, 367, 383 (Wilhelm Meister), 403, 418, 446.
Körner, Th. 448, 449, 459, 460, 463.
Kotzebue 219 (Stein), 245, 345, 347, 369, 370, 404, **420**, 457, **558**.
Krafft 230, 596.
„Kränken ein liebendes Herz —" 307.
„Krankhaftes Elfenbein" (Aufsatz) 416.
Kranz 207.
Krauß 207, 247, 331.
Kräuter 451.
Krespel 31, 53.
Kretschmann 52.
„Kronos, An Schwager" 44, 118, 395, 515.
„Kunst, die Spröden zu fangen" 45.
„Künstlers Abendlied" 117—118, 125, 528.
„Künstlers Apotheose" 125.
„Künstlers Erdewallen" 125, 126.
„Künstlers Fug und Recht" 313.
„Künstlers Morgenlied" 119, 125.
„Künstlers Vergötterung" 125.
„Künstler, wird's im Innern steif —" 578.
„Kunst und Altertum" 311, 407, 502, 558—559, 603.
Kurz, Isolde 518.

L.

‚Labores juveniles' 20.
Lang, Ritter von 555.
„Lange haben die Großen —" 312.
„Lange sucht' ich ein Weib mir —" 305.
„Lange Tag' und Nächte —" 193.
„Laokoon" (Aufsatz) 415.
Laroche, Maximiliane (Brentano) 12, **139**, 140—141, 143—144, 150, 158, 185, 412, 440.
Laroche, S. 93, **138—139**, 144, 163, 168, 218.
„Lasset Gelehrte —" 312.
Laßberg, Chr. von 235, 466, 509.
„Laßt fahren hin das Allzuflüchtige!" 611.
„Laune des Verliebten, Die" **46 bis 49**, 54.
Lauth 58.
Lavater 98, 112 (Götz), **120—121**, 144—145, 154, 158, 169, 178, 186, 205, 210, 217 (Stein), 229, 237, 288, 332, 336, 489—490, 493, 510, 526, 572, 585, 593, 600, 613.
„Leben des Herzogs Bernhard" 262.
Lebrun 403.
„Legende vom Hufeisen" 374, 397, 576.
„Lehre von den farbigen Schatten" 332.
„Lehrgedicht, Über das" 568.
Leipziger Liederbuch 36, **45—46**, 54.
Leisewitz 131, 591.
Lenau 547.
Lengefeld 330, 356—357.
Lenz 59, **60**, 63, 65, 75, **83—84**, 97—100, 112 (Götz), 129, 177, 187, 190, 233, 314, 374.
Lerse 58, 89, 593.
Lessing 17, 29, 34, 35, 36, **38**, 40, 45, 52, 54, 58, 61, 64, 65 bis 66, 68—71, 91, 93—97, 100, 111—112, 115, 119, 122 bis 123, 129, **146—148**, 151, 165, 166, 167, 169, 170, 173 (Faust), 176, 190, 199, 205, 243, 263, 287—288, 293, 300, 323 (Dramatische Handlung), 326, 342, 345, 349 (Faust), 369, 371, 372, 389, 394, 415, 443, 459, 476 (Nathan), 481, 525, 534 (Faust), 569, 571, 575, 600 (Luther).
Leuchsenring 105, 127, 138.
Levetzow, Ulrike von 42, 503, 559, **560—561**, 596, 601.
Lewin, Rahel 85, 385.
Lichtenberg 157, 569, 576.
„Liebe will ich liebend loben —" 503.
„Liebhaber in allen Gestalten" 242.
„Lieb Kind! Mein artig Herz!" 503.
„Lied an Mignon" 276.
Ligne, Fürst von 446.
„Lila" 130, 232, **247—248**, 279.
Liliencron 518, 615.
„Lilis Park" 184.
Lillo 40, 49.
Lingg, H. 518.
Linné 482, 487.
Lionardo da Vinci 272, 485, 556.
Liskow 91.
Liszt 449.
„Literarischer Sansculottismus" (Aufsatz) 414, 569.
Livius 61.
„Locken, haltet mich gefangen —" 496.
Loder 237, 251, 252, 352, 421, 422, 478.
Lope 436.
Louis Ferdinand, Prinz von Preußen 215, 429.
„Löwenstuhl, Der" 464, 502.
Lowth 66.
Lucanus 61.
Luden 450, 460, 468, 529, 544.
Ludwig I., König von Bayern 567, 607.
Ludwig Napoleon 446.
Ludwig, Otto 431.
Ludwig, Professor 35.
„Lügner, Der" (von Corneille, Goethes Übersetzung) 43.
Luise von Weimar 186, 189, 193 bis 196, **202—203**, 215 (Stein), 219, 238, 247—248, 250, 308, 314, 351, 429, 431 (Christiane), 452, 608 (Tod).
„Lustigen von Weimar, Die" 501.
„Lust und Qual" 501.
Luther 28, 65, 174, 177, 444, **492**, 504, 526, 571, 600.
Lyell 483.
Lyrik (Allgemeines) 46, 56, 84 bis 85, 92, **240—244**, **376—377**, 397, 426, 435—436 (Pandora), **501—504**, **505—519**, 529, 617.
„Lyrisches Volksbuch" (Aufsatz) 476.

M.

Macaulay 577.
Macpherson 63—64.
„Mädchens Held" 161—162, 510.
„Mädchen von Oberkirch" 335, **337—338**, 343.
„Mahomet" (Drama) 122, **124**, 262, 498, 613.
„Mahomets Gesang" 124, 516, 517.
„Mahomet" (von Voltaire, Übersetzung) 96, 301, 345, **404**, 419.
„Mailied, Das" 81, **84—85**, 88, 508.
Malebranche 61.
„Mann von funfzig Jahren, Der" 437, **443**, 562.
Manso, G. B. 314.
Manso, J. 372.
Manzoni 424, 558, 566, 594, 615.
„Märchen, Das" 340, 407, 617.
Maria Ludowika, Kaiserin von Österreich 448, 452.
Maria Paulowna, Erbprinzessin 422, 432, 446.
Marie de France 558.
Marie Louise, Kaiserin 224, 448.
„Marienbader Elegie" 493, 513, **560—561**, 599, 604.
Marlowe 171, **175—176**, 177, 178, 210, 546, 603.
Martial 368.
„März" 501.
„Märzschnee" 509.
„Maskenzüge" 106, 239, **404**, 413, 446, 464—465, 467, 526, 557.
Maskow 91.
„Meeresstille" 279, 515.
„Mein Erbteil, wie herrlich —" 614.
„Meine Göttin" 242, 512, 515.
„Meine Liebste wollt' ich heut beschleichen —" 304, 516.
Meixner, Charitas 31.
Mendelssohn, F. 448, 449, 559, 585, 605.
Mendelssohn, M. 61, 94.
Menzel, Wolfgang 608—609.
Mercier 166.
Merck 36, 67, **104—105**, 109—110, 126, 130, 136, 139, 145—146, 160, **164**, 167, 178 (Faust), 184, 186, 198 (Karl August), 203, 210, 224, 229, 234, 236—237, 253, 331, 349, 351, 526, 542, 544.
Merian 28.
Mérimée 594, 602—603.
„Metamorphose der Pflanze" 265, **300** (Christiane), 313, 329, 483.
„Meteore des literarischen Himmels" (Aufsatz) 59.
Metternich 132, 199, 450, 457, 557, 558, 609.
Meyer, C. F. 511, 518, 577.
Meyer, Heinrich 267, 331, 332, 415, 417, 418, 420, 421, 469, 496, 533, 593, 596, 610—611.
Meyer, Nicolaus 216, 300, 303, 307.
Meyer von Lindau 60.
Michelangelo 270—272, 277, 445, 448, 549, 551.
Mickiewicz 601.
„Miedings Tod, Auf" 207, 234, 242, 421.
Milder (Sängerin) 560.
Miller, J. M. 149.
„Mit einem gemalten Band" 85.
„Mit einem goldenen Halskettchen" 161.
„Mit Flammenschrift war innigst eingeschrieben —" 503, 509.
„Mitschuldigen, Die" **47—49**, 54, 106, 148, 177 (Faust).
„Mit vollen Atemzügen —" 132.
„Moallakats, Die" (arabische Preisgesänge) 499.
Molière 29, 30, 52, 217, 378, 512, 530, 616.
Mommsen 577.
„Monolog des Liebhabers" 125.
Montagu, Lady 26.
Montesquieu 61.
Moore, Th. 531.
Moors 31.
„Morgenklagen" 304, 517.
Morhof 29, 64.
Mörike 383, 477, 518, 567.
Moritz, K. Ph. 268, 330, 355, 377, 470, 523, 596.
„Morphologie, Zur" 482.
Moser, K. Fr. 61.
Möser, J. 108, 113, 187—188, 253, 568, 569.
Mosheim 61, 91.
Mozart 247, 248—249, 331, 517.
Müller, Adam 441.
Müller, Fr. (Kanzler) 571, 580, 583, 590, 611.
Müller, Johannes (Naturforscher) 482.
Müller, Maler 63, 97, 100, 182, 190, 531 u. 547 (Faust), 596.
Müller, Wilhelm 176.
Münch, A. G. 162, 185.
Muratori 314.
Musäus 196, 205.
Musenalmanach, Göttinger 92, 120—121, 133, 168.
Musenalmanach, Schillerscher 95 bis 96, 368—374, 502.
„Musen und Grazien in der Mark" 376.
„Museen in Jena" (Aufsatz) 556.
Musset 517, 616.
„Mut" 240.

N.

„Nacht, Die schöne" 46.
„Nachtgedanken" 241.
„Nachtgesang" 376.
„Nähe" 242.
Napoleon 146, 150, 202—203, 217, 224, 429, 435, **443—444** (Begegnung mit Goethe), 448, **449—450**, 455, 459, 461, 463, 474, 501, 566, 585, 586, 597, 614.
„Natur, Die" (Aufsatz) **251**, 479, 483, 488, 506.
„Natürliche Tochter, Die" 163, 219, 260, 301, 319, 335, 337, 343, 379, 397, **399—403**, 406, 408, 419, 420, 421 (Herder), 503, 524.
Naturwissenschaft 35—36, 61—62, **250—252**, 265—266, **269—270**, 301, 313, **329—330**, 331—332, 349, 416, 418—421, 432, 440, 451, 453, **477—486**, 555—557,
„Nausikaa" 247, 262, 266, 270, 279, **293—294**, 394, 478, 486, 613.
„Nehmt nur mein Leben hin —" 526.
„Neudeutsche religios-patriotische Kunst" (Aufsatz) 477.
„Neue Liebe, neues Leben" 184.
„Neue Melusine, Die" 83, 561, 562.
„Neuer Pausias" 309.
„Neuestes von Plundersweilern" 113, 207, **246—247**, 467.
Newton 484.
Nibelungenlied 396, 408, 413, 440, 444, 567, 568—569 (Simrocks Übersetzung).
„Nicht größern Vorteil wüßt ich zu nennen —" 594.
Nicolai 92, 152, 156, 165, 369, 371, 408, 475.
Nicolovius 23.
Niebuhr 447.
Niethammer 476.
Nietzsche 11.
„Noch ein Wort für junge Dichter" 569.
„Noch ist es Tag —" 500, 565.
Noten und Abhandlungen zum Diwan 499.
Novalis 195, 383, 384—385, 408 bis 410, 412.
„Novelle, Die" 12, 392, 407, 413, **566—567**, 617.
„Nur wenn das Herz erschlossen" 351.
„Nur wer die Sehnsucht kennt —" 244, 518.
„Nußbraune Mädchen, Das" 446, 562.

O.

Oden an Behrisch 44.
O'Donell, Gräfin 446, 512.
„O du loses —" 304, 517.
Oehlenschläger 411, 429.

Oeser 33, 36, 39, 51, 54, 395, 476.
„Offene Tafel" 582.
„Oftmals hab ich geirrt —" 312.
„O gib vom weichen Pfühle —" 376, 514.
„Ohne Wein kann's uns auf Erden —" 187.
Opitz 507.
Orcagna 551.
„Orphische Urworte" 504.
Ossian 38, 63—64, 86, 151.
Overbeck 477.
Ovid 29, 61, 69, 272.
„O, wie fühl' ich in Rom mich so froh!" 272.

P.

„Paläophron und Neoterpe" 403.
Palladio 265, 277.
„Pandora" 124, 262, 398, 404, 406, 413, **432—437**, 444, 467, 499, 506, 517, 560, 570, 583, 613, 616.
„Parabase" 504.
„Paria-Gedichte" **502**, 584.
Passavant 186.
„Pater Brey" 126, **127**, 245, 337, 366, 405.
„Pausias, Der neue" 374.
Percy 38, 66, 86.
Petrarca 503, 523.
Peucer 450.
Pfitzer, N. 175, 534.
Pfizer, Gustav 600.
Phidias 557.
„Philostrats Gemälde" 396, 612.
„Pilgernde Törin, Die" 443, 562.
„Pilgers Morgenlied" 105.
Pindar 117, 134.
Platen 390, 501, 542, 547, 568, 572, 604.
„Plato als Mitgenosse" usw. 416.
Plessing 235, 405, 509, 596.
Plinius 61.
Pogwisch, Ottilie von 556 (s. auch O. von Goethe).
Preisaufgaben zu Kunstausstellungen 396, 416, 428.
Preller 580.
Prévost d'Exiles 378, 447.
„Prologe und Theaterreden" 345.
„Prolog zu Deinhardsteins Hans Sachs" 244.
„Prolog zum Grafen Essex" 513.
„Prometheus" 86, 98, 122, **123** bis **124**, 148, 242, 262, 395, 433—434 (Pandora), 613.
„Prometheus, Befreiung des" 404.
„Proömion" 503.
Properz 52, 61.
„Propyläen" 396, **415**, 577.
„Proserpina" **245—246**, 259, 396, 613.
„Puppenspiel, Neu eröffnetes" 126.
Pustkuchen 577, 609.

Q.

Quintilian 61.

R.

Rabelais 127, 340.
Racine 30, 91, 150, 199, 394, 616.
Radziwill 447, 450, 538.
„Rameaus Neffe" 398, **417**, 422, 566.
Ramler 61, 369.
Raphael 200, 270, 277, 552.
„Rastlose Liebe" 241, 509, 512.
„Rattenfänger, Der" 373.
Rauch 558, 604.
„Rechenschaft" 412.
Recke, Elise von der 302 u. 452 (Christiane), 443.
„Rede zur Stiftung des Ordens vom weißen Falken" 406.
„Regeln für Schauspieler" **346**, 416.
„Reineke Fuchs" 227, 244, 309, 333, **338—339**, 351, 352, 390, 520.
Reinhard, Frau von 302.
Reinhard, Gesandter 437, **440**, 443.
„Reisen am Rhein, Main und Neckar" 475.
„Reisen in die Schweiz" (Beschreibung) 475.
Rembrandt 326.
„Rettung" 161.
„Rezensent" 125, 167.
Richardson 12, 26, 93, 152.
Riemer 287, 298, 303, 422, 448, 469, 471, 533, 573, **583**.
Riese 31, 34, 36, 558.
Riggi, M. 271—272, **275—276**, 374.
„Ritter Kurts Brautfahrt" 373.
Ritter, Professor 421.
Robinson 29.
Romantik und Romantiker 97, 195, 245, 340, 377, 384—385 (Wilhelm Meister), **408—413**, 436, 464, 563, 598.
„Romantische Poesie, Die" (Maskenzug) 464.
„Romeo und Julia" (Goethes Bearbeitung) 40, 448, **463—464**.
„Römische Elegien" 96, 219 (Stein), 225, 227, 272, 298, 300, 301, 309, **310—312**, 313, 351 bis 352, 366, 367, 386, 389, 409.
„Römisches Karneval" 348, 406 bis 407.
Roswitha 174.
Rousseau 12, 37, 52, 61, **64**, 71, 75, 89, 92, 93, 95, 138—139, **151—152**, 169, 470, 586, 614.
Roussillon, H. von 105.
Rubinstein 449.
Ruckstuhl, K. 568, 573.
Rückert 343, 501, 518, 542, 567, 568.
„Ruth" 32.

S.

Sachs, Hans 52, 65, 119, 124, 126, 128, 177, 180, 374, 576, 577.
„Sag ich's euch, geliebte Bäume —" 230.
„Sag mir, warum dich keine Zeitung erfreut —?" 589.
„Sag nur, wie erträgst du so behaglich —" 597.
„Sage, wie lebst du?" — 310.
Saint-Simon 564.
„Salomons güldne Worte" 170.
Salzmann **33**, **58**, 62, 70, **77—78**, 83, 101, 187.
„Sammler (Der) und die Seinigen" 416.
Sand (Student) 558.
„Sänger, Der" 240, 243, 373, 508.
„Sängerwürde" 375—376.
„Sankt Joseph der zweite" 562.
„Satyros" 126, **128**, 245, 337, 366, 405.
Scarron 377.
Schack 501.
„Schädliche Wahrheit, wie zieh' ich sie vor —" 79.
Schadow 451.
„Schäfers Klagelied" 376.
„Schaff, das Tagwerk meiner Hände —" 240.
Schardt 209.
„Schatzgräber, Der" 373, 529.
Scheffel 477.
Schelhorn, Cornelia 16.
Schelling 195, 407, 409, 419, 422.
Schenkendorf 449, 601.
Scherer 508.
„Scherz, List und Rache" **248** bis **249**, 271, 342.
Schikaneder 247.
Schiller 11, 17, 23 (Frau Rat), 30, 40, 46, 49 (Die Räuber), 63 (Kindesmörderin), 68 (Herder), 87, 91, 93, 95—96, 98, 102, 109, 110 (Götz), 116, 122 (Stolberg), 131, 148 (Werther), 152, 165 (Stella), 167, 189, 193, 194, 195, 196, 197, 199—200, 203, 206, 207, 209 (Stein), 213 bis 214, 219—220, 224 (Stein), 237, 249—250 (Elpenor), 257, 260, 261, 263, 280—281, **282** bis **285** (Egmont), 290 (Iphigenie), 292, 293, 301, 307 bis 308 (Christiane), 310—312, 323 (Tasso), 325 (erste Begegnung mit Goethe), 326, 329 bis 330, 331, 333, 336, 339 (Reineke), 340 (Das Märchen), 342 (Geschichte), 343—346, 351

(Faust), 352—353, **354—424**, 425—427, 443, 457, 459, 465, 469, 475, 476, 478—479, 487 bis 488 (Kant), 493, 510 (Lyrik), 517 (Versmaß), 519, 523 (Jambus), 528, 531—533 (Faust), 540 (Mephisto), 549 (Faust), 554, 561 (Wilhelm Meister), 562, 565—566, **567**, 568 (Wallenstein), 575, 579, 582, 584, 585, 587, 590, 591, 592, 594, 596, 597, 599, 611, 617—618.
Schiller, Charlotte 213—214, 219, 307—308.
„Schillers Reliquien" (Gedicht) 523, 562, **565—566**, 606.
Schimmelmann 96.
Schink, J. Fr. 530.
Schinkel 604.
Schlegel, D. 195, 408—409, 412, 585.
Schlegel, Fr. 195, 348, 383, 384, 408—412, 420, 468, 491, 553, 615.
Schlegel, J. E. 31, 64, 108.
Schlegel, K. 195, 409—410.
Schlegel, W. 195, 200, 348, 373 bis 374 (Braut von Korinth), 377, 391, 403, 408—411, 420, 468, 516, 567.
Schleiermacher 587.
Schlosser, Henriette 302.
Schlosser, J. G. 26, 40, 101—103, 138, 158, 167, 235.
Schmettau 112.
Schmidt, Erich 171.
Schmidt von Werneuchen 376.
„Schneidercourage" 446.
Schöll 577.
Schönborn 19, 144.
Schönemann, Lili 12, 73, 80, 114, 131—132, 138, 158, 160, 165—166, **183—186**, 187, 189, 191, 201, 237, 388, 440, 473.
Schönkopf, A. K. (Käthchen) **40** bis **43**, 45, **46—50**, 51, 53—54, 84, 217, 233, 472.
Schönkopf (Haus) 36, 40—42.
Schopenhauer, Adele 298.
Schopenhauer, Arthur 440, 452, **453**, 484, 577, 597.
Schopenhauer, Johanna 220, **431**, 452, 575, 583, 585, 593.
Schröder, F. L. 345, 346, 463, 591.
Schröter, Corona 40, **207—208**, 211—212, 217, 219, 232, 237, 243, 248, 293, 421.
Schubart 98, 146.
Schubert, Fr. 449, 518.
Schuchardt 584.
Schultheß, Barbara 187, 237, 273.
Schumann, R. 449.
Schwerdtgeburth (Maler) 610.
Scott, W. 113, 559, 594, 606.
Seckendorf 197, 207, 225, 247, 319, 466.
Seebeck 446.
„Seefahrt" 193, 240.
„Seh ich den Pilgrim —" 297.
„Seht den Felsenquell —" 514.
Seidel, Ph. 207, 239, 251, 255, 264.
Seidler, L. 433, 453.
„Selbstschilderung" (Aufsatz) 613.
„Selige Sehnsucht" 499, 519.
„Selima" 32.
„Selma, Gesänge von" 86.
Senancour 145.
Senckenberg 108.
„Sendschreiben an Merck" 125.
Seneca 61.
Serassi 314—315.
Shaftesbury 123, 519.
Shakespeare 30, 38, 40, 49, 52, 60, 61, **64**, 66—67, 70 (Herder), **71**, 78, 86—88, **98—99**, **106** bis **107**, 112, 115—116, 190, 210, 217, 252, 259, 277, 290, 342—346, 369, 380, 383, 397, 411 (Schlegel), **463—464**, 475 bis 476, 487, 524, 526, 530, 546, 567, 568 (Neudruck des Hamlet), 571, 614, 616, 618.
„Shakespeare und kein Ende" (Aufsatz) **464**, 475.
„Sieh mich, Heiliger —" 132.
„Singet nicht in Trauertönen" 376.
Singspiele **130—132**, 190, 239, **247—249**, 263, 506, 520, 617.
Smollett 61.
„So hab ich wirklich dich verloren —" 241.
„Sokrates" 86, 122—123, 262.
„So laß mich scheinen —" 376.
„Sonett, Das" 377, **503**, 509.
Sonnenfels 168.
Sophokles 392, 397, 445, 524, 577.
Soret 484, 583, 608.
„Sorge" 229, 240.
„Sorglos über die Fläche weg —" 240.
„So sei doch höflich —" 468.
Spalding 91.
Spaun 609.
Spencer 577.
Spielhagen 383.
Spielmann 179.
Spies, J. 174—175, 177.
„Spinnerin, Die" 373.
Spinoza 123—124, **159—160**, 225 (Stein), 242, 447, **487**, 595.
Spontini 247, 605.
„Sprache" (Gedicht) 111, 117.
Sprache und Stil 35, 44, 57, 91, 99, **110—111** (Fremdwörter), 149, 155—156, 242, 245, 255 bis 256, 369, 513, 523, 552, **569—578**.
„Sprüche Goethes" 500, **504** bis **505**.
Stadion 138.
Staël, Frau von 149, 193, 215, 220 (Stein), 303, 380, 403 (Natürliche Tochter), **422**, 427, 469, 571, 616.
Stammbuchverse 32.
Stapfer 101, 538 (Faust).
Steffens 459.
Stein, Charlotte von 11, 12, 42, 61, 83, 96, 185, 187, 192, 193, 196, 201, 207, 208, **209—225**, 226, 229, 231—232, 238, 244 bis 245, 249, 251, 254, 261, **264**, 268, 272, **273—275** (Italien), 283—284 (Egmont), 286, 287, 289, 292 (Iphigenie), **296—309**, 311, 313, 315, 324 (Tasso), **326—328** (Bruch mit Goethe), 345, 351, 371—372 (Xenien), 374, 381, 404, 419, 426, 428, 431, 437, 439 (Wahlverwandtschaften), 452, 474, 494, 509—510, 592, 593, 606 (Tod).
Stein, Freiherr vom 451, 459, 531, 614.
Stein, Fritz von 209, 213—216, 243, 259.
Stein, Josias von 207, **209**, 327, 466.
Stein, Karl von 297.
„Stella" 81, 82, 148, **164—166**, 172, 185, 190, 343, 472.
Sterne, L. 52, 589, 598.
„Stirbt der Fuchs —" 86.
Stöber 56.
Stock, D. 209.
Stock, J. M. 36, 39—40, 357.
Stolberg, Auguste von 118, 183 bis 185, 216—217, 491, 559, 597.
Stolberg, Chr. von 121—122, 186, 189, 233.
Stolberg, Fritz von 96, 121—122, 123, 178 (Faust), 186, 189, 203, 209 (Stein), 213, 226, 233, 349, 385, 391, 416—417, 420, 491, 597.
Storm, Th. 490, 508, 510, 511, 518, 577.
Streicher, A. 559.
Sturm und Drang 66, 70, **97** bis **100**, 131, 233.
Sturz 93.
Sudermann 383.
Sulzer 94, 167, 527.
Swedenborg 53, 551.
Swift 73, 165.
Szymanowska 560—561.

T.

Tacitus 52, 61.
„Tagebuch, Das" 446, 503, 517.
Tagebücher Goethes 474.
„Tage der Wonne —" 376.
„Tag- und Jahreshefte" **474** (vgl. auch Annalen), 559.
„Talismane werd ich in dem Buch zerstreun —" 498, 505.

„Tankred" 96, 345, **404**, 419.
„Tasso" 190, 198, 203, 217, 218, 237, 239, 244, 255, 259, 262 bis 263, 268, 269—272, 279 bis 280, 292, 294, 309, **313** bis **324**, 341, 348, 349—350, 352, 356, 392, 406, 440, 450, 469, 524, 573 (Sprache), 577, 616.
Tassos Befreites Jerusalem 26, 29, 314.
Tegnér 594.
„Teilen kann ich nicht das Leben —" 525.
„Tell (Goethes Plan) 392, 404, 418, **428—429**.
Tennyson 577.
Terenz 29.
Textor, Johann Wolfgang 17.
Theaterreden und Prologe 345, 464, 513, 520.
„Theater, Über das deutsche" (Aufsatz) 476.
Theophrastus Paracelsus 53, 61, 174.
„Thesen" 89.
Thomas 244.
Thomasius 61, 95.
Thoranc 18, 30.
Thorwaldsen 558.
„Thronfolger Pharaos, Der" 43.
Tieck, Fr. 558.
Tieck, L. 195, 340, 384, 408—411, 413, 419, 442 (Kleist), 443, 547, 553, 568.
„Tiecks dramaturgische Blätter" (Aufsatz) **442**, 568.
Tiefurter Journal **204**, 237, 251, 588.
Tischbein 33, 267, 268—269, 272, 286 (Iphigenie), 596.
„Tischlied" 376.
Tizian 445.
Tobler 234.
Tolstoi 577.
Törring 113.
„Totentanz, Der" 502, 510.
Trapp 88.
Treitschke 96.
„Trilogie der Leidenschaft" 560 bis 561.
Trippel 271.
Trithemius 174.
„Triumph der Empfindsamkeit" **245**, 250, 259.
„Triumph der Tugend" 45.
„Trocknet nicht, trocknet nicht —" 184, 514.
„Trost in Tränen" 376.
„Tugendspiegel, Der" 43.
Türkheim 185, 440.

U.

„Über allen Gipfeln ist Ruh —" 238, **241**, 511—512, 514, 516, 518, 519, 610.
„Über die Parodie bei den Alten" (Aufsatz) 398.
„Übermütig sieht's nicht aus —" 230.
„Über Tal und Fluß getragen —" 276, 376.
„Übers Niederträchtige —" 500.
Uhland 58, 85, 508, 518, 610.
„Um Mitternacht, wenn die Menschen erst schlafen —" 241.
„Unbeständigkeit" 46.
„Und frische Nahrung, neues Blut —" 187, 514.
„Und ich geh meinen alten Gang" 231, 240.
„Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" **340**, 366.
„Unterredung mit Napoleon" (Aufsatz) 443.
Uz 45, 94, 371.

V.

„Vanitas" 502.
Varnhagen 385, 577.
„Veilchen, Das" 132, 516, **517**.
Veit 477.
Venetianische Epigramme 19, 156, 297, 301, 304—305, 309, **312**, 313, 333, 352, 389—390, 409, 570.
Vergil 29.
„Vermächtnis 503, 562.
Verrocchio (Novellendichter) 447.
„Versuch als Vermittler usw." (Aufsatz) 349.
„Verteilet euch nach allen Regionen —" 376.
Vicq d'Azyr 486.
„Viele Gäste wünscht' ich heut —" 582.
„Viele Pfade bin ich geloffen —" 594.
„Vielfach wirken die Feinde des Amor —" 223.
„Vier Jahreszeiten" 309, **375**.
Vigny, A. de 403.
Virchow 482, 577.
Vischer 13, 158 (Werther), 170, 172, 208, 293, 366, 383 (Wilhelm Meister), 389 (Hermann u. Dorothea), 404, 407, 472 (Dichtung u. Wahrheit), 523, 536 u. 550 (Faust), 569 (Goethes Sprache), 577 (Alterstil), 601.
Vogel (Arzt) 580, 600—601, 610.
„Vögel, Die" 246.
Voigt, Chr. G. (Minister) 160, 207, 451, 558.
Voigt, F. S. (Professor) 352, 446.
Volkmann, J. J. 277.
Volksbücher 28, 29, 534.
Volkslieder **72**, 85, 88, 163.
„Volk und Knecht und Überwinder —" 500.
Voltaire 45, 61, 71, 92, 96, 98, 150, 199, 289, 345, 394, 404, 554, 614.
„Von dem Berge zu den Hügeln —" 501.
„Von deutscher Baukunst" **57** bis **58**, 132, 166, 398, 506, 573 (Sprache).
„Von Osten nach Westen —" 330.
„Von wem auf Lebens- und Wissensbahnen —" 505.
„Von wem ich es habe —" 243.
„Vor die Augen meiner Lieben" 497.
„Vor Gericht" 243.
„Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter —" 338.
„Vorschlag zur Einführung der deutschen Sprache in Polen" (Aufsatz) 568.
„Vorspiel zur Eröffnung des Weimarischen Theaters" (1807) 432 bis 433.
„Vossens Gedichte" (Aufsatz) 415.
Voß, J. H. (Sohn) 303, 364, 390, 586, 596—597.
Voß, J. H. (Vater) 63, 94, 244, 338—339 (Reineke), 367, 387, 389—391, 395, 412, 415, 517, 523.
Vulpius, Christian 205—206, 298.
Vulpius-Goethe, Christiane 11, 12, 24, 79, 201, 203, 205, 215 bis 216 (Stein), 219—221, 223 bis 224, 272, **295—310**, 310 bis 313, 325—330, 332—333, 351, 375, 391, 412 (Werner), 420, 423, **428—431**, 434, 435, 437, 447 (Bettina), **452—453** (Tod), 474, 492, 510, 578—579, 592, 594, 599.

W.

Wackenroder 408, 412.
Wagner, H. L. **59**, 63, 97—100, 102, 130, 166, 177.
Wagner, Richard 314 und 318 (Tasso), 449, 527.
„Wahlverwandtschaften, Die" 301, 363, 383, 407, 413, **437—440**, 445, 468, 506, 521, 522, 530, 562, 563, 578, 588.
„Wahre Genuß, Der" 45.
Waiblinger 555.
Waldner 228.
„Wallenstein, Schillers" (Aufsatz) 416.
„Wallensteins Lager" (Goethes Einschiebsel) 464.
Walther von der Vogelweide 514, 594.
„Wandelnde Glocke, Die" 502, 510.
„Wanderer, Der" 161, 278.
„Wanderers Nachtlied" 195, 211, 241, 509, 512, 516.

„Wanderers Sturmlied" 44, 72, 87, 98, **118**, 240, 395, 509, 515.
„Wanderer und Pächterin" 373.
„Warum denn wie mit einem Besen —" 608.
„Warum gabst du uns die tiefen Blicke —" 221.
„Warum ziehst du mich unwiderstehlich —" 184, 514.
„Was bedeutet die Bewegung —" 498.
„Was bringt zu Ehren? —" 500.
„Was der Dichter diesem Bande" 285.
„Was die Großen Gutes taten —" 456.
„Was heißt mit Zungen reden?" 169.
„Was hör' ich draußen vor dem Tor —" 512.
„Was ich mir gefallen lasse?" 458.
„Was mit mir das Schicksal gewollt? —" 570.
„Was stand auf den Tafeln des Bundes?" 169.
„Was wär ein Gott —" 503.
„Was wir bringen" 404.
„Was zieht mir das Herz so —" 376.
Wedell 207, 236, 479.
„Weiber, Die guten" 12, 438, 577, 587, 617.
„Weissagungen des Bakis" 375, 407.
Weiße, Chr. F. 40, 43, 94, 147, 165, 167.
„Weite Welt und breites Leben" 554.
„Weit und schön ist die Welt" 330.
„Welch ein himmlischer Garten—" 231.
„Welch ein Mädchen ich wünsche —" 305.
Welling 53.
„Weltliteratur" (Gedicht) 602.
„Weltseele" 376.
„Wenn der uralte —" 515.
„Wenn die Reben wieder blühen —" 376.
„Wer Gott ahnet —" 493.
„Wer ist der Verräter?" 562.
„Wer kauft Liebesgötter?" 376.
Werner, Z. 300, 411—413, 441, 443, 491, 493, 558, 597.
Wer nicht von dreitausend Jahren —" 602.
„Wer nie sein Brot mit Tränen aß —" 244, 509, 512.
„Wer sich der Einsamkeit ergibt —" 244.
„Werther, An" (Gedicht) 560.
Werthern, Frau von 207, 218.
Werthers Leiden 12, 42, 47, 56, 81, 93, 135, 137, 139, **140—158**, 159, 163, 170, 173, 190—191, 207, 210, 216, 235, 238, 245, 247, 250, 263, 316—318, 325, 358, 359, 377, 381, 382, 402, 406, 468, 506—507, 521, 524, 538, 563, 586, 588, 605 (Carlyle), 616.
„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt —" 489.
Westöstlicher Diwan 97, 368, 449 bis 451, 495—498, **498—501**, 505, 519, 523, 557, 568, 570.
„Wette, Die" 448, 464.
Weygand 145, 163.
Weyland 58, 60, 74.
Widmann, G. R. 175, 534.
„Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen —" 489, 504.
„Wie David königlich zur Harfe sang —" 602.
„Wiederfinden" 496.
„Wiederholte Spiegelungen"(Aufsatz) 82, 561.
„Wie du mir oft, geliebtes Kind" 242.
„Wie hast du's denn so weit gebracht —" 487.
„Wie herrlich leuchtet —" **85**, 88, 514, 516, 517.
„Wie im Morgenglanze —" 515.
„Wie kommt's, daß du so traurig bist —" 376, 512.
Wieland 24 (Frau Rat), 25, 38, 52, 64 (Shakespeare), 91, 93, 100, 104—105, 112 (Götz), **129—130**, 138, 164, 168, 173, 187, 189, 190, 195—196, 198 (Karl August), 204, **206**, 208 (Schröter), 216, 219, 225—227, 228, 229, 231, 233 (Lenz), 244, 246, 258, 259, 311, 348—349, 351, 355, 356, 377, 390—391, 395, 419, 420, 438 (Die guten Weiber), 441 u. 442 (Kleist), 444 (Napoleon), 449 bis 450 (Tod), 466, 479, 520, 522 (Götz), 526, 569, 593, 595, 596, 598.
„Wilhelm Meister" (Lieder im) 244, 376.
„Wilhelm Meisters Lehrjahre" 29, 84, 96, 157, **160**, 218, 225, 227, 234, 243, 244 (Lieder), 257, 259, 261—263, 268, 298, 340, 352, 366—**367** (Schiller), **377** bis **386**, 388, 407, 410 (Novalis), 459, 465, 468, 506, 509, 522, 529 (Mignon), 530, 561—565, 570, 572, 584, 605, 612.
„Wilhelm Meisters Wanderjahre" 83, 258, 407, 437, 446, 459, 491, 501, 522, 558—559, **561** bis **565**, 567, 577, 596, 605, 607.
Willemers 450, 474, **493—500**, 503, 558, 596.
„Willkommen und Abschied" 81, **85**.
„Willst du dich als Dichter beweisen —" 528.
„Willst du die Blüten des frühen" 313.
„Willst du mich sogleich verlassen —?" 607.
Winckelmann 17, 38, 68, 70, 91, 269, 326, 394, 395, 476—477, 492, 569, 592.
„Winckelmann und sein Jahrhundert" **416**, 422.
„Winter und Timur" 501.
„Wirkung in die Ferne" 502, 519.
Wit-Döring 588.
Witkowski 179.
„Woher hat es der Autor?—" 505.
Wolf, Chr. 91.
Wolf, Fr. A. 392, **427**, 446, 558, 604.
Wolff (Musiker) 207.
Wolff, Kaspar Fr. 486.
Wolfram von Eschenbach 396, 398, 509.
Woltmann, K. L. von 392.
Wolzogen, K. von 97, 302, 392.
„Wonne der Wehmut" 184, 516.
Wood, R. 66, 160.
„Wunderhorn, Des Knaben"(Aufsatz) 412, 428, 475.
„Wüßte nicht, was sie Bessers erfinden könnten —" 505.

X.

Xenien 312 (Stein), 364, 366, **368** bis **372**, 414, 417—418, 427, 540.

Y.

Young 66, 71, 98.

Z.

Zachariä 36.
„Zahme Xenien" 351, 442, 505, 518, 554, 559.
„Zauberflöte, zweiter Teil" 404.
„Zauberlehrling, Der" 372—373, 508, 510, 532.
Zedlitz, J. von 611.
Zelter 142, 419, **422**, 445—446, 450, 541 (Faust), 561, 580, 588, 590, 598, 601, 603, 605, 607, 611.
Ziegesar 443.
Ziegler, L. von 105.
Zimmermann 187, 210—212.
Zincgref 504.
Zola 529, 616.
„Zu des Rheins gestreckten Hügeln —" 493.
„Zueignung" (Da sind sie nun!) 54.
„Zueignung" (Der Morgen kam) 243, 259, 483.
„Zueignung" (Faust) 468, 532.
„Zu lieblich ist's —" 376.
„Zum Shakespeares-Tag" 63, 71, 87—88, **106—107**, 115, 166, 250, 286.
„Zur Theorie der bildenden Künste" (Aufsatz) 348.
„Zwei Worte sind es —" 503.
„Zwo wichtige Fragen" 169.
Zwischenkieferknochen 251—252.



Von **Eduard Engel** sind ferner erschienen:

Novellensammlungen: Paraskewula (Cotta). — Des Lebens Würfelspiel (Deutsche Union). — Wand an Wand, — Ausgewiesen (Reclam).

Griechische Frühlingstage. 2. Auflage.

Zur Literaturgeschichte:

Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 2 Bände. 6. Auflage.

Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. 3. Auflage.

Kurzgefaßte Deutsche Literaturgeschichte.

Das Jüngste Deutschland.

Geschichte der französischen Literatur. 7. Auflage.

Geschichte der englischen Literatur. 7. Auflage.

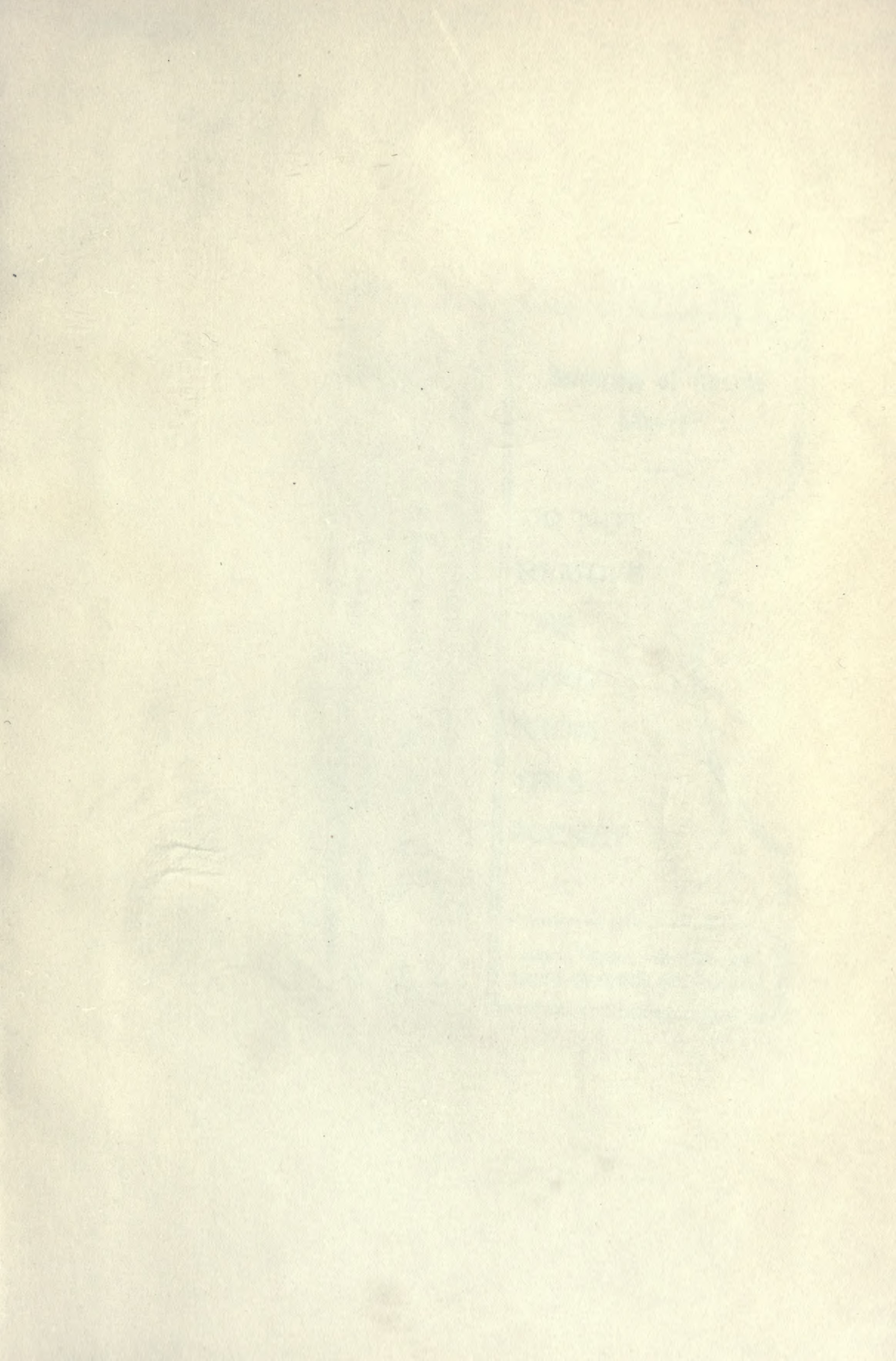
Psychologie der französischen Literatur. 3. Auflage.

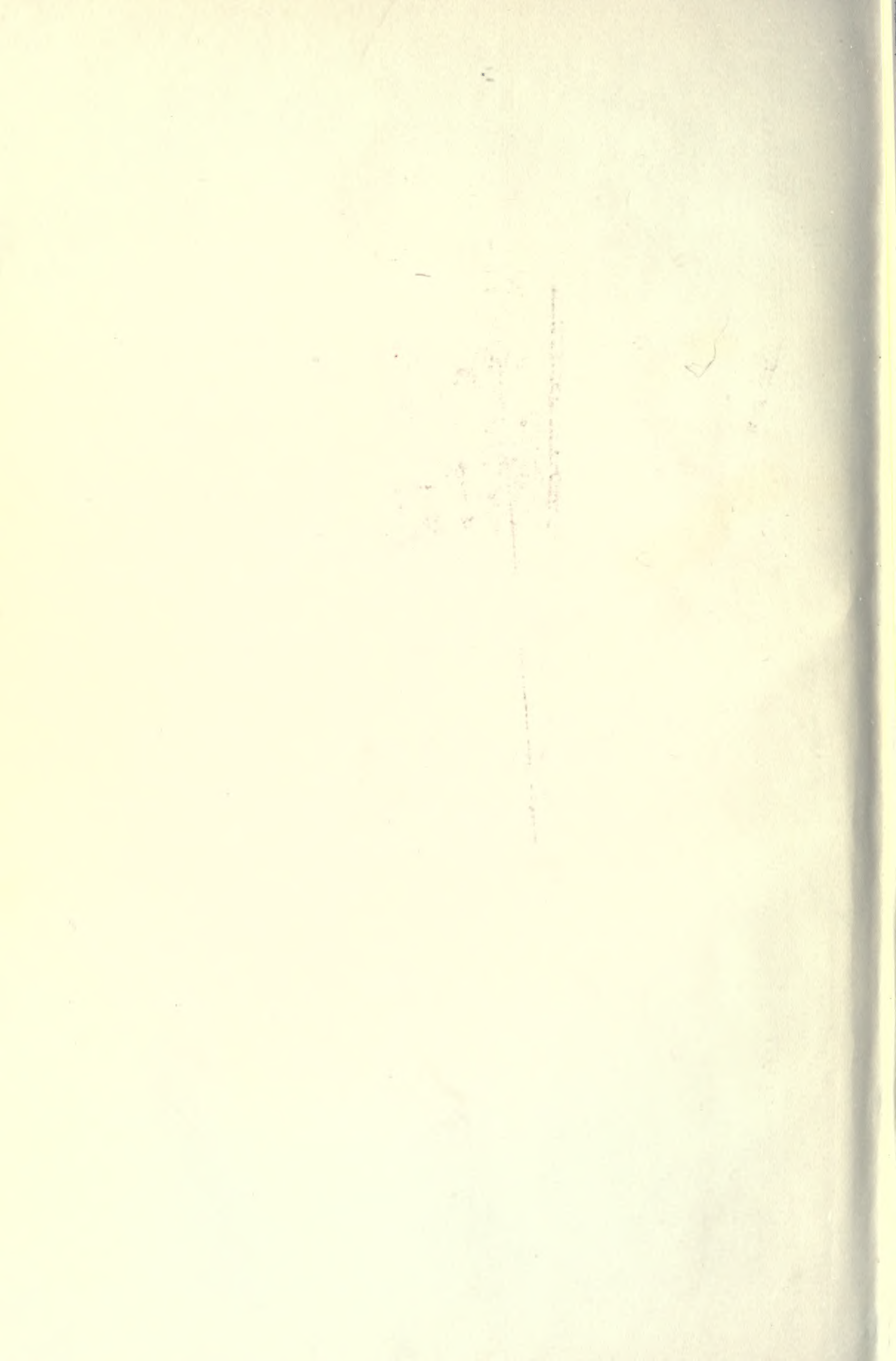
Byron. Tagebücher und Briefe. 4. Auflage.

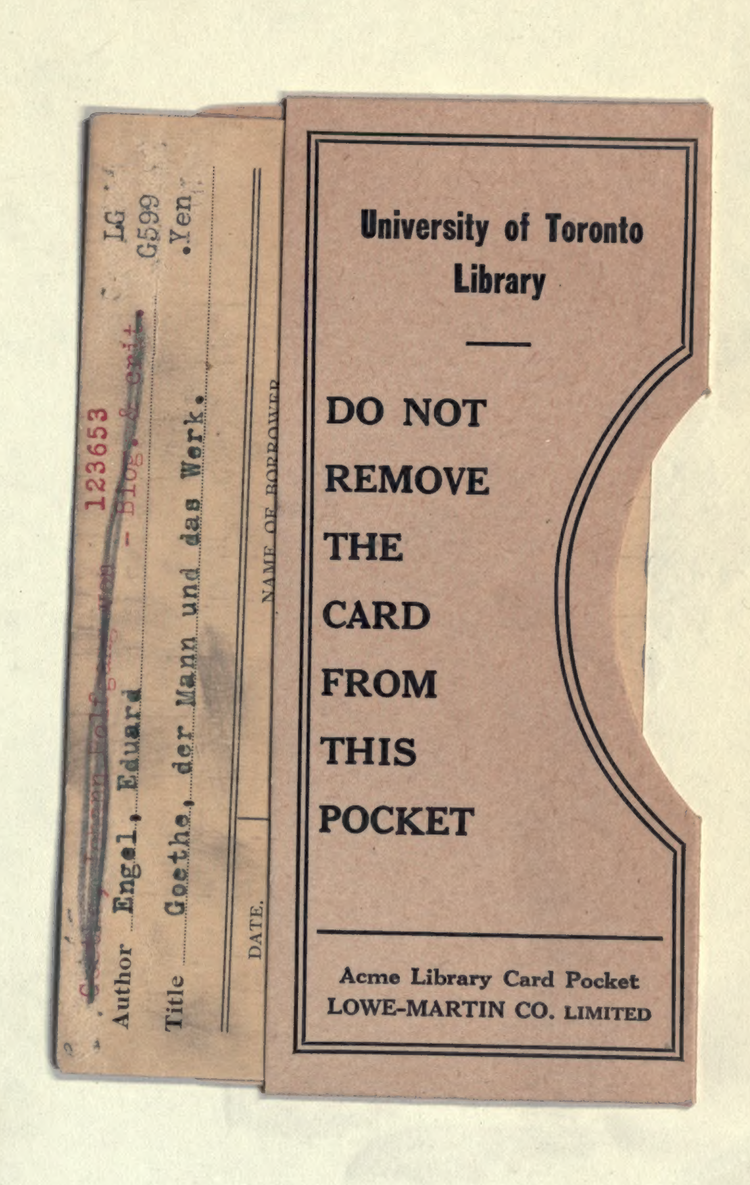
Shakespeare-Rätsel.











LG
G599
.Yen
123653
Author Engel, Eduard
Title Goethe, der Mann und das Werk.
DATE.
NAME OF BORROWER
University of Toronto Library
DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET
Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

